Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

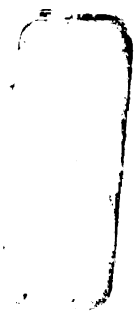
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXXI. Jahrgang 1916/1917

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.31:1

Inhaltsverzeichnis

XXXI. Jahrgang 1916/1917. Erster Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Boy-Ed, Ida: Der Spion. Eine Kriegserzählung 358
Diers, Marie: Unsere Mutter. Die Geschichte einer Reue 513
Ehrler, Hans Heinrich: Der Kuß. Skizze 334
Ertl, Emil: Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers. Novelle 121
Karwath, Juliane: Das schlesische Fräulein 443
Kraze, Friede H.: Die Zukunft. Erzählung 269
Lilienfein, Heinrich: Frau Beate und ihr Märchen. Novelle 413
Lippert, Georg Felix: Gaudeamus. Eine Kriegserzählung 490
Molo, Walter von: Der Vater. Ein Skizzenblatt 382
Sanden, Katharina von: Mathis. Eine Kriegserzählung 208
Wassermann, Jakob: Olivia oder Die unsichtbare Lampe. Erzählung 1, 161, 305
Zahn, Ernst: Cäcilia. Erzählung aus den Bergen 41
Zobeltitz, Hanns von: Die blaue Lore 79, 241, 383

Gedichte, Sprüche

Beaulieu, H. von: Absolution 68
Busse-Palma, Georg: Suchende Seele 285
Friedrich, Johann: Der neue Tod . . 336
— — Steinklee 100
Havemann, Julius: Abendsonne . . . 262
Heyck, Hans: Nacht im Felde 428
Huggenberger, Alfred: Bauernhochzeit 253
Kirchwehm, Gerhard: Abschied im Winter 571
Koerber, Adolf Victor von: Boelcke † 496
Kurz, Isolde: Deutschland. Eine Pilgerfahrt (Mittsommer 1914) 234
*Möller, Marx: „Uns ist ein Kind geboren!" Mit zwei Zeichnungen von Franz Stassen 441
Münchhausen, Börries Frhr. von: Sächsische Reiter-Offiziere 185
Netto, Walter: Deine kommenden Jahre 218
Romberg, Otto: An Schillers Sterbelager. Sommer 1916 332
Schewe, Karl: Der alternde Prophet . 142
Schwarz, Fritz: Meeresstille 433
Seidel, Ina: Ehe 489
— — Eichen 144
— — Einschlafen 484
— — Schwermütige Landschaft . . . 144

Seite

Trembour, Fritz: Mein Baum . . . 67
Tyrol, Marie: Volksweisen 19
Volker, Reinhard: In der Schmiede . 268

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

*Moser, Prof. Kolo: Mein Werdegang. Mit achtzehn Abbildungen 254

Kunst und Literatur

*Gregori, Ferd.: Erinnerungen an Josef Kainz. Mit einem Bildnis . . 61
*— — Zu Oskar Zwintschers Gedächtnis. Mit zwei Einschaltbildern und vier Textabbildungen in Faksimiledruck 476
Herterich, Prof. Ludwig: Aus meinem Leben 193
*Hirschberg, Dr. Leopold: Karl Loewes Bilder aus deutscher Vergangenheit. (Zum 120. Geburtstag des Meisters, 30. November 1916.) Mit einem Bildnis 364
*Illustrierte Rundschau . 154, 297, 434, 578
*Knapp, Prof. Dr. Fritz: Deutsche Maler aus napoleonischer Zeit (Philipp Otto Runge — Caspar David Friedrich — Georg Friedrich Kersting). Mit drei Einschalttafeln und vierzehn Textabbildungen in Tondruck . . . 397
*Scapinelli, Karl Graf: Der Krieg in Tirol. Mit fünfzehn Bildern und Zeichnungen des Kriegsmalers Hans Beatus Wieland in teilweise mehrfarbiger Wiedergabe 107
*Servaes, Dr. Franz: Fritz Boehle. Mit vier Einschaltbildern in Tondruck und neun Textabbildungen nach Werken des Künstlers 69
*— — Goethe und Christiane. Mit einem Bildnis 560
*Wagenführ, Georg: Malerwanderungen zur Front auf Gallipoli. Erinnerungsblätter. Mit sechzehn Aquarellen des Künstlers in Faksimilewiedergabe 337
*Wolf, Dr. Georg Jacob: Ludwig Herterichs Werk. Zum 60. Geburtstage des Künstlers. Mit dem Bildnis des Künstlers und zwanzig teilweise mehrfarbigen Wiedergaben von Werken seiner Hand 202
Zu unsern Bildern . . 154, 297, 434, 578

Digitized by Google

Seite

Sonstige Aufsätze

Berger, Prof. Dr. Karl: Marschall Vorwärts und die Diplomaten 498
Birt: Prof. Dr. Theodor: Wir Barbaren! Eine Betrachtung 485
Bittrich, Max: Zähringer Land. Schwarzwaldblicke in Hörweite des Weltkriegs 137
*Boehn, Max von: 200 Jahre Kleiderkunst. 1700—1900. Mit vier Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und vierundzwanzig teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 537
Bölsche, Wilhelm: Das Schwein . . . 353
*Bombe, Katharina: Bewegungstechnik und Ausdruckskunst der Frau. Mit zweiundzwanzig Abbildungen . . . 273
Dominik, H.: Der Kanaltunnel . . . 216
Fred, W.: Der „Matin" und seinesgleichen 553
*Fürst, Artur: Elektrische Großkraftwerke. Mit sechs Abbildungen. 505
Hansemann, Geheimrat Prof. Dr. D. von: Über die Bekämpfung der Seuchen im Felde 263
Herre, Prof. Dr. Paul: Die geschichtliche Stellung der kleinen Staaten . . . 326
Hersfeld, E. von: Bordleben im Kriege 187
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Drachen und Koggen. Bilder aus der Seeherrschaft der Germanen. Mit einer mehrfarbigen Einschalttafel und sechzehn Textbildern 369
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Der „Baralong"-Geist in der englischen Politik. 20
— — Zeitgeschichtlicher Rückblick 145, 286, 423, 572
*Kolbe, Prof. Dr. Walter: Die Marneschlacht. Mit einem Kärtchen . . . 229
Lenz, Prof. Dr. Max: Das Zeitalter der französischen Revolution und ihre Weltkriege im Vergleich zur Gegenwart 54
*Norbert, Willy: Schloß Wilhelmsthal. Mit siebzehn zumeist mehrfarbigen Abbildungen nach ebensolchen Aufnahmen von Hermann Boll in Berlin . 25
*Perfall, Anton Frhr. von: Die Trophäe! Nachgelassene Plauderei. Mit sechzehn Abbildungen 219
Seeck, Prof. Dr. Otto: Imperator Caesar Augustus 101
Zimmermann, Legationsrat Dr. Alfred: Deutschland und das Ende von Dänemarks Westindien 282
*Zobeltitz, Hanns von: Johannes Klasing. Zu seinem 70. Geburtstage. Mit einem Bildnis nach dem Gemälde von Prof. Leo Samberger 183

Neues vom Büchertisch

Bahr, Hermann: Himmelfahrt . . . 431
Bartsch, Rudolf Hans: Unerfüllte Geschichten 431
Brausewetter, Arthur: Wer die Heimat liebt wie du 293
Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse 571
Brod, Max: Tycho Brahes Weg zu Gott 149
Ernst, Otto: Semper der Mann . . . 151
Faber, Kurt: Unter Eskimos und Walfischfängern 570
Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers . . 296
Fock, Gorch: Nordsee 569
Freksa, Friedrich: Gottes Wiederkehr . 432
Ginzkey, Franz Karl: Der Gaukler von Bologna 568
Grazie, Marie Eugenie delle: Das Buch der Liebe 293
Haase, Lene: Meine schwarzen Brüder 570
Hauschner, Auguste: Der Tod des Löwen 151
Heine, Anselma: Fern von Paris . . 295
Huggenberger, Alfred: Die Geschichte des Heinrich Lentz 567
Kröger, Timm: Novellen 433
Löns, Hermann: Aus Forst und Flur . 430
Mahn, Paul: Der Kamerad 152
Meyrink, Gustav: Fledermäuse . . . 295
Michel, Robert: Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn 153
Paasche, Hans: Fremdenlegionär Kirsch 153
Perutz, Leo und Paul Frank: Das Mangobaumwunder 296
Rantzau, Adeline Gräfin zu: Hein Spinners Feldzug 433
Rosegger, Peter: Das lichte Land . . 433
Schuller-Schullerus, Anna: Heimweh 569
Seebeck, Moritz: Aus sonniger Kindheit 296
Winkelglück 571
Zifferer, Paul: Die fremde Frau . . 294

Kunstbeilagen

Albrecht, Prof. Carl: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 96 u. 97
Behrens, Frank: Der Dorfgraben. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 440 u. 441
Bergen, Claus: Im 30,5 cm-Geschützturm eines Großkampfschiffes während der Schlacht. Aquarell. Faksimiledruck . . . . . zw. 232 u. 233
Boucher, François: Bildnis aus der Zeit Ludwigs XV. (Marquise de Pompadour). Gemälde. Faksimiledruck zw. 544 u. 545
Dettmann, Prof. L.: Novemberabend am Luganer See. Pastellgemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 312 u. 313
Erpff, Hans: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 304 u. 305
Fehr, Prof. Friedrich: In der Kirche zu Slonim. Ölskizze. Faksimiledruck zw. 328 u. 329
Feuerbach, Anselm: Bildnis der Nanna. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 100 u. 101
Gartmann, Albert: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457
Goossens, J.: Siegesfahnen. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 128 u. 129
Hafenszene. Miniatur aus dem Hamburger Stadtrecht. Faksimiledruck zw. 376 u. 377

Digitized by Google

Seite

Herterich, Prof. L.: Der Sommer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 208 u. 209
— — Sommerabend. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 196 u. 197
Hoch, Prof. Franz: Herbst. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 292 u. 293
Junghanns, Prof. J. P.: Herbstweide. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 44 u. 45
Leistner, Albrecht: Straßenarbeiten. Aquarell. Faksimiledruck . zw. 448 u. 449
Matthieu, Georg David: Prinz Friedrich Franz von Mecklenburg mit seinem Erzieher von Usedom. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 536 u. 537
Meinzolt, Georg M.: Abend an der Elbe. Gemälde. Faksimiledruck zw. 160 u. 161
Müller, Prof. P. P.: Im Buchenwald. Ölstudie. Faksimiledruck . . zw. 16 u. 17
Pforr, J. G.: Pferde an der Tränke. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 148 u. 149
Richter, Klaus: Don Quixote. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 8 u. 9
Ritter, Prof. Caspar: In der Dämmerung. Gemälde. Faksimiledruck zw. 392 u. 393
Samberger, Prof. Leo: Kommerzienrat Johannes Klasing. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 184 u. 185
Seitz, Prof. Otto: Der letzte Tropfen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 568 u. 569
Strathmann, C.: Die grüne Vase. Gemälde. Faksimiledruck . . . . Titelbild
Zügel, Prof. Heinrich von: Vor dem Aufbruch. Gemälde. Faksimiledruck zw. 416 u. 417
Zwintscher, Prof. Oskar: Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 472 u. 473
— — Rosenfest. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 484 u. 485

Einschalt- und Text-Bilder

Anheißer, Roland: Rozenhoedkaai in Brügge. Radierung 577
Bär, Anton: Artillerie zieht durch das brennende Parux. Zeichnung . . . 427
Boehle, Fritz: An der Pflugschar. Gemälde 73
— — Bauern, einen Baum pflanzend. Radierung 77
— — Christus am Kreuz. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
— — Der heilige Christophorus. Gemälde 74
— — Der heilige Georg. Radierung . 70
— — Der Raub der Europa. Gemälde 78
— — Einsiedler mit Hirsch. Gemälde 77
— — Heimkehr. Gemälde. Tondruck zw. 76 u. 77
— — Holländische Landschaft. Gemälde 71
— — In der Schwemme. Gemälde . 75
— — Junger Ritter. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 68 u. 69
— — Ritter. Gemälde. Tondruck zw. 80 u. 81
— — Selbstbildnis des Künstlers . . 69
Breuer, Prof. Peter: Beethoven. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Buri, Max: Dorfpolitiker. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
Busch, Prof. Arnold: General der Infanterie Hans von Beseler. Zeichnung 143
— — Fliegerhauptmann Oswald Boelcke. Zeichnung 497
— — General der Infanterie Erich Ludendorff. Zeichnung 352
Damberger, J.: Bauernfamilie. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
Diez, Prof. Julius: Märchen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 520 u. 521
Friedrich, Caspar David: Das Kreuz auf der Felsenspitze. Gemälde. Tondruck 407
— — Greifswald im Mondschein. Gemälde. Tondruck 405
— — Harzlandschaft. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 396 u. 397
— — In Betrachtung des Mondes. Gemälde. Tondruck 406
— — Landschaft mit Regenbogen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 404 u. 405
Gärtner, Fritz: Pioniere. Radierung . 333
— — Waffen und Feldfrüchte. Radierung 325
Graf, Hermann: Die alte Rüstung. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Graf, Oskar: Fliegerleutnant Immelmann. Lithographie 53
Greiner, Prof. Otto: Kriegskinder. Gemälde. Tondruck . . . zw. 320 u. 321
Herterich, Prof. Ludwig: Abenddämmerung. Gemälde 203
— — Dekorative Malereien. Sieben Wiedergaben . . . . . zw. 204 u. 205
— — Der heilige Georg. Gemälde . 195
— — Der Herbst. Gemälde. Faksimiledruck 198
— — Die Gärtner. Skizze aus einer dreiteiligen Wanddekoration. Faksimiledruck 197
— — Die Grablegung Christi. Gemälde. Faksimiledruck 207
— — Ulrich von Hutten. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 200 u. 201
— — Im Spiegel. Gemälde. Faksimiledruck 201
— — Lebensglück. Entwurf für eine Wanddekoration. Faksimiledruck . . 204
— — Ritter mit Schimmel. Gemälde. Faksimiledruck 199
— — Skizze zu einem Deckengemälde „Der Himmel mit den Sternenbildern". Faksimiledruck 205
— — Johanna Stegen. Gemälde . . 194
Hosaeus, Prof. Herm.: Der Morgen. Bildwerk. Tondruck . . zw. 176 u. 177
Hoetger, Prof. B.: Bildnis. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 88 u. 89
Kaufmann, Prof. Hugo: Studienkopf. Marmorbildwerk. Tondruck zw. 360 u. 361
Kersting, Georg Friedrich: Am Fenster. Gemälde. Tondruck . . . zw. 408 u. 409
— — Am Schreibtisch. Gemälde. Tondruck 409
— — Beim Haarflechten. Gemälde. Tondruck 411

Digitized by Google

Seite

Kersting, Georg Friedrich: Der Maler Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt. Gemälde. Tondruck . . 404
— — Die Stickerin. Gemälde. Tondruck 412
König, Friedr.: Beim Vorlesen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 168 u. 169
Looschen, Prof. Hans: Im Walde. Kohlezeichnung 324
Moser, Prof. Koloman: Aktstudie. Zeichnung 255
— — Bildnis von Hermann Bahr. Zeichnung 255
Runge, Philipp Otto: Das Söhnchen des Künstlers. Gemälde. Tondruck . 400
— — Der Künstler mit Frau und Bruder. Gemälde. Tondruck 402
— — Der Morgen. (Aus der Folge der Tageszeiten.) Gemälde. Tondruck . 399
— — Die Eltern des Künstlers. Gemälde. Tondruck 401
— — Die Hülsenbeckschen Kinder. Gemälde. Tondruck 403
— — Fragment aus der zweiten Fassung des „Morgens". Tondruck . . 398
— — Selbstbildnis. Gemälde. Tondruck 397
Samberger, Prof. Leo: Ludwig Herterich. Bildniszeichnung. Tondruck zw. 192 u. 193
Scheurenberg, Prof. Josef: Mädchenkopf. Zeichnung 512
Schmidt, Joh. Heinrich: König Anton von Sachsen mit seiner ersten Gemahlin Charlotte. Pastellgemälde. Tondruck . . . . . zw. 540 u. 541
Thielmann, Wilh.: Nach der Arbeit. Gemälde. Tondruck . . . zw. 272 u. 273
Thiemann, M. S.: Aus Meersburg. Radierung 85
Thoms, Richard: In Düsternbrook. Künstlerische Aufnahme. Tondruck zw. 248 u. 249
Tischbein, Joh. Friedr. August von: Bildnis der Gräfin Therese Fries. Gemälde. Tondruck . . zw. 548 u. 549
Tuaillon, Prof. Louis: Das Robert Koch-Denkmal in Berlin. Marmorbildwerk 265
Vogel, Prof. Hugo: Generalfeldmarschall von Hindenburg. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 24 u. 25
Wagenführ, Georg: Bilder von Gallipoli. Siebzehn Aquarelle in Faksimilewiedergabe . . . . . 337—351
Wieland, Hans Beatus: Der Krieg in Tirol. Fünfzehn Bilder und Zeichnungen in teilweise mehrfarbiger Wiedergabe . . . . . 107—120
Wolfthorn, J.: Bildnis einer Dame. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 48 u. 49
Zeitler, Joseph. Der wackere Schwabe. Holzbildwerk. Tondruck . . zw. 384 u. 385
Zwintscher, Prof. Oskar: Bildnis einer Dame. Gemälde. Faksimiledruck . . 483
— — Bildnis von Prof. Ferdinand Gregori. Gemälde. Faksimiledruck . 477
— — Die Gattin des Künstlers. Gemälde. Faksimiledruck 479
— — Lenzrausch. Gemälde. Faksimiledruck 481

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

*Arbeiten, Künstlerische, in Eisen aus älterer Zeit 298
*— — der Kriegsbeschädigten in Danzig 581
*Dresden: Das neue Städtische Ausstellungsgebäude 157
*Helmer, Philipp: Knabenbildnis. Gemälde 301
*Honold, Georg: Inneneinrichtungen . 303
*Kissingen: Das Kgl. Bayrische Militärkurhaus 438
*Kriegsdenkmünzen von Helene Scholz-Wien, Carl Melville-Erfurt, B. H. Mayer-Pforzheim 159
*Kruse, Käthe: Neue Puppen 580
*Leibl, Wilhelm, im Kreise seiner Freunde. Gemälde 301
*Leipzig: Die Deutsche Bücherei . . . 434
*Liebermann, Ferdinand: Eitelkeit — Tarantella. Porzellanfiguren . . . 579
*Mayrshofer, Max: Rennplatz. Gemälde 302
*„Modernen Galerie" in München, Der neue Katalog der 301
*Rethel, Alfred: Ausstellung seines künstlerischen Nachlasses 154
*Schmidt-Cassel, Gustav: Holzbildwerk „Feldmarschall Hindenburg als Deutschritter" 578
*Schuch, Karl: Landschaft mit Brücke. Gemälde 302
*Silberarbeiten und Schmuckgegenstände aus den Wiener Werkstätten . . . 436
*„Unterstand", Ein, an der Front . . 583
*Vogel, Else: Klöppelarbeiten . . . 435
*Wrba, Prof. Georg: Reiterin. Bildwerk 157

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75
(einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Olivia oder die unsichtbare Lampe. Erzählung von Jakob Wassermann	1
Volksweisen. Gedicht von Marie Tyrol	19
Der „Baralong"-Geist in der englischen Politik. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin	20
Schloß Wilhelmsthal. Von W. Norbert. Mit siebzehn zumeist mehrfarbigen Abbildungen nach ebensolchen Aufnahmen von Hermann Boll in Berlin	25
Cäcilia. Eine Erzählung aus den Bergen von Ernst Zahn	41
Das Zeitalter der französischen Revolution und ihre Weltkriege im Vergleich zur Gegenwart. Von Professor Dr. Max Lenz in Hamburg	54
Erinnerungen an Josef Kainz. Von Ferd. Gregori. Mit einem Bildnis	61
Mein Baum. Gedicht von Fritz Trembour	67
Absolution. Gedicht von H. v. Beaulieu	68
Fritz Boehle. Von Dr. Franz Servaes. Mit vier Einschaltbildern in Tondruck und neun Textabbildungen nach Werken des Künstlers	69
Die blaue Lore. Von Hanns von Zobeltitz	79
Steinklee. Gedicht von Johann Friedrich	100
Imperator Caesar Augustus. Von Prof. Dr. Otto Seeck in Münster	101
Der Krieg in Tirol. Von Karl Graf Scapinelli, Kriegsberichterstatter. Mit fünfzehn Bildern und Zeichnungen des Kriegsmalers Hans Beatus Wieland in teilweise mehrfarbiger Wiedergabe	107
Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers. Novelle von Emil Ertl	121
Zähringer Land. Schwarzwaldblicke in Fernweite des Weltkriegs.	127

Digitized by Google

Seite

Der alternde Prophet. Gedicht von Karl Schewe 142
Landschaften: Eichen — Schwermütige Landschaft. Zwei Gedichte von Ina Seidel 144
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. O. Hoetzsch, Berlin 145
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse. 149
Illustrierte Rundschau: Die Ausstellung des künstlerischen Nachlasses von Alfred Rethel in Düsseldorf — Das neue städtische Ausstellungsgebäude in Dresden mit der „Reiterin" von Prof. Georg Wrba — Kriegsdenkmünzen von Helene Scholz-Wien, Carl Melville-Erfurt, B. H. Mayer-Pforzheim — Zu unsern Bildern . . 154

Kunstbeilagen:

Die grüne Vase. Gemälde von C. Strathmann. Faksimiledruck Titelbild
Don Quixote. Gemälde von Klaus Richter. Faksimiledruck . . . 8—9
Im Buchenwald. Ölstudie von Prof. P. P. Müller. Faksimiledruck 16—17
Herbstweide. Gemälde v. Prof. J. P. Junghanns. Faksimiledruck 44—45
Stilleben. Gemälde von Prof. Carl Albrecht. Faksimiledruck 96—97
Bildnis der Nanna. Gemälde von Anselm Feuerbach. Faksimiledruck . . . . . 100—101
Siegesfahnen. Gemälde von J. Goossens. Faksimiledruck. 128—129
Pferde an der Tränke. Gemälde v. J. G. Pforr. Faksimiledruck 148—149

Einschaltbilder:

Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Zeichnung von Prof. Hugo Vogel. Tondruck . . 24—25
Bildnis einer Dame. Gemälde v. J. Wolfthorn. Tondruck 48—49
Christus am Kreuz. Gemälde von Fritz Boehle. Tondruck . . 64—65
Junger Ritter. Gemälde von Fritz Boehle. Tondruck . . 68—69
Heimkehr. Gemälde von Fritz Boehle. Tondruck . . . . 76—77
Ritter. Gemälde von Fritz Boehle. Tondruck . . . . . 80—81
Bildnis. Bildwerk von Prof. B. Hoetger. Tondruck . . . . 88—89
Bauernfamilie. Gemälde von J. Damberger. Tondruck . 136—137

Selbständige Textbilder:

Fliegerleutnant Immelmann. Lithographie von Oskar Graf 53
Aus Meersburg. Radierung von M. S. Thiemann 85
General der Infanterie Hans von Beseler. Zeichnung von Prof. Arnold Busch. 143

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . . 1—16
darunter folgende Sonderabteilungen
Töchterpensionate. 4
Unterrichtsanstalten. . . . 4
Heilanstalten . . . . . 4—5
Hotels. 5
Bäder- und Reise-Anzeiger . 5—8
Anzeigenteil am Schluß . . . . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Die grüne Vase

Gemälde von Carl Strathmann

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 — Heft 1. September 1916

Olivia oder Die unsichtbare Lampe

Erzählung von Jakob Wassermann

Im Hause des Professors Khuenbeck, eines angesehenen Wiener Arztes, war große Gesellschaft. Man hatte reich getafelt, die Unterhaltung war im besten Fluß, und wie auf viele andere Dinge kam die Rede auch auf die Kinder. Eine Dame, die vor kurzem das Töchterchen des Hauses flüchtig gesehen hatte, rühmte dessen besondere Schönheit und Lieblichkeit. Frau Khuenbeck lächelte geschmeichelt, einige andere Damen gaben ihr Verlangen kund, das Mädchen zu sehen, den Hinweis auf die späte Stunde ließen sie nicht gelten, und sie wandten sich an den Professor, der, unschlüssig und wie beschämt, nicht wußte, wie er die Bitte aufnehmen sollte. Indessen hatte Frau Khuenbeck, die einer eitlen Regung nicht zu widerstehen vermochte, einem der Dienstboten einen Wink gegeben und ging dann selbst in das Zimmer, wo ihre beiden Kinder schliefen, der zweijährige Ferdinand und die sechsjährige Olivia.

Schon saß Olivia auf dem Schoß des Dienstmädchens, die Augen voll Schlaf; es wurde ihr ein Atlaskleidchen angetan, die Haare wurden ihr gekämmt, weiße Strümpfe und weiße Schuhe kamen an die Beinchen, und so trug sie die Mutter in die strahlend erleuchteten Räume hinüber. Die Gäste scharten sich um Mutter und Kind; ein Laut der Überraschung und Befriedigung tönte ihnen entgegen. Olivia blickte voll Angst und Zagen in die vielen fremden Gesichter, deren Neugierde und Erstaunen ihr unbegreiflich waren.

Abseits von allen stand ein junger Mann und schaute still auf die Gruppe. Er dachte, daß der Professor dem Schauspiel ein Ende bereiten werde; da dies aber nicht geschah, rief er plötzlich mit scharfer, ja barscher Stimme aus: „Gnädige Frau, stecken Sie doch den armen Wurm wieder ins Bett; den Rummel wird er ohnedies bald genug kennen lernen.“

Alle lachten; Frau Khuenbeck errötete und trug das Kind schnell hinaus.

Olivia hatte die Worte gehört und verstanden; sie bewahrte dem, der sie gesprochen, heimlichen Dank. Der junge Mann verkehrte oft im Hause; bald wußte sie seinen Namen; er hieß Robert Lamm und war damals noch ein unbeachteter Beamter im Ministerium.

Stets, wenn sie ihn sah, hatte sie dasselbe Dankgefühl; in Stunden kindlicher Bedrängnis tauchte ihr sein Bild als das eines Helfers auf. Er war die Verkörperung einer strengeren Schutzgottheit neben der sanften des Vaters.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn der Professor an seinem Schreibtisch saß, geschah es oft, daß sich Olivia ins Zimmer stahl, sich ganz leise auf den Teppich zu seinen Füßen niederließ und in Büchern und in Heften blätterte, die auf dem Boden aufgeschichtet lagen. Meist bemerkte sie der Professor erst, wenn er die

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Feder weglegte und sich erhob; dann sagte er: „Du bist da, Kind?“ und lächelte. Olivia war glücklich, daß es ihr gelungen war, ihn nicht zu stören.

Manchmal machte er kleine Spaziergänge im Park, dann nahm er Olivia mit und führte sie an der Hand. Verwundert betrachteten die Leute das schöne Kind. Olivia glaubte jedoch immer, daß sie nach dem Vater sahen, der so nachdenklich und voll Würde dahinschritt. Sie war stolz auf ihn.

Einst hatte Olivia die Mutter belogen. Sie war mit dem Fräulein im Prater gewesen und hatte gesagt, sie sei bei ihrer Tante, Frau von Scheyern, gewesen. Ihr Bruder Ferdinand hatte sie in aller Unschuld verraten. In der Entrüstung darüber forderte die Mutter, daß sie zur Strafe in einer Ecke knien sollte. Olivia weigerte sich aber mit solcher Leidenschaft, daß die Mutter immer mehr in Zorn geriet. Da kam der Professor in die Stube; ihn sehen und an seinen Hals stürzen, war für Olivia eins; sie wollte nicht knien, schluchzte sie und klammerte sich so krampfhaft an den Vater, daß der erschrockene Mann alle Mühe hatte, sie zu beruhigen

Etwa ein Jahr nach diesem Vorfall, Olivia war damals elf Jahre alt, trat der Professor eine Erholungsreise nach Italien an. Olivia empfand seine Abwesenheit schmerzlich, und jeden Morgen setzte sie sich hin und schrieb ihm einen Brief. In Neapel wurde der Professor schwer krank und starb eines plötzlichen Todes.

Olivia begriff es nicht. Der Leichnam kam, die Beerdigung fand statt, viele Leute waren im Haus, die Mutter weinte, der Bruder, die Verwandten weinten, Olivia begriff es nicht. Für sie war der Vater immer noch verreist; sie glaubte und begriff nicht seinen Tod.

Tag für Tag setzte sie sich hin und schrieb ihm einen Brief. Sie teilte ihm die kleinen Ereignisse ihres Lebens mit, erzählte von der Mutter und von Ferdinand, sprach von ihren Vorsätzen, von ihrem Eifer, zu lernen, von ihrem Wunsch, etwas zu werden und ihm Ehre zu machen. Da sie aber keine Adresse wußte, sammelte sie alle Briefe in einer Mappe, — so lange, bis sie endlich begriff.

Die großen Einnahmen des Professors waren von dem luxuriösen Haushalt verschlungen worden; nach seinem Tod blieb nur ein bescheidenes Kapital übrig, und Frau Khuenbeck sah sich zur Sparsamkeit gezwungen.

Bei der Ordnung der Vermögensangelegenheiten und des neuen Lebens war es Robert Lamm, der der Witwe als Freund zur Seite stand. Frau Khuenbeck hatte einen an Furcht grenzenden Respekt vor ihm. Auf Ferdinands Erziehung übte er einen entscheidenden Einfluß, während er Olivias Tun und Lassen gleichmütiger zu betrachten schien.

Robert Lamm hatte in wenigen Jahren eine bedeutende Laufbahn zurückgelegt, die selbst von Übelwollenden seinen Verdiensten zugerechnet wurde. Er war Hofrat am Verwaltungsgerichtshof, hatte beneidete Auszeichnungen erhalten und genoß als juristischer Schriftsteller den Ruf einer Autorität.

Sein Wesen verkündete Mut und Entschlossenheit; er war der Schrecken ganzer Heere von Beamten, denn ihm war eine seltene Kraft eigen, nämlich eine Sache, die er für gut und gerecht hielt, durchzusetzen.

Von früh an atmete Olivia gern die Luft um diese ehrliche, furchtlose und derbe Persönlichkeit. Sie kam ihm herzlich entgegen, und er hatte immer ein herzliches Wort für sie. Während er mit der Mutter sprach, stand sie in seiner Nähe; lächelte er ihr zu, so ging sie hin und lehnte sich an seine Schulter.

Aber als sie zum Fräulein heranwuchs, wurde er förmlicher. Er hörte plötzlich auf sie zu duzen; Olivia erhob Einwände. Er verbeugte sich und sagte, wenn sie es ausdrücklich verlange und die gnädige Frau, er verbeugte sich gegen Frau Khuenbeck, es erlaube, werde er sie wieder duzen, doch dürfe es keine einseitige Freiheit bleiben, sie müsse ihn dann ebenfalls duzen. „Aber ich habe es ja immer getan!“ rief Olivia erstaunt. — „Gewiß, nur paßt mir der Onkel nicht,“ erwiderte er mit einer Grimasse, „ich hasse die Onkels.“

So nannte sie ihn also Robert und Du. Gleichwohl behielt er seine Förmlichkeit bei, die den Charakter spöttischer Galanterie annahm, als ihm manches an Olivias Lebensführung zu mißfallen begann. Sie

Digitized by Google

war so eifervoll, so lernwütig, so auf Bücher versessen, so atemlos tätig, das mißfiel ihm; er äußerte sich nicht darüber, er wurde nur immer spöttischer und galanter.

Eines Abends kam er, als Olivia bei einem Buch saß. Er beugte sich über ihre Schulter, sah noch genauer hin, schüttelte den Kopf, und da ihn Olivia fragend anschaute, nahm er das Buch, blätterte, schüttelte abermals den Kopf und fragte endlich: „Wie alt bist du denn jetzt?"

„Siebzehn war ich," antwortete Olivia. Ihr Haar leuchtete wie Gold im Lichte der Lampe.

„Siebzehn Jahre, und Plato im Original!" rief der Hofrat aus. Sein Gesicht war so traurig, daß Olivia lachen mußte.

„Und womit sie ihren Kopf sonst noch plagt", mischte sich die Mutter ins Gespräch; „Mathematik und Philosophie und Literatur und Geschichte und Klavierspiel und Vorträge, wahrhaftig, mir schwindelt, wenn ich zusehe."

So oft nun der Hofrat da war, hatte er immer denselben Blick für Olivia, in dem zugleich Kritik und Bedauern lag. Der Blick sagte: was soll es dir nützen, Mädchen, Plato im Original zu lesen? Wozu schlingst du tote Wissenschaft in dich hinein? Was sollen dir die Scharteken?

Wahrscheinlich wußte er zu wenig von der Jugend, mit der Olivia aufwuchs; von ihrem Heißhunger nach neuem Stoff und neuer Form, nach Gehalt und Entfaltung. Dies Geschlecht mußte sich alles ertrotzen, Arbeit und Genuß, Urteil und Zukunft, wenn es den Erbübeln des Landes und der Rasse nicht erliegen wollte: der Frivolität und der Trägheit. Verloren sie in ihrem Trieb, sich hinzugeben, das Maß, so durften sie doch die Vorsichtigen verachten, die bequemen Romantiker, die feigen Hüter des Herkömmlichen.

Er wußte nichts von dieser Jugend, sah nicht Lebensfülle und hoffnungsvolles Werden, sondern Übergriff und Eitelkeit. Einst kam er zu Frau Khuenbeck und war enttäuscht, Olivia nicht zu treffen. Sie war ins Konzert gegangen. „Es ist das zweite in dieser Woche," sagte Frau Khuenbeck; „und einmal Theater, und einmal eine Bilderausstellung, und am Sonntag auf den Schneeberg. Sie ist nicht zu halten, ich weiß nicht, wo sie die Zeit und die Kraft zu allem hernimmt."

„Und das da auch noch," sagte der Hofrat, und deutete auf einen Tennisschläger und ein Paar weiße Schuhe, die auf einem Stuhle lagen.

„Ja, das auch," antwortete Frau Khuenbeck. Als sie das finstere Gesicht des Hofrats gewahrte, fügte sie rasch hinzu: „Aber es ist nicht Vergnügungssucht, wie Sie vielleicht meinen, es ist etwas anderes. Sie ist von allem, was sie macht, so voll und tut alles, was sie tut, so freudig, daß man es nicht übers Herz bringt, sie zu stören."

Diese Begründung war für den Hofrat ein Schall. Olivia war schön; das allein gab ihr Wert in seinen Augen. Alle Beflissenen waren häßlich; Bücher machten häßlich, Wissen machte häßlich, sich unter die Menschen zu drängen, machte häßlich. Auf Sportplätzen die Glieder verrenken, die Füße durch plumpes Schuhwerk verunstalten und mit groben Stoffen bekleidet sich den Unbilden des Wetters aussetzen, das nannte er ein unerquickliches Schauspiel. Der Schönheit floß alles zu, sie raubte der Natur nichts, sie ließ sich von ihr beschenken, Schönheit war einsam, war sich selbst genug, sich selbst Gesetz, und Olivia verging sich gegen das Gesetz.

Er erkaltete gegen Olivia, und seine Besuche wurden immer seltener.

⁂ ⁂ ⁂

Um diese Zeit wurde Olivia von einer heftigen Schwärmerei für einen genialen Kapellmeister und Komponisten ergriffen, der wie ein Feuer unter die Gilde der stadtansässigen Musiker gefahren war und das Publikum erst unterwarf, als es sich von seinem Staunen über ihn erholt hatte.

Er war mit dem Hofrat Lamm befreundet, und einmal begegnete sie den beiden, die in eifrigem Gespräch waren. Der Hofrat grüßte sie und blieb stehen; er machte sie mit dem vergötterten Manne bekannt. Sie wurde blaß, stammelte ein paar Worte, verstummte und ging dann weiter. Sie hatte seine Stimme gehört, und diese Stimme blieb ihr unvergeßlich. Die Stimme eines Menschen konnte sie beleidigen und enttäuschen, aber auch beglücken und bezaubern. Seine Stimme hatte ihre Seele tiefer angerührt als irgendeine zuvor.

Im Sommer weilte er auf seiner Be-

Digitized by Google

sitzung an einem Gebirgssee. Olivia wußte die Mutter zu überreden, daß sie dort die Ferien verbrachten. An vielen Tagen, in Mondnächten wandelte sie andächtig die Pfade, auf denen er gegangen war. Seine persönliche Nähe suchte sie gar nicht; er war immer so versponnen, so verwühlt, so abgewandt; sie war zufrieden, wenn sie ihn einmal des Tages von ferne sah.

Eines Morgens gewahrte sie ihn zwischen Blumenbeeten. Er glaubte sich unbeobachtet; bei einem Strauß beugte er sich nieder, um zu riechen. Die Zärtlichkeit der Bewegung hatte für Olivia etwas Außerordentliches. Von da an schaute sie Blumen mit andern Augen an. Es mußten stets Blumen in ihrem Zimmer sein, zu jeder Zeit des Jahres. Sie begoß sie, pflegte sie, freute sich, wenn sie blühten, und trauerte, wenn sie welkten.

Als der Musiker eines frühen Todes starb, gab sie alles Geld, das sie besaß, für Blumen aus und schmückte mit ihnen sein Grab. Die unschuldige und wunschlose Leidenschaft hatte ihr Herz für Menschen noch empfänglicher gemacht.

Gelehrtes und Gelerntes verlor an Bedeutung gegenüber dem lebendigen Auf und Ab der Schicksale. Freunde zu gewinnen, mit Freunden zu sein, an Freunde sich auszuteilen, war Glück. So wurde sie vielfach in die Geschicke der Menschen verflochten, vielfach beansprucht. Manches, was im Spiel begonnen war, verwandelte sich in bitteren Ernst; Vertrauen wurde mißbraucht, Offenheit verkannt, Güte zurückgestoßen, Wahrheit in Lüge verkehrt. Aber auch dies war für Olivia ein Stück des großen Reichtums, waren angefaulte Früchte von dem Baum, der ein Übermaß der guten gab.

Wie liebte sie die Welt, das Leben, die Stunde! Sie freute sich jeden Morgen über ihr Erwachen, über den Himmel, die Luft, das Licht, die Zeit, über alles, was sie sich vorgesetzt hatte und was andere von ihr erwarteten, über ein Gespräch, das sie gestern geführt hatte, einen Spaziergang, den sie heute machen wollte, über ihren eigenen Körper, über jedes Ding in ihrer Stube.

⁂ ⁂ ⁂

Ihre beste Freundin, noch vom Gymnasium her, war Marianne von Friesheim, ein zartes, hochaufgeschossenes Mädchen von ernstem Wesen. Mariannes Vater war ein hoher Regierungsbeamter, Sektionschef und Exzellenz, und durch seine Verheiratung mit der Tochter eines ungarischen Magnaten einer der reichsten Männer des Landes.

Olivia kam beinahe täglich ins Haus, und alle, von der Exzellenz bis zum geringsten Dienstboten, bewunderten und verwöhnten sie. Wenn der Sektionschef ins Zimmer trat, wo sie war, ging ein Leuchten über sein rotes, grobes Gesicht; er setzte sich eine Weile zu ihr und plauderte mit ihr. Olivia hatte Sympathie für ihn; er schien ein gütiger Vater und ein wohlwollender Mensch zu sein.

Frau von Friesheim machte Olivia zur Vertrauten ihrer Sorgen. Ihr Sohn Eduard, ein junger Arzt, hatte seit einigen Monaten eine Beziehung zu einer Dame der Gesellschaft, deren mittelpunktloses und unberechenbares Wesen schon manchem ihrer Anbeter verhängnisvoll geworden war. Eduard, ohnehin verschlossenen Gemüts und von eigenwilliger Lebenshaltung, wurde durch den Umgang mit dieser Frau den Seinen vollends entfremdet. Nur an der Schwester hing er, und ihr hatte er auch vor kurzem mitgeteilt, daß es sein Vorsatz sei, die geliebte Frau zu heiraten. Hierüber war Frau von Friesheim sehr unglücklich, und als sie bemerkte, daß zwischen Eduard und Olivia ein freundschaftliches Verhältnis entstand, legte sie ihr nahe, sie möge alles aufbieten, um ihn dem gefährlichen Einfluß jener Frau zu entziehen.

Es war eine wunderliche Aufgabe; Olivia mußte lachen. Auf der anderen Seite war es der Sektionschef, der ebenfalls eine heikle Aufgabe für sie hatte. Marianne nämlich hatte eine Neigung zu einem jungen Maler gefaßt; Georg Ingbert war sein Name. Er stand noch ganz im Dunkeln, und wie es auch mit seinem Talent beschaffen sein mochte, Ehrgeiz oder Ungeduld, sich geltend zu machen, besaß er nicht. Er war im Gegenteil voll Gelassenheit, und dieser Gelassenheit war eine bei einem Mann seltene Anmut beigegeben, Anmut des Geistes, des Herzens und des Körpers. Wenn man ihn und Marianne sah, konnte man sie nicht anders als miteinander verbunden denken.

Digitized by Google

Während nun Frau von Friesheim die Liebe dieser beiden mit auffallender Nachsicht betrachtete, erblickte der Sektionschef ein Unglück für seine Tochter darin. Eduards Leidenschaft erschien ihm als eine flüchtige Verirrung, und er meinte, wenn man ihm nur Zeit lasse und nicht durch Widerstand seinen Trotz errege, werde die Vernunft siegen. Marianne sah er tiefer verstrickt; er kannte die Treue ihrer Natur und, bei aller Mildheit, die Kraft ihres Gefühls. Er schätzte die Künstler gering; die meisten waren Schmarotzer nach seiner Meinung. Und er forderte, Olivia solle Marianne dazu bringen, daß sie dem Maler entsage.

Olivia antwortete ihm, hierzu fühle sie sich nicht berechtigt, und als seine Versuche dringlicher wurden, bot sie viel Beredsamkeit auf, um ihn zu überzeugen, daß man zwei Menschen, die durch Bestimmung zusammengeführt worden, nicht voneinander reißen könne, ohne ihren Lebenskern zu verwunden. Er bestritt dieses, unerschöpflich in Gründen, Olivia blieb standhaft und entwaffnete ihn durch ihre heitere Ruhe; schließlich schien es, als bereite ihm das Wortgefecht an sich selber Freude und als vergesse er den ernsthaften Anlaß. Wenn er mit ihr rede, bekannte er einmal, komme es ihm allerdings vor, als sei es am besten, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, und doch dürfe es nicht sein, um keinen Preis werde er sich fügen. Olivia schaute ihn an, und als sie seinen finstern Blick sah, erschrak sie und wurde in ihrem bisherigen Urteil über ihn ein wenig irre.

Sie ging mit der Familie aufs Land, auch der Maler kam zu Besuch. Sie begleitete Ingbert und Marianne auf ihren Spaziergängen und ermunterte Eduard, mitzugehen, um jenen die Gelegenheit zu verschaffen, miteinander zu sprechen. In einem benachbarten Ort wohnte Anita Gröger, Eduards Geliebte, und er bat Olivia, sie möge die Frau kennen lernen. Sie ließ sich zu ihr führen, und er merkte ihr an, daß ihr die Frau nicht gefiel. Da er sie um Offenheit drängte, gestand sie es zu; die Frau sei ihr unheimlich, sagte sie. „Ich fürchte, Anita wird Sie nicht glücklich machen," äußerte sie ein anderes Mal zögernd. Eduard war bestürzt und kam immer wieder darauf zurück. Sie bereute ihre Voreiligkeit, doch sie hatte seinen eigenen Zweifeln Nahrung gegeben. Wenn er bei Anita gewesen war, suchte er Olivias Nähe; Anita begann ihr zu mißtrauen und quälte Eduard durch ihre Eifersucht. Es gab verschwiegene Zusammenkünfte zu zweien und zu dreien, lebhafte Auseinandersetzungen, Briefe wurden getauscht, und bald sah sich Olivia bedenklich verstrickt, da Eduards Herz sich ihr entschiedener zuwandte.

Nun mußte sie abwehren, und sie tat es begütigend. Es war ihr alles ein Spiel. Eduard war ihr im Innersten fremd; seine Freundschaft mochte sie aber nicht missen. Er war klug, ehrenhaft und verläßlich. Sie spürte, daß sie ihm ein Gleichnis gegen die andere war, und daß die andere dabei verlor. So stellte sie sich in den Schatten und floh, wenn er sie suchte. Ingbert merkte, was zwischen ihr und Eduard vorging. Sie wollte seinen Rat haben, doch er war zurückhaltend und hörte mit seinem reizenden Lächeln zu.

Eines Abends saß sie mit Ingbert am Waldrand; Marianne war bettlägerig, Eduard war für ein paar Tage verreist. Sie sprachen über die beiden, über die Eltern, über das Leben im Hause; plötzlich sagte Ingbert, der Zustand, in dem er sich befinde, schmerze ihn, er enthalte etwas Vergebliches und Künstliches, da er doch genau wisse, daß Marianne ihm niemals angehören würde. Als Olivia widersprechen wollte, legte er seine Hand auf ihre und fuhr fort, es sei kein Trost vonnöten, er beklage sich ja nicht, er klage auch nicht an; daß Herr von Friesheim gegen ihn eingenommen sei, begreife er, doch getraue er sich, den Kampf gegen ihn aufzunehmen; jede äußere Schwierigkeit sei überwindlich. Es liege nicht an dem; es liege an ihm selbst. Er sei der Freiheit versprochen, damit steige oder falle sein Stern.

„Fragen Sie nicht, warum es dann so weit gekommen ist," schloß er leise; „das Herz geht seinen Weg, das Schicksal geht einen andern Weg. Das Herz läßt sich verführen, die innere Stimme schweigt lange. Auf einmal aber spricht sie, und man steht sündig da und will doch nicht noch mehr sündigen."

Olivia wußte nichts zu erwidern. Sie ging ins Haus, setzte sich an Mariannes

Digitized by Google

Bett und nahm ihre Hand. Wäre es nicht dunkel im Zimmer gewesen, Marianne hätte ihre Bläſſe und Erregung merken müſſen. Ingbert war auf der Bank geblieben, man hörte ihn eines der alten Lieder ſingen, die er liebte und in entzückender Weiſe vorzutragen wußte. Marianne preßte Olivias Finger; Olivia hatte ein ſelig hinziehendes Gefühl; ſie wünſchte, Ingbert möge ſie holen und mit ihr weit fortwandern.

Sie fragte ſich, weshalb er ſich Marianne nicht eröffnete, und wartete, daß ſie ſich gegeneinander ausſprachen. Dies geſchah aber nicht, und Olivia zürnte Ingbert. Doch wenn ſie Marianne anſah, die ſo kindlich hoffte, verſtand ſie ſeine Unſchlüſſigkeit. Er hatte etwas ſo Gütiges an ſich, daß man billigen mußte, was immer er tat, und bald wurde Olivia gewahr, daß ihre Gedanken an ihn zum Verrat an Marianne wurden.

Indeſſen kehrte Eduard von ſeiner Reiſe zurück und brachte zwei Freunde mit; auch Freundinnen Olivias und Mariannes kamen zu Beſuch. Es entwickelte ſich eine lebhafte Geſelligkeit, Feſte wurden gefeiert, Fahrten und Wanderungen unternommen. Eduard ſuchte bei jedem Anlaß Olivias Nähe, Ingbert und Olivia trieben wie durch eine unwiderſtehliche Strömung einander im verborgenen zu; Marianne begann endlich zu ahnen und litt ſtill, und Anita Gröger war der ruhloſe Geiſt, der bisweilen verdüſternd durch die herzlich bewegte Kleinwelt zog.

Stiegen auch Schatten empor, für Olivia war alles noch ein Spiel. In der Luft von Leidenſchaft und Begehren, Forderung und Abwehr, Spannung und Sehnſucht atmete ſie gern, verlor ſich aber keineswegs und übte ſich in jeder Kraft, die das Lebensgefühl erhöhte. Hier eine Getäuſchte, dort ein Schwankender, hier eine Verblendete, dort ein Entflammter, ſie ſtand immer in der Mitte und regierte; ſie knüpfte Fäden und löſte Fäden, verpflichtete ſich zum Schein, entzog ſich, wenn Gefahr drohte, ganz nach ihrem Gefallen.

Gegen Ende des Sommers, als die Gäſte ſchon abgereiſt waren, verabredeten ſich die Geſchwiſter und Ingbert und Olivia zu einem Ausflug in die Dolomiten.

An einem Auguſtabend kamen ſie müde und ſtaubbedeckt vom Roſengarten her ins Karerſeehotel, und als ſie in die für Touriſten beſtimmte Wirtſchaftsſtube traten, bot ſich ihnen ein wunderliches Bild. Um einen Tiſch waren mehr als zwanzig junge Mädchen in Abendkleidern gruppiert; ein Herr, der den Frack ausgezogen und die Ärmel des Frackhemdes über die Ellbogen geſtülpt hatte, bereitete in einer mächtigen Schüſſel eine Bowle. Auf dem Tiſch ſtanden Champagner- und Weinflaſchen, Gefäße mit Erdbeeren und Zucker. Voll ſachlichem Ernſt verrichtete der Herr ſeine Arbeit, miſchte die Getränke, rührte mit dem Löffel, koſtete mit einem andern Löffel, und immer, wenn ihm eines der Mädchen eine Flaſche reichte, ſagte er etwas, worüber alle in fröhliches Gelächter ausbrachen.

Sie kamen vom Diner und hatten die ſogenannte Schwemme aufgeſucht, um in ihrer Luſtigkeit nicht geſtört zu ſein.

Olivia, die ſich anfangs um die Geſellſchaft nicht gekümmert hatte, ſchaute dann doch hinüber, faſt ein wenig neidiſch, und als die Gruppe auseinandertrat, weil die Gläſer zum Einſchenken gebracht wurden, erkannte ſie in dem Mann an der Bowlenſchüſſel den Hofrat Lamm. Sie errötete vor Freude.

Sie hatte ihn ſeit zwei Jahren nicht mehr geſehen, aber er war unverändert. Trotz ſeiner fünfundvierzig Jahre war ſeine Geſtalt noch jugendlich ſchlank, ſeine Haltung ſtraff und ſein Geſicht friſch.

Er warf einen ſeiner durchdringenden Blicke an den Tiſch, wo die vier ſaßen, und erkannte nun auch Olivia. Er verbeugte ſich in ſeiner ironiſch galanten Art, ohne beſondere Überraſchung zu zeigen, als hätte er ſie geſtern erſt geſehen. Es verdroß Olivia, daß er nicht kam, um ſie zu begrüßen; ſie ärgerte ſich über die jungen Mädchen, die ihn ſo zudringlich umſchwärmten, und fand ihre Ausgelaſſenheit gemacht. Als er nach einer Weile das Glas gegen ſie hob, um ihr zuzutrinken, dankte ſie kühl.

Eduard fragte ſpöttiſch, wer der Hahn im Korbe ſei, ſie gab unwillig Auskunft, mußte aber plötzlich lachen, da ſie eine ſarkaſtiſche Bemerkung des Hofrats über eines der Mädchen aufgefangen hatte. Die andern Mädchen kreiſchten, jetzt kamen auch einige junge Männer hinzu, und die Ge-

Digitized by Google

sellschaft wurde sehr lärmend. Der Hofrat hatte seinen Frack wieder angezogen, und plötzlich schritt er auf Olivia zu und reichte ihr die Hand.

Olivia stellte ihre Freunde vor. Bei dem Namen Friesheim zuckte er sichtlich zusammen. Er nahm am Tische Platz, und obwohl er drüben die beste Laune gezeigt hatte, war er seit dem Augenblick, wo er sich an den Tisch gesetzt hatte, einsilbig und verstimmt. Mit gerunzelter Stirn stellte er ein paar Fragen, dann erhob er sich wieder, verabschiedete sich steif und ging aus dem Zimmer. Die jungen Mädchen riefen ihm nach, aber er kümmerte sich nicht um sie.

Olivia war bedrückt wie schon lange nicht. Sie sagte, sie wolle schlafen gehen, nahm ihren Rucksack und ließ sich von der Kellnerin in eine der Touristenkammern führen. Trotz ihrer Müdigkeit schlief sie schlecht. Schon um fünf Uhr stand sie auf und ging hinaus. Die Berge waren von der frühen Sonne umglüht, aus dem Wald strömte ein feuchter, kalter, harziger Duft. Sie ging über einen Wiesenweg und bog wie eine Trinkende den Kopf zurück.

Da schallte ein Gruß an ihr Ohr; sie drehte sich um und gewahrte den Hofrat. Er war in Steirertracht; auf dem Lodenhut stak ein reichbuschiger Gemsbart. Er glich nicht einem verkleideten Städter, sondern sah ganz urwüchsig aus, sehnig, robust, sonnegebräunt.

Er nannte ihr die welsch klingenden Namen der Gipfel und Gletscher, die gegen Süden lagen, und erzählte ihr von den Touren, die er gemacht. Er fragte, ob sie gefrühstückt habe, und als sie verneinte, gab er ihr eine Tafel Schokolade. Zuerst angeregt, schien er plötzlich wieder zerstreut. Dann beschämte ihn ein forschender Blick Olivias, und er zwang sich zum Reden. Da dies Olivia peinigte, fragte sie ihn geradezu nach dem Grund seiner gestrigen jähen Verstimmung.

Er bedachte sich kurz und antwortete, er habe schon davon gehört, daß sie fleißig im Hause Friesheim verkehre; die beiden jungen Leute, in deren Begleitung sie sich befinde, seien ja wohl Sohn und Tochter des Sektionschefs. Olivia nickte. Wenn dem so sei, fuhr er fort, erübrigten sich alle Erklärungen. Seine Stimme war schneidend, sein Blick finster. Olivia blieb stehen und schaute ihn erstaunt an.

Sie waren auf einem Felsenpfad, ziemlich hoch; zur Linken fiel der Abgrund steil hinunter. Auf einmal fühlte sich Olivia von den Händen des Hofrats heftig an den Armen gepackt und mit unerwarteter Kraft gegen die Tiefe gedrängt. Sie schrie erschrocken, ihr bestürztes Gesicht war ihm zugewendet; da ließ er sie los und lachte grimmig. „Es ist nicht viel anders, als wenn ich dich da hineinwürfe," sagte er; „schlimmer noch. Mit solchen Menschen umgehen, das heißt, allen Anspruch auf Achtung verwirken und seinen Namen beflecken."

Mit entsetzten Augen fragte Olivia. „Du hättest dich vorsehen sollen," begann der Hofrat wieder; „eine Person wie du ist verpflichtet, Instinkt zu haben und nicht in den Dreck zu steigen, wo er am klebrigsten ist. Dieser Mann, in dessen Gehege du so munter herumspazierst, ist einer unserer verderblichsten Praktikenmacher und Gelegenheitsjäger, ein Streber und Schleicher von einem Format, daß sogar unsere vielbesungene Gemütlichkeit keinen Reim mehr auf ihn zu finden weiß. Dieser Mann ist imstande, wenn sich zehn fähige Leute zu einem Posten gemeldet haben, ihn mit dem elften zu besetzen, der gänzlich unfähig ist, und nicht vielleicht aus Unwissenheit, nicht immer bloß deshalb, weil der elfte ein Freunderl oder der Freund eines Freunderls ist, sondern aus purem Vergnügen an der Unfähigkeit und aus Bosheit und Neid gegen die Fähigen. Dieser Mann ist einer von denen, die nie einen Richter brauchen, weil sie alles Recht so lange verschleppen, bis der Kläger erschöpft und kirre gemacht ist; einer von denen, die mit der Peitsche auf die Pferde einhauen, wenn der Wagen den Berg hinauf soll, und insgeheim den Hemmschuh ans Rad legen. Dieser Mann ist ein Symbol, er ist mein Feind, er ist schlechthin der Feind; ihn unschädlich zu machen, habe ich schon meine beste Kraft verschwendet. Und nun geh hin und setz' dich wieder an seinen Tisch und tu, als wüßtest du von nichts."

Er hatte scharf und kalt gesprochen wie ein Sachwalter vor dem Tribunal. Olivia zitterte das Herz; sie ging mit niedergeschlagenen Augen gleich einem geschol-

Digitized by Google

tenen Kind. Der Hofrat nahm einen Stein, schleuderte ihn in den Abgrund und lauschte bis das Gepolter verklungen war. Dann lachte er.

„Warum lachst du?“ flüsterte Olivia, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich lache, weil es so schön ist,“ antwortete er, „weil die Sonne so freundlich scheint und der Himmel so blau ist. Und weil unser Herrgott soviel Geduld hat. Und weil die Bowle gestern so vorzüglich war, und weil überhaupt alles so famos ist.“

Plötzlich dünkte es Olivia, als sei die ganze Welt grau geworden.

Sie sagte: „Ich habe bisher nichts von deinem Leben gewußt, Robert. Ich habe dich für einen Menschen gehalten, der in seinem Beruf glücklich ist.“

Abermals ließ er sein kurzes, höhnisches Lachen hören. Dann schwieg er eine Weile, und sein Gesicht wurde ernst. Darauf fing er an, von seinem Leben zu sprechen, von dem Beruf, in dem sie ihn glücklich wähnte. Von den Untergebenen und den Vorgesetzten; wie ihn jene lähmten und diese ihm mißtrauten. Wie nirgends ein Wille galt, nirgends Einsicht des Besseren, nirgends Vernunft, bloß Vorschrift, bloß der Buchstabe, das halbe Ungefähr, das veraltete Gutdünken, die sinnlose Herrschaft derer vom Schlage Friesheim. Wie jeder Schritt nach vorwärts auf Fallen stoße, das wohlwollende Ermessen selbst im engsten Kreis behindert sei durch unangreifbare Idole und lügenhafte Grundsätze. Wie kein Weg aus diesem Pfuhl führe, an dem nicht die Dummheit Wache hielt, oder die Phrase, oder die Pedanterie, oder die Verleumdung, oder die Bequemlichkeit, oder der Eigennutz, oder der Neid.

Es war Flamme in seinen Worten, dabei auch Witz; eine bissige Schadenfreude, als bereite es ihm Spaß, Illusionen zu zerstören.

Und er zerstörte Illusionen, gründlich. Ein eisiger Hauch wehte durch Olivias Brust. Ihre Augen blickten verloren, ihre Wangen waren blaß; es war, als hätte sich etwas Schmackhaftes auf ihrer Zunge in Ekles verwandelt, als stünde dort, wo eine frohe Erwartung sie hingezogen, ein Schreckbild. Sie staunte, sie sträubte sich, sie glaubte nicht und fürchtete doch, zu zweifeln. Alles war plötzlich sonderbar anders.

An ihrer Schweigsamkeit merkten Eduard und Marianne, daß etwas mit ihr vorgegangen war. Sie hatten am selben Tag weiter wandern wollen, aber Olivia konnte sich nicht zum Aufbruch entschließen und schützte eine Unpäßlichkeit vor. Ingbert fühlte sich in dem teuren und eleganten Hotel nicht behaglich, und da die Geschwister zögerten, die Tour ohne Olivia fortzusetzen, sagte er, er wolle allein seiner Wege gehen. Um sich zu verabschieden, kam er in Olivias Zimmer und fand sie in tiefem Nachdenken. Sie gab ihm die Hand, und als sie spürte, daß er ihren Blick forderte, sah sie ihn an. Ein wortloses Einanderbegreifen hatte sich zwischen ihnen schon seit langem entfaltet. Der bekümmerte Ausdruck in seinem klugen, ernsten Gesicht ging ihr nahe. Ehe sie es bedacht hatte, zog sie seinen Kopf herab und küßte ihn. Er errötete wie ein Knabe, seine Verwirrung erfüllte sie mit noch größerer Liebe, er drückte seine Lippen auf ihre Hand und verließ sie stumm.

Es trieb sie zu Robert hin, und wenn sie bei ihm war, erschien sie sich treulos gegen Eduard und Marianne. Und wenn sie bei Eduard und Marianne war, peinigte sie deren argloses Wesen, und die beiden Menschen waren ihr verdunkelt und entrückt. Marianne, die über Ingberts Flucht unglücklich war und Pläne schmiedete, wie man ihn noch erreichen könnte, nahm Olivias verändertes Betragen nicht schwer und war offen und anschmiegend wie immer; Eduard jedoch deutete alles auf sich und sein Verhältnis zu Olivia. Seine Erregung wuchs, er suchte eine Aussprache herbeizuführen, er bat sie schließlich, ihm den Grund ihrer rätselhaften Abkehr mitzuteilen. Sie erschrak; sie leugnete. Er ging nicht weiter darauf ein und sagte, daß er mit Anita Gröger gebrochen habe. Sie wußte, was nun folgen würde, sie hatte Angst davor, und mit einer Kälte, die ihn bleich machte, verbot sie ihm, davon zu sprechen. Da gingen sie auseinander.

Am selben Abend schlug ihr Robert Lamm vor, sie solle mit ihm nach Hause reisen. Sie willigte ein, ihn bis Salzburg zu begleiten, wo ihre Mutter sie erwartete. Zu Eduard und Marianne sagte sie, die Mutter habe ihr geschrieben und sie ge-

Digitized by Google

Don Quixote. Gemälde von Klaus Richter

Digitized by Google

Digitized by Google

rufen. Sie umarmte Marianne mit dem Gefühl einer Trennung für immer, Eduard schaute sie starr an, und so oft sie nachher an sein verstörtes Gesicht dachte, wurde ihr weh zumute, und sie hätte die Erinnerung auslöschen mögen.

Gegen den Hofrat war sie einsilbig, er seinerseits sprach nur von gleichgültigen Dingen. Sie grollte ihm, wagte sich aber dem Groll nicht zu überlassen; sie vermied es, seinem Blick zu begegnen, der während der langen Eisenbahnfahrt zuweilen prüfend auf ihr ruhte, und als sie von Innsbruck ab allein im Coupé waren, brach sie selbst das Schweigen aus unbestimmter Angst. Sie begann von Menschen zu sprechen, die sie beide kannten und von denen sie annahm, daß er sie schätzte. Sie redete sich in Eifer, entschuldigte Gewohnheiten und Handlungen dieser Menschen und übertrieb ihre Vorzüge, als seien sie von ihm angegriffen worden. Er hörte mit scheinbarem Anteil zu, nickte manchmal ermunternd und schaute in die Landschaft.

Da erschien ihr alles falsch und einfältig, was sie sagte, sie mochte die schönen Gegenden nicht betrachten, durch die sie fuhren, und sie fühlte mit Betrübnis, daß sie all dieses Schöne nicht mehr so liebte wie sie es bisher geliebt. Es war, als hätte Robert Lamm einen Schleier darüber gezogen, und als sei es fruchtlos, sich gegen die stumme Gewalttätigkeit, die er an ihr übte, zu wehren. Desungeachtet zwang es sie, ihn kurz vor dem Ziel ihrer Reise zu fragen, ob sie ihn nach ihrer Rückkehr in die Stadt sehen werde. Sie hätte aufgeatmet, wenn er nein gesagt oder eine Ausflucht gebraucht hätte. Er antwortete: „Freilich will ich dich sehen." Und als sie schwieg, fügte er düster lächelnd hinzu: „Vielleicht brauch' ich dich."

Sie war ängstlich verwundert. „Brauchen? Du — mich?"

„Kommt dir das so unglaublich vor?" Er lachte über ihr hilfloses Gesicht. Plötzlich, der Zug fuhr schon in die Halle, beugte er sich nahe zu ihr, ergriff ihre beiden Hände und sagte mit jener Eindringlichkeit, die sie bei keinem andern Menschen als bei ihm wahrgenommen hatte: „Ich kämpfe gegenwärtig einen Kampf, in dem für mich alles auf dem Spiel steht. Ich kämpfe für die Ehre eines Toten, für die Rettung seines guten Namens, für sein Weib und seine Kinder. Sie wollen ein Verbrechen, das begangen worden ist, vertuschen, wollen die ungeheuerlichste Niedertracht, die sich denken läßt, nicht verantworten. Das darf nicht geschehen, verstehst du? Es darf nicht geschehen, obwohl ähnliches schon tausendmal geschehen ist. Aber bei diesem einen Mal hab' ich mir in den Kopf gesetzt: es darf nicht sein. Geschieht es trotzdem, dann bin ich fertig mit der Wirtschaft. Dann komm zu mir, Olivia, dann haben wir vielleicht einiges miteinander zu reden. Leb' wohl, grüß' mir die Mutter."

Sie stieg aus, aber am liebsten hätte sie jetzt mit ihm weiterfahren mögen. Schwäche kam über sie, ihr ganzes Denken und Gefühl war dunkler gefärbt. Alles, was sie vorhatte, Arbeiten und Vergnügungen, dünkte ihr plötzlich falsch und einfältig. Drei Tage später fuhr sie mit der Mutter in die Stadt zurück, und einen Tag nach der Ankunft ging sie zu Robert Lamm.

⁂ ⁂ ⁂

In Riedach, einem kleinen oberösterreichischen Kurort, hatte der junge Arzt Doktor Seelmann bis vor Jahresfrist seine Praxis zu allgemeiner Zufriedenheit ausgeübt. Da hatte sich im Sommersbeginn in einer Häuslerfamilie ein Typhusfall ereignet, und Doktor Seelmann hatte getan, was seine beschworene Pflicht als Gemeindearzt war, er hatte die Erkrankung zur Anzeige gebracht.

Es entstand sogleich eine große Erregung. Einige Bürger hatten noch in letzter Stunde den Doktor an der Ausführung seines Entschlusses zu hindern gesucht. Die Sanitätskommission selbst, deren Vorsitzender der Bürgermeister war, hatte geltend gemacht, daß die Sommerfrischler und Kurgäste den Ort verlassen und für lange Zeit in Verruf bringen würden. Es war umsonst gewesen; weder Bitten, noch Versprechungen, weder Warnungen, noch Einschüchterungen fruchteten, Doktor Seelmann achtete die Pflicht höher als die gefährdeten Interessen der Gemeinde.

Die unmittelbare Folge seines Schrittes war, daß eine Militärabteilung, die in

Digitized by Google

Riedach hatte einquartiert werden sollen, in einen andern Ort befehligt wurde. Auch der wenigen Sommerparteien bemächtigte sich Schrecken, und mehrere Familien reisten ab. Eine schmutzige Flut von Beschimpfungen ergoß sich nun über den jungen Arzt, und alt und jung machte der Erbitterung in den unflätigsten Formen Luft. Die Männer erwiderten seinen Gruß nicht; sie spuckten auf der Straße vor ihm aus. Der Metzger, der Bäcker, der Milchhändler weigerten sich, seiner Frau die Lebensmittel zu verkaufen, die sie für sich, den Mann und das kleine Kind brauchte. Täglich erhielt er gemeine Spott- und Drohbriefe, die Fenster seiner Wohnung wurden ihm eingeworfen, man ging nicht mehr in seine Sprechstunde, enthielt ihm die Bezahlung vor, und im September wurde ihm seine Stellung als Gemeindearzt gekündigt.

Er wandte sich an den Reichsverband der Ärzte, und dieser rief die Behörden um Unterstützung an. Der Appell war nicht vergebens, Gemeinderat und Sanitätskommission wurden vom Statthalter aufgelöst, der Bürgermeister seines Amtes entsetzt, die Kündigung für ungültig erklärt, und der Bezirkshauptmann schickte eine Gendarmerie-Eskorte, die den Arzt schützen sollte.

Doktor Seelmanns Lage besserte sich aber dadurch mit nichten. Vor körperlichem Schaden konnte man ihn bewahren, die Praxis konnte man ihm nicht zurückgeben; die Leute zwingen, ihm die Honorare zu entrichten, die sie ihm seit Jahr und Tag schuldeten, konnte man nicht. Er war ruiniert. In den verflossenen Monaten hatte er einundzwanzig Ehrenbeleidigungsklagen vor Gericht gebracht, und jeder dieser Prozesse wurde zu seinen Gunsten entschieden. Aber nach jedem Prozesse kam er mutloser und hoffnungsloser heim. Seine Spannkraft war dahin, sein Geist getrübt, seine Gesundheit erschüttert, mit vierzig Jahren sah er wie ein Greis aus.

Daß seines Bleibens in Riedach nicht war, begriff er wohl. Riedach war aber seine Heimat; er liebte das Land, er hatte sein Dasein hier zu beschließen gedacht. Wohin sollte er als mittelloser Landarzt ziehen, wohin mit Frau und Kind und einer alten, gebrechlichen Mutter? Wie sollte er die Verleumder zum Schweigen bringen, die ihn sicher bis in die Ferne verfolgen würden? Wie die Schmach abwaschen, mit der sie ihn bedeckt, die Besudelung, die Kränkung vergessen? Ein neues Leben anzufangen, fehlte ihm das Selbstvertrauen; er hatte keinen Freund, der ihn aufrichtete, die Tröstungen seines Weibes beugten ihn nur noch tiefer, denn er spürte ihre eigene Verzweiflung darin. So brach er zusammen, wurde krank und starb. Der Arzt, der ihn behandelte, nannte eine Gehirnentzündung als Ursache seines Todes, aber in Wirklichkeit hatten ihn der Kummer und der Lebensekel getötet.

Der Reichsverband der Ärzte stellte nun den Anspruch an den Staat, für die Hinterbliebenen zu sorgen, die der bittersten Not preisgegeben waren. Dies wurde bewilligt, aber in so kargem Ausmaß, daß die Hilfeleistung beinahe wie Hohn aussah. Einer von den Männern, die sich dafür eingesetzt hatten und den Fehlschlag ihrer Erwartung nicht ruhig hinnehmen wollten, bezeichnete den Hofrat Lamm als den einzigen, dessen Beistand und Vermittlung den halbwegs gescheiterten Plan noch zum Erfolg führen konnte. Ihm allein traute man die Entschlossenheit zu, ihn allein hielt man für unabhängig genug, daß er es als hoher Staatsbeamter wagen durfte, für den begangenen Frevel eine Sühne zu verlangen, die freilich verspätet war, jedoch die beleidigte Gerechtigkeit wieder erhöhte.

Der Hofrat hatte von dem Martyrium des Arztes nichts gehört; die Zeitungen hatten alle Berichte unterdrückt, die sonstige Kunde, die im Dunkel umlief, war nicht zu ihm gedrungen. Er vernahm die Erzählung der Geschehnisse mit unbeweglichem Gesicht. Den Abgesandten, die ihm Vortrag hielten, begegnete er mit seiner unverbindlichen und trockenen Höflichkeit, ohne mit einer Miene zu verraten, daß ihm die Angelegenheit näher ging als irgendein anderer Hader zwischen Parteien. Er ließ sich alle einschlägigen Akten kommen, auch die der einundzwanzig Prozesse, und las und studierte sie mit aufeinandergebissenen Zähnen. Dann zauderte er nicht mehr, zu handeln. Er forderte die Regierung auf, nicht nur mit

Digitized by Google

genügenden Geldmitteln die Mutter, die Witwe und die Waise des in Ausübung seiner Pflicht und seines Amtes gemordeten Doktor Seelmann zu unterstützen, des gemordeten, so lautete sein Diktum; nicht nur alle schuldigen Bürger und behördlichen Organe von Riedach zu einer scharfen Strafe zu verurteilen; sondern auch durch eine öffentliche und feierliche Erklärung die geschändete Ehre und den verunglimpften Namen des Toten vor den Augen der Welt von allem Makel zu befreien. Denn ein solcher Mann sei, genau wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld, für das Vaterland, für die Menschheit gefallen und habe sich den gleichen Dank verdient.

Diese unumwundene Sprache begegnete verlegenen Ausflüchten. Er drängte auf eindeutigen Bescheid, man antwortete, daß man den Fall noch einmal gründlich untersuchen wolle. Das Bestreben, Zeit zu gewinnen, war offenbar; der Hofrat kannte die verwickelten Auswege und die rostige Maschinerie zu gut, um sich damit beschwichtigen zu lassen. Er ging zum Minister; der erklärte sich als mangelhaft unterrichtet, schützte wichtigere Geschäfte vor und wies ihn an den Sektionschef Friesheim. Hier täuschte Gleichgültigkeit durch gefälligen Eifer; auch mit dieser Taktik war der Hofrat vertraut. Er ließ den Herren keine Ruhe, er bestand auf seiner Forderung, er pochte auf das Recht. Man hörte ihn an, man zuckte die Achseln, jeder versicherte seine Willigkeit, jeder beteuerte machtlos zu sein. Überall dieselbe scheinbare Nachgiebigkeit, dieselbe Lauheit. Robert Lamm fürchtete, alles zu verderben, wenn er seinen Zorn nicht bändigen konnte. In den Salzburger Bergen hatte er, vor langer Zeit schon, eine Alm und ein Blockhaus gekauft; dorthin floh er, so oft ihm des Ärgers und der Plage zu viel wurde. Er tat es auch jetzt und nahm sich vor, geduldig zu warten. Aber diesmal graute ihm vor der Einsamkeit; er fuhr nach Karersee, wo er zahlreiche Bekannte zu treffen sicher war, wo er sich zerstreuen, betäuben konnte. Zwei Tage nach dem Gespräch mit Olivia erhielt er in der Sache des Doktors Seelmann den schriftlichen Bescheid des Ministeriums: die sachliche Entschädigung betreffend, habe man die Gelder zum reichlichen Unterhalt der Familie bewilligt, alle übrigen Ansprüche müsse man aber aus wohlerwogenen Gründen zurückweisen.

„Die Gründe will ich wissen," knirschte der Hofrat. Er packte seine Koffer und reiste. In seiner finstern Ungeduld kam ihm die Eisenbahnfahrt wie ein boshaft langsamer Schneckengang vor. Gleich nach seiner Ankunft eilte er zu den verantwortlichen Stellen.

An Gründen war man nicht arm. Wozu einen verjährten Streitfall aufwärmen, einen glücklich begrabenen Skandal mutwillig noch einmal vor die Öffentlichkeit zerren? Wozu sonst friedliche Bürger wegen immerhin zweifelhafter und schwer nachweisbarer Vergehen schädigen oder gar um ihre Existenz bringen? Es ist doch nun alles so schön geglättet und vergessen, wozu den Brand wieder anblasen, wozu böses Blut machen? Wozu endlich die Komödie einer Ehrenerklärung, die dem Toten nicht mehr nützen und die Lebenden nur verdrießen würde?

„Ein glücklich begrabener Skandal ist euch das!" rief Robert Lamm mit funkelnden Augen. „Schön geglättet und vergessen findet ihr alles? Nun, wir werden sehen, ob euch nicht angst und bange wird vor Gespenstern."

Er drohte Lärm zu schlagen. Die Geschichte wurde bedenklich; der Störenfried begann höchst unbequem zu werden. Man konnte ihm nichts anhaben, zu viele stützten ihn, er war zu beliebt. Daher jubelte man im stillen, als er in seinem Zorn die Saite zu straff spannte und um seinen Abschied bat. Es war ein Schreckmittel, er glaubte nicht, daß man ihn würde gehen lassen, er hatte ein zu starkes Bewußtsein von seiner Notwendigkeit und der Wichtigkeit seiner Dienste. Allein der Abschied wurde gewährt. Da er schon vor Jahren in einer Angelegenheit, die den Hof berührt hatte, zu scharf ins Zeug gegangen war, brauchte man Tadel oder Einwand von oben nicht zu fürchten.

Das traf ihn unerwartet. Es dauerte Tage, ja Wochen, bis er sich wieder gesammelt hatte. Die Zustände waren also noch viel heilloser, viel giftiger, als er sich eingebildet hatte. Er war wie gelähmt. Er ließ die Sache, für die er sich geopfert,

Digitized by Google

auf sich beruhen. Er wich den Menschen aus, wurde scheu und wunderlich. Er verließ seine Stadtwohnung und zog sich ganz in seine Villa zurück.

Diese Villa lag am Ende der Südwestvorstadt, nahe den bewaldeten Hügeln und inmitten eines großen Gartens, der vor neugierigen Blicken durch eine hohe, steinerne Mauer geschützt war. Die zahlreichen Räume enthielten Schätze von Gemälden, Statuen, Büchern, Porzellan und alten Möbeln. Der Hofrat ließ aber die Zimmer versperrt und nistete sich in einer Giebelkammer ein. Die Haushälterin kochte für ihn, und der Diener Gerold, eine Art Faktotum, sorgte für seine übrigen Bedürfnisse.

⁂ ⁂ ⁂

Anfangs hatte ihn Olivia beinahe täglich gesehen. Entweder kam er zu ihr, unterhielt sich eine Weile mit der Mutter und forderte Olivia auf, ihn zu begleiten, oder sie ging zu ihm. Wenn er arbeitete, setzte sie sich in eine Ecke, nahm ein Buch und las.

Von dem, was ihn in dieser Zeit erfüllte, sprach er nicht. Sie erfuhr es von andern. Jeder entstellte es auf seine Weise, aber es genügte, daß sie Robert Lamm anschaute, dann rückte sich alles zurecht. Sie war stolz auf ihn, nichtsdestoweniger drückte sein Wesen sie nieder, ohne daß sie wußte, wie es geschah. Er war vertraulich und herzlich, dennoch schien es, als rede er mit ihr durch eine Wand hindurch. Daß sie ihm nicht näher kommen konnte, beunruhigte sie und trieb sie immer wieder in seine Nähe.

Da trat die Katastrophe ein, die ihn aus seiner Wirksamkeit, aus seiner Laufbahn riß. Am Tag, bevor er in die Villa übersiedelte, gab er ihr in unfreundlichem Ton zu verstehen, daß er bis auf weiteres von keinem Menschen behelligt werden wolle. Sie ließ sich's gesagt sein und ging verletzt und schweigend hinweg. Wieder erst von andern hörte sie, was sich ereignet hatte; es machte tiefen Eindruck auf sie, aber da er sie zurückgestoßen hatte, blieb sie ihm fern.

Sie wollte ihr Leben wieder wie früher führen. Allein die Heiterkeit und Sorglosigkeit waren verflogen. Es war nicht mehr der Leichtsinn darin, das süße Träumen, das unbefangene Lachen. Sie lauschte aufmerksam auf das, was die Leute zu ihr sagten, und mißtraute den Worten. Zu einigen Menschen, die sie lieb gehabt, ging sie auch jetzt gerne, aber die rechte Freude fehlte. Da war zum Beispiel Nina Senoner, die Frau eines Großindustriellen. Sie war um zehn Jahre älter als Olivia, hatte schon eine fünfzehnjährige Tochter und wurde von allen, die sie kannten, wegen ihrer Sanftmut und ihres Liebreizes bewundert. Wohl verspürte Olivia noch immer den Zauber ihres Wesens, aber das ganze Dasein dieser Frau erschien ihr auf einmal leer, sie bemerkte in ihren Zügen eine Melancholie, die ihr vordem nicht aufgefallen war, und, was das Schlimmste war, das Zusammensein mit ihr langweilte sie.

In der Trauer hierüber nahm sie zu Büchern ihre Zuflucht; ihre Gedanken hatten aber keine Stetigkeit, sie sah kein Ziel, sie war nicht erfüllt. Konzerte, Theater, Sport, nichts befriedigte sie mehr. Ihre zahllosen Beziehungen wurden von Tag zu Tag lockerer; oft mußte sie sich erst mühsam erinnern, was sie an den oder jenen Menschen gefesselt hatte; sie waren plötzlich so schmucklos und ohne Anreiz. Das Friesheimsche Haus mied sie. Eduard hatte als Schiffsarzt Dienst auf einem Lloyddampfer genommen; aus überseeischen Häfen schrieb er Briefe an Olivia, in denen Enttäuschung, Resignation und schüchtern glimmende Hoffnung enthalten waren. Sie antwortete selten, der Ton, den sie anschlug, konnte seine Zuversicht nicht heben.

Eines Tages kam Marianne zu ihr, saß eine Weile schweigend da und begann auf einmal zu weinen. Olivia umarmte sie; zu sagen wußte sie wenig, Trost hatte sie keinen. Sie fragte nach Ingbert; Marianne schaute erstaunt und unwillig empor. So verstellst du dich? zürnte ihr vorwurfsvoller Blick. Erst als Olivia, kühl und befremdet, zum zweitenmal fragte, erkannte Marianne ihren Irrtum, weinte aber noch heftiger. Seltsam, die Tränen rührten Olivia nicht, ruhig forschte sie Marianne aus und erfuhr, daß Ingbert schon seit Wochen in die Stadt zurückgekehrt war und in seinem Atelier fast ohne Pflege krank lag. „Ja, hast du ihn denn nicht besucht?“ fragte Olivia mit großen

Digitized by Google

Augen. „Wie soll ich denn? Wie kann ich ihn denn besuchen?“ erwiderte Marianne, und um ihren Mund zuckte es hilflos. Olivia faltete die Hände und sagte langsam: „Aber was willst du dann? Warum weinst du?“ Marianne senkte den Kopf. „Verzeih, Olivia, ich glaube, ich hab' dich ungerecht beschuldigt,“ hauchte sie. Darauf hatte Olivia keine Antwort und war nun ganz kalt und zugeschlossen.

Als sie zu Ingbert kam, wurde sie von einer alten Aufwärterin abgewiesen. Es dürfe niemand zu ihm, sagte die Frau, er liege im Fieber. Sie fragte, welcher Arzt ihn behandle; die Frau erwiderte, er wolle keinen Arzt. Da bat Olivia ihren Hausarzt, daß er ihn besuche, und dieser beschwichtigte ihre Sorge. Auch ihren Bruder Ferdinand schickte sie hin und war froh, zu bemerken, daß er an Ingbert Gefallen fand. Als sie endlich selbst zu ihm gehen durfte, brachte sie ihm Rosen. Sein blasses Gesicht wurde bei ihrem Anblick überflammt von Freude; ihre offensichtliche Bestürzung über die Armseligkeit seiner Behausung entlockte ihm ein wehmütiges Lächeln.

Sie kam fast täglich. Er besaß ein altes Spinett, darauf spielte er ihr vor. Sie sah seine Bilder und Studien an und fragte, ob er nichts verkaufen wolle. Es waren Arbeiten einer feinen Hand, voll Poesie und besonderer Anschauung der Natur. Er wählte einige Stücke aus und nannte Preise, gegen deren Bescheidenheit sie Einspruch erhob. Er wehrte stolz-ergeben ab. Da sie sich jedoch in den Kopf gesetzt hatte, ihm, wenn auch wider seinen Willen, zu helfen, schrieb sie an Robert Lamm, von dem sie wußte, daß er an Bildern Interesse hatte. Ein paar Tage später teilte ihr Ingbert mit, der Hofrat sei bei ihm gewesen, habe sich aber nicht entschließen können, eines der Bilder zu erwerben. Es lag etwas Verschmitztes in seinen Worten, Olivia schöpfte Argwohn und ging zu Robert Lamm, um ihn zu fragen. „Dein Maler ist ein Narr,“ sagte Robert Lamm; „ich wollte ihm zwei Bilder abkaufen, er antwortete mir, gerade von denen könne er sich nicht trennen. Ich bezeichnete ihm ein anderes, da meinte er, das sei nicht fertig, und als wir endlich über ein viertes beinahe handelseins geworden waren, behauptete er, das habe er einem Freund versprochen. Du tätest gut daran, mich künftig mit solchen Aufträgen zu verschonen.“

Er ging im Zimmer auf und ab. „Was soll's? Was soll's überhaupt?“ fuhr er mit seiner keifend-hellen Stimme fort. „Was soll's mit der ganzen Kunst? Was fördert sie? Wen fördert sie? Wen tröstet sie? Wen macht sie besser? Verringert sie das Elend, die Niedertracht, die Willkür? Es ist alles Schwindel und Selbstbetrug. Die Leute, die dergleichen schaffen, werfen Herz, Geist, Ideen, Genie in einen stinkenden Sumpf, und den andern, die sich dafür begeistern, dient es als Ausrede für ihr schlechtes Gewissen.“

Olivia widersprach; er beharrte; das Hin und Her von Worten war ein unnützes Leiden. Es gab keinen Punkt, wo sie sich festsetzen konnte, er riß sie fort, er riß sie in Furcht und Unglauben hinein. Mit Schrecken spürte sie, daß sie bei jedem Schritt, den sie unternahm, innerlich vor seinem Urteil zitterte, und all ihr Sinnen zielte daraufhin, sich dem verhängnisvollen Einfluß zu entziehen. Was an Zärtlichkeit in ihrem Gemüt war, strömte Ingbert zu; sie schenkte ihm ein unbegrenztes Vertrauen, ein stilles freilich, aber er schien zu verstehen; nie durchbrach ein vorwitziges Wort von ihm die Schranken, die sie aufgerichtet hatte.

Er durfte sie küssen, wenn sie kam und wenn sie ging. Er vergaß nicht, daß er es nur durfte. Er behandelte sie wie eine Kostbarkeit, die bloß zufällig in seine Verwahrung gegeben war. Sie stand jetzt in der Blüte ihrer Schönheit; alle Menschen drehten sich auf der Gasse nach ihr um; ihre kühn-aufgereckte Haltung, der edle Gang, das nördliche Blond der Haare, die perlenhafte Haut, der vollendete Bau des Körpers und seine vornehme Bewegung, das alles im Verein war so selten wie unvergeßlich. Ingbert malte sie, wieder und wieder. Er sagte: „Jetzt sehen Sie erst, was für ein Stümper ich bin;“ doch sie lächelte ihm zu und war froh über diese Stunden, die ihr erlaubten, sich zu sammeln. So bezaubernd wie ihr ehedem die ganze Welt geschienen hatte, so bezaubernd dünkte ihr nun Ingbert allein. Und doch war ihr Gefühl verwirrt, tief und schmerzlich verdunkelt.

Digitized by Google

Sie ließ sich selbst nicht ruhen, und endlich wähnte sie Klarheit zu gewinnen. Was auf ihr lastete, war geistige Schuld, sittliche Schuld, die von Jahr zu Jahr sich gehäuft hatte und noch immer, Stunde um Stunde, wuchs. Und dort, in seiner freiwilligen Einsamkeit, saß der Richter, zu dem mußte sie gehen, nur er konnte ihr helfen, — zu den Menschen, von den Menschen.

Menschen! Das war das Rätsel, das die Qual. Hatte sie denn die Menschen vorher nicht gespürt, sie bloß hingenommen und nicht geprüft? Mit ihnen gelebt und sie nicht erkannt? War alles nur Spiel gewesen, was sie mit ihnen verbunden hatte, angenehme Lüge? Waren alle diese Bündnisse nichtig, dies Mit- und Füreinandersein, war es wertlos, das Entzücken an den Dingen verwerflich, die Beschwingung und das Streben eitle Gaukelei?

Und was berechtigte sie zu dem nagenden Mißtrauen? Was hatte die Flügelkraft gelähmt, den unbeirrten Glauben zerbrochen? Woher waren die Zweifel gekommen? Aus Worten nur. Durften Worte solche Macht haben? Doch hinter den Worten standen die Gesichter, hier das Gesicht eines Heuchlers, dort das Gesicht eines Rechtlosen, hier eins, das vom trägen Genuß verwüstet war, dort eines, das der Hunger gezeichnet hatte; und vor allem *sein* Gesicht, Robert Lamms hartes, verstörtes, erbittertes, richtendes Gesicht.

Sie mußte auch zu ihm gehen. Sie wollte Frieden haben; sie wollte mehr Beweise haben; einen Spruch, auf den sie sich stützen konnte; einen Weg, der in die Sonne zurückführte. Sie ertrug es nicht, sich in Haß gegen die Welt zu verlieren.

⁂ ⁂ ⁂

Frau Khuenbeck hatte mit dem Hofrat wegen einer Vormundschaftsangelegenheit zu sprechen; es handelte sich um die Zukunft Ferdinands. Sie hatte ihm mehrere Male geschrieben, ehe er sich entschloß, zu kommen. Sein Besuch fiel auf einen Tag im Fasching; Ferdinand und Ingbert hatten sich verabredet, zusammen auf einen Maskenball zu gehen, auch Olivia war von mehreren Bekannten zur Teilnahme aufgefordert worden, hatte sich aber geweigert.

Robert Lamm saß mit Frau Khuenbeck am Tisch und überlas einige Urkunden, da traten Ingbert und Ferdinand und ein Freund des letzteren mit Lärm und Lachen ins Zimmer. Der eine war als Vagabund, der andere als Indianer, der dritte als italienischer Fischer gekleidet. Frau Khuenbeck erhob sich, heiter überrascht, Olivia stand lächelnd auf der Schwelle. Robert Lamms Miene drückte Wohlgefallen aus, und er klatschte sogar Beifall. Nach einem scherzhaften Wortwechsel mit den jungen Leuten begann er von Redouten zu berichten, bei denen er durch diese oder jene abenteuerliche und ungewöhnliche Tracht Aufsehen erregt hatte. Es bedürfe vieler Phantasie, um solchen Veranstaltungen Würze zu verleihen, meinte er, und schilderte ein Fest von ehemals, bei welchem hervorragende Personen, Schriftsteller, Schauspieler, Diplomaten, Tänzerinnen durch geistreiche Einfälle von sich reden gemacht hätten. Er gab einige Anekdoten aus jener Zeit zum besten, die sein glänzendes Erzählertalent ins Licht setzten, kurz, er war so aufgeräumt, so unterhaltend und trotz des Zynismus, der heimlich oder unverhüllt stets in seinen Worten lag, so gewinnend, daß alle an seinem Munde hingen und ihr Bedauern nicht verhehlten, als er abbrach und sich, plötzlich wieder trocken und hölzern höflich, empfahl.

Olivia war in Hut und Mantel, weil sie einige Einkäufe in der Stadt machen wollte. Sie schloß sich dem Hofrat an, und er schien sich darüber zu freuen. Seine unerwartete Gesprächigkeit hatte erlösend auf sie gewirkt; sie schöpfte Hoffnung, seine Gegenwart schien keine Gefahr mehr zu enthalten.

Schweigend gingen sie nebeneinander. Es war Abend, viele Menschen waren unterwegs. Der Hofrat bog von den Hauptstraßen ab in die stilleren, aber auch dort sprach er nicht. Anfangs dünkte Olivia dies Schweigen natürlich, doch als sie ihn anschaute, bemerkte sie, daß seine Miene finster und feindselig war. Sie erschrak; sie konnte sich die Verwandlung nicht erklären; sie fürchtete, ihn verletzt zu haben, wollte fragen, brachte aber kein Wort über die Lippen. Immer wuchtender, immer lähmender wurde sein Schweigen, und er erschien ihr grausam und geheimnisvoll

Digitized by Google

dadurch. Sie hätte sich von ihm verabschieden können, doch sie war nicht imstande, den Vorsatz auszuführen. Die Richtung, in die sie gingen, lag weitab von ihrem Ziel; was zwang sie, ihm zu folgen?

Sie spürte, wie sie allmählich bleich wurde und ein fremdes Entsetzen sie beschlich.

Auf einmal blieb er stehen. Sie waren bereits hinter dem Gürtel, und statt der elektrischen Bogenlampen brannten fahle Gaslaternen. Er legte beide Hände auf ihre beiden Schultern, blickte sie durchdringend an und fragte: „Warum kommst du nicht zu mir?“

Stumm schaute sie zu Boden.

„Komm morgen,“ sagte er befehlend.

Ein Automobil fuhr die Straße herauf. Er rief den Lenker an, fragte Olivia, wohin sie zu fahren wünsche, half ihr in den Wagen, gab dem Manne Geld, lüpfte den Hut und eilte hinweg.

⁂ ⁂ ⁂

Als sie am andern Nachmittag in die Villa kam, sagte ihr der Diener Gerold, der Herr Hofrat sei im Garten. Langsam schritt sie durch die Alleen und über die Wege und gewahrte ihn endlich auf einem Beet, wo er harkte. In seiner Nähe gruben der Gärtner und sein Gehilfe die Erde um.

Er winkte ihr zu; sie blieb stehen und wartete. Nach einer Weile trat er zu ihr. Er begann sogleich von Ferdinand zu sprechen und sagte, der junge Mensch sei im Begriff, zu verludern; er habe mit der Mutter über ihn gesprochen, und sie seien überein gekommen, daß es am besten wäre, wenn man ihn nach Deutschland schickte. Einem angehenden Techniker böten sich dort günstigere Aussichten und ein reicheres Feld der Betätigung als hierzulande, wo alle Kraft geknickt werde und Talent und Fleiß dem flüchtigen Genuß zum Opfer falle.

Ein anderer Plan, den er ebenfalls mit Frau Khuenbeck zum Austrag gebracht hatte, war der einer Wohnungsveränderung. Die Wohnung in dem eleganten Stadtviertel war zu teuer geworden, und Frau Khuenbeck hatte sie schon vor einigen Wochen gekündigt. Sie hatte aber noch kein passendes Heim gefunden, und da hatte ihr Robert Lamm geraten, in seine Nähe, aufs Land zu ziehen. Zufällig hatte er davon gehört, daß in einem Haus in Pötzleinsdorf eine Wohnung von drei Zimmern billig zu vermieten sei; er sei heute vormittag dort gewesen, und da sich alles in wünschenswertem Stand gezeigt, habe er die Wohnung gleich gemietet. In vierzehn Tagen könnten sie übersiedeln, Olivia möge es zu Hause ausrichten.

„Du hast dann nur ein paar Minuten Wegs zu mir,“ schloß er, „kannst kommen, wann du willst und hier im Garten spazieren gehen. Wenn du's wünschest, richt' ich dir einen Pavillon ein, da kannst du sitzen und träumen. Dort, das Rondell zwischen den Kastanien; vom Mai an ist es ganz in Blüten begraben. Freilich, besser ist es, nicht zu träumen, besser ist's, die Augen offen zu halten, damit man nicht betrogen wird.“

Olivia wie die Mutter schieden ungern aus der alten Wohnung, in der sie seit dem Tod des Professors gelebt. Olivia erschien sich zu einem ungewünschten Zustand vergewaltigt, und als sie das neue Heim bezogen hatten, kam sie sich wie eine Verbannte vor, von allen Quellen abgeschnitten. Sie unterdrückte ihr Gefühl, um das dumpfere der Mutter nicht aufzuwecken; der Hofrat, der zuweilen herüber kam, merkte die Verstimmung und erging sich in boshaften Bemerkungen. Um jene Zeit gab es schon Blumen die Fülle in seinem Garten, und er schickte einmal eine ganze Wagenladung von Topfpflanzen, mit denen Olivia die Fenster und den Balkon schmückte, bis das Dürftige und ärmlich Frische der Zimmer verhüllt war.

Im Mai reiste Ferdinand nach Berlin, einer größeren Bestimmung entgegen. Seine Freunde gaben ihm ein Abschiedsfest; die Trennung von Mutter und Schwester fiel ihm nicht leicht. Olivia konnte sich lange nicht zurechtfinden; sein Mitdasein war ihr immer so selbstverständlich gewesen, jetzt fehlten sein Scherz, seine liebenswürdige Ungebundenheit zu allen Stunden. Frau Khuenbeck hatte den Plänen, die der Hofrat in bezug auf Ferdinands Zukunft entwickelt hatte, stets willig beigestimmt; die Verwirklichung betrachtete sie als ein ihr zugefügtes Unrecht, und sie faßte einen Groll gegen Robert Lamm.

Hiervon war häufig die Rede zwischen Lamm und Olivia. Er äußerte sich bitter über die Undankbarkeit der Mutter und spot-

Digitized by Google

tete über ihre wehleidige Schwäche. „Profit machen und nichts zusetzen, so ein Geschäft wünschen sie sich alle," sagte er verächtlich; „andere für sich schuften lassen und im übrigen lustig sein, fröhlich sein, heirassassa."

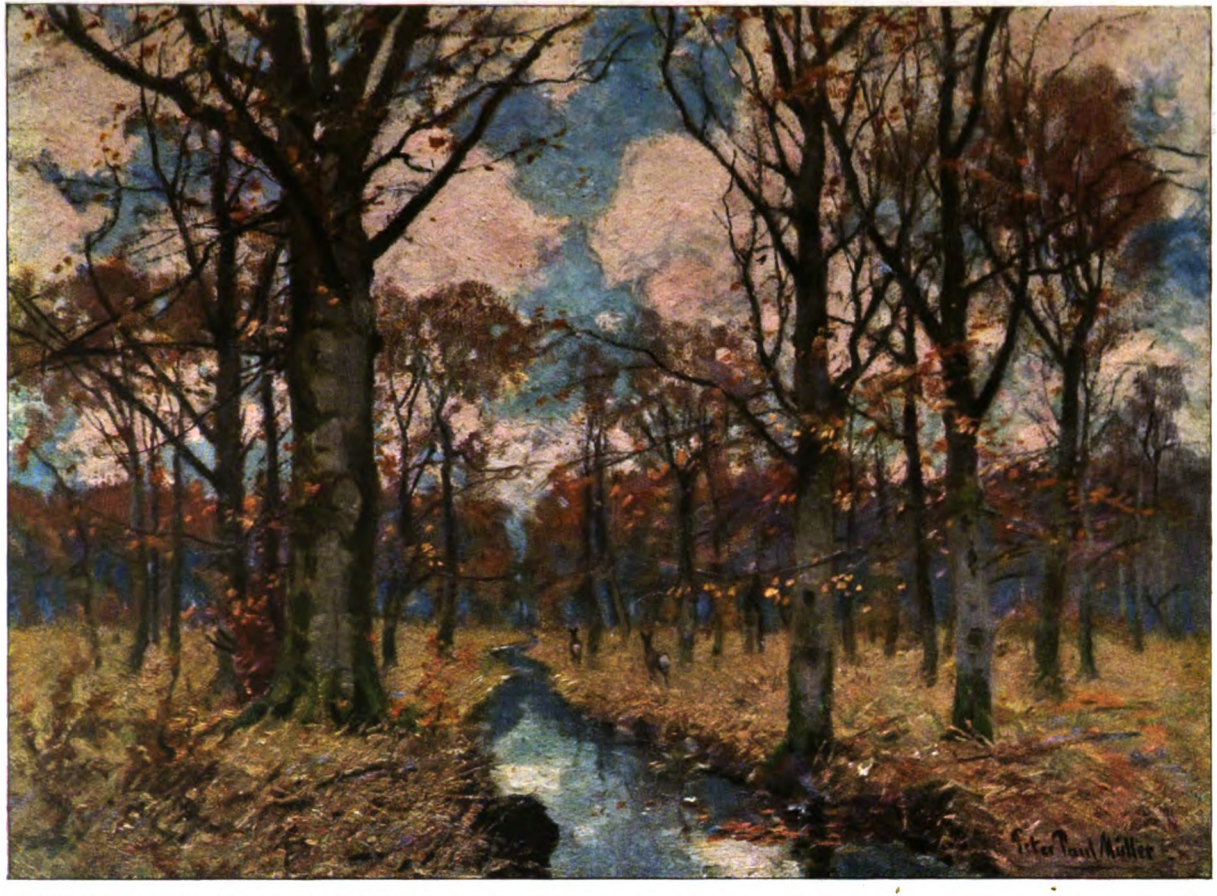
„Hätte dein Vater zu wirtschaften verstanden, dann brauchtet ihr nicht wie die Kümmerlinge zu leben," sagte er ein andres Mal; „er hat in manchen Jahren sechzig-, siebzig-, achtzigtausend Kronen verdient, und wenn er bloß die Hälfte zurückgelegt hätte, so hättet ihr heute ein ansehnliches Vermögen. Statt dessen wurde alles für Küche und Keller vergeudet; jeden Tag offene Tafel, ein Dutzend Kostgänger, die sich den Bauch mästeten und wenn sie den Rücken gedreht hatten, sich das Maul zerrissen, weil sie doch nie genug bekamen; Schöntuer und Speichellecker, die sich auf Nimmerwiedersehen Geld ausborgten, Dienstboten, die wie die Raben stahlen, wahrhaftig, es war zu toll! Das Herz blutete einem beim Zuschauen. Da war nichts zu bessern; solche Lebenshaltung galt für vornehm, keiner machte es anders, man war ein Kavalier, man ließ sich nichts abgehen, man überzahlte jeden Genuß, und jeder Schubiak konnte sein Trinkgeld einstecken, wenn er nur eifrig zu katzbuckeln wußte. Und so stehen wir halt da, wo wir stehen, meine Liebe. Nicht nur du und deine geehrte Mutter, sondern ringsherum die ganze Kompanie, das ganze Land, dicht vor dem Bankrott, reif zum Sturz."

Olivia wollte das Andenken des Vaters nicht geschmäht wissen und verteidigte ihn mit dem Hinweis auf seine Güte und seine großmütige Sinnesart. Das sei eine schlechte Güte, die das eigene Fleisch und Blut der Sorge überliefere, nur weil die Lockung des Augenblicks stärker sei als die Vernunft, war die Antwort; eine schlechte Großmut, die jedem Lumpen zu willen sei und die Früchte mühevoller Arbeit einem Parasitenhaufen an den Kopf werfe. „Du sprichst ja, als hättest du meinen Vater gehaßt," kam es empört von Olivias Mund. Robert Lamm richtete sich steif empor. „Gehaßt? Er war mein Freund." — „Nun, also!" — „Was, also? An ihm zuerst habe ich unsere Krankheit konstatiert, er, bei seiner Menschlichkeit und Redlichkeit, wurde mir zum Sinnbild unseres Unterganges. Die Leistung an sich, auch die trefflichste, ist nichts, so wie der allerreinste Charakter fast nur als eine Abnormität dasteht, wenn er nicht die Kraft hat, umbildend zu wirken. Ja, ich war sein Freund; ich weiß, wie er zeitlebens gearbeitet hat, wie selbstlos er seinem Beruf hingegeben war. Aber ich war ein Feind seiner Weichheit, seiner Wehrlosigkeit, seines Augenblicklertums, seines Allesiebengradeseinlassens."

Und er kam auf gewisse Zustände an der Klinik, die damals schon von sich reden gemacht hätten und heute zum Skandal gediehen seien. Khuenbeck habe dem Unwesen nicht zu steuern vermocht und sich seufzend ergeben. Er sei niemals fähig gewesen, Ränke zu spinnen, aber er habe auch den Gedanken nicht ertragen können, daß andere gegen ihn Ränke spannen. Deshalb sei er auch nicht davor zurückgeschreckt, sich zu demütigen, wenn es einen Widersacher zu versöhnen galt, und oft sei es geschehen, daß er einem Kollegen, der ihn auf der Gasse mit herausfordernder Kälte gegrüßt, einen Besuch abgestattet habe, um sich nach dem Grund seines Gesinnungswechsels zu erkundigen. Da wurde dann geredet und geredet; der klaffende Riß, der Gut von Böse, Reinheit von Gemeinheit scheidet, sei mit Floskeln, Schmeicheleien und Versicherungen zugestopft worden, und zum Schluß habe man sich freundschaftlich die Hände geschüttelt, womit alles beim alten geblieben sei und die Schlamperei Fett angesetzt habe.

„Am Ende seines Lebens ist er dann müde und traurig geworden und sah wohl ein, was er unschuldig verschuldet hatte," sagte Robert Lamm. „Eines Abends, es war kurz, ehe er die Reise antrat, von der er nicht heimgekehrt ist, erzählte er mir die Geschichte eines seiner Schüler. Der höchst begabte junge Mensch hatte den Malaria-Bazillus entdeckt; er war bettelarm, und da er sich politisch kompromittiert hatte, konnte er nirgends Unterstützung finden; alle seine Gesuche um ein Stipendium wurden abschlägig beschieden. In der Verzweiflung darüber, daß er die zur Herstellung des Serums, also zur Nutzbarmachung seiner Entdeckung erforderlichen Mittel auf keine Weise aufbringen konnte, beging er die Eselei, Banknoten zu fälschen. Die Sache kam natürlich ans Licht, er wurde zu langjährigem Kerker verurteilt,

Digitized by Google



Im Buchenwald. Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller

Digitized by Google

Digitized by Google

und damit war seine Existenz vernichtet. Deinem Vater war der Fall sehr nahe gegangen; er hatte von den Arbeiten des jungen Fachgenossen gehört; er wußte, was für Schwierigkeiten ihm in den Weg gelegt worden waren, Schwierigkeiten, auf die bei uns jeder stößt, der etwas will, etwas kann und etwas ist. Als er sich entschlossen hatte, einzugreifen, war es schon zu spät gewesen. Freilich war er durchaus nicht sicher, daß sein Dazwischentreten die Katastrophe abgewendet hätte. Zum ersten Male sah ich ihn ganz niedergeschlagen, und in seiner müden Art klagte er das Regime an, machte das Regime verantwortlich für alle Übel. Nun, dieses Lied war mir bekannt. Das Regime ist wie der Drache im Märchen, der die Jungfrau zum Fraß verlangt; allgemeines Heulen und Zähneklappern, Schimpfen und Fluchen, aber der Drache gibt nicht nach, und die Jungfrauen werden ausgeliefert. Im Märchen erscheint dann das tapfere Schneiderlein und macht dem Untier den Garaus; ich möcht es nicht erleben, wie so ein Schneiderlein bei uns traktiert würde; die Schikanen und Kniffe und Bedenklichkeiten würden ihm seine Heldentat schon verleiden, wenn's überhaupt dazu käme, und statt die Hand der Prinzessin gäbe man ihm zur Belohnung einen Fußtritt."

‚Die Stimme, die Stimme,' mußte Olivia in einem fort denken; qualvoll war ihr seine schrille, keifende Stimme, qualvoll dies Schelten, Raunzen, Geifern und Höhnen. Sie sehnte sich nach einer Stimme, die Klang hatte, die Tiefe hatte und nicht sich ins Innere bohrte gleich einer Schraube. Sie hätte ihn oft bitten mögen, leise zu sprechen, aber sie wagte es nicht, denn er war empfindlich; warf er ihr doch ohnhin bei jeder Gelegenheit ihre Verzärtlichung und Versüßlichung vor und spottete über das Rührmichnichtan, das in ihrer Miene lag.

Er entriß ihr Stück um Stück ihres inneren Besitzes. Was er mit seinem Wort berührte, wurde entwertet und entheiligt. Bisweilen lehnte sie sich auf gegen seine Welt- und Menschenverachtung, jedoch die Armseligkeit ihrer Gründe entlockte ihm nur Hohn. Seine Erfahrung war um Beispiele nie verlegen, vor den Tatsachen mußte sie sich beugen.

Anfangs glaubte sie, ihm etwas sein, ihm etwas werden zu können. Sie wies auf die großen Werke hin, die großen Schöpfer, die großen Gedanken der Menschheit. Er nannte das ein frommes Geplauder; die Menschen redeten nur davon, es sei wie bei der Zeitung; über dem Strich feiere die Korruption Orgien, unter dem Strich würden Schönheit und Moral gepredigt, was billig zu haben sei und niemand in Unkosten stürze. Sie erinnerte ihn an seinen Freund, den Musiker, der so viele erhoben, so viele entflammt; er lachte geringschätzig und fragte, ob sie denn nicht wisse, daß man gerade den mit giftigem Haß verfolgt und förmlich in den Tod gejagt habe.

Sie wußte nichts davon; er berichtete Einzelheiten, erzählte, wie der wunderbare Mann gelitten hatte, wie er gegen das Ende seines Lebens, um sich und seine Kunst zu retten, keine andere Möglichkeit gesehen habe, als aus dem Land zu fliehen und wie er sich in Amerika durch aufreibende Wanderfahrten die Krankheit zugezogen habe, die seiner sternenhaften Bahn ein Ziel gesetzt.

Da tönte aus der Vergangenheit die herrlich-sonore Stimme, nach der sich Olivia gesehnt, die Stimme des Aufschwungs, Seelenstimme, erstickt nun und verloren; sie schauderte und ließ die Schwärze wehrlos um sich niedersinken.

⊠ ⊠ ⊠

Mied sie Robert Lamm, so rief er sie; widerstrebte sie dann noch, so kam er selbst. Er war der Stärkere; mit eiserner Faust zog er sie in seine finstere Sphäre. Er zwang sie, mit seinen Augen zu sehen, er belud sie mit seiner schmerzlichen, im Grunde edlen, aber auch ohnmächtigen Verbitterung. Als sie wahrnahm, daß sie nur noch mit seinen Augen sah, erschlaffte jeder Nerv an ihr.

Mit einer letzten Anstrengung suchte sie sich zu befreien. Bei Senoners war ein Ball, sie wurde eingeladen und ging hin. Als ausgezeichnete Tänzerin, die sie war, wurde sie lebhaft umworben, aber schon bei dem ersten Walzer erfaßte sie ein Grauen vor der Umschlingung eines wildfremden Menschen. Alle Gesichter erschienen ihr zu Grimassen verzerrt, in allen sah sie etwas Drohendes, Gemeines und Feiges. Die

Digitized by Google

Lichter taten ihr weh; das Lachen und Scherzen, Nina Senoners Herzlichkeit, alle Bewegung, Musik und Worte, alles tat ihr weh. Jeanette, Ninas Tochter, ein Mädchen von sprühendem Temperament, sorglos wie eine Elfe, folgte Olivia auf Schritt und Tritt; sie war wie behext von der schönen Freundin ihrer Mutter, und Nina, die es merkte, lächelte still und bat Olivia, sie möge doch wieder zu ihr kommen wie früher. Jedoch Olivia glaubte nicht an die Aufrichtigkeit dieser Bitte, ein seltsam steinerner und kalter Ausdruck, der fast nie aus Ninas schwermütigen Zügen wich, machte sie stutzig und argwöhnisch, und in einer Sekunde visionären Schauens war es ihr, als klaffe zwischen dieser Mutter und dieser Tochter ein Abgrund, von dem beide noch nichts ahnten.

In einem andern Kreis lernte sie wenige Tage später einen russischen Sänger kennen, dem sie zuerst wenig Beachtung schenkte; doch als er dann, von Männern und Frauen bestürmt, Lieder seiner Heimat sang, wurde ihr Herz im Innersten aufgewühlt. Trunken ging sie nach Hause und wünschte nichts anderes, als den Sänger noch einmal zu hören. Sie erfuhr, daß er an einem bestimmten Abend wieder dort sein würde, und versäumte nicht, sich einzufinden. Es war ein gastliches Haus, in welchem allerlei freie und halbfreie Menschen zwanglos verkehrten. Bei ihrem Eintritt wurde sie von Georg Ingbert begrüßt; sie zeigte weder Überraschung, noch Freude. Mit dem Russen hatte sie kaum gesprochen, dennoch herrschte eine geheime Verständigung zwischen ihr und ihm. Während er sang, behielt er sie im Blicke; sie starrte gebannt in sein Gesicht. Er hatte eben ein Lied geendet; das Entzücken der Hörer äußerte sich in lärmendem Händeklatschen, Olivia schaute immer noch verzaubert in die Richtung, wo er stand. Da drängte sich Ingbert durch eine aufgeregte Gruppe; er ging ganz nahe an Olivia vorbei; mit einer freien Anmut der Gebärde strich er mit den Fingerspitzen seiner Linken leicht und schmeichelnd über Olivias entblößten Unterarm und flüsterte, so daß nur sie es vernehmen konnte: „Olivia, Sie sind verliebt.“

Ein entsagendes Lächeln spielte auf seinen Lippen. Olivia erschrak. Sie lächelte gleichfalls, matt und schuldbewußt. Verliebt, das war kein Wort mehr für sie; es mahnte sie an unwiederbringlich Verlorenes.

In diesem Augenblick gewahrte sie Robert Lamm. Niemand schien sein Kommen bemerkt zu haben, aber daß er da war, schien doch allen selbstverständlich. Er hatte zu keiner Zeit in dem Hause verkehrt, trotzdem benahm er sich, als wären ihm die Räume und die Menschen wohlbekannt. Er war von einer komödiantisch übertriebenen Freundlichkeit, in seinen Verbeugungen gegen die Damen lag etwas Geziertes und zugleich Hämisches, sein Gesicht war krebsrot. Olivia erhob sich. Er sah sie nicht oder wollte sie nicht sehen. Das Beängstigende aber war, daß ihn seinerseits die andern, in deren Mitte er sich befand, nicht zu sehen schienen. Langsam, in der Haltung einer Hypnotisierten, näherte sie sich ihm. Da wurden die Leute aufmerksam, stellten sich um sie herum, beobachteten verwundert ihr sonderbares Gehaben und richteten scheue Fragen an sie. Ja, seht ihr denn nicht! hätte sie rufen mögen. Das Blut pochte wider ihre Schläfenwand, mit einem dumpfen Schrei brach sie zusammen.

Ingbert fing sie in seinen Armen auf. Sie aber fühlte sich in den Armen Robert Lamms. Sie fühlte sich in seinem Besitz, unentrinnbar und für alle Zeiten. Ihr graute vor seiner Stimme, vor seinem Auge, vor seiner Hand, vor seinem Hauch; sie sträubte sich leidenschaftlich, aber alle Bemühungen waren vollkommen vergebens.

Man brachte sie nach Hause. Unterwegs wurde sie wieder Herrin ihrer Sinne und bat die Begleiter, die bei ihr im Wagen saßen — es waren Ingbert und ein junges Mädchen —, sie möchten die Mutter nicht beunruhigen Am Ziel angelangt, dankte sie ihnen, und als sie fort waren, atmete sie noch eine Weile in tiefen Zügen die Nachtluft ein, bevor sie am Tor läutete.

Sie schlief schwer, und gegen Morgen hatte sie folgenden Traum. Sie war in einem Saal, in welchem viele festlich gekleidete und festlich gelaunte Menschen sich ergingen. Namentlich die Frauen zeichneten sich durch blendenden Schmuck und kostbare Kleider aus. Unzählige Lichter brannten, nicht nur an den Wänden, in

Digitized by Google

Hunderten von Kandelabern, sondern auch von der Decke hingen sie herab. Olivia selbst hatte nichts am Leibe als einen grauen Schleier, und da sie auf solche Lichtfülle nicht gefaßt gewesen war, begann sich eine quälende Scham ihrer zu bemächtigen. Auf einmal verlosch ein Licht, dann ein zweites, ein drittes, zwanzig, dreißig, fünfzig, in regelmäßigen Pausen. Dies wurde anfangs von keinem beachtet, denn die Helligkeit blieb noch lange strahlend; als es aber dunkler und immer dunkler wurde, weil mehr und immer mehr Lichter verloschen, wurden die Menschen still; alle bewegten sich gegen die Wände hin, wie wenn sie dort Schutz suchten vor der drohenden Finsternis, und als zuletzt nur noch eine einzige Lampe brannte, stand Olivia allein in einem öden Raum. Der Schleier, der sie einhüllte, wuchs und dehnte sich wie Rauch, machte das Geschmeide und die kostbaren Gewänder unsichtbar, und eine gellende Stimme rief in das Schweigen hinein: Wo seid ihr denn? Niemand antwortete, niemand rührte sich.

Sie erwachte, kleidete sich an und ging in die Villa Robert Lamms. Der Hofrat war trotz der frühen Stunde schon in den Treibhäusern. Sie wanderte durch das Haus, durch alle die schönen Räume, betrachtete die schönen Gegenstände. Sie lagen, hingen und standen so nutzlos da, so weltfern und ohne Freude.

‚Er allein in dem großen Haus,' mußte sie denken, ‚so nutzlos und ohne Freude! Und soviel Haß in der Brust!'

Dann ging sie in den Park. Es war Sommer, unendliches Blühen. In zauberhafter Pracht standen die Rosen; Säulen-, Wild-, Zaun-, Moos- und Hundsrosen. Die Erde schien durch geheimnisvolle Chemikalien vorbereitet, es war ein Wuchern von Lilien, Tulpen, Anemonen, Veilchen, Rhododendren, Azaleen und Flieder. Blaue Felder von Levkojen, Lobelien, Clematis und Winden drängten sich an gelbe von Zinnien, Skabiosen, Portulak und Dahlien. Und die üppigen Hecken, die kleinen Kanäle voller Seerosen, die feierlichen Alleen von Pappeln, Kastanien, Linden und Ulmen, die dunklen Eichen, die gelbgeflammten Platanen: es war ein Fest der Natur.

Er aber kauerte im Treibhaus wie ein Alchimist in seiner Küche und suchte das Mittel zur Züchtung einer schwarzen Rose.

Während Olivia mit Blicken des Abschieds den Garten langsam verließ, hatte sie das Gefühl, als riefe sie jemand, aber als dürfe sie um keinen Preis dem Rufe folgen und zurückkehren.

Sie kehrte nicht zurück.

(Fortsetzung folgt)

Volksweisen

Am Fenster der junge Priester stand —
Es blauten die Berge weit um ihn her,
Ein glutübergossenes, endloses Meer,
In dessen Wogen die Sonne schwand.

Der Einsame lauschte — den Pfad entlang,
Der einst schon ein Weg der Legionen war,
Kam jetzt aus dem Wald eine Schülerschar,
Die zog an dem Kloster vorüber und sang.

Es sangen die Stimmen, so jugendhold,
Von Burschenfreiheit, der Wacht am Rhein,
Vom Wandern im mailichen Sonnenschein,
Von Lieb' und Treu und dem Ringlein von Gold.

Wie hatten die Weisen so seltsame Macht!
Es senkte das Haupt, der sie selber einst sang —
Dann starb in der Ferne der letzte Klang —
Ein Sinnender wartete bang auf die Nacht.

Marie Tyrol

Digitized by Google

Der „Baralong"-Geist in der englischen Politik

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Wir stehen nun über zwei Jahre im Kriege gegen das britische Weltreich. Als es durch eine langgesponnene Politik Rußlands und Frankreichs sicher geworden war, trat es in den Krieg gegen uns ein, und gerade wegen dieser Haltung stieg die Erbitterung gegen den letzten und größten Gegner in unserem Volke vor zwei Jahren so gewaltig an. Weite Kreise hatten schließlich doch geglaubt, die nach der höchsten Krise vom Frühherbst 1911 eingetretene Entspannung in den Beziehungen zwischen Deutschland und England würde von Dauer sein, die Versuche, eine Verständigung herbeizuführen selbst in der entscheidenden Frage der Flottenrüstungen, seien von den englischen Staatsmännern ernst gemeint. Jetzt fühlte man sich hintergangen und betrogen, jetzt schien das Wort vom perfiden Albion wieder einmal seinen vollen Inhalt zu bekommen. Darum schlug ein Haß gegen England in unserem Volke empor, der die Feindschaft gegen Frankreich und Rußland weit überstieg und sich in stürmischen Ausbrüchen entlud.

Seitdem sind zwei Jahre ungeheuerster Geschichte verrauscht, und auch hierin hat sich die erregte Stimmung der ersten Kriegszeit gewandelt. Uns lehrt das nur wieder die alte Erfahrung, daß man mit Stimmungen allein keinen Krieg führt und vollends keine Politik macht. Wer die Psychologie des Menschen kennt, wußte von vornherein, daß einer nur aus der Stimmung geborenen Erbitterung unfehlbar eine Abdämpfung folgen werde. Dafür ist die Erkenntnis, die kühle Einsicht im Laufe der zwei Kriegsjahre immer tiefer geworden, die in England den Hauptfeind der deutschen Zukunft sieht, und auch die endlos fortgesponnenen Streitigkeiten über die Schuld an diesem Weltkriege haben schließlich dieser Erkenntnis gedient.

Wer unvoreingenommen urteilt, für den ist diese Streitfrage heute erledigt. Er weiß, daß allein der Beitritt Englands zu der russisch-französischen Feindschaft gegen Deutschland das europäische Gleichgewicht störte, das trotz aller Schwankungen und Gefahren bis zu diesem Entschlusse der englischen Politik eben doch erhalten worden war. Die Dinge lagen ja so einfach, daß vier Mächte in der Hauptsache auf dem Kontinent mit- und gegeneinander standen, Deutschland und Österreich-Ungarn, Rußland und Frankreich. Von diesen aber war der eine immer durch traditionelle Beziehungen und Interessengemeinschaft oder wenigstens den Mangel an Reibungsflächen mit dem Gegner des anderen verbunden. Zwischen Frankreich und Österreich bestanden keine Reibungsflächen, dafür gewisse Erinnerungen früheren Zusammengehens, und zwischen Deutschland und Rußland galt das gleiche in noch viel verstärkterem Maße. Trat daher ein Konfliktsstoff irgendwo auf, wie z. B. in der orientalischen Frage oder durch die französische Revanchelust, so vermochte immer der Bundesgenosse des Bedrohten auf den Bedrohenden zu drücken, so daß schließlich trotz allem der Friede doch gewahrt blieb. Es war ein künstliches Spiel, es waren Verhältnisse, die sehr feine und kluge Hände der Staatsmänner erforderten, sie konnten jederzeit gestört werden, aber sie haben doch jahrzehntelang gehalten. Erst als England wieder in die europäische Politik eintrat, als es, um den deutschen Gegner einzukreisen, mit Frankreich und Rußland die Entente schmiedete, und zugleich, wie es der Sozialdemokrat Lensch hübsch ausdrückt, „mit ihnen beiden jenes große Weltverteilungssyndikat bildete, dessen Zweck war, die noch übriggebliebenen Teile der Welt möglichst rasch zu verteilen und so den gefährlichsten Gegner (Deutschland) auch weltpolitisch auszuhungern", erst dann war dieses Gleichgewicht so gründlich gestört, daß keine diplomatischen Künste es mehr erhalten konnten. Die eine Wage war eben zu schwer geworden.

Von diesem Ausgangspunkte aus betrachten wir das, was wir den „Baralong"-Geist in Englands Politik nennen, den Geist, der den Namen des Schiffes „Baralong" und seines Kapitäns unsterblich macht, der in Seenot befindliche deutsche Matrosen nicht rettete, obwohl militärisch das Zusammentreffen schon entschieden war, sondern sie einfach hinmorden ließ. In der großen Politik Englands, die zu diesem Kriege führte, und zwar nach dem Willen seiner verantwortlichen politischen Leiter führen sollte, sehen wir an sich diesen „Baralong"-Geist noch nicht. Wenn die politische Führung Englands wirklich glauben konnte, daß in Deutschland ein gefährlicher Rivale heranwachse, so war es ja selbstverständlich, daß sie beizeiten dagegen vorsorgte. Daß sie sich dabei der Schleichwege der Diplomatie und aller möglichen Einflüsse auf die Souveräne, Minister, die Presse bediente, war schließlich auch ihr Recht, und wir haben höchstens uns Vorwürfe zu machen, wenn wir diesen Bemühungen nicht früh und entschieden genug entgegengearbeitet haben. Je mehr sich aber die ganze Krisis zuspitzte, was rund sechs Jahre gedauert hat, um so mehr verließ die englische Politik darüber hinaus den Boden, der eine Verständigung überhaupt hätte

Digitized by Google

denkbar machen können. Sie wurde von Jahr zu Jahr hinterhaltiger, soweit, daß sie schließlich nicht mehr darum herumkam, das eigene Parlament zu belügen. Sir Edward Grey hat immer geleugnet, daß verpflichtende Abmachungen für England bestünden, wobei er den feinen „geistigen Vorbehalt" machte, daß kein Staatsvertrag dieser Art vorhanden sei, sondern nur Abreden der beiderseitigen Generalstäbe usw. Diese Politik hat Belgien ins Verderben gestürzt, dieser Politik hat sich Frankreich vollständig hingegeben und seine eigene Unabhängigkeit preisgegeben, und diese Politik wird später auch vor dem englischen Volke selbst nicht mehr zu rechtfertigen sein. Denn sie überschritt die Grenze, die auch der großen Politik in ihrem Verhalten zu Treu und Glauben gezogen ist.

Bevor wir diesen Gedanken weiterspinnen, sei zuerst gewissermaßen das Fazit der Erlebnisse der beiden Kriegsjahre in bezug auf den realen, harten und bleibenden Machtgegensatz zwischen Deutschland und Großbritannien gezogen. Manchem wird das heute zu viel, und er behauptet, daß solche Hinweise auf unseren Gegensatz zu England offene Türen einrennen, daß das ganze deutsche Volk sich in dieser Erkenntnis einig sei. Leider ist das nicht ganz der Fall. Es gibt bei uns noch Kreise, die nicht von der alten Idee loskommen, die gewöhnlich so formuliert wird: die Engländer sind gute Geschäftsleute, sie haben es für klug gehalten, das Geschäft mit Deutschland in dieser gewaltsamen Weise zu ihren Gunsten regeln zu wollen, sie sehen, daß sie damit auf die falsche Karte gesetzt haben, und sie werden sich bald davon überzeugen, daß sie mit dem Kriege ein sehr schlechtes Geschäft gemacht haben, in dem sie ihr eigenes Reich — siehe die irische Frage — und ihre Finanzen aufs schwerste erschüttert haben. Darum werden sie gerade durch den Krieg sich davon überzeugen lassen, daß sie besser mit Deutschland als gegen dieses leben und ein Arrangement mit ihm schon finden. Hat nicht dieser Gedankengang in Deutschland noch mehr Anhänger, als wir im allgemeinen denken? Es frage sich einmal jeder Leser, ob er nicht in seinem Bekanntenkreise manchen findet, der davon überzeugt ist. Sonst wären ja die fortwährenden Auseinandersetzungen in der Presse darum nicht nötig. Dieser Gedankengang ist aber nur möglich mit einer vollkommenen Unkenntnis der englischen Geschichte und Politik, die leider bei uns viel zu verbreitet ist. Wir wären in der Erkenntnis dieser Dinge sehr viel weiter und einiger, wenn wir die englische Geschichte und Politik etwas genauer kennten, was leider nicht einmal für unsere Diplomaten, geschweige denn für weitere Kreise unseres Volkes zutrifft. In seinem neuen Werke „Deutsche Politik" sagt Fürst Bülow sehr richtig: „In England hat sich wie in früheren englischen Kriegen die Wendung vom Frieden zum Kriege langsam vollzogen. England pflegt sein ganzes Gewicht nicht sofort und nicht auf einmal, sondern allmählich in die Wagschale zu werfen." Das ist absolut richtig, dieser Krieg bestätigt diesen Erfahrungssatz von neuem und mit diesem haben wir zu allererst zu rechnen. Je länger der Krieg dauert, um so tiefer ist England in ihn hineingekommen, um so größer mußten die Zugeständnisse werden, die es finanziell mit seinen Verbündeten verknüpfen, um so größer auch die militärischen Opfer, so daß es im Kriege selbst sein altes, von adligen Offizieren geführtes Söldnerheer in ein Volksheer verwandelt hat. Ist demgegenüber nicht jener Gedankengang oberflächlich, ja leichtherzig und leichtsinnig, indem er den Engländern anstinnt, sie führten im Grunde diesen Krieg gar nicht im Ernst?

Jeder Blick in die englische Presse, und zwar bis weit in die Blätter der Linken hinein lehrt dagegen, daß das englische Volk sich des gewaltigen, weltgeschichtlichen Gegensatzes, um den in diesem Kriege gefochten wird, vollkommen bewußt ist. Einzelne Äußerungen, die dagegen sprechen, wie die des bizarren, politisch nicht ernst zu nehmenden Bernhard Shaw in seiner Zeitschrift „Der Neue Staatsmann", besagen demgegenüber nichts. Besser als auf dergleichen, manchmal ganz geistreiche Ausführungen zu hören, soll man heute das kürzeste und schlagendste Evangelium des englischen Imperialismus einmal in die Hand nehmen, das Werk des verstorbenen Professors in Cambridge, Seeley, über „Die Ausdehnung Englands" (Expansion of England). Es ist sehr zu bedauern, daß die ungeheuere Kriegsliteratur in Deutschland uns noch nicht eine Übersetzung dieses Werkchens, das übrigens in der Tauchnitzschen Bibliothek erschienen ist, gebracht hat. Denn keine politische Schrift Englands ist uns heute lehrreicher, als diese, die uns aus dem Munde eines Gelehrten zeigt, was die führenden Schichten des Weltreiches denken. Da rollt der weltgeschichtliche Kampf der aufsteigenden englischen Handels-, See- und Weltmacht erst gegen Spanien, dann gegen die Niederlande, schließlich gegen Frankreich in gewaltigen Bildern vor uns ab. Da sehen wir, wie die Schlachten des großen Preußenkönigs im Siebenjährigen Kriege, weltgeschichtlich gesprochen, nur Steine darstellten auf dem Schachbrett der großen englischen Politik, wie Friedrichs Sieg bei Roßbach letzten Endes die englische Herrschaft in Kanada, in West- und Ostindien miterobern und sichern half. Da sehen wir, wie der Riesenkampf Napoleon Bonapartes auch letzten Endes auf ein Ringen zwischen Frankreich und England um die See- und Weltmacht hinauslief. Napoleons Expedition nach Ägypten, die der deutsche Durchschnittsleser meist gar nicht versteht oder für ein Abenteuer hält, tritt ebenso in das richtige Licht der Weltgeschichte, wie sein Streben, von Boulogne aus auf englischem Boden zu landen

Digitized by Google

und dasselbe Mittel zu benutzen, das heute England umgekehrt gegen uns benutzt: die Absperrung der Küsten, der Märkte, der Ein- und Ausfuhr. Da wird uns vor allem die eine Lehre eindringlich gepredigt, daß die fast ununterbrochenen Erfolge Englands in diesen vier Jahrhunderten militärisch darin ruhten: „wie das Nest eines Schwanes in einem großen Teich," so hat schon Shakespeare die einzigartige Lage seines Vaterlandes bezeichnet, die ihm ermöglichte, nur als Seemacht seine großen Erfolge zu gewinnen, während die Rivalen Spanien, Niederlande und Frankreich — und heute Deutschland! — durch ihre Lage gezwungen waren, Land- und Seemacht zu sein. Jene ersten drei sind dem doppelten Drucke, Land- und Seemacht zu sein, unterlegen, sie haben die Machtmittel nicht aufbringen können, selbst der Titane Napoleon I. nicht, um auf die Dauer der natürlichen militärischen Überlegenheit Englands zu widerstehen. Von diesem letzten Fazit aus blicken wir nun auf die Schlachtfelder in Flandern und Frankreich! Da ist die Lage ganz anders. Da kämpfen Hunderttausende, ja Millionen englischer Soldaten zu Lande, zu deren Aufstellung England eben gezwungen war, gegen alle Überlieferungen seiner Geschichte, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Da hat sich die Politik, die das europäische Gleichgewicht zerstörte, für England schon unmittelbar schwer gerächt. Dagegen ist es gezwungen worden, sich militärisch zu Lande immer mehr zu engagieren bis an die Grenze seiner Kraft, ja wahrscheinlicherweise schon darüber hinaus, und hat sich damit eines Vorteils begeben, dem es in früheren Perioden seiner Geschichte seine unvergleichbaren Erfolge dankte. Ist das nicht eine Lehre politisch-historischer Erkenntnis, die mit einer ungeheuren Wucht zu uns spricht und aus der Deutschland alle Folgerungen politisch wie militärisch zu ziehen hätte?

Das Gefühl, dem hier dieser bestimmte historisch-politische Ausdruck gegeben wurde, haben in den letzten Monaten zwei sehr verschiedenartige Schriften in Deutschland gefördert. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter, Dr. Paul Lensch, hat in seinem Buche „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück" die Erschütterung der englischen Weltherrschaft als das eigentlich revolutionierende Element des Weltkrieges bezeichnet. Er weist darauf hin, daß durch U-Boote und Zeppeline England sogar auch die Voraussetzung seiner bisherigen militärischen Unangreifbarkeit, den Vorteil seiner insularen Lage verloren hat, daß dieser Weltkrieg den Anfang vom Ende der englischen Herrscherstellung bedeute. Und er weist weiter seine Parteigenossen darauf hin, daß allein die Erkenntnis der Rolle, die England in diesem Kriege spielt, ihrer Partei die Orientierung in den Weltwirren ermögliche. Bisher maßen die Sozialdemokraten Deutschland und England mit zweierlei Maß, priesen die freien Einrichtungen Englands gegenüber den Zuständen in Deutschland und sprachen der überseeischen See- und Machtpolitik Englands ganz naiv ein Recht zu, das sie Deutschland verweigerten. Diese Englandlegende wird auch in der Sozialdemokratie heute durch den Krieg erschüttert, sie sieht, daß diese Ausnahmestellung, diese Vormachtstellung Englands, wenn sie erhalten bleibt, auch die deutsche Arbeiterwelt schwer bedroht, und muß erkennen, daß ein England im Besitz einer ungeschwächten und überlegenen Flotte immer in der Lage ist, die Rettung vor inneren Schwierigkeiten, die England nach diesem Kriege ganz bestimmt kommen, in auswärtigen Kriegen zu sehen. Wie Seeley ganz offen gesagt hat: Die Ausbreitung Englands war im 18. Jahrhundert (und das gilt für das 19. und 20. ebenso), wenn es nicht durch den Erfolg des Krieges beseitigt wird, „ein aktives Prinzip der Friedensstörung".

Klarer und entschiedener als der Sozialdemokrat, der mit diesen Fragen erst ringt und diese neue Betrachtung seinen Parteigenossen eindringlich machen will, spricht der Staatsmann, der die deutschen Geschicke geleitet hat in der Zeit, als sich die Beziehungen zu England verschärften. Es ist ein großes Verdienst des Fürsten Bülow, daß er sein Werk über die „Deutsche Politik" jetzt neu herausgegeben hat, für den Krieg umgearbeitet, und im Kriege in der Lage ist, offener und entschiedener sprechen zu können, als es der Staatsmann 1913 beim ersten Erscheinen tun durfte. Daß Fürst Bülow das tut, offen und entschieden die Zentralfrage des Krieges beim Namen nennt, das ist ein großes Verdienst von ihm. Sein Buch ist eine umfassende Begründung der Notwendigkeit der deutschen Flotte und des Entschlusses, der damit gegeben war, wie er an einer Stelle sagt, daß Kaiser Wilhelm „für den Bau der deutschen Flotte in dem Augenblicke eintrat, wo sich das deutsche Volk über seine weitere Zukunft entscheiden mußte". Auf entscheiden liegt dabei der Nachdruck und Fürst Bülow spricht oft aus, wohin und wozu? „Wenn wir diesen, vielleicht letzten Moment, uns den notwendigen Seepanzer zu schmieden, ungenutzt hätten vorübergehen lassen, so würden wir damit für absehbare Zeit jede Aussicht auf Selbständigkeit zur See und damit eine selbständige und unabhängige Weltpolitik verloren haben." „England aber," womit Fürst Bülow ein Wort Bismarcks zitiert, „ist der gefährlichste Gegner Deutschlands. Es hält sich für unbesiegbar und glaubt Deutschlands Hilfe nicht zu brauchen. England hält uns noch nicht für ebenbürtig und würde nur ein Bündnis schließen unter Bedingungen, die wir nie annehmen können. Bei einem Bündnis, welches wir schließen, müssen wir den stärkeren Teil bilden." Aus der Geschichte aber zieht der Fürst den Schluß: „Noch jedes Volk mit gesundem Instinkt und

Digitized by Google

lebensfähiger Staatsordnung hat an die Meeresküste gedrängt, wenn sie die Natur ihm versagt hatte. Völker, die das Meer nicht gewinnen konnten oder von ihm abgedrängt wurden, schieden stillschweigend aus dem großen weltgeschichtlichen Wettbewerb aus." Was er damit meint, daran läßt Fürst Bülow im ganzen Werke gar keinen Zweifel.

So ruhig und klar und so frei auch von einem unbestimmten, ziellosen, manchmal unserer nicht würdigen Hasse haben wir die englische Politik und ihre Ziele sowie den Gegensatz zu betrachten, der heute und fürderhin zwischen England und Deutschland nur mit den Waffen auszufechten ist, nur mit dem Siege oder der Niederlage des einen oder des anderen enden kann. Weil das aber selbst der englischen Masse bis weit in die Arbeiterkreise hinein so klar ist, ist das in ihre Politik eingezogen, was wir den „Baralong"-Geist nennen und was nun zu allem anderen diesen Gegensatz zwischen England und uns so sehr vergiftet.

Für die Vergangenheit galt zweierlei. England hatte den Begriff Gentleman ausgebildet, der oft mißbräuchlich verwendet wurde, aber doch einen ganz besonderen und hochstehenden Typus des Menschen darstellte. Mit das Wesentliche in der Erziehung dazu war die Erziehung zur Wahrhaftigkeit und die Erziehung zum fair-play. Mit allen drastischen Mitteln wurde auf den englischen Mittel- und Hochschulen den Zöglingen das beigebracht, daß die Lüge eines englischen Gentlemans unwürdig sei, und daß der Kampf, sei es im Sportspiel, sei es in der Wahl zum Parlament oder in den Erörterungen im Parlament, sei es im Wirtschaftsleben oder wo sonst, nur eben fair geführt werden müsse — welcher Begriff auch in unsere Vorstellung übergegangen und daher ganz klar ist.

Damit aber verband sich in der Führung der Politik ein Standpunkt, der häufig mit den Worten wiedergegeben worden ist: „Ob gut oder schlecht, mein Vaterland" (Right or wrong, my country). Der Satz konnte heißen, daß das Vaterland in guten und bösen Tagen zu allererst käme. Noch häufiger aber hieß er, daß er jede Haltung für das Vaterland rechtfertige, die auch böse sein konnte, ein Standpunkt, den Macaulay in seinem berühmten Essay über Warren Hastings mit den Worten ausdrückt: „Der Beweggrund, welcher Hastings zu seinen schlimmsten Handlungen verleitete, war ein mißverstandener und irregeleiteter Sinn für das Gemeinwohl. Die Vorschriften der Gerechtigkeit, die Gefühle der Menschlichkeit, die verpfändete Treue von Verträgen galten in seinen Augen nichts, sobald sie dem unmittelbaren Interesse des Staates entgegen waren." Darin spricht Macaulay als Liberaler, während die ganze maßgebende politische imperialistische Richtung Englands die Haltung von Warren Hastings als die Richtschnur ihrer Handlungen so ziemlich anerkennt. Das ist schließlich ein Stück von den Lebensüberzeugungen eigentlich aller Engländer geworden, und wir werden nicht leugnen, daß darin bis zu einem gewissen Punkte etwas Berechtigtes liegt. Heinrich von Treitschke hat immer mit männlichem Nachdruck betont, daß die Sittengesetze für den Staat andere seien, als für den einzelnen, und nach dieser Regel haben auch die großen deutschen Staatsmänner gehandelt, der Große Kurfürst, wie Friedrich der Große und nicht zuletzt Otto von Bismarck. Es ist eine Naivität und macht einen Staatsmann zu seinem Amte unfähig, wenn er glaubt, mit dem Grundsatz der allgemeinen, der individuellen Moral sein Amt führen zu können, und glaubt, dem Gegner überlegen zu sein, indem er die Reinheit seines Handelns unter diesem Gesichtspunkt nachweist und die Unreinheit der Handlungen der Gegner unter demselben Gesichtspunkt dagegen. Fürst Bülow sagt am Schlusse seines Buches darüber sehr nachdenkliche und sehr nachdrückliche Worte. Das ist auch nicht das, was wir als „Baralong"-Geist empfinden. Zwischen jenem Standpunkte, dem ja schließlich, wie bekannt, Macchiavelli in seinem Buch vom Fürsten die erste und klassische Formulierung gegeben hat, und dem Geist, der heute so stark in der englischen Politik geworden ist, besteht ein tiefer Unterschied.

Er wird uns ohne weiteres klar, wenn wir an jene Politik Sir Edward Greys in der Vorbereitung des Weltkrieges denken, von der wir oben sprachen, oder an die Taten Lord Kitcheners im Burenkriege und in Ägypten, oder namentlich an das Verhalten Englands im Kampfe gegen die Kolonien und nicht zuletzt an sein Verhalten zum Völkerrecht. In alldem wird der feine und doch erkennbare Strich überschritten, der eine macchiavellistische Politik trennt von diesem Geiste, der die englische Politik heute beherrscht. Das Neue liegt darin, daß dann die Verletzungen der Sittlichkeit und des Rechtes nutzlos weit gehen, daß eine niedrige Grausamkeit angewendet wird, die die weiteren Folgen ganz übersieht, daß die Verletzungen des Sittengesetzes soweit gehen, daß dieses überhaupt aus der Welt beseitigt ist, und dann ist der Schritt zur persönlichen, aus persönlichem Interesse erfolgenden und deshalb unter allen Umständen zu verurteilenden Moralverletzung des Einzelnen gar nicht mehr weit. Einem Verhalten von Warren Hastings in jener großen Erpressung gegen die indischen Prinzessinnen, von der Macaulay erzählt, entsprechen die Lügen, die persönlichen Lügen Sir Edward Greys, entsprechen die zynischen Verletzungen des Völkerrechts und entspricht jene Mordtat, in der dieser ganze Geist schließlich sich in seiner vollen Unsittlichkeit enthüllte. Wir wollen auch dafür eine Auseinandersetzung aus der Feder Macaulays zitieren, damit wir dem englischen Gegner mit seinen

Digitized by Google

eigenen Waffen dienen. In seinem Essay über Lord Clive führt er bei der Auseinandersetzung über den Treubruch Clives gegenüber einem Bengalen aus: „Wir wollen diesen Punkt nicht nach den starren Grundsätzen der Moral erörtern. Dies zu tun, ist in der Tat ganz überflüssig; denn diese Frage lediglich als eine Frage der Zweckmäßigkeit, in der niedrigsten Bedeutung des Wortes, betrachtet, und ohne dabei andere Beweisgründe als solche, deren Machiavelli sich in seinen Verhandlungen mit Borgia bedient haben möchte, in Anwendung zu bringen, sind wir überzeugt, daß Clive ganz und gar im unrecht war, und daß er nicht nur ein Verbrechen, sondern auch einen Mißgriff beging. Daß Ehrlichkeit sich als die beste Politik bewährt, ist ein Grundsatz, von dessen allgemeiner Richtigkeit wir unverbrüchlich überzeugt sind, selbst in bezug auf die weltlichen Interessen der einzelnen. Aber in bezug auf Gesellschaften erleidet diese Regel noch weniger eine Ausnahme, und zwar aus dem Grunde, weil die Lebensdauer von Gesellschaften eine längere ist als die des einzelnen Individuums. Es lassen sich Beispiele von Personen anführen, welche durch den Bruch persönlicher Treue großes Gelingen erzielten; aber wir bezweifeln, ob es möglich wäre, einen Staatsverband ausfindig zu machen, der durch einen Bruch der öffentlichen Treue, im ganzen genommen, einen Vorteil gewonnen hätte."

Liegt nicht in dieser Auseinandersetzung die schärfste Verurteilung dieses neuen Geistes der englischen Politik? Woher kommt es, daß in unseren Hansestädten die Verurteilung Englands und damit der Gegensatz zu ihm mit am schärfsten sind im ganzen Deutschen Reiche? Dort sind doch so viele Fäden und Traditionen vorhanden, die nach England hinüberweisen, dort ahmte man englische Lebensgewohnheiten und Sitten nach, und man freute sich, daß man das Vorbild solidester englischer Geschäftlichkeit erreicht und übertroffen hatte. Aber wer im Kriege nach Bremen oder Hamburg kommt, die unter der englischen Blockade am stärksten in Deutschland leiden, der findet überall die Überzeugung, daß an eine Versöhnung dieses Gegensatzes nicht zu denken sei. Oft genug hört man da den Ausdruck des Staunens, daß man ein derartiges Verhalten gegen Treu und Glauben, gegen elementare Gesetze der Sittlichkeit, eine solche kalte und zynische Außerachtlassung moralischer Grundsätze von den Engländern nicht erwartet hatte. Die Form z. B. und die ganze Art, in der die gewaltige Liquidation deutscher Geschäfte in den ostasiatischen und indischen Handelsplätzen vollzogen wurde, war dafür ganz besonders lehrreich. Schließlich hätten wir es verstanden, daß England den Handelsverkehr zu unserer Schädigung auch dort abschloß und absperrte. Aber daß die Zertrümmerung deutscher Handelsunternehmungen mit solcher Gier, sich selbst an deren Stelle zu setzen, mit solcher Nichtachtung einfacher Vorschriften der kaufmännischen und der allgemeinen Moral geschah, das zeigte auch Kreisen, die an sich geneigt waren, alte Beziehungen zu England zu pflegen und für möglich zu halten, wie tief durch England der Riß zwischen ihm und uns gezogen worden war. Sollen wir schließlich noch auf Gestalten hinweisen, wie den Lord Haldane, der sich als Deutschenfreund gab und die Verständigung beider Länder einleiten zu wollen schien und doch nicht die Energie findet, sich diesem Geist der englischen Politik zu widersetzen? Oder auf Lord John Morley, der auf seinen populären Beinamen „Honest John" stolz ist und für den dasselbe gilt wie für Haldane?

Wir können in Deutschland sagen, daß wir nichts dazu beigetragen haben, den rein machtpolitischen Gegensatz, der nun einmal ausgekämpft werden muß, in dieser Art zu vergiften. Das hat England getan und das wird die Wirkung behalten, daß die so gerissene Kluft nicht zu überbrücken ist, nicht für die lebende Generation und nicht für die heranwachsende, die unter diesen Eindrücken aufgewachsen ist.

Was aber dabei zuletzt all das noch bedeutsamer macht, das ist, daß sich die Vereinigten Staaten von Amerika, geistig heute noch das Tochterland Großbritanniens, dagegen nicht gewendet haben. Einzelne scharfe Verurteilungen besagen nichts, im ganzen ist es doch so, wie in diesen Heften kürzlich Hermann Oncken ausgeführt hat, daß sich nicht nur England, sondern die ganze angelsächsische Welt uns gegenüber gestellt hat. Sie, d. h. in erster Linie Nordamerika, hat die inneren Sympathien von Sprache und Volkstum, die wirtschaftlichen Vorteile und die künftige politische Interessengemeinschaft im Stillen Ozean und in Ostasien stärker sprechen lassen, und sie hat sich damit auch an alledem mitschuldig gemacht, was wir mit diesem Schlagwort als den „Baralong"-Geist Englands bezeichnen. Es ist keine Überhebung für uns und es stärkt unsere innere Zuversicht, wenn wir von Deutschland und seiner Politik sagen können: auch diese soll, wenn's nötig ist, macchiavellistisch sein, und wir hätten in den letzten acht Jahren gewünscht, daß sie es öfter gewesen wäre, als es der Fall war. Aber von solcher Vergiftung darüber hinaus, zu der sich England im blinden Haß gegen den deutschen Rivalen hat hinreißen lassen, von alledem hat sich Deutschlands Politik und erst recht Deutschlands Kriegführung vom Heerführer bis zum letzten Soldaten freigehalten. Was auch das laute und eintönige Lügengeschrei der Gegner dagegen sage, wir dürfen dagegen die einfachen Worte des deutschen Kaisers stellen: „Unser Schild ist rein."

Digitized by Google

Generalfeldmarschall von Hindenburg

Zeichnung von Prof. Hugo Vogel

Digitized by Google

Digitized by Google

Schloß Wilhelmsthal bei Cassel

Schloß Wilhelmsthal. Von Willy Norbert

Es war drei Jahre vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Da wandelte im Lenz unter den Buchen des Parkes von Wilhelmsthal der Dichter H. A. Hille, hochfürstlich-hessischer Advokat im Nebenberuf, und dichtete eine Ode auf das kleine Rokokoschlößchen Wilhelmsthal bei Cassel. Nur die dunklen, zierlich gestutzten Taxushecken und die hellen Marmorfiguren zärtlicher Göttinnen waren Zeugen, wie der Dichter mit der Perücke, dem Beispiele Boileaus folgend, laut seine Verse in den Frühling sprach, während er eifrig mit Hand und Kopf dazu skandierte. — Wie abgerundet und wohlklingend sind doch die Verse bei Herrn H. A. Hille! Sie machen es sofort begreiflich, daß er durch sie zum „Ehrenglyde der Leypziger Gesellschaft der freyen Kuenste" wurde. Die Ode, die dem Erbauer des Schlößchens, Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen, an einem schönen Maientage des Jahres 1753 überreicht wurde, beginnt so:

Beglücktes Tal, du Wohnung sanfter Freude,
Wo oft ein Fürst erwünschter Ruhe pflegt,
Wenn dir der Lenz in dem beblümten Kleyde
Den holden Schmuck der Jugend angelegt.
Dich sing' ich jetzo, anmut'ges Gefilde,
Du Sitz der Lust, der Wilhelm längst gefiel!
Und daß ich schön dich und natürlich bilde,
Stärkt, Musen! stärkt den ungeübten Kiel!
Laßt mich den Schmuck der ganzen Gegend sehen,
Entdecket mir das Schöne der Natur,
Und führet mich, getreu ihr nachzugehen,
Mit holder Hand auf Popens kühner Spur.
Lehrt mich die Kunst, mich sanft emporzuschwingen,
— Und wenn ich gleich nicht Alpen schildern kann,
Doch ohne Zwang nur Hallern nachzusingen,
O, höret mich! — Jedoch, wo fang' ich an?

Und wirklich: Wo fang' ich an? — so möchte man auch heute noch mit dem Odendichter ausrufen, wenn man wie er den Wunsch hat, das Lustschlößchen Wilhelmsthal in seiner Schönheit, mit seinen Schätzen zu beschreiben! —

Versteckt hinter hochstämmigen Buchen und Fliederhecken, weit ab von den breiten Straßen des Lebens, liegt Schloß Wilhelmsthal. Zwei gute Wegstunden ist es von Cassel entfernt. Eine Allee führt über waldige Berge von Wilhelmshöhe nach Wilhelmsthal. Rings um das buschige Waldversteck des Schlößchens dehnen sich ruhige Felder in langen Wellen. Hier und da ein kleines Dorf, ein Buchenwald mit silbernen Quellen. Berg und Tal folgen einander in dem fruchtbaren Hessen, diesem reichen, vielbegehrten Lande, in dessen Frieden so oft der Lärm des Krieges drang, dessen Dörfer gleich Fackeln stürmische Kriegsnächte erleuchtet hatten!

Jene bewegte Vergangenheit hat hier keine Spuren hinterlassen. Über den Feldern, die einst soviel Blut getrunken, über die eiserne Hufe und Räder gezogen, steht die Frucht in heiterer Fülle. Im Park des Schlosses mag mancher Franzose ruhn, von der Hessenkugel getroffen, aber nichts verrät die Stätten des Todes. Flieder, Rotdorn und Goldregen, Felder von Tulpen und Vergißmeinnicht, dunkelgrüner Rasen, über den hohe Buchen und Schwarztannen weit ihre schweren Schatten werfen, hüllen alle Vergangenheit in blühendes, duftendes, rauschendes Schwei-

Digitized by Google

gen. Nichts stört den glatten Spiegel des Sees, in dem das Schloß sich in der Morgensonne eitel betrachtet, — dies kleine Schloß mit der großen Vergangenheit. Wilhelmsthal gebar einst der Wunsch nach Frohsinn und Glück. Lächelnd wurde sein Antlitz, und es hat sein Lächeln auch bewahrt bis heute, trotz der Kanonenkugeln, die einstmals sein zartes, blaues Rokokodach durchschlugen.

Ehe Wilhelmsthal aber das wurde, was es noch heute ist — ein Lustschloß —, hat sein Grund erst durch Jahrhunderte dazu heranreifen müssen. Sechshundert Jahre vorher trug sein Boden ein Kloster. Das hieß im Jahre 1106 Amelgotzen, aber 1353 taufte man diesen verfänglichen Namen in Amelgodessen. Langsam ging das Schicksal weiter aufwärts. Aus dem Kloster wurde ein Jagdschloß. Der lieblichen Landgräfin Amalie sagte die heimliche Stille des Platzes zu, und 1643 erwarb sie die verfallenden Mauern, ließ sie herrichten und nannte sie Amalienthal. Und nun brauchte es nicht einmal mehr eines Jahrhunderts, um das zu werden, wozu das Schicksal Wilhelmsthal bestimmt zu haben schien: Schon 1753 durfte der Dichter H. A. Hille in seiner Ode singen, daß ihm „die Augen übergiengen vor so viel Pracht und Schönheyt!" Verzweifelnd an seiner Muse rief er damals den Taxushecken von Wilhelmsthal zu:

„Verberget mich doch, ihr gewölbten Gänge,
Mir sinkt der Kiel fast zitternd aus der Hand!"

Und doch standen in jener Stunde erst die Flügelbauten des Schlosses!

Der Grundstein zum Mittelbau, den Landgraf Wilhelm durch die Erbprinzessin 1753 legen ließ, hatte aber mehr zu bedeuten, als den ersten Stein zu einem Schloßgebäude! Der greise Fürst, im 71. Lebensjahre stehend, wollte sich hier eine Stätte schaffen, wo er nach Mühen und Leiden Ruhe und Vergessenheit zu finden hoffte. Zu einem „Sans-Souci" ward der Grundstein gelegt. — Des Landgrafen letzte Sehnsucht ging nicht in Erfüllung. Bald mußte er fern von seinem Lande leben, in dem die Franzosen die Herren geworden. Sieben Jahre nach der Grundsteinlegung seines Sans-Souci fand der müde Greis im Exil die letzte Ruhe. — —

Landgraf Wilhelm VIII., der Erbauer des Schlosses
Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein

Schloß Wilhelmsthal, innen und außen, erscheint geformt „aus einem Guß". Nirgends eine störende Linie, eine zu dunkle oder zu helle Farbe. Die Gegensätze werden hier zur Harmonie. Ein völlig reifer, nie irrender, nie versagender Geschmack wußte spielend Licht und Schatten zu meistern, alles Gegenständliche in Beziehung zueinander zu bringen. Die Malkunst, die Baukunst und die Formkunst faßten einander bei den Händen zu einem Reigen voll Schönheit und Anmut. Überall herrscht das Licht. Es scheint, als ob die Sonnenstrahlen eingefangen wurden, um ihr glänzendes Spiel von Licht und Schatten aus Park und Wiese in den hellen Räumen des Schlosses fortzusetzen. Die Schöpfer des Schlosses hatten der Natur ihre bezaubernden Kräfte abgelauscht und sie angewandt auf ihre Kunst. Aus irgendeiner einfachen Form in der Natur sproßten den Künstlern des Schlosses Wilhelmsthal unmerklich die freudigsten und kühnsten Ornamente und Gebilde. Ein Zweig, ein Blumenstiel wuchsen aus ihren Händen in gefällige, lächelnde Linien aus, er umschlang eine Füllung der Wände, zog sich die Decke entlang, fließend, gleitend, unaufdringlich. Oder gebar plötzlich einen phantastischen Blumenkelch, ein lachendes Köpfchen, einen Schwan, einen biegsamen Frauenleib. Alle solche Ranken sind leicht und beweglich. Alle ihre Figuren und Ornamente scheinen zu schweben. Nirgends drängen Linien oder Formen nach unten. Nichts fällt, alles weist und strebt nach oben, wie draußen im Park die ganze tausendfältige Natur selbst. Und wie deren Kinder sich erschließen und offenbaren, wenn sie das Licht fanden, so ist es auch hier. Die Reife ist da, golden schimmert es von den zarten Ranken, Blüten und Früchten eines Rokoko, das alle Erdenschwere von sich gestreift und sich badet in der Sonne ewiger Lebensfreude.

Nie konnte Wissenschaft meistern, was hier aus sich selbst entstanden. Technik, selbst die feinste, mußte versagen, wenn ihr nicht jener Geist eingehaucht wurde, der schafft, ohne es zu wissen. Ohne Wundern und Zögern und ohne Ermüdung schafft dieser Geist in Natur und Kunst gleich stark und sicher, weil höchste Kunst nur einfachste Natur ist, ohne je realistisch zu sein. Dieses rauhen Wortes bedurfte

Digitized by Google

geben, praßte und seine grundlosen Taschen füllte.

Der greise Landgraf lebte in der Fremde, treu seinem Bündnis mit den Königen von Preußen und Hannover. Allen verlockenden Anerbietungen des Pariser Hofes widerstand dieser charaktervolle Fürst, der das Exil einem gebrochenen Wort vorzog.

Um Wilhelmsthal tobte der Krieg. Und eines Tages, am 24. Juni 1762, kam es dicht am Schlosse zur Schlacht. Herzog Ferdinand von Braunschweig führte die Hessen, Hannoveraner und Engländer gegen die französischen Eindringlinge. Und er schlug sie. Nach der Schlacht speiste der Herzog im Schlosse. Und dem Zuge seiner Zeit folgend, die auch im Kriege ihre Liebe zur Galanterie nie ganz vergaß, lud er die zahlreichen französischen gefangenen Offiziere an seine Tafel, wo er sie ebensogut bewirtete, wie er sie vorher geschlagen. Als das Mahl vorbei war, brachte man auf Befehl des Herzogs eine große Meißener Schüssel herein. Ferdinand forderte die französischen Offiziere auf, den Deckel der Schüssel zu heben und sich ihres Inhalts zu bedienen, — sie enthalte einen Nachtisch für die Besiegten. Die Franzosen wurden stutzig, keiner wagte, die Schüssel zu öffnen. Da hob der Herzog selbst den Deckel, und goldene Dosen, Diamantringe und kostbare Uhren kamen zum Vorschein, auf die er lächelnd wies mit der Aufforderung an die Offiziere Ludwigs XV., sich den Inhalt als Andenken an die Schlacht bei Wilhelmsthal zu teilen!

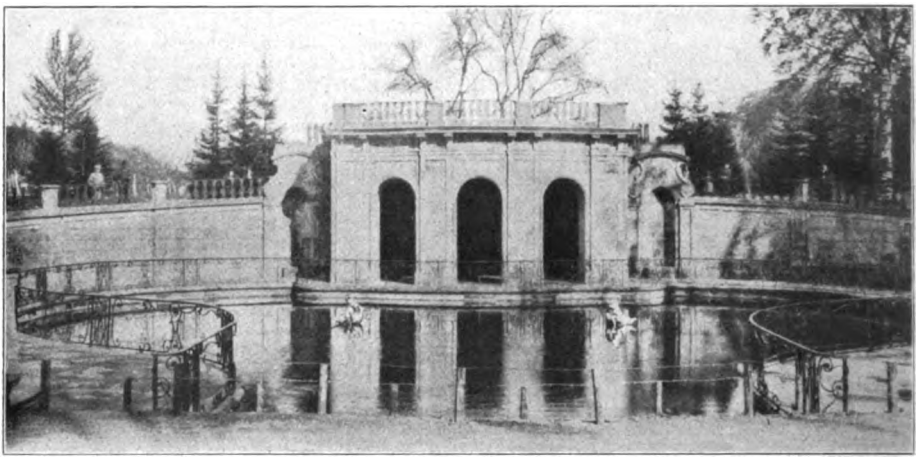
Diese kleine Geschichte, ein so kennzeichnendes Beispiel für die Ritterlichkeit mancher berühmter Heerführer des 18. Jahrhunderts, spielte sich in dem reizenden Speisesaal ab, in dem noch in der letzten Zeit die deutsche Kaiserin mit ihren Kindern zu speisen liebte, wenn sie von ihrem Lieblingsaufenthalt Wilhelmshöhe hinüberfuhr zu dem stillen Rokokoschlößchen.

In jenen Jahren, da der Krieg das Hessenland bluten ließ, während sein Land von den Franzosen besetzt war, starb Wilhelmsthals Erbauer, Landgraf Wilhelm VIII., 1760 zu Hamburg. In seinem Sohne Friedrich II. ward ihm ein Nachfolger, dessen Regierung bedeutungsvoll für das Land wurde. Landgraf Friedrich tat alles, das ausgesogene Hessen zu heben und zu fördern; er heilte die vielen und tiefen Wunden des langen Krieges. Aber nicht allein sorgte er für Verkehr und Handel, die sich rasch unter seiner tätigen Hilfe hoben, auch die Künste und Wissenschaften fanden in dem neuen Landesherrn einen ebenso verständnisvollen Förderer, wie sie ihn einst in seinem Vater besessen. Unter manchem anderen sorgte Friedrich auch für die Fortführung und Beendigung des Baus von Wilhelmsthal, für das er die Liebe seines Gründers teilte, seines Vaters, von dem ihn im Leben eine so tiefe Kluft getrennt hatte! Diese beiden Männer, gleich an Stärke des Charakters, des Willens, gleich an Begabung für ihren

Landgraf Friedrich II., Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein

Beruf, hatte die Verschiedenheit ihrer religiösen Anschauung zu unversöhnlichen Gegnern gemacht. Ohne Wissen des Vaters war Friedrich einst zum katholischen Glauben übergetreten. Dieser Schritt hatte nicht allein in dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn schwere Folgen, sondern auch in der Politik. Ja, er wurde sogar ausschlaggebend für die Stellung Hessens im Siebenjährigen Kriege, der ganz Europa in Flammen setzte. Denn als der alte Fürst von dem heimlichen Religionswechsel des Sohnes erfahren, war er nicht allein erbittert, sondern auch voller Befürchtungen für die schweren Folgen, die dieser Schritt des Erbprinzen für das pro-

Digitized by Google



Die Grotte im Park des Schlosses

testantische Hessen haben mußte. Als geschickter Politiker beugte Wilhelm vor: Friedrich wurde gezwungen, eine feierliche Urkunde zu unterzeichnen, in der er sich verpflichtete, jede Änderung in bezug auf das Bekenntnis in seinem Lande und der eigenen Familie zu unterlassen und sich jeglicher Einmischung in die Religion zu enthalten. Aber nicht genug hiermit, ersuchte Wilhelm die protestantischen Mächte, Preußen, England, Schweden und Dänemark, sowie die Generalstaaten und das Corpus Evangelicorum, die Bürgschaft für die Verzichtleistungsakte Friedrichs zu übernehmen. Preußen war die nächste Macht, den verbürgten Schutz auch durchzuführen, und so war es ganz natürlich, daß Wilhelm sich in allen Dingen der Politik vollkommen an Friedrich den Großen anschloß. So ist es gekommen, daß des Erbprinzen Religionswechsel bestimmend für die hessische Politik wurde, und daß Ludwig von Frankreich die Hessen auf der Seite des großen Friedrich von Preußen sah.

Was der Erbprinz unter seinem Schwur einst seinem Vater und dem Lande versprochen, hielt er treu sein Leben lang, als er Landgraf geworden. Als endlich Friede in Europa geworden, kam für das Hessenland eine glückliche, fruchtbare Zeit. Friedrich II. verstand die starken Kräfte seiner Städte und Lande zu wecken. Schloß Wilhelmsthal aber, 1767 vollendet, konnte endlich seiner Bestimmung übergeben werden: der Landgraf bezog es während der warmen Monate. Vierzehn Jahre hatte der Bau des kleinen Schlößchens gedauert, der Krieg hatte seine Bauzeit um fast fünf Jahre verlängert.

Auguste Friederike von Spiegel, spätere Frau von Trott
Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein

Wilhelmsthal wurde ein Mittelpunkt der glänzenden Regierungszeit Friedrichs II. Als „Lustschlößchen" erdacht, sahen seine heiteren Räume ein reiches und farbiges Gesellschaftsleben. Ein großer Teil der Personen, die damals von Friedrich II. auf Wilhelmsthal gebeten waren, lebt noch heute im Bilde dort weiter: die anmutigen Hofdamen seiner Zeit in der „Schönheitsgalerie", die Verwandten des

Digitized by Google

Frau von Buttlar, spätere Frau von Eppe. Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein

Landgrafen im „Fürstenzimmer“. Alle von Tischbeins Hand gemalt. Auch die Bildnisse Wilhelms VIII. und Friedrichs II., vom selben Meister geschaffen, erinnern an jene Jahre, die Wilhelmsthals schönste Zeit gewesen.

Dieser Jahre Spuren sind nicht verweht, die Bilder jener längst entschwundenen, lächelnden und doch kraftvollen Zeit nicht verblaßt. Ihre Erinnerungen weben aber nicht nur im Schlosse, auch der Park, der hochstämmige, schattige, von Blumendüften durchwehte Wald mit seinen heimlichen Wegen weiß noch manches zu erzählen. Ein paar hundert Schritte vom Schlosse entfernt birgt er ein seltsames Bauwerk, — „die Grotte“. Drei hohe, gewölbte Tore, hinter denen geheimnisvolles Dunkel lagert, tragen eine wunderlich geformte Plattform. Rechts und links verbinden anmutige, verschnörkelte Nischenstücke das Bauwerk mit einer langsam niedersteigenden

Digitized by Google

Mauer. Das Ganze scheint ein kleines Märchenschloß zu sein, wie es sich in dem vor ihm liegenden Teiche widerspiegelt, der von einem wundervoll gearbeiteten Gitter umschlossen ist, das ein Gegenstück bildet zu dem kunstvollen Rokokogitter im Treppenhause des Mittelbaus. (Dieses Gitter ließ Kaiser Wilhelm II. für Potsdam nachbilden.)

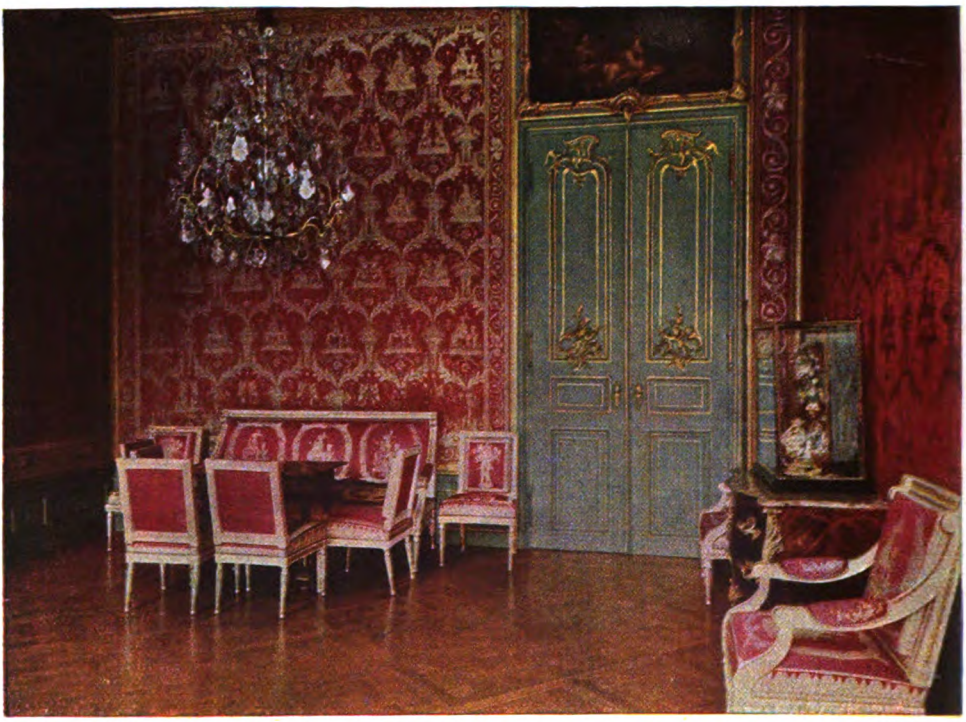
Das kleine Märchenschloß im Park war einst belebt von unzähligen phantastischen Gestalten, die mit dem Wasser spielten, es in die Höhe schleuderten, aus Vasen gossen, mit vollen Wangen in den Himmel spritzten. Im dunklen Innern der Grotte aber lebte der Wassergott selbst, umgeben von Najaden und Nymphen, die zwischen Muscheln und feuchtschillerndem Gestein hausten.

Neptuns Thron ist leer und verfallen. Die lustigen Wasser sind verrauscht, ihre Zauberwesen verschwunden. Von all der schimmernden und lachenden Märchenherrlichkeit der Grotte ist nichts mehr zu finden, aber fest und unverletzt steht noch das starke Mauerwerk in seinem schön behauenen, altersgrauen Sandstein. Auch das prachtvolle Gitter hat dem Verfall getrotzt, wie auch einige der „Wasserkünste", die noch heute spielen. Aber gerade das wenige, was erhalten blieb, macht den Platz um so trauriger. Über dieser Stätte einstigen Frohsinns schwebt es heute wie der Klang eines gebrochenen Lachens, müde und schwer springen die spärlichen Strahlen aus dieser Halbruine, die Wasser flüstern ein leises Lied von der Vergänglichkeit.

Welch ein heiteres Wunder war doch einst die Grotte! Zwischen Venus, Cupido und Merkur stieg man zu ihr hinab, die „billig als ein Meysterstueck der Kunst anzusehen ist" — wie in einem alten Bericht steht. Und weiter heißt es darin: „Der Fußboden ist von Marmor, und die Waende sind mit Moos, allerhand schrofigten und ausgefressenen Klippensteinen, zwischen welchen Schnecken und Muscheln von allerley Art sich sehen lassen, in gleychen mit blauen und anderen Berg- und Korallenzinken versetzt. Verschiedene aus Erz, Marmor und Muschelwerk verfertigte Drachen, Salamander und andere giftige Thiere und Insekten stehen oben rund herum ... Der bey der Grotte befindliche Canal ist mit allerley Springwassern versehen, durch deren entgegensteigende Bogen ein „W" entsteht. Einwendig aber ist er voller rother Fische, welche einen sehr angenehmen Anblick geben."

Viel besser aber erfahren wir, wie die Grotte einst gewesen, wenn wir hören, was der eingangs zu Worte gekommene Dichter H. A. Hille über sie zu singen weiß in seiner Ode auf Wilhelmsthal:

„Wohnt Thetis hier mit ihrem Wassergotte?
Ist dies die Gruft, steht hier der nasse Thron?
Du bist es doch, bewundernswerthe Grotte!
Dein glaenzend Gold entdecket mir es schon.
Die Neubegier erheytert mir die Blicke,
O, welch ein Schatz, der alles überwiegt!



Ecke aus einem der sogenannten Schreibzimmer

Digitized by Google

Cäcilia

Eine Erzählung von Ernst Zahn

Wie der Bauer Tobias Kempf und sein Weib zu dem Mädchen, der Cilli, kamen, das war allen Leuten ein Rätsel, waren doch die beiden Buben, der Jakob und der Johann, so groblacht als möglich geraten, obwohl sie beide aus ganz frischen, hübschen Bubengesichtern und heiteren Augen in die Welt schauten. Der Pfarrherr, der sein besonderes Wohlgefallen an der Cilli hatte, meinte, die Mutter trage die Schuld oder das Verdienst an dem Geschöpflein, das sich wie ein kunstvoller Porzellanengel in einem abgeernteten Kartoffelacker unter denen von Reußkirchen ausnahm. Die Mutter nämlich, die Margarete Kempf, war als jung einmal zwei Jahre außer Landes gewesen und hatte aus der Fremde eine gewisse Freude an Putz und buntem Gewand heimgebracht, die sie jetzt noch am Sonntag allerlei grelles Band- und Hutzeug anlegen ließ, Dinge, die zu ihrer eckigen, von Feldarbeit verplumpten Erscheinung nicht recht mehr stimmen wollten. Das, so erklärte der sich gern als Psychologe gebärdende Hochwürdige, bedeute, daß in ihrem einen Kinde, der Cäcilia, sich der Kempfin gewissermaßen ein Traum von vornehmerem, ungewöhnlichem, mehr städtischem Wesen erfüllt habe. Irgendwo und irgendwann flackerte im Dorf einmal ein Wort von einem Musikus und Luftikus auf, einem von jenen, die von Dorf zu Dorf unterwegs sind, und der etwa dreiviertel Jahr vor der Geburt der Cäcilia durch Reußkirchen gewandert und der Kempfin näher bekannt geworden sei; aber — was schießen nicht zu allen Zeiten und allerorts für Verleumdungsfeuerlein empor! Und wer sollte da glauben und rechten können!

Herrschten so über Daseinsberechtigung und Herkommen der Cilli Verwunderung und Verschiedenheit der Ansichten, so war im Dorf nur eine Stimme, daß sie ihrer äußeren Erscheinung nach gerade so gut die junge, heilige Cäcilie selber wie ihre Namensschwester sein könnte.

Es war ein Schauspiel, wenn die Kempfs am Sonntag zur Kirche schritten. Herab von ihrem Heimwesen auf dem „Ebnet“ hinunter zum Kirchlein, in dem der Hochwürdige immer soviel blühende Blumen hielt, daß es ständig wie für einen hohen Festtag geschmückt war.

Voraus pflegten der Kempf und sein Weib zu gehen: er selbst im Sonntagsgerust etwas schäbig, weil er sich Kleider nichts kosten ließ, sie immer geschniegelt und mit irgendeinem malefizfarbenen Fähnlein am dunkeln Kleid. Beide waren stattliche Leute. Der Kempf hatte ein schwerfälliges Gangwerk und schob sich auf seinen klobigen Schuhen vorwärts wie ein Elefant, während auch sein Kopf hin und her schwankte, wie etwa der Turm auf dem Rücken eines solchen Rüsseltieres. Die Bäuerin dagegen hielt das Haupt mit dem Staatshut kerzengerade und Gebetbuch und Rosenkranz sittsam in den über dem Leibe gefalteten Händen.

In einiger Entfernung hinter den Alten trotteten die Kinder, der Jakob und der Johann, und zwischen ihnen die Cäcilia. Feste Buben waren jene, Blondköpfe, gerade gewachsen und schon so breitschultrig und von stämmigen Beinen, daß man ihnen den künftigen Soldatendienst von weitem ansah. Sie trieben unterwegs Narretei, warfen einem Bekannten ein wüstes Witzwort zu — denn Wüstreden heißt mancherorts Gescheitreden — und zogen auch die Cilli in ihr Wesen und Treiben.

Und die Cilli ließ sich ziehen. Nicht, daß man etwa denkt, das Mädchen sei in seiner Art so gar außertags und außerleuts gewesen. Umgebung und Erziehung hatten aus ihr ein Bauernkind wie ein anderes gemacht. Sie stak am Sonntag in einem Kleid von ins Rote stechenden buntem Stoff, hatte weiße, rauhe Strümpfe an und schwere Schuhe, die weit mehr auf Dauerhaftigkeit denn auf Zierlichkeit gearbeitet waren. Was nun freilich an Fleisch und Blut sichtbar aus diesem bäurischen Gerust stieg, das war — ungewöhnlich. Aus weißer, schmaler Krause hob sich ein schlanker Hals, der trug einen blonden Kopf. Das gelbe Haar fiel wie überschwere Goldregenblüten auf Schultern und Rücken, diese gerade erreichend und in Ringeln

Digitized by Google

endend. Es war seidenweich und hatte einen Glanz wie Atlas. Wenn das Mädchen während ihres im ganzen züchtigen Dahinschreitens zuweilen das feine, weiße Gesicht hob, öffneten sich zwei fast übergroße hellblaue Augen mit einem scheuen Ausdruck, der zu fragen schien: Wie komme ich da unter euch?

Für einen, der der Cilli zum ersten Male begegnete, mußte es sonderbar sein, den leise aufgeworfenen, zarten Mund die rauhe, ungesiebte Bauernsprache reden zu hören. Und wenn er gar ihre Hand ergriff, die schmal und langfingerig sich aus dem groben Ärmel stahl, so konnte er wohl im Zweifel sein, ob er dem Bauerntum oder der Elfenart in dem Mädchen als dem Wahren glauben solle.

Cäcilia Kempf kam aber in ihr vierzehntes Lebensjahr hinauf, ohne daß ihre Erlebnisse irgendwie sich von denen ihrer Familie oder ihrer Mitbürger unterschieden hätten. Es zeigte sich, daß sie eine gute Auffassungsgabe, einen lobenswerten Fleiß und in der Schule es leicht hatte, sich zu einer Art Muster aufzuschwingen. Sie besaß eine hübsche Stimme und wurde vom alten Lehrer und Organisten zu dem kleinen Kirchenchore zugezogen, der allsonntäglich die Messe sang. Aber kein außergewöhnliches Vorkommnis rechtfertigte die Erwartungen des Hochwürdigen und der Dörfler darauf, daß die Cilli sich noch als etwas Besonderes entpuppen werde. Der Umstand, daß sie beim Turnen eine gewisse Gewandtheit und Körperbiegsamkeit zeigte, blieb dabei ziemlich unbemerkt. Erst, als die Cilli fünfzehn wurde, ereigneten sich zwei Dinge, die in ihr Leben eine Wendung brachten.

Tobias Kempf war dazumal Schulratspräsident des Ortes, und zu ihm kam naturgemäß der neue Sekundarlehrer zuerst, den die Gemeinde soeben angestellt hatte.

Die Familie saß gerade beim Mittagsbrot: einer irdenen Schüssel voller Erdäpfel und einem harten Käselaib. Zumeist mit aufgestemmten Ellbogen und gezückten Messern reihte sich Manns- und Weibsvolk um den runden Tisch in der geräumigen aber niedern Wohnstube, durch deren viele Fenster der heiße Sommermorgen lugte und manchmal eine Wespe oder ein Bienlein den Essern ein Tischlied sang. Alle kauten mit vollen Backen und wendeten schälend die grauen Knollen in den Händen. Die Cilli schlug die kleinen, weißen, spitzen Zähne gerade so tapfer in den Hartkäse wie die Brüder ihre Pferdegebisse und gab kurz bevor die Tür den neuen Schulmeister hereinließ, ihrer Meinung landeskräftigen Ausdruck, Erdäpfel und Käse seien ein Staatsessen.

Als ein Klopfen zur ungewöhnlichen Imbißzeit einen Gast ankündigte, drehten sich die Esser mit Bauerngemütlichkeit dem Störenfried zu. Tobias hielt es nicht der Mühe wert, des Fremden wegen von seinem Platze aufzustehen.

Julius Exer, der Lehrer, war einigermaßen verlegen darum, daß er den künftigen Vorgesetzten in einer so wichtigen Beschäftigung störte. Weil er nun aber einmal da war, so berichtete er, den Hut in Händen, wer er sei, worauf sich Tobias Kempf nun doch halb erhob und ihm über den Tisch die Pratze hinstreckte.

„Ihr könnt noch mithalten, wenn Ihr wollt," lud er den Ankömmling ein, und der Sohn Jakob schob ihm einen Stuhl hin.

Der Exer versicherte, schon gegessen zu haben. So wurde ihm ein Glas Welschwein vorgesetzt, und während die Familie in ihrer Mahlzeit weiterfuhr sprachen die beiden Männer von ihren Angelegenheiten. Man kam auf die neu eingerichtete Sekundarschule, und die Kempfin erzählte, daß sie eben jetzt auch ein Kind hineinzuschicken habe, nämlich die Cilli.

Zum erstenmal begegneten sich die Blicke des jungen Schulmeisters und seines künftigen Pfleglings, und es war nicht zu leugnen, daß dabei eines wie das andere in ein gewisses Befremden geriet. War das bei Exer nicht erstaunlich, so hatte doch auch die Cäcilia Anlaß, über den Gast verwundert zu sein. Er war ein etwas hochaufgeschossener Mensch, hager, mit glattem, schwarzen Haar, dem im Nacken ein tüchtiger, kürzender Scherenschnitt nicht geschadet haben würde. Seine Züge waren bleich und trugen an der Stirn einen schwermütigen Ausdruck, der durch den sinnenden Blick der dunkeln Augen noch verschärft wurde. Die Cilli betrachtete ihn mit stummer Scheu.

Digitized by Google

Kempf, der Schulallmächtige, kürzte jedoch die Unterredung bald ab, indem er sagte, daß er Exer im Schulhause nachher treffen werde, worauf dieser aufstand und wegging.

Die beiden Buben führten nun allerlei Spottreden über den Schulmeister, wie, daß man ihm den Klosterbetbruder auf hundert Schritt ansehe, oder, daß er auch einem Stadtfrack, einem Kellner gleiche, worauf der Vater brummte, jener werde ihnen die Weisheit hoffentlich eher mit dem Stock einbläuen, als mit der Platte aufwarten.

Mit einer gewissen Spannung begab sich die Cäcilia Kempf einige Tage nachher zum erstenmal in die Klasse zu dem neuen Lehrer. Beide fanden sogleich Gefallen aneinander. Dem Kinde erschien Exer ungewöhnlich klug, aber auch viel weniger langweilig, als der alte es gewesen war. Exer jedoch merkte bald, daß die Cilli Kempf nicht nur an äußeren Vorzügen, sondern auch an Verstand und Begabung die andern Kinder übertraf.

Es wurde ihm ein Sonntagsvergnügen, seine Fragen an das anmutige Geschöpf zu richten und die großen, feuchtklaren Augen sich ernsthaft und weit auftun zu sehen, während sie ihm ihre wohlbeschlagenen Antworten gab.

Dennoch dauerte es einige Zeit, bis sich von der Cilli zu dem Julius Exer ein Brücklein baute, das etwas mehr als das übliche Verhältnis zwischen Schulmeister und Dorfkind darstellte. Exer nahm seinen Beruf ernst und hielt die Schüler in einer respektvollen Entfernung, sich bald das rechte Ansehen bei ihnen wie bei ihren Alten erzwingend. Er räumte also auch der Cilli keinerlei Vorrechte ein und weidete seine Blicke nur heimlich an ihrer Erscheinung. Ebenso verriet sie ihre Teilnahme, ja die rasch in ihr aufkeimende Bewunderung höchstens durch eine größere Nachdenklichkeit und Insichgekehrtheit, auf die indessen niemand achtete.

Die Stunden, in denen sie zuerst sich nähertraten, waren diejenigen, da Singen und Turnen geübt wurde. Dort zeigte sich nämlich Cäcilias hübsche Stimme ebenso vorteilhaft, wie hier ihre Gelenkigkeit und körperliche Anmut. Es gab sich von selbst, daß ihre natürliche musikalische Begabung den Lehrer veranlaßte, ihr bei dem Messingen auf der Orgel kleine Solopartien zuzuteilen. Sein alter Kollege, ein weißhaariger, im Dorfschulamt müde gewordener Mensch, hatte zwar selbst sich bisher des begabten Kindes nicht angenommen, mochte nun aber auch nicht das Spiel verderben, sondern fand am Ende ebenso eine kleine lahme Freude an dem Musizieren, das Exer zeitweilig zu veranstalten begann und bei dem jener die Orgel, Exer die Geige spielte und Cäcilia Kempf sang. Was wurden und waren das für seltsame Augenblicke! Auf die kleine Orgelempore flutete die Sonne der damals in wolkenloser Schönheit strahlenden Abende. Fliegende Stäubchen spielten in dem goldenen Schimmer. Es war etwas Geheimnisvolles um die Holzempore, auf der die Orgel stand. Ein fast heiliges Licht überflutete sie, während in der übrigen Kirche tiefe Dämmerung herrschte, und merkwürdige Farbenreflexe, von den bunten Glasfenstern geworfen, da und dorthin zuckten. Vor der Orgel saß von Ow, der Alte, gebückt, staubige, zerrissene, schlecht behütete Noten vor sich. Er war kein schöner Greis, aber wenn so über seinem jahrbelasteten Rücken und weißen Kopf das Abendlicht spielte, machte er einen ehrwürdigen Eindruck. Hinter ihm stand Exer, hager und lang in dem dunkeln Rock mit den endlosen Schößen, die ebenso wie seine Haare ewig nach der Schere zu verlangen schienen.

Und Exer spielte.

Es gibt — und man findet sie manchmal unter den Landschulmeistern — begabte, kunstsehnsüchtige Menschen, denen Zeit, Geld und andere Dinge fehlen, um ihren mehr oder weniger bewußten Wünschen nach Ausbildung Gewährung zu verschaffen. Ihr Talent wuchert wild wie ein Baum, der, veredelt, schöne Früchte hätte tragen können. Sie gewinnen manchmal eine staunenswerte technische Gewandtheit und spielen nach eigener Willkür, die Musik großer Meister ihrem verworrenen, ungeschulten Empfinden anpassend. Einer von diesen war Julius Exer. Wenn er spielte, so schien er mit seinem Instrument zu verwachsen. Er löste sich von dem staubigen Holzboden der Orgelempore zu Reußkirchen und aus seinem langen Rocke los und war nur schwingende Bewegung,

Digitized by Google

nur aufwogendes Verlangen nach Höherem, Weitentferntem. In seinen Augen, seinem bleichen Gesicht und seinen langen, schmalen Händen lag etwas Vergeistigtes. Wenn die junge Cäcilia gerade nicht mitsang, so staunte sie in atemlosem Lauschen den Lehrer an. Hatte sie aber an dem Musizieren teilzunehmen, so kam über sie eine der seinen ähnliche, sie ihrer Irdischheit entrückende Begeisterung. Die Augen zur Deckenwölbung der Kirche erhoben, ließ sie in selbstvergessender Lust ihre reine, helle Stimme mit den heiseren Tönen der Geige und den kühlen, dumpfen Klängen der Orgel gehen, die der vor dieser kauernde Weißkopf gleichsam mit Habgier aus dem alten, verstaubten Instrument holte. Zuweilen leuchteten die beiden jungen Menschen einander mit Blicken an, die von der Freude an dem gemeinsamen Spiel erfüllt waren. Exer sprach auch wohl dann und wann von den Komponisten, deren Werke sie wiedergaben, und die Schülerin hörte andächtig zu.

Nicht nur die musikalische Begabung war es jedoch, die den Lehrer an der Cilli verwunderte, sondern ihm fielen, wie gesagt, auch die Beweglichkeit und das Ebenmaß ihres Körpers auf, die in vollem Gegensatz zu der Eckigkeit und Ungelenkigkeit der übrigen Kinder standen. Was er bei den turnerischen Freiübungen an diesen nur mit der größten Mühe und in unvollkommenstem Maße erreichte, das brachte die Cilli auf den ersten Wink zustande. In ihren Hüften und Knien schienen Federn zu stecken. Sie bogen und streckten sich mit einem müheloſen Schwung und einer spielenden Zierlichkeit. Es verdroß ihn mehr als einmal, daß das große Bundschuhwerk, das häßlich grelle Kleid alle Schönheit eifersüchtig zu verhehlen suchten. Wenn je einmal unter Mädchen und Knaben ein Wettlauf veranstaltet wurde, so schien Cäcilias Körper von Leben und Spannkraft zu beben. Der blonde Kopf bog sich in den Nacken, die feinen Nasenflügel zitterten, und ein drängender Atem hob die noch kindliche Brust. Auf sein Zeichen aber flog sie aus der Reihe der übrigen wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil heraus und ließ sich auch den schnellsten und stärksten der Dorfbuben, unter deren vorderste ihre pausbackigen Brüder gehörten, nicht nahekommen. Eines Tages, da ein solcher Wettlauf auf einer ebenen, abgegrasten Wiese stattfand, zog sie wie die übrigen Schuhe und Strümpfe aus. Im Laufe berührten ihre Zehen kaum den Boden mehr. Ihr Kleid flog auf und ließ erkennen, wie die wundersam feinen Gliedermuskeln sich spannten und arbeiteten. Exer fragte sich allen Ernstes, ob sie nicht ein fremdes Wesen sei, das, wie es in alten Bergsagen vorkam, sich zufällig unter das übrige täppische Menschenvolk verirrt hatte.

Zwischen dem Hause des Schulallmächtigen Tobias Kempf und dem Julius Exer spann sich in der Folge ein um so regerer Verkehr an, je größer die Teilnahme des Lehrers für die Cilli wurde.

Die Kempfin wie ihr Mann hatten nach ihrer rauhen Art eine Schwäche für ihr schönes Kind und waren, ohne es selbst zu merken, ganz gefaßt darauf, daß es einen von ihrem Alltag abliegenden Weg machen würde. Es brauchte keiner großen Überredungskunst Exers, um ihnen begreiflich zu machen, daß die Musikbegabung der Cilli einer Förderung bedürfe und so wurde, weil es das Naheliegende war, beschlossen, ihr Unterricht im Klavierspiel erteilen zu lassen. Zwar war der zum Lehrer ausersehene Exer selbst kein Meister in dieser Kunst, hatte aber im Seminar die Anfangsgründe sich angeeignet und getraute sich, die Aufgabe zu übernehmen. Der Sache leistete der Umstand weiteren Vorschub, daß der Sternenwirt sein altes Klavier loszuschlagen wünschte, das seit unendlicher Zeit in der Wirtsstube gestanden und bei so mancher Tanzbelustigung sich müde gesungen hatte. Zwar versagte dem Klaviergreise die Stimme auf dem und jenem Ton, auch fehlte das eine Pedal, das ein allzueifriger Spieler mit seinem harten Schuh ihm einmal abgetreten hatte, allein wie der Notlehrer, der Julius, so schien auch der Notklimperkasten für die ersten Kunstübungen der Cilli zu genügen.

So bescheiden und unzulänglich die Mittel zum Zwecke auch waren, so gestaltete sich doch Cäcilias Unterricht für den Lehrer wie für die Schülerin zu einem weiteren Anlaß, sich über den Alltag zu erheben und einander, ohne daß sie es merkten, von Herzen gut zu werden. Es

Digitized by Google

Herbstweide

Gemälde von Prof. Jul. P. Junghanns

Digitized by Google

Digitized by Google

war fast drollig, wenn es nicht rührend gewesen wäre, mit welch wachsender Bewunderung Cäcilia, das Kind, auf den Schwärmer und Lehrer, mit welch zunehmendem Staunen dieser wiederum auf das sonderbare Pflänzlein, seine Schülerin sah. Sie begegneten einander äußerlich mit Zurückhaltung und Befangenheit und kamen selten dazu mehr zu reden, als was der Unterricht verlangte. Nur einmal, als im nahen Hauptorte eine Liebhabertruppe ein Theaterstück aufgeführt und Exer, der Lehrer, eines Sonntags seine Schulkinder hingeleitet hatte, fragte dieser die Cilli am nächsten Tage, wie es ihr gefallen habe.

Das Mädchen sah mit sinnenden Augen ins Leere und antwortete, während ein Seufzer seine Brust hob: „Ich kann es gar nicht mehr aus dem Gedächtnis bringen."

„Da müßtest du erst einmal in einer großen Stadt in ein Theater kommen," bemerkte Exer. Und, während Cilli mit ihren Blicken förmlich an seinem Munde hing, erzählte er, wie er in seiner Studienzeit oft ins Theater gegangen. Von „Wilhelm Tell" berichtete er und von der „Jungfrau", von dem Mohren Othello und von den „Nibelungen" und ihrem Riesenkampfe. Einen ganzen Tag hätte er im Theater sitzen können, meinte er. Die Begeisterung des noch von keinem Zuviel Verwöhnten machte ihn redselig, und er schilderte die Flitterpracht der Bühne als etwas Märchenhaftes.

Sie saßen beide vor dem alten Klavier in der Kempfschen Wohnstube, als sie so sprachen.

Plötzlich streckten und spreizten sich Cäcilias Finger, als suchten sie über den Tasten nach etwas Unsichtbarem. „Das möchte ich auch einmal erleben," flüsterte sie, und es tönte, wie wenn sie die Welt, die er ihr geschildert, nicht nur schauen, sondern mitten darin hätte stehen mögen.

Exer fühlte, daß ein Etwas aus ihr heraus nach einem andern Wohn- und Wesensraum drängte, als lebe hier in einer rauhen Körperhülle als Gefangene eine Seele, die es mit Gewalt nach Freiheit und Entfesselung triebe.

Indessen wurden die beiden im gleichen Augenblick gründlich zur Wirklichkeit zurückgeführt, denn die Kempfin öffnete gerade da mit einem heftigen Ruck die Tür und schalt, woher denn der Riß in Cillis Fürscheibe komme. Und es sei doch keine Art, mit einem neuen Sonntagsstück so umzugehen.

Das ernüchterte auch die Cäcilia. Sie stand der Mutter Rede. Und mit dem Schwärmen und Erzählen war es für einmal vorbei.

So wurde es Winter und wurde wieder Frühling. Der Julius Exer gefiel sich in seinem Amte immer besser, ebenso wie auch die Cilli Kempf sich ihrer jungen Tage weidlich freute.

Der Frühling kam früh und mit einer wundersamen Heimlichkeit ins Land. Der Schnee war in der Talsenkung von Reußkirchen schon einige Zeit völlig verschwunden, als ein warmer Regen auch die höher gelegenen Hänge mit grünem Glanze überzog. Dann strich ein leiser Föhn aus den Bergen hernieder. Die weißen Birkenstämme leuchteten, und ihre zarten Zitterblättchen brachen aus. Fast über Nacht kamen die Bäume ins Blühen, und bald standen in den dunkelgrünen Matten alle die schaumweißen Riesenkugeln als die, von ferne geschaut, die Obstbaumkronen erscheinen. Die Amseln sangen jeden Morgen ihr ‚Freu' dich auch!' Der Kuckuck rief im schwarzen Bannwald oben.

Da kamen Seiltänzer ins Dorf. Sie zogen von einer Messe ennet dem Gebirg nach Norden und machten unterwegs in dem und jenem Örtlein halt, um sich einen Wanderbatzen zu verdienen. In einer warmen, sternhellen Nacht war auf dem freien Platz vor dem Gasthaus zum Rothaus ihr Seil gespannt. Fackeln brannten um ein Holzpodium, vor dem eine Anzahl Zuschauerbänke stand. In das rote Licht der Leuchtbrände und das heiligere, ferne der kleinen Himmelsaugen traten zwei mit buntem Flitter angetane junge Männer und zeigten ihre halsbrecherischen Künste auf dem Seil wie auf der Erde. Eine Drehorgel leierte dazu ihre schrillen Lieder. Die Bänke waren gut besetzt, denn die Reußkirchener liebten eine Abwechslung und waren durch keine Menge von derartigen Genüssen verwöhnt.

Unter den vordersten der Zuschauer saßen der Tobias Kempf und die Seinen.

Digitized by Google

Die beiden Buben, der Johann und der Jakob, hatten die Schwester in ihre Mitte genommen. Sie rissen allerlei schlechte Witze und gebärdeten sich wie Bauernbuben tun, die bei ungewöhnlichen Gelegenheiten ihre Verlegenheit gerne hinter ungeschlachtem Benehmen und lauten Worten verbergen.

„Der hat Beine wie abgeschälte Rottannen," meinte Jakob von dem jungen Seiltänzer, und Johann nahm die Mutter der Truppe, ein umfängliches Weibswesen, das an der Kasse saß, aufs Korn und witzelte, sie sehe breiter aus als der große Milchkessel auf der Tätschbodenalp.

Die Cilli saß stumm zwischen ihnen und machte nur etwa einmal eine ungeduldige Bewegung, wenn einer der Tanzjünglinge oben auf dem Seil zwischen Tod und Leben stand und ihr vor Angst der Atem stockte, die Brüder aber immer noch ihre läppischen Redensarten führten.

Weit drüben, jedoch so, daß er die Kempfischen sehen konnte, stand der Lehrer. Er streckte manchmal den Hals nach der Cilli. Sie aber bemerkte weder seine Anwesenheit, noch hatte sie überhaupt einen Gedanken an ihn. Sie verfolgte mit den Blicken jede Bewegung der Spieler. Nur für diese hatte sie Augen.

Jetzt entstand in den Vorführungen der Seiltänzer eine kleine Pause. Die Drehorgel gab sich Mühe, sie mit ihrem Gejammer auszufüllen. Dann aber trat einer der jungen Männer, die vorhin auf dem Seil ihre Künste gezeigt, mit einer Geige im Arm hervor, und ihm folgte ein noch im Kindesalter stehendes Mädchen in kurzgeschürztem, leichtem Tanzkleid. Das Haar fiel ihm offen auf die Schulter. Auf weißen Atlasschuhen schritt es wiegend daher und bestieg das Podium, neigte sich hierhin und dorthin, Kußhände werfend, fast eckig von Gestalt, einen Ausdruck früher, unschöner Reife in den hübschen Zügen.

Die Geige begann zu tönen.

Und das Kind tanzte.

Es war wenig Anmut und Reiz an dem armen Geschöpf, das ohne Begabung und nur weil es eben zur Wandertruppe gehörte, seine angelernten Schritte und Körperwendungen nach der Musik den Zuschauern vorzuführen hatte, allein das anspruchslose Dorfvolk rührte die Jugend des Mädchens.

„Lug! Lug! Sackerlott! Sackerlott!" tönte es von allen Seiten.

Der Jakob und der Johann Kempf vergaßen das Witzemachen und saßen mit aufgerissenen Mäulern da.

Die Wangen der Cilli begannen zu brennen. Sie spürte nicht mehr die Bank, auf der sie saß, noch achtete sie der Umgebung, in welcher sie sich befand. Ein Taumel ergriff sie. Ihr Ohr fing die Geigentöne auf und leitete sie wie ein Belebungselixier in ihren Körper über. Es war ihr, als löse sich dieser von der Erde los und rege und biege und schwinge sich. Jede Bewegung des andern Mädchenkörpers machte sie im Geiste mit. Diese Empfindung war so stark, daß ihr nach einer Weile schwindelte. Sie erblaßte. Die Augen wurden groß und dunkel, und als der Tanz des fahrenden Kindes zu Ende war und die Geige mit einem letzten, unreinen Kratzer abbrach, kam sie ins Schwanken und fiel seitwärts dem Bruder Jakob an die Schulter.

Der wollte eben ein derbes, aufbegehrerisches Wort sagen, als der Lehrer sich gerade noch rechtzeitig durch die Menge schob, um der Ohnmächtigen beizustehen.

Sie erholte sich alsobald und sah nur etwas verwundert in die Runde, allein Exer ließ es sich nicht nehmen, ihr den Arm unterzuschieben und sie heimzuführen, während Eltern und Brüder hinter ihnen dreinstampften und werweißten, woher das plötzliche Unwohlsein des Mädchens komme.

„Sie ist halt schon wie fliegender Sommerstaub, den jeder Wind fortblasen kann," meinte die Kempfin.

Ihr Mann erwiderte, dergleichen Schwäche käme vom raschen Wachsen.

Die Brüder aber behaupteten, die Cilli hätte einfach zu viel dicke Milch gegessen am Abend, sie seien ja selber zu kurz gekommen dabei.

Es kam aber weder vom Essen, noch Wachsen, noch von der Zartheit, was die Cäcilia heimsuchte, sondern es war, als hätte das kleine Komödiantenmädchen ihr ein Fieber angehängt. Von der Stunde an, da sie es hatte tanzen sehen, war ein fremder Geist in ihr. Sie zeigte keinen

Digitized by Google

rechten Willen zur Arbeit mehr. Die Schule lockte sie nicht. Noch weniger gern lieh sie der Mutter in der Haushaltung Hand. Mit andern Kindern und jungen Leuten suchte sie keinen Umgang, und ihre groblachten Brüder vermied sie schon gar, wo immer sie konnte. Nur die Musik und das Turnen sagten ihr noch zu. Und darum blieb auch ihr Verkehr mit dem jungen Schulmeister rege.

Sie liebte die Musik nicht, weil sie selbst darin eigenem Empfinden Ausdruck zu geben vermochte, sondern weil jene ihr ganzes Wesen gleichsam in Wohlbehagen auflöste und ihrem Körper Leichtigkeit und Freiheit gab. Die Turnübungen aber waren wie Speise für ihre Glieder. In ihnen ergingen sich diese mit einer sehnsüchtigen Wonne und konnten sich nicht genugtun.

In Cäcilias Verhältnis zu Exer trat insofern eine Veränderung, als die anfängliche Scheu einer größern Vertraulichkeit Platz machte. Manchmal, wenn sie beim Musikunterricht in der Wohnstube allein blieben, pflogen sie stiller Unterhaltung. Exer redete sich gern ein, daß es nur die Teilnahme für die Schülerin und die Lust am Erziehen seien, die ihn veranlaßten, sich mit der Cilli zu beschäftigen. Er fragte sie manchmal pflichtgemäß, warum sie in der Schule so lässig sei oder der Mutter durch ihren Mangel an Hausfrauenfreude Sorgen mache.

Sie zuckte dazu mit den Achseln und schwieg oder sagte ein: „Ich bin jetzt einmal so."

Nur einmal dehnte und wand sie sich auf ihrem Sessel, schlug dann die Augen zu ihm auf und flüsterte: „Wenn ich tanzen lernen dürfte, wollte ich schon fleißig sein."

Dem Lehrer flog wie eine Tür auf, und er sah in einen weiten Garten. Dahinaus also wollte es mit der Cilli? Dem Kempf, dem Bauern, war mitten unterm Küchengemüse ein zartes Zierblümlein ersprossen? Der Künstler oder doch die halb künstlerische, halb romantische Veranlagung, die vielleicht nie zu etwas führte, regte sich in ihm. Ohne daß er der Cilli im Augenblick eine Antwort gab, ließ er sich ihre Worte und ihr Gelüsten durch den Sinn gehen, stellte die Dinge hübsch zusammen, des Mädchens Gelenkigkeit und Körpergewandtheit und ihren ihr angeborenen Sinn für Rhythmus und Klang. In allerlei wachen Träumen brachte er die Cilli mit der Welt des Theaters zusammen, die ihm selbst noch als etwas Märchenhaftes und Wunderreiches in Erinnerung stand, und auf einmal war er auf dem besten Wege zu überlegen, wie er, Julius Exer, der Cäcilia Kempf eines Tages zu dem Gedeihgrund verhelfen könne und werde, nach dem ihr Wesen hungerte.

Hier nun überschritt der junge Schulmeister die Grenze, wo Lehrerpflichtgefühl und persönliche Neigung geschieden waren. Er sah sich fortan gern in der Rolle des Helfers, wenn er an die Cilli dachte. So träumte er einmal, wie jene auf der Bühne tanzte und er selber mit andern Musikanten davor sitzend ihr aufspielte. Ein andermal sah er sie aus der Fremde nach Reußkirchen zurückkehren, und sie war nicht länger ein Bauernmädchen, sondern ein geputztes und gar feines Dämchen. Er selber ging im schwarzen, feierlichen Stadtrock hinter ihr und der Schulallmächtige, der Tobias Kempf, der ihm jetzt immer mit einer Von-obenherabmiene seinen Hungergehalt auszahlte, war zusamt seiner rauhbautzigen Frau demütig und klein vor ihm und nannten ihn „Du" und — und — „Herr Sohn".

So standen die Dinge und gingen die Tage. Das Jahr wendete sich abermals. Wieder kam ein Winter ins Ausschwachen und wurde auf neuen Frühling Hoffnung.

Exer fühlte jetzt zuweilen etwas wie Beklemmung und Unbehagen, wenn er Schule hielt oder der Cäcilia Kempf gar den Einzelunterricht erteilte. Das Herz klopfte ihm eigen, wenn er sie in der Klasse aufrief und er ihren Augen begegnete. Und wenn er am Klavier zuweilen ihre Hand mit der seinen streifte, fuhr ihm das Blut ins Gesicht.

Die Kempfs schienen etwas zu wittern; denn die Mutter platzte während der Klavierstunde zuweilen ganz plötzlich und unversehen in die Stube, als wollte sie die beiden Musikbeflissenen überraschen, der Kempf selber aber gab immer deutlicher zu verstehen, daß das Musizieren eine Narrheit sei, die jetzt dann ein Ende haben müsse.

Digitized by Google

Nur die Cäcilia selbst schien nichts zu merken von dem allem. Sie zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihr Gesicht wurde noch schmaler. Ihre blauen Augen dagegen schienen ihr eigenes Wachstum zu haben und wurden weit und tief wie grundlose Teiche. Der Körper gewann an schlankem Ebenmaß und stand immer fremder in dem derben Gewand und Schuhwerk, das zu Reußkirchen für ihn zurechtgeschneidert und geschustert wurde. Die Cilli hatte keinen Kameraden und doch nie Langeweile. Sie war viel müßig und kam doch nie ins Gähnen. Oft saß sie mit um die Knie gelegten Armen und staunte, wer weiß wohin. Oft lief sie ins grüne Wiesland oder über den weißen Schnee, zuerst wie ein gewöhnlicher Mensch und dann mit schwingenden Schritten und Hüften. Fing ein Kirchturm zu läuten an, wenn sie so wanderte, so erhob sie die Arme und schwang sie im Takte der Glocken. Eigene, dem Auge wohlgefällige Bewegungen machte sie. Lauschte sie aber dem Geigenspiele des Exer, so gewann ihr Blick ein verhaltenes Feuer. Das Blut wallte ihr gegen die weißen Schläfen, und sie neigte sich gegen den Spieler, als müßte sie die Hände nach ihm ausstrecken: Nimm mich mit!

An der Fastnacht im Februar gab es wie überall zu Reußkirchen Tanz. Auch der Kempf begab sich mit seiner ganzen Familie ins Wirtshaus, weil überhaupt an solchen Tagen niemand zu Hause bleibt.

Die Cilli war ja noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus. Aber die Mutter meinte, man könne sie nicht so allein daheim sitzen lassen und möge sie daher wohl mitnehmen. Zum Zuschauen sei sie nicht mehr zu jung.

War nun die Cäcilia nur zum Zuschauen gekommen, so zeigte sich indessen, daß vom Ja zum Amen kein weiter Schritt ist. Die Jungburschen von Reußkirchen waren nicht so waschlappig, daß sie ein Mädchen mit einem so schönen Lärvlein hinter dem Tisch sitzen ließen. Der Anton Imhof, des Gemeindepräsidenten Ältester, war der Erste, der um einen Tanz fragte. Dem konnte doch die Gefälligkeit nicht abgeschlagen werden. Dann aber wurde auch andern billig, was dem einen recht gewesen, und so kam die blutjunge Cilli in ein Tanzen hinein, um das die heiratsreifste Kameradin sie beneiden konnte. Keinen einzigen Dreher ließ sie aus. Auch der Exer, der Lehrer, bekam seinen Teil; denn er war nicht faul, ihn sich zu sichern, als er einmal eine Brücke geschlagen sah.

Mit lachendem Mund und blitzenden Augen tanzte die Cilli, die Brust flog ihr; sie ließen ihr kaum Zeit Atem zu schöpfen.

„Die kann's," murmelten die Alten, die zuschauten.

„Die kann's," lobten die Jungburschen, die die Cilli wieder an den Kempfentisch zurückführten.

„Sapperlott, die kann's," rühmten sogar der Jakob und der Johann, als sie sich einmal mit der jungen Schwester schwangen.

Die Eltern saßen mit vergnügten Gesichtern und konnten sich des Stolzes nicht erwehren. Sie hätten blind und taub sein müssen, wenn sie die bewundernden Blicke nicht gesehen und das Beifallstuscheln nicht gehört hätten, deren Ursache die Cilli war.

Aber am besten ging es doch dem Exer. Als er wieder einmal die Schülerin im Arm hielt und, selbst ein kräftiger und gewandter Tänzer, meinte, das federleichte Wesen an seiner Seite berühre mit den Füßen den Boden nicht mehr, hob die Cilli das blaß gewordene Gesichtlein zu ihm auf und sagte: „Mit Euch tanze ich am liebsten, Herr Lehrer."

Dem Julius Exer schwindelte, er wußte nicht, ob es vom Drehen oder etwas anderem war. Es schwamm ihm vor den Augen, so daß er die Cilli fremd und schön und seltsam wie durch einen Märchenschleier sah.

Weiter spielte die Tanzmusik. Weiter tanzte die Cäcilia Kempf. Unermüdlich, mit immer wachsender Lust und scheinbar immer noch sich steigernder Leichtigkeit.

Plötzlich kam sie dem Lehrer aus den Augen. Er blickte suchend im Saal umher. Die Kempfischen saßen alle noch da, die Cilli aber fehlte. Er wartete, und als sie immer noch nicht kam, verließ er die Tanzstube und fand sie richtig draußen im Freien, wie sie, wenige Schritte vor der Haustür, an einem Baum stand.

Es war eine sternklare, nicht kalte Nacht. Aber der Schnee lag noch nahe an den Bergen, und der wehende Föhn hatte einen kühlen, gefährlichen Atem.

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Julie Wolfthorn
(In der Großen Berliner Kunstausstellung 1916)

Digitized by Google

Digitized by Google

Exer trat zu dem Mädchen. „Das ist nicht gescheit," zankte er, „aus dem Brutofen von Tanzsaal sich da hinaus in die Nacht zu stellen."

Die Cilli machte große Augen, wie eine, die Mühe hat, ihre fernschweifenden Gedanken zu sammeln.

„Es tut mir nichts," antwortete sie dann.

Beim Schein der Sterne sah er, daß sie sehr bleich war. Der Wind rührte ihr krauses Haar. Dann schauerte sie doch wie in einem leisen Frösteln zusammen.

Eine merkwürdige Angst befiel Exer. „Bah, bah," begehrte er auf. „Unsinn! Komm herein!"

„Hier draußen wäre es viel schöner zu tanzen," flüsterte sie „hier in der weichen Wiese, Schuhe und Stümpfe ausgezogen, auf dem weiten, weiten Grund. Keine Wände ringsum! Man könnte die Arme ausstrecken so weit man wollte. Die Sterne würden allein zusehen. Und es ist so still, daß man meinte, eine ferne Musik zu hören, eine Musik wie aus den Sternen selber."

Exer faßte des Mädchens Arm und zog sie dem Hause zu. „Das kannst mir drinnen weiter erzählen," sagte er entschlossen.

Sie folgte ihm willig und lehnte sich selbstvergessend an ihn, während er sie in den Flur zurückführte.

Kaum waren sie durch die Tür getreten, so bebten ihr die Lippen. „Jetzt ist mir doch kalt geworden," gestand sie.

Da wurde er ernstlich böse und schalt: „Es ist eine Narrheit, was du getan hast. Den Tod kann sich eines holen derweise."

Sie sah ihn an. Das Wort machte sie stutzig. Still und gehorsam setzte sie sich hinter den Tisch zu den Ihren, als er sie dorthin brachte und erzählte, was sie angestellt. Sie wollte nicht mehr tanzen und tat es mit Unlust, als ein paar Burschen ihr keine Ruhe ließen. Sie schien auf einmal müde.

Dann gingen die Alten bald mit ihr heim.

⁂ ⁂ ⁂

Es war eine Narrheit gewesen. Die Cilli hatte sich in jener Nacht eine schwere Erkältung geholt. Am nächsten Tag lag sie zu Bett, und der herbeigerufene Arzt stellte eine Lungenentzündung fest.

Exer, der Lehrer, verfiel in eine so große Unruhe, daß er kaum noch imstande war, sein Amt zu versehen. Während des Unterrichts ertappte er sich selbst, und seinen Schülern fiel es auf, daß er mitten in einem Satze den Faden verlor, oder daß er, wenn eine schriftliche Arbeit die Kinder beschäftigt hielt, aus dem Fenster staunte oder nach der Tür lauschte, als warte er auf irgendeine Nachricht. Und er wartete in der Tat. Ohne es zu wissen. Immer meinte er von der Cilli etwas zu vernehmen. Jeden Tag, ehe er nach ihr gefragt hatte, und kaum daß er Nachricht von ihr hatte, schon wieder. Er gab sich gar nicht Rechenschaft, was das war, denn er war ja noch immer der Lehrer und sie das Schulkind, und sie war des hablichen Kempfen Tochter und er ein Hungerleider und Schmalamtsmann für seiner Lebtag. Aber er hatte solche Angst — solche Angst.

Kaum war die Schule zu Ende, so strich er ums Kempfenhaus und trachtete, irgendeines der Familienglieder zu treffen, um nach der Cilli zu fragen. Er hörte wechselvolle Dinge. Jetzt, daß sie bei ganz klaren Sinnen sei und sage, sie werde wohl sterben müssen; jetzt, daß sie jeglichen Bewußtseins ermangle und nur unverständliche Laute flüstere und jetzt, daß sie im Fieber rede. Und was für Dinge redete sie da! Immer vom Tanze. Jetzt von dem des Seiltänzerkindes, jetzt vom Bauern-Faschingsreigen und jetzt von einem andern — schönern: Sie sah sich im Fieber in Flittergewändern. Musik trug sie, wie Wellen ein Schifflein tragen. Es kam vor, daß sie in ihren Phantasien die Arme hob und sie hin und her schwang, als folge sie mit ihrem Körper wiegenden Walzerklängen. Sie hörte Beifallklatschen einer Zuschauermenge. Sie war nicht mehr die Cilli Kempf, sondern ein fremdes, im heißen Licht der Lampen lebendes Wesen. Ihre Seele glitt in diesen Fieberträumen in das Land ihrer stummen, unbewußten Sehnsucht hinüber.

Exer hörte von dem allen zumeist durch ihre Mutter. Später bekam er die Kranke auch zu sehen. Die Kempfin, die ihn doch wohl mochte, rief ihn öfters herein.

Die Kammer, wo die Cilli lag, war klein. Sie befand sich zu ebener Erde, und ihr Fenster ging auf die sanft ansteigende Matte hinaus. An deren anderem Ende

Digitized by Google

befand sich das Holzhaus, in welchem Exer, der Schulmeister, seine Behausung hatte. Noch standen die Obstbäume kahl in der sich langsam belebenden, winterigen Wiese. Es ging nur wie ein verborgenes Drängen durch Bäume und Grund.

Das Bett der Cäcilia hatte seinen Platz nahe am Fenster. Wenn die zaghafte Sonne kam, so konnte sie ihre Lichtstreifen auf die schwarzen Zweige des Birnbaums legen, der manchmal damit an die Scheiben der Fenster klopfte, und fand wohl auch die Decke aus rotgemustertem Baumwollstoff auf der Kranken Bett. Die Kissen aus demselben Stoff indessen erreichte sie erst am späten Abend, wenn sie im Sinken war, und es sah aus, als habe sie sich den ganzen Tag Mühe gegeben, um endlich noch das Gesicht der Cilli anlächeln zu können.

Es war zu solcher Spätabendstunde, daß der Lehrer in die Kammer trat. Die Sonne umschmeichelte den hölzernen Fensterpfosten, als bitte sie ihn um Durchlaß. Dann schlich sie herein und auf das Lager der Cilli. Und siehe, jetzt lag das weiße Gesichtlein der Kranken mitten im Gold. Aber die Sonne hatte daran den geringsten Teil. Es war vielmehr das Haar des Mädchens, das so leuchtete und das wie ein Kranz aus schweren, gelben Blumendolden um den Kopf geordnet war. Die Sonne konnte dieses Haar nur noch ein wenig heller färben und zeigen, wie unendlich seiden und glänzend es, verglichen mit dem rauhen Kissen, war.

Als hätte der warme Abendstrahl sie geweckt, tat die Cilli dann die Augen auf. Sie sah weder den Lehrer noch die neben ihm stehende Mutter, sondern richtete den Blick ruhig und groß an die Decke. Die Augen waren blau wie der blasse Abendhimmel und so lauter und feucht wie ein ganz klarer, von keinem Winde gekräuselter Waldteich. Lange staunte sie hinauf und senkte endlich ohne ein Wort zu sagen die Lider wieder. Die beiden Gäste aber schlichen davon und hatten nicht zu reden gewagt.

Erst bei einem weitern Besuch fand Exer das Mädchen völlig beim Bewußtsein. Es freute sich, daß er kam, und sprach mit ihm vom Unterricht und daß sie froh sei, bald wieder damit zu beginnen. Auch von ihrer eigenen Torheit hob sie an und schalt sich, daß sie ihm ungehorsam gewesen.

„Manchmal höre ich Euch spielen, Herr Lehrer," erwähnte sie auch.

Es dauerte noch einige Wochen. Dann genas sie scheinbar ganz. Nur sagte die Mutter, der Arzt meine, es könne ihr etwas zurückgeblieben sein.

Seit die Cilli mit einem dankbaren Lächeln gesagt hatte, sie höre ihn zuweilen spielen, stellte sich Julius Exer in seiner Stube drüben mit seiner Geige gern ans offene Fenster. Er redete sich vor, er tue es, weil es dem Lehrer wohl anstehe, dem Kinde einen Gefallen zu erweisen und seinen väterlichen Gruß über die Matte zu schicken. Allein es kam — mehr und mehr — in sein Geigenspiel ein herzbewegendes Allerlei und Vielerlei. Was an ungepflegter und wildwachsender künstlerischer Veranlagung in ihm steckte, wuchs in sein Spiel hinein. Stimmen seines Herzens klangen darin, halb verworren, halb aus tiefen Wesensgründen heraufströmend; Schönheitsfreude und Sehnsucht nach einem Höheren und eine weiche, suchende Hingebung, von welcher er kaum wußte, daß sie nach der Nachbarkammer ging.

Dann durfte die Cäcilia Kempf aufstehen. Sie war noch müde und sah aus, wie wenn ein Wind sie fortblasen könnte. Zuweilen hustete sie und fuhr hie und da mit der Hand nach der Brust, als schmerze sie dort etwas, allein sie klagte nicht. Vater und Mutter fingen an zu vergessen, daß sie krank gewesen und der Doktor nur lahm ihrer Meinung zugestimmt hatte, daß sie nun wieder ganz gesund sei.

Einmal, da sie bei irgendeinem Anlaß dem Lehrer die Hand gab, fühlte der ihre Finger mit einer trockenen Glut in den seinen liegen.

„Hast du aber heiße Hände," sagte er.

Und als sie darauf die Augen zu ihm erhob, war ihm, als liege auch in ihnen ein ungewöhnlicher und unnatürlicher Glanz. Auch fiel ihm das tiefe Rot ihrer Lippen ebenso auf wie die wachsweiße Färbung der Schläfen.

„Geht es dir wirklich besser?" fragte er mit hastiger Kümmernis.

Sie lachte hell auf und versicherte mehrmals, gewiß, gewiß, gehe es ihr gut. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihm eigentlich er-

Digitized by Google

zählen könnte, wie merkwürdig erdenleicht ihr manchmal zumute sei und doch wieder wie fiebrig, als friere sie mitten am warmen Mittag und höbe der Frost ihr die Füße, daß sie schwebten. Aber sie sprach es nicht aus.

Der Frühling blühte noch reicher und herrlicher als im Jahre vorher. Die Matte zwischen dem Kempfenhause und der Schulmeisterwohnung war wie ein Wunder. Es stand da viel langhalmiges, edles, tiefgrünes Gras von wenig gemeinem Kraut durchschossen. Gelbe Wolfsmilch stieg aus dem Halmenwalde auf, daß es wie darüber gestreuter Flitter sich ansah. In großen Abständen standen die knorrigen, gesunden, alten Obstbäume. Sie trugen ihren zarten Blust und kamen ins Laub. Kein Ungewitter störte ihren Blühet, und kein Sturm riß ihnen den Lenzschnee aus den Kronen. Ein Tag war schöner und wärmer als der andere und ging über sie hin, als gebe ihnen jeder seinen stillen Segen. Die Bienen summten, Schmetterlinge gaukelten über der Matte, und die Käfer turnten an den Langgräsern.

Und als die Bäume ihre Blütenlast lange genug getragen hatten, begannen sich die weißen und die rosenfarbenen Blättchen von den Ästen zu lösen, und das tagelange, traumverlorene, lautlose Blütenschneien begann.

Es wurde gerade Vollmond um diese Zeit.

Tobias Kempf und seine Buben wetzten die Sensen und schnitten das Gras und die gelbe Wolfsmilch. Jeden Tag ein Stück; denn sie verfutterten es vorweg.

Aber der fallende Blütenschnee lag nun nur sichtbarer in den Mahdstoppeln.

Eines Nachts war die Cilli früh zu Bett gegangen. Eine große Müdigkeit beschwerte ihr die Glieder. Auch war das Empfinden leisen Frierens stärker in ihr.

Sie mochte noch nicht lange eingeschlummert gewesen sein, als drüben bei offenem Fenster Exer, der Lehrer, noch eines in die Mondnacht hinaus zu geigen begann.

Die Cäcilia träumte. Sie träumte vom Tanzen. Das war ja doch an ihr wie eine Krankheit, daß sie daran immer denken mußte.

Vielleicht nun weckte die Geige des Exer sie auf. Vielleicht tat sie, was sie tat, aber auch im Schlafwandel. Sie saß plötzlich aufrecht im Bett.

Der Mondschein lag im Fenster. Das Gesims sah aus wie aus getriebenem Silber.

Die Cäcilia lauschte.

Die Töne der Geige kamen zu ihr herein. Sie waren zart und weich und wie Elfenhände, die sie unter den Armen faßten: Komm! Komm!

„Lalalala," summte die Cäcilia kaum hörbar und neigte den Oberkörper einmal hin und einmal her.

Die Töne der Geige schwollen an und wurden wieder leise.

Das Mädchen streckte einen Fuß aus dem Bett. Dann den andern.

Auf einmal stand es nahe am Fenster.

„Lalalala," summte sie, immer dem Klange der Geige nach.

Der Mond sah die Cäcilia an. Er strömte sein ganzes Licht über sie hin. Sie hielt die Augen geschlossen, aber der feine Mund war wie ein Kleinkindermund, der sich der Mutterbrust auftut, und das Mondlicht küßte ihn, als müßte es die dürstenden Lippen letzen.

Die Cäcilia trug nur ihr weißes Hemd. Es war nicht fein, noch völlig gebleicht, aber der Mond machte das gut, und es konnte den Bau der zarten Glieder nicht verhehlen, der schlanken Arme, die, nackt bis zur Schulter, sich hoben und senkten, und der knöchelfeinen Füße, die langsam im Tanze zu schreiten begannen.

Plötzlich schwieg die Geige. Das schien die halbwache Träumerin zu stören. Sie tat die Augen auf. Sie lehnte sich aus dem Fenster. Vielleicht suchte sie nach den verlorenen Tönen. Auf einmal mit einer blitzartigen Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit schob sie einen Stuhl zum Gesimse, stieg hinauf, stand jetzt im vollen Lichtglanz und glitt im nächsten Augenblick nach außen ins Wiesland hinab.

Mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgebogen, war sie hinausgeglitten. Der Mond streifte ihre Stirn, daß sie wie ein heiliges Täfelein aus Elfenbein leuchtete. Die Lockendolden fielen auf die Schultern.

Da — da sang die Geige wieder.

Der Lehrer ging in seiner Stube auf

Digitized by Google

und ab. So war in seinem Spiel ein Sichnähern und Entfernen, ein sehnsüchtiges An- und Abschwellen.

Die Cäcilia hatte einen runden Platz erreicht, wie ihn des Vaters Sense zwischen zwei Obstbäumen freigeschnitten.

„Lalalala," summte sie, ein wenig lauter jetzt. Sie begann sich zu drehen. Sie wiegte und wandte sich.

Weißes Mondlicht spann in den Baumkronen und über die Wiese. Blütenblätter lagen im Grase, und immer neue schneiten von den Bäumen herab. So leise, so langsam, so sanft wie kühle Erstlingsflocken.

Exer, der Lehrer, hatte bis jetzt nicht auf das geachtet, was draußen war. Nun zog die Schönheit der Nacht ihn ans Fenster. Er lehnte am Pfosten und strich einen vollen klingenden Akkord. Das weinte und flehte zu den Sternen hinauf, und des Schulmeisters Blicke gingen mit den Tönen. Aber als er sich abwenden und sein Auf- und Niederschreiten wieder aufnehmen wollte, fiel sein Blick in die Wiese hinaus.

Was?

Was war das?

Exer war von dem, was er sah, so gefangen, daß er mechanisch weiter spielte. Aber mit den Gedanken erfaßte er schon das Bild. Das war doch die — die Cilli dort in der Wiese! Oder war es ein Spuk? Mein Gott, wie schön!

Mond auf den schwingenden, weißen Armen, Mond auf dem gelben, schimmernden Haar! Lautlos schwebte die zarte Gestalt, drehte sich im Kreise, wiegte sich in seltsamer Anmut. Exer starrte. Die Arme versagten ihm. Der Bogen glitt von den Saiten. Es gab einen schrillen, brechenden Ton.

Hörte das die Cäcilia?

Sie stockte inmitten einer Wendung. Sie schwankte. Der Kopf neigte sich, als lauschte er wieder auf die Töne, die verklungen waren.

Und der Oberkörper bog sich dem sich senkenden Kopfe nach. Und — —

Exer warf die Geige auf den nächsten Stuhl, daß das Holz krachte. Er stob aus dem Zimmer.

Die Mondscheintänzerin lag im Grase.

Niemand hatte den Vorfall bemerkt, niemand die helle, stille Wiese beachtet.

Jetzt stand der Lehrer keuchend vor der Daliegenden, jetzt bog er sich nieder.

„Jesus," stieß er heraus.

Er legte die Hand auf Cäcilias schmale Brust. Sie lag mit geschlossenen Augen da. Auf den Lippen stand ihr ein kleiner, tiefroter Tropfen.

Der Lehrer hob die Gestalt aus dem Grase auf. Noch immer schwebten die Blütenflocken nieder. Eine hing sich noch in Cäcilias Haar, das dem Lehrer über dem Arm quoll. Das Haar war schwer. Schwerer waren die Glieder. Und doch so federleicht.

Der Julius Exer trug seine Last zum offenen Fenster, weil das am nächsten war. Er rief in die Kammer hinein. Den Vater. Die Mutter. Er rief laut und angstvoll. Schon antwortete man ihm. Und er bot, als der Kempf selbst gleich darauf in die Kammer trat, die Kindergestalt hinein. —

⁂ ⁂ ⁂

Sie war ein seltsames Menschenkind gewesen, die Cäcilia Kempf!

Das sagten die Reußkirchner. Und das dachte der Lehrer. Nur die Eltern und Brüder der Toten ließen jetzt in ihrem Schmerz nicht gelten, daß sie auch ihnen als ein Ausnahmewesen erschienen war. Sie hatte zu ihnen gehört, und sie fühlten jetzt nur, daß sie das Kind und die Schwester verloren hatten. Es ging ihnen sehr nahe.

Aber der Lehrer war ein sonderbarer Kauz. Er wurde ein seltsamer Spintisierer. Es war immer, als denke er einem großen Rätsel nach. Die Cäcilia war so flüchtig durch sein Leben gegangen, daß er sich manchmal fragte, ob er sie wirklich gekannt habe. Oder ob er nur eine merkwürdige Erscheinung gehabt. Er sann solange darüber nach, daß er ganz vergaß, sich einen Hausstand zu gründen oder sich später einen besseren Posten zu suchen. Er wurde alt in Reußkirchen. Und er spielte die Geige. Nur wenn die Wiese unter seiner Stube blühte, spielte er — nie. — — —

Digitized by Google

Max Immelmann
Leutnant

Fliegerleutnant Immelmann
Lithographie von Oscar Graf
(Aus Littauers Kunsthandlung in München)

Digitized by Google

Das Zeitalter der französischen Revolution und ihre Weltkriege im Vergleich zur Gegenwart

Von Prof. Dr. Max Lenz

Vor zwei Jahren, bald nach dem Ausbruche des Krieges, der das Antlitz der Welt verwandeln wird, habe ich in diesen Blättern versucht, die Analogien wie die Differenzen zwischen dem Kampfe Napoleons gegen England und dem ungeheuren Ringen um unsere Existenz nachzuweisen, in welches der Haß unserer Feinde uns hineingerissen hat. Ich wies darauf hin, daß der Imperator, wie gewaltig immer sein Wille, sein Ehrgeiz und sein Genie gewesen sein mögen, dennoch in jedem Moment unter dem Druck der Notwendigkeit gestanden hat, die, wie das Schicksal selbst, seiner Politik Ziel und Richtung gab; daß er jenen Kampf bereits von der Revolution übernommen hatte und darin, wie in allem was er tat und schuf, ihr Erbe war; ja daß sie selbst in dem Kampfe mit England wie in dem gesamten Umfange ihrer inneren und äußeren Politik Wege verfolgt hat, auf denen die alte Monarchie vorangegangen war. Sei es mir heute noch einmal vergönnt, verwandte Gedanken in einem weiteren Rahmen vorzutragen.

Unter den Jahren von welthistorischer Bedeutung nimmt das Jahr 1689 eine Stellung ein, die sich nur mit Momenten wie der Anfang der französischen Revolution oder der Ausbruch unseres Weltkrieges vergleichen läßt. Es war das Jahr, in dem die französische Monarchie, welche nach ihrem Siege über Spanien zwei Jahrzehnte hindurch auf dem Kontinente geherrscht und mit unerhörter Willkür ihre Grenzen überallhin erweitert hatte, sich zum ersten Male wieder einer Koalition gegenübergestellt sah, die stärker war als sie und ihre Freunde. Es geschah durch den Eintritt Englands in den Kreis ihrer kontinentalen Gegner. Damit war die Kette geschlossen, die Einkreisung Frankreichs vollendet. Zugleich aber veränderte sich damit der allgemeine Charakter der europäischen Politik; ihr ozeanisches Zeitalter, für das die Kolonisationen und Seekriege des 16. und 17. Jahrhunderts doch nur die Vorstufen gewesen waren, brach an. Um welche Kampfpreise in dem Jahrhundert vor der Revolution gerungen wurde, zeigt ein Blick auf Indien und die Vereinigten Staaten. Wären die Lose zugunsten Frankreichs gefallen, so wäre die Herrschaft über beide Hemisphären dem romanisch-katholischen Element geblieben. Die Taten Marlboroughs, des Prinzen Eugen und Friedrichs des Großen, und Englands Seesiege bei La Hogue und Kap Finisterre haben es verhindert; die Entstehung der großen angelsächsischen Republik jenseits des atlantischen Meeres ist nur dadurch ermöglicht und die Eroberung Kanadas für England selbst wieder das Vorspiel gewesen für die Revolution, welche den Kolonisten von Massachusetts und ihren Brüdern die Freiheit brachte.

Hätte die französische Monarchie in diesen Kämpfen gesiegt, so wäre ihr die eigene Revolution erspart geblieben. Reformen würde sie auch dann sicherlich erlebt haben, sowie nach der Besiegung der Fronde und unter dem Eindruck auswärtiger Erfolge Colbert sie für das Frankreich Ludwigs XIV. durchgeführt hatte; auf diesem Boden jedoch wären sie geblieben, nicht grundstürzend, aber immerhin so, daß die Krone in Kirche und Staat, in Recht, Verwaltung und Wirtschaft die feudalen Widerstände weiter eingeschränkt hätte: denn sie würde den nationalen Ehrgeiz, die Grundlage und das stete Ziel ihrer Macht, seitdem sie bestand, befriedigt haben. Aber das Geschick wollte, daß sie darin scheiterte. Vergebens versuchte bereits Ludwig XIV. zweimal, den Ring, der sich um ihn gelegt, zu zerbrechen; umsonst auch brachten die beiden Kardinäle, welche unter seinem Nachfolger Frankreichs Politik lenkten, Fleury und Bernis, neue Koalitionen zustande, um den ewigen Gegner auf die Knie zu zwingen: die Friedensschlüsse von 1713, 1748 und 1763 waren ebenso viele Niederlagen Frankreichs; selbst die Befreiung Amerikas, die erste große Niederlage Englands in diesen Kämpfen, schlug trotz der Hilfe, welche Frankreich den Kolonisten brachte, zu seinem Nachteil aus; während sie in ihren Folgen die Macht des Gegners eher erhöhte — wie sehr, das haben wir selbst im Verlaufe dieses Krieges spüren müssen.

Damit aber verlor die alte Monarchie das Recht zu bleiben was sie war; denn nur die Macht setzt das Recht der Existenz. Sie sah es ein; alle ihre Versuche sich zu reformieren, die sie noch vor der Revolution machte, hatten darin ihren Ursprung. Mit dem Frieden von Aachen (1748) begannen dieselben und wurden selten unterbrochen, seitdem der Duc de Choiseul nach dem Unglück des Siebenjährigen Krieges die Zügel des Staates in die Hand genommen hatte. Sie alle wandten sich gegen die Privilegierten in Staat und Kirche, appellierten an die Gedanken des Jahrhunderts, schlugen Wege ein, welche die Revolution später gegangen ist; neue Machtquellen für den verarmten und erschütterten Staat wollten sie erschließen. Aber keine dieser Reformen führte zum Ziel. Zu stark war

Digitized by Google

die Selbstsucht der herrschenden Klassen, zu schwach waren die Träger der Krone, allzu dicht überwucherte das Gestrüpp des Feudalismus den Boden der Nation, zu eng war die Monarchie selbst mit der privilegierten Gesellschaft verflochten, zu verworren auch die in tausend Stimmen laut werdende Meinung des Landes, um dem Willen zur Reform einen klaren und starken Ausdruck zu verleihen. Also daß die Krone im Gefühl ihrer Ohnmacht schließlich die Nation selbst in ihrer Vertretung durch den dritten Stand gegen die Privilegierten aufbot. Aber gerade dadurch zog sie das Verderben über sich herab; in dem allgemeinen Umsturz aller Eigenmacht beraubt, von Abfall und Verrat umgeben, rief Ludwig XVI., um sich vor den inneren Gegnern zu retten, das Ausland an, zog fremde Heere in das Land, beging Verrat gegen den neuen Staat, dessen Verfassung er doch beschworen hatte, und (was schlimmer war) Verrat an der Vergangenheit des eigenen Hauses.

So nahm die Nation allein das Werk in die Hand, in dem Augenblick, wo der Bund mit Österreich, längst vermorscht wie er war, zusammenbrach und aus dem Abgrunde der Anarchie, in dem das Land zu versinken drohte, sich aufs neue der Kampf gegen eine europäische Koalition erhob. England ist ihm anfangs ferngeblieben; und es hat damals eine Partei in Frankreich gegeben, welche auf eine Entspannung des ungestillten Zwiespaltes mit dem Erbfeind hoffte und eine Verbindung beider Nationen auf dem Boden der neuen Ordnung anstrebte: so wie ja auch wir bis an die Schwelle des Weltkrieges hin nach einem Ausgleich mit England gesucht haben, eine Lage, in der die Briten auch in unserm Kriege zunächst gern verharrt hätten, aus der wir sie aber, zu rasch offenbar für ihre eigenen Wünsche, durch unseren Einbruch in Belgien hinausgebracht haben. Und eben Belgien war es, das auch damals die Entscheidung brachte: der Sieg Dumouriez' bei Jemappes und die Eroberung der österreichischen Niederlande führten England den Gegnern Frankreichs zu. Seitdem blieb es Frankreichs Feind, bis es die Revolution und ihren Erben niedergerungen und keinen Rivalen mehr in der Welt zu fürchten hatte.

Hundert andere Wirbel sehen wir noch in der Geschichte dieses Zeitalters kreisen, aber das Zentrum bleibt auch für diese fünfundzwanzig Jahre der Kampf zwischen Frankreich und England. Als sich das Wetter gelegt hatte, die Fluten abgelaufen waren, war die Welt von Grund aus verwandelt. Zerstört das ganz Vermorschte: das Römische Reich Deutscher Nation, mit dessen Trümmern eine Anzahl deutscher Dynastien, sei es im Bunde oder im Kampfe mit der Revolution und Napoleon, ihre Staaten neu aufgebaut hatten — eine Entwicklung, an der fünf Jahrhunderte gearbeitet, war durch die Stürme der Zeit in zwei Jahrzehnten vollendet worden. Hinweggetan auf immer auch die beiden italienischen Stadtstaaten, Genua und Venedig, auch sie längst ihrer alten Herrlichkeit entkleidet. Wieder mit dem neuen Weltreich vergangen die ephemeren Gebilde, die Napoleon aus seinen Eroberungen vom Rhein bis an den Njemen und von den Küsten der Nordsee bis Sizilien südlich der Alpen geschaffen hatte, und hergestellt andere, die kein größeres Daseinsrecht besaßen und bald neuen Stürmen erliegen sollten. Aufgetaucht aus der großen Flut als das feste Land waren die fünf großen Mächte, zwischen welchen seit 1689 die Wage der Entscheidung geschwankt hatte. Sie selbst aber und alles, was jene Kette von Katastrophen überdauert hatte, waren bereits erfüllt von Lebensformen und Lebenskräften, die das 18. Jahrhundert noch nicht gekannt oder vergessen hatte, und die ihre Macht nun wachsend zur Geltung bringen sollten: älteste darunter und neue, diese aus der Revolution selbst geboren, jene im Kampf mit ihr wiedererstanden, untereinander vielfach im Gegensatz, und doch wieder ineinander verwachsen, nach ihren Schlagworten und Programmen oft sogar verwandt, aber verschieden nach dem Boden, dem sie entstammten: auf allen Gebieten des Staates und der Kirche, des wirtschaftlichen und des geistigen Lebens, zerstörend und schaffend, national die einen, international die anderen, recken sie sich empor und stürmen durch das Jahrhundert hin, gleichartig nur darin, daß sie alle die Massen durchdringen und zusammenballen, unmittelbar zum Einfluß auf das Staatsleben bringen wollen.

In keinem Abschnitt der Geschichte des 19. Jahrhunderts kann man an ihnen vorübergehen, in allen Revolutionen und Kriegen wirken sie sich aus und bewähren darin ihre Kraft oder offenbaren ihre Ohnmacht. Mit der Gründung unseres Reiches aber tritt eine Abwandlung ein. Das Zeitalter der Revolutionen und der Kriege, das mit 1789 begann, scheint damit für Europa zum Abschluß gebracht zu sein. Die großen Mächte haben sich mehr und mehr konsolidiert und gegeneinander gesetzt. Die Mitte Europas wird fortan durch die beiden Nationalstaaten eingenommen, deren Erhebung mehr als alles andere die Stürme der letzten dreißig Jahre hervorgerufen hatte. Die bewegenden Kräfte des Jahrhunderts sind darum nicht gelähmt; tiefer noch als früher wühlen sie sich in den Boden ein; aber ihre Sprengkraft ist nicht mehr die alte, über die Grenzen der Staaten drängen sie nicht mehr hinaus, einen allgemeinen Brand können sie von sich aus nicht mehr entfesseln, wie wild und anarchisch sie sich auch zuzeiten und an einzelnen Stellen gebärden mögen. Es ist die Zeit, in der die europäische Menschheit die Eroberung der außereuropäischen Welt vollendet; ihr muß sich alles beugen, was auf Erden ist, die Barbaren ebenso wie die Völker ältester Kulturen. Gegeneinander aber erheben Europas Mächte

Digitized by Google

nicht mehr die Waffen; niemals hat unter ihnen eine so lange Ära des Friedens geherrscht wie in den Jahren von dem Frieden, den Bismarck in Frankfurt schloß, bis zum Ausbruch des Weltkrieges im August 1914.

Also daß um die Wende des Jahrhunderts sogar Stimmungen einer allgemeinen Friedfertigkeit aufkamen, in seltsamem Widerspruch freilich mit den allseits gesteigerten Rüstungen und der Ausbildung gegeneinander gerichteter Bündnisse der großen Mächte. Die Kabinette selbst schienen ihr Rechnung tragen zu wollen. Im Haag trat, veranlaßt von dem Beherrscher der größten und gerade nun weit ausgreifenden Landmacht, und gefördert von allen Kulturstaaten, die Konferenz zusammen, welche den Weltfrieden in feste Formen zu fassen und zu verwirklichen suchte. Dem entsprach es, wenn auch die geistigen Mächte der Zeit, zumal die international gerichteten, Wege suchten, um den Ehrgeiz und Eigenwillen der Staaten auszugleichen, die Spannungen innerhalb der politischen Welt aufzuheben und die Güter der rastlos gesteigerten allgemeinen Kultur vor den Gefahren, die in ihrem Schoße ruhten, zu sichern. Es waren nicht sowohl die nach ihrer Natur und ihrer Bestimmung dazu berufenen Kirchen, welche sich diesem Werke widmeten (diese akkommodierten sich vielmehr stärker als jemals früher den Interessen der politischen Gewalten, unter denen sie lebten), sondern gerade die aus dem Geiste des Jahrhunderts stammenden Strömungen, der Sozialismus und die mit ihm verwandten pazifizistischen Ideen. Und nichts anderes schien das wirtschaftliche Bedürfnis zu fordern. Dem immer stärker anschwellenden, auf die Katastrophe hindrängenden Gegensatz der Machtinteressen zum Trotz machte sich dies Gemeinschaftsempfinden von Jahr zu Jahr kräftiger und häufiger geltend; bis an die Schwelle des Weltkrieges können wir diese Bestrebungen verfolgen. Man hoffte nicht nur, sondern man glaubte auch in den weitesten Kreisen, die Kulturgemeinschaft, welche gerade mit der Eroberung der Erde durch Europas Geist und Kraft geschaffen war, zu erhalten. Man meinte wirklich, daß das Durcheinandergewachsensein der Weltwirtschaft die „Kalkulation des Krieges“ von selbst auslöschen und also zu einer Politik des Aufschubs kriegerischer Auseinandersetzungen führen müsse. Man sprach bei uns bereits von einer Weltpolitik ohne Krieg und hoffte die Ausbreitung unserer Macht nicht durch das Schwert, sondern durch eine Kulturpolitik großen Stils erreichen zu können. Nicht bloß Publizisten, sondern auch Staatsmänner und Historiker, welche heute ganz anders sprechen, haben so geurteilt.

Es kam der große Krieg. Und von neuem wurden alle solche Wünsche und Hoffnungen, alle Ideale und Glaubenssätze der Zeit auf die Probe gestellt. Wir haben es erlebt, wie alles zusammenbrach, wie kraftlos Weltverkehr und Weltwirtschaft, wie ohnmächtig das Vertrauen auf die Gemeinschaft aller Güter der Kultur, wie vergeblich der Glaube an den Weltfrieden gewesen waren.

Aber auch die Parteigegensätze innerhalb der Staaten, selbst da, wo sie eine zersetzende Tendenz besaßen und die Fundamente des staatlichen Organismus selbst zu unterwühlen drohten, wie die sozialistischen und nationalistischen Bestrebungen, traten in dem Augenblick der Krisis augenblicklich in den Schatten oder beugten sich doch dem Gesamtwillen ihres Staates. Ist doch sogar die panslawistische Idee, welche seit einem Jahrhundert die Welt des Ostens beherrscht und in Aufregung gehalten hatte, welche nach Puschkins berühmtem Wort alle slawischen Bäche in das russische Meer hatte treiben sollen, sobald die Waffen klirrten, wie eine Seifenblase zerplatzt. Aufrecht blieb nur die das Erbe der Vergangenheit hütende, historisch gefestigte, in den Staaten gesammelte Macht.

Und von neuem traten damit in den Vordergrund dieselben Mächte, die im Zeitalter der französischen Revolution im Hauptkampf gestanden hatten: England, Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn und der unter der Angliederung der deutschen Territorialstaaten (soweit sie sich durch die Krisen der Revolutionen und unserer Einheitskämpfe hindurchgerettet hatten) erweiterte Staat der Hohenzollern. In ihrem Gefolge sehen wir die Mächte zweiten und dritten Ranges, die Staaten des Balkans und der Halbinsel des Appenins. Unter diesen nur eine ältere Macht: das Reich der Osmanen, der Hüter der Dardanellen; jahrhundertelang von den Mächten des Okzidentes bedrängt, gegen den sie einst in einem letzten gewaltigen Ansturm die Kräfte des Orientes herangeführt hatten, soeben erst an die Meerengen in ihre letzte Stellungen auf der europäischen Seite zurückgedrückt, nun aber auch in ihren asiatischen Besitzungen von unversöhnlichen Feinden bedroht, haben sie bei uns Schutz und Bündnis gesucht und gefunden: die gleiche Not hat uns unerschütterlich vereinigt. Alle anderen Staaten beider Halbinseln sind Geburten des 19. Jahrhunderts. Um Jahrhunderte lag für die Balkanvölker, um ein Jahrtausend für die Italiener der Zeitabschnitt zurück, in der sie ein eigenes nationales Leben gehabt hatten. Die Weltkriege im Zeitalter der französischen Revolution hatten auch sie erreicht und zum erstenmal wieder den Willen zum Leben in ihnen erweckt; aber sie waren damals doch nur Ziele fremder Begehrlichkeit geblieben. Heute ist der Balkan gerade die Sturmecke Europas geworden; wilder noch als irgendwo sonst schlugen die Wogen an ihm zusammen; sie haben bereits zwei dieser Völker verschlungen und, wie Österreich, so auch Italien in ihre Wirbel hineingerissen; Griechenland droht in ihnen zu versinken; und nur die Rumänen, von denen die Erhebung der Rajavölker gegen den Halbmond einst ihren Anfang nahm, lauern noch immer auf die bereits einmal verpaßte Gelegenheit, die ihnen ein neues Stück aus der großen Liquidations-

Digitized by Google

masse, welche das Ende des Krieges bringen wird, eintragen soll. Eine Macht des 19. Jahrhunderts, vorher ohnmächtiger und unselbständiger als irgendein anderer Teil Europas, eine Provinz nur und kein Staat, Spielball der großen Mächte, den sie sich entrissen oder zuwarfen, je nachdem das Glück der Waffen es wollte, war auch Belgien, auf dessen Schlachtfeldern Napoleons Stern unterging, und dessen Scheinneutralität wir durch unseren Stoß auf Lüttich zerrissen, um ihm dann bald die heuchlerische Maske ganz vom Gesicht herunterzuzerren.

Anders stehen heute eine Reihe älterer Mächte da: die einst von England und Rußland besiegten Großmächte des 16. und 17. Jahrhunderts, Spanien, Holland und Schweden. Auch Dänemark gehört zu dieser Gruppe, das im Dreißigjährigen Krieg neben Gustav Adolf noch waffengewaltig auftreten konnte, und die Schweiz, die in noch älterer Zeit ebenfalls eine Großmacht gewesen war. Zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons waren sie sämtlich in den allgemeinen Wirbel hineingerissen, auch da, wo sie sich mit allen Kräften bemüht hatten, ihm fernzubleiben: heute haben sie ihre Neutralität, noch wenigstens, behauptet; und nur Portugal, auch dies einst eine Beherrscherin der Ozeane, mußte sich, wie zu Wellingtons Zeiten, abermals unter das englische Joch bücken, das es nun bald drei Jahrhunderte getragen haben wird.

Fast ganz außerhalb des europäischen Horizontes lagen vor hundert Jahren die drei anderen Erdteile unserer Hemisphäre; nur der nahe Orient und ein paar Küstenländer und Inseln in den Meeren, die sie umgeben, wurden von den Weltkriegen jener Zeit unmittelbar betroffen. Heute sind sie alle drei bis in ihre Kerngebiete hinein in den Machtstreit der europäischen Nationen verflochten. Hitziger und bösartiger fast als die Engländer selbst sind ihre australischen Kolonisten gegen uns entbrannt; sie meinen wohl, ihre Zukunft in der Südsee gegen die gelbe Rasse auf diese Weise am besten sichern zu können. Drei Viertel von Asien kämpfen gegen uns, und zumeist unter den Fahnen unserer europäischen Gegner. Und die beiden Mächte, welche hier noch neutral geblieben sind, sehen sich kaum weniger vergewaltigt als diejenigen, welche in Europa gegen den Stachel zu löcken wagen. Schon haben unsere Feinde fast den ganzen schwarzen Kontinent unter ihrer Gewalt; vom Senegal und Niger, von Ceylon und Madagaskar, aus Indien und dem Sudan, von Anam und Marokko, aus Sibirien und den Steppen Turans haben sie die Millionen ihrer Sklaven gegen uns herangeführt. Die ganze östliche Hemisphäre ist von der ungeheuren Lohe überglüht. Schon wird auch die westliche von den Ausläufern des europäischen Erdbebens heimgesucht. Vor hundert Jahren erreichten seine Wellen den amerikanischen Kontinent in der Zeit, als im Osten die Katastrophe bereits herannahte: die spanischen und portugiesischen Kolonien haben damals unter der Rückwirkung der europäischen Ereignisse ihre Unabhängigkeit gewonnen; auch die Vereinigten Staaten, die ihre Befreiung schon vor der Revolution erreicht und sich lange zurückgehalten hatten, wurden dann doch noch einmal hineingerissen. Heute wird der Norden Amerikas von dem Bürgerkriege Europas weit stärker berührt als der Süden, dessen Staatenwelt freier dasteht als jede andere Region der politischen Welt. Kanada opfert wie alle britischen Dominions seine Söhne für die Interessen des Mutterlandes, während die Vereinigten Staaten hin- und herschwanken zwischen Furcht und Begehrlichkeit, nur halb bewußt der Ohnmacht, in der sie der Charakter ihres Staatswesens erhält. Sind sie doch mit ihrem Rassengemisch als Gesamtorganismus in den Anfängen ihrer Entwicklung stecken geblieben und entbehren der sittlich-politischen Kraft, welche nicht durch Raubkriege gegen ohnmächtige Nachbaren und Indianerhorden, sondern nur durch den Kampf um das Dasein erworben wird; daß ihnen diese stärkste Probe auf die Tüchtigkeit und die Gesundheit ihres Staates seit ihrem Freiheitskampf, in dem sie nur durch fremde Hilfe aufrechterhalten wurden, erspart geblieben, war für sie kein Glück, sondern ihr Verhängnis. Aber auch für sie werden die Tage der Prüfung nicht ausbleiben.

⁂ ⁂ ⁂

Sind nun die Hauptkämpfer die gleichen wie vor hundert Jahren, so ist ihre Stellung im Kampfe um so verschiedener. Der Gegensatz der beiden stärksten unserer Gegner gegen das revolutionäre und das kaiserliche Frankreich blieb auch in den Zeiten lebendig, wo der Kampf ruhte oder gar, wie bei Rußland, einem Bündnis Platz gemacht hatte. Heute scheint er wie ausgelöscht, und wir sehen alle drei aufs engste vereinigt. Wir jedoch sind an Frankreichs Stelle getreten; von dem Gestade des Atlantischen Meeres ist das Sturmzentrum nach Europas Mitte hinübergeglitten. An uns ist es, das zu wiederholen, woran die alten Kolonialmächte seit den Tagen der Armada sich mattgerungen hatten: sich Englands zu erwehren, England niederzuwerfen, Englands Seetyrannei zu zerbrechen. Nicht als ob es heute nur gerade die transozeanischen Fragen wären, um die der Kampf geht. Sie sind es kaum in höherem Grade, als sie es zuzeiten der großen Revolution und Napoleons waren. Niemand bei uns denkt daran, England die Herrschaft über seine Dominions in Australien, in Kanada oder auch in Südafrika zu rauben. Auch für Indien hat es noch heute weniger von seinen Feinden als von seinen Freunden zu fürchten; während es anderseits um unserer Kolonien willen noch längst nicht das ungeheure Wagnis auf sich genommen haben würde, uns niederringen zu wollen und zu diesem Zwecke sich mit seinem viel gefährlicheren und lange bekämpften Rivalen zu verbünden. Nicht um die Erwerbungen des

Digitized by Google

18. Jahrhunderts zu schützen oder auch nur seine Besitzungen in Ostasien und Südafrika zu sichern, hat England den Kampf begonnen, sondern weil es die Fesseln, in die es seit den Weltkriegen der Revolution die Meere, welche Europas Küsten bespülen, geschlagen hat, verstärken und unzerbrechlich machen wollte. Nicht der ferne, sondern der nahe Orient ist das Ziel seiner Gewaltpolitik. Vor Europas Pforten will es sich lagern, alle Zufuhrstraßen in der Hand behalten oder sie in die Hand bekommen. Denn gerade dadurch würde es den Erdball selbst beherrschen, die Weltwirtschaft nach seinem Willen regulieren können, ohne welche heute kein Land Europas zu leben vermag. Von dem Zwange dieser Einkreisung, welche den ganzen Kontinent umfaßt, wollen (das eben ist der Sinn ihrer aller Politik) alle Großmächte freibleiben, Englands Freunde ebensowohl wie seine Feinde. Wie die Hauptschauplätze des Krieges auf den Meeren und Ländern Europas liegen, so ruht für sie alle die Weltpolitik auf europäischer Grundlage, und sind es in erster Linie europäische Interessen gewesen, welche sie in den Krieg hineingerissen haben. Um seine Existenz zu retten, die in Galizien wie vom Balkan her in ihren Wurzeln bedroht war, trat Österreich-Ungarn in den Krieg ein, und wir selbst nahmen, denn unser Schicksal war mit dem der Donaumonarchie verkettet, ihn auf uns! Nicht um Marokkos willen blieb Frankreich unversöhnlich; wir hatten es ihm ja bereits überlassen müssen und sind ihm auch sonst kaum irgendwo bei der Begründung seines neuen Kolonialreiches entgegengetreten, haben es eher darin gefördert. Nur die Leidenschaft der Revanche, die Unerträglichkeit des Gedankens, auf Elsaß-Lothringen verzichten zu müssen, haben es dazu gebracht, noch einmal an das Waffenglück zu appellieren. Hierdurch allein wurde der Gegensatz gegen England, der zwei Jahrhunderte Frankreichs Politik beherrscht hatte, überbrückt und ist die Republik zu dem Bündnis getrieben, das gegen die besten Überlieferungen der Politik Frankreichs lief und es gerade im Falle des Sieges für immer zum Vasallen Englands machen würde. Rußlands Politik vollends hat niemals transozeanische Ziele verfolgt; und wenn es mit seinem Elefantentritt quer durch den asiatischen Erdteil bis zu den Ufern des Stillen Ozeans vordrang, so wurden wir ja gerade dadurch von der Gefahr eines europäischen Brandes entlastet; erst die Niederlage Rußlands gegen Japan brachte diese Gefahr wieder auf uns zu und führte die Moskowiter zu ihrer alten Politik zurück, die seit Jahrhunderten auf den Südosten Europas und Vorderasiens gerichtet gewesen war.

Hätten wir uns dazu verstanden, sei es mit Rußland oder mit England zu gehen, unsere Kolonien hätten sie uns gewiß gerne gelassen, sie wohl gar vermehrt, wenn auch nicht aus dem eigenen Besitz; diese Stellung hätten wir ebensogut und vielleicht noch eher als Frankreich bekommen können: nur daß leider nicht beide zugleich unsere Freunde sein wollten. Wir haben zwischen ihnen die Wahl gehabt, aber uns beiden versagt. Das geschah in jener Zeit, als die Vorstellung bei uns aufkam, daß eine neue politische Ära für uns angebrochen sei, daß wir aus den Bismarckischen, auf bloße Kontinentalpolitik gerichteten Überlieferungen in den freien Ozean der Weltpolitik nicht nur hineinsteuern müßten, sondern bereits mitten darauf wären. In Wirklichkeit sind wir weder damals noch später aus dem Bann der Bismarckischen Politik herausgetreten, und erst der Weltkrieg hat uns zur Weltpolitik hingeführt. Wir pflegten die Notwendigkeit der Weltpolitik mit der Ausdehnung unseres Handels, dem Wachstum unserer Bevölkerung und unserer wirtschaftlichen Energie zu begründen: die innere Kraft dränge uns nach außen, wir dürften uns von den Weltmärkten, von den transozeanischen Produktionsgebieten, ohne die unsere Nationalwirtschaft sich nicht aufrechterhalten könne, nicht abdrängen lassen; nicht um Weltkriege zu führen, sondern um die Güter des Friedens, der Freiheit und der Wohlfahrt und die erhabenen Ziele deutscher Kultur zu erhalten und auszubreiten, müsse man Weltpolitik treiben. Aber das gleiche Ziel hat schon Bismarck verfolgt, gerade dies hat er, als er das Reich schuf, als den Sinn der deutschen Zukunft bezeichnet. Auch verdanken wir bereits ihm fast unseren ganzen Kolonialbesitz; außer Tsingtau, ein paar Inselgruppen in der Südsee und den Landstrichen in Afrika, die wir den Franzosen für die Preisgabe unserer Rechte in Marokko abpreßten, haben wir seit dem Abgang des großen Kanzlers nichts mehr hinzuerworben. Und daß der Schöpfer unseres Reiches auf dem Berliner Kongreß, bei der Kongokonferenz und gegenüber dem Khedive von Ägypten eine bedeutendere Rolle eingenommen hat als wir etwa bei der Konferenz von Algeciras, läßt sich ebenfalls kaum in Abrede stellen. Wir wollten bleiben, was wir waren, und wir taten recht daran, mögen auch die Formen, in der wir diese Politik geführt haben, heute schärferer Beurteilung in der Nation begegnen, als sie früher gefunden hat.

Aber eben dadurch vereinsamten wir mehr und mehr und erschienen unsern Rivalen am Ende schwächer, als wir waren. Möglich, daß für sie darin ein Moment gelegen hat, das ihnen den Entschluß zum Kriege erleichterte: entscheidend war es dennoch nicht. Sondern, weil wir mit unserer Macht und in dem Bunde mit Österreich einen Block bildeten, der ihnen im Wege lag, und der beseitigt werden mußte, wenn sie ihre Ziele erreichen wollten, haben sie uns den Krieg erklärt. Denn während wir in tatenloser Stille verharrten, sie aber immer weiter um sich griffen, gerieten sie in die Regionen, wo sie selbst auf das stärkste zusammenstießen und über die sie sich entweder vertragen oder

Digitized by Google

schlagen mußten. Zugleich aber versammelten sie um sich eine ganze Schar von Mächten, welche in eben diesen Bereichen, ihren eigenen Traditionen gemäß, die Ziele ihres nationalen Ehrgeizes suchten. Auch dann noch haben wir an uns gehalten. Wir ließen es geschehen, daß England, indem es uns den Zugang zum Persischen Meerbusen sperrte, uns um den besten Lohn des großen wirtschaftlichen Unternehmens der Bagdadbahn (denn auf nichts anderes war unser Absehen gerichtet) brachte; wir wichen auch in Armenien, in Syrien und Cilicien vor den Rivalen zurück; wir duldeten es, daß England und Rußland Persien unter sich aufteilten; und wir blieben auch dann noch still, als die Balkanvölker in Bewegung gerieten und die Stunde des Verhängnisses über die Türkei hereinzubrechen schien. Und erst der Rückschlag, der dem Zusammenbruche der Erben des byzantinischen Reiches folgte, der Ansturm des von Rußland vorwärtsgestoßenen Serbien gegen die uns allein noch gebliebene befreundete Macht zwang uns das Schwert in die Hand. Eine Aufgabe ist damit in unsere Hände gelegt worden, wie sie noch keinem Volke der Erde gestellt ward, die aber wie das Schicksal selbst auf uns zukam, seitdem das Reich gegründet war: durch sie erst soll das Werk erprobt werden, das Bismarck gebaut hat, durch sie erst das Recht, als Großmacht unter den Großmächten der Erde zu bestehen, der Anspruch, in der eigenen Bahn uns frei zu bewegen, errungen werden. Wir glaubten, mit der Gründung des Reiches dies Ziel schon erreicht zu haben, und durften es vielleicht bei der Konstellation, welche sich damals uns darbot. Erst ihre Abwandlung hat uns gezeigt, daß es noch Mächte in der Welt gab, welche ihre Kräfte aus uns bis dahin verschlossenen Regionen sammelten, und daß wir gleich ihnen zur Weltmacht uns entwickeln müssen, um eine Großmacht zu bleiben. Es ist ein Problem, wie es schließlich keiner Macht in der Geschichte erspart bleibt; irgendwann und wo muß jede einmal eine solche Probe bestehen.

Eben dies war die Aufgabe, vor die sich auch die Männer von 1789 gestellt sahen. Denn es ist nicht wahr, daß sie schon damals von nichts als von Krieg und Eroberung geträumt haben, so richtig es im übrigen sein mag, daß die Niederlage gegen England mehr als alles andere, weit mehr zum Beispiel als die zersetzenden Ideen der französischen Aufklärung und die phantastischen Staatstheorien eines Jean Jacques Rousseau, zum Ausbruch der Revolution geführt haben, und daß die Herstellung der Einheit und Macht des französischen Staates die Triebkraft für die Umwälzung gewesen ist. Jene Anklagen sind ja die gleichen, die gegen uns von der ersten Stunde des Krieges ab erhoben wurden: Legenden, welche im Kampf entstanden und denen der Sieg der Gegner den Schein geschichtlicher Wahrheit verliehen hat. Es war der Lebenswille des französischen Volkes, der in der Revolution zum Ausdruck kam, und den die Gegner nicht dulden wollten. Ein neuer Stern von eigenem Glanz und eigener Mächtigkeit dringt in die Bahnen der alten ein. Da ist kein Friede möglich; Reibung und Stoß müssen folgen: so war es 1792, und so 1914.

Unser Friede hat nur darum länger gedauert, weil die Sterne uns zunächst günstiger standen, und weil unsere Kraft von Anfang an und von Grund aus eine stärkere war. Solange das Dreikaiserverhältnis noch bestand, nahmen wir sogar, auf dem Kontinente wenigstens, die übermächtige Stellung ein. Seit 1879 verschoben sich freilich die Linien. Aber solange England mit Rußland und Frankreich (eben in den Jahren, da sie alle drei auszugreifen begannen) in Spannung und Wettbewerb stand, konnten wir ruhig sein; wir durften von Rußland, dem alten Freunde, abrücken und mit Österreich, dem einstigen Gegner, wie auch mit dem neuen Nationalstaat südlich der Alpen ein Bundesverhältnis eingehen, dem gerade England sekundierte. Erst von dem Augenblick ab, wo für die Briten die Gegnerschaft Rußlands und Frankreichs nicht mehr in Frage kam, begann für uns der Abstieg.

Frankreichs neuer Staat aber wurde bereits in dem Augenblick des ersten Werdens auf die Probe gestellt: unmittelbar bedrohte ihn die Ungunst der politischen Lage, und jeder Abschnitt der Revolution, jeder Satz ihrer Verfassungen stand unter diesem Einfluß. Ob das Werk besser geglückt wäre, wenn Frankreich den Frieden hätte behaupten können, bleibe ungesagt. Jedenfalls, das, was die Männer von 1789 wollten, ward nicht erreicht: der Staat der Revolution ist niemals fertig geworden. Der Feudalismus brach im Sturm zusammen, es war das Werk weniger Wochen; die Privilegien blieben für immer beseitigt; alle politischen Organe und die Kirche selbst wurden der Zentralidee, der Idee des nationalen Staates, untertan gemacht: aber die Verschmelzung wurde nicht erreicht. Tausend Gegensätze, die sich im Laufe von Generationen entwickelt hatten, blieben ungeschlichtet. Die Kirche, obschon selbst demokratisiert und in ihrer Verfassung dem Laienstaate angepaßt, unterwarf sich dennoch nicht jener alles beherrschenden Idee. Sie blieb, was sie von jeher gewesen und ihrer innersten Tendenz nach sein mußte, die Obedienz einer internationalen Gewalt, die sich vielleicht auf Kompromisse und Konkordate mit dem Laienstaat einlassen konnte, aber niemals sich ganz beiseite schieben ließ und der Trennung ebensosehr widerstrebte wie der Verschmelzung. Die Krone aber blieb schon in den Anfängen der Revolution hinter ihr zurück; auch sie wollte von ihrer Eigenart nicht lassen, viel lieber kehrte sie zu den Privilegierten zurück, mit denen sie seit Jahrhunderten gerungen, die sie selbst der Einheit und dem nationalen Staate zu unterwerfen je und je bestrebt gewesen war,

Digitized by Google

gegen die sie soeben noch den dritten Stand aufgerufen hatte: die Geister der Vergangenheit, mit einem Worte, erwiesen sich in Frankreich mächtiger als die Gegenwart und ihre Forderungen. Und so ward der nationale Gedanke von der Krone, die Jahrhunderte hindurch ihr eigentlicher Hort gewesen war, losgelöst und auf die Nation unmittelbar übertragen, die sie der Obhut der revolutionären Regierungen anvertraute und schließlich einem Einzigen, dem Fremden, dem Abenteurer auslieferte.

Wir dagegen bestehen diese Probe, nachdem wir dreiundvierzig Jahre im Frieden des Reiches geruht, alle seine Segnungen genossen haben, immer reicher, einiger, selbstbewußter geworden sind. Uns haben die Kriege, die wir um unsere Einheit führten, selbst das Reich gebracht; die Nordmark und die Westmarken haben sie uns als Morgengabe gegeben; die stärkste moralische Kraft haben gerade sie entbunden. Für Frankreich waren alle Siege nutzlos, alle Eroberungen vergeblich. Wie hoch Napoleons Stern stieg, der Abgrund blieb (und niemand wußte es besser als er) ihm unter den Füßen. Jeder Mißerfolg bedrohte seine Macht, und je länger er kämpfte, desto unsicherer stand er.

Unsere Gegner hofften, als sie begannen, das gleiche an uns zu erleben. Sie meinten wirklich, Bismarcks Schöpfung trage die Keime der Zersetzung in sich, Preußen lasse sich von Deutschland trennen, eine Militärpartei, eine Junkerkaste drücke die freiheitlichen Wünsche der Masse zu Boden, die Sozialdemokraten, die sie sich als lauter Liebknechts dachten, würden sich für den Frieden erklären; Tumulte, Desertionen, Aufstände würden die deutsche Mobilmachung begleiten. Das Schauspiel der ersten Woche, der größte aller unserer Siege, mag sie eines Besseren belehrt haben. Wir selbst wußten ja wohl, daß wir bestehen würden: der Schöpfer unseres Reiches hatte es in unvergeßlichen Worten vorausgesagt. Aber daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Idee des Vaterlandes in solchem Umfang, bis zu solcher Tiefe unser Volk bereits durchdrungen und zusammengeschmiedet hatte, ist doch auch uns unerwartet gekommen.

Gerne geben wir zu, daß bei unsern Gegnern ähnliche Verhältnisse bestehen, daß auch sie wissen, wofür sie kämpfen, daß der Krieg auch bei ihnen alle Gegensätze zum Schweigen gebracht und alle Parteien um ihre Regierungen zusammengeschart hat. Aber man braucht dennoch kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß bei ihnen allen der Sieg die Bedingung ihrer Eintracht ist, die Niederlage aber den Sturz ihrer Gewalthaber und die Zerrüttung ihres Organismus bedeuten würde. Würden wir gleiches für uns befürchten müssen, wenn über uns gleiches verhängt werden sollte? Wir dürfen abermals getrost behaupten, daß das Unglück uns so einig finden würde wie die Not des Krieges; daß es nicht anders sein würde wie in Preußen nach Jena; daß, wie unsere Fürsten selber heute im Vorkampf stehen, so auch Volk und Fürsten in der Nacht des Unglücks zusammenstehen würden. Denn die staatliche Kraft, welche in unserm neuen Reiche lebendig geworden ist, und deren unzerstörbare Energie unsere Feinde zu spüren bekommen, ist nicht erst mit ihm selbst entstanden, sondern sie ist das Ergebnis einer Arbeit von Jahrhunderten; eben in den Dynastien und ihren Staaten ist sie verkörpert. Vor fünfzig Jahren haben diese noch Krieg gegeneinander geführt, und nicht ohne Widerstreben ließen sich die Regierungen Bayerns, Württembergs und Hessen-Darmstadts zum Krieg gegen Frankreich und zum Aufbau des Deutschen Reiches bewegen. Heute sind sie die starken Säulen geworden, auf denen das Reich ruht. Das ist Bismarcks Werk. Was in Frankreich unmöglich gewesen, ist bei uns zu voller Harmonie gekommen: die nationale Idee, die stärkste Kraft des Jahrhunderts, einst die Feindin unserer Staaten, ist mit dem in seit Generationen in ihnen entwickelten Lebenswillen und Machtgefühl zu unzerbrechlicher Einheit verschmolzen.

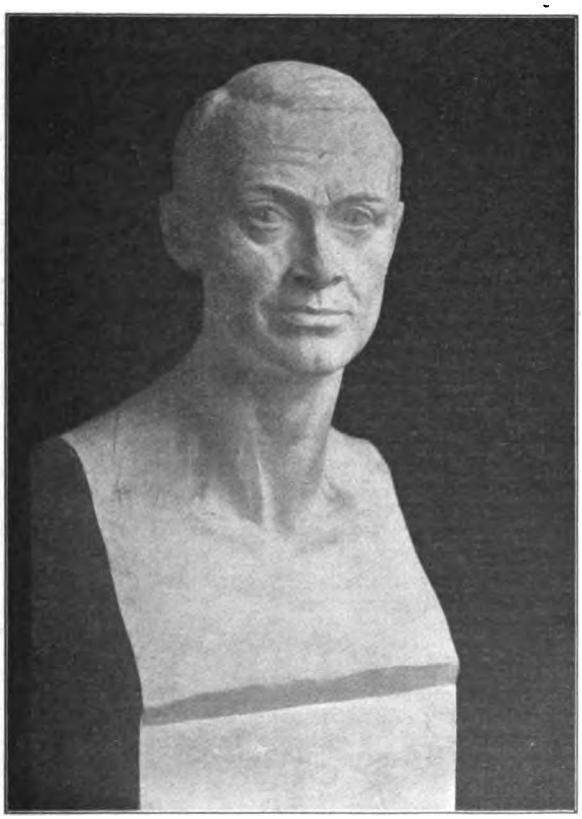
Groß bleibt die Aufgabe, die uns gestellt ist, riesengroß, auch nach allen Siegen, die wir errungen haben, und auf die wir noch hoffen. Wie eng begrenzt und scharf umrissen war doch das Programm, mit dem wir im Juli 1870 in den Krieg gingen! Nur das Recht, als Nation innerhalb des europäischen Machtkreises zu leben, wollten wir erstreiten; die Vollendung unserer Einheit, eine Entwicklung, an die zwei Generationen der Besten unseres Volkes ihre Kraft gesetzt hatten, war das Ziel; und wir brauchten es nur gegen die Nachbarnation zu behaupten, welche seit Jahrhunderten uns daran verhindert hatte. An die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens dachten wir noch nicht, als unsere Heere schon am Rhein standen; erst unsere Siege im Wasgau erinnerten uns an das verlorene Gut an den Vogesen, von dem einst Schenkendorf gesungen hatte. Heute gilt es, Rußland von Zielen hinwegzudrängen, die es verfolgt hat, seitdem es in Moskau ein Zartum gab, ihm Provinzen zu nehmen, die es weit über ein Jahrhundert im Besitz hat; es gilt, England von der Höhe der Weltstellung, welche es im Lauf dreier Jahrhunderte errungen hat, und die es nun mit einer letzten, gewaltigsten Kraftanstrengung für immer zu befestigen hoffte, herabzustürzen. Zugleich aber gilt es für uns, von der Nordsee bis zum Persischen Meere einen Zwischendamm aufzubauen, an dem fortan alle Versuche, uns von dem Zentrum der Weltentwicklung abzuhalten, zerschellen müssen.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Erinnerungen an Josef Kainz. Von Ferd. Gregori

In schwärmerischen Versen und in sachlicher Prosa, in Erz und Marmor haben Josef Kainzens Manen uns sein Wesen und seine Gestalt fort und fort vor die Sinne gerückt, seitdem die lodernde Flamme seiner Stimme verloschen ist. Sechs Jahre bedeuten gewiß nicht viel für die Gedächtnistreue der Nachwelt, und manchmal sieht's aus, als wolle man Dahingeschiedenen nur darum so eilig ihr sichtbares Denkmal setzen, weil man fürchtet, die Verehrung könne nächstens nachlassen. Fast überstürzt ist so auch die Bronzearbeit Jarays in die öffentlichen Anlagen des Wiener Türkenschanzparks gestellt worden — das erste freistehende Abbild eines österreichischen Schauspielers —, fast überstürzt, denn die Ausführung kommt dem Jarayschen Modell nicht gleich, das den Kainzschen Hamlet im kleinen und großen eindringlich festgehalten hatte. Weit glücklicher war derselbe Bildhauer, als er dann in Ruhe die Büste für das Stiegenhaus des Hofburgtheaters schuf. Hier wirken die Linien des hochstirnigen Schädels klar und beredt, zeugen von den rastlos hinter der Stirn kreisenden Geisteserädern und geben doch nicht die ruhige Ähnlichkeit preis, die ganz der Freund genießen will. Sechs Jahre bedeuten für die Erinnerung nicht viel, sage ich, auch wenn sie die flüchtige Kunst eines Schauspielers betrifft; aber ich glaube, es werden sich Jahrzehnte dazu gesellen, ehe die Leistungen dieses Genies verblassen, ehe den Denksteinen allein die Aufgabe bleibt, den Klang seines Namens und die Zartheit seines durchsichtigen Körpers auf Erden weiterzugeben.



Josef Kainz. Bildnisbüste von Sandor Jaray
Aufgestellt im Stiegenhaus des K. K. Hofburgtheaters in Wien

Denn die Stücke leben noch, in denen er siegte, und die erst er — wie oft! — siegen machte. Sie leben noch, aber wenn fortan in ihnen ein andrer siegt, so kann's nur einer sein, der eine noch schönere Einheitlichkeit des Darstellungsstils erzielt als Kainz. Wer immer bis jetzt an Kainzens Stelle getreten ist, hat Wehmut statt der Freude geweckt. Es beginnen wieder die „Auffassungen", zu denen Kainz nie seine Zuflucht zu nehmen brauchte: meist nur Einseitigkeiten, die aus künstlerischer Beschränktheit entstehen und dort einen freien Willen des Darstellers vortäuschen wollen, wo ihm die armseligste Not aus allen Knopflöchern guckt. Welche Hamlets muß man wieder über sich ergehen lassen, da der echtbürtige nicht mehr als dauerndes Gewissen über allen deutschen Inszenierungen schwebt!

So früh Kainz auch als Darsteller vollendet war — etwa in seinem fünfundzwanzigsten Jahre —, die Sicherheit seines Menschentums fand er vielleicht erst, als er, ein reichlich Vierzigjähriger, nach Wien übersiedelte. Hier, an der ‚Burg', hatte er als halber Knabe schon vorgesprochen, und die ‚Burg' blieb, ob er auch in Berlin kaum jemals diesen Wunsch laut werden ließ, sein heimliches, heiligstes Altersziel. Von 1883 bis 1899 hatte er sich aber mit Berlin so innig verständigt, daß

Digitized by Google

ihm bange wurde, er möchte den Wienern, seinen Landsleuten, nicht so ganz gefallen, wie Max Burckhard, der ihn nach Mitterwurzers Tode im Handumdrehen für die Burg verpflichtete, es hoffte, glaubte, wußte. Ein klein wenig wurde seine Befürchtung auch wahr: Wien lächelte über Kainzens moderne Garderobe, als er sich in Echegarays „Galeotto" vorstellte, und sprach noch nach Jahren von der entsetzlichen Berliner Schneiderarbeit, der er beinahe zum Opfer gefallen wäre. Kainz nahm dies Zeichen als Symbol, prüfte seinen gesamten äußeren Menschen und entdeckte da mancherlei, was weder zu ihm noch zu der alten Kulturstadt passen wollte. Berlin hat ihn nur in üppigem Lockenschmuck gesehen, solange er am Deutschen, am Ostend- und am Lessingtheater engagiert war. Und diese Locken waren zwar fest angewachsen, aber künstlich gedreht. Tag für Tag erübrigte dieser ewig beschäftigte, unruhige Mensch die tote Zeit für den Haarkräusler. Das geschah immer ganz unbewußt, etwa des Abends in der Schminkstube, wenn er für den Romeo oder den Carlos hergerichtet wurde. In Wien aber legte er die letzte Komödianteneitelkeit ab, strich das nach und nach auch lichter werdende Haar glatt, scheitelte es seitlich und erschien nun ebenso gern in dieser alltäglichen Schlichtheit auf der Bühne, wie er früher den Tituskopf der Theaterhelden ins Leben mitgenommen hatte. Und um wie vieles ehrlicher wirkte er nun als Glied der Gesellschaft, er, der auf der Bühne schon seit zwanzig Jahren Wahrheitsfanatiker gewesen! Dieser neue Wiener Mensch prägte sich auch sonst aus. Hatte er in Berlin als Maler ohne rechten Ernst dilettiert, so warf er auch das jetzt hinter sich und zeichnete unter künstlerischer Leitung Akte, die ihm gut gelangen. Nicht mehr an Übersetzungen allein fand sein schriftstellerischer Hang Genügen, er ging an ein Drama („Des Themistokles' Ende") und wahrlich nicht mit flotter Hand, sondern unter Martern der Komposition und der Versgestaltung. In seinem Umgang übte er Vorsicht. In Berlin sahen die Nachmittage bei ihm recht bunt aus. Er wurde dort das Bohemientum nie ganz los, das seinem Innern gar nicht mehr entsprach und ein Überbleibsel aus seiner österreichischen Wanderzeit war, die uns ja die „Briefe an seine Eltern" so reizvoll vergegenwärtigt haben. Wie er es als Anfänger mit den Worten des Faust nicht gar genau genommen und wie er unter dieser Ungenauigkeit noch litt, als er unter Brahm den Faust spielte, so hing ihm bis in die letzten Berliner Jahre noch da und dort ein Fläumchen Unerzogenheit am Kittel, und das nicht gerade formenselige Berlin seiner Blütezeit nahm auch das für Genialität. In Wien füllte sich sein Haus nur selten. Kaum ein Vierteldutzend ständiger Gäste verkehrte bei ihm. Sonst traf man durchreisende Gelehrte, denen er stets mehr gab, als sie ihm geben konnten; Dichter, die ihre Premierenunruhe vergaßen, indem sie seinen Worten lauschten; gastierende Künstler, die er mit aufrichtiger Höflichkeit behandelte und denen er klugen und uneigennützigen Rat erteilte. Seine Lebenshaltung verlor den letzten Rest von Auffälligkeit. Man aß viel einfacher bei ihm als in Berlin, obwohl er wohlhabender geworden war. Er kaufte nicht mehr kitschige Gipsdamen und unüberarbeitete Bronzestatuetten für sein Zimmer, sondern suchte wenige mächtige Möbel zusammen, die gleichartig waren. Seine aufs Gewaltige gehende Phantasie war dabei elastisch genug, auch im Zierlichen zu leben, sein Stilgefühl nicht so borniert, daß er nicht auch den dichterischen Naturalismus geachtet hätte. Aber wenn er sich ehedem einmal soweit vergessen konnte, auf die Armeleutekunst zu schimpfen und die schauspielerischen Koryphäen dieser Kunst mit einzubegreifen, so wurde ihm nun etwa Gerhart Hauptmann ein Ganzes, blieb nicht bloß der Dichter der „Versunkenen Glocke" und des „Armen Heinrichs", die er freilich vor allen andern Werken und unsäglich liebte. Er fand in Wien die Einheit seines vielstrahligen Wesens; Äußeres und Inneres stimmten endlich überein, und vielleicht trug zu dieser Vereinheitlichung der geschmacklose Anzug bei, den Berlin einst für tadellos hingenommen und den Wien verspottet hatte.

Man hat mich nach meinen Erinnerungen gefragt und so muß ich wohl oder übel meine Person mit einschalten. Wo ich mich früher über ihn geäußert — „Josef Kainz" in der Sammlung „Theater" (Schuster & Loeffler) und in „Maskenkünste" (Callwey, München) —, habe ich doch das Bild zu zeichnen versucht, das die ganze künstlerische und kunstfreundliche Welt von ihm bewahren sollte. Jetzt wird's nicht angehen, ohne daß ich meinen eigenen Werdegang mit beschreite.

Als ich 1891 in Berlin war, um mir mein erstes Engagement zu suchen, sah ich Kainz als Carlos im „Deutschen Theater" L'Arronges. Er hatte sicher einen seiner schlechten Abende, oder ich war für seine Kunst noch nicht reif genug: jedenfalls wirkten Sommerstorff und Pohl stärker auf mich als er. Die ganze Vorstellung ließ mich im übrigen nicht zur Kritik kommen, da sie mir wie eine Vollkommenheit erschien. In Leipzig, wo ich zu Hause war, gab man alle derartigen, bereits bei Reclam erschienenen Stücke nur noch Sonnabends zum Kehraus, für 15 Pfennige Galeriepreis. Andere Plätze sollen, einem Gerücht zufolge, etwas mehr gekostet haben; ich selbst weiß nichts davon. Mitschüler, die nicht soviel Begeisterung aufbrachten wie ich, nannten diese allwöchentlichen Weihfestspiele des Stadttheaters (indem sie die Attribute auf dem Theaterzettel versetzten) „halbe" Vorstellungen zu „klassischen" Preisen. Und als ich erst vom Bau war, erfuhr ich, daß für diese Sonnabende, auch wenn die Rollen zur Hälfte neubesetzt

Digitized by Google

werden mußten, nie mehr als ein Probenvormittag zur Verfügung stand. In der Berliner Carlos-Vorstellung aber glaubte ich die wichtigsten Szenen zum ersten Male zu hören und zu sehen, und — das stand fest — Kainz sprach viel schneller als Anton Hartmann in meiner Vaterstadt. Ob der Berliner mit der Gelenkigkeit der Zunge prahlen wollte, oder warum er's sonst tat, entschied ich nicht. — Nach mehr als zwei Jahren ließ ich mir von meinem Berliner Onkel eine Photographie des Kainzschen Königs Astolf aus dem „Talisman" schicken, weil ich in dieser Rolle mein Barmer Engagement antreten sollte. Du lieber Gott, der ganze Kopf war nur Auge und Mund! Mit welchen Schminkstiften konnte ich das nachmachen! Ich bearbeitete Lider, Augenhöhlen, Brauen und Lippen, so kräftig mein Schwarz und Rot es hergab, und sah wie ein Erzbösewicht aus. Aber es schien den Leuten zu gefallen, und ich war sehr stolz darauf, diese verzerrte Maske später auch aufs Deutsche Theater in Berlin tragen zu dürfen. Schon in dem zweiten Winter meines Theatervergnügens hatte mich nämlich Otto Brahm zum Ersatz Sommerstorffs ausersehen, und während ich in Leipzig mein Militärjahr abdiente, huschte ich für fünfzig Mark Honorar an einigen Sonntagnachmittagen nach Berlin hinüber, um an Kainzens Statt, der zweihundertfünfzig Mark für jedes Auftreten bekam, dem regelmäßig schlechtbesuchten Hause irgendeinen König Alfons zu bieten und die schmächtige Theaterkasse dieses Spieljahres um zweihundert Mark zu verbessern. Dabei sah ich Kainz nie, der sich den Teufel drum kümmern mochte, wer ihn um ein Honorar ärmer machte. Ich war auch, obschon ich nach diesen Aushilfsgastspielen fest engagiert wurde, von meiner schauspielerischen Armseligkeit durchdrungen, denn erstens wurde ich jedesmal schon im dritten Akt heiser (ich hatte mir im Winter auf dem Exerzierplatz mein Organ ausgeschrieen) und zweitens sprachen die Mitspieler, zwar sichtlich ohne Lust und unter mannigfachen Witzen, so vernünftig und einfach in diesem Versstück, daß ich wie durch eine dicke Wand von ihnen getrennt war.

Meine Berliner Verwandten freilich konnte ich zu meiner Demut nicht bekehren; sie fanden meine „Schöpfung" sehr gut und beschuldigten meinen „Nebenbuhler" Kainz der haarsträubendsten Intrigen. Ich wagte es, ihm die besten Rollen wegzuspielen, ihn also „in der Gunst des Publikums zu verdrängen" — er mußte ja Rache schnauben! So sollte er heimlich bei meinem Debut zugegen gewesen sein und einen schrecklichen Schwur zu meiner Vernichtung getan haben! O, wenn man nur die Öffentlichkeit, die Presse davon in Kenntnis setzen könnte! Zu meinem Glück hatte aber niemand aus dem Kreise meiner Bewunderer die geringsten Beziehungen zur öffentlichen Meinung, und wiederum zu meinem Glück wurden die Nachmittagsvorstellungen mit keinem Wort in den Zeitungen besprochen, so daß ich einer allzu frühen kritischen Mißhandlung entging und meine Getreuen in der Annahme bestärkt wurden, Kainz stecke auch hinter dieser Verschweigung, er schmiede ein Komplott gegen mich. Ich blieb bei alledem ganz und gar ungläubig und wurde deswegen bedauert. Mit solcher Blindheit konnte ich unmöglich Karriere machen! — Inzwischen stieg meine Ungeduld auf den Siedepunkt, den Mann endlich in der Nähe zu sehen, der einen König zum Freund gehabt und von dessen Frechheiten — dem Publikum gegenüber — die Kaffeehäuser erscholen; dem zuliebe L'Arronge aus dem Deutschen Bühnenverein ausgetreten war; der so schnell sprechen konnte, daß man von seinen Nachahmern nicht ein Wort verstand; von dem ich bereits ein Kostüm auf dem Leibe getragen und dessen künstlerische Hilfe ich mir in meiner heiseren Niedergeschlagenheit als Himmelsgeschenk vor die Seele malte!

Mitte April 1895 trat ich meine Mitgliedschaft an, bekam den Hohenzollern im „Prinzen von Homburg", und nun mußte ja Kainz, ob er wollte oder nicht, an meiner Seite stehen. Wie er's bei seinen abgespielten Rollen immer auf den Proben tat (und leider sogar oftmals in den Vorstellungen): er plapperte den Prinzen herunter, so daß ich nicht einmal hörte, wann ich einzufallen hatte. Das melodische Verhältnis der einzelnen Silben zueinander blieb zwar das gleiche, wie wenn er mit Lust spielte; aber es war nur rhythmisch-, nicht dynamisch-richtig. Selbstverständlich gab ich alles, was ich hatte, aber es interessierte ihn augenscheinlich gar nicht; ich sprach ins Leere. Erst in der Gefängnisszene schien ihm wenigstens an den Stellungen etwas zu liegen, und er dirigierte mich in der kurzen Dekoration mit ein paar Winken seines sehr tyrannischen rechten Zeigefingers im Zimmer umher. Mich machte diese Art des Probierens ganz bestürzt, ja, irre: ich blieb stecken, fand meinen Gang, mein Aufstehen, Niedersitzen lächerlich ungeschickt, während er bei aller Nachlässigkeit nicht nur im Text, sondern auch auf diesen Brettern wie ein rechter Prinz erschien. Er wußte aber ganz genau, warum er mich quälte. Er hatte mich durchschaut. Es war sein Weg, um Leutchen wie mich zu belehren. Meine Verlegenheit gefiel ihm, er erkannte wohl einen guten Kern in mir. Ein Provinzmime lernte entweder dem Sinn nach oder dumm-mechanisch. Ich war stolz darauf, zu *verstehen*, was ich zu sprechen hatte, und so ließ ich's beim *logischen* Einprägen bewenden. Man muß aber, das lernte ich bald, *beide* Arten des Memorierens gleichzeitig üben.

Ein Beispiel mag das erhärten. Der erste Aktschluß im „Misanthrop" lautet in der Fuldaschen Übersetzung:

Alceſt: Genug!
Philint: Indes ...

Digitized by Google

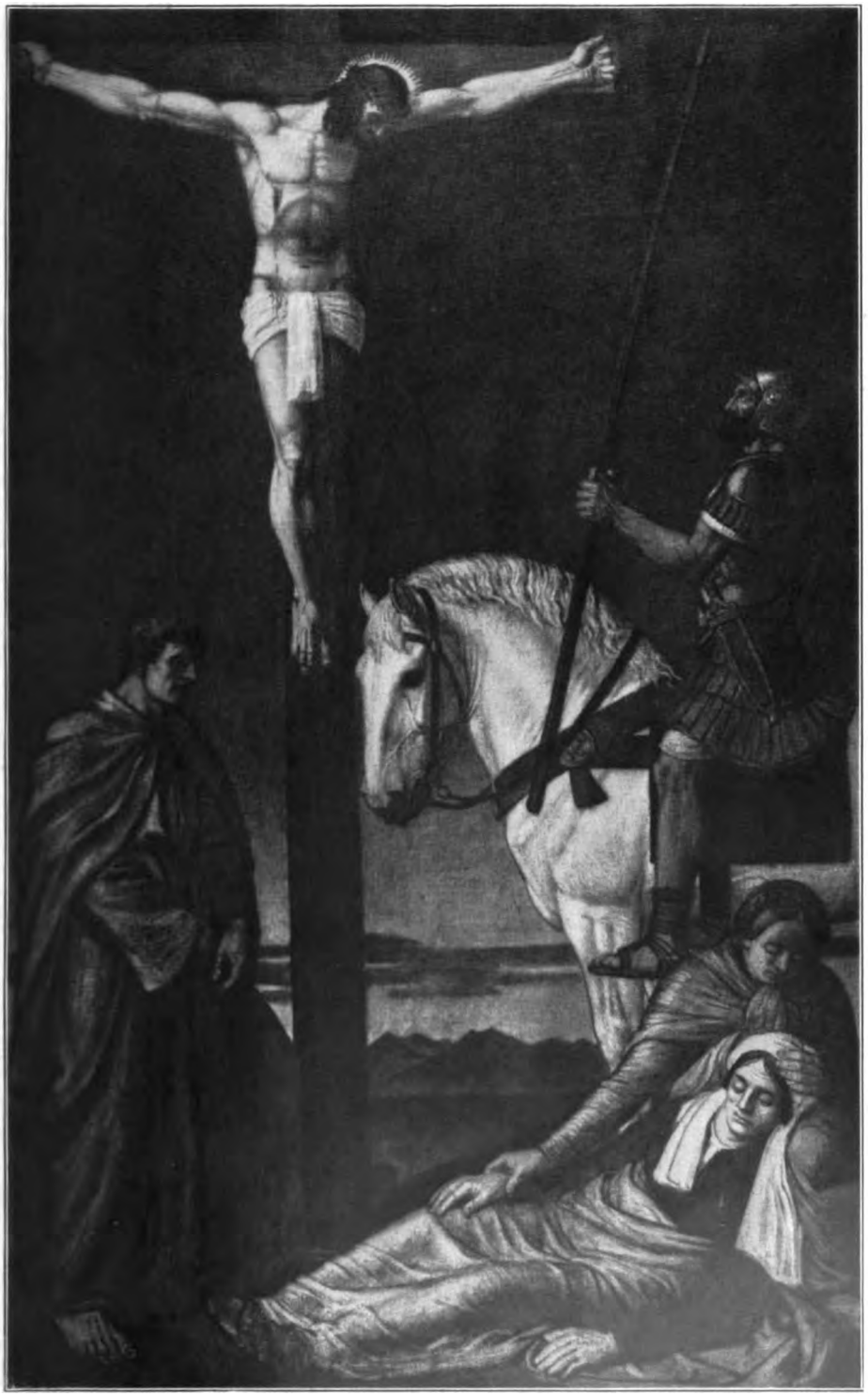
Alceſt: Verlaſſen Sie mich jetzt.
Philint: Das iſt zu viel.
Alceſt: Ich wünſche ...
Philint: Wenn ...
Alceſt: Kein Wort!
Philint: Weshalb ...
Alceſt: Umſonſt!
Philint: Doch ...
Alceſt: Still!
Philint: Es iſt nicht fein ...
Alceſt: Zum Henker auch, ich wäre gern allein.
Philint: Wo denken Sie nur hin? Ich geh' nicht fort.

Der Inhalt der Zeilen iſt: „Gehen Sie!" — „Nein, ich bleibe!" Das zerlegt Molière in vierzehn Repliken. Würden die beiden Darſteller dazu vierzehn individualiſierte Töne und Tempi ausfindig machen und dazwiſchen dreizehn Pauſen öffnen, ſo verzögerte ſich der Aktſchluß, und aus einer Mücke blähte ſich ein Elefant auf. Die realiſtiſche Durcharbeitung des Textes, wobei ſich alſo die Spieler jedes einzelnen Wortes bewußt ſind, erforderte etwa zwanzig Sekunden. Ganz anders die ſtiliſierte Sprechweiſe, die in Ton und Tempo nur zwei kurze Sätze — die oben genannten — gegenüberſtellt. Sie braucht ſechs Sekunden, hilft den Akt eilig, wenn auch nicht undeutlich, enden, bedarf aber dazu der rein mechaniſchen Gedächtniskunſt, ſo daß alſo Alceſt auswendig lernt: „Genug, verlaſſen Sie mich jetzt, ich wünſche, kein Wort, umſonſt, ſtill, zum Henker auch, ich wäre gern allein!" — und Philint: „Indes, das iſt zu viel, wenn, weshalb, doch, es iſt nicht fein, wo denken Sie nur hin, ich geh' nicht fort!"

Auf meiner erſten Homburg-Probe nun war die Folge meines nur vernunftmäßigen Memorierens, daß mich alles Unerwartete verblüffte und aus dem Gleichgewicht brachte. Ich verlor das Vertrauen, und Kainz tat nichts, um es zu ſtärken. Wohl aber begann er von Satz zu Satz immer mehr Prinz und Ausdruck des Dichters zu werden; die Verſe belebten ſich unter ſeinen königlichen Schritten, er ſah mich feſt an, faßte mich an der Schulter und verwirrte mich immer mehr, bis ich nur noch Zuſchauer war und mich von meiner Aufgabe meilenweit entfernte. So erging es mir kurze Zeit darauf noch einmal, als ich neben Agnes Sormas Nora an derſelben Stelle den Günther (Krogſtad) zu geben hatte. Sie rührte mich während der Vorſtellung (im erſten Akte) ſo zu Tränen, daß mir die niederträchtigen Worte des hartherzigen Dichters im Halſe ſtecken blieben. Aber ſie hat mir die ungehörige Pauſe ebenſowenig nachgetragen wie Kainz die Unbeholfenheit auf der Homburg-Probe. Er lud mich vielmehr, als ich ihm mittags „Mahlzeit" wünſchte, zum Eſſen ein, nahm mich, ehe ich an meine daheim kochende Mutter denken konnte, mit in den Einſpänner, und ich kam am nächſten Morgen früh um drei Uhr wie betäubt nach Hauſe zu einer verzweifelten alten Frau, die noch wach war und mir Reis und Rindfleiſch dreizehn Stunden lang warmgehalten hatte. Mein Leben aber war binnen einem halben Tage in ſeine eigentliche Bahn gelenkt worden. Kainz brauchte jemand, um ſich auszuſprechen, und forderte fragend ſelten mehr als ja und nein von mir. Aber das durfte trotzdem nicht ein totes Wort ſein. Ich ging mit innigſter Freude auf ſeine Shakeſpeare-Studien, auf ſeine Kant-Lektüre ein, wenn ich ihm auch nicht geſtand, daß ich bereits einen Vortrag über Hamlet hatte drucken laſſen und daß ich auf der Univerſität durch die „Reine Vernunft" nicht ganz durchgekommen war. Eine Ahnung hatte ich davon, das genügte ihm. Er drängte den Inhalt langer Kantiſcher Kapitel, die vollgeſtopften und zugebundenen Säcken gleichen, in einen einzigen Satz und leiſtete damit wahre Katechismusarbeit. Solche Klarheit kam ihm nun am eheſten, wenn er über Geleſenes ſprechen konnte (das Schreiben war ihm zu umſtändlich), und er ſuchte dieſen Weg der Selbſtbelehrung, indem er ſich Zuhörer ſchaffte. Als Schauſpieler verfuhr er ähnlich und brachte ein Stück oder ſeine Rolle gern auf ein Kennwort, das dann der Grundſtein des rhetoriſch-mimiſchen Gebäudes wurde. So etwa ſtand ihm der König in der „Jüdin von Toledo" auf der Zeile: ‚Beſiegter Fehl iſt all des Menſchen Tugend'; und die zweite Carlos-Lerma-Szene auf dem Ausruf, der den Freund Poſa verteidigt: ‚Das iſt nicht wahr!'

Wer noch heute die Höhepunkte ſeiner Leiſtungen in Ohr und Auge bewahrt, der weiß auch gleich, warum der Dichter das ganze Werk geſchrieben hat; denn Kainz zog die architektoniſchen Linien der inneren Form mit ſeiner Stimme nach. Daher dann die dramatiſchen Fanfarentöne, deren feſtliches Geſchmetter dem Nüchternen unnatürlich erſchien. Sie hoben ſich von den wenig modulierten epiſchen Tönen ab wie der ſchlanke, die Lüfte zerſchneidende Turm vom breit und behaglich hingelagerten Kirchenſchiff. Der mittelmäßige Schauſpieler wird den inneren Aufbau ſeiner Rolle meiſt gar nicht gewahr und überläßt die Gliederung rein äußerlichen Momenten: dem Koſtüm- und Dekorationswechſel, dem Auftreten und Abgehen auf verſchiedenen Seiten der Bühne, dem örtlich ſichtbaren Verhältnis zwiſchen ſich und den Mitſpielern, zwiſchen ſich und der Maſſe. Er ahnt gar nicht, wie plump dieſe Mittel ſind, und wie fein andre ſein können. Kainz achtete nie viel auf Maske, Gewand und Umwelt, weil er den Zuſchauer von innen heraus gefangennehmen wollte. Der Fundus verſchwand hinter ihm. Wer Kainzens Fauſt in der Berliner Singakademie gehört hatte, wo er mit dem Buch an einem Tiſchchen ſaß, im Frack, von öden Orcheſterpulten umgeben, der fühlte, daß der große Monolog auf der naturaliſtiſchen Bühne durch keine Dekoration und durch keinen Reflektor ein

Digitized by Google



Chriſtus am Kreuz. Gemälde von Fritz Boehle
(Verlag der Münchener Graphiſchen Geſellſchaft Pick & Co., München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Tüttelchen an eindringlicher Gewalt gewinnen konnte. Sein Vortrag stand hier wie überall im Rembrandt-Licht: nur für das Wesentliche opferte er Farbe, das Unwesentliche — oft war's ein ganzer Akt — verdunkelte er. In seinem Gestalten waltete ein einziges Gesetz wie in Goethes Metamorphose der Pflanzen: bis ins Keimblättchen hinab. Man lese die folgenden Verse Tassos (aus dem 5. Aufzuge) aufmerksam durch:

‚Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt:
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!'

Es ist das dichterische Symbol für die ewige, zwiespältige Erfahrung des Künstlers. Der Dichter schafft, weil er schaffen muß. Ob er belohnt, ob er verachtet, belächelt werde, gleichviel — eine heilige Not zwingt ihn. An einem Vers quält er sich das Hirn wund, an einem Adjektivum, über das die ganze Welt hinliest wie über ein fehlendes Dativ-E. Aber des Dichters Wort, während seines Erdendaseins verschmäht, steigt später in die höhere Realität der Unsterblichkeit auf. Der Seidenwurm stirbt, sein wunderbares Gewebe bleibt, und über das geschaffene Kunstwerk schwingt sich der zweiflügelige Schmetterling empor, ein nachzeitlicher verklärter Leib! Nicht jeder Leser des Goethischen Textes erschaut diese Vision. Ob nicht sogar einige Darsteller der Rolle darüber hingeglitten sind, muß unerörtert bleiben, weil die Statistik versagt. Die Frage für Kainz aber lautete hier wie überall: wie kontrastiere ich Seidenwurm und Schmetterling (der nur in der Pars-pro-toto-Form: ‚Flügel' erscheint) mit ein, zwei Tonakzenten? Denn die altbewährte rhetorische Methode, bedeutsame Zeilen *Silbe für Silbe* zu betonen und gewissermaßen dem *Publikum* die logische Gliederung zu überlassen, war nie nach Kainzens Sinne. Er ruhte nicht, bis er die einfachste Lösung für das Exempel fand. Hier ist sie: in der siebenten Zeile legte er einen bescheidenen Druck auf „das" und in der achten auf „Flügel". Man lese nun den kleinen Ausschnitt noch einmal und behaupte, daß man's auch anders machen könne! Jeder andre Versuch wird umständlicher sein!

Proben solcher unausweichlichen Bestimmtheit bekam ich schon bei meiner allerersten Unterredung zu schmecken; sie häuften sich zu Bergen während der fünfzehn Jahre, die wir mit kurzer Unterbrechung Schulter an Schulter gestanden haben. In seinen Urteilen über Menschen und Dinge war er minder beständig, aber wo immer es sich um ein dichterisches Kunstwerk handelte, lag die Welt vor ihm wie vor ihrem Schöpfer, um einen Goethischen Satz (an Boisserée) zu zitieren, der mir gerade damals nahe trat. So wurde Kainz zum Problemschauspieler, unter dessen Blick und Hauch sich selbst das Zwielicht wie durch ein Spektrum in seine Bestandteile zerlegte. Ich brauche eigentlich nicht hinzuzufügen, daß eine so großzügige Natur wie seine darum doch nie eine Analyse bot, sondern stets die Synthese. Mit wie einfachen Griffen bezwang er den Übergangsmenschen Kandaules, der bis dahin für die undankbare Rolle neben dem dankbaren Gyges gegolten hatte! Noch klingen in mir und vielleicht in jedem, der es gesehen, drei Momente nach: Beginn der Verschuldung (in halber Trunkenheit bestürmt er Gyges, ihm ins Gemach der Rhodope zu folgen), Mitte des Stückes: ‚Gyges, ich bin kein Schurke!', endlich Summe und Sühne: ‚Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!' Wie mit Scheinwerfern leuchtete seine Stimme die Gipfel der dichterischen Landschaft ab. Hätten ihm seine Direktoren Gelegenheit gegeben, den Herodes, den Golo zu spielen, es sähe heute um Hebbels Bühnenfähigkeit viel besser aus. Wer hat denn für das gesamte deutsche Theater Kleists „Prinzen von Homburg", Grillparzers „Traum ein Leben", „Weh dem, der lügt" und „Jüdin von Toledo" interprovinzial gemacht (wenn ich mich dieses Analogieausdruckes bedienen darf)! An der Burg gab man diese Werke wohl auch *vor* seiner Übersiedlung, aber wie wenige sahen sie sich an, und welche Provinzbühne nahm sie damals ins Repertoir auf? Kainz wuchs als zierlicher Küchenjunge Leon in Grillparzers Lustspiel zuletzt mit dem Dichter in eins zusammen, der nach allen Zweifeln und Grotesken einen ernsten Beweis für die Existenz Gottes herbeiführen wollte:

‚Ich *fordre* Wunder!
Halt mir dein heilig Wort: Weh dem,
der lügt!'

Welche mimische Kühnheit gehörte dazu, die Kühnheit des Dichters im fünften Akt der „Jüdin" nackt herauszustellen! Der rasende Alfons stürmt in das Zimmer der ermordeten Rahel, um seine Wut an ihrer Schönheit zu mehren, und kehrt nach Augenblicken wieder, angeekelt von der Erkenntnis, einer hergelaufenen Dirne zum Opfer gefallen zu sein. Man *glaubte* die schnelle Wandlung vom blutdürstigen Rächer zum heldischen Büßer, weil Kainz sie körperlich machte.

Nie habe ich von seinen Lippen Worte vernommen wie: ‚Das werde ich so machen!' oder ‚hier brauche ich *das*'. Er machte keinem Schauspieler etwas nach, aber ebensowenig betonte er seine Gegnerschaft durch Nüancen u. dgl. Auch die Texte ließ er unangetastet. Ihm war höchstens ein Bild Shakespeares in der *Übersetzung* ärgerlich, und dann suchte er im Wörterbuch und in seinen englischen Ausgaben nach einer besseren Verdeutschung. Wo Hamlet den beiden Spionen Rosenkranz und Güldenstern zu verstehen geben will, daß er in Wirklichkeit

Digitized by Google

gar nicht toll sei (‚nur bei Nordnordwest'), ersetzt Schlegel das ihm unverständliche Gleichnis: ‚Wenn der Wind südlich ist, kann ich den Falken vom Edelreiher wohl unterscheiden' ganz unshakespearisch: ‚kann ich einen Kirchturm von einem Leuchtenpfahl unterscheiden'. Hamlet will aber sagen, er habe sehr gute Augen, denn er vermöge es, bei ungünstiger Windrichtung und blendender Sonne wie nur ein ausgezeichneter Jäger den Raubvogel und sein Wild in höchster Höhe auseinanderzuhalten. Schlegel macht einen groben Witz, wo der Dichter mit geschärftem Dolche droht. Einen Kirchturm kann auch ein Halbblinder vom Leuchtenpfahl unterscheiden, den Falken vom Reiher in höchster Höhe und gegen die Sonne gesehen aber nur ein geübtes, ungetrübtes Auge. Natürlich stellte Kainz das Original her, und es ist recht verwunderlich, daß Gundolf, der die Schlegelsche Übersetzung neuerdings durchgearbeitet hat, auf Schlegels Irrtum beharrt, obgleich er die Schlegelschen Vergleichsobjekte nicht beibehält. Er wählt statt ihrer: Spatz und Papagei.

Kainz blieb der Diener des Dichters; er hat sich nie eingebildet über ihn hinausgelangt zu sein. Und wenn er seinen Tasso nicht mit einem Zusammenbruche schloß, sondern in aufrechter Haltung (man hat's ihm furchtbar verdacht), so gab ihm Goethe mehr als eine Handhabe dazu. Kainz wußte, Goethe war nicht mehr in der Werther-Periode gewesen, als er den Tasso geschrieben. Er verwies mich, als wir ein wenig ins Streiten kamen — ich war Antonio — auf das letzte Wort des Werkes:

‚So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte —'

und betonte „sollte"! Eine dauernde Freundschaft mit Antonio erschien ihm menschlich unmöglich, und so war er davon überzeugt, daß Tasso — wie Goethe — sich das Leid dieses Tages von der Seele dichten und — wie Goethe — in neuer Umgebung weiter leben werde, gekräftigt durch die Erfahrung der ferrareſischen Zeit. Und auch hierzu berechtigte ihn der Text:

‚Und wenn der Mensch in seiner Qual
verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich
leide.'

Er hätte es weit von sich gewiesen, sich damit einer „Auffassung" schuldig gemacht zu haben. Das Recht, neben dem Dichter Auffassungen zur Geltung zu bringen, meinte er einmal, stehe nur dem Genie zu; er habe sich's nie erlaubt.

Aber sind meine Erinnerungen nur geistiger Natur? Haben wir nicht oftmals in frohem Kollegenkreise oder zu zweit an der reichen Tafel seines Hauses gesessen, dem seine Stieftochter mit liebenswürdiger Umsicht vorstand? War das nicht ein unvergeßlicher Abend in Berlin, da der alte Bernhard Baumeister unter uns pokulierte; ein bedeutsamer Abend in Wien, als Possart aus Kainzens Münchener Zeit Schnurren zum besten gab! — Oder: Kainz liest in seiner Wohnung „Des Sängers Fluch" vor, und Alfred Kerr begleitet ihn melodramatisch-improvisierend auf dem Flügel! — Wir ziehen, beschwipst von heiteren Gesprächen und Champagner, durch die endlose Wohnung in der Alsenstraße Berlins, haben Teppiche, Portieren und Bettlaken umgetan und singen vor der Statue des ewigen Juden, die ihm der Bildhauer Grüttner zum Aufheben gegeben, die Nänie des Adonis aus Wilbrandts „Meister von Palmyra", der — fast zum Ärger Otto Brahm's — damals gute Geschäfte machte. — Früh um sechs Uhr fahren wir, um eine bunte Nacht fröhlich zu enden, nach Pankow und klopfen unangemeldet die Familie Emanuel Reichers wach, damit sie uns mit Kaffee bewirte.

Als ich 1901 nach Wien zum Gastspiel kam — ihm selbst überraschend — und als die alteingewohnten Herren und Damen der Burg mir Ratschläge gaben, wie laut ich sprechen müßte, um das akustisch-mangelhafte Riesengebäude zu füllen, da hat Kainz mich das erstemal stolz gemacht, indem er sagte: „Reden Sie genau so wie in Berlin; Sie brauchen keine andere Einstellung." Er hatte mit mir nie eine Unterrichtsstunde gehalten und wußte doch, ein wie aufmerksamer Schüler ich gewesen war. — An der Burg gewann er manches lieb und wollte auch gern einmal in Berlin, München und überhaupt draußen im Reiche zeigen, daß man sich in Wien recht gut aufs Zusammenspiel verstehe. So machte sich denn zweimal ein Häuflein unter seiner Führung auf und trat mit der „Iphigenie", dem „Armen Heinrich", mit „Gyges", der „Jüdin von Toledo", „Galeotto", „Fritzchen", der „Jugend", den „Gespenstern" und endlich mit einer von ihm besorgten Verdeutschung des „Figaro" von Beaumarchais vor außerösterreichische Zuschauer. Der Erlös ging für alle Mitwirkende in gleiche Teile, obgleich nur er die Zugkraft für den heißen Sommer war. Und saurer als sonst seine täglichen 2000 Mark-Honorare verdiente er sich die wenigen Hunderter bei diesen Gastspielen. Er brach unter den Proben, die er ausschließlich leitete, fast zusammen — aber was kam auch dabei heraus! Mit Ausnahme der „Gespenster" und des „Armen Heinrichs", die von der Burg her gut durchgearbeitet und deren Inszenierungen neuesten Datums waren, wühlte er den Text der Stücke mit genialem Spürsinn nach schauspielerischen Möglichkeiten durch. Jedes Wort wurde gewissermaßen nach seiner horizontalen und nach seiner vertikalen Bedeutung untersucht und ihm so der individuelle wie der typische Ton verliehen, oder, um mich anders auszudrücken: Lokalfarbe und atmosphärische Farbe mußten sich in jedem Satze mischen. Reibungen aller Art und Grade fehlten bei dieser Wortchemie nicht, aber zuletzt trium-

Digitized by Google

phierte Kainzens Innenregie doch auf der ganzen Linie, und Hedwig Bleibtreu, die damals ihre Iphigenie schuf, ist vielleicht nie wieder so vollkommen gewesen!

Nach Jahren gastierten wir beide allein in Leipzig. Kainz hatte nicht die besten Erinnerungen an die Stadt, denn er war unter der Doppeldirektion August Förster-Angelo Neumann (1876) vom Publikum wiederholt verhöhnt worden und eigentlich aus demselben Grunde, der ihm vier Lustren später die schnelle Gunst der Wiener vorenthielt. Man nannte ihn den „Kanarienvogel", weil er immer einen knallgelben Überzieher trug, und als er einmal auf der Bühne zu einem schwarzen übergegangen war, rief einer von der Galerie herab: „Ach, dr Ganarjenvochl is in de Dinde gefall'n!" Von seinem allerersten Leipziger Auftreten her hatte er eine ähnliche Anekdote im Gedächtnis. Förster ließ ihn unbedachterweise in einem französischen Salonstücke als Verführer debütieren, und der extravagante Jüngling bemühte leider keinen Haarschneider, um sich vorher seiner Simsonslocken zu entledigen. Als er nun am nächsten Abend erwartungsvoll Cercle zu halten sich anschickte, im Stehparterre, wo sich das schauspielerische Grünzeug sammelte, um möglichst gründliche Urteile über die oben auftretenden Kollegen fällen zu können, sagte einer zu ihm: „Sie, wo waren Sie denn gestern? Da gab's endlich mal was zum Lachen! Da stand einer oben, der hat richtig ausgesehen wie ein Affe!" — Der Affe war Kainz, und daß ihn die Parterrekollegen nicht beim Namen kannten, war nicht zu verwundern, weil Förster ein ganzes Rudel von jungem Theaterwild mitgebracht hatte, das nur zum Zuschauen verdammt war. — Ich selbst konnte bei dem Leipziger Gastspiel so etwas wie ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern, denn ich hatte dieselben Bretter, auf denen ich jetzt als Faust und Antonio stand, als vierzehnjähriger Knabe bei einem Feste des Realgymnasiums mit hochgestimmten Gelegenheitsversen erdröhnen gemacht. Kainz war mit seiner zweiten Frau — Gretchen — da. Und wir alle drei kannten trotz mannigfachen Aufenthalten in der Pleißestadt (ich hatte volle zweiundzwanzig Jahre hier verbracht) Auerbachs Keller nicht. Aber nach der Faustprobe spazierten wir hin, unterschrieben ein halbes Dutzend Ansichtskarten mit „Mephisto, Faust und Gretchen" und nannten von nun an einander auch im Leben du, wie tausendmal vorher in den dichterischen Bezirken.

Es dauerte seitdem nur fünfviertel Jahre, da beschloß sich sein Schicksal. In einer Aufführung des „Julius Cäsar" war's, am 12. Mai 1910. Kainz war mißlaunig, weil ihm die Verdauung Schwierigkeiten bereitete. „Morgen," sagte er, „wird ein kleiner Eingriff gemacht, damit ich's los werde." Mit brennender Zigarette im Munde ist er tatsächlich am nächsten Tage in den Operationssaal geliftet worden. Aber die Schmerzen wuchsen. Als ich ihm Ende Juni im Sanatorium auf einige Monate Lebewohl sagen wollte, um — wie sich später herausstellte — auch eine folgenschwere Reise anzutreten, war er ebenso munter und zuversichtlich wie ich. Wir verabredeten für den 1. und 2. Oktober ein Gastspiel in Mannheim, einen Molière- und einen Grillparzer-Abend. Als aber die Kainz-Tage naherückten, konnte ich im Hoftheater nur eine Trauerfeier für den großen Verblichenen veranstalten. Nie habe ich seine schönen schwarzen Augen in höherem Glanze aufleuchten sehen, als da er in seinen Qualen lag und sich der guten Menschen freute, die ihn besuchten. Sein herbes Wesen, das wußte er, hatte manchem weh getan, und daß man's ihm nicht nachtrug, daß man ihn „alles in allem" nahm, erschien ihm als die höchste Anerkennung seines künstlerischen Wirkens.

Mein Baum

Mein lieber Baum,
Eh denn ich scheide,
Noch einen Traum
Verträumen wir beide.

Die Wange gedrückt
An deine Rinde,
So werd ich beglückt
Vor dir zum Kinde.

Wir blühten zugleich —
Blühen ist Seligkeit —
Wie überreich
Segnete dich die Zeit!

Doch diesmal reift
Für andere Hände
Die Frucht; wer greift
Nach der köstlichen Spende?

Aus deinem Holz
Ein Stab für die Reise,
Der mache mich stolz,
Demütig und weise. —

Zu Ende der Traum.
Das Leben mahnt lauter
Zum Abschied, mein Baum,
Mein lieber Vertrauter.

Fritz Trembour

Digitized by Google

Absolution

Gebräunt von vieler Sonnen glühem Licht
Und rissig wie ein wetterharter Baum,
Und dunkel und verschlossen das Gesicht
Wie noch im Bann von einem schweren Traum
— So kehrt' er heim in den geliebten Raum
Und schluchzte rauh, — ach, sprechen konnt' er nicht.

Was er erlebt, gelitten und vollbracht,
Sprach nur das kleine Kreuz auf seiner Seite.
Nur einmal, da der Tag sich senkt' zur Nacht,
— Sein Auge ging ins Unsichtbare, Weite —
Erst stockend und wie mit sich selbst im Streite,
Dann hastig drang's aus seiner Seele Schacht:

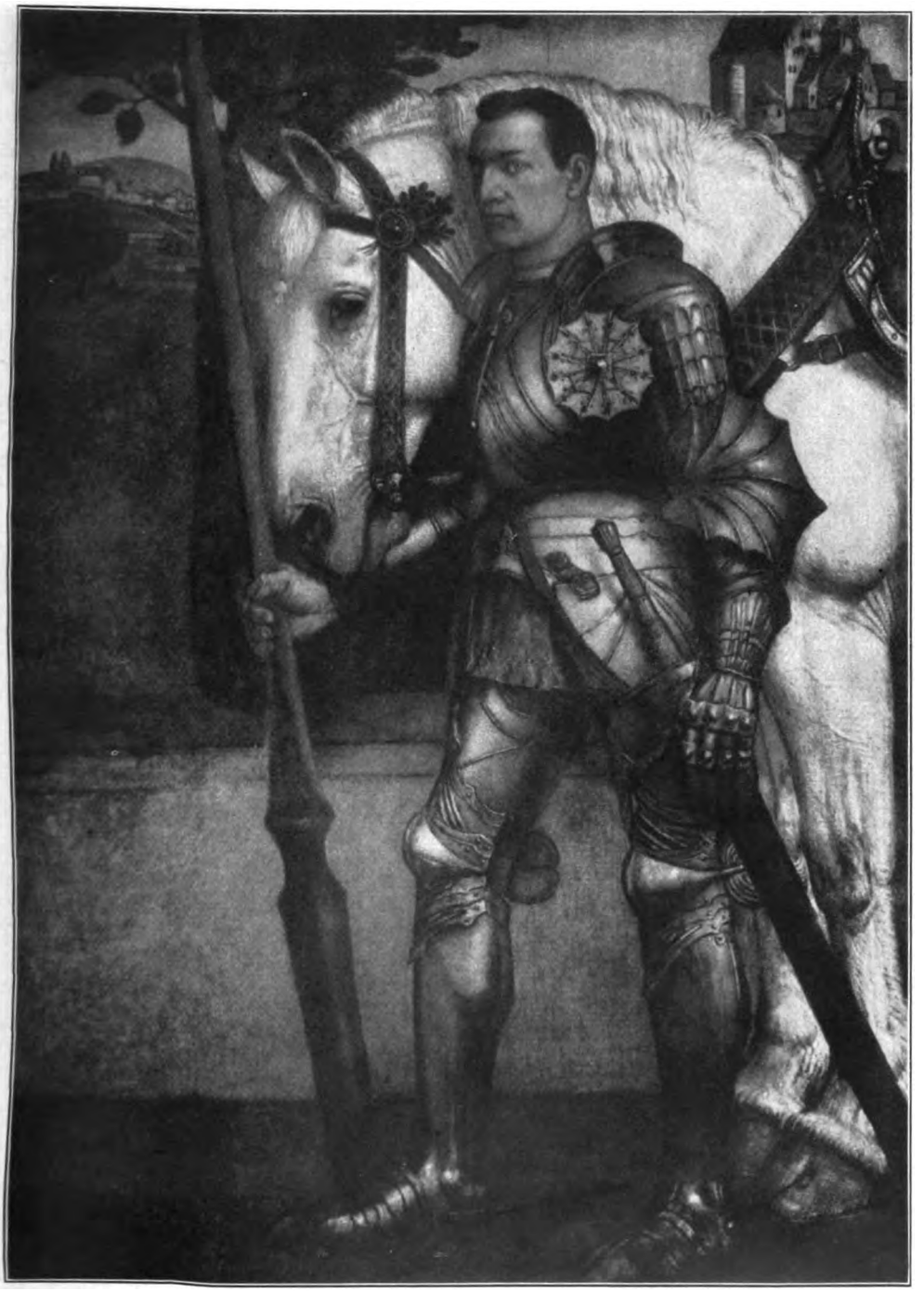
»Du nennst mich Held. Ich war's nicht immer, nein.
An eines denk' ich, wo mein Mut mir fehlte;
Geworfen war der Feind. Versprengte Reihn
Nur hielten, die ein junges Blut befehlte,
Das wohl nicht mehr als achtzehn Jahre zählte.
Sie wichen. Feuern mußt' ich hinterdrein.

Das Weib an seinen Lippen hangend spricht:
»Du mußtest?!« — Ihre Frage zittert bange.
»Den Feind verderben ist Soldatenpflicht.
Die Leute, das Gewehr schon an der Wange,
Sahn wie erstaunt auf mich: Der zögert lange!
— Ach! Leicht ist das Soldatenhandwerk nicht!«

Sie atemlos, — der Herzschlag stockt' ihr bang:
»Doch der Befehl, — o sag', du gabst ihn nicht!?«
Eine Sekunde, — Gott! Wie war die lang!
Er senkt' den Blick. »Es war wohl meine Pflicht,
Jedoch . . .« Sie jubelt: »Gott sei Dank, sei Dank!
Ich wußt' es ja — du tatst es nicht!«
— Und Kuß auf Kuß drückt sie auf seine Hand.

H. v. Beaulieu

Digitized by Google



Junger Ritter

Gemälde von Fritz Boehle

(Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft Pick & Co., München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Fritz Boehle. Von Dr. Franz Servaes

Die Veröffentlichung der diesem Aufsatz beigefügten Wiedergaben von Gemälden und Radierungen Fritz Boehles erfolgt mit ausdrücklicher Genehmigung der Münchener Graphischen Gesellschaft Pick & Co. München, als der Verleger des Künstlers

Zunächst laßt mich erzählen, wie es kam, daß ich bei meiner Reise nach Frankfurt a. M. den Maler Fritz Boehle — nicht kennen lernte. Dies kann ja natürlich passieren, und es war in diesem Falle doppelt harmlos, denn Herr Boehle war verreist. Damit ist die Sache scheinbar schon erledigt. Doch man höre: es lief immerhin einiges Seltsame mit unter.

Schon in Berlin hatte man mir gesagt, ich werde Herrn Boehle gewiß nicht kennen lernen, wo nicht gar mit Beschämung wieder abfahren. Dieser Künstler schließe sich vor aller Welt ab, sei etwas menschenscheu und verfüge im Notfalle, oder auch aus süßer Gewohnheit, über einen tüchtigen Vorrat urwüchsiger alemannischer Grobheit. Ich beschloß, es darauf ankommen zu lassen. So schlecht es mir meist gelingt, mit Geschäftsleuten fertig zu werden, mit Künstlern, wenigstens mit solchen, die mir wichtig sind, bin ich noch allemal gut ausgekommen. Die spüren sehr bald, daß ich es gut mit ihnen meine, und daß ich selber ein wenig von ihrer Art bin. Darum bildet sich schnell eine gemeinschaftliche Tonart heraus, die nicht selten zu erfreulichem gegenseitigen Vertrauen führt. Darauf baute ich auch bei Boehle, und ich legte sogar einen besonderen Ehrgeiz darein, diesen Widerspenstigen mir zu zähmen — ganz einfach, indem ich ihm die Überzeugung beibrächte, daß ich sein verstehender Freund wäre. Aber wenn einer durchaus verreist sein muß, so werden natürlich die edelsten Absichten zunichte.

Es liegt mir ja fern zu behaupten, daß Herr Boehle etwa nicht hätte verreist sein sollen. Wer reist nicht gern zur schönen Sommerszeit? Und es ist selbst dann niemand verpflichtet, zu Hause zu bleiben, wenn ihm ein Besuch vorher von Freundesseite angekündigt worden ist (dafür hatte ich wohlweislich gesorgt). Freilich pflegt man sich in solchen Fällen zu entschuldigen — wenigstens im allgemeinen unter Nicht-Künstlern, und selbst auch in der Regel unter Künstlern. Allein jede Regel darf Ausnahmen haben, und es kommt ja auch vor, daß Künstler Briefe, die man ihnen schreibt, nicht lesen oder wochenlang uneröffnet liegen lassen. Was insbesondere Boehle angeht, so steht er im hohen Verdacht, daß ihm Briefschreibereien äußerst lästig sind und daß er vor ihnen ebensogern ausknieft wie vor unerbetenen Besuchen.

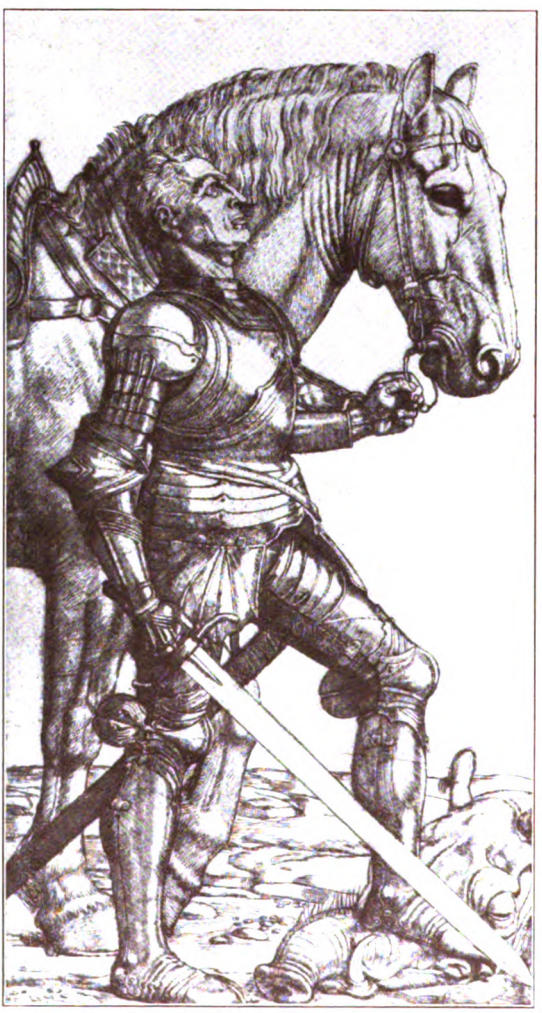
Doch ich will jetzt Positiveres erzählen. Es war ein wunderbar regnerischer Julinachmittag, da fuhr ich von Frankfurt hinaus nach Sachsenhausen. Wurde an der Endstation auf eine durchweichte Landstraße abgesetzt, die irgendwie nach Darmstadt führen sollte, und wanderte diese unverdrossen hinunter, einer mir bezeichneten Warte zu. Ich fand das dieser gegenüberliegen sollende höchst ländliche Wirtshaus, einen Bier- und Apfelweinausschank, auf dessen offenem Hofe zwei kopftuchgeschmückte junge Mägde zwischen Brun-

Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde
In der Großherzogl. Gemäldegalerie zu Karlsruhe

Digitized by Google

nen und Stall in vergnüglicher Geschäftigkeit hin- und herliefen. Diese munteren Wesen gaben mir Auskunft und schickten mir einen barfüßigen Buben mit, um mir die Boehlesche Einsiedelei im „Kleinen Wartegäßchen" zu zeigen.

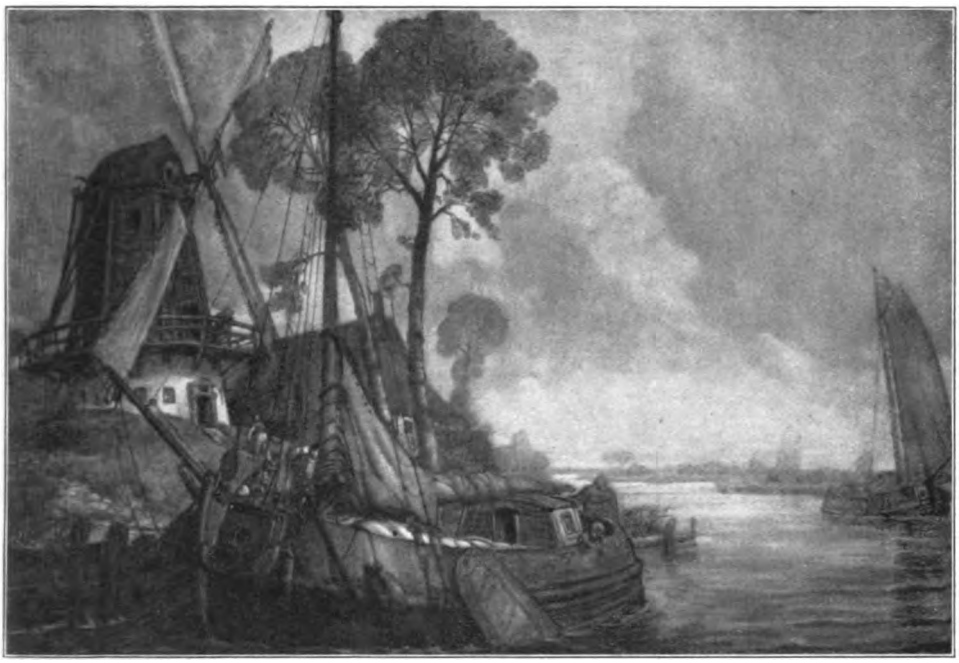
Da stand ich nun in menschenabgelegener Gegend vor einer dichtüberwucherten Hecke an einem mehrfach verriegelten, doppelflügeligen Lattentor, blickte in einen langen Gemüsegarten und sah dahinter, sorglich ummauert, ein breitgezogenes niedriges Haus sich erheben, aus dessen hohem rotem Dach zwei Atelierfenster beziehungsvoll herüberblickten. Am verschlossenen Tor keine Klingel — weshalb ich mich erst auf ein sanftes Rütteln, dann auf ein gesittetes Halloschreien verlegte. Niemand rührte sich, Einöde ringsum, das ganze Anwesen schien völlig ausgestorben zu sein. Ich stapfte im Regen auf dem pfützenreichen Pfade umher, fand ein gitternes Seitenpförtchen, das gleichfalls verschlossen war, und zuguterletzt beim Haupttor eine Art Briefkasten. Ich schrieb also unterm Regenschirm ein paar stets vom Verwischtwerden bedrohte Worte auf, und als ich diese durch den Schlitz in den Kasten warf, erblickte ich hinten an der Mauer einen schubkarrenfahrenden Mann, den ich anrief — worauf er prompt durch eine Seitentür verschwand. Ich verlor weder Geduld noch Humor — und siehe da, besagter Mann kehrte nach einer Weile zurück, hatte eine dunkle Arbeitsjacke über den Zwillichanzug geworfen und schlurfte langsam und unlustig auf mich zu. Er trug über einem Wachtmeisterschnurrbart auf der Nase eine Brille, durch deren Gläser er mich argwöhnisch musterte. Als er am Tor mir gegenüberstand, blickte er mich nicht mehr an, sondern sah scheu und gedankenreich seitwärts zu Boden. Brummig fragte er mich, was ich wolle. Ich gab in höflichem Tone Auskunft. „Herrn Boehle, den können Sie überhaupt nicht sprechen," wurde ich mürrisch zurechtgewiesen. Und stockend, auf meinen Einwurf, kam hinterdrein: „Weil er verreist ist." Jetzt wurde ich meinerseits mißtrauisch. Fast war ich geneigt, dem Maler Boehle zuzutrauen, daß er höchsteigen in Knechtsgestalt vor mir stände und sich selber verleugnete. Indes darin hatte ich ihm unrecht getan. Es war wirklich ein Angestellter, den ich vor mir hatte, und allmählich wurde dieser Mann auch mitteilsamer. Herr Boehle sei auf etwa eine Woche fort. Wohin, sei nicht gesagt worden. Das würde überhaupt niemals gesagt und ginge auch keinen was an. Herr Boehle tue stets, was ihm beliebe, und viele Worte mache er überhaupt nicht. Er spreche manchmal den ganzen Tag nicht; und gar zu Leuten, die liebenswürdige Redensarten machten (hier stach mich ein Seitenblick), erst recht nicht. Allenfalls mit Feldarbeitern, Gärtnern, Bauern, kurz ganz einfachen Leuten spreche der Herr und setze sich auch wohl beim Apfelwein mit ihnen an den Tisch und höre ihren Reden teilnahmvoll zu. Mit Stadtleuten aber wolle er nichts zu tun haben. Unter denen habe er nur ganz wenige, die er ab und zu einmal sehe. Fremde aber lasse er überhaupt nicht vor; höchstens solche, die ihm von seinen paar Freunden direkt zugeschickt würden.



Der heilige Georg. Radierung.

Karg und zögernd kam dies nach und nach heraus. Ich erfuhr aber noch mehr. Vor allem, daß Boehle mit seiner fünfundsechzigjährigen Mutter zusammenlebt, die in der Stadt das Kurz-, Weiß- und Strumpf-

Digitized by Google



Holländische Landschaft. Gemälde.

warengeschäft des verstorbenen Vaters weiter betreibt. Und dieses Geschäft wirft soviel ab, daß der Maler nicht darauf angewiesen ist, Bilder zu verkaufen — was er, im Gegensatz zu den meisten anderen, als Annehmlichkeit empfindet, da er sich nur schwer von seinen Sachen trennt. So kommt es, daß er die ganze Werkstatt voll stehen hat, meist mit umfänglichen Stücken, da er am liebsten ganze Wände bemalen möchte. Meine sehr natürliche Anfrage, ob es wohl möglich sei, diese Bilder zu sehen, erregte bei dem wackeren Bediensteten ob ihrer Verwegenheit beinahe stummes Entsetzen. Nein, zu den Bildern dürfe niemand hinein, gar niemand. Selbstredend seien sie alle verschlossen, und nicht einmal die Mutter habe den Schlüssel, die doch wenigstens den Schlüssel zum Briefkasten habe, und die übrigens auch nicht zu Hause sei. Sonst sei es vielleicht möglich, daß die Mutter etwas vermittele. Jedenfalls ohne die Mutter lasse Herr Boehle niemanden vor. Er sei mit seinen dreiundvierzig Jahren ein einsamer Hagestolz, der seine einsamen Spaziergänge mache und sein einsames Arbeiten von allem auf der Welt am meisten liebe. Was er sonst noch etwa lieb habe, seien Pferde und Stiere. Davon ständen ihm welche im eigenen Stall. Die besuche er dort, spreche mit ihnen und gehe mit ihnen auf die Felder. Auch die starken Zugpferde und Zugochsen der nahen Brauerei besuche er gern und benutze sie zum Malen. Sonst aber male Herr Boehle gar nichts ab; er behalte alles auswendig, er habe für so was ein wunderbares Gedächtnis. Und überhaupt, von allem heutigen Kram wolle der Mann nichts wissen. Nicht einmal Kanonen und Uniformen, die er für ein Artilleriebild brauche, male er, wie sie heute sind, sondern altmodisch. Er wolle nun mal von der Gegenwart nichts wissen; er kenne nur die Zeit, die er in seinem Kopfe trage.

So hatte ich also doch auch vom Kunstschaffen Boehles einiges erfahren; und mehr noch, das ich an geeigneter Stelle verwenden werde. Alles Gehörte schien mir charakteristisch, ich sah den Mann vor mir und fand, daß seine Art mit seinem Malen wohl übereinstimme. Nur von einem zeit- und weltabgewandten Manne können Bilder wie die Boehleschen herrühren. Und ebenso nur von einem großen Tier- und Naturfreund, der auch ein Freund der starken und fruchtbringenden Arbeit ist. Auf meine verwunderte Bemerkung, wieso ein Großstadtkind, ein Frankfurter, zu solcher Art käme, vernahm ich, daß Boehle nur ein halber Frankfurter und wie seine Mutter im Schwarzwaldweiler Emmendingen, nördlich von Freiburg, geboren sei. Freilich habe er die Frankfurter Schule und später auch die Lehranstalt des Städelschen Kunstinstitutes besucht. Sonst aber wolle er von der Stadt als solcher nichts wissen und betrete sie so selten wie möglich. Nur die Mutter, die überhaupt sehr tüchtig sei, fahre täglich hinein und beaufsichtige das Geschäft und die Filiale. Damit sah ich mich plötzlich verabschiedet.

Digitized by Google

Der gute Mann schien zu meinen, daß er schon zuviel geschwatzt habe, und zog sich mit scheuem Gruße zurück.

Vom Menschen und seiner Eigenart sind wir hiermit durch Zeugenaussage unterrichtet. Und einsam wie der Mensch steht auch der Künstler da. Jeder Modegröße läuft man heute nach, von jedem manierierten Expressionisten erhebt man ein Geschrei — von Fritz Boehle ist, außer einer kleinen Gemeinde, die jedes seiner Blätter auftauft, bei den künstlerischen „Wettermachern" wenig und nur mit einem gewissen Achselzucken die Rede. Zwar wissen diese Leute recht gut, daß alles, was Boehle schafft, künstlerische Qualität und einen geradezu starren Eigencharakter besitzt — lauter Eigenschaften, die sie sonst zu schätzen verstehen —, aber der Mann ist ihnen nicht „interessant": er kokettiert nicht mit Nerven und ist nicht ein bißchen pervers. Überdies ist er so deutsch, daß es schon beinahe anstößig wirkt. Wenn er aber gar seine Bilder lieber in der Werkstatt aufstapelt, statt sie fleißig durch den Ring der besteingeführten Kunstsalons wandern zu lassen, so ist mit solch einem Manne überhaupt nichts anzufangen. Mag er weiter als Veilchen im verborgenen blühen.

So denkt man, wenn man auch freilich nicht ganz so spricht. Wir aber wollen hier anders und recht vernehmlich sprechen. Wir wollen diesen vielleicht deutschesten Künstler der Gegenwart, uneingeschüchtert durch sein störrisches Wesen und seine ausgewachsene, aber sehr begreifliche Menschenscheu, nachdrücklich auf den Platz stellen, der nicht etwa bloß ihm selber, nein, der der deutschen Kunst durch ihn gebührt. Denn die deutsche Kunst unserer Zeit kann ohne einen Meister, wie Fritz Boehle, dessen sie sich in einem lebensvollen Sinne bewußt werden möge, nicht gut mehr sein.

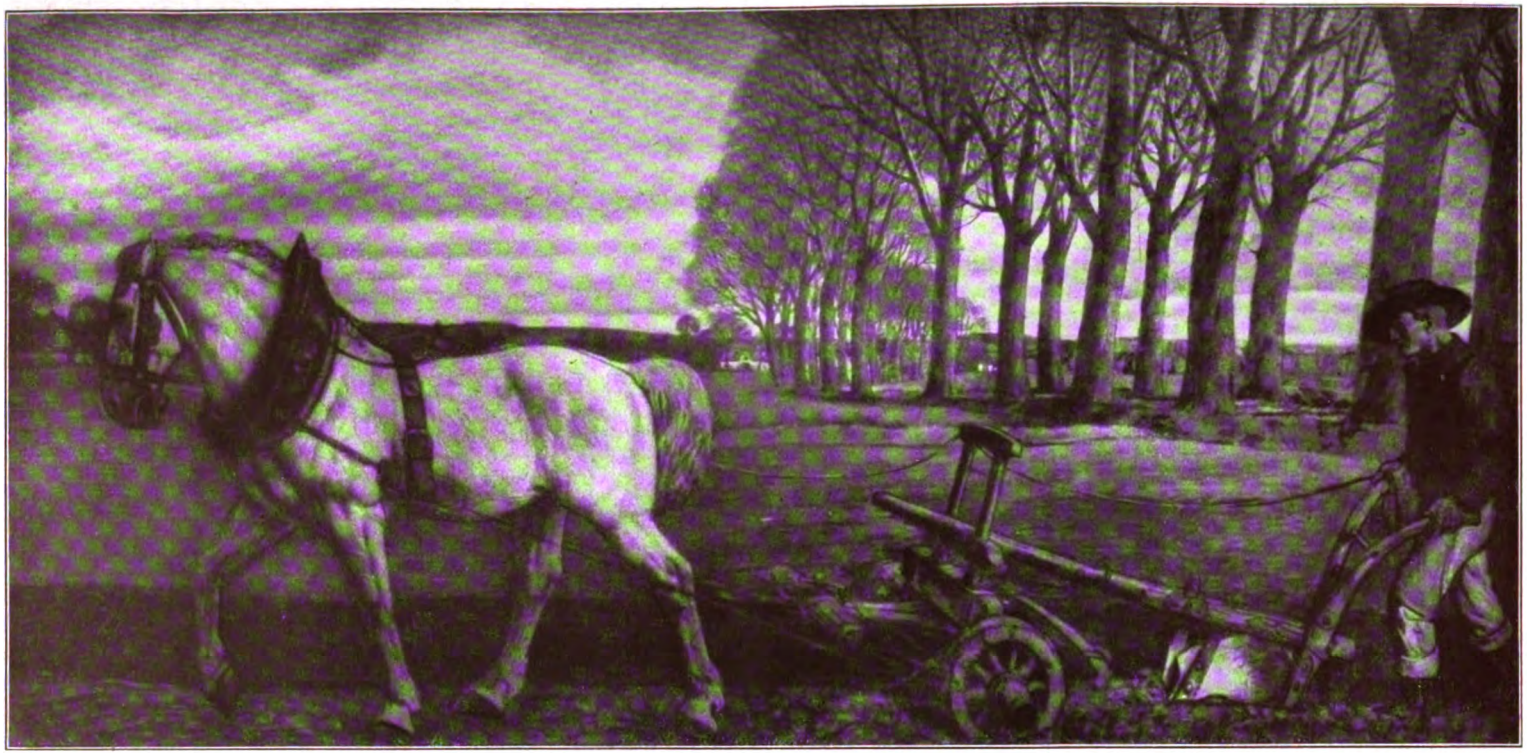
Mit Thoma, mit Trübner, mit Klinger, von denen ihn doch auch wieder manches trennt, ist Boehle zu nennen. Auch mit Leibl und Marées und erst recht mit Dürer und Holbein. Des ferneren mit italienischen Quattrocentomeistern, vorab mit Mantegna, dem auch Dürer vielfach verpflichtet war. Und es laufen nicht minder Fäden zu Segantini herüber, zu Egger-Lienz und dem Bildhauer Franz Metzner. So bildet sich vor unserem geistigen Auge eine stattliche Familie, als deren durchaus selbständiges Glied Boehle vor uns dasteht, einer ihrer vollsaftigsten Vertreter. Er ist also nicht so alleinstehend, wie er anfangs wirkt. Nur das Leben hat ihn vereinsamt. In der Kunst, zumal in der unserer Rasse, hat er seine Ahnen und Vettern.

Und es ist auch kein Zufall, daß Boehle in einer der deutschesten Arten künstlerischer Betätigung zunächst hervortrat und sich rasch einen festgegründeten Namen schuf: auf dem Gebiete graphischer Kunstübung, durch Radierungen und Steinzeichnungen. Die Schwarzweißtechnik, indem sie auf manche sinnliche Bestechungen verzichtet, schafft sich nicht nur eine erhöhte geistige Eindringlichkeit, sondern betont auch desto nachdrücklicher das Element der reinen Form. Auch wendet sie sich an eine intimere Betrachtung und darf daher auch für das Einzelne mehr Aufmerksamkeit beanspruchen. Sie kommt als Freund zu vielen, nicht bloß als Prunkstück zu den Bevorzugten. Schlicht und einfach in ihrem ganzen Wesen, ist sie dennoch von einer merkwürdigen Beredsamkeit und starken inneren Sammlung.

Freilich Boehle legte von Anfang an kaum Wert darauf, etwas zu erzählen. Zu spröde, um vertraulich zu sein, wollte er nur etwas von dem, was er mit geistigem Auge erschaut hatte, mitteilen. Von seinem Münchener Lehrer Wilhelm Diez mag er den äußeren Hinweis auf die Darstellung von Rittern und Pferden empfangen haben. Aber während Diez und die Seinen gern Abenteuerlichkeiten und Raufszenen damit abschildern, begnügt sich Boehle mit einer Art von Stilleben, mit einer ereignislosen Zustandschilderung. Der Ritter steht bei seinem Roß oder er reitet darauf und dazu gibt es ein Stück Landschaft oder klaren Himmel. Auf mehr an Stoff legt Boehle keinen Wert. Schon damals nicht (um 1892 bis 1894), wo der eben erst Zwanzigjährige hie und da noch ein wenig Romantik spüren läßt. Und erst recht später nicht, wo zumeist die Ritter durch Bauern abgelöst werden und neben den Ackerschimmel der Pflugstier tritt. Diese bewußte Kargheit des Stofflichen, die nur wenig, etwa durch Darstellung von Mainschiffern oder ländlichen Szenen, erweitert wird, bedeutet eine höchst bemerkenswerte künstlerische Stärke. Alle außerkünstlerischen Lockmittel sind verbannt, Unterhaltsamkeiten ausgeschaltet; eine gewisse herbe Gleichmäßigkeit waltet, die rein durch ihren echten Wert überzeugen will.

Weil dem so ist, mag der Kreis der Bewunderer Boehles bislang klein sein, aber er ist um so treuer und ernster. Was bei diesem Künstler stets von neuem packt, ist die Größe und Redlichkeit seiner Anschauung, ist die Wucht, man möchte sagen: Kolossalität seiner Darstellung. Gleich in den frühesten Radierungen tritt das hervor und ist dieses Künstlers Kennzeichen geblieben bis auf den heutigen Tag. Es kündigt sich hier, ganz deutlich, ein Monumentalmaler an. Das Figürliche ist überall das Beherrschende. Es füllt, so weit als tunlich, den ganzen sich bietenden Flächenraum aus. Über den Rücken der Tiere und den Köpfen der Menschen wird, fast regelmäßig, der Blatt- oder Bildrand abgeschnitten. Drumherum wird ein Stück Landschaft sichtbar, meist nur gerade soviel, um eine lebendige Raumvorstellung zu geben und unser Naturgefühl anzuregen. Hieraus ergibt sich die geradezu plastische Wirkung von Tier und Mensch, indem alles auf die Wucht der Einzelerschei-

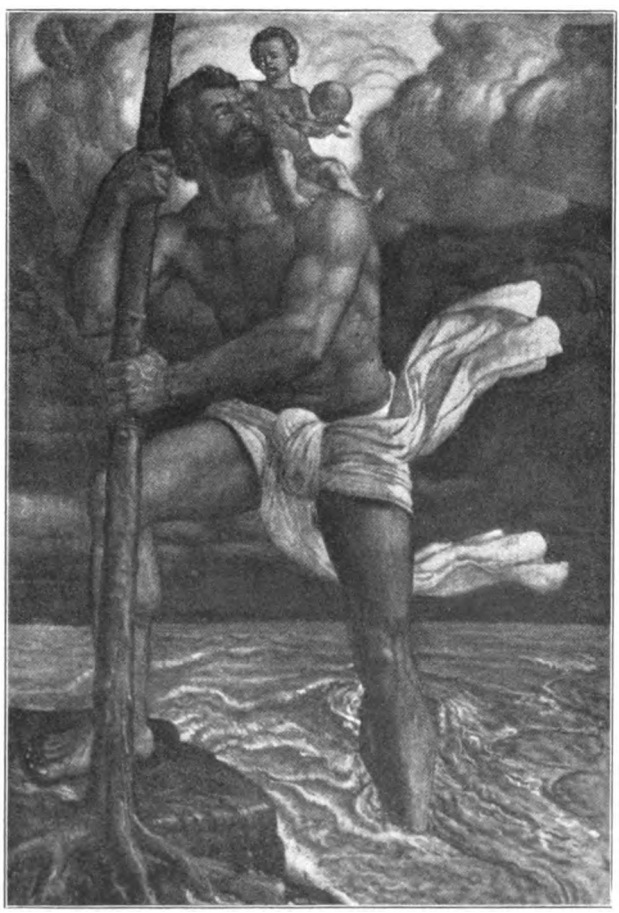
Digitized by Google



An der Pflugschar. Gemälde

Digitized by Google

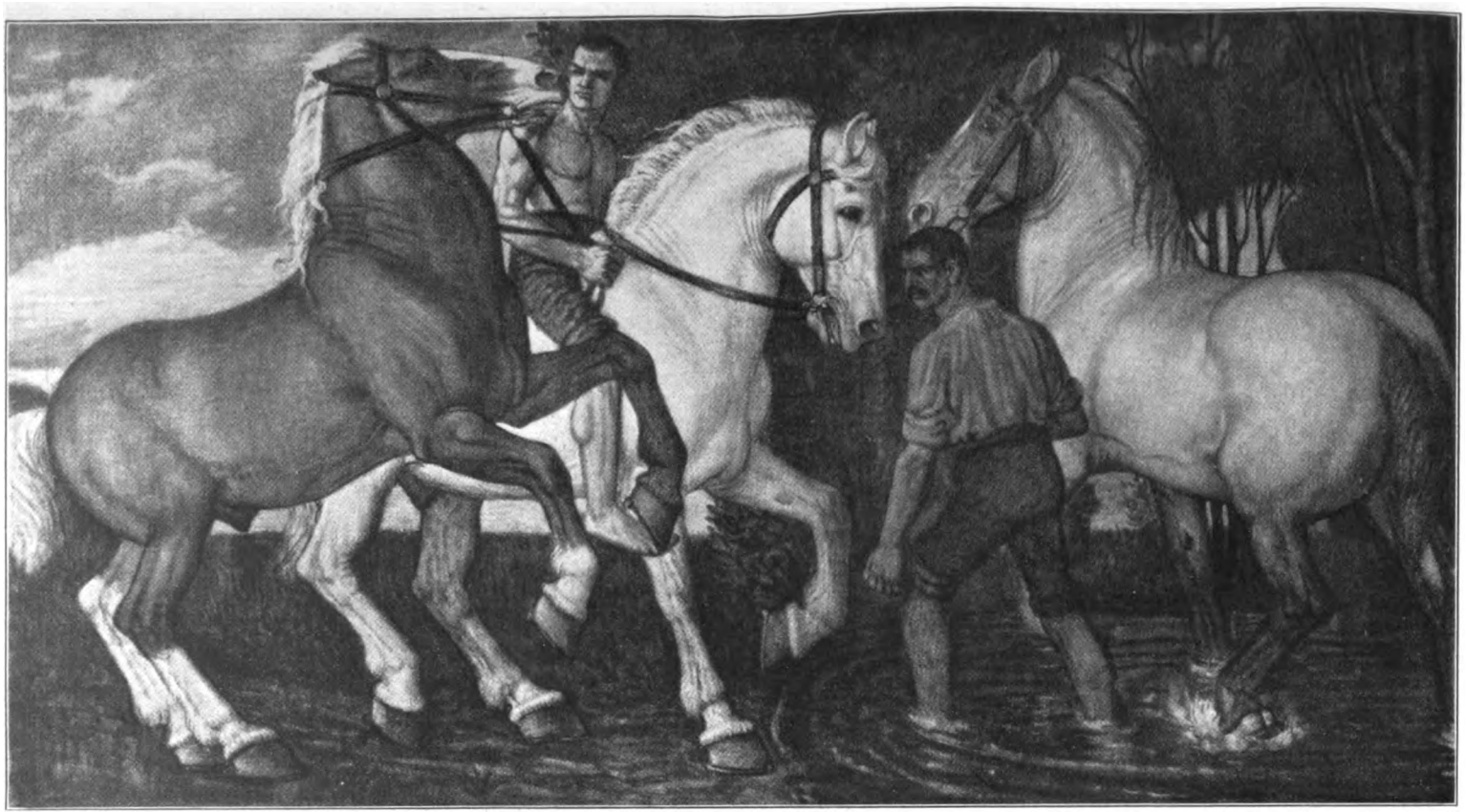
nung gesammelt wird. Eine ungeheuere Rasse von Pferden und Bullen hat Boehle uns vor Augen gerückt. Das ist ein Geschlecht wie aus Urweltzeiten, wohlgenährt, mit mächtigen Köpfen und starken Gliedmaßen, tragfähig und zugkräftig und wie von einem Gefühl persönlicher Würde erfüllt. Vor allem liebt Boehle, wie ehemals Wouvermann, den Schimmel. Doch was beim alten Niederländer oft nur ein dekorierender Bildteil, ein gefälliger Farben- und Lichtpunkt war, wird bei unserem Deutschen zum Bildinhalt, zum beherrschenden Mittelpunkt, oder doch wenigstens zum Ausfüller der einen Bildhälfte, während der Mensch, doch meist in der Wirkung um etwas verringert, die andere Hälfte beherrscht. Oder die beiden stehen so dicht beisammen, daß sie wie eine unzerreißbare Einheit wirken. Dies ist z. B. bei dem hier abgebildeten „Jungen Ritter" und „Heiligen Georg" der Fall, zwei Bilder, auf denen man zugleich die ausgezeichnete Art, mit der Boehle Harnische wiederzugeben versteht, nachzuprüfen vermag. Mensch und Tier befinden sich in innigstem Vertrauensverhältnis zueinander. Sie sind Freunde, die sich aufeinander verlassen können. Stets liegt in den Köpfen der Pferde ein Ausdruck der Ergebenheit, der gleichsam eine Aufopferungsfähigkeit bis zum letzten Hauch der Kraft ankündigt. Nicht elegante Zuchtrösser, die man schnell dahinjagend und pfeilhaft vorübersausend sich denken kann, bildet Boehle, sondern breite, biedere Arbeitsgäule mit riesigen Hufen und zottigen Gelenken, mit adrreichen Köpfen und langen oder aufgebundenen Schweifen. Kraft ist ihr Merkmal und Arbeitsfähigkeit. Und so sehen wir sie denn auf anderen Bildern den Pflug und die Egge, auch wohl einen fässerbeladenen Wagen ziehen, oder sie bieten, nach getaner Arbeit, dem ermüdeten Bauer geduldig ihren breiten Rücken zum Heimreiten dar. Und während dann die Dämmerung dunkelnd herniedersinkt (so sehen wir es auf dem hier wiedergegebenen Bilde „Heimkehr"), erscheinen am Horizontrande die Häuser und das Kirchlein des Heimatsdorfes, von dem nur noch ein bescheidenes Steinbrücklein den schon halb eingeschlafenen Wanderer trennt.



Der heilige Christophorus. Gemälde

Fast gewaltiger noch als die Pferde wirken bei Boehle die Stiere und Ochsen, massige Prachtexemplare von geduldiger Kraft und dumpfer Bereitwilligkeit, mit lang hängenden Hautlappen an den gewaltig-dicken Hälsen. So stehen oder kauern sie gezähmt neben dem Menschen, ihrer furchtbaren Urkraft sich nicht bewußt, erloschene Vulkane. Oder das Ursprüngliche ist noch wach in ihren Adern, sie spotten des Joches, es ist Götterkraft in ihnen: wie in dem weißen Stier, der Europa auf den Rücken geladen hat, um sie, sturmgleich dahinsprengend, den rollenden Wogen des Meeres zuzutragen. In einem Garten zu Frankfurt aber sah ich, überlebensgroß in Bronze gegossen, einen mit dem Gehörn die Erde zerwühlenden, zornwütig mit dem Schweif die Flanken peitschenden Stier, eine der bis jetzt seltenen Proben der bildhauerischen Gestaltungskraft Boehles, der sicher noch eine ruhmreiche Zukunft bevorsteht. Ja, ich rechne diesen Stier zu den genialsten Schöpfungen nicht bloß Boehles, sondern unserer gesamten neueren Plastik. Es ist ein Werk im wahrsten Sinne aus einem Guß, von einer verblüffenden Formbeherrschung

Digitized by Google



In der Schwemme. Gemälde

Digitized by Google

und zugleich von einem Temperament, wie man es bei dem sonst so maßvollen und idyllischen Boehle nicht zu finden gewohnt ist.

* * *

Sowenig Boehle bisher in weite Kreise gedrungen ist, so groß wird das Erstaunen dereinst sein, wenn man einmal den beträchtlichen Umkreis seines Schaffens zu überschauen vermag. Heute ist dies nur annähernd bei den Radierungen der Fall, deren Zahl über sechzig beträgt, und den Lithographien, die man auf zwanzig bis dreißig schätzen darf. Auf diesem Gebiete ist der Erfolg des Künstlers bereits gesichert. Ältere Radierungen, die man ehemals für dreißig bis fünfzig Mark erwerben konnte, werden heute, wenn sie überhaupt erlangbar sind, mit tausenden aufgewogen. Dies ist sehr wohl begreiflich. Steht doch Boehle unter seinen heutigen Genossen wahrhaft als ein auch den Größten gleichgeordneter Heros da. Und wenn überhaupt im letzten halben Jahrhundert der Marktwert der Graphik allseitig gestiegen ist, so ist es nicht mehr als gerecht, daß Boehle an dieser sich hebenden Nachfrage und Wertschätzung seinen bedeutsamen Anteil hat. Er ist völlig unabhängig und eigenwüchsig in seiner Art; handwerklich bis in den letzten Strich hinein von unübertrefflicher Gewissenhaftigkeit; formal von einer Größe der Anschauung, die vielfach etwas Bezwingendes hat. Vor allem meistert er, nach der mehr malerisch gestimmten Vortragsweise der ersten Jugendblätter, in geradezu klassischer Weise den besonderen graphischen Stil: als ein Zeichner, der durch Umrisse und Linien wirkt, und mit diesen bescheidenen Mitteln das wahrhaft Wesentliche herauszuholen versteht. Boehles vollendetste Kunstblätter, zumal seine Radierungen, halten nicht bloß der schärfsten kritischen Prüfung stand, sondern überraschen und überwältigen durch den Reichtum an Einfällen innerhalb der naiven Einfalt ihrer Lebenswiedergaben. Dem einfachen Dasein der deutschen Bauern und sonstigen Dorfbewohner ist in Boehle ein Schilderer von homerischer Macht und Frömmigkeit erstanden. Die alltäglichen Arbeitsverrichtungen, die nüchterne Prosa der Handelsgeschäfte, die gewohnheitsmäßigen Andachtsübungen werden hier von einem Meister der Schlichtheit mit unaufdringlicher Kunst ins Große stilisiert. Zeichnet er gar einzelne Köpfe, etwa den einer alten Frau, so tritt darin ein starker und mächtiger Ernst hervor, der etwas Heiliges hat. Und so gesellen sich darum manchmal wirkliche Heilige zu den Menschen und zu den Tieren und treten mit ihnen ungezwungen in den natürlichsten Wechselverkehr.

Dazu kommt, daß Boehles graphische Kunstblätter, dank der Bevorzugung gewichtiger Abmessungen, als Wandschmuck vorzüglich zur Geltung kommen. Nichts Kleinliches ist an ihnen, es geht eine raumbeherrschende Wirkung von ihnen aus. Ich sah in einer norddeutschen Universitätsstadt im Hause eines für Boehle begeisterten Professors fast alle Wände mit Kunstblättern unseres Meisters ausgeschmückt und selten erlebte ich eine so geschlossene, durch wundervollen Ernst bezwingende Wirkung dieser Art. In der Main- und Odenwaldgegend aber kann man vielfach beim Betreten ganz einfacher Wirtshäuser unvermutet seinen Blick an einer Darstellung Boehlescher Künstlerhand weiden. Eine Frankfurter Großbrauerei nämlich, deren Inhaber ein besonders verständnisvoller und warmherziger Förderer Boehles ist, läßt seit ein paar Jahren die Firmenplakate in Gestalt von großen lithographierten Wandkalendern durch den befreundeten Meister anfertigen und hat so zu dessen beginnender Volkstümlichkeit in dortigen Gegenden mehr getan wie irgendein anderer.

Auf Bilder Boehles in Öl oder Tempera aber stößt man bisher nur selten. Die Nationalgalerie in Berlin besitzt eines (aus frühester Zeit), die Kunsthalle in Karlsruhe ein anderes (das prächtige Selbstporträt mit Hund, Pfeife und Bierkrug), es mögen sich auch anderswo noch vereinzelt welche in öffentlichen Sammlungen befinden: aber im großen und ganzen gehört Boehle noch nicht zu jenen wenigen Auserwählten deutscher Herkunft, denen unsere meist für französische Malerei begeisterten jüngeren Museumsleiter mit einigem Eifer nachpirschen. Um so höher ist es der Wahlvaterstadt des Künstlers, Frankfurt, anzurechnen, daß sie vor ein paar Jahren es dem dortigen Städelschen Kunstinstitut ermöglicht hat, eine ganze Reihe Boehlescher Gemälde zu erwerben: ein Kauf, der schon jetzt überreichlich Zinsen trägt. Wenn die Bilder, nach erfolgtem Ausbau des genannten Instituts, ihre würdige Aufstellung erfahren haben, werden sie hoffentlich den Anstoß dazu geben, daß man sich auch anderweitig kräftiger für den Maler einsetzt. Indes geben sie, als zumeist kleineren Umfangs, nur eine unvollständige Vorstellung von der Art dieses aus vollem Urtrieb auf Monumentalität hindrängenden Künstlers. Sie könnten sehr wohl eine Ergänzung aus neuerem Material vertragen und würden dadurch auch in ihrem Eigenwerte noch mehr gehoben werden.

Wie als Graphiker, so hält sich Boehle auch als Maler von jedem Impressionismus fern: was, da die Tage dieser Richtung ihrem Ende sich zuneigen, nicht lange mehr als Mangel oder Schönheitsfehler empfunden werden wird. Von „Expressionismus" ist natürlich noch weniger die Rede, überhaupt nicht von irgendwelcher Modeart: es sind schlicht und unauffällig, in satten tiefen Tönen und mit wenigen warm zusammengestimmten Farben gemalte Bilder. Die Vorwürfe sind etwas ausgedehnter als bei den graphischen Blättern, die die Umkreise des bäuerlichen und ritterlichen Lebens kaum verlassen. Wir finden hier zuweilen mythologische und sagenhafte

Digitized by Google

Heimkehr. Gemälde von Fritz Boehle
(Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft Pick & Co., München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Einsiedler mit Hirsch. Gemälde

Stoffe; und auch das Gebiet der Religion wird, wie das hier abgebildete Kreuzigungsbild dartut, gelegentlich beschritten. Ich möchte glauben, daß gerade hier auf Boehle künftige Erfolge warten. Der weihevolle Ernst, mit dem er, auch in seiner Graphik, Gegenstände des Volkslebens behandelt; wie er etwa einen Dachdecker, der sich an das Kreuz eines Turmhahnes klammert und von dort ins Land herniederschaut, zu einer, ich kann nur sagen Andachtsfigur stempelt, zeigt, daß im Inneren dieses Künstlers Kräfte schlummern, die vielleicht erst auf dem Gebiete religiöser Darstellungen voll zur Entladung kommen werden. Daß gerade hiermit das vornehmlichste Stoffgebiet der alten Meister, denen Boehle an Gemüt, Anschauung und selbst Technik so nahe steht, beschritten würde, möge nur nebenher angedeutet werden. Den großen Stil der Komposition, der hier vor allem am Platze ist, beherrscht Boehle wie kaum ein anderer unter unseren Zeitgenossen.

Man betrachte daraufhin das Kreuzigungsbild. Wie sicher ist es in seinen Gruppierungen rhythmisch abgewogen, mit welch ruhiger Beherrschung geht der ganze Lauf der entscheidenden Linien, wie ungezwungen und stark offenbart sich darin der Gemütsausdruck der einzelnen Gestalten. Und daß hierbei auch der Schimmel nicht fehlt; daß er mit der stillen Leuchtmasse

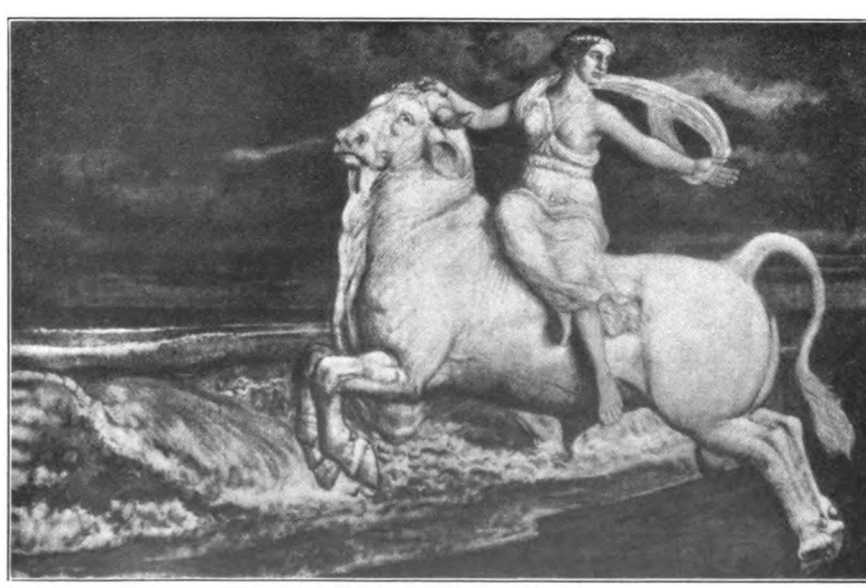
Bauern, einen Baum pflanzend. Radierung

Digitized by Google

seiner Erscheinung ein willkommenes Gegengewicht zu den menschlichen Figuren darbietet: das erhöht nur den eigenartigen Kunstcharakter des Bildes, gibt ihm die besondere Boehlesche Note.

Jedenfalls ist bei diesem Meister noch vieles in Fluß. Die erstaunliche Reife, mit der er vor vierundzwanzig Jahren, eben erst neunzehn alt, hervortrat, hat nicht verhindert, daß er sich noch weiter vertieft hat. Zu den Künstlern mit überraschender Entwicklung gehört freilich Boehle nicht. In seiner ganzen Art ist etwas dauernd Gleichbleibendes, das besondere Überraschungen beinahe grundsätzlich ausschließt. Boehle gehört zu den zähesten, selbstbewußtesten Künstlern unserer Rasse, und er ist vom Publikum und Kunstmarkt viel zu unabhängig, als daß er ohne zwingenden Eigengrund sich irgendwie wandeln oder neu abstimmen sollte. Aber immer reifer zu werden, in seiner Art und Technik sich zu vervollkommnen, in seinem Inneren sich auszuweiten und zu bereichern, warum sollte er das nicht vermögen! Sehen wir ihn doch langsam und ruhig weiter ausgreifen. Schon hat er der Radierung und Lithographie in letzter Zeit die Holzschneidekunst hinzugefügt, zu der er stilistisch gewiß besonders vorgeeignet ist. Und ebenso steht in Aussicht, daß die Glasmalerei mit ihrer flächigen gebundenen Farbenbehandlung den auf immer strengere Einfachheit zielenden Künstler eindringlich beschäftigen wird. Daß auch der Krieg ihn nicht unbeeindruckt gelassen und mit neuen Stoffgebieten beschenkt hat, hörten wir schon. Und ohne allen Zweifel wird auch die Plastik in Boehles künstlerischem Schaffen mehr und mehr zur Geltung kommen. Ich sah in einem Privathause eine zeichnerische Skizze zu einem Denkmal Karls des Großen, das für die neue Frankfurter Brücke bestimmt ist, ein Reiterstandbild nach Art eines römischen Imperators, das sehr neu und stark in der Auffassung, kompositionell wohl noch nicht völlig zum Abschluß gekommen ist. Überall also weisen Fäden in die Zukunft. Und das muß auch bei einem Künstler so sein, der die Mitte der Vierzig noch nicht erreicht hat. Auf ein so gesegnetes Schaffensgebiet Boehle auch bereits zurückblicken kann, er bleibt doch vor allem eine der stärksten nationalen Hoffnungen für ein blühendes deutsches Kunstzeitalter, das uns nach dem Kriege beschieden sein möge.

Denn dann werden wir die Künstler von unverfälscht deutscher Art und Ausdrucksfähigkeit vor allem brauchen. Eine gewaltige Selbstbesinnung und Selbsteinkehr wird anheben, wird geradezu eine geschichtliche Notwendigkeit werden. Hoffentlich wird es dann an starken neuen Begabungen nicht fehlen, die neue Wege in die Zukunft weisen. Aber auch die bereits vorhandenen, mit Persönlichkeitswert geprägten, werden neu gemustert werden und unter ihnen wird zweifellos Boehle stärker und sichtbarer als bisher in den Vordergrund der allgemeinen Schätzung treten. Es wird geradezu Pflicht unseres Volkes sein, diesen Künstler, der einer ihrer echtesten Söhne und monumentalsten Begabungen ist und in dem unsere glorreiche Vergangenheit wie in einem neu lodernden Brennpunkt wieder auflebt, mit vollem Bewußtsein sich anzueignen und in seiner vorbildlichen Bedeutung zu erkennen. Und mag es nicht ohne persönliches Verschulden des eigenartigen Mannes geschehen sein, daß er jetzt sozusagen im Winkel steht, sein Schaffen jedenfalls darf nicht länger im Schatten bleiben: er gehört an die freie Sonne!



Der Raub der Europa. Gemälde

Digitized by Google

Die blaue Lore

Von Hanns von Zobeltitz

Na ja — also! Erzählen soll ich wieder einmal. Ich bitt' euch, geliebte Jugend! Von 1870 erzählen: das könnt ihr wirklich nicht verlangen. Uns Alten war der Krieg von damals der große, der heilige Krieg. Fast ein halbes Jahrhundert klammerte sich unsere Erinnerung an ihn, an unsern allergnädigsten alten Herrn, den König und Kaiser, an seine Paladine, an das Entstehen des Reichs. Heut — es ist doch nun mal nicht anders — ist die Erinnerung im Verbleichen. Kann ja auch gar nicht anders sein. Was ihr erlebtet und durchkämpftet ist soviel gewaltiger, daß es alles Frühere erdrückt. Vielleicht wird das später mal wieder anders. Vielleicht kommt unser Krieg wieder einmal zu neuen Ehren. Darüber muß die Geschichte entscheiden. Aber heut von ihm, aus ihm erzählen? Das gibt es nicht —

Ich bin aber nicht so ... im Grunde bin ich nun mal 'ne Plappertasche. Ihr wißt das ja auch, und wißt, daß ihr mich doch breitschlagt. Wenn ich zwischen euch Jungen am Kamin sitze und 'nen guten Glimmstengel erwischt habe, kann ich nicht widerstehen.

Also, wenn's euch recht ist, will ich loslegen. Aber nicht vom Kriege, sondern aus der Zeit nach dem Kriege. Kann sogar sein, daß der eine oder andere von euch sich, was man so 'ne Parallele nennt, daraus zieht oder auch 'ne Lehre. „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis." So sagte ja wohl der olle Lateiner. Was übrigens gar kein richtiger Lateiner gewesen sein soll, sondern der deutsche Kaiser Lothar I., wie mich neulich ein grundgelehrtes Haus berichtigt hat. Unrecht hat er trotzdem gehabt: wir Menschen bleiben im großen und ganzen immer dieselben.

* * *

Bissel leicht waren wir also damals — anders jedenfalls, als man sich später, nach langem Friedenslullen, ein preußisches Musteroffizierkorps vorstellte.

Ein Wunder war's doch nicht: solch ein Krieg braucht nicht dreißigjährig zu sein, um den Menschen ... na ja ... ein wenig zu verwildern.

Verwildern! — Gerade ihr Jungen werdet das schon recht verstehen. Bis zum Pendülenstehlen wär's ja nicht bei uns gekommen, auch nicht, wenn unser Krieg wirklich dreißig Jahre gedauert hätte, und ganz vernachlässigt hatte wohl keiner von uns weder den äußeren, noch erst gar den inneren Menschen. Aber es war da draußen im Felde doch alles soviel freier, soviel ungezwungener gewesen. Die feinen Unterschiede zwischen Vorgesetzten und Untergebenen hatten sich, wenn nicht der Ernst des Dienstes in Frage stand, etwas verwischt — wo's täglich das liebe Leben gelten kann, zieht man eben mehr einen Strang, als in der Kaserne oder auf dem Tempelhofer Felde. Und dann, wißt ihr!, hatten wir immer nur unter uns Männern gelebt, kaum eine Frau gesehen. Oder richtiger: was wir von den Frauen dort draußen gesehen hatten, hob nicht gerade das allgemeine Niveau.

Vielleicht war das alles in der Okkupationszeit noch schlimmer geworden, als es im Kriege selbst gewesen war. Wenig Dienst, viel Freiheit, gute Quartiere! Und in den Taschen immer mehr klingende goldene Zwanzigfrankstücke, als man legaliter ausgeben konnte — 's ist eben nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen.

Und dann, ich muß auch das erwähnen, mit Bumm-bumm und Tschinderassassa in bekränzten Waggons heimwärts, auf jeder Station die alten Herren im Frack und die Mädels schneeweiß. In der Hauptstadt des neuen Reichs, an das wir uns noch gar nicht so recht gewöhnen konnten trotz aller großdeutschen Begeisterung, wurden wir empfangen, jeder einzelne, als ob er Sedan gewonnen und Paris erobert hätte, verwöhnt, verhätschelt, gefeiert, umarmt von Vätern und Müttern, abgeknutscht von sämtlichen Cousinen und noch einigen anderen ... ja, das alles mußte ja auch

Digitized by Google

dem Vernünftigsten ein wenig zu Kopfe steigen.

Basta! Da kam dann der Rückschlag. Man mußte erst wieder lernen, sich in die engeren Verhältnisse daheim einzuleben, mit den paar Groschen Gehalt und der kleinen Zulage auszukommen. Man mußte auch erst wieder lernen, sich in den Friedensdienst einzuleben. Das machte sich nicht so rasch. Mancher ging koppheister dabei, und so recht behagte es keinem, daß die Strippen plötzlich überall schärfer angezogen wurden. O jerum —

Wir wohnten damals zwölf blutjunge Leutnants in der Kaserne, pro Kompagnie ein Dachs. Alle im Feldzug oder kurz nachher Offizier geworden, alle noch ganz voll von dem frischen, frohen, freien Leben da draußen.

In der ersten Zeit, als den meisten noch einige französische Goldfüchse in den Taschen klimperten, und als die Papas ihren „jungen Helden" gegenüber noch übermäßig weite Spendierhosen anhatten, waren wir nicht gerade allzu häuslich. Aber die Zeit kam schnell, wo die ersparten Groschen, die „Kriegsbeute", zu Ende waren und die respektiven Väter die Portemonnaies zuklappten. Da saßen wir dann oft abends auf einer unserer Buden zusammen, und ich besinne mich noch, wie unser langer Herder und Freund Welser einmal abwechselnd sangen: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert", und „o jerum, jerum, jerum — o quae mutatio rerum!" Oder mein guter Kalruth guckte eine ganze Weile trübsinnig schweigend in sein dünnes Tivolibier, sprang dann aber plötzlich wie besessen auf und deklamierte: „Ich denke, der Champagnerwein soll, wo er wächst, am besten sein —".

Es gab wohl kaum einen unter uns, der nicht eine große heimliche Sehnsucht gehabt hätte, daß es bald wieder „losgehen" möchte. Höllische Chauvinisten waren wir. Einschaltend bemerkt: ein junger Offizier muß das eigentlich immer sein. Das ist nun mal nicht anders, hol' mich der Geier! Wer sich nicht danach sehnt, im Kriege zu zeigen, daß er mehr kann, als Rekruten drillen oder allenfalls sein Examen zur Kriegsakademie zu machen, der sollte sich 'nen andern Beruf wählen. Eine dauernde Versorgungsanstalt für friedliebende Söhnchen guter Familien darf das Offizierskorps nicht werden. Auch jetzt nicht. Einverstanden?

⁂ ⁂ ⁂

Wie das so geht: nach den ersten Wochen, in denen wir uns unser liebes Berlin bei Tag und Nacht einmal wieder besehen hatten, hockten wir Zwölfe eine ganze Weile zusammen, wie die Kletten, und wenn was ausgefressen wurde, geschah's gemeinsam, vom Stadtbummel im Gewande des friedlichen Bürgers nach jedem Liebesmahl bis etwa zu 'ner Kunstreise zu den Potsdamer Kouleurkameraden. Man war das enge Zusammensein vom Feldzug her noch so gewöhnt.

Dann aber fielen wir schließlich mehr auseinander, als gut war. Es kam zu 'ner Art Cliquenbildung, und das ist immer schlimm für ein Offizierkorps. Das Schlimmste war jedoch, ein Teil von uns Zwölfen konnte das verd — Jeu nicht lassen. Auch das war 'ne Erbschaft aus der Okkupationszeit, in der das grüne Tuch so manchen französischen Billards Alt und Jung, vom graubärtigen Stabsoffizier bis zum jüngsten Leutnant, freundnachbarlichst um sich geschart gesehen hatte.

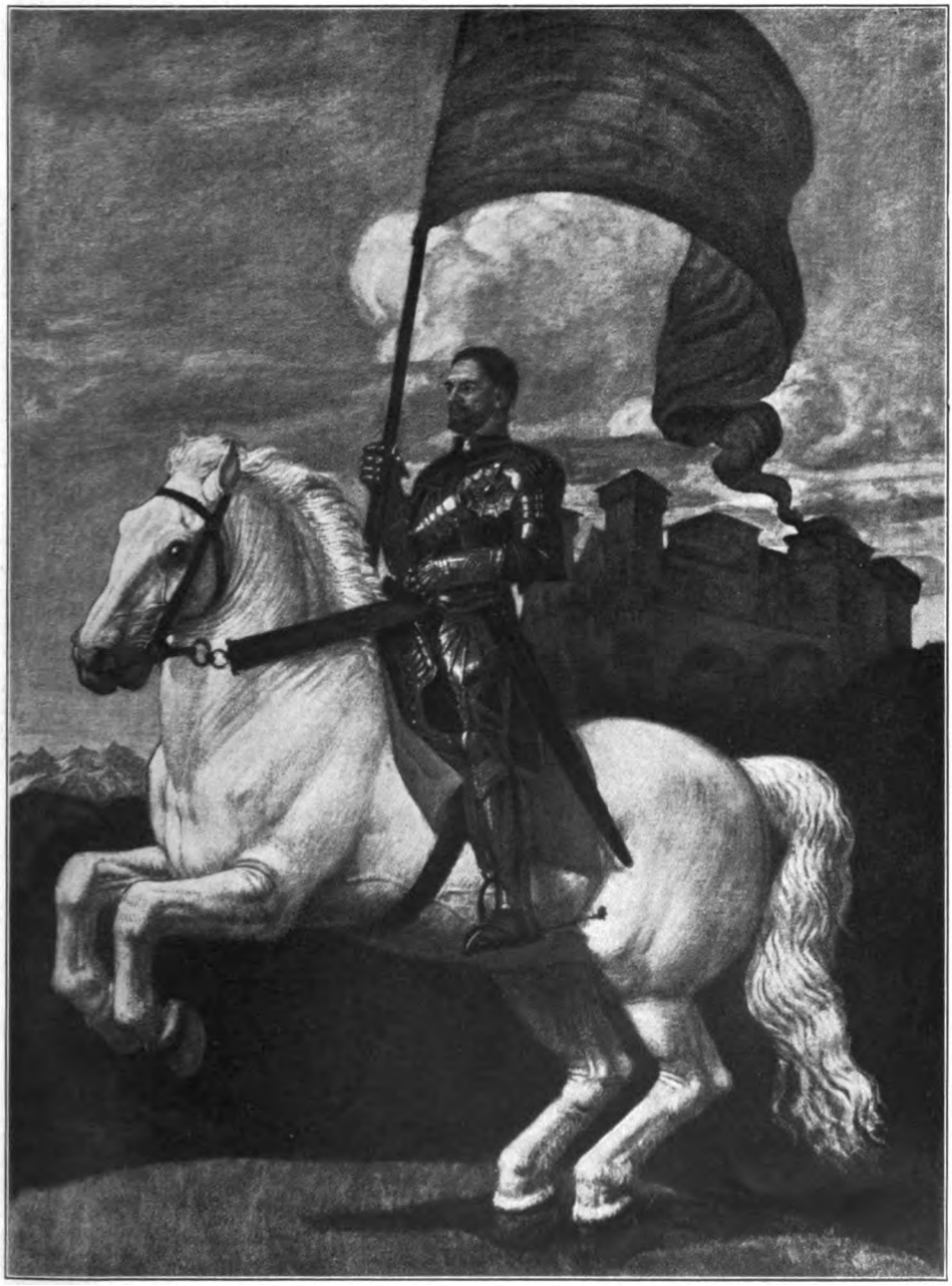
Selbstverständlich waren jetzt auch in bezug auf das Spiel die Strippen von oben herab feste angezogen worden. Aber selbst das hatte manchmal einen wunderlichen Beigeschmack. Unser alter Oberst war da draußen persönlich kein Kostverächter gewesen — und nun mußte er uns eine fulminante Rede ad hoc halten. Er tat's mit Nachdruck, aber wie ihm die Röte der Verlegenheit sein hageres rotes Gesicht noch röter färbte und wie er dabei seinen armen Schnurrbart malträtierte, das war schon tragikomisch. Geholfen hat's leider auch nicht viel.

⁂ ⁂ ⁂

Eines Abends — gegen Ende Oktober 1871 — kam ich ziemlich spät in die Kaserne zurück. Oben im Offizierkasino war's noch hell, und so trottete ich denn hinauf, um noch einen Schoppen zu trinken, denn ich kam von meiner guten Tante Wiwi, und die war eine lobesam sparsame deutsche Hausfrau.

Tante Wiwi, recte Malwina ... nun, von Tante Wiwi und Cousinchen Hilde-

Digitized by Google



Ritter

Gemälde von Fritz Boehle

(Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft Pick & Co., München)

Digitized by Google

Digitized by Google

gard und ihrer Freundin, meiner geliebten Kati, später . . .

Ich klettere also die Treppe zum Kasino hinauf, hänge draußen Degen und Mütze ab — in der großen Garderobe, in der unserem Oberst nach drei aufeinanderfolgenden Liebesmahlen seine Mütze vertauscht worden war, was den lustigen alten Herrn bei der nächsten Offiziersversammlung zu dem klassischen Verzweiflungsausruf veranlaßte: „Das Stehlen im Offizierkorps müsse endlich aufhören" — und schiebe mich langsam dem Lichtschimmer, der aus dem letzten Zimmer drang, entgegen.

Unser Kasino war unser Stolz! Du lieber Himmel, man war eben damals anspruchsloser als heute, wo es unter einem zweistöckigen Regimentshaus nicht gehen soll. Unser Kasino bestand aus dem Speisesaal, einem kleinen Billardzimmer, einem größeren Gesellschaftsraum — alle Zimmer höllisch niedrig und in der Mitte durch eiserne Tragsäulen gerade nicht sonderlich geziert — und einem winzigen Lesezimmer. Aus dem letzteren kam der Lichtschimmer und ein halblautes, mir nur zu wohlbekanntes Gemurmel.

Sie jeuten wieder, die Nackers!

Natürlich immer dieselben, und Otto — ich will ihn kurzweg Otto nennen, aus naheliegenden Gründen, wie sich zeigen wird — Otto hielt die Bank. Vor ihm lag das von der Wand herabgenommene Bild des alten Wrangel, umgedreht, mit dem Porträt nach unten, und die Rückseite zierte das bekannte, aus Strichen und Zahlen bestehende Gemälde, mit der vereinsamten „2" in der obersten Reihe: der „Tempel". Mit Gottesdienst hatte der aber nichts zu tun. Götzendienst wurde in ihm getrieben.

Otto sagte soeben die letzten drei Taillen an mit seiner kühlen, leidenschaftslosen Stimme. Als ich das, gerade aus den Vorhängen heraustretend, hörte, wußte ich sofort, was die Glocke geschlagen: er hatte die liebe Jugend wieder einmal ordentlich „ausgemistet". Sie hockte, fünf Mann hoch, denn auch ziemlich mißmutig herum, und die Einsätze, die sie noch wagte, waren man schwach. Kalruth hatte einen Schwefelbolzen halb durchgebrochen, aber Otto meinte gelassen: „Nee, lieber Freund, unbare Sätze nehm' ich nicht an." Und als jener halblaut fragte: „Woll'n Sie mir nicht zehn Taler pumpen?" erwiderte er ebenso: „Aber, lieber Freund, aus der Bank nicht einen Groschen . . . grundsätzlich nicht."

Denkt nun nicht etwa, daß es bei diesen Jeuereien um Tausende ging. Bewahre! Vom Klub der Harmlosen waren wir denn doch dreißig Jahre und eine stramme Wegstrecke entfernt. Im allgemeinen standen meist nur Silberstücke, ein Fünftalerschein war schon ein großer Coup, und wenn einer mal auf einen Sitz so an die fünfzig Taler verloren oder gewonnen hatte, war's ein Ereignis. Natürlich — im Grunde blieb's ja doch dieselbe Chose: das kleine Joko stürzte den Verlierer auch in Schulden und trieb ihn schließlich zum Pumpier, und all die garstigen moralischen Nebenwirkungen des fortgesetzten Jeus blieben bei den Gewinnern erst recht nicht aus. Das kennt man ja . . .

Ich hatte mir einen Stuhl herangeschoben, auch einen Taler auf die Dame gesetzt — immer auf die Dame, denn ich war damals verliebt wie ein Stint — und selbstverständlich verloren. Otto sagte die vorletzte und dann die letzte Taille an, bei der noch ein paar gesenkelte Groschens zum Vorschein kamen; er blieb im Gewinn, wie fast immer, und steckte mit seiner gleichgültigen Miene das hübsche Sümmchen, das in der Bank lag, Silber, Gold und Kassenscheine bunt durcheinander, in die rechte Hosentasche. Ein Portemonnaie trug er nie.

„Will noch einer 'ne Bank legen?"

Es hatte niemand Lust; sie waren eben alle „ausgemistet". Aber Herder schlug vor, nebenan am Kamin 'ne Fleurennes zu trinken, unsern beliebtesten Rotspon. Von Tesdorf in Lübeck.

So saßen wir denn gleich darauf um den Kamin, der uns allen damals in der Erinnerung an die französischen Kamine besonders lieb und wert dünkte; es wurde erst einiges über den „unverschämten Zügel", den Otto heut wieder einmal entwickelt hatte, geschimpft und dann einiges über die lieben Vorgesetzten, und schließlich, bei der dritten oder vierten Pulle, fingen wir doch wieder an zu „chlumen".

Ach so — was „chlumen" ist, weiß von

Digitized by Google

der jüngeren Generation ja niemand. Der schöne Ausdruck stammte noch vom Jahre 66 her und bezog sich auf die Schlacht von Königgrätz, in der das Dorf Chlum ja so was wie der Mittelpunkt der österreichischen Stellung gewesen und von der Garde mit großen Verlusten genommen worden war. Nach dem Kriege war dann wohl viel, vielleicht auch 'n bissel zuviel, von Chlum erzählt worden; dafür hatte sich schließlich der Ausdruck „chlumen" herausgebildet, mit einem kleinen spöttischen Beigeschmack, und der war nun auch auf das Erzählen über 70/71 übertragen worden. Damals wurde eben viel „gechlumt".

Nicht etwa daß wir uns gegenseitig besondere Heldentaten vorgechlumt hätten. Kein Bein . . . dazu kannten wir uns zu gut, und einer hätte den andern einfach ausgelacht. Nee, es drehte sich meistens um kleine harmlose Episoden, mehr wohl noch Quartier- als Schlachterlebnisse, um die Geschichte eines mit unsäglicher Mühe aufgefundenen Weinverstecks, ein drolliges Erlebnis mit einem Pisang, vulgo paysan, um irgendeinen großen Pariser Zuckerhut, der mitten in die Hoboistenschar geschlagen und doch keinen Blechpuster verwundet hatte, und dergleichen mehr.

Der kleine Wittgen hatte eben die für uns nicht ganz neue, aber immer wieder gern gehörte Historie von unserm Beltow erzählt, wie der kurz nach Sedan, als es höchst dreckig mit der Verpflegung aussah (eure schönen Goulaschkanonen gab's ja noch nicht) Jagd auf eine Henne gemacht hatte — oder richtiger auf ihr Gackern, durch ein ganzes Haus und einen halben Jardin, um schließlich auf seinen hohen Kompagniechef zu stoßen, der sich krank lachen wollte: denn er hatte als Tierstimmen-Imitator gewirkt.

„Der arme, gute Beltow . . . drei Monat später brachten sie ihn tot ins Kantonnement zurück!" Pflug hatte es gesagt, mit leiser, wehmütiger Stimme. Es wurde auf einen Augenblick ganz still im Kreise. Das war immer so, wenn der Name eines genannt wurde, der draußen zum ewigen Schlaf eingegangen war. Und deren waren ja auch damals so viele — so viele —

Ich hatte etwas zu sagen. Aber auch ich schwieg einige Minuten.

Im Kamin knisterte es leise.

Da hörten wir, wie unten der Posten abgelöst wurde, und der Bann war gebrochen.

„Otto —," sagte ich nun doch, „wissen Sie, daß Frau von Beltow wieder hier ist? Sie war heut auf einen Augenblick bei meiner Tante Wreschen . . ."

Er stand langsam auf, reckte sich und hielt gähnend die Hand vor den Mund: „Ich weiß!" meinte er dann. „Sie hat es mir geschrieben. Herrschaften, wir wollen in die Klappe gehen. Es ist zwei Uhr —"

⁂ ⁂ ⁂

Wir gingen.

Aber auf der Treppe faßten mich doch wieder ein paar Kameraden am Ärmelzipfel. „Du . . . wie sah sie denn aus? Ist sie immer noch so schön?"

Ich bejahte kurz.

Außer Otto, der vom Kadettenkorps her Beltows bester Freund gewesen, war ich wohl der einzige, der Magda näher kannte. Die andern hatten sie nur gesehen, als sie damals, in Schmerz aufgelöst, mit ihrem alten, inzwischen auch verstorbenen Vater gekommen war, den Sarg heimzuholen, der ihr Teuerstes barg. Die arme junge Frau! Unmittelbar vor dem Ausmarsch war ihre Hochzeit gewesen. Sie war ja fast noch ein Kind, als sie sich verlobte, sollte eigentlich noch ein, zwei Jahre warten — und nun im Witwenkleide, mit dem stillen Leidenszug im Gesichtchen, das ehedem so rund und rosig und lebensfroh geschaut hatte.

Otto war vorausgegangen. Er rief uns im Flur noch einen Gute Nacht-Gruß zu und ging in die Wachtstube. Richtig — er hatte ja den Helm auf, war also Offizier Kasernen-du jour . . . ‚Offizier vom Dienst' heißt ihr's ja jetzt wohl . . . und mußte die Wache revidieren.

Vor der Hoftür trennten wir übrigen uns. Kalruth hakte sich in meinen Arm, wir beiden hatten es am weitesten, wohnten im letzten Gebäude, ganz hinten im Revier der zwölften Kompagnie. Langsam, schweigend pendelten wir durch die frische, sternenklare Herbstnacht. Meine Gedanken waren noch bei der armen Magda —

Als ich vor meiner Zimmertür stand und Kalruth die Hand hinstreckte, meinte er zögernd: „Kann ich noch ein paar

Digitized by Google

Augenblicke mit dir sprechen, Tante?" Tante war mein Spitzname unter uns Jüngeren. Weiß der Geier, wie ich dazu gekommen bin. Seine Berechtigung wird er schon gehabt haben, der Kameradenwitz trifft in der Richtung selten vorbei.

Ich war nicht recht bei Stimmung. Aber ich nickte doch.

Wir traten in meine niedere Hütte, und ich zündete das Petroleumlämpchen an. Schweden gab's damals noch nicht, oder ich hatte jedenfalls keine. So dauerte der Prozeß etwas länglich, und ich hörte im Dunkeln Kalruth ungeduldig von einem Bein aufs andere treten. Dann gab's einen Ruck, gerade als endlich das dritte Schwefelholz gelblich aufflammte; er hatte sich der Länge nach auf mein Ledersofa geworfen und sagte gleichzeitig: „Tante, du mußt mir mindestens zehn Taler pumpen!"

Mit meinem Ernst war's vorbei, ich mußte lachen. „Kronensohn, wir haben den fünfundzwanzigsten dieses gesegneten Monats, und ich habe selbst nichts. Rien du tout, du tout, du tout! Ich bin heut schon per pedes apostolorum von der Bernburger Straße aus nach Hause gepilgert, weil ... na, weil's nicht anders ging. Und meinen letzten Taler hab' ich vorhin Otto und seinem Tempelbau geopfert."

Die Lampe brannte nun, und Karl Kalruth, der gute Junge, konnte bei ihrem sanften Dämmerungslicht sich die Zimmerdecke ansehen. Was er auch schweigend tat, obwohl es da nichts zu sehen gab, denn sie war schlicht weiß gekalkt, wie es einer ehrsamen Kasernenstube zukommt.

Ich habe bis an die Grenze der Schwabenjahre, wo man ja bekanntlich klüger wird, eine Eigenschaft besessen, die an sich ganz edel sein mag, die aber ganz schauderhaft unpraktisch ist. Ich wollte allen Leutchen immer einen guten Rat geben. Vielleicht nannten sie mich im Regiment deshalb Tante. Die Erfahrung hab' ich ja auch gemacht: mit schönem weisem Rat sind die Tanten immer bei der Hand, aber es bleibt oft dabei. Zur Tat wird er selten.

Also ich sage: „Ja, Karl — da muß der Ehrlich 'ran."

Ehrlich war ein Biedermann aus der Nachbarschaft der Kaserne und unser Regiments-Pumpier.

Na also, ich ermahnte Kalruth, daß er des wackeren Mannes Hilfe erbitten sollte. Aber der gute Knabe Karl schüttelte wehmütig den Kopf: „Ehrlich? Für den bin ich urfündflutlich, so tief sitz' ich bei ihm schon in der Kreide. Zwanzig Taler —"

Worauf wir beide tiefsinnig die Decke anstarrten. Bis ich meinte: „Otto, der Krösus ..."

Da lachte Kalruth bitter: „Das ist der Rechte! Der — der —"

Und dann schlug er plötzlich die Hände vors Gesicht und, ich denke, der Schlag rührt mich, fängt er an zu heulen. Man hörte es nicht eigentlich, aber man sah's.

Das war nu ein fixes, frisches Kerlchen, das sich vor dem Deibel nicht fürchtete. Hatte sich bei Le Bourget das Kreuz geholt — ein Mordskerlchen, sag' ich euch. Und liegt mir nu da auf dem Sofa und heult — heult —

Scheußlich, solch lieben Kerl heulen sehen —

Viel und gut zugeredet hab' ich ihm wohl nicht. Aber mich zu ihm aufs Sofa gesetzt und ihm die widerstrebenden Hände vom Gesicht gezogen. „Aber Karlchen ... Karlchen ... so sag' doch nur ... red' wenigstens 'nen Ton ..."

Langsam kam's dann 'raus, ruckweise. Die alte Geschichte, die mir damals freilich neu war.

Der arme Kerl war vor drei Monaten in der Klemme gewesen und hatte sich Otto anvertraut. Der war auch sofort hilfsbereit, das heißt, er nannte ihm eine ausgezeichnete Adresse. Nennemann hieß der Ehrenmann, bei dem mein Karlchen ein Wechselchen über zweihundert Taler gemacht hatte. Hundertzehn hatte er bar bekommen und fünfhundert Stück Stincadores canaillores minor — Rauchdusie! Und nun verlangte das Biest Zahlung oder Prolongation unter Barzahlung von fünfzig Talern. Da hatte Karlchen gedacht: ‚Dreißig Taler kriegst du am Ersten von deinem alten Herrn, also zwanzig mußt du dir zupumpen, um dem Geier das Maul zu stopfen.'

„So schreib doch offen an deinen Papa. Beichte!"

Ja Kuchen! Das war nun mal wirklich ein guter Rat, aber von den guten

Digitized by Google

Ratschlägen der „Tante" wollten die lieben Kameraden erst recht nix wissen.

Wir beratschlagten hin, wir beratschlagten her. Schließlich erbot ich mich, mal persönlich mit Herrn Nennemann in der Klosterstraße Rücksprache zu nehmen, und Karlchen ging mit frisch aufgebügelter Hoffnung zu Bette. Am andern Vormittag, nach dem Dienst, machte ich mich zu Herrn Nennemann auf die Strümpfe.

Kleines einstöckiges Haus, wie sie damals in Berlin Zentrum noch vielfach vorhanden waren. An der rechten Seite der Tür ein Schildchen: „Nennemann. Schlossermeister. Parterre rechts."

Also ein ehrlicher Handwerksmann. Das gefiel meiner Unschuld.

Ich klingelte. Es dauerte eine ganze Weile, dann schlurchte es innen, wie wenn jemand mit lose sitzenden Morgenschuhen geht. Die Tür öffnete sich, es guckte ein dicker alter Mann mit 'nem ausgesucht gutmütigen Gesicht heraus.

„Ich komme —" wollte ich anfangen. Aber der Alte schüttelte sofort den grauen Kopf. „Nee, nee, Herr Leitnant. Heit is Freitag und am Freitag, da mach' ich grundsätzlich keine Geschäfte." Damit wollte er die Tür mir vor der Nase zuschlagen. Ich kam ihm jedoch zuvor, indem ich schnell sagte: „Ich will mit Ihnen auch gar kein Geschäft machen, Herr Nennemann. Ich komme, um die Angelegenheit eines Kameraden zu arrangieren."

„Ach so!" meinte er. „Na, dann treten Se man jefälligst näher."

So gelangte ich denn in die Wohnstube. Echt spießbürgerlich eingerichtet, aber ganz behaglich. Auf dem Kanapee saß eine alte Frau mit gerade solch gutem faltenreichen Gesicht, wie Herr Nennemann; ordentlich ehrwürdig.

„Das ist Muttern!" sagte er, wie um uns bekannt zu machen. Sie nickte kurz, meinte aber gleich etwas scharf: „Fritze, heut ist Freitag. Freitag jiebst du mir keenen Iroschen fort. Du weeßt doch, wie du am Freitag dem Herrn Irafen die dausend Daler jejeben hast, und denn waren der Herr Iraf un das scheene Jeld futsch." Dabei klaubte die gute Dame mit den Fingern die Rosinen aus einem halbdurchgeschnittenen Napfkuchen, der vor ihr auf dem Tische stand.

„Der Herr Leitnant kommt ja bloß von wejen 'nes Arrangements," entschuldigte sich Meister Nennemann, rückte einen Stuhl für mich zurecht und fuhr mit sichtbarem Wohlwollen fort: „Na, schießen Se man los, lieber Herr Leitnant ... ick heere, Muttern heert och."

Ich hatte mir meine Rede hübsch zurechtgelegt. Als ich zu sprechen begann, fing ein großer blauer Papagei, der in einem schön vergoldeten Käfig neben der Tür stand, zu lärmen an, daß er mich ganz aus dem Konzept brachte. Unwillkürlich streckte ich die Hand aus, wollte gerad mit dem Finger durch die Käfigstäbe fahren, das Tier ein bissel beruhigen zu können, da rief Mutter Nennemann warnend: „Dat Best beißt, Herr Leitnant!" Setzte aber gleich hinzu: „Sonst is unsere Lore ein sehr-goldiges Tier ... nu, nehmen Sie aber man Platz und schießen Se los!"

So kam ich also mit meiner Fürbitte um Prolongation des Wechsels mit dreißig Talern baren Zinsen doch zum Schluß und zu Ende.

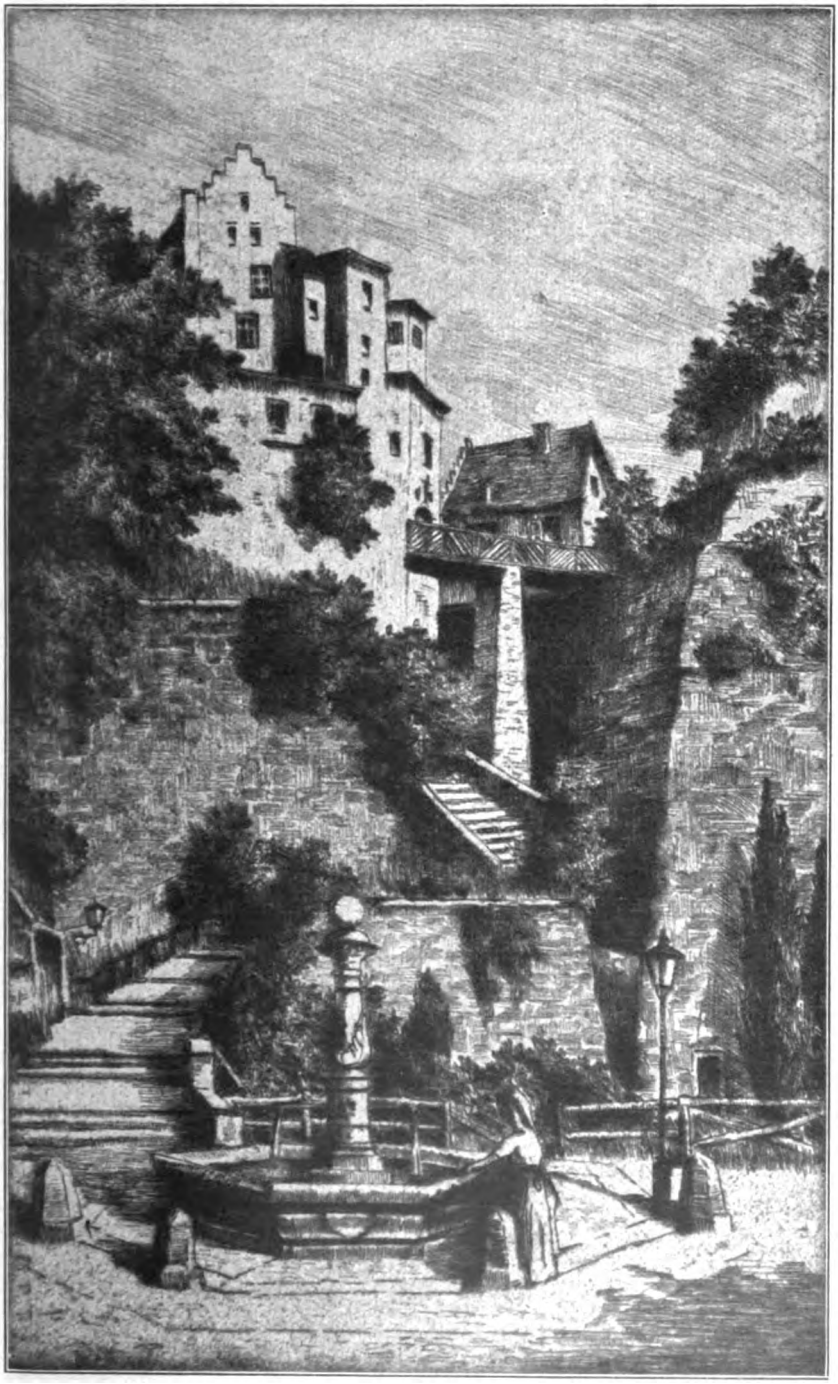
Der Alte hatte neben mir gesessen und zugehört, mit dem milden, guten Gesichtsausdruck eines ehrwürdigen Patriarchen.

Jetzt hob er den weißen Kopf, nickte mir freundlich zu, stand schwerfällig auf, holte eine der Zigarrenkisten, von denen er ein ganzes Lager in einer der Zimmerecken zu haben schien, öffnete sie, roch hinein, meinte: „Fein — fein", bot mir eine an und sagte langsam: „Wissen Se, lieber Herr Leitnant, ick will überhaupt jar kein Jeld nich. Wissen Se: wir schreiben janz einfach 275 Talerkens und Se sind so freindlich, lieber Herr Leitnant, und setzen Ihren verehrten werten Namen mit uffs Papierchen. Et is ja bloß 'ne Formsache. Ick weeß ja, die Herrens sind jut wie Jold."

Einen Augenblick starrte ich den Kerl an. Dann mußte ich lachen: der Kontrast zwischen dem würdigen, spießigen Äußern und den gaunerhaften Worten war zu drastisch. „Ich unterschreibe keine Wechsel!" erklärte ich kurz.

Weder Vater, noch Mutter Nennemann schienen mein Lachen übelgenommen zu haben. Er sagte sogar in fast väterlichem Ton: „Das is sehr scheen von Ihnen, lieber Herr Leitnant. Ja, die verfluchten Wechsel, die haben die Juden erfunden.

Digitized by Google



Neuzeitliche Griffelkunst: Aus Meersburg. Radierung von M. S. Thiemann

Digitized by Google

Aber was soll unsereiner machen, wenn die Herrn Offiziere kommen und bitten und bitten. Ick kann nu mal so schwer nee sagen, un 'ne Sicherheit muß man doch haben. Nich, Mutter?"

Mutter grabbelte sich 'ne neue große Rosine aus dem Kuchen, steckte sie in den Mund und ergänzte: „Ja, Herr Leitnant, 's is 'n schweret Jeschäft. Dat jlauben Se mir man, Un unsereins hat doch eben 'n Herz im Leibe. Mer sein doch keine Wucherer — nee! Bloß daß man doch von sein mühsam und ehrlich erworbenes Jeld 'n paar Jroschens Zinsen haben will." Sie sah fragend zu ihrem Manne hinüber. „Sagen Se man dem Herrn von Kalruth, er soll selber kommen. Mer wer'n de Sache schon mit ihm verarrangieren. Er is ja so'n lieber Herr, un er hat ja sogar das Eiserne Kreuz und mein Alter da — das is solch guter Patriote —"

Komisch! Eigentlich hätte doch der Ekel gallebitter in mir aufsteigen müssen, aber ich konnte nur lachen. Die alten Heuchler im Gewande der ehrlichen patriotischen Spießbürger wirkten unwiderstehlich auf meine Lachmuskeln. Beide hörten übrigens wieder ganz gelassen zu. Schließlich stahl sich sogar auch ein freundliches Lächeln um den faltenreichen Mund von Mutter Nennemann, und sie sagte: „Der Herr Leitnant sind aber mal 'n lustiger Herr."

Dann brachte mich Vater Nennemann bis an die Tür, und während die Lore mir irgend etwas Unverständliches nachkreischte, dienerte er: „Wenn der Herr Leitnant mal was brauchen sollten, ick bin immer jerne zu Diensten. Der Herr Leitnant können sich nach mir erkundigen: ich bin 'ne ehrliche Seele, ich bin nich wie der jroße Halsabschneider da mang de Linden, der so ville von die Herrens auf'm Jewissen hat. Keene Nacht könnt' ick 'n Auge zudun, wenn —"

„Adieu, Herr Nennemann! Sie haben ganz recht: ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen!"

Er nickte ganz ernst. „So ist's, Herr Leitnant. Das sagt Muttern ooch immer. Adjes, Herr Leitnant."

⁂ ⁂ ⁂

Tags drauf strahlte Karlchen Kalruth, und ich sah zufällig, daß er sogar seine Kasinorechnung bezahlte.

Am Nachmittag ging ich mit unserem Regimentsadjutanten über den Kasernenhof. Das war einer von den alten guten Regimentsadjutanten, die nicht nur Tintenknechte ihrer Brotherren, sondern die Berater des ganzen jüngeren Offizierkorps waren. Er war kein Streber nach oben, nicht immer nach der „höheren Adjutantur" schielend, sondern im engeren Kreise wirklich kameradschaftlich wirkend, hundert anvertraute Geheimnisse in der Brust, helfend, fördernd, erziehend! Ein Mann, wie er gerade damals uns doppelt not tat.

Der Zufall wollte, daß wir beide gleichzeitig nach Kalruths Fenster hinaufsahen. Ich stutzte: dort oben stand ein großer vergoldeter Bauer, und drin saß eine große blaue Bestie.

Der Premier legte mir die Hand auf die Schulter. „Hören Sie mal, Spielberg, Sie sind ja wohl Kalruths Intimus. Wissen Sie, wie er zu dem verfl— Papagei gekommen ist? Aber ich will lieber nicht fragen, sondern Ihnen sagen: das Tier ist in der halben Garnison bekannt und hat schon vor dem Feldzug sicher über hundert Besitzer gehabt. Er gehört einem der gefährlichsten Wucherer Berlins, der es seinen unglücklichen Kunden für hundert Taler aufzwingt und es nach einigen Wochen für zehne zurücknimmt. Aus unserer Kaserne muß diese grün-blaue Henne mit den goldenen Eiern, wie sie genannt wird, jedenfalls heute noch heraus. Ich will doch gleich mal mit Karlchen sprechen —" Er stakte die Treppe hinauf.

Am Abend war der Käfig verschwunden. Und Kalruth saß, ernst und stumm, vor dem Kamin, trank keine Fleurennes, sondern eine Fasche Tivolibier und kaute ewig an einem furchtbaren Glimmstengel, der mir der Form und Farbe nach aus einer Kiste zu stammen schien, die ich kannte.

Als wir dann zusammen nach unserem Kompagnierevier gingen, blieb er plötzlich stehen, sah einen Augenblick zu den Sternen empor, seufzte und sagte endlich zögernd: „Du, Tante ... ich habe heut doch meinem alten Herrn geschrieben und gebeichtet —"

⁂ ⁂ ⁂

Tante Wiwi Wreschen war mein Angelpunkt in der Berliner Geselligkeit.

Digitized by Google

Wenn ich so zurückdenke und die Gegenwart mit der Zeit vor dreißig Jahren vergleiche — was war man doch anspruchslos damals in bezug auf äußerliche Dinge und gar auf materielle Genüsse! Und wie harmlos vergnügt oft!

Tante Wiwi wohnte in der Bernburger Straße. Für die Geselligkeit standen ihr zwei ziemlich kleine Zimmer vornheraus und eine halbdunkle Berliner Stube zur Verfügung; eingerichtet ... na, so altmodisch, wie man's selbst in Berlin damals nicht gewohnt war, kleinstädtisch fast. Ihre Mittel waren verhältnismäßig recht beschränkt, sie hielt außerdem sehr genau Haus. Von luxuriösen Soupers oder gar Schlemmerdiners keine Rede — die Art der Bewirtung hatte manchmal 'n bissel konfusen polnischen Anstrich.

Aber gastlich war Tante Wiwi trotzdem, und die beste Gesellschaft verkehrte bei ihr — und amüsierte sich prächtig.

„Wiwi" klingt so'n bissel nuttig. So als ob die verehrte Inhaberin des Namens klein und zierlich gewesen sein müßte. Das war sie aber nicht. Im Gegenteil — au controleur. Tante Wiwi war, sozusagen, überlebensgroß. Ich hatte reichliches Gardemaß, sie war noch einen halben Kopf größer als ich. Dazu eine wohlkonservierte Vierzigerin. Das heißt: wenn sie sich entsprechend aufklaviert und den Eisernen Heinrich, ihr Korsett, stramm gezogen hatte. Höchst junonisch, um nicht zu sagen, majestätisch, wirkte sie dann. Manchmal hatte ich aber auch die Ehre gehabt, sie früh zu sehen. Da war sie in so'ner Art Hängerchen angerauscht gekommen, was man ja wohl dreißig Jahre später Reformkleid nannte, und hatte ihres Riesenleibes Überfülle etwas allzudeutlich zur Schau gestellt.

Daß ich sie Tante nannte, stimmte übrigens nicht ganz. Von Blutsverwandtschaft keine Spur. Aber sie war, ehe der Major, ihr Mann, das Zeitliche segnete und sie die Klitsche verkaufte, Gutsnachbarin meiner alten Herrschaften gewesen. Unter solchen Umständen knobelte man damals immer eine Art Verwandtschaft heraus und wenn sie auch, wie man in Schlesien sagt, „durch sieben Scheffel Erbsen" ging.

Mit Tante Wiwi Wreschen war im allgemeinen, hieß es, nicht immer gut Kirschen essen gewesen. Ihr Ehegesponst, der Herr Oberstwachtmeister, sollte trotz seines Bulldoggengesichtes vor ihr gezittert und gebebt haben; es ging auch die dunkle Sage, daß sie eines Tages einen Gutsvolontär, der sich allzuviel mit den Mägden abgegeben, höchst eigenhändig furchtbar verdroschen haben sollte — und die Mädels hinterdrein. Unserer Liebe tat das keinen Abbruch. Ein paar derbe Katzenköpfe hatte ich als Junge zwar auch von ihr besehen, aber jetzt standen wir uns großartig. Das hatte nun wieder seinen besonderen Grund oder mehrere Gründe. Es war von wegen Hildegard ... und Hilde hatte eine Freundin, nämlich Kati ... und Kati ... Ihr werdet ja hören.

Wenn ihr nun Tante Wiwi so schlechtweg nur als Riesenweib und Landpomeranze einschätzen wolltet, würdet ihr eklig schiefgewickelt sein. Sie war erstens mal sehr helle, zweitens für eine Dame damaliger Zeit ungewöhnlich gebildet, konnte sich dazu aber auch ganz als Frau von Welt geben. Vor allem war sie eine — wie sagt der Franzose doch? — eine causeuse echten Ranges. Sie plauderte, ohne je in die Tiefe zu gehen, entzückend, und es war ihr dabei ganz gleich, ob die Unterhaltung deutsch, französisch, englisch oder italienisch geführt wurde. Sie spielte meisterhaft Klavier, und obwohl ihre Stimme natürlich den ersten Schmelz verloren hatte, konnte man es doch glauben, daß die Viardot einst ganz unglücklich gewesen war, als mein Großvater sich entscheiden weigerte, seine Tochter zur Bühne gehen zu lassen. Sie hätte Furore gemacht, denn sie war auch eine geborene Schauspielerin und bei ihrem guten Humor manchmal für unsere Liebhabervorstellungen eine nicht zu ersetzende Stütze.

Von all den Gaben war etwas auf Hildegard, ihr einziges Kind, übergegangen, aber ohne bestimmte Ausprägung. Das heißt: Cousinchen war groß, ohne an die Riesenabmessungen der Mama heranzureichen; Cousinchen war hübsch, ohne schön zu sein, eine scharmante Blondine, gewachsen wie eine Tanne, lebhaft, amüsant — aber sie besaß nur ein wirklich großes Talent: sie tanzte wie eine Sylphide. Ein Walzer mit ihr war der reine Zucker. Viele hielten sie damals für oberflächlich — sie hat später

Digitized by Google

im Ernst des Lebens bewiesen, welch goldener Kern in ihr steckte.

Bei Tante Wiwi hatte ich schon vor dem Feldzug meinen Stern kennen gelernt, eine Schulfreundin Hildes — Kati Läugner. Angeschwärmt hatte ich sie als Gymnasiast — jetzt war ich rettungslos, bis über beide Ohren verknallt. Und wenn ich heute als alter Kerl an sie zurückdenke, puppert's mir noch immer da drin in der Brust — Donnerwetter, war das Mädel schön!

's gibt doch wunderliche Spiele der Natur. Die Kati war 'ne richtige Berlinerin, und die Verhältnisse zu Hause in der Adalbertstraße — damals noch 'ne ganz gottvergessene Gegend — waren schnurrig genug. Sie aber erschien mir nicht allein (ich war ja verliebt, also inkompetent) wie eine römische Prinzessin, die irgendwie an den Strand der Spree verschlagen ist. Ein Rassemädel durch und durch: schlank, beinahe hager, das Gesicht vom edelsten Schnitt, der Teint fast bräunlich und doch blendend, die Augen groß, dunkel und strahlend; blauschwarze, lange, natürliche Locken; dazu Hände und Füße lang, aber geradezu unglaublich schmal. In ihrem ganzen Wesen ein ewiger Wechsel zwischen fast an Melancholie grenzendem Ernst und sprudelndem Übermut. Wahrhaftig, alles in allem ein Frauenzimmerchen, geschaffen, noch einem ganz anderen den Kopf zu verdrehen, als den eines zwanzigjährigen Leutnants, dem sie noch von Schulzeiten her eine gefährlich vertrauliche Freundschaft gestattete.

Auf sie hab' ich meine ersten Gedichte verbrochen, schockweise natürlich. Sie sind gottlob' verlorengegangen, aber sie waren schauderhaft.

So ... nu seid ihr ja wohl über das Milieu orientiert, und ich kann fortfahren.

Bei Tante Wiwi war also Empfangsabend. Etwa zwanzig Personen: ein paar Geheimräte mit ihren Frauen und Töchtern — der Geheimrat spielte damals noch 'ne größere Rolle in Berlin als heute —, etwas von der Hofgesellschaft, einige Abgeordnete, viel junge Offiziere.

In dem einen Vorderzimmer wurde musiziert, nachdem der immer etwas plemprige Tee herumgereicht war; nebenan drückten wir junges Volk der Schnitter uns herum und warteten ziemlich ungeduldig auf das Ende der musikalischen Genüsse, denn wir wollten geistreiche Gesellschaftsspiele spielen. Ich hatte Kati mit strategischem Geschick in eine Ecke dirigiert, wo sie es sich mit ihrer lässigen Grazie auf einem tiefausgesessenen Lehnstuhl bequem machte — bei Tante Wiwi waren alle Polstermöbel so wunderlich tief ausgesessen — und wir kälberten irgendwelches blödsinniges Zeug. Ich dabei immer eifersüchtig, wie ein Tiger, wenn mir jemand ins Gehege kommen zu wollen schien.

Plötzlich sah ich, zufällig durch die offene Tür ins Musikzimmer schauend, ein Bild, das mich ganz merkwürdig fesselte und überraschte.

Es saß da Magda, die kleine süße Frau von Beltow, in ihrer tiefen Witwentracht, noch mit der schwarzen Schneppe auf dem üppigen Blondhaar. Ich wußte, sie war nur widerwillig, nur auf den ganz besonderen Wunsch meiner Tante gekommen.

Neben ihr aber stand Otto.

Und ich sah nun, wie sie ihr liebes Kindergesicht ganz langsam dem jungen Offizier zuwandte, wie sich ihre langen, seidigen Wimpern dann hoben, und wie, plötzlich kommend und gehend, eine rosige Färbung in die blassen Wangen stieg bis zu der schmalen weißen Stirn hinauf.

Sie sprachen nicht miteinander.

Aber ich sah nun auch, daß Otto die junge Frau mit starren, großgeöffneten Augen, fast wie zwingend, anblickte. Sein Mund war ein wenig geöffnet, die Zähne blitzten hindurch. Er wirbelte an seinem kleinen, kecken, schwarzen Schnurrbart.

Ich war ja ein junger, recht unerfahrener Fant. Von Menschen- und Seelenkenntnis natürlich keine Spur. Aber trotzdem empfand ich sofort, deutlich, wie eine unabweisbare Tatsache: da war etwas nicht in Ordnung!

Etwas nicht in Ordnung! Eine Gefahr für die junge Frau!

Da fühlte ich aber schon Katis Fächer mit einem kleinen vorwurfsvollen Schlag auf meinem Arm, und sie sagte in dem etwas gedehnten Tonfall, den sie liebte: „Sie sind mir aber ein schöner Ritter, Hans! Sie langweilen mich — was gibt's denn in der andern Stube zu sehen?"

Ich schrak zusammen. Nein, jetzt gab es allerdings dort nichts mehr zu sehen, nichts

Digitized by Google

Bildnisbüſte

Bildwerk in Sandſtein von Prof. Bernhard Hoetger

Digitized by Google

Digitized by Google

Interessantes für mich wenigstens, denn Tante Wiwis imposanter Rücken hatte sich vor Magdas Profil geschoben. Ich konnte mich wieder ganz Kati widmen.

Aber ich vermochte trotzdem — weiß der Geier, wie das zuging — während des ganzen Abends eine gewisse Unruhe nicht loszuwerden. Ich sah auch immer wieder Magda und Otto zusammen. Er bediente sie mit Ausschließlichkeit an dem kleinen kalten Büfett — einige Schüsseln kalten Aufschnitts, 'n Heringssalat und 'ne ganz, ganz dünne Bowle —, er stand hinter ihrem Stuhle, als sie noch auf ein Viertelstündchen den geistreichen Gesellschaftsspielen zusah. Einmal fing ich auch Bruchstücke ihres leisen Gespräches auf.

„Es wird aber nun wirklich Zeit, gnädige Frau, daß Sie die Trauer ablegen," sagte er.

Sie sah zu Boden, ohne zu antworten. „Nun?!" drängte er weiter, fast in hartem Ton.

„Ich — ich kann noch nicht . . ." Sie hatte ein so süßes weiches Stimmchen.

„Aber wenn ich es wünsche — —" Es klang wie eine Bitte, aber doch auch wieder herrisch, befehlend.

Mehr konnte ich nicht hören, denn ich wurde beim Pfänderauslösen dringend gewünscht und hatte dabei auch das große Glück, Kati die Hand zu küssen. Wobei ich mich wohl etwas lange aufhielt, denn sie zog sie mir schließlich schnell fort und lachte mich obendrein aus, weil ich Tolpatsch beim Zurücktreten in das große Schleppenungeheuer der langen Gräfin Benfeld geriet.

Dann war Magda Beltow plötzlich verschwunden. Und Otto auch. Man konnte das bei Tante Wreschen, der „polnische Abschied" war prinzipiell erlaubt. Aber es gab mir doch wieder zu denken.

Gegen elf Uhr hatten sich auch die letzten Gäste empfohlen. Damals war Berlin noch nicht so nachtschwärmerisch wie heute.

Nur Kati, deren Mädchen draußen in der Küche wartete und klatschte, und ich waren noch geblieben. Das war immer so und war meine höchste Wonne. Denn ich durfte Tini als männlicher Schutz nach Hause bringen — die kleine Tagereise bis zur Adalbertstraße.

Kati und Hilde schwatzten noch miteinander im Nebenzimmer. Ich aber schlich Tante Wiwi nach, die in der Berliner Stube sich über den Rest Heringssalat hergemacht hatte.

„Tante —" begann ich — „Tante, ich muß dich etwas fragen."

Sie sah mich ein wenig mißtrauisch an. „Du, guter Hans, wenn du etwa denken solltest, daß . . ."

„Bewahre!" Ich hatte ihre Befürchtung sofort ergründet. „Wir haben ja den zweiten November, Tante. Ich bin noch köstlich wohlhabend. Nein . . . es ist etwas anderes . . ."

„Na, so schieß nur los! Avanti!"

„Tante, ist Magda Beltow eigentlich reich?"

Diesmal setzte sie das Schüsselchen energisch auf den Schoß und lachte laut auf: „Willst du, geliebter Springinsfeld, etwa die liebe kleine Witib . . .? Junge, du bist verdreht!"

Ich wurde ärgerlich: „Aber, Tante Wiwi, solch ein Unsinn! Ich mag die Blonden überhaupt nicht, ganz abgesehn von allem andern. So was mußt du nicht sagen, das kränkt mich. Nee . . . ich möchte es nur so ganz im allgemeinen wissen —"

Sie konnte so kluge durchdringende Augen machen, die Tante Wreschen. Sie las auch diesmal auf dem Grunde meiner Seele. „. . . Du meinst . . . wegen eines deiner Regimentskameraden, Hans?" meinte sie nach einigem Zögern. „Wenn es das ist, Hans, und du etwa aufs Gewissen gefragt werden solltest: reich ist Magda nicht. Sie hat nur eben ihr bequemes Auskommen. Beltow hatte gerade das Kommißvermögen. Das ist ihr geblieben, und vom alten Herrn hat sie vielleicht noch zehntausend Taler, oder so was, geerbt."

Ich weiß nicht recht, wie es kam: ich atmete erleichtert auf. Ich meinte ja, Otto zu kennen. Der „verplemperte" sich nicht. —

Tante Wiwi wollte nun ihrerseits allerlei wissen, aber da steckte Kati den Lockenkopf in die Türe und rief mich.

⁂ ⁂ ⁂

Ach, diese „wundervollen, köstlichen, himmlischen" Wanderungen durch das stille Berlin. Seite an Seite mit „ihr" — die brummige Liese drei Schritt hinterher.

Es war doch eine famose Einrichtung,

Digitized by Google

daß es damals noch keine Pferdebahnen gab, und daß Kati die Droschkenklapperkasten so haßte. Ich dachte manchmal, sie haßte sie nur vorwandsweise, weil sie auch gern mit mir durch die Stadt pilgerte: die Anhaltstraße, die Kochstraße und dann die endlose und von mir deshalb geradezu vergötterte Oranienstraße entlang. —

Wundervoll! Ich war ja eben zwanzig Jahre gewesen . . .

Donnerwetter — es geht doch nichts über die goldene Jugend!

Ich glaube nicht, daß unsere Unterhaltungen hervorragend geistreich gewesen sind, obwohl auch manchmal Schiller und Goethe drin eine Rolle spielten und wir beide uns gegenseitig vorlogen, mit Schopenhauer auf vertrautem Fuß zu stehn. Wir hatten uns freilich gegenseitig wirklich so lange aufgestachelt, bis wir die „Parerga und Paralipomena" sachte und vorsichtig . . . wie sagte man doch? . . . „angelesen" hatten.

Zuerst klöhnten wir also einiges über die ‚Freiheit des menschlichen Willens' (wobei ich immer daran denken mußte, was wohl mein alter Kompagniepapa dazu sagen würde, wenn ich morgen früh nicht zum Rekrutendrillen kommen „wollte") und dann gingen wir auf vernünftigere Dinge über. Als da waren: Erinnerungen aus unserer Jugendzeit, die ja so unendlich weit hinter uns lag, an die schönen großen Windbeutel beim Konditor Voß in der Anhaltstraße, an die Tanzstunden bei Freysing, an unser letztes Zusammensein 1870 vor dem Ausmarsch (wobei ich beinah einen Kuß bekommen hätte). Es kamen weiter, etwa von der Jerusalemer Kirche an, Hildes Courmacher an die Reihe, ob Tante Wreschen zum Juristenball gehen werde und daß sich das „Amorettl", der kleine rotbackige Daddern von meinem Regiment, bei den Gesellschaftsspielen immer höchst töricht zu benehmen pflege . . .

Eigentlich war's für mich ja doch auch ziemlich Wurscht, was wir sprachen. Und ich merkte auch nie, daß ich mehr, weit mehr sprach, als sie. Sie hatte immer nur solch ganz leises, girrendes, dunkles Lachen, das fast wie ein Peitschenhieb auf meine Nerven wirkte.

Vom Kanal an begann dann regelmäßig ein süßer Kampf zwischen uns. Ich hielt die Gegend für „ungeheuer gefährlich" und wollte durchaus, daß sie meinen Arm nahm. Aber darin war Kati unerbittlich. Sie lachte und verneinte, und wenn ich ihre Hand fassen wollte, dann zog sie die mit einem heimlichen aber sehr energischen Ruck zurück und raunte: „Aber . . . Hans . . ."

Ja, diese nächtlichen Spaziergänge waren sehr süß. — — —

Die letzte Episode hob an, wenn wir so etwa hundert Schritte vom Hause des alten Läugner entfernt waren.

Kati hatte nämlich immer, schon als wir noch im Flügelkleide, zu verhindern gewußt, daß ich ihr elterliches Haus betrat. Hilde allein kannte es, aber sie schien durch einen heiligen Jungfraueneid gebunden, alle Details zu verschweigen. Ich wußte nur, daß Herr Läugner ein schwer, schwerreicher Mann sei: „an Kartoffelland groß geworden", d. h., er hatte hier draußen große Terrains besessen und mit ungeheurem Profitchen losgeschlagen — und daß er fernerhin ein „Original" sei. Worüber ich mir die verschiedensten Gedanken machte.

Früher hatte es mich nicht sonderlich gerührt, daß ich meinen Herzensstern zu Hause nicht besuchen durfte. Bekanntlich wächst der Mensch aber mit seinen höheren Zielen. Ich wollte jetzt Papa Läugner und Mama Läugner und Gustel Läugner, die Stiefschwester Katis, kennen lernen. Ich war mir das doch, sozusagen, schuldig: ich — Königlich Preußischer Leutnant — —

„Kati, wann kann, wann darf ich kommen, Ihrem verehrten Herrn Papa meinen Besuch zu machen?"

Keine Antwort! Nur das leise, dunkle Lachen und eine sichtbare Beschleunigung der Schritte. Das war immer dasselbe.

„Teuerste Kati! Liebe gute Freundin! Ich begreife Sie nicht . . ."

„Aber, Hans, was haben Sie denn davon, wenn Sie zu uns ins Haus kommen?"

„Kati . . ."

„Es hat doch wirklich gar keinen Zweck!"

Ich war heute kampfesmutiger als je. „Liebste Kati, wir kennen uns nun schon so lange. Wir haben uns doch immer so gut verstanden — nicht wahr?"

Leichtes, 'n bissel widerwilliges Kopfneigen.

Digitized by Google

„Wir sind doch so gute Freunde!"

Das dunkle Lachen von vorhin und noch stärkere Beschleunigung der Gangart. Presto . . .

„Kati, ich bitte Sie so herzlich, daß ich kommen darf! Es beleidigt mich geradezu, daß Sie mir diese meine einzige Bitte immer wieder abschlagen! Weshalb — warum? Herr des Himmels, Sie müssen doch einsehn, daß mir das weh tut . . .

„Sie wollen nicht?" — Ich raffte allen Mut zusammen. — „Ja, liebe Kati, dann Adieu . . . diesen Weg werden wir zum letzten Male zusammen gegangen sein!" Ich mußte das wohl für meine Verhältnisse großartig gesagt haben. Dann, während die alte klapperdürre Liese, das Dienstmädchen, mit dem Hausschlüssel am Tor herumhantierte, faßte Kati — man denke — plötzlich nach meiner Hand: „Aber, Hans!" sagte sie ganz vorwurfsvoll.

„Es ist mein heiliger Ernst!"

Ich fühlte so etwas wie einen ganz leichten Druck und hörte etwas wie einen kleinen sachten Seufzer. Kati sah noch einen Augenblick sinnend zu Boden. Dann flüsterte sie plötzlich: „Gut dann, alter, lieber Hans, kommen Sie! Morgen mittag. Aber, Hans, ich könnte nicht ertragen, daß Sie es bei uns . . ."

Der Rest des Satzes verlor sich in einem Gemurmel und dem ungeduldigen „Na, Fräuleinchen — ich dächte, es wäre Zeit" der ausgezeichneten Dueña.

Und dann waren beide verschwunden.

Ich aber stand auf der Straße, bis sich oben im ersten Stock ein Fenster erhellte und ich hinter dem Vorhang die Umrisse einer schlanken Mädchengestalt zu erkennen glaubte.

Dann zog ich selig meines Wegs zur Kaserne.

Eine Stunde zehn Minuten! Zur Droschke langte es nicht.

Aber das tat ja auch nichts. Ich hatte ja erst um sieben Uhr Instruktion „über die Pflichten des Soldaten". Und mit vier Stunden Schlaf kam ich damals gut und gerne aus — man schlief dann und wann dafür auch zehn „auf Vorrat". Ja, die Jugend . . . die goldige Jugend!

Am nächsten Morgen gab's auf meine rosenfarbene Laune den derben Dämpfer. Wie sich das gehört. Wie's wenigstens im Leben immer so ist.

Es fing schon in der Instruktionsstunde an. Auf nüchternen Magen, sozusagen, denn zum Kaffeetrinken hatte ich vor dem Dienst natürlich nie Zeit. Und nach dem Dienst auch nicht. Da trank man ja lieber was anderes.

Nämlich, mein teurer Kompagniepapa besuchte mich, gerade als ich meinen Schafsköppen den Begriff der „Treue" klarzumachen suchte. Na, ich mag's ja dumm angefangen haben. Aber man fing's damals überhaupt dumm an, auch Klügere als ich. Es kam immer auf die liebe Theorie heraus und auf das schöne Einpauken von Sätzen wie: „Treue ist die unbedingte Hingabe . . .", anstatt daß man sich mit Beispielen begnügte. Die applikatorische Methode steckte damals noch in den Kinderschuhen, und der Ur-Walderse regierte.

Kurz und gut: ich stammelte Blech und meine Schäflein machten nicht mal Muh, sondern sperrten nur s' Maul auf und glotzten abwechselnd ihren Herrn Hauptmann und ihren Herrn Leutnant an. Worauf ersterer letzteren etwas unübel anblies.

Aber das war nur das Vorspiel. Nachher jedoch, als wir unten auf dem schönen Hofe die ersten Anfänge des gelobten langsamen Schrittes übten — diese Blüte der Kunst ist ja wohl in ihrer edelsten Form jetzt auch über Bord geworfen! — da kam die Tragödie.

Ich sah ihn schon von weitem, unseren alten dicken Metten. Er ‚rahmte' eben nebenan, im Revier der Königlichen Siebenten, meinen Freund Karlchen. Und mir fiel das Herz in die Hosen.

Na ja — ihr lacht! Wenn ihr den alten Metten persönlich zu kennen den Vorzug gehabt hättet, würde euch das Lachen schon vergehen. Himmelkreuzdonnerwetter — beinah' hätt' ich geflucht.

Er war wirklich ein famoser Herr, unser böser Bataillonskommandeur. Anständig und vornehm von Gesinnung, wacker bis auf die Knochen. Und ein Exerziermeister, wie es keinen zweiten in Berlin gab. Er war nur so um siebzig Jahre zu spät Bataillonskommandeur geworden — unter dem alten Möllendorf

Digitized by Google

oder unter Rüchel wär' er just der rechte Mann gewesen, was das Exerzieren anbetrifft. Auf Maschinengewehre, Minenwerfer, Handgranaten und andere hübsche Einrichtungen der Neuzeit war er freilich nicht zugeschnitten. Für ihn mußte — nehmt's nicht übel — der Kampf noch etwas Ritterliches haben und der Krieg etwas Romantisches, obwohl er uns jungen Dächsen etwaige romantische Neigungen schnell und sicher auszutreiben wußte.

Schimpfen aber konnte er entschieden besser, als es irgendein General vor und nach 1806 verstanden hat. Wir Leutnants jedenfalls zitterten vor ihm, wenn er uns mit seinen großen runden Augen anguckte und den struppigen Schnurrbart strich und unsern Zug zehnmal hintereinander aus der Tiefe deployieren ließ und uns anschnauzte, daß wir meinten, kein Hund würde noch ein Stück Brot von uns nehmen. Außer Dienst sah er auch in uns durchweg den Gentleman, und mancher von uns hat erfahren, daß er auch wahrhaft kameradschaftlich sein konnte — im Dienst aber ... na, mit Glacées faßte er uns nicht an.

Damals fluchte man oder knirschte wenigstens. Später hab' ich eingesehen: auch seine Art hatte ihr Gutes — —

Also der alte Metten wälzte sich auf mich zu, stakend, langsam. Ich meldete —

Das erste Unglück. Er sagte eine ganze Weile gar nichts, sondern starrte nur auf meine junge Heldenbrust. Und dann fauchte er endlich: „Machen Sie gefälligst den dritten Knopf da oben zu! Ist das ein Anzug im Dienst! So ... jetzt rechnen Sie mir mal Ihre Rekruten vor — bitte!"

Das ‚Bitte!' kam bei ihm immer heraus, wie ‚hol' dich der Deubel!'

Ich fing an: „Zur Stelle 48 ... 2 Mann im Lazarett ... 3 Mann im Revier ..."

Und dann war ich zu Ende; ich wußte, es mußten 54 herauskommen, aber ich armes Luderchen konnte mich nicht erinnern, wo der 54ste, dies Ungeheuer, steckte. Es half auch gar nichts, daß der gute Specht, unser Feldwebel, hinter dem gestrengen Herrn Oberstwachtmeister (so wurden damals bei uns die Majors offiziös angeredet) immer wieder ein merkwürdig zerknittertes Stück Papier hochhob und verzweifelte Zeichen in der Luft machte. Ich fing noch einmal an: „Zur Stelle 48... 2 Mann im Lazarett ..."

Na — da ging's los! Ein schöner Rekrutenoffizier, der nicht über seine 54 elenden Männerchen Bescheid wüßte! Mohrenelement nicht noch einmal! Unaufmerksamkeit — geistige Schlappheit — Pflichtversäumnis! Eigentlich vom Fleck weg Stubenarrest —

Und während der dicke Herr wettert und sein rotes Gesicht immer röter und das arme Leutnantchen immer blasser wird, kommt schräg von der Ecke des Hofes her, von jenen stillen, weihevollen Orten, deren weder Fürst noch Bauer entbehren kann, mein 54ster an. Und wie erlöst (— er gewiß auch, aber ich noch mehr —) stammle ich: „Herr Oberstwachtmeister ... ein Mann ... ausgetreten ..."

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen! Ausgetreten ... so?!... Der da?! So? Komm mal her, mein Junge. So ... mach' mal deine Meldung ..."

Das ging natürlich auch nicht nach Wunsch. Aber das war nicht das Schlimmste. Sondern vielmehr, daß der alte Metten bald von seinem neuen Opfer abließ und sich wieder auf mich stürzte: „Wie heißt der Mann! Bitte!"

Ich könnte noch heut einen körperlichen Eid darauf ablegen: zwei Minuten vorher hatte ich den Namen des Unglückswurms gewußt. Jetzt aber, wie mich der Major anglotzt — tabula rasa!

Und nun die zweite Entladung: drei Wochen schon die Rekruten eingestellt! Jetzt noch nicht die Namen zu kennen! Unglaubliche Interesselosigkeit! „Ich bedauere das sehr, Herr von Spielberg ... bitte, mich nicht zu unterbrechen ... recht schlechtes Zeichen bei einem jungen Offizier. Werde mit Ihrem Herrn Kompagniechef ein ernstes Wort sprechen ... sehe, Sie müssen schärfer herangenommen werden. Ja ... mir höchst unangenehm, so etwas sagen zu müssen ... Herr — und solch ein verfluchtes weißes Bäffchen haben Sie da auch aus dem Kragen heraus stehen ... ein halbes Hemde ... und der Herr Oberst hat doch neulich erst... uff... die Kleiderordnung eingeschärft. Diese

Digitized by Google

Kampagnefreiheiten müssen endlich ... uff ... aufhören — —"

Wahrhaftig, mir war grün und gelb vor den Augen geworden. Aber plötzlich tauchte inmitten der bunten Ringe, die sich vor mir zu bilden anfingen, klar und deutlich ein Name, ein erlösender Name auf. Und in meiner Herzensfreude stieß ich, als der Major, der bei seiner Korpulenz, Gott sei Dank, leicht außer Atem kam, ein Augenblick innehielt, ihn heraus ...

„Müller ... Herr Oberstwachtmeister! Müller ..."

Es muß wohl überwältigend komisch gewesen sein. Denn selbst der Gestrenge konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„So ... Müller also! Na, aufregend ist der Name nicht! Ich danke Ihnen, Herr Leutnant!" sagte er und stelzte davon. Ich atmete auf. Aber da kam, feixend, unser Specht herangeschlichen, — es war noch einer von den alten, heut längst ausgestorbenen Feldwebeln, die sich schon einmal etwas herausnehmen durften — und wies mir sein Büchelchen mit den Nationales vor: „Schulze heißt der Mann, Gottlieb Karl Schulze aus Treuenbrietzen, Herr Leutnant!"

Also eine wissentlich falsche Meldung hatte ich auch noch gemacht! Wenn das der dicke Metten gewußt hätte, mit Haut und Haaren hätte er mich verschlungen — das „Bäffchen" eingerechnet!

Na, es ging den ganzen Vormittag so weiter. Ich kam aus dem Verdruß nicht heraus. Erst fiel mir noch ein Kerl von's Gerüste — ich meine vom Reck — und so unglücklich, daß er sich die Kniescheibe verletzte, eine Affäre, an der ja bekanntlich immer der aufsichtsführende Offizier schuld ist; dann mußte ich zufällig gerade hinsehn, als ein Unteroffizier einem dummen Dorfdeibel, der rechts und links nicht unterscheiden wollte, hinter die Löffel schlug, daß es nur so knallte, und ich hatte die üblichen Gewissensbisse, weil ich besagten trefflichen Lehrmeister nicht zu melden beschloß; dann kam der Oberst und wunderte sich, daß Herr Rekrut Puzpichler allerhöchst seinen Namen, nämlich den des Regimentskommandeurs, noch nicht kannte. Als der Dienst endlich vorüber war und ich mich auf meiner Kemenate an einem Rollmops und einem Maison du Nord, vulgo Nordhäuser, erquicken wollte, brachte mein Bursche sein Auslagebuch, und ich mußte blechen, und dann ließ sich 'ne Kompagnieordonnanz melden, um mir den Befehl zu überbringen, von 7 bis 8 Uhr abends noch 'ne Instruktionsstunde über „Pflichten" abzuhalten.

Es war schon schön.

Und dabei immer der verliebte Gedanke: heut mittag gehst du zu Kati! ein ganz großartig erhebender Gedanke, mit solch kleinem häßlichen Nebengeschmack dabei, über welch letzteren ich mir gar keine genaue Rechenschaft ablegen konnte. Aber da war er — das war sicher.

Und er wuchs, während ich in den Waffenrock stieg, und er wurde von Straßenecke zu Straßenecke bitterer, bis ich endlich vor der Wohnungstür stand, an der ein merkwürdig großes und merkwürdig schmutziges Schild den Namen „Max August Läugner" zeigte. Als ich das Ding sah und die Klingel zog — an dem Draht fehlte der halbe Griff —, hätte ich am liebsten Kehrt gemacht.

Aber da öffnete die Sonne meines Lebens schon selbst, und sie sah so bildhübsch aus in dem enganliegenden Wollfähnchen, mit der großen Schürze davor, um die vollen roten Lippen ein kleines süßes Verlegenheitslächeln, und sie drückte mir so herzlich die Hand und ihr kurzes, leises: „Alter Hans, bitte ... nicht wundern!" klang so ängstlich und doch auch wieder so vertrauensvoll, daß ich ganz glücklich war.

Ich nahm mir fest vor, mich über gar nichts zu wundern. Über gar nichts!

Ja — Kuchen! Ich glaube, mein dümmster Rekrut kriegte kein so dummes Gesicht fertig, wie ich trotz aller guten Vorsätze schon machte, als Kati die nächste Tür öffnete.

Denkt euch, bitte, ein recht großes zweifenstriges Zimmer. Die Decke Protzenstuck, an den Fenstern schwere, bunte Seidengardinen, auf der einen Seite ein paar hochelegante Stühle. Auf der anderen aber, die ganze Wand bis zur Decke einnehmend, ein Gestell, aus groben Holzstäben roh zusammengeschlagen, aus dem es in allen Tonarten schnatterte, in fünf Etagen. Keine Volière etwa, sondern ein richtiger Gänsestall.

Digitized by Google

Ein Salon mit einem Gänseſtall! Das hatte ich denn doch noch nicht geſehn!

Wie ich noch ſo ſtehe und von dem Zauber ganz geblendet bin, ruft es aber auch ſchon aus dem Nebenzimmer: „Na, Göre, bring' deinen Leutnant man rin! Bitt' ſchön, Herr Leutnant, hier ſind wir: Max Auguſt Läugner. Komm'n Se man. Hier gibt's n' guten Happenpappen!“ Alles mit ſolch dicker, öliger Stimme.

Ich — Donnerwetterchen ja! — ich wäre am liebſten davongelaufen. Aber da ſah ich wieder in Katis liebem Geſicht die Röte kommen und gehen und in ihren dunklen Augen den bittenden Blick ...

Zähne zuſammengebiſſen! Es kann ja ſo ſchlimm nicht werden! Was kann da ſein — —

„Ich wollte mir ſchon lange die Ehre geben, Herr Läugner,“ ſagte ich, in die Tür zum Nebenzimmer tretend, ſchlug die Hacken aneinander und reckte mich im Gefühl meiner Würde und meiner ſchönen Uniform.

Wenigſtens aufſtehen hätte der gute Herr doch können, ſeinen hohen Gaſt zu begrüßen.

Aber nein! Er blieb ganz ruhig in ſeinem Sofaeckchen ſitzen, hinter dem breiten Eßtiſch — der kleine dicke Mann, in ſeinem türkiſchen weiten Schlafrock, unter dem die heruntergetretenen Pantoffeln und die blauen wollenen Strümpfe hervorbaumelten. Er ſtreckte mir nur über den Tiſch weg ſeine Tatze hinüber, verzog ſein rundes rotes Dachdeckergeſicht zu 'nem freundlichen Grinſen und nickte mir zu: „Morjen, Herr Leutnant! Morjen! Was die Käte is, die verrückte Kruke, hat uns ja ſchon ſo ville erzählt von Ihnen all'n ... und ſo! Sie futtern doch n' Happen mit? Nu ne, wat wer'n Se nich? So'n Leutnantchen hat doch immer Hunger, un ſo'n Lachs, wie den Lachs, kriejen Se nich alle Tage. Von Borchardten aus der Franzöſſchen — wiſſen Se. Wir nehmen allens von Borchardten.“

Ich ſtand noch immer auf demſelben Fleck. Wie 'ne Salzſäule — Donnerwetter ... und würgte ...

Der ... freundſchaftliche Empfang ging mir doch über die Hutſchnur. Und das — das war alſo Kätes Vater, dies rotgehäutete, kahlköpfige, grinſende Ungeheuerchen da! Was es doch für ſeltſame Naturſpiele gibt!

... Und haſt du einmal A geſagt, mußt du auch ſagen B ...

Alſo ich trat näher heran, ich reichte Herrn Läugner die Hand. Und dabei ſah ich erſt die Beſcherung auf dem Tiſch.

Komiſch war's ſchon, und das Komiſche hat ja wohl immer was Erlöſendes. Ich mußte lächeln. Dem Herrn Leutnant dämmerte, ein klein wenig freilich nur, Verſtändnis für die Situation auf.

Tiſch ohne Tiſchtuch; die Mahagoniplatte ſtark ſchadhaft. In der Mitte ein weißes Holzbrett, mit 'nem ungeheuren Stück geräucherten Lachs drauf; daneben ein Meſſer; ein halber Laib Brot ohne Teller, direkt auf der Tiſchplatte; eine irdene Büchſe mit Kaviar; ein Teller mit ſchon halb abgeknabbertem Gänſebraten; eine dickbäuchige Rieſenflaſche, vier Gläſer, jedes von 'nem andern Format; ein angebrochener Teller mit 'ner Portion geſtoßenem Pfeffer drauf. Alles kunterbunt durcheinander —

Und wie ich meinen Blick hebe: eine wundervolle, geradezu koſtbare Gaskrone mit unzähligen Prismen; von ihr herabhängend, bis faſt auf die Tiſchplatte, ein robuſter Gummiſchlauch. Und über dem Sofa, auf dem Herr Läugner ſaß, ſein Porträt, ein ſchauderhaftes Stück in Eſſig und Öl; rechts und links davon aber die Bilder zweier ... nun ja ... zweier ſchönen Frauen. Ganz verſchieden beide: die eine ſchlank, blaß, dunkelhaarig, mit großen Augen — Katis Augen — wirklich ſchön; die andere rundlich, roſig, blond — wirklich ſehr hübſch. Beide Bilder aber, das ſah ſelbſt mein Laienauge, Meiſterwerke.

„Sie gucken ſich woll det Dreigeſtirn an? Was, Herr Leutnant? Scheen — nich? Beſonders meine Seel'ge — was? Die hat der Künſtler da unten jemalt, in Wien, wiſſen Se, der unſere olle Kaiſerin och jemalt hat ... der Anjeli! Koſt' mich funfdauſend Julden. Aber meine Jegenwärtige is och nich übel! Von Schradern — Koſtenpreis über tauſend Dalerkens! Un nu erſt Max Aujuſt mitten mang! Was — fein, fein, fein! Fufzig Taler hat er jekoſt, un allemal 'n Frühſtück für'n Künſtler. Fufzig Taler ſind für das

Digitized by Google

Jesichte doch genug!" Er lachte, daß es dröhnte. „Aber nu mal 'ran, Herr Leutnant, un injehauen! Käte, steh nich wie 'n Dussel da. 'N Stuhl für n' Herrn Leutnant! Un Muttern soll kommen!"

Ich eilte, mir selbst einen Stuhl heranzuschieben. Aber meine Hände trafen dabei auf die Katis, und die schmalen geliebten Patschhändchen waren eiskalt und bebten leise.

Kinder — glaubt's oder glaubt's nicht! — mir wirbelte es im Kopfe herum, wie der oft zitierte Mühlstein.

Endlich saß ich. Der Alte schenkte mir Wein ein, einen Ungarwein, wie ich ihn in der Tat noch nie getrunken hatte. Wundervoll, schmalzig und voll Feuer. Das war etwas anderes, wie der, den Tante Wreschen kochte. Dann schob er mir den Riesenlachs 'rüber. Da kam ich aber in die peinlichste Verlegenheit. Es war ja nur ein Messer und kein Teller da.

„Na nu man los! Jesses ne, säbeln sie sich doch 'n ordentliches Stück 'runter. Un da liegt ja das Brot! Umstände wer'n nich jemacht! Un nu tun se mal n' Mund auf, Herr Leutnant! Ich hab' ja eigentlich noch nich n' Ton von Ihnen gehört ..."

Das war die zweite Verlegenheit. Denn mir war die Gurgel wie zugeschnürt. Endlich — mit Mühe — brachte ich die geistreiche Bemerkung heraus: „Der Wein ist aber vorzüglich, Herr Läugner ..."

„Na oppa! So was jibt's freilich wohl auf Ihrem Kasino nich. Der is vom Fürsten Esterhazy und kost't fünf Taler die Buddel!"

„Fünf Taler —" rechnete ich ganz mechanisch und sah mich nach Kati um.

Sie war verschwunden. Und ich hatte das unbeschreiblich wehe Gefühl, daß sie draußen irgendwo den Kopf gegen eine Wand gelehnt habe müsse und weine —

Aber dafür rauschte im gleichen Augenblick ‚Muttern' herein. Sie rauschte wirklich, in starrer, schwarzer Seide. Eine noch immer sehr hübsche helle Blondine, tadellos gewachsen, freilich etwas üppig ins Kraut geschossen, mit höllisch klugen Augen. Ein biss'l sah man ihr wohl noch die frühere Wirtschaftsmansell an, oder so etwas, aber sie hatte sich doch schon stark zivilisiert ...

Das sollte ich bald merken.

Denn sie markierte mir deutlich die Dame, und eine ihrer ersten Bemerkungen — so mit 'ner gewissen großartigen Geste über den Tisch hin und einem Lächeln — war: „Mein Mann hat nun einmal eine besondere Vorliebe für die geniale Unordnung."

Er lachte wieder, daß es dröhnte: „Muttern, quassele nich! Det is hier mein Tisch! Ich berappe und ich will's haben, wie's mir paßt. Punktum — streu' Sand druff! Wenn ich tot bin, kannste tanzen jehn. Jetzt wird Ordre pariert. Was, Herr Leutnant? Aber Se trinken ja gar nich, Männeken. Prosit! Ick hab' mir wirklich sehr gefreut, daß Se jekommen sind. Wirklich! Wo stecken denn aber die Mächens, Muttern?"

„Gustel ist noch nicht aus der Stunde zurück. Aber Katherin wird gleich kommen."

Herr Läugner nickte mir zu. „Hübsches Mädel, das Kätchen — was, Herr Leutnant? Und gebildet! Ick bin nämlich sehr für die Bildung, müssen Se wissen! s' ist bloß, die Jöhre hat's dabei mit die Feintuerei gekriegt — na, ich treib' ihr die Mucken schon aus, wenn se mal wieder dichte bei's Überschnappen is. Ich bin nu mal für die Natürlichkeit. Immer unjeniert, heißt's bei mir. Soll ich mir mein Leblang geschunden haben, frag' ich Ihnen, Herr Leutnant, un mer jetzt von de Weiber uff'n Zopf spucken lassen?! Nee, das jibt's nich bei Max Aujust Läugnern —"

Und er nahm das einzige Messer und klopfte damit so energisch auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Und in seinen kleinen Augen schimmerte, neben großer Gutmütigkeit, doch auch ein ganz eigener Zug von Trotz. Es mußte nicht gut Kirschen essen sein mit dem Manne.

Mir schien die Zeit meiner Visite abzulaufen. Zumal Kati ja nicht wiederkam.

Aber das ging nicht so schnell mit dem Aufbruch. Erst mußte ich noch 'nen Löffel Kaviar essen — „von Schischin natirlich ... drei Taler 's Pfund, vom besten —"

— wahrhaftig, der beste Kaviar kostete dunnemals drei Taler — mußte ihn mit einem Humpen Ungarwein hinunterspülen. Dann fühlte Frau Läugner sich verpflichtet, noch ein wenig Konversation zu machen, wobei ich erfuhr, daß der wundervolle persische Teppich unter dem Tisch von Gerson sei und

Digitized by Google

zweihundert Taler gekostet habe; schließlich fing er von seinen Gänsen an zu erzählen und daß er mindestens jährlich am Stück 'n Taler spare, weil Mutter sie selber fett mache, „janz abgesehen von's Verjnügen", und dann erzählte sie ihm wieder, wie beiläufig, „vorhin sei der Agent Samelson da jewesen von wegen des Terrains in der Cottbuser Straße; er hätte einen Käufer mit 250000 Taler", worauf er aufs neue mit dem Messer auf den Tisch klopfte: Nich in die Lameng! Dreimalhundert oder nich rühr' an! Was, Herr Leutnant?"

Schließlich kam ich doch frei. Muttern erwiderte meinen Abschiedsgruß mit einem merkwürdig tiefen Knicks, Vatern schüttelte mir die Hand, daß sie mir weh tat, und forderte mich auf, recht bald wiederzukommen; ich hätte ihm sehr gut gefallen, sagte er dabei gütigst, und man sah es ihm an, er meinte es wirklich so.

Ich machte an der Tür zu dem Gänsestallsalon eine letzte Verbeugung, während derer ich mit einem einzigen Blick noch einmal die ganze merkwürdige Stube umspannte: von dem wunderlichen Paar am Eßtisch bis zu den an den Wänden aufmarschierten sechs Stühlen, deren drei von schwerstem Eichenholz mit Leder bezogen waren, während die drei anderen der Kücheneinrichtung entlehnt schienen. Dann war ich auf dem Flur und hatte die innere Klinke der Wohnungstür in der Hand.

Da hörte ich hinter mir einen ganz leisen Seufzer. Es war nur wie ein Hauch — Ich sah, mich umwendend, im Halbdunkel Katis schlanke Gestalt an der Wand lehnen, den Kopf leicht vornübergeneigt.

Ich sprang zurück, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Sie wehrte mir nicht. Aber sie flüsterte leise, traurig: „Ich wußte es ja, alter Hans ... wären Sie doch nicht gekommen! Nie — niemals! Ich ... ich schäme mich so —"

„Kati! Sie Liebe!" Ich wollte irgend etwas sagen, ein gutes Wort ... es sei ja nicht so schlimm ... und ich fühlte doch, das würde, müsse sie nur noch mehr kränken.

Und dabei schmiegte sie sich an mich. Nicht etwa — bewahre! — wie eine Liebende, sondern wie ein Schwesterchen, das von dem Bruder etwas erbitten, erbetteln möchte. Aber mir trieb's doch das Blut noch heißer durch die Pulse, als vorhin der feurige Ungarwein.

Ich legte meine Hand um ihre schlanke Taille, eine ihrer Locken strich mir über das Gesicht, und ich fühlte ihren Atem —

Hol' mich der Geier. Wenn die Lippen von zwei jungen Menschenkindern nu mal so nahe gekommen sind — —

Aber da rief plötzlich von drinnen die dicke, ölige Stimme: „Käte! Käte! Wo steckt das Mädel denn? Meine Stiebeln sollste mir bringen! Dalli — Dalli!"

Und vorbei war's. Sie schrak zusammen, wie unter einem Hiebe, und huschte fort.

Ich aber stieg langsam, sehr langsam die Treppe hinunter.

Der Kopf brannte mir.

Vater Läugners Ungarwein mußte doch sehr schwer gewesen sein. — —

⁂ ⁂ ⁂

Manchmal drängen sich an einem Tage die Eindrücke, als ob man in 'n paar Stunden mehr erleben sollte, als sonst in 'nem Jahr. So war's heute.

Ich döse den langen Weg nach der Kaserne und denke immerzu an die arme Kati, die mir dummerweise wie ein weißes Engelchen vorkam, das aus Versehen in die Hölle geraten ist — dritter Bratofen links —, und an den dicken Papa-Teufel, den Gänsemann, und mache mir 'ne höchst abenteuerliche Geschichte zurecht, wie besagter Herr Max August Läugner wohl zu seiner ersten Gattin gekommen sei, die als Katis Mutter doch wohl so etwas wie 'ne römische Contessa, mindestens, gewesen sein mußte. Nebenbei bemerkt: später hab' ich erfahren, daß sie aus Rixdorf stammte und daß ihr Vater ein ehrsamer Tischlermeister gewesen war. Also ich phantasier' mir allerlei dummes Zeug zusammen. Muß aber plötzlich zur Seite springen, weil mich ein Droschkenklapperkasten beinah überfahren hätte; hab jedoch noch solch halbverlorenen zufälligen Blick in das verschlossene Gestell ...

Der Schlag rührt mich, denk' ich! Wer sitzt drin? Magda Beltow und unser Otto —

Mit 'nem Male war's da in mir, als würde das Katigarn, das ich so sachte hingesponnen, glatt durchgeschnitten — ritsch! Und ich überlege mir: Wie kommen denn die beiden hierher, zusammen in einem

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde von Prof. Carl Albrecht
(In der Großen Berliner Kunstausstellung 1916)

Digitized by Google

Digitized by Google

Droschkong? Sind die schon soweit miteinander? Das ist ja verdeubelt schnell gegangen, kleine Witib! Erst Heulen und Zähneklappern und Sterbenwollen, ihm nach, ihrem braven Beltow, und nun schon vor der zweiten Verlobung!

Was nicht alles in der Welt vorkommt!

Solch junger Leutnant ist ja sonst nicht von der Neigung zu philosophischen oder moral-ästhetischen Exkursen angekränkelt. Ich war's nun schon am allerwenigsten. Aber diese Begegnung fiel mir nicht nur auf die Nerven, ich mußte mir auch meine eigenen Gedanken darüber machen. Die Geschichte kam mir zugleich kreuzdämlich und eigentlich komisch vor; aber es war auch ein eigner gallig bitterer Kitzel dabei.

Das schoß mir so durch den Kopf, blitzschnell, und da sah ich auch schon die Droschke mit den beiden etwa fünfzig Schritte vor mir, auf der anderen Seite der Straße halten, beide Insassen aussteigen und in das Haus treten.

Niederwallstraße! Was hatten die — mochte sonst mit ihnen los sein, was da wollte — in einem Hause in der Niederwallstraße gemeinsam zu suchen?!

Ich bin sonst wirklich nicht neugierig — war's auch damals nicht. Ich hab' immer an den hohen Weisheitsspruch gedacht, den mir mein Vater selig nachdrücklich einbleute, als er mich mal an seinem Schreibtisch herumschnüffeln sah: Um ungelegte Eier sollst du dich nicht kümmern!

Aber diesmal — ja, Donnerwetter, da brannte es doch in mir auf.

Die Flamme erlosch freilich gleich wieder. Denn als ich bei besagtem Hause vorbeistreifte, die Nase hoch, wie 'n Jagdhund, las ich an der Tür auf n'em schönen großen Porzellanschild: „Dr. Hermann Levy. Rechtsanwalt und Notar."

Nun war's ja klar wie Kloßbrühe. Die beiden hatten da oben wegen des Heiratskonsenses zu tun. Man brauchte also eigentlich nur noch zu gratulieren!

Na, wenn man mal solche feste ordentliche Tatsache vor sich sieht, anstatt aller möglichen vager Vermutungen, dann beruhigt man sich ja gewöhnlich überraschend schnell.

Das tat ich also auch.

Ich schwankte sogar einen Moment, ob ich nicht vor der Tür von Herrn Notar Hermann Levy warten und den beiden dann gleich meine sogenannten Glückwünsche zu Füßen legen sollte. Es kribbelte ein bissel in mir, ihre erschrockenen, verlegenen Gesichter dabei zu sehn. Aber wozu? Ich pendelte weiter. —

Gerade wie ich unter die Linden einbiege, kommt mir Graf Haldringen von meinem Regiment entgegen. Der war damals zu einem der schönen Kurse kommandiert, auf denen allmählich allen Herren, die im Feldzug Offizier geworden waren, ohne vorher eine Kriegsschule besucht zu haben, mit möglichster Fixigkeit das erforderliche Mindestmaß von theoretischem Wissen eingepaukt wurde; höchst nützliche Einrichtung, solche Art Nürnberger Trichter für Taktik, Waffenlehre und Fortifikation, von uns strebsamen Herren mit viel Schlaf und viel Bummelei gern genossen.

„Morjen, Spielberg!" ruft mir Haldringen zu. „Du hast aber 'n Turkel. Ich suche gerade jemand, den ich auf ne anständige Röte stoßen kann — so als Ring des Polykrates nämlich, weil ich gestern abend 'n ganz unvernünftigen Zügel im Makao gehabt habe. Komme mit zu Dressel, du Glückspilz!"

Den Haldringen mocht ich furchtbar gern. s' war solch flottes, liebes, blondes Kerlchen, bissel leichtsinnig, bissel verdreht, immer lustig, riesig gutherzig. Einer von den Menschenkindern, die man gern haben muß.

„Avanti, conte! Ich bin dein Mann. —"

Wir gingen also zu Dressel.

Das war nun aber noch nicht etwa das elegante Lokal von später. Bewahre! Es war das kleine gemütliche Lokälchen Ecke der Linden und der Neustädter Kirchstraße, in dem der Dressel groß geworden. Oben ein paar Zimmerchen und unten die „Katakomben", in denen es oft bunt genug zuging. Schwamm drüber. —

Aber das hat ja mit meiner Geschichte nix zu tun. Immer hübsch bei der Stange bleiben.

Wir sitzen also bei unserer Pulle Margeaux, und Haldringen erzählt mir lachend von einer schweren Sitzung, die sie gestern nacht hier im Lokal, aber unten in den Katakomben, gehabt hätten. —

„Ihr Rackers habt also wieder gejeut! Na wenn das der Oberst erfährt —"

Digitized by Google

„Pah —“ macht der Conte und streicht sich sein kleines ganz hellblondes Bärtchen hoch, das er damals schon so trug, was man heut à la Haby nennt — „die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn. Und diesmal war's eigentlich 'ne gerechte Strafe. Otto hat uns oft genug hochgenommen, gestern aber hat er Haare lassen müssen. Feste —“

Otto!

Da war er also wieder! Immer wieder er!

Es war ja nicht gerade schön und edel von mir. Aber es kam mir aus dem Herzen, als ich sagte: „Das freut mich, Conte! Und du ... hast du dem Löwen die Mähne gerupft?“

Haldringen machte ein tieftrauriges Gesicht und lachte dazu: „Kein Bein — leider nein! Für mich Fußfanteristen sind nur ein paar elende Schwanzhaare besagten Raubs abgefallen; die Mähne wurde von der Reiterei nach Hause getragen. 'ne stramme Mähne, kann ich dir sagen. Otto wird wohl seine ganze Kriegsbeute hier gelassen haben und noch was dazu. Sohne fünf oder sechs Tausend Tälerkens sind's sicher gewesen ... wenn nicht mehr!“

„Donnerwetter!“

Ich hab's schon mal gesagt: bei uns draußen in der Kaserne wurde ja auch gejeut, mehr als gut. Aber das war ja immer ein kleines Joko geblieben, bei dem 'n Coup caché, mit 'nem Goldstück in 'n preuß'schen Talerschein eingewickelt, schon als 'ne Tat galt. Um die Tausende ... nee! ... war's nie gegangen.

Und ich dachte jetzt: draußen bei uns hat er's sich zusammengeläppert. Nu genügt's ihm nicht mehr, das Petit Jeu, und er versucht's hier in den Katakomben. Schon recht, schon gut, daß er 'reinfliegt ...

Aber ich hatte das noch nicht recht ausgedacht, als mir auch schon durch den Sinn schoß: Und die kleine Magda, die süße Magda Beltow mit ihren paar Groschen! Herr du meine Güte!

„Prosit!“ sagte da Haldringen. „Was döst du eigentlich? Da habe ich mir ja 'n recht pläsierlichen Gast eingeladen.“

„Prosit, Conte! Sei nicht böse, aber ich ... na, weißt du, die Geschichte mit Otto und so, das geht mir doch 'n bissel im Schädel 'rum. Er muß sich ja zugrunde richten und —“

„Pah! Otto? Der fällt immer wieder auf die Füße.“ Der Graf lachte. „Wenn der mal im Duell 'n armen Kerl totschießen sollte, kriegte er noch die Rettungsmedaille obendrein. Und wenn ihn gestern die schwere Reiterei belehrt hat, — Helting von den Kürassieren deckte sechsmal hintereinander Schlag neune auf — er wird sie dafür das nächste Mal desto gründlicher ausmisten. Im Feldzug war's auch nicht anders!“

„Richtig, Graf! Du standst ja mit Beltow und Otto bei der sechsten zusammen.“

„Von Sedan ab, heißt das. Ja —“

Beltow und Otto! Oreſt und Pylades! Und so grundverschiedene Menschen. Es gibt schon wunderliche Freundschaften! Fritz Beltow, das feine kleine Männchen, vornehm vom Scheitel bis in die Fußspitzen — aber anlehnungsbedürftig, unselbständig. Ich wußte ja, er, der Ältere, hatte sich auch im Feldzug, wie schon im Kadettenkorps an Otto gehangen, an den robusten Drauf und Durch!

Bis dann — wie war das doch eigentlich gewesen? Das mußte Haldringen am besten von uns allen wissen.

„Gib mir noch 'ne Träne, Graf. So — und nun, bitte, erzähl' mir mal ... ich hab meinen besonderen Grund ... wie war das eigentlich mit Beltows Verwundung? Du warst ja doch dabei. Nicht wahr?“

Der Graf zog sein Glas zu sich heran. Sein hübsches, heiteres Gesicht wurde plötzlich ganz ernst.

„Unser guter Beltow!“ begann er endlich. „Ich hab' ihn so gern gehabt, denn er war wirklich rührend gut zu mir Springinsfeld. Und daß er so dran glauben mußte ... vor Paris erst, als der ganze Krempel schon so ziemlich vorbei war! Nee, übrigens bei seiner Verwundung selbst bin ich eigentlich nicht mit dabei gewesen. Aber nachher ... bei seinem Tode. Armer Kerl! Also die Sache kam so, Hans. Wir waren im Montmagny auf Vorposten. Ich hatte als Jüngster die Feldwache vorn am Dorfausgang — erinnerst du dich noch, gerade Villeteneuse gegenüber. Es war zwei Tage, ehe unsere Batterien losbullerten. Da kam, so gegen elf Uhr abends, Beltow mit drei Mann vom Soutien und sagte mir: er solle nach Villeteneuse herein, nachsehn, ob die

Digitized by Google

Franzosen es wieder besetzt hätten. Du weißt ja, manchmal schickten sie 'n Zug in das Dorf, manchmal war nicht 'ne Maus drin. Otto hatte sich hinten bei unserem gestrengen Kompagniechef gelangweilt und war mit bis zur Feldwache geschlendert; er wollte bei mir 'n Glas anständigen Grog trinken, bis Beltow zurückkam. Du mein Gott — in 'ner Stunde, dachten wir ja natürlich, ist er wieder da, heil und munter, mit seinen drei Männerkens. Denn wenn es da drüben in der Dorfstraße auch manchmal Knallerei gab, herüber — hinüber, die Sachen hatten wir uns ja doch alle gewöhnt als Spaßvergnügen anzusehn. Also, unser guter Beltow schiebt los. Otto und ich kauern uns in unsere Lehmhütte, mein Bursche braut den üblichen Maitrank und, richtig, Otto zieht auch gleich die Deubelsblätter 'raus. Wir machen ein kleines, harmloses Makaochen.

„Trink mal aus, Hans! Du nippst ja heute wie 'ne alte Jungfer! Ja, so... das Jeuchen geht so seinen Gang, und es stört uns auch nicht, als mit 'nem Mal, so nach 'ner halben Stunde, vorn in Villeteneuse ein kurzes Geknalle losgeht. Erst so was wie 'ne Salve, bei der unser alter Metten die Hände überm Kopf zusammenschlagen würde, so klackerten die Kerle, und dann noch ein, zwei Dutzend Einzelschüsse. Wie gesagt: wir achteten kaum darauf. Die Moblots drüben liebten ja nu mal die Pulververschwendung, und treffen — wer dachte denn an treffen; sie schossen ja schon bei Tage so miserabel. Dann war auch alles wieder hübsch ruhig und still, bis — Otto sagte gerade wieder großen Schlag an — die Tür der Baracke aufgestoßen wurde und ein Füsilier, Brehmer hieß er, hereinstürzt und meldet, so mit zitternder Stimme: ‚Der Herr Leutnant ist erschossen. Sie bringen ihn gleich —'

„‚Was?' ‚Beltow?' — ‚Verwundet?' — ‚Tot?'

„Du kannst dir ja denken, wie wir aufsprangen, den Mann, der ganz außer Atem war und an allen Gliedern vor Erregung bebte, ausfragten; wie ich ihn sofort weiter zum Soutien und eine Ordonnanz zum Doktor schickte, nach dem Bataillonsquartier. Alles in einer Minute, und daß wir dann, so schnell uns unsere Füße trugen, bis zum Doppelposten vorn an der Straße vorliefen.

„Da brachten sie ihn auch schon — unseren guten armen Beltow. Die braven beiden Kerle hatten eine Tür ausgehoben, ihn hinaufgelegt. Keuchend schleppten sie ihre Last. Du weißt ja, Beltow wurde von seinen Leuten vergöttert. Den Kerlen standen die Tränen in den Augen.

„‚Tot?' fragten wir wieder.

„Sie zuckten die Achseln. Dann meinte der Gefreite Volkerding, der vorne angefaßt hatte, ganz leise: „Ich meine doch, er hat noch geatmet —"

„Wir griffen selbst zu, Otto und ich. Die beiden Füsiliere konnten ja kaum noch —

„So trugen wir ihn bis zur Baracke.

„Ich ging am Kopfende und ich sah immer, immer in sein hübsches blasses Gesicht. Es war so ruhig, als schliefe er; nur die Lippen waren ein wenig geöffnet, ein paar Tropfen Blut standen darauf, und links auf der Brust sickerte es auch, ganz wenig aber nur —

„Ich meinte für gewiß, er sei tot. Und ich mußte die Zähne zusammenbeißen, so überschauerte es mich. Merkwürdig oder auch nicht merkwürdig: nach St. Privat haben wir doch mitten unter Verwundeten und Toten gelegen, das aber hier war so ganz anders, mit dem lieben Kameraden auf der Bahre. Am 18. August, weißt du, Hans, da hatten die große seelische Erschütterung und die riesigen Verluste jeden von uns stumpfer gemacht. Aber hier — jetzt — dieser eine — es schnitt einem zu tief ins Herz! Ihr habt ja alle wohl damals ähnlich empfunden.

„Nun also: als wir ihn dann niederlegten und den Rock herunterrissen und das Unterzeug — da... ich denke, mir stockt der Atem vor freudigem Schreck... da ist noch so etwas, wie ein ganz, ganz leiser Herzschlag da. Und weil auch die kleine Wunde fast gar nicht blutete, stieg eine leichte Hoffnung in mir empor. Indem kam auch, atemlos, in Schweiß gebadet, unser guter dicker Stabsarzt Harms an. Viel Worte gab's nicht. Aber wir sahen doch, während er sich über Beltow beugte, gleich sein bedenkliches Gesicht.

„Die beiden Füsiliere von der Patrouille standen noch daneben, und der Gefreite meldete mir, flüsternd und immer mit solch eigenem traurigen Blick auf Beltow: sie waren bis an die Kirche von Villeteneuse

Digitized by Google

gekommen, ohne etwas von den Moblots zu sehen; dann aber hatten sie plötzlich aus den oberen Kirchenfenstern eine feste Salve bekommen; Beltow rief: ‚Zurück!‘ — aber er war zugleich in die Knie gesunken, hatte sich noch einmal aufgerafft, war etwa fünfzig Schritt gelaufen bis an die Straßenecke — dann mit ihnen in eine Haustür getreten und aufs neue zusammengebrochen. Die Franzosen schossen nicht mehr, sie folgten auch nicht. So hatte der Gefreite den Brehmer vorausgeschickt und mit den andern Beltow zurückgetragen — —“

Plötzlich zuckte der Graf zusammen und unterbrach sich.

„Ich wandte mich um: Beltow hatte die Augen aufgeschlagen. Nie in meinem Leben werd’ ich das vergessen, wie sein Blick durch die elende, nur von der kleinen Petroleumlampe erleuchtete Baracke irrte und dann an Otto haften blieb. Mit solch ganz eigenem Ausdruck von Leid und Freude.

„Der Stabsarzt war zur Seite getreten. Ich las in seinem Gesicht: zu helfen ist hier nicht.

„Otto und ich traten zu Beltow heran. Aber es war, als sähe er mich nicht. Sein Auge wandte sich nicht von Otto. Und dann versuchte er zu sprechen. Das war schrecklich. Man sah, wie die wunde Brust sich quälte und das schaumige Blut immer wieder zwischen die Lippen trieb. Wir baten ihn zu schweigen, er schüttelte ganz wenig den Kopf. Dann hob der Doktor ihm den Oberkörper etwas an und befeuchtete ihm die Lippen.

„Und da kamen ein paar verständliche Worte heraus, immer mit dem bittenden, schmerzlichen Blick auf Otto. Ich weiß heut jede Silbe — ich habe sie dann ja auch Frau von Beltow so oft wiederholen müssen —

„Er sagte, stockend, unter immer neuen Anläufen: ‚Magda . . . arme liebe . . . Gruß . . . Dir vertraue ich . . . Magda an . . . Otto . . . lieber . . . Freund. Du . . . gib mir . . . Hand . . . versprich . . .‘

„Nichts mehr. Denn plötzlich zuckte der ganze Körper zusammen, ein Strom Blut stieß aus seinen Lippen —

„Otto hatte seine Hand ergriffen und stammelte: ‚Ja, Fritz . . . ja!‘

„Ich weiß nicht, ob Beltow das noch gehört. Aber ich meine fast, als hätte ihm das ‚Ja‘ wohlgetan. Denn es war, als leuchteten seine Augen noch einmal auf —

„Und dann war alles vorbei. Gerade in dem Moment, als unser Hauptmann in die Baracke trat.“

* * *

Der kleine Conte war sehr ernst geworden. Ich auch. Wir saßen uns ein paar Minuten schweigend gegenüber, die Hand am Glase, ohne zu trinken.

Dann stürzte er plötzlich hastig seinen Rest herunter und sagte: „Na, alles was wahr ist . . . mit seinem Versprechen wenigstens hat es Otto ernst genommen. Das merkte man ja damals schon, als die arme kleine Frau kam, um Beltows Sarg zu holen. Und ich höre ja, er ist auch jetzt noch ihr Berater —“

Er sagte das ganz harmlos, ohne jeden Nebengedanken, unser harmloser Haldringen. Aber in mir stieg es gallebitter hoch. Ja — ‚er war ja auch jetzt noch ihr Berater!‘

Ich fühlte, ich ahnte, wohin sein Rat Magda führen mußte... (Fortsetzung folgt)

Steinklee

Goldgelben Steinklee leg’ ich in meine Schränke,
Damit er Wäsche, Bücher, all mein beweglich Gut
Mit Wohlgeruch der Sommersonne durchtränke,
Mit Wiesenluft und Juniglut.

Ich nehme jedes Glück so weit als möglich mit.
Wie schön, wenn tief im Winter ein sonnenfrommer,
Beschneiter Freund in meine Stube tritt
Und selig atmend sagt: „Es riecht nach Sommer“.

Johann Friedrich

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Anſelm Feuerbach

(Als Leihgabe des Königs im Beſitz der Kgl. Gemäldegalerie in Stuttgart)

Digitized by Google

Digitized by Google

Imperator Caesar Augustus

Von Prof. Dr. Otto Seeck

Am 19. August 1914 sind es neunzehnhundert Jahre geworden, daß der Mann, der zuerst den Namen Imperator Caesar Augustus trug, aus dem Leben schied. Keinem ist es damals, 1914, eingefallen, sich dieses Gedenktages zu erinnern. Denn unmittelbar vorher war der furchtbare Kriegssturm ausgebrochen, der uns jetzt umtobt, und in der Sorge um die Gegenwart, der begeisterungsvollen Hoffnung auf die Zukunft hatte man weder Zeit noch Lust, einer so weit entlegenen Vergangenheit zu gedenken. Doch jetzt, wo das Gewaltige, das anfangs alle unsere Sinne gefangen nahm, durch seine nur zu lange Dauer uns fast gewöhnlich geworden ist, besinnen wir uns auf die Wurzeln, aus denen unsere Gegenwart hervorgewachsen ist, und mehr und mehr kommt die historische Betrachtung wieder zu ihrem Rechte. Da dürfte es Zeit sein, auch des Mannes zu gedenken, von dessen Namen das Wort des Imperialismus abgeleitet ist, das uns jetzt immer wieder bedeutungsvoll entgegenschallt.

Was eine beherrschende Persönlichkeit geleistet hat, zeigt sich wohl am deutlichsten in dem, was ihrem letzten Tage folgt. Denn hat ein Staatsmann der Zukunft seines Volkes neue Bahnen gewiesen, so pflegt sein Tod die Probe auf die Dauerbarkeit seines Werkes zu bieten. Denn er gibt allen Widerstrebenden, die seine mächtige Persönlichkeit vorher niedergehalten hatte, neuen Mut. So war Sulla kaum zu Grabe getragen, als die Gesetze, durch die er die Verfassung Roms geordnet hatte, angefochten wurden, und sehr bald darauf sank eins nach dem andern dahin. Nach der Ermordung Caesars hatte der republikanische Geist sich mächtig erhoben und nur Ströme von Blut konnten ihn ersticken. Nicht wenige fürchteten daher das Ausbrechen neuer Bürgerkriege auch beim Tode des Augustus. Seine Gattin Livia hielt ihn anfangs geheim und schickte eiligst nach ihrem Sohne Tiberius, der eben im Begriffe war, einen Feldzug anzutreten, damit er zurückkehre und der neue Herrscher zur Stelle sei, wenn seine Macht bedroht werde. Aber alles blieb ruhig. Das Kaisertum, wie Augustus es begründet hatte, behauptete sich jahrhundertelang, und der stolze Name, den er führte, ist zu dem Titel geworden, der „noch heut das Höchste in der Welt bedeutet".

Dies zähe Fortleben dessen, was er geschaffen hat, ist der sicherste Beweis dafür, daß es mit genialem Scharfblick dem angepaßt war, was seine Zeit forderte. Sulla hatte die schwer erschütterte Senatsherrschaft neu befestigen wollen; doch sie hatte sich überlebt und mußte zugrunde gehn. Caesar warf sie nieder und wollte ein Königtum an ihre Stelle setzen; doch im Rechtsempfinden des Volkes wurzelte die alte Verfassung noch zu fest, als daß man sich ihren rücksichtslosen Umsturz hätte gefallen lassen. Augustus schuf eine Monarchie, die tatsächlich nicht minder unbeschränkt war als der Despotismus eines orientalischen Sultans; aber er kleidete sie in die altgewohnten und hochverehrten Formen der Senatsherrschaft, die er sorgfältig beobachtete, darum aber nicht weniger zu leeren Formen machte. Innerlich war seine Schöpfung ebenso revolutionär wie die Caesars, während sie äußerlich die Reaktion Sullas zu wiederholen schien. So bewies er, daß es durchaus keine schlechte Politik ist, den neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Gerade daß Form und Wesen seiner Herrschaft untereinander im Widerspruch standen, erhielt sie nicht nur ihm selbst bis in sein sechsundsiebzigstes Lebensjahr, sondern auch der langen Reihe seiner Nachfolger.

Die republikanische Verfassung Roms hatte sich in einem Kleinstaat gebildet, dessen Grenzen nur wenige Meilen hinter der Stadtmauer lagen. Doch unter ihrer Herrschaft war er zu Macht und Größe gelangt, und damit schien der Beweis für ihre Vortrefflichkeit gegeben. Man hielt daher in treuer Liebe an ihr fest, auch als es ein Weltreich zu behaupten und zu verwalten galt; den Anforderungen aber, die hierdurch an sie gestellt wurden, konnte sie nicht gewachsen sein. Vor allem war es verhängnisvoll, daß die Ämter nur ein Jahr bekleidet wurden, und Wiederwahl zeitweilig ganz verboten, immer seltene Ausnahme war. Da nun die politischen Talente oder gar Genies an keinem Ort und zu keiner Zeit sehr dicht gesät waren, verstand es sich unter diesen Umständen von selbst, daß die Regierung fast immer in den Händen von Mittelmäßigkeiten lag. In den Urzeiten der Republik ließ sich dies ertragen. Denn um als Bürgermeister einer Kleinstadt seine Pflicht zu erfüllen, braucht es keiner hervorragenden Geistesgaben, und für die Kriege kam man auch ohne geniale Feldherren aus, solange es fast nur Räuberscharen abzuwehren galt, die aus den volskischen oder sabinischen Bergen hervorgebrochen waren und den römischen Acker plünderten. Doch in den schweren Kämpfen um den Besitz Italiens und dann um die Weltherrschaft hat die Unfähigkeit der Konsuln oft Niederlagen verschuldet, und nur die Tüchtigkeit der gemeinen Krieger entschied den endlichen Sieg. Noch unbrauchbarer aber erwiesen diese kurzfristigen Ämter sich für die Ver-

Digitized by Google

waltung im Frieden. Soviel man konnte, wälzte man sie ab, indem man der Selbstregierung der einzelnen Städte und Völkerschaften möglichst freien Spielraum ließ. Gleichwohl waren sowohl für die höchste Gerichtsbarkeit als auch für die Kriegführung, wenn ein Aufstand der Unterworfenen oder der Angriff eines benachbarten Volkes sie nötig machte, Vertreter der römischen Zentralgewalt nicht zu entbehren. Ein solcher Statthalter kam in ein fremdes Land, dessen Sprache und Sitten er meist nicht kannte und auch niemals kennen lernte, weil die Zeit seiner Verwaltung eine viel zu kurze war. Doch seine Gewalt war so gut wie unbeschränkt; denn Rom lag unendlich weit, und in der Nähe befand sich keiner, der ihn hätte beaufsichtigen oder gar zur Rechenschaft ziehen können. Selbst bei gutem Willen waren Mißgriffe nicht zu vermeiden, und oft genug fehlte dieser oder schwand, falls er vorhanden gewesen war, schnell dahin. Denn wer sich überzeugt, daß eine befriedigende Lösung seiner Aufgabe ihm unmöglich ist, der muß, wenn er kein ganz ungewöhnlicher Mensch ist, schnell an ihr erlahmen und wird es dann noch schlechter machen, als er vielleicht könnte. Und verzichtet er darauf, zum Nutzen der Untertanen zu wirken, so wird er um so eifriger seinen eigenen Nutzen wahrnehmen. Dies war der Fall der meisten Statthalter: sich in Rom um ein Amt bewerben, war nicht billig; da mußte man die Kosten aus der Provinz wieder herausschinden und noch dazu ein Geschäft zu machen suchen. Und die das Geld hergeben mußten, waren mit des Schwertes Schärfe unterworfen, katzenbuckelnde Griechlein oder rohe Barbaren, die der stolze Römer kaum als Nebenmenschen anerkannte und deren Leiden in ihm daher auch kein menschliches Mitleid erweckten. So verkamen die Provinzen und durch den entsittlichenden Einfluß, den dies Raubsystem üben mußte, mit ihnen auch die Römer, die sie regierten. Für beide war es nötig, daß über die Statthalter scharfe Aufsicht geführt wurde; zu einer solchen aber war nur ein Monarch imstande.

Vorher hatte es dafür kein anderes Organ als den Senat gegeben, eine Körperschaft, in der jener echt römische Widerspruch zwischen der tatsächlichen Macht und ihren rechtlichen Formen, wie ihn Augustus in seine Verfassung einführte, sich schon lange geltend gemacht hatte. Dem Rechte nach war der Senat nur der bescheidene Ratgeber der Beamten; alle seine Beschlüsse kleidete er in die Form von Gutachten, und selten fehlte darin die Klausel: „wenn es den Konsuln gefällt". Diese besaßen eine fast königliche Macht; damit aber ruhte auf ihnen auch eine Verantwortung, wie sie Menschen gewöhnlichen Schlages — und das waren sie ja fast alle — nicht leicht tragen können. Um diese von sich abzuwälzen, trafen sie so gut wie niemals eine wichtige Entscheidung, ohne vorher den Senat gefragt zu haben. Denn wenn sie nach seinen Beschlüssen handelten, waren sie vor der öffentlichen Meinung gedeckt, auch wenn die Folgen ihnen unrecht gaben. Setzte er sich doch aus denen zusammen, die vorher Ämter bekleidet hatten, umfaßte also alles, was es in Rom an politischer, kriegerischer und administrativer Erfahrung gab. Nicht mit Unrecht konnte man ihn eine „Versammlung von Königen" nennen; denn von den Männern, die ihn bildeten, hatten sehr viele wirklich wie Könige in der Stadt oder in den Provinzen geschaltet. Sich ihren gemeinsamen Beschlüssen zu widersetzen, wagten daher nur sehr wenige, und geschah es doch, so hatte man zehn Volkstribunen, von denen einige immer dem Senat zustimmten. Ein einziger aber genügte, um jede Handlung des Konsuln durch seine Interzession zu hindern.

Auf diese Weise war der Senat trotz seiner höchst bescheidenen Befugnisse zum eigentlichen Beherrscher des Reiches geworden, und lange Zeit hatte er sich dieser Stellung nicht unwürdig gezeigt. Den jährlich wechselnden Beamten gegenüber war er der Träger dauernder Überlieferung und verlieh so der römischen Politik eine feste Konsequenz, wie sie ohne ihn nie erreichbar gewesen wäre. Aber indem durch ihre Mißregierung in den Provinzen die Beamten sittlich herunterkamen, mußte den Senat, der aus ihnen gebildet wurde, das gleiche Schicksal treffen, und frisches Blut, das von jener Verderbnis noch unberührt geblieben wäre, drang fast nie in ihn hinein. Zwar wurden die Ämter durch Volkswahl verliehen, und jeder unbescholtene Bürger konnte sich um sie bewerben; doch auch in dieser Beziehung stand das geltende Recht im Widerspruch zu seiner tatsächlichen Anwendung. Denn wer Konsul oder Prätor gewesen war, besaß immer einen so großen Anhang, daß er die Wahlen höchst wirkungsvoll beeinflussen konnte, und brauchte diese Macht zugunsten seiner Söhne, Neffen und der sonstigen lieben Verwandtschaft. Die nicht in diesen Kreis gehörten, die „neuen Menschen", wie man sie zu nennen pflegte, konnten nur in den seltensten Fällen ihre Wahl durchsetzen und so in den Senat gelangen. Auf diese Weise repräsentierte er trotz der demokratischen Verfassung eine fast ganz geschlossene Aristokratie, in der die meisten untereinander verwandt oder verschwägert waren. Dadurch wurde er ganz ungeeignet, über die Beamten scharfe Aufsicht zu üben. Hatte ein Statthalter geraubt oder erpreßt, so sah man ihm durch die Finger, weil man einen guten Bekannten nicht gerne angreift und weil man seinen großen und mächtigen Familienanhang zu scheuen hatte, zum Teil wohl auch, weil man damit rechnen mußte, bei ähnlichen Verbrechen die gleiche Nachsicht zu finden.

Zuerst hatte eine demokratische Partei sich gegen diese Schandregierung erhoben. Sie hatte daran erinnert, daß nach dem Staatsrecht das Volk der Souverän, der Senat nur

Digitized by Google

der Ratgeber der Beamten war, und den Versuch gemacht, dies auch tatsächlich zur Geltung zu bringen. Doch die rohe Masse ist für sich nicht handlungsfähig; sie bedarf eines Führers, der ihren Beschlüssen die Richtung gibt und sie zur Ausführung bringt. Die Herrschaft des Volkes konnte daher nichts anderes bedeuten, als die Herrschaft des Demagogen, dem es vertraute. So hatten die Gracchen den Staat regiert; doch die Jährigkeit der Ämter hatte sie verhindert, ihre Macht festzuhalten. Denn ohne Beamter zu sein, konnte man in Rom nicht einmal eine Volksversammlung berufen, geschweige denn ein Gesetz beantragen, und daß sie Jahr für Jahr wiedergewählt wurden, konnten sie gegen den Widerstand der Aristokratie nicht durchsetzen. Um diese niederzuhalten, bedurfte es einer dauernden Gewalt, die nicht von der wechselnden Volksgunst abhängig blieb.

Eine solche für sich zu schaffen, war erst dem großen Caesar gelungen. Auch er hatte seine Laufbahn als demokratischer Führer begonnen; aber daß er der Stimmen in der Volksversammlung sicher war, benutzte er in erster Linie, um sich ein zuverlässiges und wohlgeübtes Heer zu verschaffen. Den Ausgangspunkt für seine Alleinherrschaft bildete das Prokonsulat, auf das später auch Augustus seine Monarchie gründen sollte. Daß ein Jahr für die Statthalterschaft einer Provinz zu wenig war, hatte man längst erkannt; sie war daher das einzige regelmäßig wiederkehrende Amt, das nicht auf diesen kurzen Zeitraum beschränkt war, und bot so die geeignetste Handhabe, um eine langdauernde Macht zu gewinnen. Doch hatte es bisher im Belieben des Senats gestanden, wie lange er sie in jedem einzelnen Falle ausdehnen wollte. Caesar machte sich von ihm unabhängig, indem er sie sich durch Volksgesetz auf eine Reihe von Jahren verleihen ließ. Und indem er durch die Eroberung Galliens sein Heer übte und an seine Person fesselte, schuf er sich das Werkzeug, das ihm in schweren Kämpfen die Herrschaft gewinnen und sichern konnte.

Doch Caesar begnügte sich nicht mit dem Wesen der Monarchie, wie es später Augustus getan hat; er wollte ihr auch in staatsrechtlichen Formen klaren Ausdruck geben, und das offene Eingeständnis, daß es mit der Republik zu Ende sei, vermochte sein Volk nicht zu ertragen. Ihr Grundpfeiler war im Gegensatze zu der Lebenslänglichkeit des Königtums die Befristung aller Ämter. Zwar übernahm man die Statthalterschaften auf unbestimmte Zeit, aber doch auf Zeit, und ebenso hatte es Sulla mit seiner Diktatur gemacht. Dasselbe konnte Caesar tun, und wenn er sie niemals niederlegte, hätte man sich dies stillschweigend gefallen lassen. Er aber nahm den Titel dictator perpetuus an und bekannte damit, daß er gar nicht die Absicht hatte, sie niederzulegen. Und auch dies genügte ihm nicht. Die Diktatur verlieh unbeschränkte Gewalt, aber sie war ein Amt, und bei einem solchen war nach römischer Anschauung die Erblichkeit ausgeschlossen. Diese kannte man nur bei persönlichem Eigentum und betrachtete daher die orientalischen Könige, für die sie bestand, als Grundbesitzer ihres Landes, ihre Untertanen als ihre Sklaven. Caesar wollte nicht, daß seine Monarchie mit seinem Leben endige, und beabsichtigte daher den Königstitel anzunehmen. Damit aber wären die Römer nach ihrem eigenen Empfinden zu Sklaven geworden, und das ertrugen sie nicht. So fand er seinen Tod durch Mörderhand, und mit ihm stürzte sein Werk zusammen.

Auch der neunzehnjährige Jüngling, den er zum Erben seines Namens und seiner Ansprüche gemacht hatte, wäre der republikanischen Begeisterung, die damals alles mit sich fortriß, vielleicht zum Opfer gefallen, wenn er nicht seiner großen Jugend wegen ungefährlich erschienen wäre. Als man erkannte, daß er dies nicht war, stand ihm Antonius nach dem Leben; eben dadurch aber gewann Octavian den Vorwand, die Veteranen seines Adoptivvaters zu seinem Schutze aufzurufen und aus ihnen das Heer zu bilden, das seine Macht begründen sollte. Ohne jede Rücksicht auf prinzipielle Bedenken hat er dann Bundesgenossen gesucht, wo er sie finden konnte. Erst hat er mit den Republikanern vereint Antonius bekämpft, dann mit Antonius vereint die Republikaner. Die Macht der öffentlichen Meinung hat er zu schätzen gewußt, aber wenn sein nächster Zweck es nötig machte, gegen sie zu verstoßen, ist er auch davor nicht zurückgeschreckt. So ist er, bald rechts, bald links lavierend, zwischen tausend Gefahren hindurchgesteuert; doch so oft er auch seine Taktik änderte, immer hat er das Ziel fest im Auge behalten, in Rom eine dauernde Monarchie zu gründen.

Wie in den Formen, die er seiner Schöpfung gab, so stand er auch in seinem Charakter im schroffsten Gegensatze zu dem großen Manne, dessen Sohn er sich nannte. Die hinreißende Kraft der Begeisterung, mit der dieser seine Anhänger, vor allem seine Krieger, zu erfüllen wußte, fehlte ihm gänzlich. Als Redner war er zu kühl und überlegt, um auf die Massen zu wirken, als Feldherr zu vorsichtig, um mit schnellem Entschluß den Augenblick zu ergreifen. Von zartem Körperbau und oft durch Krankheiten geplagt, war er von jener Ängstlichkeit nicht frei, wie sie schwächlichen Menschen, die immer um ihre Gesundheit sorgen müssen, eigen ist. Jedes Gewitter griff seine reizbaren Nerven so an, daß er sich, sobald er es nahen fühlte, in sicher überwölbte Räume verkroch. Jene Freude an der Gefahr, die aus dem starken Bewußtsein, sie überwinden zu können, hervorwächst, wie sie einen Caesar beseelt hatte, fehlte ihm gänzlich. Dies hinderte ihn nicht, wenn seine Zwecke es erforderten, eine Todesverachtung zu beweisen, die des kühnsten Helden würdig war; doch hatte sie

Digitized by Google

ihre Wurzel nicht in natürlichem Mut, sondern in eiserner Selbstbeherrschung. Denn nichts lag ihm ferner als ein freies Sichgehenlassen; jedes Wort, jede Miene war bei ihm gezügelt und berechnet. Für wichtige Beratungen, sogar mit seiner Gattin Livia, deren Klugheit er sehr hoch schätzte, bereitete er sich daher gern schriftlich vor, um ganz genau zu wissen, was er sagen oder auch nicht sagen solle. Zu schnellen Entscheidungen konnte er sich aufraffen, wenn es durchaus nötig war, und er traf sie dann mit großer Sicherheit; doch lieber vermied er sie, um alle Möglichkeiten reiflich zu überlegen. Hatte er einen klaren Überblick über die Verhältnisse gewonnen und seinen Entschluß gefaßt, so führte er ihn aus, ohne sich durch Grundsätze und Überzeugungen oder gar durch das Gewissen beirren zu lassen. Weder Leidenschaften noch vorgefaßte Meinungen trübten seinen Blick für das, was im gegebenen Augenblick das Zweckmäßigste war. Seine Ziele hat er sich wahrlich nicht niedrig gesteckt, aber niemals strebte er als idealistischer Träumer nach dem Unmöglichen, und zu erreichen, was ihm erreichbar war, dazu wußte er immer auch den sichersten Weg zu finden. Die kühle Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Zwecke verfolgte, hat etwas Unheimliches; man weiß nicht, soll man sie übermenschlich oder unmenschlich nennen. Doch daß er der Mann war, und wohl der einzige Mann, um in die grauenvoll verwirrten Zustände des römischen Reiches Ordnung zu bringen, hat er bewiesen.

Der Tyrannenmord galt dem Altertum als die edelste Tat vaterländischer Pflichterfüllung. Als das, was man in allen Rhetorenschulen als hohes Ideal gepriesen hatte, durch den Tod Caesars zur Wirklichkeit geworden war, flammte daher die republikanische Begeisterung mächtig auf. Selbst die Freunde des Ermordeten wurden von ihr angesteckt oder wagten ihr doch nicht zu widersprechen. Alle Gebildeten waren in diesem Empfinden einig oder schienen es zu sein, und die Masse ließ sich von ihnen mitreißen. Nur in den Legionen, die Caesar immer wieder zum Siege geführt hatte, waltete ein anderer Geist. Kaum war die Nachricht seines Todes nach Makedonien gelangt, wo sein Erbe sich damals aufhielt, so forderten sie ihn durch Deputationen auf, sie nach Italien zu führen und den Tod ihres großen Feldherrn zu rächen. Hätte seine Scheu vor schnellen Entschlüssen ihn nicht verhindert, ihre Dienste anzunehmen, so hätten die Bürgerkriege wahrscheinlich in einem kurzen Kampf ihr Ende gefunden, und dem Reiche wäre unendliches Blutvergießen erspart geblieben. Aber auch bessere Gründe als jene natürliche Ängstlichkeit, die ihm eigen war und wahrscheinlich, ihm unbewußt, das entscheidende Wort sprach, wirkten auf ihn ein. Schon jetzt in den ersten Anfängen seiner Laufbahn trat sein Gegensatz gegen Caesar hervor. Dessen Tod hatte ihn gelehrt, daß eine Monarchie nur dann festgegründet ist, wenn sie in der öffentlichen Meinung ihre Wurzel hat. Diese wollte er gewinnen, nicht durch militärischen Handstreich sich eine Gewalt verschaffen, die man für tyrannisch halten mußte. So kam er denn waffenlos nach Rom und tat vorerst nichts anderes, als was jene öffentliche Meinung von ihm forderte, d. h. er erfüllte gegen Caesar, der ihn durch sein Testament adoptiert hatte, treulich alle Sohnespflichten.

Dasselbe Testament hatte verfügt, daß aus der Erbschaft jedem armen Bürger Roms 300 Sesterzen zu schenken seien, was nach unserem Gelde eine Belastung von über 20 Millionen Mark bedeutete. Das kolossale Vermögen des Ermordeten hätte sie ohne Schwierigkeit tragen können, wenn nicht Antonius sich gleich nach dem Tode Caesars alles baren Geldes bemächtigt und es in wenigen Wochen verschleudert hätte. Den Konsuln, in dessen Händen die ganze Gewalt des Staates ruhte, konnte der neunzehnjährige Erbe nicht zur Rede stellen. So ließ er seinen ganzen unbeweglichen Besitz an den Meistbietenden versteigern, natürlich weit unter seinem Werte, und machte es dann ebenso mit den Gütern, die ihm seine Freunde vertrauensvoll darliehen. Indem er so nicht nur sein ganzes eigenes Vermögen opferte, sondern sich noch dazu mit Schulden überlastete, machte er es möglich, dem Volke nach und nach den größten Teil der ungeheuren Summe auszuzahlen. Auf diese Weise legitimierte er sich als den rechten Erben Caesars, indem er zunächst alle Lasten der Erbschaft ohne ihre Vorteile auf sich nahm. Doch die öffentliche Meinung, der er diente, legte ihm eine noch schwerere Pflicht auf, die Rache an den Mördern seines Vaters. Sie diente ihm zur Entschuldigung, als er das Triumvirat annahm, um Brutus und Cassius in Gemeinschaft mit Antonius zu bekämpfen. Die Macht, die er so empfing, war eine tyrannische und wurde mit tyrannischer Unbarmherzigkeit ausgeübt; doch die Formen, in die er sie kleidete, nahmen schon damals auf die Forderungen der republikanischen Verfassung Rücksicht.

Als Tarquinius Superbus aus Rom vertrieben wurde, war die Gewalt des Königtums ungeschmälert auf die Konsuln übergegangen. Nun waren ihrer zwei, die sich gegenseitig an Mißbräuchen hindern konnten, und mit dem Ablauf eines Jahres endete ihr Amt. Demgemäß war es zum staatsrechtlichen Gemeinplatz geworden, daß Kollegialität und Befristung die Säulen der Republik seien. Als lebenslänglicher Diktator hatte Caesar beide umgestürzt; als aber nach seinem Tode die freiheitliche Begeisterung mächtig aufflammte, hatte sie anfangs auch den Antonius soweit mit fortgerissen, daß er durch Gesetz die Diktatur für alle Zeiten abschaffte. Das Triumvirat wurde in rechtlich unanfechtbarer Weise durch Volksbeschluß begründet. Es erhob seine Inhaber über

Digitized by Google

die Gesetze und verlieh ihnen die Befugnis, jeden Beliebigen ohne Prozeß und Urteil abschlachten zu lassen, wovon man durch die Proskriptionen ja auch reichlichen Gebrauch machte. Doch Kollegialität und Befristung blieben gewahrt; denn der Gewaltherrscher waren drei, und sie übernahmen ihr Amt nur auf fünf Jahre. Freilich ließen sie es nach dem Ablauf dieser Zeit auf weitere fünf Jahre erneuern und hätten damit bis an ihr Lebensende fortfahren können, wenn sie nicht unter sich zerfallen wären. Doch die republikanischen Grundgesetze anzutasten, wie dies durch Caesars Diktatur geschehen war, hatte man glücklich vermieden.

Freilich mußte sich die öffentliche Meinung dagegen auflehnen, wenn man auch ohne annehmbaren Vorwand das Triumvirat immer wieder erneuert hätte. Die Sohnespflicht der Blutrache hatte Octavian durch die Schlacht bei Philippi erfüllt. Doch hatte Caesar seinen Nachfolgern noch eine andere Pflicht hinterlassen. Als die Dolche der Mörder ihn trafen, war er eben im Begriff gewesen, einen Feldzug gegen die Parther anzutreten, um die Niederlage des Crassus an ihnen zu rächen. Dies war eine Forderung, welche die Ehre des römischen Namens gebieterisch stellte, und ehe sie erfüllt war, konnte das Triumvirat nicht als überflüssig gelten. Doch Antonius, der die Führung dieses Krieges übernommen hatte, erfüllte sie nie, und dadurch blieb die Fortdauer des außerordentlichen Amtes gerechtfertigt, ohne daß Octavian die Schuld daran trug.

Nachdem der Sohn des Pompeius, der den Erben Caesars am längsten und erfolgreichsten Widerstand geleistet hatte, endgültig besiegt war, erklärte Octavian die Bürgerkriege für beendet und damit seine persönliche Aufgabe für erfüllt. Das Triumvirat sollte niedergelegt und der normale Zustand des Staates wiederhergestellt werden, sobald Antonius auch die seine gelöst habe. Als dann der Kampf zwischen den beiden Machthabern ausbrach, ließ man ihn in Rom nicht als Bürgerkrieg gelten; der offiziellen Deutung nach wandte er sich nur gegen die ägyptische Königin, die angeblich den römischen Feldherrn durch Liebestränke seiner Sinne beraubt und in ihren Dienst gezwungen hatte. Nachdem Antonius besiegt und durch Selbstmord gefallen war, bedurfte es noch einiger Zeit, ehe die Verhältnisse des Orients, die seine Mißwirtschaft in arge Verwirrung gebracht hatte, geordnet waren. Dann aber erklärte Octavian, obgleich die Strafe an den Parthern noch nicht vollzogen war, sein Versprechen erfüllen zu wollen. Am 13. Januar 27 v. Chr. verzichtete er auf jede außerordentliche Gewalt, und damit war, wie er selbst behauptete, die Republik im vollen Umfange wiederhergestellt.

Schon am 1. Januar 32 v. Chr. war das zweite Jahrfünft seines Triumvirats abgelaufen. Er hatte es nicht erneuern lassen, aber auch nicht in aller Form niedergelegt, so daß seine staatsrechtliche Stellung ganz im unklaren blieb. Ein Triumvirat, das heißt eine Oberherrschaft von drei Männern, wie jenes Ausnahmegesetz sie verfügt hatte, bestand jedenfalls nicht mehr. Denn Lepidus hatte schon 36 zurücktreten müssen, und Antonius betrachtete man als Werkzeug der Ägypterin, das zur Leitung des römischen Reiches unfähig geworden sei. Doch der Krieg gegen ihn bereitete sich vor, und jedem war es klar, daß kein anderer als Octavian ihn führen könne. Man fragte daher nicht, ob die außerordentliche Gewalt, die ihm nur auf zehn Jahre verliehen war, auch nach dem Ablauf dieser Frist noch fortbestehe, sondern jeder Mann in Italien und den Westprovinzen gelobte sich ihm eidlich für den Krieg gegen Kleopatra. So begann er ihn ohne jede staatsrechtliche Befugnis; seine Macht beruhte nicht mehr auf Gesetz und Recht, sondern nur noch darauf, daß man ihm zu gehorchen gewohnt war und ihn zu fürchten hatte, wenn man sich gegen ihn auflehnte. Daß seine Macht trotzdem keinen Augenblick ins Wanken geriet, konnte ihm beweisen, daß man auch ohne Königtum oder Diktatur, nur durch den Zwang der tatsächlichen Verhältnisse Monarch sein könne, und wie wir sehen werden, hat er diese Lehre zu beherzigen gewußt.

Für das Jahr 31 ließ er sich ganz in derselben Art, wie das schon seit der Vertreibung des Tarquinius üblich gewesen war, zum Konsuln wählen und führte als solcher den Krieg gegen Antonius. Sodann wurde diese Wahl alljährlich wiederholt. Die Befristung blieb also unberührt, insofern ihm das höchste republikanische Amt immer nur auf das kommende Jahr übertragen wurde, und ebenso die Kollegialität, weil es neben ihm ja stets einen andern Konsuln gab. Aber keiner seiner Kollegen wagte ihm hindernd entgegenzutreten, und niemals zeigte sich ein Gegenkandidat, um ihm die Wiederwahl streitig zu machen. So verwaltete er die Herrschaft unangefochten und uneingeschränkt, aber doch in streng republikanischen Formen. Von der außerordentlichen Gewalt, die ihm als Triumvirn zuerkannt war, hatte er nur noch die freie Verfügung über die Provinzen und ihre Heere beibehalten, weil diese ihm zuerst für den Kampf gegen Antonius und dann für die Regelung der orientalischen Verhältnisse unentbehrlich war. An jenem 13. Januar 27 aber verzichtete er auch auf dieses Recht und schien ganz ins Privatleben zurücktreten zu wollen. Das Konsulat des laufenden Jahres, das er erst wenige Tage vorher angetreten hatte, behielt er zwar bei; aber jeder Gutwillige konnte, wenn ihm das so anstand, meinen, daß er eine Wiederwahl ablehnen werde.

Der Senat erkannte diese großherzige Entsagung an, indem er Octavian den Beinamen Augustus verlieh, ein Wort, das man sonst nur auf Göttliches anzuwenden pflegte. Doch

Digitized by Google

die Parther waren noch nicht bestraft, und mehrere Provinzen wurden immer wieder durch die Einfälle wilder Völkerschaften heimgesucht. Der Senat fand, wohl nicht ohne einen leisen Wink des neuen Augustus, daß kein anderer den schweren Aufgaben gewachsen sei, die es in diesen Gebieten zu erfüllen galt, und bat ihn flehentlich, ihre Verwaltung zu übernehmen. Seufzend fügte er sich dieser vaterländischen Pflicht, aber nicht ohne den heiligen Grundsatz der Befristung zu wahren. Er ließ sich das Prokonsulat der betreffenden Provinzen nur auf fünf Jahre übertragen; doch dann folgten neue fünf Jahre und immer wieder neue, so daß er es bis an sein Lebensende behielt. Natürlich konnte er nicht gleichzeitig Germanien und Syrien in Person verwalten; er schickte also Stellvertreter hin, denen er vertrauen konnte. Das Prokonsulat des Kaisers bedeutete so nichts anderes als das Recht, die Statthalter der militärisch wichtigsten Provinzen beliebig zu ernennen und abzusetzen, natürlich auch scharf zu beaufsichtigen, also gerade das, was der Zustand des Reiches am dringendsten erheischte.

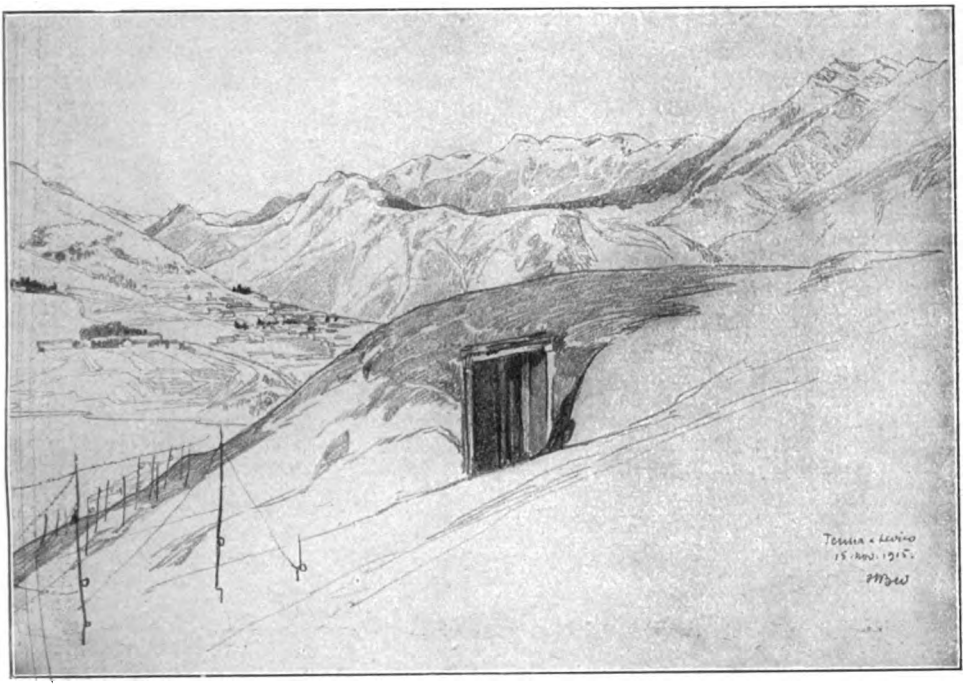
In Rom herrschte Augustus als Konsul, bis er fand, daß diese jährlich erneute Wiederwahl unrepublikanisch aussah und ihm doch nicht gewährte, was er als Monarch am notwendigsten brauchte, nämlich die Aufsicht auch über die Provinzen, in denen er nicht Prokonsul war. Zwar seine Herrschaft konnten sie nicht gefährden: denn da ihm alle Länder des Reiches übergeben waren, in denen es schwierige militärische Aufgaben zu lösen galt, hatte man ihm auch fast die ganze römische Heeresmacht anvertrauen müssen. Doch die Mißwirtschaft der Statthalter bedurfte überall, nicht nur in den kriegerisch wichtigen Provinzen, einer scharfen Zügelung. Augustus legte daher im Jahre 23 v. Chr. das Konsulat nieder, lehnte die Wiederwahl ab und ließ sich dafür die tribunicische Gewalt übertragen. Dies war freilich eine nichtrepublikanische Ehre, aber eine solche, die weit unter dem Konsulate stand und sehr bescheiden erschien. Der Tribun hatte keine anderen Rechte, als Volk und Senat zum Zwecke der Beschlußfassung zu berufen und Übergriffe der Beamten durch seinen Einspruch zu hindern: darauf aber kam es an. Wurde er angerufen (appellare), so konnte er jede Amtshandlung vermittelst seines Interzessionsrechtes nichtig machen. Hieraus entwickelte Augustus ein kaiserliches Appellationsgericht, dem die Urteile aller Beamten, namentlich der Statthalter, unterworfen waren. Denn während die Kompetenz der eigentlichen Tribunen auf Rom beschränkt war, wurde die seine über das ganze Reich ausgedehnt.

Die Rechte des Senats, den die republikanischen Erinnerungen mit dem hellsten Glanz umgaben, wurden nicht nur geachtet, sondern noch bedeutend vermehrt. Man hat daher das römische Kaisertum wohl als Dyarchie bezeichnet, d. h. eine Herrschaft von zwei Elementen, Kaiser und Senat. Dem Rechte nach war es das; tatsächlich aber ist nie eine Monarchie absoluter gewesen. Denn durch die vorhergehenden Proskriptionen eingeschüchtert und fast aller kühnen und kräftigen Elemente beraubt, wurde der Senat zum willenlosen Werkzeuge, das auch der grausamsten Tyrannei seine fügsame Beihilfe nicht versagte.

Große Schwierigkeiten schienen sich der Erblichkeit des Kaisertums entgegenzustellen, doch schwanden sie ganz von selbst dahin. Alle Rechte, die Augustus besaß, waren ihm ganz persönlich übertragen; man nahm an, der Staat befinde sich in außergewöhnlicher Gefahr und nur in ihm könne man den außergewöhnlichen Mann finden, der Rettung zu bieten vermöge. Daraus ergab sich, daß seine Gewalt nicht einmal lebenslänglich sein konnte — denn war die Gefahr vorüber, so mußte sie aufhören —, noch weniger erblich, weil sie nur durch seine Eigenschaften und Verdienste begründet war. Er hat daher die Vorsicht gebraucht, diejenigen, die er zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte, erst den Agrippa und nach dessen Tode den Tiberius, schon bei seinen Lebzeiten zu Prokonsuln ernennen und durch die tribunicische Gewalt auszeichnen zu lassen, damit sie so über die anderen Senatoren hervorragten und dadurch nächst ihm als die ersten im Reich erschienen. Denn so wollte er seine Stellung formuliert sehen; nicht für den Herrscher, sondern nur für den Prinzeps, d. h. für den ersten unter seinesgleichen, sollte man ihn halten. Kraft jener Rechte hat Tiberius die Regierung antreten können; doch als er starb, zeigte es sich, daß auch sie für diesen Zweck ganz überflüssig gewesen waren. Obgleich Gaius Caligula sie nicht empfangen hatte, wurde seine Nachfolge widerspruchslos angenommen. Ohne daß die Erblichkeit der Krone jemals rechtlich anerkannt worden wäre, empfand jeder als selbstverständlich, daß beim Tode des Herrschers sein nächster Anverwandter ihm folgen müsse.

So ist in den losesten Formen die festeste Institution gegründet worden, die die Welt je gesehen hat. Sie wurzelte in eiserner Notwendigkeit, und Augustus besaß die Weisheit, sie den republikanischen Römern erträglich zu gestalten, indem er sie zu Knechten machte, ohne es einzugestehen.

Digitized by Google



Im Suganatal

Der Krieg in Tirol

Bilder des Kriegsmalers Hans Beatus Wieland — Aufsatz von Karl Graf Scapinelli, Kriegsberichterstatter

Krieg in Tirol! Flammende Höhen-Geschütze auf Gletschern, tief, tief in den sonst ruhigen Tälern Kanonendonner! Und das Volk, das Volk von Tirol bis auf den letzten Mann unter Waffen!

Könnte es da unten überhaupt einen Krieg geben, der kein Volkskrieg ist? Der Erbfeind an den Grenzen des Landes: Welcher Tiroler griffe da nicht nach seiner Flinte, welche Tiroler Frau hätte da den Mut, ihren Mann von dem Weg zur Front abzuhalten?

Dieses Land, um das man mit allen Elementargewalten jährlich kämpft, das man sich nach jedem Winter, nach jedem Tauwetter und nach jeder Lawinengefahr neu erobert, dem Feinde preisgeben? Unmöglich!

Der alte Tiroler Geist, der Geist eines Heldenvolkes war auch 1915 noch wach, wach, trotzdem viel edles Heimatsblut in Polen geflossen, viel junger Nachwuchs für Kaiser und Reich die Stürme der Russen abgewehrt. Aber das Tiroler Heldenvolk lebt, solange noch der letzte Bub auf die Alm steigt, solange der älteste Standschütz noch das Gewehr umklammern kann!

Und wie es lebte, wie es wach war, wach ist? Während die meisten Regimenter in Polen stehen, während dort der Durchbruch von Gorlice gelingt, nähert sich der Italiener den Grenzen, hat er im für ihn günstigsten Augenblick dem Verbündeten den Krieg erklärt. Aber in einer Nacht stand alles, was Waffen tragen konnte, was in den Standschützen organisiert war, unter Waffen, stand oben an den Berggrenzen, und an keinem Punkt seit jenem ersten Tag ist der Italiener, der mit seiner ganzen Macht losschlagen konnte, auch nur um einen Kilometer weiter ins Land eingedrungen. Zurückgetrieben hat man ihn, wie die Mai- und Junitage dieses Jahres es so herrlich gezeigt haben.

Das Volk Andreas Hofers lebt, es lebt und kämpft wie damals! — —

Die Söhne aus dem Bergland standen schon seit vielen Monaten im Krieg gegen Russen und Serben, und dennoch ging ein Aufjauchzen durch die Regimenter der Bergler, als die Kriegserklärung Italiens oben verkündet ward. Es kam wie eine Erlösung nach allem zweifelnden Harren! Zwar war die neue Front sehr lang und schwierig, ging vom Meer bis zum Ortler, von der Steinwüste durch südliches Gartenland, zu schönen Tannenwäldern, zum kleinen Latschenholz der Höhen, zu kahlen Hochweiden, zu ewigem Schnee, zu eisigen Gletschern, ging durch alle Bildungen des mitteleuropäischen Bodens, durch alle Fauna und Flora: aber nur an eines dachten die Braven, daß sie durch ihr Heimatland ging, durch Tirol! O, sie wuß-

Digitized by Google

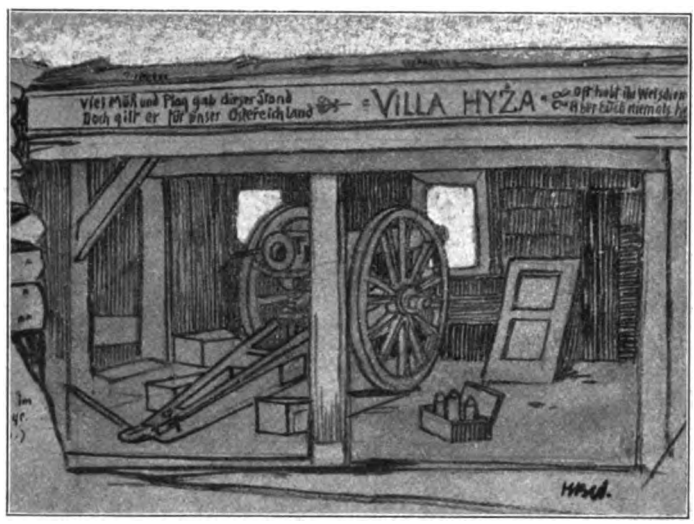
ten, die Front gegen Italien ist nicht die Front ihrer Heimatgrenzen allein, sie schließt die Küstenlande, den Isonzo, die Adria und Kärnten ein. Die lange zurückgehaltene Empörung darüber, daß der an sich nicht beliebte Welsche, der immer schon die Irredentisten Südtirols erlösen wollte, nicht gleich als Bundesgenosse mitgeschlagen, im Gegenteil, daß er immer wieder begehrlich herübergeblickt und vom Verbündeten Land verlangt, brach los. Nun endlich hatte er Farbe bekannt. „Losschlagen, losschlagen!" hieß die Devise, „Losschlagen!" hieß endlich die Antwort auf die Kriegserklärung.

Der Kaiser rief seine Völker, der greise, verehrte, in Tirol wie ein Vater geliebte Kaiser Franz Joseph sprach in einem Manifest an sein Volk: „Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, wurde von dem Königreich Italien an den beiden Verbündeten begangen." Und er sprach weiter, er erinnerte an alles Gute, das die Monarchie dem Nachbarn angetan, erinnerte an das, was man gewillt war zu tun, da der Italiener den begehrlichen Blick über unsere Grenze warf. „Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen und so mußte sich das Schicksal erfüllen." Und weiter: „Der neue heimtückische Feind im Süden ist kein neuer Gegner. Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custozza, Lissa, die den Stolz meiner Jugend bilden, der Geist Radetzkys, des Erzherzogs Albrechts, Tegetthoffs, der in meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden die Grenzen der Monarchie erfolgreich verteidigen werden!"

Die ergreifenden Worte des greisen Kaisers, gepaart mit der zuversichtlich-erlösenden Stimmung der Völker Österreich-Ungarns, waren der mächtige Auftakt dieses neuen Feldzuges! Nun war's gleich, nun wollte man auch diesem neuen Feind den Weg wehren, den Weg ins Herz der Monarchie, den Weg durch unsere schönsten Kronländer.

Eine ehrliche, eine tiefe Empörung lief durch das ganze Land und holte das Letzte aus den Menschen, das Beste. Helden wurden durch den Treubruch Italiens geboren, Helden, wie sie nur die Geschichte dieses Krieges kennt!

Tirol in Waffen, das Land der schönen Berge, das Land, das Tausende im Sommer wie im Winter ob seiner lieblichen und majestätischen Schönheit zur geistigen und körperlichen Erholung aufsuchten, ward Kriegsgebiet. Um die Grenzen ging es, um deutschen Besitz, um Tiroler Bauernhöfe, um Tiroler Almhöhen, um Tiroler Wald- und Weinland! Und schon darum wurde dieser Krieg, der in der Monarchie der volkstümlichste ward, auch für die ganze neutrale Welt, wie nicht zuletzt für die deutschen Bundesbrüder, ein Krieg, den man mit den Herzen verfolgte, den man selbst mit jeder Nachricht miterlebte.



Geschützstand in mehr als 3000 m Höhe

* * *

Die Front beginnt für die Tiroler am Ortler, wo an der Dreisprachenspitze Schweiz, Italien und Österreich zusammenstoßen. Und gleich zu Beginn setzten auch hier an dieser höchsten und bekanntesten Paßgrenze die Kämpfe mit Macht ein. Aus den tiefen Tälern des Vintschgaus, wo eben herrlich die Obstbäume geblüht hatten, aus den Hochtälern von Sulden und Trafoi, in die der Schatten der ewigen Eiskuppen lange fällt, stiegen die Standschützen auf in die Höhen; über Schneefelder, über Gletscher führten die Steige, die im Sommer zu begehen schon ein Wagnis ist, aber jetzt, jetzt hieß es hinauf, um das Land zu schützen ...

Die Grenzlinie geht über die Ortlerspitze über die Königsspitze zur Zufallspitze, kurz durch das Reich des ewigen Schnees und Eises! Ein paar Mann hielten hier den Feind, sich ihm auf italienischem Gebiet entgegenstellend, ab, den Scorluzzo hatten sie besetzt und erobert. Den ersten italienischen Gefangenen, einen Alpini, brachte ein Standschütz, der noch nicht einmal eine Uniform gefaßt hatte. Der nächste Abschnitt an der

Digitized by Google

westlichen Tiroler Front ist der des Tonalepasses. Zwischen Ortlergruppe, Adamello- und Presanellagruppe schiebt sich dieser Hochpaß ein, ein wichtiger Übergang zwischen Tirol und Italien. Auch hier gab es gleich Kämpfe, heftige Kämpfe oben im Val di Paradiso! Die Geschütze der Forts sprachen hier lange Zeit gegeneinander, heftige Geschützkämpfe gingen den Angriffen voraus, aber auch hier war aller Ansturm umsonst, aller Kampf der Italiener vergebens, auch hier im Eingang zum Val di Sole, weiter zum herrlichen Monstal blieben die Österreicher und Ungarn Herren der Lage! Und dabei sind die Täler, die hier nach dem Haupttal, nach dem Etschtal, führen, von diesem an, also viele Bahnstunden weit, in ihrer Sprache italienisch. Vom „Erlösen" war auch hier trotzdem keine Rede, denn es fanden sich keine, die „erlöst" sein wollten.

Und weiter läuft die Front nach und durch Judikarien! Auch dies ein eigenartiger Abschnitt, auch hier eine Natur, die wieder ganz verschieden ist. Schon der Weg dorthin, durch die Sarcaschlucht, ist eine ernstmächtige Fahrt an großen Felsen, an üppigen Weintälern vorüber —

Und auch hier wurde gekämpft! Freilich bei der Größe des Weltkrieges, bei der Riesenlänge der Front, an der Truppen der Monarchie zu kämpfen haben, kann der Generalstabsbericht nur dann und wann irgendeinen Abschnitt erwähnen. Aber die, die dort stehen mit ihren Waffen auf gefährlichem Posten, die können auch etwas vom Krieg erzählen.

Überhaupt gibt es kaum einen Punkt und mag er noch so hoch im Gebirge liegen, an dem es die Italiener nicht versucht hätten, vorzudringen, an den sie nicht zwecklos ihre Übermacht hingeworfen hätten ...

Auch im Nachbarabschnitt, in dem des Gardasees, der die südliche Front in Tirol darstellt, haben schon vor einem Jahr fast, da eben der Krieg erklärt war, Kämpfe stattgefunden und sind bis in die letzten Tage hinein wachgeblieben. Nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil dieses Sees, den ja viele Deutsche kennen und lieben, ist im Besitz der österreichisch-ungarischen Monarchie. Rechts ein Teil der Ponalestraße, links ein Stücklein über Torbole hinaus. Oben am Altissimo stehen die Geschütze der Italiener, auf der Rochetta die der Österreicher und Ungarn.

Landschaft am Gardasee, Becken von Arco! Wie viele Dichter haben schon deine Reize

Nachtvorposten

Digitized by Google

besungen, haben die Sonne des südlichen Österreichs hier gepriesen, haben sich hier wohl und gehoben gefühlt!

Im Kranze der herrlichen Landschaftsbilder, die wir durcheilen, indem wir die Front in Tirol rasch abgehen, ist die Gardalandschaft eine ganz eigenartige. Binnenmeer, nördlich lieblicher Süden! Im Tale gegen Arco eine Vegetation voll saftiger Kraft, mag in letzten Jahren ein wenig gar zu üppig geworden sein, manch einer, dem die Monarchie Reichtümer für seine Seide und seinen Wein gebracht, fühlte sich vielleicht zu italienisch und blickte über die nahe Grenze, rief vielleicht den „Erlöser". Heute ist Rovereto eine Stadt, die fest in österreichischem Besitz ist, fester vielleicht als je zuvor. Der Bauer aus den italienisch sprechenden Seitentälern sorgt mit eiserner Faust als Tiroler Landesschütz mit für die feste Haltung dieses Abschnittes!

Der höchste Vorposten

Die Bergfesten von Lafraum und Vielgereuth, die Hochflächen von Folgaria und Lavarone, wie sie die Italiener nennen, reihen sich als nächster Abschnitt, als Hochfront, auf der heiß gekämpft ward, daran! Links der Etsch schützen sie die Berge, über die der Feind gerne eingedrungen wäre! Hier ist heißestes Kampfgebiet, auch dieser Abschnitt hat seine blutige, starke Kriegsgeschichte seit Kriegsbeginn hinter sich.

Nun kommt das Val Sugana, mit den Orten im Tal, mit Caldonazzo, Pergine (Persen), mit Levico, Roncegno, mit den arsenhaltigen Heilquellen, die Weltruf hatten —

Auch hier ward heiß gekämpft beim siegreichen Vordringen in den Tagen der Mai-Offensive 1916. Unbekümmert darum wächst weiter hinten der Wein, liegen im Sonnenbrand die Felder, glänzt die alte Burg von Persen.

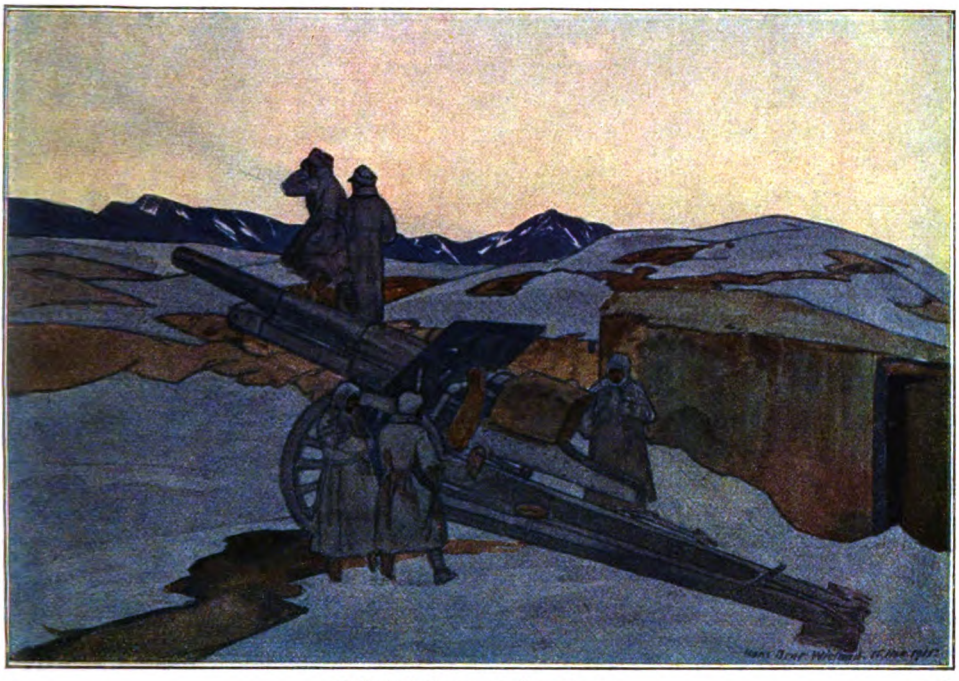
Aus dem südlichen Charakter der Berglandschaft, wo dicht neben hohen Felsen im Tal der Wein blüht, geht es hinüber zum Fassatal, hinüber zu den Dolomiten, wo wieder die Schneefront beginnt, wo die Grenzen und Gräben hoch in den Höhen laufen. Marmolata, Fedajastellung, Col di Lana und wie sie alle heißen! Der Kranz an der Dolomitenstraße zieht sich hin, heiß begehrt vom Gegner, kraftvoll gehalten, mörderisch verteidigt von uns.

Was hat das kleine Massiv des Col di Lana schon an italienischen Opfern gefordert!

um den See schroffe Felsen, hohes Gebirge!

Weiter ins Etschtal nach Rovereto wandern wir! Hier hatte man einen Teil des Tales, von Ala an, dem Feinde zur Kürzung der Front, zur Verkleinerung des Sackes überlassen und sich vor den Toren der alten schönen Stadt Rovereto aufgestellt. Weit, weit zieht sich hinter dem Orte das Weinland hin, das Land der südtiroler Trauben, deren saftiger, dünnfeuriger Duft so beliebt war in ganz Österreich und Deutschland. Rovereto

Digitized by Google



Geschützstellung. Frühmorgens

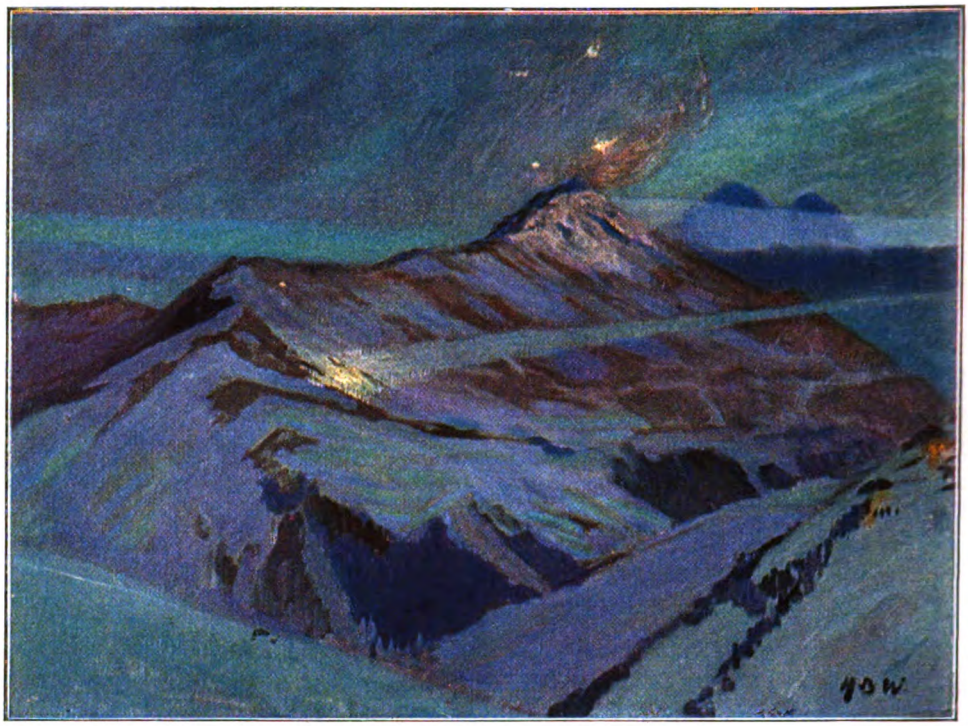
Der stille Gupf, nicht der größte unter den Dolomitenriesen, ist zur Hölle geworden, wo ewig Kampf zu toben scheint, wo der Boden unter den Füßen von Feind und Freund wankt und brennt! Zu den „Drei Zinnen“ geht's, nach Schluderbach, in den Karersee-Abschnitt, weiter zum lieblichen Pustertal, nach Innichen, nach den Abschnitten von Toblach! Auch eine andere, mehr deutsche Bergwelt, mehr Wälderberge, mehr tiefe, gerade Täler. Sie finden in Kärnten ihre Fortsetzung!

So wechselt das Landschaftsbild dieser Tiroler Front in reicher Folge: Süden und Norden, Weinland und Gärten voll Obst und ewiges Eis und Schnee spielen hinein. Zwischen dem A und O der Schöpfung scheint es zu liegen, ohne je an majestätischer Gewalt zu verlieren.

Groß sind die Linien, groß die Höhen, mächtig die Formen der Berge, der Täler, der Flüsse! Südtirol, ein Garten und eine Felsenburg, ein Paradies und ein Eismärchen!

Gewaltig die Natur, gewaltig darum auch die Menschen, die dort leben! Sie müssen es sein. Ernst wie die Berge sind sie, hart wie der Fels, zögernd wie der Frühling im Bergland und doch herzwarm, wie ihre südliche Sonne. Sie trauen nicht

Soldatenwäsche



Col di Lana bei Nacht

einem jeden, denn sie haben von jeher gewußt, irgendwoher kam schon einmal der Feind, der ihre Freiheit bedrohen wollte; aber treu sind sie dem, den sie für gut und ehrlich erkannt. Freiheit der Berge, Freiheit für sich, nicht Narrenfreiheit, nicht Freiheit des Nichtstuns! Nein, sie arbeiten gerne hart, der Boden ist treu, der Heimatboden, wer sich müht, dem gibt er bald kärglich, bald reich, je nachdem, was er geben kann!

Aber gewohnt, sich selbst alles zu erkaufen, zu erarbeiten, wollen sie nicht fremder Machthaber, welscher Nachbarn Knechte sein. So und nur so ist ihr Freiheitsdrang aufzufassen!

Ein eigenartig hart-ehernes, stolz-männliches, verschlossen-keusches und aufrecht-mutiges Geschlecht, Männer wie Weiber: das sind die Tiroler!

So muß man sie verstehen und lieben, so muß man sie sehen in Kampf und Not, in ernstem Sieg. Denn es war Kriegsnot im Lande, schon ehe der Italiener sich erklärt; aber erst da bewährt sich ein Volk!

Die Standschützen sind aus solchem Holz, zäh, zögernd, aber getreu und sicher. Sie haben einen guten Blick für die Natur wie für die Menschen, sie zielen gut und treffen sicher.

Keine reguläre Truppe ist es, sondern in Schützenvereinen von alters her geschulte Leute, das letzte Aufgebot vielleicht, das zuerst dem Feind die Grenzen wehrte. Lauter Charakterköpfe, Bauern auch im Kaiserrock, bärtige Querköpfe, malerisch-unternehmende Menschen! Der eigentliche Soldat gleicht immer dem anderen, wie ein Ei dem anderen. Der Standschütz gleicht dem Standschütz nie; das gibt Eigenart, gibt eine eigenartige Truppe.

Und nun denke man die Natur, groß und majestätisch, groß in Eis und groß in südlicher Sonne, die Menschen hart und eigenartig, keine Typen, Individualitäten, die die Einsamkeit der Berge geboren. Ruft solcher Krieg, solche Zeit, solches Geschlecht nicht nach dem Künstler?

Der Tiroler, besonders der Tiroler, der auszieht, um sein Vaterland zu verteidigen, hat in der Kunst schon seit langem seine Verherrlicher gefunden. Der greise Defregger, der noch jetzt manche Tiroler Kriegertype festgehalten, hat zwei, drei unvergängliche Werke aus der Andreas Hofer-Zeit in diesem Sinne geschaffen, und auch Egger-Lienz hat die Helden der Freiheitskriege im Bilde verherrlicht. Heute weilt auch er an der Front, um seinen Landsleuten nahe zu sein und auch in diesem Weltkrieg sie mit dem Pinsel schildern zu können.

Was dem Krieg in der Ebene ganz fehlt, das malerische Interesse für die große Landschaft, dann die Einzelfigur, die noch den Krieg, die Größe des jetzigen Krieges wenigstens darstellt: beide Dinge gibt der Alpen-

Digitized by Google

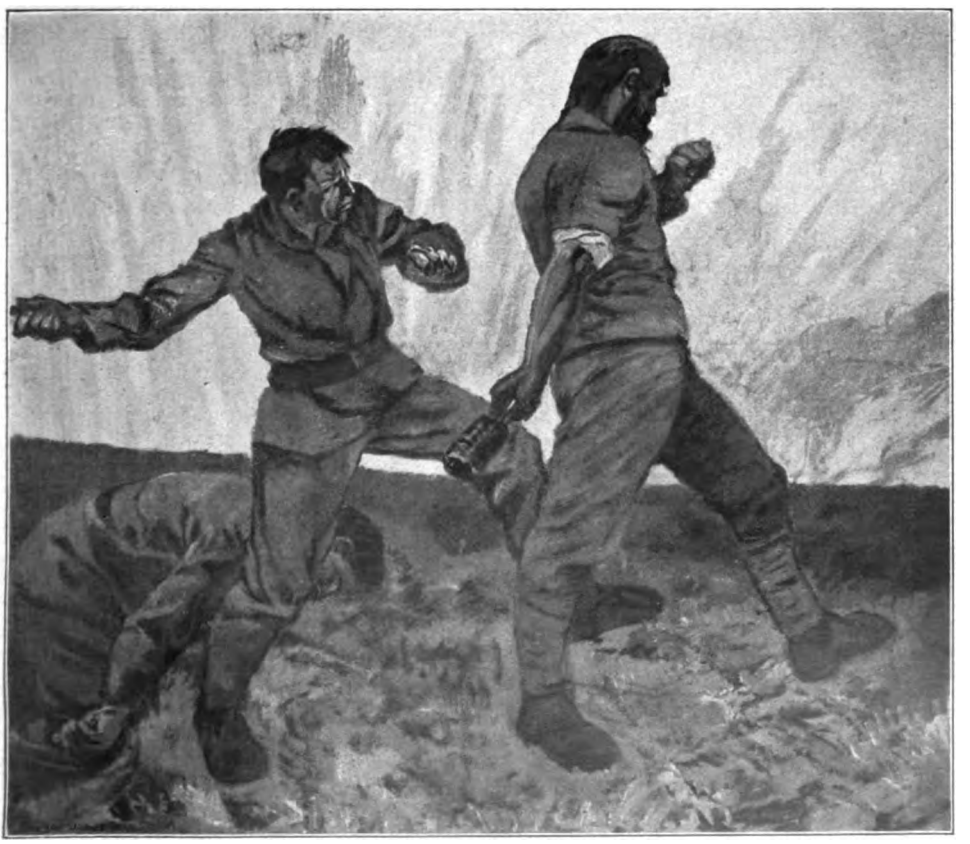
krieg dem Künstler. Der würdigen Taten würdige, majestätische, hohe und hehre Fassung in den gigantischen Bergen und der Einzelmenschen große Einzeltat.

Der Alpenkrieg an der österreichischen Südwestfront wird immer ein Krieg zwischen wenigen sein, in dem Sinne, daß dort in dem gebirgigen Gebiet Schlachten nicht zwischen größeren Verbänden geschlagen werden. Entscheidend waren in seinem Verlauf oft schon Kämpfe der Vorposten, Feldwachengefechte, Kompagnieschlachten! Die Masse kann hier, wenn wir von der gewaltigen Offensive dieses Frühjahrs absehen, schon weil die Fläche, auf der sie sich wirksam entwickeln könnte, auf hohem Hochplateau, an vielen Stellen gar nichts ausrichten. Daß aber bei einzelnen kleineren Kämpfen natürlich die persönliche Tüchtigkeit ganz besonders entscheidet, ist klar, und so haben wir von allem Anfang an im Alpenkrieg für die Kunst, die „Kriegskunst" des Malers wenigstens, die großartige Umgebung — und den Helden.

Ich habe schon im Anfange erwähnt und hervorgehoben, daß die Besonderheit des Tiroler Alpenkrieges in zwei Dingen besteht, in der kurz skizzierten und beschriebenen Landschaft und in der Eigenart der Menschen, die dort kämpfen im allgemeinen. Nicht daß sie etwas ganz, ganz anderes wären als andere Kämpfer, aber die Art des Krieges zeigt sie uns doch in anderen Lagen und in freierer Entfaltung ihrer Kraft, wie bei dem Krieg in der Ebene.

Die Landschaft gibt also dem Künstler vor allem Gelegenheit, zwei farbige Wundergebiete zu pflegen: die Hochlands- und Schneemalerei, und zweitens die Malerei südlicher Gegenden, die mehr Farbe, mehr Sonne kennen. Überhaupt sind ja das Licht der Alpen und das Licht des Südens den meisten Malern sehr willkommen.

In die heilige Größe der Alpen- und Schneewelt dringt der kämpfende Mensch. An die Mächtigsten und Hehrsten, an die Größten und sonst Unerreichtesten macht er sich heran, um sich zu wehren, um Herr bleiben zu können. Er kämpft gegen die Gefahren der Alpen an, er überwindet das Stärkste, das es gibt, die Natur um sich. Und schon allein dieses Ringen mit den Bergriesen, die sich nur mühsam zur Teilnahme gewinnen lassen, diese Überwindung des scheinbar Unüberwindlichen, macht an sich die Größe eines malerischen Vorwurfes aus. Scheinbar ruht ja die Natur in ihrer Macht.



Verteidigung

Digitized by Google

Man muß nur auf der Höhe eines Beobachtungspostens im Gebirge stehen und ins Kriegsgebiet der Alpen, der Dolomiten hinaussehen. Winzig die Kolonne, die da den Weg heraufkriecht, fern, fern die höchste Höhe, wo sonst nur Adler horsten! Und dann sagt neben einem der begleitende Offizier: „Dort oben sitzt der Feind. Dort oben wird immer wieder gekämpft! Da oben laufen unsere Linien!“ Man sieht nochmals hin! Man fragt nochmals: „Ist das möglich?“ „Ja, dort stehen unsere Geschütze. Man hat sie mit schweren Mühen nach tagelanger Arbeit durch Menschenkraft hinaufgebracht!“ Und er schweigt stolz. Aber als käme ihm noch ein Gedanke, fügt er dann hinzu: „Aber jetzt wagt sich gegenüber kein Feind mehr hinauf, wir beherrschen das ganze Gebiet mit den Kanonen!“

Die Bezwingung der Natur, sie ist das erste würdige Thema für den Kriegsmaler.

Mitten in die Schneefelder, die den Frieden zu bedeuten scheinen, schiebt sich, in wechselförmigen Kränzen dahinlaufend, plötzlich ein Feld von Drahtverhauen ein. Reihen von Holzpfosten, Netze von Draht erheben sich mitten im Schnee.

‚Kann denn da überhaupt ein Mensch herauf, kann da einer herkommen?‘ fragt man sich und weiß, im Alpenkrieg ist auch das möglich, wird auch dieses natürliche Hindernis überwunden.

Was früher müßiger Sport war, wird jetzt zum notwendigen Beförderungsmittel. Alles wird dem Kriege dienstbar gemacht: der Ski, der Schlitten, der Rodel, die Schneereifen, die Steigeisen! Alles muß herhalten, um, wenn's gilt, vor dem Feind die Höhen zu erreichen und sie zu halten. Auf seine Körperkräfte ist der Mensch dort oben ja ganz angewiesen, man kann nicht mehr fahren, man muß zu Fuß hinauf, keuchend die steilen Wände hinaufsteigen. Und so wird der Sport ernster Selbstzweck. Der Körper muß gestählt sein, muß Ungeheueres leisten können. Das ist die erste Voraussetzung für den, der auf den höchsten Graten dem Feind gegenübertreten will!

Der Alpenkrieg hat von den Soldaten mancher Abschnitte tagtäglich Patrouillengänge verlangt, die schon unter den günstigsten Witterungsverhältnissen zu wahren Meisterleistungen gewiegter friedlicher Hochtouristen gehört haben. Hier haben sich die Tiroler Bergführer wie die Holzknechte dieser Gegenden hervorragend bewährt!

Schifahrer Melecki

Damit sind aber die Schwierigkeiten der Bezwingung der Natur allein nicht erschöpft. Man denke nur an die Lawinengefahr im Frühjahr, denke an die Schwierigkeit, oben sich Unterkünfte zu schaffen, Nahrung in die höchsten Gegenden zu bringen.

So wird der einzelne von selbst zur Persönlichkeit, die auch wert ist, hervorgehoben, besprochen, geschildert zu werden.

Bietet diese Hochlandschaft an sich schon im Frieden einen dankbaren Gegenstand für den Maler, so muß jetzt, da zu ihrer Majestät noch der tiefe, tiefe Ernst kommt, da neben der großen auch der Mensch groß bleibt, dieses Gebiet für den Kriegsmaler unerschöpflich sein.

Schnee, Eis! Blaue Lichter des Morgens, violette des Abends, sie allein geben eine Fülle von ewig wechselnden malerischen Eindrücken —

Und dazu kommen unten im Tal Südtirols die südliche Sonne, die Farben des Südens, die prallen, glänzenden, satten Farben, die lauter sprechen als die des Nordens. Der Himmel darüber scheint auch höher, und dazwischen wogt im Tal die Buntheit und die ewige

Digitized by Google

Handgranatenwerfer

Bewegung militärischen Lebens. Das Gehen und Kommen der Mannschaft, das Hinziehen der Tragtierkolonnen, deren Führer aus allen Teilen der Monarchie zusammengewürfelt sind! Die Patina des Krieges auf allen den Uniformen, auf allen den Waffen, die Farben des Gebrauchs, die so seltsam malerisch sind!

Fröhliche, ausziehende Truppen, junge Burschen voll Kampfeslust, alte, ernste, ruhige Landstürmler! Müde Kranke und Verwundete und mitten hinein wieder grell und leuchtend die Sonne von Südtirol!

Oben in den Stellungen der Soldat — —

Am Grabenausguck steht er und sieht zur Tiefe, sieht in die herrliche Landschaft hinaus, sucht den Feind! Stundenlang wendet er keinen Blick von dem Streifen Gebirgsboden vor sich, er sieht nichts anderes und doch schaut er in ein Wunderland; er lernt die Gräser vor sich kennen, er sieht sie wachsen fast, und den violetten Enzian dort, hei, wenn die Feindeskugel nicht so scharf pfeifen würde, er tät' ihn sich sicher nach der Ablösung holen.

Überall liegt Stoff, Stoff für Dichter und Maler in diesem Tiroler Alpenkrieg!

Ich habe bei meinen Streifzügen an den Fronten mit vielen Malern, die als Kriegsmaler zugelassen waren, gesprochen und immer die Schwierigkeiten hervorheben hören, die der jetzige Krieg als Darstellung ihnen bietet. Nur an den Alpenfronten fand ich immer begeisterte, kriegs- und kunstbegeisterte Maler an.

Das österreichisch-ungarische Kriegspressequartier, allen voran sein sachkundiger Kommandant General Ritter von Hoen, war von Anfang an bestrebt, nicht nur der Presse, nicht nur der breiteren Schriftstellerwelt die Bekanntschaft mit dem Krieg zu verschaffen, sondern man war bedacht, auch die Kunst der Zeit mit dem Krieg in enge Fühlung zu bringen. Die Zahl der Kriegsmaler, die zugelassen sind, ist sehr beträchtlich, und der Erfolg, der damit gezeitigt wurde, ist sehr erfreulich. Viele Hunderte von Skizzen und Bildern sind so entstanden. Ohne auf Richtungen zu sehen, hat man ein erdrückendes Material zusammen bekommen, eine Fundgrube für die Kunst nach dem Kriege, eine geschichtliche Quelle aber auch für die verschiedensten denkwürdigen Vorgänge an der Front. Neben österreichischen und ungarischen Künstlern sind reichsdeutsche zugelassen worden und auch solche aus neutralen Ländern. Nicht immer war es leicht, jeden nach seiner Eigenart zu beschäftigen und dabei wieder zu berücksichtigen, was die Leitung vor allem nicht ungemalt lassen wollte. Die Interessen der Künstler und die des Militärhistorikers waren zu wahren. Desto glücklicher konnte man bei vielen Künstlern gleich von vornherein ohne viel Versuchen den richtigen Mann am richtigen Ort beschäftigen.

Die Bilder, die diesen Aufsatz zieren, stammen von solch einem am richtigen Ort beschäftigten Künstler, sie sind vom be-

Digitized by Google

kannten Hochlandsmaler Hans Beatus Wieland. Zwei Dinge kamen ihm dabei besonders zugute: erstens, daß Meister Wieland ein guter Hochtourist, ein leidenschaftlicher Hochlands- und Schnee-Maler ist und zweitens, daß er, der als Major im Schweizer Heere zeitweise diente, so auch neben der Hauptsache, neben dem malerischen Blick eine große militärische Schulung, ein militärisches Auge mitbringt, von dem sich der Künstler in ihm freilich nie verwirren oder sichtbar beeinflussen lassen wird.

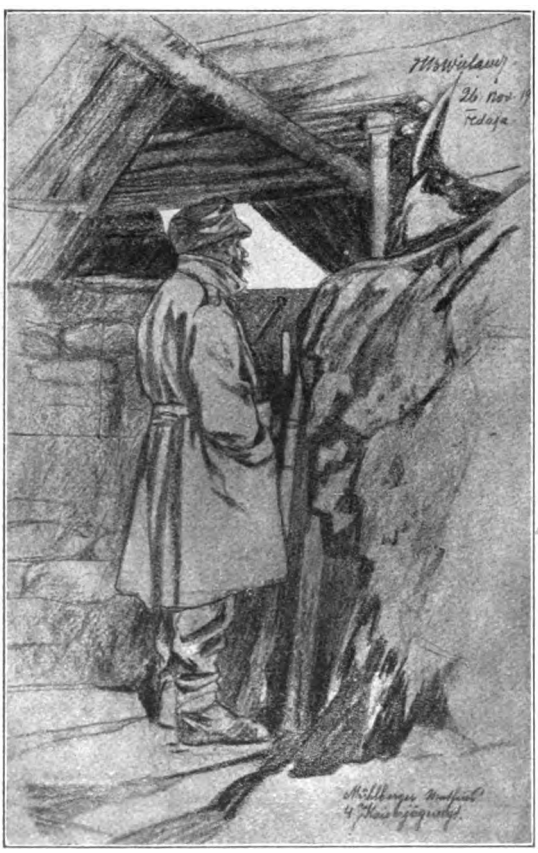
So war Hans Beatus Wieland von vornherein der oder wenigstens einer der auserwählten Schilderer des Tiroler Alpenkrieges, der tapferen, aufopferungsvollen Landesverteidigung Tirols, die vielleicht zu den bewunderungswürdigsten Kämpfen des ungeheuren Ringens gehört, das eine Minderheit gegen eine ganze anstürmende Nation geführt!

Für Wieland sind die Berge, sind die eis- und schneebedeckten Höhen nichts Fremdes, er kennt sie, kennt ihre Züge, kennt ihre Reize! Er hat uns ja aus der Alpenwelt seiner Schweizer Berge oft genug die herrlichsten, großgesehenen Bilder geschenkt. Er ist als Künstler auf diesem Gebiete längst ein anerkannter Meister und jede Ausstellung der Münchener Sezession in den letzten zehn Jahren hat ein Werk aus seiner Hand uns vorgeführt.

Nie war er kleinlich im Ausschnitt, nie kleinlich im Sehen, immer hat er mit Künstlerhand der großen Majestät, der schneereinen, lichten Schönheit der Bergriesen gehuldigt. Und auch diesmal ist seine Kollektion, die die Frucht seines Aufenthaltes an der Tiroler Front war und die im Kunsthaus Brakl in München gezeigt wurde, ein hohes Lied auf der Berge wuchtig-majestätische Riesengewalt! Auf die Ragenden, die Hohen, die wir Menschen zu erreichen streben, die Weiten und Ewigstillen, die doch so laut sprechen!

Im Spätherbst 1915 war es — der Zufall brachte uns in derselben Gruppe auf der Fahrt nach Südtirol zusammen — da Wieland auszog zu den Soldaten!

Als erster Abschnitt, den wir besuchen sollten, wurde das Ortlergebiet gewählt, und der dortige Brigadieroberst, ein kerniger, echter, schneidiger Österreicher voll freundschaftlicher Kameradschaft, suchte sich gleich unter den paar Künstlern, die gekommen waren, jene aus, die körperlich imstande wären, seine höchsten Stellungen zu besuchen.



Am Ausguck

Er hing mit inniger und stolzer Liebe gerade an diesen Braven da oben, täglich, stündlich dachte er an sie, sprach von ihnen, sorgte für sie und war stolz auf sie! Er fühlte: diese Höhenwächter, diese Kanoniere über 3000 Meter waren die modernsten Helden des Krieges! Sie, ihr Heim, ihre Unterstände und Batteriestellungen, ihr Reich mußte für die Geschichte festgehalten werden! Und freudig meldete sich neben einem Professor aus Ungarn der gebirgsgewohnte Meister Wieland zu der beschwerlichen Tour.

Tiefer Schnee ringsum, vereiste Wege, nichts hielt ihn ab. Seine Wangen glühten schon in Begeisterung, da er davon am Abend unserer Ankunft sprach.

Meine Aufgabe als Schriftsteller und Kriegsberichterstatter führte mich zu anderen Teilen dieses Abschnittes, und ich sah Wieland erst eine gute Woche später schneegebräunt, ein wenig magerer, aber strahlend, im Tal wieder. Meine erste Frage galt seinen Arbeiten, galt seiner Tour —

Der alpine Kriegsmaler hatte zwei Tage schweren, aber köstlichen Aufstiegs zu den Höhen. Mit Freude wurde er von den Schnee-Einsiedlern dort oben empfangen. Das Licht, die Luft allein waren schon ganz anders, als in den Tälern. Er war fleißig gewesen, so fleißig, daß er sich schier die nötige Erholung nicht gegönnt hatte.

Digitized by Google

Spanische Reiter

Sein Bleistift hielt rasch manches fest, denn Wieland ist ein sicherer Zeichner, aber auch die Ölfarbe kam zu ihrem Recht! Glut lag in den Skizzen, Farbenglut und Glut der ehrlichen Begeisterung für die Tapferen da oben. Sprach sein Bleistift nüchtern berichtend von den Formen der Bergrücken, von den Bewegungen der einzelnen, so ward sein Pinsel zum kraftvollen Dichter ihrer Kämpfe, ihrer farbigen Stimmungswunder!

Eines ist Wieland vor allem meisterlich gelungen: die mächtige Poesie des Alpenkrieges festzuhalten, die Zauberstimmungen der Kriegsnächte in Eis und Schnee zu malen, der Scheinwerfer und der Granaten Feuerbrände mitten ins Märchenlicht des Mondes auf den Schnee zu setzen.

Und die Menschen dort oben, wie zeigt er sie uns! Jede dieser Figuren ist ein inneres Erlebnis für ihn, ist die Begegnung mit einem schlichten Helden. Phantastisch, wie ihre Aufgabe, das Höchste zu schützen und zu verteidigen, ist ihre Tracht. Weiße wallende Schneemäntel schützen sie vor dem Blick des Feindes. Weiß in Weiß stehen sie da, und doch, welche Farbe liegt darinnen. Vermummte Gestalten, die aus der großen, hohen Umgebung doch mächtig und hoch emporwachsen! Spukerscheinungen, wie sie nur mit Schneelicht und Mondschein beschienene Kriegsnächte erzeugen!

Und dort der einsame, höchste Vorposten, ein farbiger Fleck voll intimen Reizes inmitten in der Höhenluft von Eis, mitten im Höhenlicht von weit über 3000 Metern! Schwere, gelbbraune Pelze, wie sie sonst die Bauern in der Gegend Südungarns tragen, sind der Kämpfer Schutz gegen die eisige Kälte, gegen den schneidenden Höhenwind. Mit der Erdfarbe ihrer Unterkünfte wachsen die Gestalten zusammen und trennen sich doch wieder farbig von jenen. Hat man nicht vor jedem dieser Soldaten einen ehrlichen Respekt? Eine tiefe Bewunderung für ihn, den Opferfreudigen, der dazu noch guter Dinge ist, erfaßt uns bei ihrem Anblick.

Digitized by Google

Vom Riesenernst ihrer Aufgabe spricht Wieland uns, aber auch von der Schönheit derselben, denn es ist Klarheit, Reinheit in diesen Bildern, Licht, Sonne, Freude. Rührend in seiner schlichten Einfachheit ist der Spruch, den brave Kanoniere an den Holzverhau für ihr Geschütz schrieben. In der Wielandschen Skizze ist er zu erkennen:

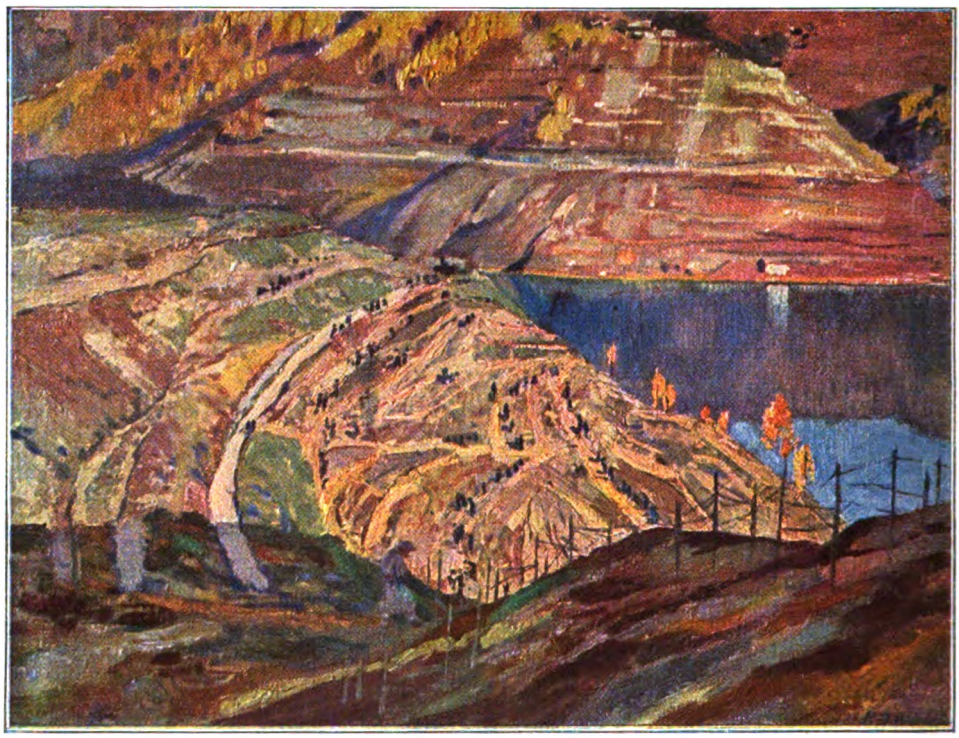
Viel Müh und Plag gab dieser Stand,
Doch gilt er für unser Östreich-Land.
Oft habt ihr Welschen heraufgeschaut,
Aber euch niemals hergetraut!

Je schwieriger ein Platz zu besetzen ist, desto mehr hängt der Soldat daran, und so ist es auch hier: auf die paar Kanonen, die man auf solche Höhen geschafft, die soviel Müh und Plag gekostet, ist der letzte Soldat genau so stolz, wie der Befehlshaber der ganzen Front.

Deutlicher als viele Schilderungen sprechen andere Bilder Wielands von den farbigen Reizen des Val Sugana, von den farbigen Reizen der südlichen Täler.

Denn er ist später auch dort gewesen, hat uns zum Beispiel in seiner „Soldatenwäsche" ein Bildchen übermittelt, das ein wahres Soldatenidyll darstellt und etwas ungemein Freudiges hat. Im Hintergrund in Nebelwolken noch die höchsten Höhen, vorne auf den Drahtverhauen, die der Abwehr des Gegners gelten, bunte, farbige Wäsche, die lustig im Wind flattert und leuchtet. Die Sorglosigkeit spricht daraus, die Soldaten bald befällt, wenn der Gegner nicht angreift. Südlich gesehen ist auch der Ausschnitt des Bildes „Armierungsarbeiten"! Trotzdem das Gelb des Herbstes auf den Hügelzügen, auf den Buckeln liegt, ist unendlich viel freudige Farbigkeit in diesem Bild. Blau leuchtet das Wasser dem Herbst zum Trotz, und emsig, zu winzigen, fleißigen Ameisen verwandelt, schaffen, graben, fronen die Menschen. Der Krieg ist der vornehmste Arbeitsherr, der die meisten Menschen zu beschäftigen weiß, der die gewaltigsten Arbeiten, an die sich sonst Staaten, Städte und Gemeinden nur sehr schwer und noch vielem Überlegen heranwagen, mit schnellem Entschluß in Auftrag gibt. Tausende von Händen schaffen, schaffen Tag und Nacht, bis ein Werk, das sonst Jahre verlangt, in wenigen Tagen fertig ist! Welche Wege sind jetzt durch das Land Tirol, auf die höchsten Berge geführt worden in ein paar Wochen. Der Krieg, der große Herr, verlangte es, und die fleißigen Ameisen bauten, bauten und bauten!

Auch die Berühmtheiten der Gegenden wurden im Kriege verkehrt. Wer kümmert sich im Krieg, ob eine Gegend bekannt ist, ob die Sommerreisenden sie lieben, ob flüchtige Touristen sie gerne besuchen. Die Baedekerbekanntschaft ist abgeschafft, neue Namen, neue Gegenden macht der Krieg und hebt sie zu grausiger Berühmtheit.



Armierungsarbeiten

Digitized by Google

Im Schneesturm

Col di Lana, wer hat deinen Namen früher gekannt! Heute bist du der berühmteste Dolomit, und der Kriegsmaler der Alpen hat auch die Aufgabe, dich im Bild der Nachwelt zu erhalten, nicht wie du später daliegen wirst, sondern wie du dich gibst, jetzt, da Kampf dich umtobt!

Wieland hat das Antlitz dieses Berges gemalt. Ein Höhenrücken im Flammenschein des Krieges, da statt der nächtlichglitzernden Sterne in heller Mondnacht die Feuerbrände der Granaten, der platzenden Schrapnells ihn umgeben, da tastend die Lichtkegel der Scheinwerfer ihn beleuchten, erbarmungslos seine Erdfalten, seine Schneehalden absuchen nach Kriegern, nach Opfern für die Schlünde, die Feuer speien. Nächtliches Kriegsfeuerwerk, grausigschönes, tiefernstes Spiel!

Schneestürme fegen auf den Höhen. Vor Minuten mag Sonne dort geherrscht haben, plötzlich ist sie weggewischt, ertrunken in Wolken von Schnee, die stechende Stürme in den Armen tragen. Eine Minute, und man ist schier bedeckt mit Eiskristallen, ist eingehüllt in eine weiße Wolke, ist erstarrt fast vor Kälte.

Friede haben dort oben nur die, die ein Hüglein deckt, sie hören nicht der Geschütze Donner, der Granaten Pfauchen und Heulen, sie ruhen als Helden auf luftigen Höhen. Den Gräbern dort oben, wo wie flammende Kerzen die Dolomiten im Abendsonnengold als Grableuchten brennen, wird nach dem Krieg manche stille, traurig erhebende Wallfahrt gelten. Unter den paar Kreuzen ruhen die Helden, die einen verlorenen Graben mit Handgranaten zurückerobert! Aber daß die Kameraden ihrer gedenken, zeigen die Kränzlein auf den Kreuzhölzern. Wie die Tafeln auf den Höhen der Dolomitenstraße, die besagen, wer diese stolze Straße erbaut, werden diese Kreuzlein nach dem Kriege erzählen, wer diese Straße uns erhalten hat.

Die lebenden Helden der Front sehen wir bei der Arbeit, wie sie just gegen den Himmel auf hoher Stellung der „spanischen Reiter" kunstvolle Drahtnetze noch einmal übereinandertürmen! Wie durch den garstig-nüchternen Draht die Herrlichkeit der Umwelt schaut, das ist an sich ein gar raffiniert-schöner Blick, der den Gegensatz meisterlich herausarbeitet, dabei Krieg und Natur prächtig darstellt!

Aber noch kräftiger, noch unmittelbarer zieht es den Maler zu jenen, die, ihrer Körper Kräfte nützend, mit Anspannung aller Muskeln ihre Stellungen verteidigen.

Das sind keine Soldaten, wie wir sie uns sonst vorstellen, das sind Zyklopen, Halbgötter, Menschen von seltener Kraft!

„Verteidigung" heißt ein Bild, das uns Handgranatenschleuderer im Kampf zeigt, Einzelwesen, die uns in ihrem trotzigen Ernst die ganze unerbittliche Größe dieses Krieges vergegenwärtigen. Flammender Schein am Horizont, hoch oben auf der Höhe, auf „der letzten Kuppe" stehen sie. Kommt nur heran, ihr da unten, ihr Welschen!' sagt ihr Blick, und die Muskeln straffen sich, die mächtigen Beine wachsen in den Felsen selbst wie Steinquadern. Da zu ihren Füßen liegt einer von ihnen, aber sie schauen vorwärts, dem Feind entgegen! Die Rechte umklammert die Handgranate, sehnig spannt sich der schwere, arbeitsgestählte Arm des einen um die Handhabe des Höllenwerk-

Digitized by Google

zeuges. Und auch der andere holt aus. Wenige Sekunden, und krachend fährt das Unheil zwischen die Feinde!

In der wilden Kraft, die über das Menschliche hinauswächst, sind diese Figuren mehr als Soldaten, mehr als Einzelwesen, aus einem großen Verband, sie vertreten die Österreicher, die Tiroler hier! Sie stellen der Bergler Kraft dar, werden zu Heldenfiguren, zu Wahrzeichen des ganzen Kampfes! Hart ist das Bild, wie der Krieg hart ist, aber es hat auch die Größe des Krieges in sich!

Noch in einem zweiten Bilde hat es Wieland verstanden, das Unheimliche des Krieges in den Alpen fast ins Spukhaft-Große zu übersetzen. Dort nämlich, wo er uns in wilder, stürmender Bewegung, in prächtigem, dreifachem Wechselspiel die Handgranatenschleuderer mit den Gasmasken zeigt.

Das menschliche Antlitz, des Einzelwesen besondere Züge treten zurück hinter der grausigen Maske, die der Krieg, nein, die die Wut des Feindes den Kämpfern aufsetzt zum Schutz. Über die Böschung, die Höhe kommen sie herüber, treten schlankweg in der Bewegung aus den Gräben und holen wie Schnitter, wie Dreſcher zum Schwunge aus! Auf den Köpfen von zweien sitzen noch die Kapperl der Landesschützen, die kleine Birkhahnfeder flattert im Wind. „Vorwärts! Du oder ich! Zu, los!“ Und krachend fliegen die Geschosse!

Wie ein Untier greift des Dritten Linke hervor, wie eine Lanze schaut das Bajonett vom Gewehr gegen den Himmel! „Auf, hoch!“ Auch er kommt, auch er tut mit!

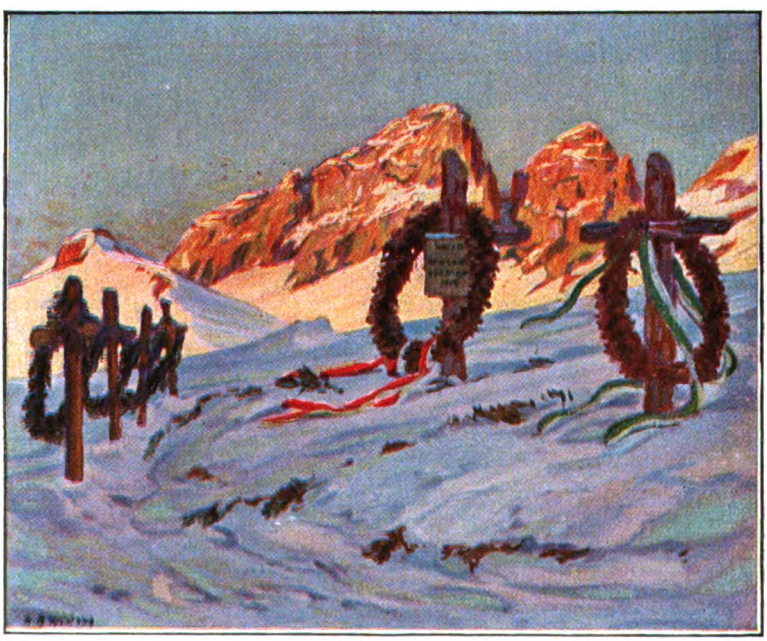
Die große Bewegung, die in dem Bild steckt, deutet auf die Leidenschaft der Kämpfe, zeigt uns auch, wie der einzelne hier aufrecht, allein als Kämpfer hervortritt. Gerade in den beiden Bildern, wo die Landschaft am wenigsten verrät, wo wir sind, gerade da ist ein Stück Tiroler Krieg, Tiroler Heldenmut am deutlichsten festgehalten.

Krieg in Tirol! In Wielands Bildern ist er enthalten, dort steckt alles, was ihn ausmacht, der persönliche große Mut, die Überlieferung des Hochlandkampfes, wie zum Schluß auch die Farbe der Landschaft, die Gefahren der Umgebung.

Krieg in Tirol! In der zweiten Hälfte des Mai 1915 hat er begonnen, und heute ist das, was die Italiener erreichen wollten, in ein Nichts, rein gar Nichts zerflossen.

Das ganze Land hat sich erhoben und wehrt den Feind, kämpft gegen die Übermacht und umgekehrt schützt ganz Österreich sein Tirol! Denn ganz Österreich und Ungarn stehen auch dort an der Front! Jeder weiß, die Monarchie hat ein heiliges Recht auf diesen Süden und braucht ihn nicht wirtschaftlich allein, nein, auch als geistiges, wichtiges Moment, als Heimat der Tiroler, als Stätte der Erholung für so viele!

Wechselnd sind die Bilder der Landschaft, wechselnd zwischen Schnee- und Weinlandschaft, aber ein Geist herrscht im Land: der alte Geist Andreas Hofers. Er teilt sich allen Stämmen der Monarchie mit, die dort kämpfen vereint unter dem Doppelaar, vereint im Lande des roten Adlers, der von jeher vom Feindesblut rot war!



Soldatengräber in den Dolomiten

Digitized by Google

Das Trauderl

Aus den Papieren eines Reserveoffiziers

Novelle von Emil Ertl

Das Dorf hieß — ja, wie hieß es nur gleich? — Wir nannten es die „Hölle“. Wer konnte auch die vielen schwer aussprechbaren Namen behalten! Wir hatten die schauderhaftesten Dinge in dem erwähnten Dorfe erlebt und mit angesehen, und wenn einer von der „Hölle“ redete, so wußte jeder, daß diese öde, trostlose Ansammlung armseliger Häuser und Lehmhütten damit gemeint sei, um deren Besitz wir uns seit gut drei Wochen mit den Russen rauften.

Als die vierte Woche anbrach, warf der Feind neue Massen ins Gefecht, und wir mußten schließlich doch heraus. Das ganze Bataillon, das heißt, was davon noch übrig war, weinte beinahe vor Wut, als der Hornist in die Trompete stieß und kein Zweifel mehr übrigblieb, daß der Rückzug befohlen sei. Im Frieden würde kein Mensch es für möglich halten, daß man sich so verbeißen kann.

Im Laufe der Nacht war das Dorf von den Russen besetzt worden. Aber schon im Morgengrauen fingen plötzlich meilenweit hinter unserer Front die österreichischen Skoda-Mörser zu brüllen an. Sie nahmen den Raum zwischen der „Hölle“ und der russischen Hauptstellung unter Sperrfeuer, nun saßen die vorgeschobenen Abteilungen, die das Dorf besetzt hielten, in der Mausefalle. Mit Hurra gingen wir zum Sturm vor, alle Hindernisse wurden überrannt, und in den unglückseligen Straßen, die schon soviel Blut getrunken hatten, tobte aufs neue der Kampf Mann gegen Mann.

Meiner wackeren Leute, die fast aus allen Volksstämmen Österreichs zusammengewürfelt waren, hatte sich eine solche Raserei bemächtigt, daß ich sie kaum wiedererkannte. Sie wüteten wie die Schlächter, allen voran Kaspar Prischl, der Zugführer, sonst ein gemächlicher Kerl und fideler Wiener, der auf einmal zum Berserker geworden schien und mit dem Gewehrkolben so toll um sich hieb, daß die Feinde nur so hinflogen in den Straßengraben, rechts und links, mit zerschmetterten Schädeln. Und die andern gaben ihm kaum etwas nach. Der Infanterist Wenzel Kvapil, ein Böhme, der im Zivilberuf Schneider und im übrigen ein schüchterner und fast allzu unterwürfiger Mensch war, arbeitete, blutüberströmt von Kopf bis zu den Füßen, mit dem Bajonett wie im Stücklohn, und unser großes Kind, der junge, stets gutmütig grinsende Bosniak Stojan Alibasic, dem sie im Nahkampf das Gewehr entwunden hatten, der sprang — ich sah es mit eigenen Augen — schäumend vor Wut drei Russen hintereinander mit den bloßen Händen an die Gurgel und drehte ihnen buchstäblich den Hals um, als erwürgte er ein Stück Federvieh. Kurz, es gab in meiner ganzen Kompagnie kaum einen Mann, der nicht eine jener Taten verrichtet hätte, die man seit den Zeiten der Ilias mit dem Schimmer des Heldentums umkleidet und im Kriege als Wunder der Tapferkeit zu preisen pflegt.

Der zähe Feind, der uns bis dahin genug zu schaffen gemacht hatte, erkannte bald die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstands und hob größtenteils die Hände hoch. Nur an wenigen Stellen wurde noch gekämpft, immer matter und matter, und schließlich nur mehr an einer einzigen Stelle um ein paar Häuser — sofern man von Häusern überhaupt noch reden konnte.

Es gab ja eigentlich keine Häuser und Hütten mehr. Die schweren Granaten, durch die wir am Vorabend vertrieben worden waren, hatten der „Hölle“ auch den letzten Schein von Berechtigung genommen, sich ein Dorf zu nennen. Nichts als ein Schutthaufen war sie mehr, aus dem hie und da ein zackiger Mauerrest ragte oder ein halbverkohlter Dachbalken seinen starren Arm emporreckte, wie man es bei Gefallenen sieht, die den Himmel anzuklagen scheinen.

Als meine Leute die letzten Russen überwältigt hatten, gingen wir sogleich daran, uns in dieser Verwüstung häuslich einzurichten, das heißt, wir bauten in aller

Digitized by Google

Eile die notdürftigsten Deckungen für uns aus. Da die umherliegenden Trümmer dazu verwendet werden mußten und seit Wochen kein Regen gefallen war, so gab es eine gewaltige Staubentwicklung, ich konnte höchstens fünfzehn oder zwanzig Schritt weit sehen und weiß deshalb nicht, aus welchem Kellerloch oder sonstigen Schlupfwinkel ein Kind hervorgekrochen sein mag, das sich plötzlich näherte. Es warf sich mir zu Füßen, umklammerte meine Knie und hob ein tränenüberströmtes winzig kleines Gesichtchen mit auffallend blauen Augen zu mir auf.

„Wo kommt das Wurm her?“ rief ich meinen Leuten zu. Niemand wußte es.

Ich gab Befehl, die nächste Umgebung zu durchsuchen, ob noch irgendwo ein Unterschlupf zu finden wäre, in welchem ehemalige Ortsbewohner, alle Höllenschrecken, die über ihr Dorf hereingebrochen waren, überdauernd, sich verborgen gehalten haben könnten. Man fand nichts, keine Spur eines lebenden Wesens, wir hatten ja auch seit Wochen angenommen, daß keine Seele in der „Hölle“ zurückgeblieben sei. Und nun auf einmal sollte ich zu meiner Verwunderung eines Besseren belehrt werden; es war doch noch etwas Lebendiges dagewesen, wenn schon keine Seele, so doch ein Seelchen.

Ich hatte das Kind vom Boden aufgehoben und in meine Arme genommen. Es weinte nicht mehr, antwortete aber auch nicht auf meine Fragen, so sehr ich mich bemühte, mich mittels der paar polnischen und russischen Brocken verständlich zu machen, die ich während des Feldzugs aufgeschnappt hatte, und sah mich nur unverwandt an, mit seinen großen, blauen, ängstlichen Augen. Es war ein Mädchen von etwa sieben oder acht Jahren und hatte eigentlich zarte Züge, nur sah es fürchterlich verwahrlost und herabgekommen aus, war mit Schmutz bedeckt und abgemagert wie ein Geripplein.

Seit frühem Morgen hatte ich keinen Bissen zu mir genommen und in Kampf, Gefahr und fieberhafter Arbeit auch nicht einen Augenblick ans Essen gedacht. Erst beim Anblick des Kindes spürte ich, daß ich selbst Hunger hatte, und blickte sehnsüchtig nach unserer Fahrküche aus. Wirklich sah ich in einiger Entfernung ihren verheißungsvollen Rauch aufsteigen, und es dauerte nicht lang, so brachte mein Bursch mir die Mahlzeit. Da setzte ich das Kind auf ein zerschossenes Mäuerchen und mich daneben und fing an die Kleine zu füttern.

Wie bei einem jungen Vogel bestand das winzige Gesichtchen eigentlich nur aus einem Paar merkwürdig großer Augen und einem Schnabel, der sich überraschend weit auftun konnte, so oft der Löffel sich näherte. Mein Bursch beunruhigte sich nicht wenig, als er den größten Teil der Speisen in diesem kindlich rosigen Schlund verschwinden sah; er fürchtete, ich könnte zu kurz kommen und ermahnte mich respektvoll, doch auch an mich selbst zu denken. Aber ich hatte genug mit Füttern der Kleinen zu tun, aß nur wenige Bissen und trug ihm auf, mir später ein paar Zigarren zu holen. Ich kann nicht sagen, wie wohl es mir tat, nach all dem blutigen Morden einem hilflosen Geschöpfe Gottes einmal etwas Gutes erweisen zu können. Und ich wurde satt, nur weil ich die Kleine ihren Hunger stillen sah.

Nachdem abgespeist war, packte mein Bursch das Blechgeschirr zusammen, blieb vor mir stehen, sah mich an, sah das Kind an und winkte ihm mit dem Kopf, ihm zu folgen. Das Mädchen aber verkroch sich zu mir und wollte offensichtig nichts davon wissen. Und als er Miene machte, es an der Hand zu fassen, fing es zu wimmern und zu schreien an und klammerte sich an mir fest wie eine Klette. Der Bursch wollte Gewalt gebrauchen, und ich mußte mir eigentlich eingestehen, daß er recht hätte; man konnte das kleine Wurm doch nicht auf die Dauer hier vorne an der Front lassen. Aber das Bewußtsein, daß da ein Wesen war, das sich nicht von mir trennen wollte, dem ich sein ein und sein alles bedeutete, und das mich lieb hatte, erfüllte mich mit einem lange nicht gekannten und darum doppelt beseligenden Glücksgefühl. Und anderseits war es mir ein so süßer und lockender Gedanke, etwas in der Nähe zu behalten, das auch ich lieb haben könnte. Kurz und gut, ich wurde schwach und herrschte den Burschen an, mir endlich die verlangten Zigarren zu bringen.

„Das Trauderl bleibt bei mir,“ entschied ich.

Digitized by Google

Damit hatte ich dem Mädchen, das noch immer kein Wort gesprochen hatte, einen Namen gegeben, ich weiß eigentlich nicht, weshalb gerade diesen. Aber sie war fortan und blieb — das Trauderl.

Den ganzen Nachmittag, während ich die Schanzarbeiten beaufsichtigte und leitete, blieb sie mir zu Füßen auf dem Boden sitzen, und wenn ich eine Strecke weiter ging, so lief sie wie ein Hündchen neben mir her. Das Kind hatte rasch die Herzen der Mannschaft gewonnen, gar mancher mochte fühlen wie ich und es als Trost und Segen empfinden, wieder einmal menschlich sein zu dürfen. Überall, wo wir vorüberkamen, flogen dem Trauderl freundliche Worte zu, und jeder, der dazu Gelegenheit fand, kneipte sie im Vorbeigehen ganz verstohlen in die hageren Wangen. Sogar der Berserker von heute morgen, der Zugführer Prischl, der mir gerade eine Meldung zu erstatten hatte, blieb, als er damit fertig war, noch einen Augenblick stehen, lächelte gutmütig auf die Kleine herunter und sagte zärtlich: „Du herzig's klan's Trutscherl!" Erst dann erinnerte er sich wieder des Dienstes, salutierte mit der ihm eigenen lässigen Strammheit, machte kehrt und marschierte von dannen.

Weit mehr aber wunderte ich mich noch über jenen jungen Riesen, den Stojan Alibasic, den ich an einer anderen Stelle damit beschäftigt fand, eine Mauer niederzulegen, um freien Ausschuß zu sichern. Aus den Staubwolken heraus, die ihn einhüllten, strahlte er förmlich über das ganze breite Gesicht, als er des Kindes ansichtig wurde, derselbe, der vor ein paar Stunden, allein mit seinen schweren Pranken drei Russen das Genick gebrochen hatte! Und da ich mich erinnerte, daß er wiederholt beim Rapport um ausgiebigere Rationen angesucht hatte, weil er von der durchschnittlichen Speisenmenge nicht satt werden konnte, so rührte es mich doppelt, als ich jetzt Zeuge war, wie er eifrig in seinen Taschen zu kramen anfing, eine Schnitte Brot und ein Stück Schokolade ans Licht brachte und mit einem Grinsen, das sein ganzes mächtiges Raubtiergebiß freilegte, diesen Schatz, den er sich offenbar für eine Zwischenmahlzeit zurückgelegt hatte, der kleinen Traudel aufzunötigen versuchte.

Gegen Abend fand sich ein Kamerad ein, mich abzulösen. Ich hatte zweimal achtundvierzig Stunden nicht geruht und war müde zum Umfallen. Da ich außerdem beim Sturm auf die „Hölle" durch einen Kolbenstoß eine leichte Quetschung der linken Hand erlitten hatte und sich in dem verletzten Glied ein schmerzhaftes Hitzen und Pochen einstellte, so hielt ich es vor mir selbst für genügend gerechtfertigt, ein paar Stunden lang als Privatmann zu leben. Ich bat also um die Erlaubnis, zum Krankenpark zurückgehen und die Nacht dort zubringen zu dürfen, was mir selbstverständlich gestattet wurde. Wenig später saß ich, einen Kübel Wasser vor mir, neben einem der Krankenwagen im Grase und unterzog mein Trauderl einer gründlichen Säuberung.

Der Oberarzt und ein paar Sanitäts-Unteroffiziere und -Soldaten, die dabeistanden, sahen lächelnd zu, wie da ein Offizier auf dem Boden saß und ein Kind wusch und kämmte. Und als aus dem schmierigen Aschenbrödel nach und nach ein ganz niedliches Geschöpfchen mit goldigem Haar und zarten Wänglein sich herausschälte, erwachte mehr und mehr ihre Teilnahme. Der eine brachte ein schneeweißes Jäckchen, das eine junge Krankenschwester zurückgelassen hatte, der andere eine Schürze, ein dritter wieder etwas anderes, und wenn die Sachen auch zu groß waren und nicht überall mit der Schere nachgeholfen werden konnte, so waren sie doch frisch und reinlich. Das Kittelchen freilich konnte nicht ausgewechselt werden, das blieb das alte verschmutzte Fähnchen; aber schließlich sahen wir Schützengrabenbewohner auch nicht gerade feiertägig aus, und weil ich einmal mein Herz an das Kind gehängt hatte, so bildete ich mir ein, sie gleiche einer verwunschenen kleinen Prinzessin, die von irgendeiner bösen Hexe in ein unscheinbares Magdgewand gesteckt worden sei.

Mein Entschluß, bei der Krankendienstabteilung zu nächtigen, war mir, wie ich nachträglich bekennen muß, von einem Hintergedanken eingeflüstert worden. Ich wollte in irgendeinem Wagen oder Zelte ein geschütztes Plätzchen für mein Trauderl und zugleich eine brave Pflegeschwester auskundschaften, die das Kind in ihre

Digitized by Google

Obhut nehmen und mir dafür gutstehen sollte, daß ich es ab und zu wiedersehen würde. Das erste gelang mir leicht, mit dem zweiten hatte es seine Schwierigkeiten. Denn Schwester Martha, eine ernste, bildschöne, noch ziemlich junge Witwe aus bester Familie, die hier Pflegedienst tat, erbot sich zwar, bis auf weiteres für das Kind zu sorgen, erklärte aber aufs bestimmteste, es bei erster Gelegenheit in den Nachschubraum abgeben zu müssen. Vergebens stellte ich ihr vor, wie lieb mir das Kind geworden, wie schwer ich es vermissen würde, und daß ich mir schon wie ein blutiger Mordbube vorgekommen sei, als die Berührung mit der kindlichen Unschuld mir wieder Trost ins Herz geträufelt hätte.

„Man muß in all den Greueln," sagte ich, „doch auch etwas haben, das einen aufrechthält!"

Die strenge Schwester aber blieb fest. Und als sie das weinende und sich sträubende Trauderl, das ich ihr übergeben hatte und das durchaus nicht von mir lassen wollte, an der Hand mit sich fortführte, sagte sie noch: „Es tut mir leid, aber das Kind kann auf die Dauer hier nicht bleiben."

Mit dieser Entscheidung kroch ich in der Nähe des Pflegeparkes, in dem das Kind Aufnahme gefunden, in meinen Schlafsack und verbrachte trotz meiner Müdigkeit eine unruhige und recht bekümmerte Nacht. Denn der Gedanke, daß ich am nächsten Morgen von der lieben Kleinen für immer Abschied nehmen sollte, lag — ohne daß ich eigentlich recht wußte warum — wie ein körperlich fühlbarer Druck auf meinem Herzen. Seit Monaten hatte ich es nur mit Kameraden oder Feinden zu tun gehabt, durch das Ungeheure und über alle Begriffe Entsetzliche, das ich erlebt hatte, befand jeder Nerv in mir sich in einem Zustand krankhafter Überreizung. Ein Kind aber ist kein Kamerad und ist kein Feind, ein Kind ist die Hoffnung, die Zukunft, ein Blütentraum des Menschentums. Und so mag aus der Nähe dieses hilflosen und unschuldigen Geschöpfchens, das noch kein Wort gesprochen hatte, etwas wie Erinnerung mich angeweht haben an die Zeit, wo noch kein Krieg war, oder wieder Friede sein würde, ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit, Zuversicht und Menschenglück . . .

Am Morgen trat mir Schwester Martha entgegen, zum erstenmal sah ich sie lächeln.

„Sie werden mich für schwach und selbstsüchtig halten," sagte sie. „Was ich Ihnen gestern abschlug, habe ich mir selbst heute gewährt."

Und sie erklärte, daß sie sich von dem Kinde nicht mehr trennen könne und es trotz aller amtlichen Verordnungen doch hier behalten wolle.

Ich ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie. „Haben Sie tausend Dank!"

„Beschämen Sie mich nicht!" wehrte sie ab. „Ich tu' es nicht nur Ihnen, ich tu' es auch mir selbst zu Dank. Bedenken Sie, daß mein Leben sich sonst ja immer nur zwischen Schwerverwundeten abspielt, inmitten von Elend und Hoffnungslosigkeit. Da blutet einem oft das Herz, und Ihr Wort trifft zu: Man muß auch etwas haben, das einen aufrechthält."

So blieb das Trauderl bei unserer Krankendienstabteilung. Im Anfang, als wir noch in der gröbsten Arbeit steckten und manchmal noch beschossen wurden, konnte ich sie wenigstens ab und zu dort besuchen. Später, als unser Dienst nur mehr in müßigem Zuwarten bestand und den Russen ihr Schießbedarf viel zu kostbar war, als daß sie ihn gegen unsere guten Deckungen vergeudet hätten, brachte mein Bursch sie zu mir nach vorne, so oft ich es verlangte. Wir hatten uns großartig eingerichtet, die ganze „Hölle" war zu einem schier uneinnehmbaren Brückenkopf ausgebaut, der den Übergang über das dahinter sich schlängelnde Flüßchen in einem riesigen Bogen von Feldbefestigungswerken bewachte. Eine ganze unterirdische Stadt war entstanden, mit Kasernen und Offiziersquartieren, mit Küchen, Speichern, Magazinen, Werkstätten, Fernsprechstellen und allem sonst Nötigen. Wenn man in dem Gewirr von Straßen und Verbindungswegen, deren Wände mit reinlichem Weidengeflecht verkleidet waren, sich zurechtzufinden suchte, so kam man bald an einem blankgeputzten Maschinengewehr vorbei, das inmitten seiner eingenickten Bedienungsmannschaft den Schlaf des Gerechten schlief, bald an einem dicken stählernen Ungetüm von Schiffsgeschütz, das behaglich in seiner Betonbettung

Digitized by Google

träumte und sich wie ein riesiger Alligator die warme Wintersonne auf den Buckel scheinen ließ. Wir lagen nämlich hier schon so lange dem Feinde untätig gegenüber, daß inzwischen der Winter ins Land gezogen war und die ganze Gegend unter Bergen von Schnee begraben hatte.

Wenn das Traudert herauskam, war es für mich jedesmal ein Fest. Dann blieb sie oft stundenlang bei mir, nahm die Mahlzeit mit mir ein, und wir saßen miteinander im Unterstand, in dem Stübchen, das ich bewohnte, und das zwar wie ein Dachsbau unter der Erde lag, aber trotzdem ganz behaglich war. Manchmal taten wir nichts als nebeneinander sitzen, ich — glücklich darüber, sie in meiner Nähe zu wissen, sie — sich vielleicht so geborgen fühlend wie nie, da sie doch sichtlich in mir immer denjenigen erblickte, der sie aus Not und Elend erlöst hatte. Manchmal spielte ich ihr auch auf der Mundharmonika vor und konnte mich nicht genug über die rege Teilnahme und das fröhliche Verständnis freuen, die sich auf dem winzig kleinen Gesicht malten. Außerdem war mir eingefallen, daß zu Hause in einer Ecke meines Bücherschrankes noch ein paar alte Bücher aus meiner frühen Jugend standen, die ich glücklicherweise aufbewahrt hatte, weil sie gute Holzschnitte oder Steindrucke enthielten, nach Ludwig Richter und anderen Meistern. Diese Bilderbücher, die ich mir kommen ließ, blätterte ich jetzt mit Traudel durch und bemerkte bald, daß das Unwirkliche, das, „was sich nie und nirgends hat begeben", auf ihr Kindergemüt eine ungleich größere Wirkung ausübte, als das Tatsächliche. Nie konnte sie andächtiger lauschen, als wenn in irgendeinem Verslein ein Tier sprechend eingeführt wurde, oder sonst etwas Unmögliches geschah. Aus ihrem Lächeln oder Lachen, aus ihren frohen, gespannten oder bekümmerten Mienen ließ sich ungefähr erraten, inwieweit Scherz und Ernst der dem kindlichen Verständnis angepaßten Geschichtchen oder Gedichtchen ihr deutlich und bewußt geworden sein mochten. Völlige Klarheit hierüber gab es freilich nicht, denn sie redete niemals auch nur ein Wort, und zwar, wie ich erst jetzt erfahren sollte, leider aus einem sehr triftigen Grund.

Die schöne, ernste Frau, die das Kind in ihre Obhut genommen hatte, war nämlich mit der Zeit dahintergekommen, daß Traudel keine von den Sprachen, die bei unsern Truppen gesprochen wurden — und deren gab es viele — vollkommen verstand, aber immerhin einiges, wenn man sie deutsch anredete. Den Versuchen, sie nun auch deutsch sprechen zu lehren, stellten sich aber gewisse Schwierigkeiten entgegen, die Schwester Martha anfangs für trotzige Abneigung gegen unsere Sprache hielt. Bis endlich der Oberarzt, den sie zu Rate zog, die Vermutung aussprach, daß das arme kleine Mädchen stumm sei. Er meinte, daß sie in jener Zeit, wo der Kampf um die „Hölle" so erbittert getobt hatte, infolge der Angst oder durch das Donnern der Geschütze, vermutlich durch das Zusammenwirken beider Ursachen, die Sprache verloren haben dürfte.

Im übrigen hielt er das Kind für vollkommen normal und sogar für recht aufgeweckt, schloß auch die Möglichkeit einer Heilung nicht vollständig aus und riet für alle Fälle, bei jeder geeigneten Gelegenheit eine Art Anschauungsunterricht mit dem bedauernswerten stummen Geschöpfchen zu treiben, um ihr zunächst einmal das volle Verständnis der deutschen Sprache zu vermitteln. In diesem Sinne verwendete ich denn auch meine Bilderbücher, und wenn Traudel auch ein merkwürdig großes Geschick besaß, mit dem Auge aufzufassen und zu begreifen, so hatte ich doch allen Grund, anzunehmen, daß sie auch im Verstehen des Worts überraschende Fortschritte machte. Denn bald hatte sie unter den kleinen Geschichten ihre Lieblinge, die sie immer wieder aufschlug, damit ich sie ihr vorlesen sollte.

Da stand zum Beispiel in dem Fabelbuche, zu dem Otto Speckter so treuherzige Zeichnungen geliefert hat, ein Verslein vom Raben, der in Kälte und Schnee recht arm daran ist und bettelnd von Tür zu Tür geht. Wie aber der Frühling ins Land zieht und der Not ein Ende setzt, breitet er seine Schwingen und ruft seinen Wohltätern ein aus vollem Herzen kommendes „Hab' Dank! hab' Dank!" herunter. Dieses kindhafte Gedichtchen wurde Traudel nicht müde, immer wieder zu hören. Und ein befreiender Seufzer hob jedesmal ihre kleine Brust, wenn die letzten Zeilen kamen:

Digitized by Google

„Hoch aus der Luft so frisch und munter
Hab' Dank! hab' Dank! rief es herunter."

Manchmal, wenn ich gerade Inspektion hatte, begleitete sie mich durch die Laufgräben, und wir gingen miteinander von einem Schützengraben in den andern und sahen überall nach dem Rechten. Bevor wir den Unterstand verließen, klopfte sie mir immer auf die Manteltasche, um mich aufmerksam zu machen, daß ich ein Stück Brot oder Fleisch mitnehmen sollte. Und wenn dann auf unserm Wege ein paar Raben, deren viele das Lager bevölkerten, im Schnee saßen, so reichte ich ihr das Brot oder Fleisch, und sie warf es ihnen zu. Das machte ihr jedesmal ein unbändiges Vergnügen. Aber besonders freute sie sich, wenn der Rabe dann aufflog und sein Krächzen vernehmen ließ. Dann winkte sie ihm mit den Händchen, nickte ihm freundlich zu, als erwiderte sie seinen Gruß, und war selig, wenn ich nun gewissermaßen die Rolle des Raben übernahm und seine Gefühle verdolmetschend die Schlußzeile jenes Gedichtchens wiederholte:

„Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter."

So bildete sich allmählich ein kleiner Kreis geistiger Gemeinsamkeit zwischen mir und dem Kinde. Aber auch die Mannschaft erdichtete sich in der schlichten Art des Volkes eine solche geistige Gemeinsamkeit. Trotzdem jeder wußte, daß das Trauderl stumm und ein Gespräch mit ihr ausgeschlossen sei, blieb sie doch nach wie vor der Liebling, oder wie man bei uns zu sagen pflegt, der „Verzug" des ganzen Bataillons. Ja es paarte sich mit der Zuneigung, wenigstens bei vielen, auch noch das Bedürfnis nach huldigenden Gefühlen, wie etwa der gemeine Mann ein stummes Heiligenbild in der Kirche verehrt, das nur dazusein und sonst gar nichts weiter zu tun braucht, und dem dabei doch die Absicht und Fähigkeit zugetraut wird, nichts als Liebes und Günstiges zu wollen und zu wirken. Und wie ein selbstloser Glaube Berge versetzen kann, so kann er auch einen sittigenden Einfluß ausüben, indem er die Liebe und fromme Ehrfurcht, die er wachrief, fürs eigene Herz fruchtbar macht, gleichgültig, ob sie nach außen gerechtfertigt seien oder nicht. Daß auf solch geheimnisvolle Weise Traudels Nähe wunderbar reinigend und läuternd auf die vierschrötigen Soldatengemüter wirkte, selbst auf solche, die durch die lange Dauer des Krieges schon recht bedenklich verroht waren, dafür mag statt vieler andern nur eine einzige kleine Begebenheit zeugen, die ich eines Tages aus geringer Entfernung beobachten konnte.

Es war an einem Nachmittag in der Adventzeit, daß ich mich einem der unterirdischen Schlafsäle des großen Dachsbaues näherte, wo die Mannschaft nach dem Essen auf ihren Strohsäcken umhersaß und -lag und eine Pfeife oder Zigarre rauchte. Ein wieherndes Gelächter scholl mir daraus entgegen, und als ich unwillkürlich stehen blieb, konnte ich beobachten, wie ein Mann von meiner Kompagnie, ein Kerl aus der niedrigsten Hefe des Volkes, sich im Unterstand als Spaßmacher aufspielte, darin umhertanzte und gemeine Zoten zum besten gab, die er mit anstößigen Gebärden erläuterte. Die Leute, satt gegessen und müßig wie sie waren, verschmähten es nicht, sich von diesem Plattenbruder, der sonst gemieden wurde, weil er sich im Dienst stets verdrossen und widerspenstig zeigte, auf so niedrige Weise unterhalten zu lassen; sie schüttelten sich vor Lachen und grölten förmlich vor Vergnügen. Einzig jener böhmische Schneider Kvapil, dessen ich schon einmal Erwähnung tat und der inzwischen zum Gefreiten befördert und durch die kleine Silberne ausgezeichnet worden war, hielt sich abseits, saß außerhalb des Unterstandes auf einer Böschung in der Sonne und stichelte an einem auszuflickenden Uniformstück. Als gesetzter Mann und Familienvater mochte er für das Vergnügen, das da drinnen im Gange war, nicht viel übrighaben. Dagegen schien er auf irgend etwas anderes zu warten, denn von Zeit zu Zeit hielt er die flache Hand über die Augen, um in die Ferne zu spähen. Und bald erkannte ich auch, wonach er Auslug gehalten hatte; denn auf einmal ging sein Gesicht auseinander und er rief in den Unterstand hinein: „Die Trauderl kummt!" Was er noch ein paarmal wiederholte, und zwar in einem Tone, als täte er seinen Kameraden die größte Freudenbotschaft kund.

Es war nun ganz merkwürdig, wie es daraufhin im Unterstand stille wurde. Weil ein unschuldig Kind sich nahte, schienen diese sonst so derben Leute es für unpassend zu halten, daß hier die gewissen Glocken

Digitized by Google

geläutet wurden, die man zu Unrecht nach unserm braven und nur fälschlich als unrein verschrienen Haus- und Rüsseltier zu benennen pflegt. Zwar der Plattenbruder ulkte weiter, aber kein Grölen und Lachen dankte ihm mehr.

Und nun hörte ich die Stimme eines wackeren Tirolers: „Hiazt haltscht d'deinen Brotladen, Dreckfau! Hörscht d' nit, daß das kloan Moidel kimmt?" Als aber der andere trotzdem mit unflätigen Späßen fortfuhr und mein Bursch mit dem Trauderl, von der anderen Seite sich nähernd, inzwischen den Eingang des Unterstandes erreicht hatte, da erhob sich drinnen ein fürchterliches Geschrei und Gedresche, als gäb's eine Balgerei auf Tod und Leben. Und plötzlich kam der sehnige Kerl von einem Tiroler ans Tageslicht heraus, den Falloten wie einen Mehlsack in den Fäusten schleppend. So schmiß er ihn im Bogen über den Wall des Schützengrabens hinüber, daß alles krachte.

Und im Nu hatte gleiche Gesinnung und Absicht auch schon die zweckmäßigste Arbeitsteilung organisiert. Denn während zehn Fäuste den im Schnee sich wälzenden Plattenbruder bearbeiteten, der wieder in den Schützengraben herübergekrochen war, hoben zehn andere Fäuste das Trauderl hoch und trugen sie behutsam, wie die Burschen auf dem Lande das Marienbild in feierlichem Umzug durchs Dorf tragen, bis zu meinem Unterstand, wo sie ihre kostbare Bürde mit verlegener Miene niedersetzten. Denn sie merkten erst jetzt, daß ich den Aufruhr mitangesehen hatte, und mochten doch nicht ganz sicher sein, ob ich wohl den Ritterdienst, der meiner Trauderl erwiesen worden, für ausreichend halten würde, eine immerhin grobe Verletzung der Disziplin aufzuwiegen.

Aber das eine Gute wenigstens hat der Krieg, daß es keine Doktorfragen darin gibt. Und so untersuchte ich denn auch nicht näher, ob Soldaten das Recht hätten, einen Kameraden zu verbläuen, oder ordnungsmäßig verpflichtet wären, ihn erst umständlich zum Rapport zu komplimentieren, sondern entschied (freilich nicht laut, sondern nur bei mir selbst) kurz und bündig, daß sie das Recht dazu hätten, wenn sie nur recht hätten. Und recht hatten sie, tausendmal recht! Also stellte ich mich, als hätte ich nichts Vorschriftswidriges gesehen, schenkte den braven Burschen, die mir meine Trauderl brachten, ein paar Zigarren und freute mich wie ein Schneekönig über die ausgiebigen Prügel, die der unflätige Halunke abbekommen hatte.

Wenige Tage nach dem erwähnten Vorfall mit dem Plattenbruder, gerade am Christtag, an den ich aber gar nicht dachte, streiche ich am frühen Morgen die äußersten Schützengräben entlang, um mich zu überzeugen, daß jeder auf seinem Posten ist — da krabbelt drüben am Abhang, dreihundert Schritt vor unseren Linien, etwas im Schnee. Es war noch dämmerig, ich erschrak ein wenig. Wenn es ein Russe war, und es konnte nur ein Russe sein, so war er sicher nicht allein, und wo steckten dann die übrigen? Und wenn es ihm gelungen war, sich unbemerkt so nahe an uns heranzuschleichen, was war dann aus unseren Vorposten geworden, deren mehrere über den Abfall des Berges verstreut in den dort ziemlich dichten Wäldern standen?

Ich wende mich also an den nächstbesten Scharfschützen und befehle ihm, den Mann, der sich dort heranpirscht, aufs Korn zu nehmen. Der aber macht ein verlegenes Gesicht und zieht sich. Im selben Augenblick fallen von jenseits, aus dem russischen Schützengraben, ein paar scharfe Schüsse, und der Mann am Abhang purzelt in den Schnee. Ist er tot? War es einer von den Unsrigen? Und was hatte er da drüben zu suchen, im Vorfeld unserer Stellungen, das zu betreten nicht nur strengstens verboten, sondern auch selbstmörderisch ist? Der Scharfschütze macht noch immer ein verlegenes Gesicht.

„Also wissen Sie, wer es war, oder wissen Sie es nicht?"

Aber noch bevor er antworten kann, ist der Mann am Abhang, der offenbar nur Deckung gesucht hatte, wieder in die Höhe gesprungen und rennt, was seine Beine ihn tragen, durch den Schnee, gerade auf unsern vordersten Schützengraben los. Tot ist er also nicht. Und jetzt geschieht ihm auch nichts mehr; denn eh' die Russen noch ein paarmal knallen, hat er die Bodenfalte erreicht, die ihn den Blicken des Feindes verbirgt, während man von uns aus ganz gut sehen kann, wie er, nun da er sich außer Gefahr weiß, mit aller Ge-

Digitized by Google

mächlichkeit näher kommt. Also wirklich ein Unsriger! Ich schäumte vor Wut!

„Zusammenschießen sollte man den Kerl! Na, den will ich mir mal in der Nähe besehen, da wird sich ja wohl herausstellen, wer es ist."

Und wer war es? Der Zugsführer Prischl, der, wie er jetzt als armer Sünder vor mir stand, beharrlich einen Arm auf dem Rücken hielt, um irgend etwas, das er in der Hand trug, vor mir zu verbergen.

„Was haben Sie da draußen zu suchen?" schrie ich ihn an. „Wissen Sie nicht... he? Wissen Sie nicht...?"

Und so weiter, und so weiter. Die volle Schale meiner gerechten Entrüstung goß ich über ihn aus. Und daß er nicht einmal stramm stand, sondern fortfuhr, die Hand auf dem Rücken zu halten, trug auch nicht dazu bei, meinen Zornausbruch abzuschwächen.

„Habtacht gestanden! Hand an die Hosennaht! Was verstecken Sie da?"

Er gab sich einen Ruck und stand stramm, wie der richtige „Wiener Witz" eben stramm steht; nämlich mit einer Miene und in einer Haltung, die ausdrücken sollen: ‚Eigentlich ist es eine Kinderei, aber man macht's halt mit.'

In der Hand, die jetzt endlich zum Vorschein gekommen war, hielt er ein Tannenbäumchen.

„Was soll das? He? Was ist das?"

„A Danabamerl."

„Das seh' ich, aber warum halten Sie es so krampfhaft in der Hand?"

„Weil i's grad g'holt hab'."

„Wo haben Sie es geholt?"

„Da drüben auf der Waldleiten."

„Wissen Sie nicht, daß es strengstens verboten ist, sich der Waldlisiere zu nähern?"

„Das waß i schon, aber es wachsen sonst ninderscht kane Danabamerln net."

„Und wozu brauchen denn Sie durchaus ein Tannenbäumchen?"

Da sah er mich trotz des „Habacht-Stehens" gewissermaßen von der Seite an, und in einem Ton und mit einem Gesicht, als hätte er eigentlich gesagt: ‚Wie kann man nur so dumm fragen?' antwortete er: „Die Traudel muaß do' an Christbam haben!"

„Gehört Ihr Leben Ihnen, oder dem Vaterland? Glauben Sie, daß Sie es aufs Spiel setzen dürfen, wann es Ihnen beliebt? Melden Sie sich zum Rapport! Abtreten!"

Das sagte ich streng und knapp, wie es sich für einen erzürnten Vorgesetzten gehört. Im Innern freilich fühlte ich mich fast mehr bekümmert als erzürnt. Was sollte das werden? Die Traudel machte mir die Leute schließlich noch verrückt! Nun hatte, nur um ihr eine kleine Freude zu bereiten, dieser Soldat ein klares Verbot übertreten und sich leichtfertig in Lebensgefahr begeben. Ein Unteroffizier! Und vor den Augen der gesamten Mannschaft! Die Sache mußte unbedingt vor den Rapport, sie heischte Bestrafung! Ich überlegte. Milderungsgründe —? Nun, darüber ließe sich allenfalls noch nachdenken. Schließlich war Christtag heute, das Fest der Menschenliebe, ein Tag der Güte und Nachsicht...

Und nun fiel es mir erst schwer aufs Herz, daß ich mit keinem Gedanken daran gedacht hatte. So geht's einem im Kriege, nicht nur mit dem Fest der Güte und Menschenliebe, sondern mit der Güte und Menschenliebe selbst. Man denkt gar nicht mehr daran. Und was die heiligen Zeiten anlangt — ach, es ist, als ob einem die Wochen und Monate nur so unter den Fingern fortrinnen. Weihnachten war heut abend, und ich hätte gänzlich darauf vergessen, hätte ich nicht zufällig den Zugführer Prischl dabei ertappt, wie er für mein Trauderl einen Christbaum aus dem russischen Feuerbereich holte!

Und weil ich nicht ans Christkind gedacht hatte, so hatte ich auch nichts, was ich der Trauderl hätte schenken können. Das war die Strafe: Der heilige Abend kam, und ich stand mit leeren Händen da.

Zum Glück hatte meine Kompagnie schon alles nötige vorgesehen. Das Trauderl sollte ihr Christfest haben, dafür war gesorgt. Und richtig, als der Abend anbrach, holte mich eine parademäßig adjustierte Abordnung aus meinem Stübchen und lud mich unter gehäuftem Salutieren und Hackenzusammenschlagen gehorsamst ein, mit der Kleinen in den Mannschafts-Unterstand herüberzukommen. Da prangte das Tannenbäumchen des Zugführers

Digitized by Google

Siegesfahnen

Gemälde von Josse Goossens

Digitized by Google

Digitized by Google

Prischl im Lichterglanz. Halb verlegen, halb ergriffen umstanden meine braven Krieger das glitzernde Wunder, das so süße Heimatsgefühle weckte, und aller Augen ruhten voll innerer Bewegung auf dem Kinde. Und nun setzte gar ein feierlicher Viergesang ein: „O Tannebaum, o Tannebaum ...“ Steirer und Kärntner waren es — ja die können singen, ob sie es gelernt haben oder nicht!

Dann kam die Christbescherung an die Reihe, die die Kompagnie ihrem Liebling bereitet hatte. Schüchtern und etwas ungelenk führten zwei Unteroffiziere das Trauderl an den Gabentisch, der freilich nicht groß war, aber unter der Fülle der Geschenke beinahe verschwand. Fast ein jeder hatte ein kleines Liebesopfer aus seinem Weihnachtskistchen dargebracht, und da lag auch noch — ja, da lag wirklich und wahrhaftig ein wunderschönes himmelblaues Kleidchen! Ich staunte und sah in die Runde, nach einer Erklärung des Rätsels suchend, das übrigens bald seine Lösung fand; denn der Gefreite Kvapil, der es schon nicht mehr erwarten konnte, hatte das Kleidchen rasch herausgegriffen, um es mit Kennerschaft an der Gestalt der Kleinen zu messen.

„Paßt wie angegossen!“ stellte er mit fachmännischer Genugtuung fest.

Wahrhaftig! Der Mann hatte eigens nach Hause geschrieben, um seiner eigenen Weihnachtssendung ein nagelneues Kleidchen für die Trauderl beipacken zu lassen!

„Was fällt Ihnen ein, Kvapil? Sich so in Unkosten zu stürzen!“

„Is nur, was Stoff kost'. G'naht hat's meine Alte.“

„Sie haben doch selbst für Kinder zu sorgen?“

„Na also, so geht's glei' in an (in einem).“

Er nestelte an der Kleinen herum, streifte ihr das alte schlechte Kleidchen ab und warf ihr das neue über. Doppelt herzig sah die Trauderl jetzt aus. Es war mancher, der den Blick nicht von ihr wenden konnte und nur zaghaft und schier ehrfürchtig seine Gabe an den Tischrand rückte, damit das Kind sie nicht übersehen sollte. Denn in aller Bescheidenheit wollte doch jeder darauf aufmerksam machen, daß auch er nicht mit leeren Händen gekommen sei. Da gab es ländliche Krapfen, in fettiges Papier gewickelt, und Kletzenbrot, von der Mutter eigenhändig geknetet und gebacken, und hausgemachte Würste, deren leckerer Duft das Herz manches braven Jungen mit Heimweh füllte; ach, vielleicht hatte er — zu Hause, vor dem Krieg, lang, lang war's her — das Ferkel noch persönlich gekannt, das nun, herangewachsen, zu diesem Gedicht von einer hausgemachten Wurst vermetzgert worden war.

Das Trauderl verstand natürlich ganz gut, wieviel Liebes und Freundliches jeder ihr erzeigen wollte, aber die großen blauen Augen blickten doch mehr ängstlich als erfreut. Sie schien sich ein bißchen fremd vorzukommen in dem neuen Staatskleidchen des Schneiders Kvapil und sah von Zeit zu Zeit verstohlen an sich herunter, ob sie es denn wirklich und wahrhaftig selbst wäre und nicht am Ende eine andere. Dem Zugführer Prischl blieb es vorbehalten, das Eis zu schmelzen, das sich ob all der ungewohnten Pracht um das zage Kinderherz zu legen drohte. Denn was zog er da unter dem Christbäumchen hervor? Eine Puppe war es! Eine Puppe in froschgrünem Kattunkleid mit bunten Blümchen darauf. Eine fast vornehm aussehende Puppe, wenn auch die starrblickende Fratze mit hochroten Backen bemalt und das Haar nicht wirklich, sondern nur schwarz lackiert war.

„Seh, da hast a Docken!“

Dem Trauderl ging das Gesicht auseinander. Eine Puppe! So was Herrliches hatte sie sicher nie besessen. Da war nun eine! Eine richtige Puppe! Und die machte so ein schrecklich starres, verzweifeltes Gesicht! Eine recht arme Puppe mußte es sein; wenn sie auch ein elegantes Kattunkleid anhatte, arm war sie doch, vermutlich krank, oder sonst im Unglück! Man mußte ihr helfen, man mußte sie trösten, man mußte sie pflegen und betreuen! ... In dem kleinen warmen Herzchen erwachte das Weib, die Mutter erwachte. Nun fing das Menschenlos an: Hier galt es liebhaben, hier galt es sorgen. Und behutsam schaukelte sie in ihren Armen — ihr Kind. Für nichts mehr hatte sie Sinn und Auge, für den Lichterbaum nicht, und nicht für die eßbaren Gutigkeiten auf dem Tisch und die

Digitized by Google

vielen rauhen Männer ringsum — für nichts. Den Blick glückselig lächelnd auf die wiegenden Arme gesenkt, bewachte sie den Schlummer der grüngeblümelten Dame mit den hochroten Backen und dem schwarzlackierten Haarwuchs . . .

Jetzt trat der Militär-Oberkurat, den die wackeren Jungen zu dieser heiligen Feier gebeten hatten, vor den Christbaum und hielt eine Ansprache. Es war ein behäbig aussehender Herr mit schon angegrautem Kopf und unzähligen Krähenfüßchen, die um die hell und freundlich blickenden Augen lustig durcheinander quirlten. Und er redete vom Christfest als dem höchsten und heiligsten Fest des Jahres.

„Denn die Verehrung des Kindes," sagte er, „ist die Verehrung der Unschuld und Reinheit. Unschuld und Reinheit aber begreifen Gott besser als aller Verstand."

Diesem Gedanken, den er näher ausführte, wußte er manche schöne und tiefe Wendung abzugewinnen, so daß auch in den verstocktesten Herzen ein Heimweh nach dem Zustand der kindlichen Gnade hätte erweckt werden müssen. Und dann pries er das Glück, das uns widerfahren sei, indem die Vorsehung gleichsam in Stellvertretung des in Not und Dürftigkeit geborenen Christusknaben ein armes und wehrloses Kind in unsere Mitte gesendet hätte, damit wir im blutigen Handwerk des Krieges der Menschlichkeit nicht vergäßen und die zarteren Gefühle unseres Herzens nicht in Roheit verkümmern ließen.

„Und dieses Kindlein," fuhr er fort, „steht heute mitten unter euch auch an Stelle und als Vertreterin aller jener reinen und unschuldigen Kinder, die in dieser Weihenacht noch schmerzlicher als sonst ihre Väter oder älteren Brüder vermissen. Aller jener Kleinen und Hilflosen, die eurer bedürfen, die in dieser Stunde so gern an eurer Seite weilen möchten, wenn sie könnten, und die gerade in diesem Augenblick unter dem Lichterbaum mit heißer Sehnsucht an ihren geliebten Vater, an ihren teuren Bruder denken und ihn aus weiter Ferne grüßen und segnen."

Da hub ein emsiges Schneuzen in der kriegerischen Versammlung an, und manchem älteren und manchem jüngeren Manne, der sich nach seinen fernen Lieben bangte, kollerte eine verstohlene Träne in den Bart. Aber um Rührung allein war es dem geistlichen Herrn nicht zu tun. Er schmolz die Herzen nur, um sie dann besser hämmern zu können, er machte sie nur weich, um sie desto sicherer zu Stahl zu härten. Darum drehte er jetzt den Spieß um und leitete aus der Wehrlosigkeit und Schutzbedürftigkeit der Kleinen die Notwendigkeit ab, daß es Soldaten geben müsse.

„Denn was würde aus euren unmündigen Kindern und Geschwistern, wenn der Feind ins Land hereinbräche? Wollt ihr sie dem Übermut und den Grausamkeiten wilder Tatarenhorden ausliefern? Ihr selbst habt die Antwort darauf gegeben. Ihr habt bewiesen, daß ihr entschlossen seid, dem Russen die eigene Brust als Schutzwall entgegenzustellen, um Herd und Haus zu schirmen, und daß ihr lieber euer Leben lassen wollt, als auch nur einen Schritt zurückzuweichen!"

Da waren sogleich die Augen wieder trocken und blitzten in froher Kampflust. Der geistliche Herr hatte seine Zuhörer, wo er sie haben wollte, er war kein weichlicher Zerknirschungsprediger, er war ein tapferer Militärpfarrer. Darum ging er jetzt noch einen Schritt weiter und schilderte, wie dieser Kampf zum Schutze der Kleinen und Wehrlosen zu den edelsten Aufgaben gehöre, denen sich ein Mann unterziehen könne, und wie glücklich sich schätzen müsse, wer mit der Waffe in der Heldenfaust die geliebte Heimat gegen einen so unbarmherzigen und übermächtigen Gegner verteidigen dürfe. Und so steuerte er schließlich mit geschwellten Segeln auf das Ziel aller Ziele los: daß es nichts Höheres und Schöneres gäbe, als sein Blut für Kaiser und Vaterland zu vergießen.

Hiervon waren wir alle, die wir mit angehaltenem Atem gelauscht hatten, so felsenfest überzeugt, daß in dem Augenblick, wo der geistliche Herr den Schlußpunkt setzte, wie aus einem einzigen Herzen und einer einzigen Kehle, ohne daß irgendwer ein Zeichen dazu gegeben hätte, auch schon die hehren Klänge des Kaiserliedes durch den Raum brausten:

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land! . . ."

Und diesmal sangen nicht bloß die vier,

Digitized by Google

die so schön mehrstimmig singen konnten. Alle sangen mit, ohne Ausnahme, auch mancher, der sonst nicht singen konnte, weil seine Stimme zu rauh war — dieses Lied konnte er singen; und mancher, der kaum ein Wort deutsch verstand wie der junge Riese Stojan Alibasic — dieses Lied redete zu ihm in der gemeinverständlichen Sprache des Herzens, und er sang es mit der gleichen Begeisterung wie wir anderen. Aber nur knapp die zwei ersten Verszeilen sangen wir in jener Christnacht, mehr nicht. Der Weihesang erstarb uns jählings auf den Lippen, zu Ende gesungen haben wir das Kaiserlied an jenem heiligen Abend nicht.

Ein dumpfer Schlag erschütterte die Erde, und fast im gleichen Augenblick fing draußen ein Horn zu schmettern an, als ob es um Hilfe schreit.

Dem ersten Schlag war gleich darauf ein zweiter gefolgt und noch einer und noch einer. Schon während wir durch die Laufgräben rannten, gab es fast keine einzelnen Donnerschläge mehr; wie der Zapfenstreich einer stählernen Riesentrommel wirbelte das schwere Geschützfeuer des Feindes. Keuchend von atemlosem Vorwärtshasten vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden, was Gebrüll der Mörser war, und was das jagende Blut in meinen Ohren hämmerte und pochte.

Wo war ich? In Deckung weit vorne, inmitten der Meinen. Durch die Lüfte mir zu Häupten das Heulen und Toben der wilden Jagd. Und hoch darüber die kalte, sternfunkelnde Winternacht. Hat der Himmel seinen Christbaum angesteckt? Ach, wir wollten ja Weihnacht feiern heute, das wußten die verdammten Russen! Oder hab' ich es nur geträumt? Es ist doch Krieg, ich muß im Schützengraben geschlafen und von einem Christbaum geträumt haben. Wie käme ich sonst hierher? . . . Später einmal will ich darüber nachdenken.

„Daß keiner sich rührt oder den Schädel herausstreckt!"

An die Wand des Schützengrabens gedrückt, kauern die Leute im Schnee. Wie Springfluten wälzen sich die Schallwellen über uns weg. Manchmal konnte man glauben, es seien tiefgestimmte Weihnachtsglocken, die aus tausend Domen läuten. Am westlichen Himmel zieht ein Feuerschein auf, rot wie Nordlicht. Und wir müssen warten und warten. Die schwersten Stunden im ganzen Kriege waren es immer, wenn wir so warten mußten. Es gibt nichts Aufreibenderes als dieses müßige Ausharren im Zweikampf der Geschütze.

Ein wackerer Tiroler war der erste, der die Geduld verlor. Irgendwoher aus der Finsternis kam seine Stimme.

„O du verdreckte Höllsau, iach halt's niammer aus! Herr Oberleutnant, därf iach nit schiaßen?"

„Seien Sie vernünftig und halten Sie sich still!"

„Iach moan all'weil, vorbrechen sullt' ma (sollten wir) und den Russen derpacken."

Das ist so die durchschnittliche Meinung der Herzhaften, die aus Kampflust ungeduldig werden. Man muß ihnen förmlich zureden, sich nicht zwecklos ins Feuer zu stürzen. Andere wieder, die aus Unlust die Geduld verlieren, die müssen ganz anders behandelt werden. Unser Plattenbruder war so einer. Der fing jetzt zu schimpfen an, über das „ekelhafte Winkerlsitzen", und was „Kaiser und Vaterland" eigentlich davon hätten?

Bis dahin war ich ruhig gewesen, jetzt aber flammt mein Taschenlämpchen auf, und mein Revolver blitzt.

„Noch ein solches Wort, und ich schieß' ihn nieder!"

Seither hat er nichts mehr geredet. Bald sollte er für immer verstummen.

Im scharf begrenzten Lichtschacht seh' ich für einen Augenblick die Leiber der kauernden Soldaten.

„Ziehen Sie Ihre langen Beine an sich, Alibasic, sonst könnte . . ."

Ein fürchterliches Krachen in nächster Nähe. Erde, Stein, Holz und Eisen sprüht rings umher. Ein paar Atemzüge lang bin ich wie benommen.

„Hat's einen?"

Alles still, kein Schreien, kein Wimmern oder Stöhnen, anscheinend haben wir Glück gehabt. Nach hinten ist auf einmal keine Wand mehr da, der Schützengraben ist aufgerissen. Wie in einen Krater geht es da hinunter. Aber die Deckung nach vorne blieb gottlob unversehrt.

Digitized by Google

„Heda, Kameraden!"

„Wer ruft?"

„Ein'graben bin i'!"

Abermals leuchtet mein Lämpchen auf. Der Stimme nach zu schließen, ist es der Zugführer, aber sehen kann ich ihn nirgends. Er muß irgendwo hinter dem Ringwall stecken, den es am Rand des Kraters aufgeworfen hat.

„Wo sind Sie eigentlich, Prischl?"

„Zug'schütt' hat mi' die Kanaille, grad der Kopf schaut noch außer; lassen S' mi' ausgraben, Herr Oberleutnant, bitt' g'horsamst!"

Seinen Wunsch haben wir später erfüllt und ihn wohlbehalten ausgeschaufelt. Vorderhand war es ein Ding der Unmöglichkeit, ihn aus der Klemme zu befreien. Nur ein Tollkühner hätte sich der Stelle zu nähern gewagt, solange das Trommelfeuer dauerte. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen.

Ja, Geduld, Geduld und tausendmal Geduld! Wie flott und leicht waren alle Kriege früherer Zeiten im Vergleich zu diesem endlosen Geduldspiel von heute!

Und Geduld heißt jetzt auch wieder bei uns die Losung. Langsam schleichen die Stunden hin, eine nach der andern, während wir im Schützengraben kauern und warten, zwei Stunden, drei, vielleicht vier Stunden. Das große Konzert der Mörser hören wir schon gar nicht mehr. Erst wie es anfängt abzuflauen, hören wir es wieder. Offenbar halten die Russen die Artillerie-Vorbereitung für ausreichend und unsere Stellungen für zermürbt. Denn jetzt schweigen die Geschütze gänzlich. Eine bange Stille folgt. Und nun setzt der Feind zum Sturm an.

Ach, wer möchte all die schrecklichen Bilder, unzählige Male geschildert, unzählige Male erlebt, noch einmal vor dem Auge der Erinnerung vorüberziehen lassen? Ich wollte ja eigentlich gar nicht vom Krieg erzählen, sondern vom Trauderl...

An vielen Stellen war der Feind in unsere Schützengraben eingedrungen, wie immer hatten wir ihn nach erbittertem Handgemenge wieder hinausgeworfen und alle Linien siegreich behauptet. Ein paarmal stand es geradezu verzweifelt, es hing nur an einem Haar, daß wir überrannt und niedergemacht worden wären. Dann rief einer, während er einem Russen das Bajonett in den Leib stieß: „Denkt's an die Trauderl, die schlaft hinten im Unterstand!" Und ein anderer, der mit Handgranaten arbeitete, schrie, heiser vom Pulverrauch: „Vergeßt's nit, was der geistlich Herr hat g'sagt! Vergeßt's nit auf die kloan Hascherlen dahoam!" Und die schon Weichenden standen wieder. So richtete der Gedanke an die Kleinen und Wehrlosen, als deren Vertreterin in unserer Mitte der Kurat das Trauderl bezeichnet hatte, im Augenblick der höchsten Not und Gefahr den sinkenden Mut immer wieder auf. Wie ein Schutzengel schwebte das verklärte Bild des armen stummen Kindes über mir und meinen Leuten, als Sinnbild gleichsam des reinen und selbstlosen Gedankens, für den wir unser Leben einsetzten. Und ich bin mir wirklich nicht sicher, ob wir diesem entsetzlichen, mit einer vielleicht vier- oder fünffachen Übermacht unternommenen Ansturm standgehalten hätten ohne diesen Schutzengel.

Die Verluste meiner Kompagnie waren groß, fast ein Fünftel des Mannschaftsstandes hat uns diese Christnacht gekostet, in der wir das Kaiserlied zwar nicht mit dem Munde, aber mit der Faust zu Ende sangen. Daß sich unter den Gefallenen, wie vorhin angedeutet, auch jener unzuverlässige Kunde befand, den ich den Plattenbruder nannte, konnte ich nicht bedauern. Aber aufrichtig leid war mir um den geistlichen Herrn, unsern tapferen Oberkuraten. Es hatte ihn eine Kugel hingestreckt, während er dem schwerverwundeten Plattenbruder den letzten Trost spendete. Und ich konnte mir nicht helfen — es kam mir wie eine teuflische Tücke des Schicksals vor, daß dieser Halunke noch einen so trefflichen und herzensguten Mann mit sich ins Schattenreich hinunterriß ...

Als ich im grauenden Morgen nach dem Unterstand zurückkehrte, fand ich das Trauderl auf einem Strohsack liegen. Schlafend. Sie hatte das neue himmelblaue Kleidchen des Schneiders Kvapil an (der leider auch gefallen war) und hielt ihre Puppe zärtlich an die Brust gedrückt. Über dem kleinen Gesichtchen lag der friedliche Ernst des tiefen und ruhigen Kinderschlafes. Ich glaube, daß sie bald nach

Digitized by Google

unserm wilden Davonstürmen, ermüdet durch die ungewohnten Freuden der Bescherung, eingeschlummert war und vom Toben der Schlacht nichts mehr hörte.

Die Frommen unter meinen Leuten behaupteten, die Mutter Gottes hätte eigens über dem Kinde gewacht. Denn das Lager war an vielen Stellen zerschossen und zerstört, nur den Unterstand, in dem die Trauderl schlief, hatten die feindlichen Granaten verschont. Sie wußte nichts von der Gefahr, in der sie sich befunden hatte, sie wußte auch nichts davon, daß sie nahe daran gewesen war, den Russen in die Hände zu fallen, hätten wir nicht wie die Löwen gekämpft. Und sie wußte nichts davon, daß der Gedanke an sie unsere Kräfte verdoppelt hatte. Sie ahnte nicht, was wir für sie, was sie für uns geleistet hatte. Sie schlief den süßen Kinderschlaf, erschöpft von Freude, und träumte wer weiß von welchem Himmel ... Zwei Soldaten trugen sie behutsam auf dem Strohsack zu Schwester Martha zurück, ohne daß sie aufwachte.

Unser Leben lenkte nun wieder in die alten Bahnen zurück und verlief in derselben Einförmigkeit wie früher. An dieser Stelle wenigstens war den Russen das Brett zu dick. Ihre Verluste hatten die unsrigen um ein mehrfaches überstiegen. Sie gaben die Hoffnung auf, unsere Reihen zu durchbrechen, sie behelligten uns nicht einmal und sparten wieder ihr Pulver. Es wurde nachgerade langweilig. Wochenlang gab es soviel wie nichts zu tun, ohne meine Trauderl wäre ich vor Langerweile gestorben. Meine einzige Abwechslung bestand darin, daß sie mich wieder ab und zu besuchen kommen durfte.

Ich fuhr fort, sie die Bilderbücher ansehen zu lassen, ihr daraus vorzulesen und die Zeichnungen zu erklären, und beobachtete mit Freude, wie ihr Verständnis sich erweiterte. Manchmal durfte ich es jetzt schon mit einem längeren Märchen versuchen. Aber am liebsten kehrte sie doch immer wieder zu den kurzen Kinderversen zurück. Die Geschichte vom Raben im Schnee, der ein „kohlschwarz Röcklein" anhat, und andere Gedichtchen aus dem Speckterschen Fabelbuch wußte sie sicher längst auswendig, und manchmal formte sie den Mund, daß ich meinte, jetzt und jetzt würde sie mir das Wort von den Lippen nehmen und selbst zu sprechen anfangen:

„Hoch aus der Luft so frisch und munter
Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter."

Aber damit war es nichts. Die Seele freilich hätte sprechen können, aber die Zunge gehorchte nicht — oder was sonst die Ursache sein mochte: der Mund blieb stumm.

Wir gingen jetzt auch öfters ins Freie; der Schnee schmolz ab, und Frühlingslüfte erwachten. Hinter dem Lager, wo es keine Schützengräben mehr gab, wuchsen Schneeglöckchen und sogar schon Veilchen an den Wegrainen. Wenn Trauderl meinen überschüssigen Mundvorrat an die Raben verfüttert hatte, die in Schwärmen auf den hohen Bäumen in der Nähe des Pflegedienstparkes saßen und die zugeworfenen Brocken geschickt in der Luft zu haschen wußten, so pflückte sie gern ein Sträußchen Frühlingsblumen und war selig, wenn ich meinen Uniformrock damit schmückte. Als aber dann wieder eine endlose Regenzeit eintrat, stellten wir unsere Ausflüge ein, der Aufenthalt im Unterstand war unter solchen Umständen vorzuziehen. Und da wir nicht immer lesen konnten, versuchte ich es, sie Mundharmonika spielen zu lehren. Sobald sie einiges davon begriffen hatte, fand sie großes Vergnügen daran und wußte es bei Schwester Martha durchzusetzen, daß sie nun fast täglich am Nachmittag zu mir in den Unterstand kommen durfte.

Ich hatte ein zweites Instrument kommen lassen, und so saßen wir denn einmal beisammen und flöteten um die Wette, als es an die Tür klopfte und ein lieber Kamerad eintrat, der der Regiments-Adjutantur zugeteilt war. Wir begrüßten einander freundschaftlich, er nahm Platz, plauderte von allem möglichen und rauchte eine Zigarette um die andere. Endlich merkte ich doch, daß er etwas auf dem Herzen hätte, und entschloß mich geradaus zu fragen, was es sei. Zögernd ersuchte er mich um eine Unterredung unter vier Augen, und da es ohnedies gegen Abend ging, sagte ich dem Kinde Gutenacht und befahl meinem Burschen, der bereits draußen wartete, das Trauderl zur Krankenabteilung zurückzubringen. Nun waren wir allein und saßen einander gegenüber.

Digitized by Google

Oberleutnant Homann, ein flotter, feiner und hochgebildeter Reiteroffizier, war im gewöhnlichen Leben, was man einen lieben Kerl nennt. Heiter, teilnehmend, zartfühlend, mit der Schwäche des richtigen Österreichers belastet, die zugleich seine Stärke ist: ich meine die Gabe, den Nebenmenschen gelten zu lassen, sich mit aller Rücksicht und Schonung in dessen besondere Art hineinzufinden. Er fing mit liebenswürdigen Entschuldigungen an, es war ihm offenbar peinlich, mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die dauernde Unterbringung des Kindes beim Verpflegspark sowie dessen wiederholte Anwesenheit in meinem Unterstand übel vermerkt worden und gänzlich unzulässig sei.

Es tue ihm aufrichtig leid, sagte er, aber die Kleine, an der ich soviel harmlose Freude gefunden, werde mir weggenommen werden müssen, und da er wisse, wie nahe mir das gehen würde, wolle er mich im Vertrauen darauf vorbereiten. Nun wüßte ich auch, was es zu bedeuten hätte, wenn er seinem Befehl nachkomme und mir melde, daß der Oberst gelegentlich mit mir zu sprechen wünsche.

Ich hing mit ganzem Herzen an unserm Oberst, der eine redliche und warme Soldatennatur war, und es rührte, ja, es beschämte mich geradezu, daß er, der doch ohne weiteres befehlen konnte, die Trauderl sei abzuschaffen, mir das Gutmachen meiner Ordnungswidrigkeit gewissermaßen selbst anheimstellte, indem er mir nur den „Wunsch" ausdrücken ließ, mich „gelegentlich" bei ihm einzufinden. Ich fühlte darin dieselbe zarte Schonung, wie Homann sie geübt hatte. Und wie man nun schon bei uns im Guten eher etwas richtet als mit Strenge, so empfand ich sofort die aufrichtigste Reue über mein unvorschriftsmäßiges Verhalten und verpfändete dem Adjutanten mein Wort, daß ich unverzüglich das Entsprechende veranlassen würde, um die Sache ins richtige Geleis zu bringen.

Wirklich unternahm ich auch noch denselben Abend alle nötigen Schritte, und andern Tags in aller Früh konnte ich dem Oberst die gehorsamste Meldung erstatten, daß jede Vorkehrung getroffen sei, das stumme Findelkind mit nächster Beförderungsgelegenheit ins Hinterland abzuschieben. Das ersparte mir allerdings nicht den wohlverdienten scharfen Verweis, der zu meinem Leidwesen, weil sie dabei durch die Finger gesehen hätten, auch auf meine unmittelbaren Vorgesetzten ausgedehnt wurde; doch konnte ich aus der Haltung, mit der der Oberst mich verabschiedete, die Hoffnung schöpfen, daß es nur an mir selbst liegen würde, mir sein Vertrauen mit der Zeit zurückzugewinnen.

Hierin lag nun freilich ein gewisser Trost; auch regte sich eine Stimme in mir, die mir sagte, es seien mit der Aufhebung eines durch meine Inkorrektheit oder meinen Leichtsinn (oder wie man es sonst nennen will) herbeigeführten Zustandes endlich Vernunft und Ordnung wieder in ihre Rechte eingesetzt worden. Aber was half alle Einsicht und Erkenntnis? Das Endergebnis blieb doch immer das herbe Weh des Scheidens.

Noch steht, als wäre es gestern gewesen, der klare, trockene Frühlingsmorgen unverblaßt vor meiner Erinnerung, wo es ans Abschiednehmen ging. Schon warteten in der Nähe des Krankendienstparkes die bepackten Planwagen, mit zähen polnischen Pferdchen bespannt. Auf einem jeden lagen teilnahmlos ein paar Schwerverwundete neben Bergen feindlicher Uniformstücke und erbeuteter Gewehre, die zwischen Kisten und schwarzen Soldatenkoffern verstaut waren. Ein Trupp von Marodeu und Leichtblessierten, die den Zug zu Fuß begleiten sollten, sammelte sich hinkend, auf Stöcke gestützt, um einen Unteroffizier, der beide Arme in Verbände gewickelt trug. Von der anderen Seite führte ein Infanterist mit aufgepflanztem Bajonett einen Haufen von vierzig oder fünfzig kriegsgefangenen Russen heran, die in den letzten Tagen übergelaufen waren und den Nachtrab bilden sollten. Und das Bürschchen von einem Leutnant, der das ganze Unternehmen anzuführen hatte, ritt, noch verschiedene Anordnungen treffend, zwischen den Fuhrwerken und Mannschaften hin und her.

Ich hatte etwas Mundvorrat mitgebracht, einige reinlich in Papier gewickelte Päckchen als Wegzehrung für das Trauderl und einen Brotsack mit Abfällen,

Digitized by Google

Fleischresten und dergleichen für die Raben, zum Verfüttern. Denn ich wußte, wie bang einem ums Herz ist, wenn man die kurze Spanne Zeit gänzlich untätig verbringt, die uns vor einem Lebewohlsagen meist noch geschenkt ist, und die wir in der Regel so schlecht zu verwenden wissen. Nicht nur der Trauderl, auch mir selbst wollte ich über diese peinlichen Minuten hinweghelfen. Es hatte ihr immer Spaß gemacht, wenn die Raben, die auf den hohen Bäumen nisteten, die zugeworfenen Brocken in der Luft haschten; dann konnte sie auflachen und fröhlich in die Hände klatschen. So würde das gewohnte Spiel sie auch jetzt zerstreuen und erheitern und mich mit ihr — das erwartete ich wenigstens, aber ich hatte mich getäuscht.

Das Trauderl war heute wie ausgewechselt, bewegungslos und starr, ein völliges Rätsel. Zur Reise angezogen, mit allem möglichen versehen und ausgerüstet, stand sie mit gesenktem Kopf neben Schwester Martha, die sie mütterlich versorgt hatte, und der beständig die Augen überliefen. Ich faßte die Kleine am Kinn und bog das Köpfchen zu mir herauf, ich hätte so gern noch länger in diese großen blauen Kinderaugen geschaut. Aber sie entzog mir immer wieder den Blick, weinte nicht, war auch nicht zärtlich, faßte nicht nach meiner Hand, blieb ein Rätsel.

Was eigentlich in ihr vorgehen mochte — es war mir nicht möglich dahinterzukommen. Und als ich die Schnur des Brotbeutels löste und ihr scherzend nahelegte, wie gern die Raben noch einmal gefüttert sein möchten, bewegte sie nur abweisend den Kopf, ohne den Blick vom Boden zu heben. Da warf ich selbst den Vögeln ihr Futter hin, gerade auf einen im Schatten noch übriggebliebenen Schneefleck. Sie müßten doch auch ein Tischtuch haben, behauptete ich scherzend; aber Trauderl lächelte nicht. Und als einer von den Raben, die sich auf schweren Flügeln aus ihren Bäumen heruntergeschwungen hatten, mit seiner Beute wieder das Weite suchte und aus der Krone einer hohen Silberpappel sein Krächzen vernehmen ließ, übersetzte ich die Rabensprache, wie ich es zu Trauderls Erheiterung wohl sonst getan, in die der Menschen:

„Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter."

Aber auch damit gelang es mir nicht, dem Kinde ein Lächeln abzugewinnen. Es war als sei ihre Seele ausgelöscht.

Es gab mir einen merkbaren Stich im Herzen, als der Leutnant plötzlich zu uns herüberrief, alles sei fertig, die Kleine möge kommen. Schwester Martha drückte sie an ihre Brust und küßte sie, mit Tränen überströmt. Und auch ich schloß das mir so liebgewordene Kind in meine Arme und hatte Mühe, meine Ergriffenheit niederzukämpfen. Dann hoben wir sie auf einen Wagen und setzten sie auf das Brett neben den Kutscher, einen Soldaten vom Fuhrwesen, den ich seit zwanzig Jahren, noch aus meiner freiwilligen Dienstzeit, als braven und besonnenen Menschen kannte. Ich staunte im stillen, daß Trauderls Augen nicht einmal feucht geworden waren. Ihre Züge verrieten keine Bewegung, sie schien teilnahmlos oder doch wenigstens in ihr Schicksal ergeben. Die Pferde zogen an, der Zug setzte sich in Bewegung. Wir standen nebeneinander, Schwester Martha und ich, und bissen die Zähne zusammen . . .

Nun aber weiß ich wirklich nicht, wie ich das, was in den nächsten Augenblicken geschah, so schnell erzählen oder gar niederschreiben sollte, wie es sich ereignet hat.

„Höh —! Höh —! Höh —!" schrien die Fuhrleute einander zu. Die Fußgänger gerieten in Verwirrung, der Leutnant sprengte schreiend und mit dem Säbel Zeichen gebend die ganze Marschabteilung entlang, daß dicke Staubwolken aufwirbelten. „Ganzer Zug — halt!" schmetterte das Kommando.

„Aufhalten!" hieß es. „Aufhalten!" Die Gespanne wurden nach hinten gerissen, die lange Wagenreihe staute zurück. Ein Klirren von Ketten wurde vernehmbar, die Räder ächzten und scharrten im Straßenschotter, die Pferde bäumten.

Noch eh' ich mir deutlich bewußt werden konnte, was eigentlich diese Störung verursacht haben könnte, lag zu meinen Füßen — das Trauderl. Sie umfaßte meine Knie wie damals, als sie sich mir zum erstenmal genähert hatte, und ebenso wie damals hob sie ihr winziges Gesichtchen mit den großen, blauen, ängstlichen Augen zu mir empor. Ein Ausdruck von unsäglichem

Digitized by Google

Leid stand darauf zu lesen, der mich bis ins Innerste erschütterte. Und ich sah, wie ihre Mundwinkel zuckten und die Lippen sich bewegten, als ob sie nach Worten ringen würde. Sie atmete schwer, sie kämpfte um Luft, stöhnte, fing zu stammeln an und plötzlich brach es hervor.

„Hab' Dank! Hab' Dank!"

Tränen stürzten ihr aus den Augen und ergossen sich über die zarten Wangen, sie schluchzte, daß die schmächtigen Schultern bebten. Aber noch ehe ich sie vom Boden aufheben und warm in meine Arme nehmen konnte, hatte sie sich losgerissen und rannte zu ihrem Wagen zurück.

„Trauderl! Mein Trauderl!"

Mein Ruf ertrank in der Flut von Scheltworten, mit denen sie empfangen wurde. Und die lange Reihe von Fuhrwerken setzte sich rasselnd wieder in Bewegung. Wie eine Herde Vieh trottete das Rudel russischer Kriegsgefangener hinterdrein. Und bald sahen wir nichts mehr als die riesige Staubwolke, die ihre schweren Stiefel aufwühlten.

Plötzlich rief jemand nach Schwester Martha. Die schöne junge Frau an meiner Seite fuhr wie aus einem Traume auf und wendete sich nach dem Krankenpark zurück. Aus einer der Holzhütten des Pflegedienstes, die nicht weit hinter uns lag, war ein Soldat mit der Armbinde des Roten Kreuzes getreten und winkte ihr zu kommen. Rasch trocknete sie ihre Tränen, und während sie mir die Hand reichte, sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, das um ihre Lippen zitterte: „Gehen wir an unsere Arbeit!"

⁂ ⁂ ⁂

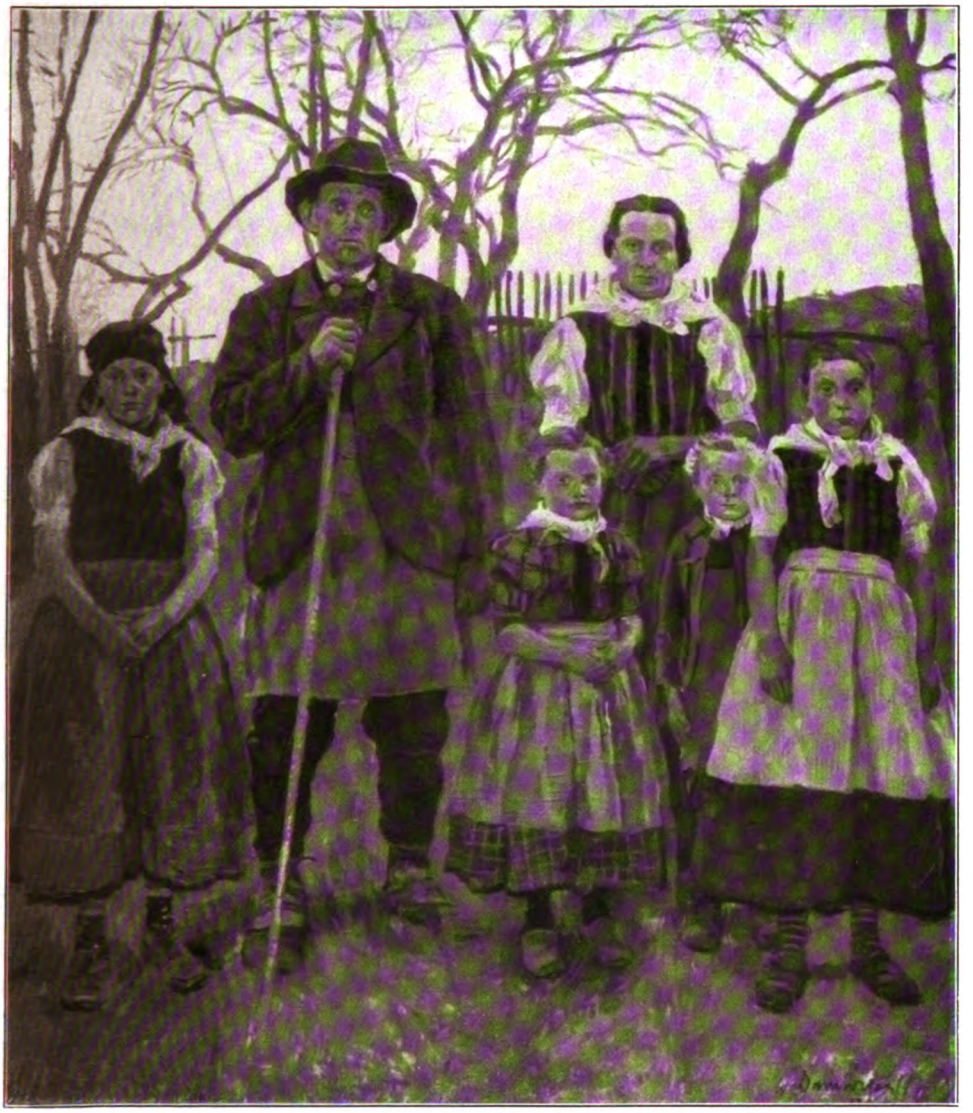
Nun, und so bin ich auch wieder an meine Arbeit gegangen, die sich bald abwechslungsreicher gestalten sollte als zuvor. Denn an irgendeiner Stelle der endlosen Front war es, ohne daß wir etwas davon gesehen oder gehört hätten, einer Heeresgruppe der Unsrigen geglückt, die feindlichen Linien zu durchstoßen. In Eilmärschen ging es jetzt hinter dem weichenden Gegner her. Es war eine herrliche, erhebende Zeit. Aber leider durfte ich sie nicht bis zu Ende miterleben. In wenigen Wochen hatte die Armee dreißigtausend Russen gefangengenommen, die mußten nach hinten geschafft werden. Und zu den Offizieren, die zu diesem Zweck abkommandiert wurden, gehörte auch ich.

Als sich durch die Tätigkeit, die mir zugewiesen war, innerhalb der nächsten Wochen die Notwendigkeit eines längeren Aufenthalts in der Stadt Krakau ergab, versäumte ich die Gelegenheit nicht, das Kloster der weißen Schwestern zu besuchen, in dem, wie ich erfahren hatte, mein Trauderl untergebracht worden sein sollte. Aber zu meiner Enttäuschung wußte man mir dort keine Auskunft über die Kleine zu geben. Eine ganze Anzahl von namenlosen Findelkindern hatten diese Nonnen vorübergehend beherbergt, um sie an die verschiedensten, der öffentlichen oder häuslichen Pflege gewidmeten Stellen zu verteilen. Schon jetzt wäre es, selbst wenn ich über die nötige Zeit verfügt hätte, nicht leicht gewesen, den einzelnen Spuren nachzugehen, und daß ich dies nach Friedensschluß, in wer weiß wie langer Zeit, mit Aussicht auf Erfolg würde tun können, schien bei der Ungenauigkeit, mit der die sonst sehr würdigen Schwestern ihre Aufzeichnungen führten, nichts weniger als gewiß. Aber wo ist heute eine Gewißheit? Und wann hätten wir Menschen mehr als in dieser Zeit der Hoffnung bedurft, der holden Himmelsbotin, die dem Dichter beim Anblick der kahlen Winterstämme die Worte zuraunt:

„Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt noch Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten!"

Ja, ich weiß es: Wie die gesegnete Jahreszeit alles wieder grünen machen wird und blühen und Früchte tragen, so wird der Friede, den die Menschheit ersehnt, das Zerstörte aufbauen, das Verlorene ersetzen, die Gebeugten emporrichten und die Suchenden ans Ziel führen. Warum sollte es nicht auch mir vergönnt sein, mein Trauderl wiederzufinden? Und warum sollte das unschuldige Glück mir versagt bleiben, mich am Aufblühen dieses zarten Pflänzchens zu freuen, das vom Winterfrost grausam versengt worden wäre, hätte das Schicksal mich nicht dazu ausersehen, es in ein geschützteres Plätzchen Erdreich einzuwurzeln?

Digitized by Google



Bauernfamilie

Gemälde von Josef Damberger

Digitized by Google

Digitized by Google

Zähringer Land

Schwarzwaldblicke in Hörweite des Weltkriegs

Von Max Bittrich in Freiburg

Die lockenden Berge und die weite Ebene der Oberrheingegend waren schon frühzeitig Mittelstück einer belebten Straße von Italien nach dem Mittelrhein. Den marschierenden Römern folgte, wie der lichte Schweif dem Kometenkern, der goldene Handel. Was Leben hieß, schnellte hier zueinander; was entwicklungsfähig war im Strom der Zeit, kristallisierte sich. Zu Klöstern kamen Märkte, mitgenährt durch die Züge der Herrscher und Krieger über die Alpen. Und als das Tannendickicht noch ein unerforschter schwarzer Wald war, tauchten die Römer schon sehr vornehm in das heiße Wasser Baden-Badens und Badenweilers. So schenkte sich der Landschaft eine reiche Geschichte.

Landschaft ohne Geschichte gleicht japanischen Blumen, Blüten ohne Duft. Verstand ohne Gemüt. Wir aber wollen auf Tiefe und Duft nicht verzichten. Schweigt die Geschichte, so hören wir die Sage raunen; ein grauer erkennbarer Kern umkleidet sich mit dem Purpurmantel der Phantasie. Und der Sohn des einförmigen Landstrichs findet den kostbarsten Mantel; der Brandenburger fischt aus unfaßbaren Gründen schweigsamer Seen mehr Geschmeide als der Alpensohn aus dem Demantenstaub der Gletscherbäche. Handeln und träumen zu rechter Zeit, das ist unsere Art. Auch die Nachfolger der Römer am Rhein wußten die Hände zu rühren. Weilten die Herrscher über den Bergen, so schuf sich der alemannische Untertan selbst Wall und Mauer zum Schutz. Betonte eine Obrigkeit das heilige römische Reich mehr als die deutsche Nation, so suchten die Vertreter der Herrscher ihre Lehen der eigenen Familie zu sichern. Fehden unter so selbstgemachten Oberen, wie hätten sie ausbleiben können? Was konnte gegen Überraschungen schützen? Feste Mauern, Stadt und Burg. Die Stürme der Entwicklung trugen so am Ende des ersten Jahrtausends am Oberrhein ein neues Herrschergeschlecht zur Höhe. Ein Abkömmling, Berthold, Herzog von Kärnten dem Namen nach, eroberte sich zum Rang eines Herzogs das entsprechende Land: Breisgau, Unterelsaß, ein Stück der Schweiz. Seine Söhne, Konrad und Berthold, treten uns nahe als Gründer der eigentlichen „Perle des Breisgaus", Freiburgs. Denn beim uralten Dorf Zähringen errichtete dieser zweite Berthold eine Burg oder baute ein altes Gemäuer so aus, daß Meister und Werk zusammen geschichtlich wurden. Die Zähringer Burg gab dem badischen Fürstengeschlecht den Namen. Und in der Nähe Zähringens legten die Brüder den Grund zum heutigen Freiburg: die dörfliche Niederlassung wurde mit Genehmigung des Kaisers zur Stadt erhoben. Der Wald wurde gerodet, Bauplätze waren bereit, auf dem nahen Berg entstand eine feste Burg, darinnen reiches Leben blühte zuzeiten der Kreuzzüge und Ritterorden. Nun steht Freiburg dicht vor dem 800jährigen Stadtjubiläum. Beide, Zähringen und Freiburg, haben im Lauf der Jahrhunderte nicht wenig Stürme mit- und auch gegeneinander erlebt. Die Perle des Breisgaues ist geblieben, ist größer und anziehender geworden; von der Zähringer Burg aber blickt der letzte Turm aus dem Wald zum Reisenden nieder, der von Frankfurt nach der Schweiz fährt. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam die Burg an das Großherzogtum, dann an die Krone Baden, an die Nachkommen der ehemaligen Besitzer, der Zähringer. Freiburg hat sich unter dieser Herrschaft zur weltbekannten Fremden- und Hochschulstadt entwickelt, wie Badenweiler, die andere Perle aus Römerzeit, durch den Erbauer Karlsruhes, Markgrafen Karl Wilhelm, zu zweitem Glanz gelangt ist. Denn von Karlsruhe aus ist viel Segen über das Land geflossen. Allein schon durch Großherzogin Luise: eine einzige große Güte wird von ihr im Dienst der Nächstenliebe gelebt. Und Friedrich I. und das jetzt regierende Großherzogpaar: wieviel Zeichen herzlicher Zuneigung haben sich stets gezeigt, wenn sie durch ihre Gebiete pilgerten in trüben und lichten Tagen! Den Engländern, die vor dem Krieg auch dieses gastfreundliche Land reichlich besuchten, sagt man viel Weltblick nach. Den sicheren Gewinn haben sie oft erkannt, weil sie darauf ausgingen. Aber was nicht zur Eroberungszone gehört, liegt auch außerhalb ihrer Scheuklappen. Mir erzählte ein Gelehrter von einem Engländer, der mehrere Semester in badischen Hörsälen gesessen hatte. Nach Jahren, in England, wußte er dem deutschen Besucher aus der Hochschulzeit allerhand Erinnerungen aufzutischen. Doch zu gleicher Zeit erkundigte er sich, welche Stadt eigentlich die badische Residenz sei und wo sie liege. Für den Sohn Englands war darin nichts zu holen gewesen.

Aus der Stadt Freiburg, in der das jetzige Großherzogpaar vor dem Regierungsantritt gern wohnte, haben die Ausländer manches geholt. Es gab Zeiten, in denen

Digitized by Google

die Engländer gegen die Bürger auf der Kaiserstraße anrannten (vornübergebeugt, Hände in den Taschen, Pfeife unter der karierten Mütze) wie gegen den Seewind. Und es gab auch Häuser, in denen junge Russen, Japaner und Franzosen wohnten, und Bänke in den Hörsälen, die dem deutschen Studenten nicht mehr den besten Platz boten. Schon ehe der Krieg begann, machten sich die fremden Gestalten im Straßenleben weniger bemerkbar. Die Japaner haben auch in Freiburg vor ihrer Flucht noch den Unterschied beobachten können von freier vaterländischer Begeisterung und der maschinen- und herdenmäßigen Folgsamkeit der gelben Rasse. Wie sie ihr nur Blumen ohne Duft gibt, bringt Mutter Erde auch wesensverwandte Menschen hervor: Sinne für Technik und Nachahmung, kein stilles Leuchten. Wie sich tiefe Empfindung feurig löst, das haben die aus ganz Deutschland zusammengeströmten Söhne der Freiburger Alma mater den Fremdlingen in den Hochsommertagen des Jahres 1914 gezeigt.

⁂ ⁂ ⁂

Kaum war die Kunde angelangt von der nahen Abrechnung für den Tag von Sarajewo, als sich die Bürgerschaft der ehemals vorderösterreichischen Stadt zu tausenden in der Hauptstraße versammelte. Österreich, seine Armee und sein Kaiser wurden laut gefeiert. Die Wellen vaterländischer Lieder fluteten weit über die Dächer, vom Siegesdenkmal zum stillen Münsterplatz mit seiner Garde sturmerprobter Bauten, und von da zum Stadttor. Aus ihren Häusern strömten die studentischen Korporationen, wohl gar mit Chargierten in Wichs hinter der im Abendwind rauschenden schwarz-weiß-roten Fahne. Burschen heraus! Und da stiegen die vertrauten, niemals rostenden Lieder frisch zum Abendhimmel: „Gott erhalte Franz den Kaiser" wurde gesungen, und die „Wacht am Rhein" lebte auf; die Fahne zierte das Denkmal der Helden von 1870/71, Divisionskommandeur und Oberbürgermeister sagten deutsche Worte, in denen die Lehren der wechselvollen Geschichte Freiburgs mitschwangen: Einigkeit und Recht und Freiheit, — nur die Losung konnte uns den Sieg bringen. Ein paar Tage der Stille vor dem Sturm. Aber als Großherzog Friedrich, aus der Stille des sommerlichen Badenweiler gerissen, durch die Stadt heimwärts fuhr nach seiner Residenz, da begrüßten ihn schon überwältigende Zeichen der Anhänglichkeit. Das bedrohte Land würde wieder beschützt sein, „solang noch eine Faust den Degen zieht". Und kaum gedacht, hörten die Freiburger bereits die Geschütze um Mülhausen donnern; an der Schweizergrenze wurde gerungen; monatelang dröhnte tags und nachts das Getöse der Vogesenkämpfe über die Rheinebene; wer sich abends auf den Höhen der Breisgaustadt erging, konnte die Leuchtkugeln über den Wasgenwald sinken sehen; feindliche Flieger schickten, zuzeiten regelmäßig wie die Uhr schlägt, der offenen Stadt Bomben; Granaten und Schrapnells fauchten dem Besuch entgegen, und die Wölkchen der Geschosse säumten den Horizont. Es hat auch Opfer gegeben in der Hauptstadt des Breisgaues, in der das fremde Volk niemals hat Not leiden müssen, wenn auch Bürger und Student in Zeiten vaterländischen Schwunges stets kraftvoll Farbe bekannt hatten. So, als 1901 Joe Chamberlain gewagt hatte, die Greuel der Konzentrationslager zu entschuldigen mit angeblichen Grausamkeiten der entrüsteten Nationen — England werde sich nie dem nähern, was 1870 geschehen sei. Da stand die ganze Studentenschaft auf; viele Lehrer sprachen zu ihr, und einer sagte: „Auch dem einfachsten Soldaten sind wir schuldig, als Eideshelfer beizustehen; denn er ist mit reinem Gewissen und reinem Herzen, wie er in den Kampf gezogen, fürs Vaterland gefallen." Soviel jetzt gegen die „Barbaren" gelogen wird, wir alle wissen, das schöne Gelöbnis der Treue über den Tod hinaus gilt auch den Helden des heutigen Krieges. — Aus den damaligen tausend Studierenden sind in den folgenden Jahren mehr als dreitausend geworden. Augenblicklich sieht die prunkvolle neue Hochschule nur ein bescheidenes Häuflein Lernender. Das Rote Kreuz hat in manchen Räumen Liebesgaben aufgestapelt. Die Professoren, soweit sie der Beruf nicht fesselt, haben sich Werken der Nächstenliebe gewidmet. Die Schüler aber sind zu Tausenden hinausgezogen in die Schützengräben, und viel Blut ist bereits geflossen. Er ist über Nacht freiwillig davongegangen, der flotte Studio, der zuvor den Becher der Freude gewiß nicht verschmäht hatte. Immer Achtung abgenötigt hat dem Sohn des Nordens die in Süddeutschland übliche offene Weinflasche. Auch hatte vor Jahren die Wanderlust fröhliche Auferstehung gefeiert; mit Rucksack und Laute im sommerlichen, auf Schneeschuhen im winterlichen Schwarzwald war der Scholar daheim, und in den Gassen und Sälen Freiburgs tollte er sich aus im bunten Karneval. Gewiß auch hat mancher lustige Nachfahre Verständnis gezeigt für das in die Bank eines Hörsaales geschnitzte Geständnis:

„Ich hab' einen Schatz mit viel Konkurrenz,
Weshalb ich oft Collegia schwänz'."

Doch ist von alters her zum Ruhm der Hochschule tüchtig gearbeitet worden. Zu allen Zeiten haben ihr bedeutende Gelehrte ihre Kräfte geliehen.

⁂ ⁂ ⁂

„Ich zog, ich zog zur Musenstadt" — vor zwanzig Jahren. Damals waren die ergrauten Holzsäger noch auf ihrer Hauptstraße tätig; so etwas wie ein Nachkomme der Arche Noah, Stellwagen genannt, humpelte von einem Stadtende zum anderen und stellte die „Kommunikation" dar. Die Droschkenkutscher, wenn sie lange genug genickt hatten

Digitized by Google

im Sonnenschein, halfen ein wenig beim Holzspalten und Sägen. Jetzt ist der stille Winkel am Martinstor verschwunden, und die elektrische Bahn zieht ihre Linien. Auch redet man viel vom Zeichen des Verkehrs, schlägt behäbige alte Bäume auf den Straßen und pflanzt schmächtigere junge dafür; man möchte, daß die Vaterstadt noch größer sei. Das Herz des Fremden wird jedoch den Wahrzeichen der langsam gewachsenen Stadt gehören. Der verträumte Münsterplatz, der ist die Freude von Menschen allerart. Auch der abgearbeitete Handwerksmann verweilt gern einen Augenblick vor dem im Abendschein liegenden genial erdachten und genial ausgeführten Turm in ehrlicher Bewunderung. Ich stieg einmal mit einem Dichter berühmten Namens vom Schloßberg hernieder in der Nacht. Die Massen der Kirche strebten gewaltig vor uns empor. Durch das Maßwerk des Turmes leuchteten Mond und Sterne. Schwere Glocken sprachen. Da packte mich der Dichter, der auch in diesen Monatsheften oft gesungen und erzählt hat; er umarmte mich, ließ den Blick nicht von dem Münster und rief: „O, mein lieber, lieber Freund!“ Und wir gingen nach solcher Huldigung gar schweigsam heim. — Im Sommer, da winken vor den gemütlichen Weinstuben am Münsterplatz weißgedeckte Tische; die kecke Jugend trinkt schillernden Kaiserstühler und die Alten schlürfen den Markgräfler. Manchmal noch spannt sich vor ihnen vom Turm zum Kornhaus das Seil einer „Kunstarena“; die Drehorgel lockt, die „feenhafte Beleuchtung“ schaukelt im Höllentäler Wind, und das schaulustige Volk bewundert die Akrobaten, dicht aneinander gedrängt wie die schmalen, hochgiebeligen Häuser am Platz mit den Erkern, schweren Türen und wunderlichen Malereien. Münster und Kornhaus — das Seil der Arena verknüpft mit der Kirche einen Zeugen der örtlichen Geschichte, der vormals das lusterfüllte Tanzhaus war, den Metzgern diente, das Komödienspiel aufnahm (in dem z. B. der junge Lortzing wirkte) und nun im Erdgeschoß den Butterhandel aufnimmt, während im oberen Saal die Väter der Stadt für das Wohl Freiburgs eintreten — nicht „für Wohl und Wehe“, wie einst ein Preßorgan von sich behauptete. Vor Jahren erhoben sich einige verirrte Stimmen für Freilegung des Münsters. Glücklicherweise ist die hergebrachte würdige Nachbarschaft dem Bau erhalten geblieben, in dem sich ein Hans Baldung, ein Holbein, ein Cranach verewigten. Vor Mitzeugen schwerer und lustvoller Vergangenheit steigt der Turm empor, in seinen wuchtigen Massen bis zur leichten durchbrochenen Steinpyramide ganz von einem Geist gemeistert und zu wunderbarer Schwungkraft erhoben.

Neuerdings ist man an der Arbeit, die im Lauf eines halben Jahrtausends zermürbten Teile des Turms zu ersetzen. Vorher hat ein klettergewandter Steinhauer der Münsterbauhütte allemal an Großherzogs Geburtstag die Pyramide von außen bestiegen bis zum goldenen Stern. Die Leute unten meinten oft, er putze diesen Stern, in 120 Meter Höhe, zu Ehren des fürstlichen Gebieters. In Wirklichkeit suchte der Mann Gewitterschäden im Filigranwerk der Spitze. Frei auf der Kreuzblume stehend, prüfte er vor dem Abstieg auch den Blitzableiter — alles zusammen für 3 Mark 50 Pfennige. Dabei war dieser Mann auf seiner Höhentour ruhiger, als der Turmwächter mitunter auf nächtlichem Lager. Im Jahre 1911 flog der Wächter vom Bett, wie schon sein Vorgänger Anno 1523, weil Erderschütterungen an allem Menschenwerk zausten. Und damals, im 16. Jahrhundert, hat ein Ulmer Stadtphysikus seinem Sohn mit Rücksicht auf die schaukelnde Oberrheinebene widerraten, nochmals nach Freiburg zu gehen. Seitdem haben viel tausend junger Gesellen auch mal gewackelt in Freiburg, nicht nur beim Erdbeben, doch ohne die Erkenntnis zu verlieren des Segens tüchtigen Studiums und der ehrlich verdienten Feierstunde. Schon wer die Erholungspause auf dem Pflaster der Stadt nützt, ist seinem Auge kein Geizkragen; wer gar über die flammenden Geranien des Münsterturmstübchens den Kopf ins Freie steckte oder aus der Pyramide lugte, wird Wunder über Wunder bestaunt haben im Anblick der überlieferten und der jungen Stadtteile, des blühenden Landes, der weiten Korn- und Rebgelände, der sanft verschleierten Höhenzüge des Schwarzwaldes und der Vogesen und des in verschwommener Ferne mitunter das große Himmelslicht grüßenden Rheins. Und wie unterhaltend weiß das Münster zu erzählen! Meisterlich sind in der Vorhalle Ernst und Scherz, Freud und Leid der Welt in Stein verkörpert. Und in Halle und Kirche haben dereinst auch Geschäfte ihre Stätte gehabt, die dem öffentlichen Leben Richtung und Ziel gaben. Der Klang der großen Glocke geleitete die Ratsherren hierher, wenn sie Recht sprachen. Hier ließ der Rat seine Befehle ausrufen. Ein Glöckchen redete zu den Schuldnern, mahnte von Martini bis Weihnachten, den Beutel aufzutun und alle Schuldigkeiten zu berichtigen. Der Ehebrecher empfing seinen Spruch. Am Schandpfahl war der Sünder ausgestellt. Und drinnen im Münster saßen die Lehrer der Universität im Talar, disputierten Magister und Doktoren im Dienst der Wissenschaft und der Kunst, die mit unvergänglichen Zeichen den Schauplatz solcher Auseinandersetzungen köstlich schmückte. Dem Historiker boten allein die gegen Freiburg brandenden Wellen der Geschichte ausgiebigen Stoff. Wie im Würfelspiel wurde die Stadt hin und her geworfen. So, um nur einiges zu sagen, kämpften hier Bayern, Franzosen und Schweden. Im Jahre 1677 waren die Franzosen Eroberer, die Stadt fiel ihnen zu. Nach dem Wunsch Ludwigs XIV. sollte eine uneinnehmbare Festung emporwachsen. Vauban,

Digitized by Google

der berühmte Baumeister, ging eifrig daran, das ausgeklügeltste System von Ravelins und Bastionen anzulegen. Das Kriegsglück kümmerte sich nicht um die Wälle. Zweimal kam Österreich wieder zum Regiment und zweimal noch herrschte Frankreich, ehe die Verteidigungsanlagen in Trümmer fielen. Auch das Münster hatte mehrfach gelitten: 1744, so erzählt der Chronist, hausten die Bomben und Kugeln (der Franzosen) so, daß „da und dort die schönsten Zieraten, Figuren und Steine von Kirche und Turm herab zur Erde fielen". Heut noch stößt man auf Spuren der Tätigkeit Vaubans unter der Erde, wenn sie gelockert wird, die Grundmauern aufzunehmen für moderne Bauten, die von Gemeinde und Staat mit offener Hand ermöglicht werden. — Die Stadt hat ihr neueres Wachstum wesentlich zuziehenden Rentnern zu verdanken gehabt. Die ursprüngliche Markt- und Handelsstätte mit ihren unternehmungslustigen Leuten, die ihr Weg nach den berühmtesten Märkten und Messen Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Hollands führte, ist zuletzt vornehmlich Fremden- und Ruhesitzstadt geworden. Allerdings tragen Hochschule und Garnison lebhafte Farben der Abwechslung in das Bild. Jetzt ist man drauf und dran, der durch namhafte Firmen vertretenen Handelswelt neues Blut zuzuführen; ein Industrieviertel ist vorbereitet, dem Kraft zufließen soll vom Rhein. Ehemals waren die Kaufleute gar stolze Herren. Das Stadtrecht im 12. Jahrhundert wollte von Adel und Ministerialen nichts wissen. Doch bald darauf begannen die Herren ihre reichen Vermögen in Ritterburgen anzulegen und wurden selber „als Edle bezeichnet". Die Chronik berichtet von Kaufmanns-Aristokraten, die, mit dem Schildadel versippt, ganze Dörfer vererbten, ungezählte Legate den Spitälern, Klöstern und Kirchen bestimmten, Freunden und Dienern Waffen, Panzer, Pferde, Falken und Wein hinterließen, den Frauen aber noch über den Tod hinaus huldigten durch reiche Gaben an Geschmeide und köstlichen Stoffen, — den Frauen, denen auch die Lieder berühmter Minnesänger erklangen. Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg waren ihnen nahe genug.

⁂ ⁂ ⁂

Reichtum, schöne Frauen und Gesang hatten mithin guten Boden auch schon im frühen Freiburg. Wie hätte der Wein fehlen können! Inzwischen ist manches Rebstück auf dem Schloßberg und im Land altersschwach geworden, durch hartnäckige Krankheit hinfällig. Im Herbst ist jedoch noch heutzutag gar fröhliches Geklingel in den Straßen, wenn, mit Schellengeläut gleich Schlitten, blumengezierte schwere Fuhren süßen neuen Weines durch die Stadttore rollen. Und wenn die Schläuche den Segen über die Bürgersteige führen in dunkle Keller, auch in den der ehrwürdigen Hochschule, sind das duftende und verheißungsvolle Tage. Die „Universitätsreben" wachsen seit den Zeiten der französischen Revolution auf ehemaligem klösterlichen Besitz. Noch vor hundert Jahren war die Stadt umkränzt von Reben: auf schräger Fläche ehemaliger Festungsglacis konnte sich der Weinstock gar trefflich sonnen. Später freilich begannen sich die Straßen hinüber zu recken, und die geschätzten Tropfen mußten aus dem weiteren Land geholt werden. Hatte das „Weinglöckle" ehemals oft Grund, ein Ende anzukündigen überschäumender Lust, so floß bei fürstlichen Besuchen der Willkommentrunk allemal überreichlich. Der Münsterplatz erzählt erbauliche Geschichten vom Freiburger Reichstag im Jahre 1498, und als vor hundert Jahren die verbündeten Herrscher mit Stein, Wilhelm von Humboldt und Metternich im Kaufhaus erschienen, da war das Volk beim Becherlupf fleißig, bis der hohe Rat drohend den Finger hob. Wo der Küfer eine so wichtige Person war, wo mancher Beamte einen Teil des Gehalts in Wein bezog, die Weinmärkte Leben in die Stadt brachten, da mußten Feste zu besonderer Ehre des Rebensaftes volkstümlich sein. Der Dichter Johann Georg Jacobi, erster protestantischer Inhaber eines Freiburger Lehrstuhls, hat in seiner „Iris" den Freiburger Küfertanz besungen. Er meinte auch, „jedes anständige Volksvergnügen, zumal wenn es ein altes Herkommen ist, erhält den Patriotismus, weil es an Heimat und väterliche Gebräuche bindet". Die Feier zeigte den bekränzten Bacchus auf einem geschnitzten Weinfaß, das auf geschmücktem Wagen umhergefahren wurde. Gleim hatte die Aufschrift gedichtet, einen Gruß an den Gott des Weins:

Wir singen in vergnügten Chören
Den Lobgesang der Weisheit und der Ruh;
Und wenn wir volle Gläser leeren,
So sehn die keuschen Musen zu.

Weißgekleidete Gestalten, mit seidenen Bändern und Blumen geschmückt, gingen neben dem Wagen und schlossen sich an. Bei den Ersten der Gemeinde drehten sie sich im Tanz. „Dieser war munter und wegen den vielen Verschlingungen und Figuren, die mit Reifen gebildet wurden, in der Tat künstlich." Ein Küfer schwang in einem der Reifen drei mit Wein gefüllte Gläser, trank auf die Gesundheit der Hausbewohner „und warf das leere Glas in die Höhe, welches ein anderer in seinem Hut auffing. Nun erschallte die türkische Musik, und langsam bewegte sich der Zug weiter". Drei Tage lang hat das Fest jedesmal, auch mit frohen Liedern, das ganze Volk unterhalten. Jacobis Gedichte spiegeln die Heiterkeit des Freiburger Lebens vielfach wider. Er, der zurückgezogen lebende Mann, hatte doch viel Sinn für die Lust des Daseins, und seine Lehrkanzel war dicht umlagert, manchmal (vor 150 Jahren) „auch von Frauenzimmern". Laute Feste verschiedener Art

Digitized by Google

bewunderte die Bevölkerung oft vor dem Münster, wobei sich die Zünfte verdient machten, und später in dem (1498) fürsorglich für den kommenden Reichstag errichteten nahen „Tanzhus". Die Gabe, Feste zu feiern, ist den Freiburgern geblieben. Wie dem 1500., dem 2000. und dem 3000. Studenten gehuldigt wurde in einem einzigen großen Rausch des Verständnisses für Jugendfrohsinn, das bleibt jedem Zeugen unvergeßlich. Und daß der gefeierte Dreitausendste nachher den Karzer im Turm der neuen Hochschule einweihen mußte, das hat der gegenseitigen Liebe keinen Abbruch getan.

⁂ ⁂ ⁂

Die eine begnadete Stätte am Oberrhein schadet der anderen nicht. Jede hat ihren besonderen Glanz, wie die Gebirgszüge rechts und links vom Rhein und die höchsten Berge des Schwarzwaldes eigenen Charakter besitzen. Der Freiburg vorgelagerte sanft geschwungene Kaiserstuhl mit Hohlwegen, Reben und Birken und Orchideen; der anziehende Schauinsland; die heiter anmutenden Hänge des Feldbergs mit dem regen Touristenleben; der strengere Belchen; der sagenreichere Kandel; der stille Blauen mit der reichen Aussicht, zu dessen Füßen ein wundersam lockender Heilquell schon den Römern floß: sie verleihen Freiburg gar wertvolle Nachbarschaft. Badenweiler mit seinem Heilquell aber wird die zweite Perle bleiben dieses Landstrichs, deren Kraft alljährlich Tausende erfrischt, in den jetzigen Kriegsjahren auch ungezählte Feldgraue aufrichtet nach schweren Kämpfen. Hier lacht schon das Frühjahr besonders mild; wer in die blaugrünen Bergwälder taucht auf schmalem Pfad und herrlicher Straße, findet leicht die unberührte Natur; wie durch Zauberhand aus südlicher gelegenen Gebieten versetzt erscheint der weite Park; Segen über Segen drängt sich dem Auge auf, das von den Ruinen des, 1678 von den Franzosen zerstörten, Zähringerschlosses weit über Höhen und liebliche Täler blickt. Und wie ein Sprudel aus Märchenland in silbernes Becken ergießt sich der warme Quell, der schon unter Hadrian ein Badehaus speiste, dessen weitläufige Reste vor 150 Jahren aufgedeckt wurden. Die neue Blüte Badenweilers hat sich langsam entwickelt. Im Jahre 1757 zeigte die Badeliste 108 Gäste, meist aus dem nahen Basel, und sie mußten Möbel und Betten mitbringen. Heut ist das badische Fürstenpaar oft zu Gast im Großherzoglichen Schloß; der Fremde wird an vielen Türen gastlich begrüßt; das „Römerbad" ist vornehmer Lebensart ein geeigneter Boden. Dort, wo sich dicht an den Hochwald des Blauen das Schloß Hausbaden schmiegt, bei verschütteten Silber- und Erzgruben, haben die deutsche Kaiserin und Königin Wilhelmina des Sommers Gaben genossen in einem majestätischen Wald voll Farbenreichtum. — —

Städtchen und Dörfer des Breisgaus besaßen dereinst Gesundbrünnlein in schwerer Menge. Man badete gegen Gicht und andere Gebresten. Mit dem Wassertrinken war man noch nicht auf der Höhe, half lieber mit anderen Tränklein nach: wer im heißen Wasser hockte und den Kopf durch den Deckel der Wanne steckte, dem flößte man willig einige Schöppchen feurigen Weines ein, zur Stärkung bei so ungewöhnlicher Drangsal. Nach so angreifender Kur konnte der Heimweg allerdings schwierig werden. Allmählich sind die versteckten Bädele eingeschlafen. Da kam vor mehreren Jahren eine Sensation: bald nach einer Erderschütterung sprang oberhalb Freiburgs am Schienenstrang nach Basel ein dampfender Strahl wuchtig aus dem Wiesengelände und begann die Forellen im Bach zu sieden. Nicht das Erdbeben jedoch hatte den hitzigen Gefangenen befreit, sondern auf der Kalisuche hatte der forschende Mensch im Schoß der Erde den kochenden Fluß getroffen. Das benachbarte Dorf Krozingen war in die Trause lauten Ruhmes gelangt. Bis dahin wußte man von ihm und seinem näheren Bezirk zweierlei. Erstens: in Feldkirch bei Krozingen hatte Johann Philipp von Wessenberg ein traulich Heim gehabt, der österreichische Staatsmann, die „Arbeitsbiene", die den Habsburgern (so auf dem Wiener Kongreß bei der Neugestaltung Europas) unvergängliche Verdienste leistete. Zweitens, und die schroffen Gegensätze berühren sich auch hier: Krozingens Ausfuhr an würziger Wurst, dem Schwartenmagen, war immer erstaunlich rege gewesen. Jetzt, nachdem der geheimnisvolle Sprudel zum Licht der Oberwelt drängte, strömten die Völkerscharen herbei zur jungfräulichen Unberührtheit des unvorhergesehenen Naturschauspiels. Wie Heidelberg, die feine, namhafte Opfer gebracht hat, um dank einer, auch heut noch zu findenden, Heilquelle zum Kurort aufzurücken über Heidelberger Schloß, Faß und Neckartal, so begann angesichts des Krozinger Ereignisses der und jener Freiburger zu bohren: die Perle des Breisgaus als Bad von Ruf — das wäre die Krone! Also suchen wir gleichfalls in den Tiefen oder leiten den Überfluß des Krozinger Füllhorns in unsere Gefilde! Doch warme Quellen führen nicht nur Gesundheit und Erquickung, sondern auch Sinter mit, den Feind langer Röhrenleitungen, und so verzichtete man, ließ den Krozingern den perlenden Segen zu den früheren Berühmtheiten. Und auch das nahe saubere Städtchen Staufen, das sich als Badeort nicht schlecht ausgenommen hätte, blieb abseits stehen und begnügte sich weiter mit dem durch die Zimmerische Chronik gestützten Ruf, den Doktor Faustus beherbergt zu haben, bis Satanas dem Nekromanten nachts den Hals umdrehte. Inzwischen ist über dem Krozinger Sprudel eine hübsch eingerichtete Badeanstalt emporgewachsen, die lebhaft besucht wird und auf die schon mancher Leidende, der in „Wildbad" oder Wanne tauchte, nichts kommen läßt. Im Freiburger Stadtgarten,

Digitized by Google

dem durch rühmliches gärtnerisches Geschick zu einem Schmuckstück gestalteten Zufluchtshain ruhebedürftiger Menschen, hat man trotz alledem den Anfang gemacht zum Kurbetrieb: in der Frühe gießt dir die Brunnenmaid Mühlbrunn und Rakoczy und Bonifazius und was sonst Magen oder Herz begehrt, in den Becher; du kannst in Natur, Erinnerung und froher Hoffnung schwelgen wie anderswo. Erscheinst du an Sonn- und Feiertagen, so wird dir sogar die Militär- oder die Stadtkapelle die lieblichsten Weisen aufspielen. Du hast hier deinen wohligen Platz an der Sonne. — —

Der Juni ist mit weichen Tagen eingekehrt. Über den Vogesen hat lange Zeit Schweigen gelegen. Auf dem Hartmannsweilerkopf, von dem das Kampfgetöse oft zu uns drang, bleibt nicht mehr ein Baum zusammenzuschießen. Auch dort sind die Franzosen in den letzten Wochen durch das Ringen um Verdun gefangengenommen worden. Gestern hatte uns die Nachricht erfreut vom deutschen Sieg zur See. Nun ist, während der Morgen graut, in den Vogesen ein Trommelfeuer emporgelodert, das mich vom Lager lockt. Zwischen Gärten mit blütenstrotzenden Rosenbüschen strebe ich bald den Bergen zu. Finkenschlag in den Lüften empfängt mich, dazu das Surren einiger Flugzeugschrauben. Die Morgensonne fällt nicht nur auf die Fahnen des Roten Kreuzes, die von Kranken- und Schulhäusern wehen, das Dach der zum Lazarett umgewandelten großen Druckerei zieren und vom Barackenlager grüßen. Aus den Straßen und Gassen winken heute die deutschen und österreichischen Farben, den Sieg unserer Flotte und die Taten unserer Bundesbrüder in Tirol auszurufen. Froh gestimmte Menschen marschieren schon durch den Wald mit Gesang und Lautenschlag:

„Es sind die alten Schwerter noch,
Es ist das deutsche Herz —"

Ja, das deutsche Herz wird weiter helfen, die jetzigen Kriegsgewitter zu überwinden, wie frühere Stürme uns nicht unterzukriegen vermochten. Die Stadt zu meinen Füßen wird ihr ehemaliges Gesicht haben. Zurückgekehrt sein werden zu den murmelnden Brunnen und den eilenden Straßenbächlein die lieben bunten Studentenmützen. Das Dattler-Schlößchen auf der Höhe wird Feuerwerk und Lieder dem neuen Jahr und dem Mai entgegenschicken. Waldsee und Günterstal werden Zeugen sein feuchtfröhlicher Kommerse, und auch drüben bei den beschaulichen Altwassern des Rheins, an den Ruinen Limburg und Sponeck, wird hundertfältiger Nachtigallenruf in der und jener Sommernacht untergehen im Jubel brüderlicher Geselligkeit. Aufleben werden Feste mit Blumen und Freundschaft, alter und junger Liebe. Einziehen werden jugendliche Scharen, nach den Sternen der Heimat zu greifen, wie heute noch draußen auf dem Feld der Ehre das Leben eingesetzt wird, um dem Vaterland eine lange schöne Zeit des Friedens zu sichern. Auch die Heime aller Künste werden wieder Begeisterung wecken, und der Schwarzwaldverein wird dem Freunde deutscher Natur unbekannte Wege ebnen über die Höhen und durch die Täler. Frisch sein wird die Wanderluft in deutschen Landen. Das Auge wird Wunder entdecken, manch gerühmtem fremdem Ziel überlegen. In der Stadt wird sich wieder die malerische Tracht des Schwarzwälders mischen mit städtischer Kleidung und des Kaisers Rock.. Die Stadt, die des Schwarzwalds Herbe und Sonne hat, der Bergmatten stilles Leuchten und der Rebhügel verlockende Ernte, wird dazu auch die Frohnatur schenken. „Stoßt an, Freiburg soll leben!"

Der alternde Prophet

Als Jüngling war er jäh und jach
Und fuhr wie Blitz und Donnerkrach
Den morschen Kronen ins Geäst.
Ein Waldbrand, hei, ein Freudenfest!

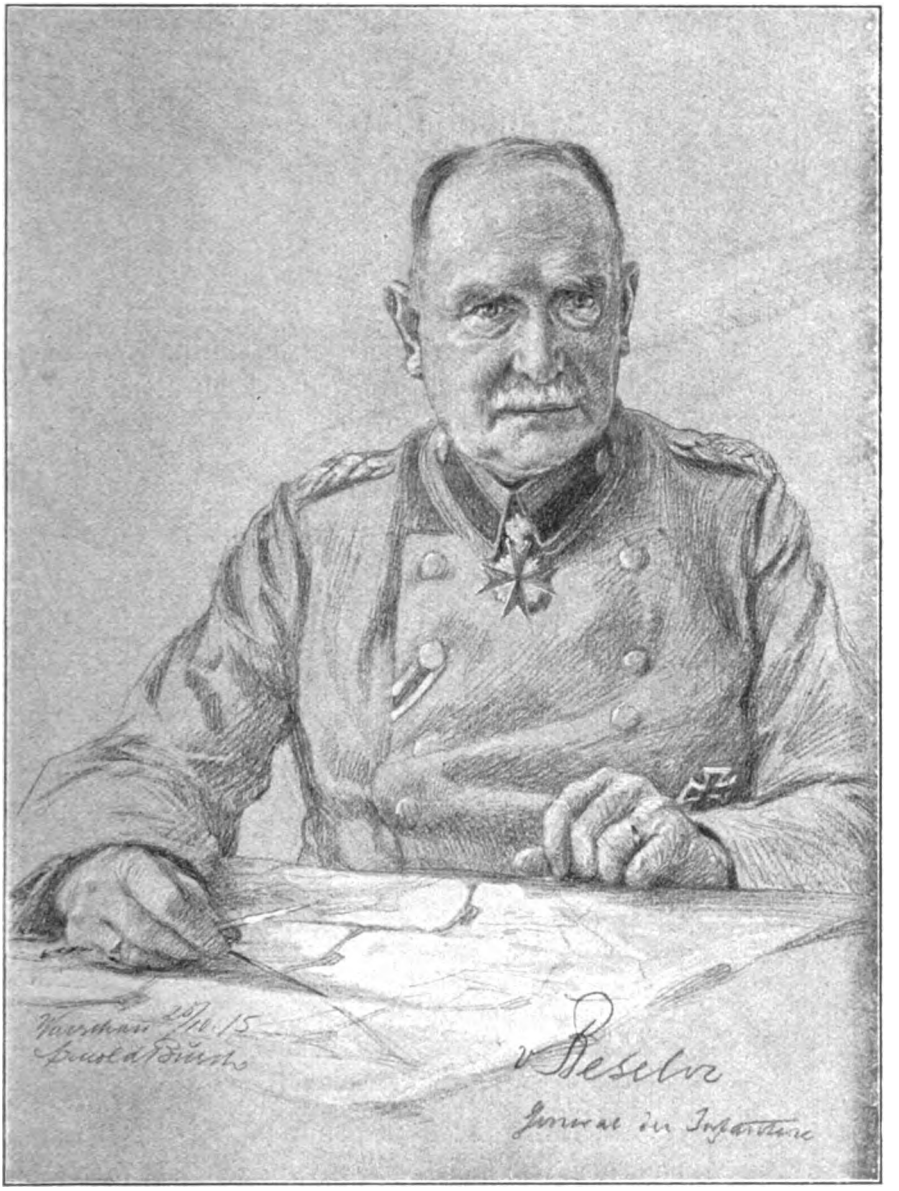
Jetzt sitzt er fröstelnd dort am Rain,
Hüllt sich in Sonnenschleier ein.
Der Wald steht wieder dichtbelaubt.
Doch Asche deckt des Alten Haupt.

„Zornglut, du wurdest mir zum Spott!
Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!
Trät' ich nochmal ins Leben ein,
Ich wollte nur ein — Förster sein!"

Wohl klingt das tief, wohl klingt das voll,
Wie Echo noch vom Donnergroll.
Doch um sein Antlitz schwebt's wie Huld.
Das ist die Weihe eigner Schuld!

Karl Schewe

Digitized by Google



General der Infanterie Hans von Beseler

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Landschaften

Zwei Gedichte von Ina Seidel

Eichen

Am Waldrand stehen drei verknorzte Eichen,
Die ihren Keimtag längst vergessen haben.
Sie rascheln als von ihresgleichen
Von ausgestorbnen Raben.
Sie greifen ins Gewölk mit Brausen
Und heischen von verschollnen Sternen Zeichen.
In ihnen hausen,
Vom Tod vergessen, drei vergreiste Götter,
Schütteln die Blätter.
Blutströme kreisen
Um ihre Wurzeln tief.
Ihr Dürsten rief
Der neuen Schlachten Blut, ihr dürres Mark
zu speisen.

Schwermütige Landschaft

Aus dunkler Hügel Wunden rinnt
Der weiße Sand. Die Krähen schrein
Und fallen vor dem nassen Wind
Schwer in die schwanken Wipfel ein.

Föhren, blaugrün und aufgetürmt,
Wild in den Himmel eingezackt.
Birken, braun, bebend und verstürmt, —
Die Stämme kupfern, kalkig, nackt.

Unter den großen Wolken schwingt
Die Ebene grenzenlos und frei.
Erst wenn die Nacht sie niederringt,
Verstummt der Landschaft Litanei.

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 2. August 1916

Der Beginn des neuen Jahrgangs dieser Hefte zwingt, die Übersicht sehr viel früher abzuschließen als gewöhnlich. Ist es schon deshalb nicht möglich, von wesentlichen Veränderungen der Lage zu sprechen, so liegt das auch im Charakter der ungeheuren Schlachten, die im Westen und Osten jetzt toben. Nach zwei Jahren Weltkrieg wissen wir, daß solche Kämpfe, wie sie sich in der russischen und englischen Offensive seit zwei Monaten angesponnen haben, lange Wochen dauern.

Im Westen haben sich die Kämpfe vor allem auf das Gebiet nördlich und südlich der Somme konzentriert. Der Gegner hat da teilweise mit gewaltigen Heeresmassen angegriffen, so am 20. Juli mit 17 Divisionen in einer Frontbreite von 40 Kilometern bei Pozières und Vermandovillers, aber so gut wie keine nachweisbaren Erfolge erzielt. Nach einem vollen Monat dieser englisch-französischen Offensive ist auf einer Strecke von etwa 28 Kilometern eine Einbuchtung der deutschen Front von durchschnittlich 4 Kilometern Tiefe erreicht worden. Das ist wirklich kein Erfolg, auf den diese Offensive stolz sein kann, zumal sie sich ohne Zweifel nur unter starken Verlusten für den Gegner abspielen konnte. Das Fazit ist, daß es den feindlichen Angriffen nicht gelungen ist, worauf es ankommt: im ersten Anrennen einen Durchbruch in breiter Front zu erzielen, in den sodann mit voller Macht hereingestoßen werden kann, wie es das bisher von keinem unserer Gegner entfernt erreichte Vorbild des deutschen Durchbruchs im Mai 1915 in Galizien gezeigt hat.

Wenn auch die Kämpfe um Verdun etwas nachgelassen haben, so sind sie doch keineswegs eingeschlafen. Sie gehen Schritt für Schritt weiter, und wenn uns die Feinde vorhalten, daß der deutsche Plan einer raschen Eroberung Verduns gescheitert sei und damit nachweisen wollen, daß der Gedanke dieser Offensive überhaupt falsch war, so weisen wir sehr ruhig darauf hin, daß an dieser Stelle große Teile der französischen Armee festgehalten werden und sich dort verbluten. Auch wenn wirklich der deutsche Angriff wesentlich nicht vorrücken sollte, so ist die französische Armee dort auf das stärkste gebunden und gehindert, Kräfte an andere Stellen der Front abzugeben. Verdun wirkt so wie eine offene Wunde am Heereskörper Frankreichs, durch die unterbrochen und im breiten Strome Blut ausfließen muß.

⁂ ⁂ ⁂

Die russische Offensive hat um den 16. Juli in einem zweiten Akte eingesetzt. Im Südwesten ist sie bis Delatyn gekommen und es spielen sich westlich von Buczacz schwere Kämpfe ab, aber unerschüttert hält die Armee des Grafen Bothmer dort ihren Posten fest. Es ist allerdings den Russen gelungen, mit Kavallerievorstößen über die Pässe ungarisches Gebiet zu berühren, und davon ist in der russischen Presse sehr viel Wesens gemacht worden. Aber das sollte ein Bluff zur Wirkung auf Rumänien sein; von Bedeutung für die Kämpfe selbst kann ein solcher Kavallerievorstoß nicht sein.

Nördlich der Bukowina richtete sich die russische Offensive in der letzten Juliwoche immer schärfer direkt nach Westen und Südwesten, d. h. auf Lemberg. Die Armee Sacharow hat vom südwestlichen Wolhynien aus einen Angriff, wie die Russen in ihren Heeresberichten immer großsprecherisch schreiben, indem sie die fernliegenden Ziele regelmäßig angeben: „in der allgemeinen Richtung auf Lemberg“ unternommen. Am 28. Juli ist ihr auch die Einnahme von Brody auf galizischem Boden gelungen; diese Stadt liegt über 90 Kilometer nordöstlich von Lemberg. Das russische Vordringen hat hier nicht nur einen militärischen, sondern vor allem einen politischen Zweck; es soll mit seiner Bedrohung der galizischen Hauptstadt einen moralischen Eindruck machen, vor allem auf die galizischen Ruthenen.

Noch weiter nördlich spielen sich die Kämpfe am Styr und am Stochod ab. Hier ist das Ziel der russischen Offensive rein militärisch, nämlich Kowel, weshalb die Heeresberichte von unausgesetzten wütenden Kämpfen beiderseits der Bahn von Sarny nach Kowel melden. Hier steht die Armee Linsingen in schweren Kämpfen, in denen am Bogen des Stochod auch eine Zurücknahme der Front erfolgen mußte.

⁂ ⁂ ⁂

Vom mazedonischen Kriegsschauplatz haben wir am 29. Juli Neues gehört. Der bulgarische Generalstab teilte mit, daß seit dem 25. Juli Kämpfe, offenbar im kleinen Umfang, stattfanden, und zwar in der Gegend von Vodena. Daneben aber ist die ganze mazedonische Front schon beschäftigt und es scheint, daß sich auch hier langsam größere Kämpfe vorbereiten.

Während im Irak die Dinge im wesent-

Digitized by Google

lichen stillstehen, dafür aber die Türken weiter nach Südpersien vordringen, ist die russische Offensive in Armenien wieder ein Stück vorangekommen. Sie begann um den 10. Juli, meldete am 11. die Wiedereinnahme von Mamachatun und am 25. die von Erzingjan. Damit ist Türkisch-Armenien in der Hauptsache in den Händen der Russen.

⁂ ⁂ ⁂

Auch die Flotte hat sich in diesen Wochen sehr rege beteiligt. Fast täglich meldete der Admiralstab Unternehmungen der Torpedoboote, der Luftschiffgeschwader, sei es im Kanal, sei es in der Ostsee. In der Nacht zum 28. Juli ist auch wieder ein Angriff durch Zeppeline erfolgt, dem bald ein weiterer folgte. Damit ist die Pause beendet, die in der Anwendung dieses Kampfmittels seit längerer Zeit eingetreten war. Im ganzen sind also überall schwere Kämpfe im vollen Gange, in denen gegenwärtig in der Hauptsache die Zentralmächte in der Defensive stehen, wenn es auch eine unberechtigte Übertreibung ist, daß jetzt die Initiative in der Führung des Feldzuges auf die andere Seite übergegangen sei, wie die Ententepresse und ein großer Teil der neutralen Blätter behaupten. Daß das nicht der Fall ist, werden die Gegner sehr bald wieder zu spüren bekommen.

⁂ ⁂ ⁂

Ein Ereignis hebt sich aus der gleichförmigen Flut der Kampfberichte heraus und wieder eines, auf das wir stolz sein können. Am 10. Juli ist ein deutsches Handelsunterseeboot im Hafen von Baltimore angekommen. Fast ganz im geheimen hat deutsche Technik und deutscher Unternehmungsgeist während des Krieges den Typus des Unterseeboots, das bisher nur als ein Kampfmittel galt, für den friedlichen Handelsverkehr angewendet und ist jetzt mit diesem glänzenden Ergebnis hervorgetreten. Ohne jede Waffe, seinem Charakter nach zweifellos ein reines Handelsschiff, ist dieses U-Boot, das den Namen „Deutschland“ trägt, unbemerkt von der englischen und französischen Flotte mit einer wertvollen Ladung Waren über den Ozean gekommen. Während der Besuch des deutschen Unterseebootes in Cartagena, das Sanitätsmaterial für die Deutschen und einen Brief des deutschen Kaisers an den König von Spanien dahin brachte, mehr ein Bravourstück war, ist diese erste gelungene Reise des Handelsunterseeschiffes tatsächlich der Anfang einer neuen Periode in der Schiffahrt überhaupt. Natürlich können damit nicht gewaltige Mengen sogenannter Stapelwaren transportiert werden, aber der Tonnengehalt dieser Handelsunterseeboote ist doch so groß, daß bei hochwertigen Waren, an denen es uns fehlt, wie Gummi, Nickel und dergleichen, oder bei Produkten der chemischen Industrie, an denen es den Vereinigten Staaten empfindlich fehlt, ein umfangreicher Austausch bewirkt werden kann.

Natürlich war die Überraschung über diese gelungene Fahrt in der Welt sehr groß und bei unseren Feinden, besonders den Engländern, sehr peinlich. Da am völkerrechtlichen Charakter dieses neuen Schiffstypus kein Zweifel war, hat Deutschland ganz mit vollen Karten gespielt, mit erstaunlicher Offenheit alles mitteilen lassen, was über dieses U-Boot, seine Fracht, seine Bemannung u. dergl. zu sagen war. Damit wurden die Vereinigten Staaten vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Formell und tatsächlich konnten sie gegen die Landung dieses U-Bootes nichts sagen. Es war kein Kriegsschiff und unterlag daher selbstverständlich nicht den Regeln, die für das Kriegsschiff beim Anlaufen neutraler Häfen gelten. Obwohl einige Versuche dagegen gemacht wurden, hat denn auch das Staatsdepartement der Union die Erklärung in bezug auf dieses Schiff abgegeben, daß es das U-Boot als Mittel des völkerrechtlich ohne Zweifel zulässigen Verkehrs zwischen einer kriegführenden und einer neutralen Macht anerkenne. Damit sind wir selbstverständlich der politischen Wirkung dieses neuen Verkehrsmittels noch nicht sicher. Denn England wird alles tun, dieses Verkehrsmittel als Kampfmittel zu behandeln, auf offener See durch eigenes Angreifen und in Amerika durch seinen Druck auf die Leitung der Vereinigten Staaten. Nach allem, was wir bisher im Kriege von den Vereinigten Staaten erfahren haben, ist gar nicht sicher, ob diese an ihrem bisherigen Standpunkte gegenüber dem deutschen Handels-U-Boot festhalten werden. Aber was da auch komme, wir freuen uns dieses erneuten glänzenden Beweises der ungebrochenen Spannkraft und des ungebrochenen Unternehmungsgeistes, die mit diesem neuen Mittel des ozeanischen Verkehrs die Welt überrascht haben.

⁂ ⁂ ⁂

Wie bekannt, hat die russische Offensive vor allem auch den politischen Zweck, Rumänien zum Eingreifen in den Krieg zu veranlassen. Den moralischen Eindruck, den sie macht, unterstützt Rußland direkt, indem es eigene Munition zur Verfügung stellt, indem es eine Invasion nach rumänischem Gebiet andeutet, und indem seine Diplomatie im Bunde mit den Vertretern der anderen Ententemächte die letzten Anstrengungen machte, Rumänien zum Entschluß zu bringen. Auch jetzt ist noch keine Entscheidung gefallen, aber es macht den Eindruck, als werde ihr Bratianu nicht länger mehr widerstehen, der, wie man behauptet, bereits im September 1914 eine Konvention mit Rußland dahin abgeschlossen hat, daß Rumänien zuungunsten der Zentralmächte neutral bleiben wolle.

Weniger dringlich ist für Rußland die entsprechende Aktion in Schweden, die aber dafür noch etwas gröber von ihm betrieben wird. Die fortgesetzte Verletzung schwedischer Hoheitsrechte durch russische Streitkräfte hat

Digitized by Google

die schwedische Regierung nun veranlaßt, energischer dagegen aufzutreten. Aber die betreffende Anweisung an die schwedischen Seestreitkräfte ist auch alles, was Schweden bisher getan hat. Es hat sich in der Alandsfrage bisher alles gefallen lassen, diese Inseln, die Stockholm so gefährlich bedrohen, sind von Rußland befestigt und fest in seiner Hand. Und Schweden hat dafür nichts in seiner Hand, als ein nur von Rußland gegebenes, keineswegs von den anderen Ententemächten garantiertes Versprechen, daß diese Befestigungen nur provisorischen Charakter tragen sollen. Die schwedische Politik schiebt die begründete Besorgnis jetzt zurück, daß damit die Lösung dieser Frage überhaupt ausgeschlossen werden kann. Denn erfolgt keine Entscheidung über das Schicksal der Alandsinseln während des Krieges, so wird Schweden danach mit seinen Wünschen allein stehen und kein anderer Staat sich im Interesse Schwedens mit dieser Frage belasten. Schweden hat noch mehr getan, indem am 15. Juli eine Konvention von ihm mit Rußland geschlossen worden ist, nach der die große Eisenbahnbrücke zwischen Haparanda und Tornea nun gebaut werden soll. Damit wird die Verbindung des schwedischen und finnischen Eisenbahnnetzes in dem letzten Stück, das noch fehlte, hergestellt.

⁂ ⁂ ⁂

Vor den größeren Ereignissen ist in Deutschland sehr rasch das Interesse an unserem Konflikt mit Italien zurückgetreten. Deutschland und Italien sind ja bekanntlich formell nicht im Kriege miteinander, sondern hatten sogar am 21. Mai 1915 vor Ausbruch des italienisch-österreichischen Krieges eine Konvention abgeschlossen, die den Staatsangehörigen der beiden Reiche die Sicherheit ihres Privateigentums und ihrer Person gewährleistete. Deutschland wollte damit eine Ausartung des Krieges verhindern, deren sich England überall schuldig gemacht hat, und der Italien vielleicht auch nachgefolgt wäre. An diese Abmachung hat sich Italien nicht gekehrt, sondern, unter dem Druck Frankreichs, Schritt für Schritt den Rechtsboden dieser Übereinkunft verlassen. Schließlich ging das nicht mehr länger, wenn nicht Deutschland in offenbaren Nachteil kommen wollte. Deshalb stellten die deutschen Versicherungsgesellschaften die Zahlung der Renten an versicherte Italiener ein und sperrten vor allem die deutschen Banken die Verfügung über italienische Guthaben. Diese Gegenwehr war ganz selbstverständlich, und wenn Italien hinterher den Versuch machte, nachzuweisen, daß Deutschland zuerst die Übereinkunft gebrochen habe, so war das nur Heuchelei, ja Lüge. Wir befinden uns im Augenblick formell noch nicht im Kriegszustand mit Italien, aber wohl im wirtschaftlichen Kriegszustand, was Italien mehr schädigt als uns. Von dem neuen Kabinett Boselli wurde erwartet, daß es diese Verschärfung des Konfliktes nur herbeiführte, um endlich zur Kriegserklärung an Deutschland zu kommen. Aber auch dieses Kabinett möchte zu gern, daß Deutschland den Krieg erkläre, und hat sich so seinerseits bisher noch nicht zu diesem Schritt entschlossen, trotz des Lärms der sogenannten interventionistischen Presse und der Straße.

⁂ ⁂ ⁂

Blicken wir auf die innere Lage bei unseren drei Hauptgegnern, so sehen wir, daß in Frankreich die Depression des Frühsommers jetzt wieder der Zuversicht und dem Optimismus gewichen ist. Das zweite Nationalfest im Kriege, am 14. Juli, ist mit Begeisterung und Schwung begangen worden, die Nation fühlt sich in dem Willen einig, den Krieg weiterzuführen trotz der furchtbaren Menschenverluste vor Verdun und an der Somme, und ihre Staatsmänner und Generale halten immer noch an den alten Kriegszielen Frankreichs gegen Deutschland fest, wie sie das immer wieder erklären. Uns dünkt deshalb die Rechnung, die in Deutschland manche Kreise machen, daß mit einem baldigen Zusammenbruch Frankreichs zu rechnen sei, falsch. Anzeichen dafür fehlen jetzt mehr als je. Und wenn auch ganz bestimmt in Frankreich ein tiefes Sehnen vorhanden ist, keinen neuen Winterfeldzug durchzumachen, so ist dort ebenso fest die Überzeugung, daß Frankreich einen Frieden allein nicht schließen kann, sondern nur im Bunde mit seinen Bundesgenossen. Die Erwartung, daß sich Frankreich zuerst aus dem Ring der Entente lösen werde, ist nicht begründet, so oft sie auch in Deutschland geäußert werden mag.

Immer stärker hat sich England an den Landkämpfen beteiligen müssen und opfert, wie wir anerkennen müssen, seine Menschen jetzt gleichfalls in großer Zahl. Auch in England wird die Friedenssehnsucht vorhanden sein und manche einflußreiche Stimmen geben ihr Ausdruck. Auch scheint es, daß das Kabinett Asquith jetzt stärker als je durch die Wendung erschüttert sei, die die irische Frage genommen hat. Man hat die irische Rebellion, unbesonnen und abenteuerlich wie sie war, rasch niederschlagen können, aber man hat damit die irische Unzufriedenheit nicht beseitigt. Lloyd George hat es doch für nötig gehalten, zu tun, was man während des Krieges nicht zu tun übereingekommen war, nämlich das Homerulegesetz schon jetzt einzuführen. Eine gewisse Einigung war auch erzielt worden, indem die sechs protestantischen Grafschaften des Nordens, das sogenannte Ulster, aus dem Gesetz herausgenommen werden sollten. Dagegen war noch keine Einigung über die künftige Art der Vertretung Irlands im großbritannischen Parlament gewonnen. Aber wenn auch Sir Edward Carson jetzt in der Not des Augenblicks bereit war, auf eine Regelung einzugehen, so hat der Widerstand innerhalb der Unionisten im ganzen damit nicht unterdrückt werden können. Daher kam die ganze

Digitized by Google

Abrede wieder ins Wanken und nun tritt das Gefährlichste ein, was Asquith bisher im Kriege erlebt hat: der Führer der irischen Nationalisten Redmond droht ihm, die Gefolgschaft aufzukündigen.

Indes wird, auch wenn das jetzige Kabinett stürzen sollte, das keine Änderung an Englands Haltung im Kriege bewirken. Vor allem bleibt der eigentliche Träger seiner Kriegspolitik, der nunmehrige Viscount Grey, der jetzt im Oberhause sitzt, davon unberührt. Er hat sich der inneren Politik immer ferngehalten, er steht der irischen Frage neutral gegenüber, er bleibt der Mittelpunkt der Nation im Kampf gegen den Feind. Sonst hätte er es nicht gewagt, in der Angelegenheit des Kapitäns Fryatt Deutschland erneut zu provozieren. Mit vollem Recht ist dieser Kapitän eines englischen Handelsdampfers kriegsgerichtlich erschossen worden, weil er dem Anruf eines deutschen U-Bootes sich entzogen und seinerseits versucht hatte, es anzugreifen. Grey aber hat öffentlich erklärt, daß der Kapitän damit nach der Vorschrift der englischen Admiralität gehandelt hat. England steht also auf dem Standpunkt, daß es zwar einem deutschen U-Boot nicht erlaubt sein darf, ohne vorherige Warnung und Sicherung aller neutralen Passagiere anzugreifen, daß aber ein unbewaffneter Handelsdampfer seiner Marine das Recht hat, sich dem Befehl eines feindlichen Kriegsschiffes zu entziehen und selbst durch seinen Versuch, es zu rammen, dieses aufs höchste zu gefährden.

In derselben Richtung ist England in der letzten Juliwoche weitergegangen, indem es den drei Filialen deutscher Banken in London die Verfügung über ihre Depots entzog und so einen erneuten Eingriff in das Privateigentum beging, den weite Kreise in Deutschland doch für unmöglich gehalten hätten. Auf die Art, wie England deutsche Geschäftsunternehmen liquidiert, hat Deutschland endlich mit Vergeltungsmaßnahmen geantwortet. Sofort kam England mit diesem neuen Vorstoß, indem es in diese, Privatpersonen gehörenden Wertpapiere eingriff. Immer mehr zeigt es offen, daß es, es koste was es wolle, die wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands in diesem Kriege will, und um das Bild ganz voll zu machen, teilt das stellvertretende Generalkommando des 7. Armeekorps mit, daß ein englisch-französisches Fliegergeschwader gebildet sei, das, sobald die Ernte reif ist, Brandbomben auf unsere Felder abwerfen soll, um diese zu vernichten. Das Mittel ist bereits auf dem mazedonischen Kriegsschauplatze von den feindlichen Fliegern dort angewendet worden. Unsere Antwort kann nur die schärfster Vergeltungsmaßnahmen sein.

Am 22. Juli ist der Minister des Auswärtigen in Rußland, Ssasonow, überraschend zurückgetreten. Die Gründe dieses Rücktrittes liegen noch nicht völlig klar. Doch läßt sich soviel sagen, daß der neue Ministerpräsident Stürmer freie Hand nach außen und im Innern haben will, um seine politischen Gedanken durchzuführen, von denen nach innen ja bekannt ist, was sie wollen, nach außen aber noch nicht. Wir haben es natürlich begrüßt, daß mit Ssasonow einer der Mitschuldigen dieses Weltkrieges von der Bühne verschwunden ist. Er hat durch seine zweideutige Art am Anfang dieses Krieges besonders dazu beigetragen, daß dieser Kriegsausbruch auf der russischen Seite so perfide angelegt wurde, wie es der Fall war. Auch in Rußland wird schwerlich jemand geglaubt haben, daß dieser Minister bei einem Friedensschlusse würde mitwirken können. Er ist nun Delcassé, Salandra und manchem anderen nachgefolgt und wohl endgültig von dem Schauplatz einer aktiven Tätigkeit geschieden.

Für die Lage Rußlands jetzt ist bezeichnender als dieser Rücktritt die Tatsache, daß der Zar durch Ukas vom 17. Juli nicht nur alle noch übrigbleibenden Jahrgänge der Reichswehr, also des Landsturms, aufbieten mußte, sondern daß auch die sogenannte fremdstämmige Bevölkerung, wenn auch nicht zu den Waffen, so doch zu einer Kriegsverwendung aufgerufen wurde. Das russische Wehrgesetz befreite nämlich vom Militärdienst Millionen sogenannter Fremdstämmiger, worunter neben den Bewohnern des Großfürstentums Finnlands vor allem die des Kaukasus, Turkestans und Sibiriens verstanden werden. Jetzt hat man sich dazu entschließen müssen, auch diese heranzuziehen. Sie sollen zunächst nur zu Schanzarbeiten und dergleichen verwendet werden, aber auf dem Operationsgebiet, und werden so zunächst entsprechende Zahlen von Soldaten russischer Nationalität freisetzen können. Uns schreckt auch diese Maßnahme nicht, deren Durchführung bei den großen Entfernungen und allen anderen Schwierigkeiten sehr lange Zeit in Anspruch nehmen wird, und die die Kriegsunruhe mit allen ihren Folgen in für Rußland sehr unangenehmer Weise in die entferntesten Winkel seines Reiches trägt.

⁂ ⁂ ⁂

Als das dritte Kriegsjahr in den ersten Augusttagen begonnen wurde, ist viel vom Frieden und seinen Möglichkeiten die Rede gewesen. Sehr viel Zweck hatte das aber nicht und es genügte, wenn auf die Notwendigkeit der Einigkeit und Geschlossenheit hingewiesen wurde. Am kürzesten hat der deutsche Kaiser in seinen beiden wunderschönen Gedenkaufrufen an das Volk und an die deutsche Wehrmacht gesagt, worauf es ankommt: „Nichts kann unsere Entschlossenheit und Ausdauer erschüttern. Wir werden diesen Kampf zu einem Ende führen, das unser Reich vor neuen Überfällen schützt und der friedlichen Arbeit deutschen Geistes und deutschen Handels für alle Zukunft ein freies Feld sichere."

Digitized by Google

Pferde an der Tränke. Gemälde von Johann Georg Pforr
(In der Großherzoglichen Gemäldegalerie Augusteum in Oldenburg)

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott (Leipzig, Kurt Wolff) — Auguste Hauschner, Der Tod des Löwen (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Otto Ernst, Semper der Mann (Leipzig, L. Staackmann) — Paul Mahn, Der Kamerad (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.) — Robert Michel, Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn (Berlin, S. Fischer) — Hans Paasche, Fremdenlegionär Kirsch. Von Kamerun in den deutschen Schützengraben (Berlin, August Scherl)

In den krummen Gassen Nürnbergs hatte einst der schwärmerische Vorläufer der ersten Romantik, der junge Wackenroder, die Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht gefunden. Durch die krummen Gassen alter träumender Städte schweift auch die romantische Dichtung der Gegenwart mit besonderer Vorliebe.

Dem Naturalismus war das ganz fremd. Der Naturalismus hatte sich ungestüm in die Brennpunkte modernsten Lebens gestürzt, in die lichtdurchstrahlten Riesennester von der Art Berlins. Wie sein mehr bürgerlich gepflegter Vetter, der Realismus, hatte er das Volk gern bei der Arbeit aufgesucht und war ihm in die Säle der Fabriken, in die Warenhäuser, Markthallen und Elendsquartiere nachgegangen. Aber die Romantik war von jeher aristokratischer. Sie liebt die kleinen Leute nicht und nicht den Schweiß der Arbeit; sie hat nicht umsonst schon vor einem Jahrhundert das Lob der Faulheit gesungen; sie zog sich auch diesmal vor dem Lärm der Industrie scheu in stillere Gründe zurück. Auf alten Schlössern, in versunknen „baumrauschenden" Provinzstädten, in den zerbröckelnden „Triumphgassen" der Vergangenheit siedelte sie sich an, und von neuem tauchten die wohlbekannten Bilder aus den Fluten: Nürnberg mit Burg und Gänsemännchen, Alt-Heidelberg mit dem Schloß, Alt-Wien mit der Stephanskirche, Prag mit dem Hradschin und dem Ghetto.

Als dann der Augustmond 1914 kam, glaubte man diesem holden oder unholden Dämmerspuk ein rasches Ende prophezeien zu dürfen. Aber statt dessen mußten wir es erleben, daß mitten im Weltbrand der größte Bucherfolg einer exzentrischen Golemphantasterei zuteil ward. Der romantische Geist ist oder scheint demnach lebendiger als je. Steht er vielleicht doch nicht in einem so heftigen Gegensatz zu diesem Kriege, als viele von uns glaubten? Werden unsere Enkel nicht vielleicht gerade in ihm die letzte und tiefste Erklärung der ungeheuren europäischen Katastrophe suchen? Und werden sie dann wenigstens sagen können, daß der furchtbare Krieg durch Verlauf und Nachwirkung am Ende doch wie einst die Kreuzzüge jenen Geist, der ihn ermöglichte, vernichtet hat? Fragen an die Zukunft ...

Unter den alten Städten, deren Schattenrisse immer öfter am literarischen Horizont der letzten Jahre auftauchten, nimmt das mittelalterliche Prag die erste Stelle ein. Am Ausgang des 16. Jahrhunderts versammelt es in der Tat vieles, was die suchende Phantasie der Dichter reizen kann. Im Mittelpunkt die düster-seltsame Gestalt Rudolfs II.; um den Kaiser herum Astronomen, Alchimisten, Künstler; dazu weise Wunderrabbis mit Ghetto- und Golemromantik und der prachtvolle Rahmen der sich üppig dehnenden, vom Adel mit Bauten geschmückten Stadt. Von hier aus wird die Welt regiert oder auch nicht regiert; hier drängen sich die Gesandten aller Völker; von hier aus wird sich die Feuersbrunst über Deutschland verbreiten, die dreißig Jahre lang fressen und vernichten wird.

Zwei Prager Stadtkinder sollen uns heut die dunklen Tore der Vergangenheit öffnen. Wenn es dabei zu einer literarischen Überraschung kommt, so verdanken wir sie dem jetzt 32jährigen Max Brod. Sein bisheriges literarisches Gepäck ist mir nicht näher bekannt geworden. Es befindet sich darunter aber ein „Vademekum für Romantiker unserer Tage", so daß über seine zeitliche Verwirkung und literarische Stellungnahme von vornherein kein Zweifel bestehen kann. Auch das neue Werk — das erste, das weitere Wellen wirft, — spricht eine deutliche Sprache. Es beschwört versunkene Welten; es greift weit in die Vergangenheit; es weckt alte Kämpfe und alten Lorbeer. Als Knabe und Jüngling mag dieser Max Brod in der heimatlichen Teinkirche vor dem Grabmal des großen dänischen Astronomen Tycho Brahe gestanden haben, den Kaiser Rudolf nach Prag berufen hatte. Nun, als Mann, hat er die Kraft gefunden, den Staub dieser Gruft mit lebendigem Odem anzublasen. Da tritt der alte Sternseher noch einmal mächtig und unruhvoll in das Licht eines späten Tages. Noch einmal schreitet er in all seiner leidenschaftlichen Menschlichkeit die letzte Strecke seiner schweren Bahn ab. Und indem er sich in der bittersten aller Prüfungen selbst bezwingt, findet er am Schluß seiner Tage, was er zeitlebens gesucht hat: den vollen Einklang mit Gott. „Tycho Brahes Weg zu Gott" hat der junge Prager seinen Roman genannt (Leipzig, Kurt Wolff). Es ist ein Buch, das groß gedacht ist.

Digitized by Google

Drei weltgeschichtliche Persönlichkeiten läßt es vor uns erstehn: neben Tycho Brahe Johannes Kepler und Kaiser Rudolf. Die letzten beiden sind nur, ohne es zu wissen und zu wollen, die Werkzeuge des Himmels, um Tycho höher zu treiben und zu vollenden. Was sonst an Figuren da ist, dient einzig dem Zwecke, die Lebensatmosphäre des eigentlichen Helden fühlbarer zu machen und ihn in seinen vielfältigen Verstrickungen zu zeigen. Unter ihrem Druck keucht der alte Tycho wie ein abgehetzter, stets auf alles gefaßter Kämpe dahin, den ganzen Umkreis mit der Gewalt seiner unruhvollen, leicht erregbaren Persönlichkeit erfüllend, unter der Last seiner widerspruchsvollen Natur fast zusammenbrechend, von Enttäuschungen verfolgt und immer neuer gewärtig, weise und abergläubisch, klug und unbesonnen, überschäumend in Liebe und Haß — ein Mensch, der viel seiner besten Kraft verbraucht, um sich der Welt gegenüber im Gleichgewicht zu halten, ein Mensch aber auch, über dessen Fehler und Schwächen die Macht seines ungestümen Vollendungswillens triumphiert.

Einen Geisteshelden so in seiner ganzen Persönlichkeitskraft zu erfassen, daß die Widersprüche einer reichen Natur noch einmal zu lebendiger Einheit zusammenschießen, — das ist eine Leistung, die Respekt fordert. Und neben diese völlig durchempfundene Hauptgestalt setzt Max Brod nun eine zweite. Der alte im Abstieg befindliche Tycho ruft das neu aufsteigende Genie Johannes Keplers zu sich, von der beglückenden Hoffnung getragen, in ihm den rechten Erben seiner Wissenschaft gefunden zu haben, den Fortführer und Vollender seines großen Werkes, der das tychonische gegen das kopernikanische Weltsystem zum Siege führen würde. Mit offenen Armen empfängt er deshalb am Beginn des Buches seinen „Benjamin", seinen jungen Gast und Helfer. Aber sofort zeigt sich die menschliche Verschiedenheit der beiden großen Forscher. Still, kühl, „impassible" gleich unsern Ästheten tritt Kepler in den Kreis des leidenschaftlichen Tycho und seiner aufgeregten Familie: das reine mathematische Fachgenie, das nichts außer seiner Wissenschaft an sich herankommen läßt, das zwar mit großartiger Unbeirrbarkeit zum Ziele geht, aber doch neben dem ringenden Vollmenschen Tycho blutleer, ärmlich und menschlich ergebnislos wirkt.

Und nun ist es sehr fein, wie der junge Kepler durch seine Art und sein bloßes Dasein zum schmerzlichen Stachel für den alten Meister wird. Wie er ahnungslos das ganze Haus in eine Kette stürmischer Abenteuer stürzt. Wie Tycho selber ihn bald als sein letztes und schwerstes Schicksal empfindet, als die Zuchtrute, die Gott ihm gesandt hat. Gegen jeden Widersacher hätte der nordische Kämpe sich wehren können. Kepler jedoch, von dem alles, was Menschen sonst zwingt, abgleitet, Kepler, dessen einziges Glück im Errechnen der Sterne besteht und der bei solcher Begrenztheit und Geschlossenheit wie in einem schußfesten Panzer sitzt, Kepler wirft die Anfechtung in Tychos eigenes Herz. Er weiß es nicht, welche Stürme er darin entfesselt, und wäre unfähig, sie zu verstehen; durch ihn, durch seinen „Benjamin", dessen Ankunft er einst als sein höchstes Glück gepriesen hat, wird der alte Sternseher auf den dunkelsten Grund der Wolfsgrube geworfen. Doch durch Finsternis steigt auch er zum Licht; im Leide erlöst er sich durch höchste Selbstüberwindung; aus einem „Hexensabbat prasselnder Versuchungen" ringt er sich im entscheidenden Augenblick zu menschlicher Vollkommenheit empor, zu einer selbstlosen Größe, in der er nicht mehr klug ist für sich, sondern klug im Namen Gottes, als Gottes treuer Mitkämpfer. Da steht er vor dem Kaiser. Der Kaiser äußert sich ablehnend über Kepler. Tycho braucht nur zu schweigen, und Kepler, der sich immer mehr als sein wissenschaftlicher Gegner offenbart, der nicht der tychonischen, sondern der kopernikanischen Lehre anhängt, ist für den Kaiser erledigt, ist für immer aus der kaiserlichen Gunst ausgeschlossen. Aber nach schwerem Ringen hat Tycho die Kraft, das größte Opfer zu bringen und sein eigenes Lebenswerk preiszugeben, indem er den Genius Kepler sich als Erben und Nachfolger erbittet. In dieser Aufopferung liegt auch die Erlösung; in wundersamer Trunkenheit erkennt er nun die tieferen Zusammenhänge; in einer großen Vision erschaut er vor dem gestirnten Himmel die unsterbliche Vollendung seines Systems; wie ein Kind, das sich nach Mühsal und Irrung heimgefunden hat, stürzt er in Gottes Vaterarme.

Wenn der faustisch ringende Held, der rastlose Gottsucher sich mit Ahasverus vergleicht, wenn ihm das Volk der Juden förmlich als ein Symbol seines eigenen Lebenswandels erscheint, „dieses Volk der Mißerfolge, heimatlos und flüchtig wie er, stets angefeindet wie er, in seiner Lehre mißverstanden wie er und dennoch an ihr festhaltend" — so erkennt man die Nabelschnur, die Schöpfer mit Geschöpf, die Max Brod mit seinem Tycho Brahe verbindet. Und schön ist für die letzte Erkenntnis des alten Sternsehers die tiefe talmudische Weisheit benutzt, daß Gott hilfsbedürftig sei und durch den Gerechten gestützt werden müsse. Mit einem Worte: von dem jungen Juden unserer Tage schlägt sich eine seelische Brücke zu dem Forscher des 16. Jahrhunderts. Deshalb konnte die Gestalt so lebendig, so bedeutend, vor allem auch so über Erwarten warm erfaßt werden. Eine andre, mehr literarisch-zeitliche Beziehung ergab sich zu Kepler. Ich deutete sie bereits an, als ich ihn „impassible" nannte gleich unseren Ästheten. Und zu dem Bilde Rudolfs II. endlich hat offenbar der romantisch-unselige Bayernkönig Ludwig II. ein paar Farben geliehen. Fernes spiegelt und erklärt sich also in Nahem; Historisches und Persönliches, Vergangenes und Gegenwärtiges konnten zu-

Digitized by Google

sammenfließen und fügten sich zu einem Werk von Rang. Vielleicht nimmt die Darstellung des Braheschen Familienwirrwarrs einen zu breiten Raum darin ein. Vielleicht ist die Luft, die man atmet, im ganzen ein wenig dünn — es wäre möglich, daß der Überschuß an „Geistigkeit" überhaupt einmal zum Fallstrick dieses Erzählers würde. Aber wir wollen uns heut nicht auf ein Urteil über Max Brod festlegen, wir wollen uns ausschließlich auf seinen Roman beschränken und ihn mit jenem Respekt entgegennehmen, den ein so bedeutend angelegtes Buch immer zu beanspruchen hat.

Die gleichzeitig erschienene Erzählung von Auguste Hauschner: „Der Tod des Löwen" (Berlin, E. Fleischel & Co.) führt in dieselbe Welt, läßt aber Tycho Brahe mehr zurücktreten und rückt dafür den kaiserlichen Romantiker in den Brennpunkt aller Strahlen. Wie der gelehrte Held des Pragers Max Brod, so heischt auch der kaiserliche Held der Pragerin Auguste Hauschner Lösung und Erklärung alles Verworrenen vom hohen Rabbi Löw. Drohend und bittend verlangt Rudolf II. von ihm die Einführung in die Geheimnisse der Kabbala und in die Mysterien der Magie. Um seiner Glaubensgenossen willen entschließt sich der Greis zu dem hohen Spiel. Unter dem Zwange seiner seelischen Gewalt betritt der Kaiser das verrufene Ghetto, das Haus des Rabbiners, aber in die Ekstasen der Geistigkeit, der Mystik mischen sich beim Anblick der jungen Golde auch Schauer der Wollust, und das seltsame, unter den Bedrohungen einer Golemfigur erstickende Liebesabenteuer führt neben anderen Erschütterungen den Übereizten immer näher an den völligen Zusammenbruch heran. Alle Eigenschaften und Instinkte seiner unglücklichen Natur offenbaren sich in ihrem schillernden und jähen Durcheinander: Herrschsucht und versagende Schwäche, Wollust und Grausamkeit, Schönheitsdurst und Menschenscheu, die sich bis zum Verfolgungswahnsinn steigert, Hochsinn und Aberglaube, Zartheit und Blutlüsternheit — ebenso schnell erschlaffend wie emporgepeitscht jagt alles vorüber und durchkreuzt sich. Dazu die Einsamkeit und der Prunk der alten Königsburg auf dem Hradschin, die rauchenden Herde der Schwarzkünstler im Alchimistengäßchen, die Geheimnisse des Ghetto, die politischen und religiösen Wirren der Zeit, der Bruderzwist im Hause Habsburg, das bunte Volksleben in der Prager Neustadt — nichts von alledem läßt sich Auguste Hauschner entgehen. Wie in dem Brodschen Roman das Schicksal Tycho Brahes an das Leben des mißgestalteten Zwerges Jeppe geknüpft ist, so ist hier durch ähnliche Weissagung des Kaisers Geschick mit dem Leben des Berberlöwen Mehmet Ali verbunden, und in dem Sterben des mächtigen Raubtieres wird der Tod Rudolfs vorausgenommen.

Unvergleichlich mehr als ihr Landsmann drängt Auguste Hauschner auf die starke Szene hin. Sie will sinnlich berühren und gibt deshalb dem Zeitkostüm, der bunten Umwelt, der Dekoration im weitesten Sinne einen größeren Raum als Max Brod, der alles Äußere fast zu sehr beiseite schiebt und seine ganze Kraft auf das Seelische richtet. Sein Roman ist wesentlich feiner, vertiefter, bedeutender als die kleinere Erzählung, die dafür durch farbenreichere Episoden erfreut, leider aber auch nicht recht darüber hinauskommt. Jedenfalls hat Auguste Hauschner auch damit wieder bewiesen, daß sie, die doch aus dem Naturalismus hervorwuchs, einen ausgeprägten Zeitinstinkt besitzt und das Glück ihres geschmeidigen Talentes in vielen Sätteln versuchen darf.

Nun kommt einer, der mit der Romantik wenig oder gar nichts zu tun hat: der Hamburger Otto Ernst. Er setzt in einem neuen Bande seine Semperromane fort. Auf „Asmus Sempers Jugendland", diesen Roman einer Kindheit, folgte der Bildungsroman „Semper der Jüngling", und nun sind wir glücklich zu der Künstler- und Kämpfergeschichte „Semper der Mann" gelangt (Leipzig, L. Staackmann).

Auf 516 Seiten erzählt uns Otto Ernst darin, wie aus ihm, dem simplen Schulmeister, der berühmte Dichter ward. Er erzählt uns von seinen unsterblichen Werken und seinem „Welterfolg"; er erzählt, daß die besten Männer seiner Kunst zu ihm stehn, daß Hebbels Witwe ihn in Wien gesegnet hat, daß schöne Mädchen ihn vor Begeisterung küßten, daß aus Inland und Ausland täglich Lob-, Dank- und Wunschbriefe bei ihm eingehen. Wir erfahren ferner, daß er als einziger deutscher Dichter von den Parisern nach Paris gebeten ward; daß ein begeisterter Franzose von ihm sagte, wenn er in Toulouse geboren wäre, würde er ein Jaurès geworden sein; daß er ständig über die Ehre deutscher Kunst wacht und als Dichter wie als Vortragskünstler das Seine getan hat. Der Kaiser, „der beste Ritter seines Volkes und Vaterlandes", empfängt ihn mit „nervigem Händedruck" und offenbart ihm in herzlich lebendigen Unterhaltungen seine große Seele; bei dem König von Württemberg wird ihm so wohl, als spräche er mit seinem Vater; die edle Erbgroßherzogin von Weimar rührt er durch seine Vortragskunst so innig, daß sie ihr Tüchlein an die Augen führt, und wenn er nebenbei mit dem Reichskanzler Briefe wechselt, so will das in all dem Glanz nichts mehr besagen. Eigentlich wundert man sich zuletzt nur, daß Asmus Semper alias Otto Ernst Schmidt nicht den Weltkrieg verhindert hat, der am Ende seines Buches losgeht. Aber es ist nicht seine Schuld. Hundertmal hat er gegen den Geist, der zum Ausbruch des Völkerschreckens beitrug, gekämpft, vor allem gegen die Preßlüge und die Nietzschesche Modephilosophie. Hat er selber dafür nicht im kleinen das gleiche Schicksal gehabt wie Deutschland im großen? Ist nicht auch er wegen der Erfolge seiner

Digitized by Google

Arbeit vom Neide wie mit Wolfszähnen angefallen worden? Hat ihn die Lügenpresse nicht in aller Welt verleumdet? Hat er nicht gleichfalls den Haß gegen den „Emporkömmling" fühlen und alle seelischen und sittlichen Erfahrungen, die unser Vaterland im Weltkrieg macht, vorkosten müssen? Da stände er also sozusagen wie der symbolische Ausdruck des umstellten Deutschlands und des deutschen Schicksals da. Aber auch er rechnet furchtbar mit seinen Feinden ab ... mit der Preßmeute, die seine, des Riesen, Schuhe zu verunreinigen trachtet.

Ich muß wohl ausdrücklich sagen, daß ich hier nicht etwa auf eigene Faust Witze mache, sondern mich streng an den dritten Semperroman halte. Abwechselnd tritt Otto Ernst darin als der „Künstler" auf, der sich im Glanz seiner Erfolge sonnt, und als der „Kämpfer", der die niederträchtige Lügenpresse abstraft — das heißt: die Kritiker, die seine unsterblichen, vor einem Parkett von Königen gespielten Theaterstücke vermöbelten. Natürlich sind es Neidhämmel, Cliquenbrüder, Lügner oder noch Schlimmeres! O, er könnte erzählen ... auf S. 362 findet sich eine ganze Liste erpresserischer Missetaten, die feindliche Rezensenten auf dem Kerbholz haben! Die „geübtesten Heimtücker", sagt er, sind diejenigen, die ihm, dem einstigen Tyrannenhasser, vorwerfen, daß er „vor Fürsten scharwenzle". Als ich dies las, fiel mir ein, daß ein gewisser Otto Ernst einst denselben Vorwurf in einem höhnischen Epigramm gegen den aufrechten Ernst von Wildenbruch geschleudert hat. Ob er sich nun selber auch einen „geübten Heimtücker" nennen wird?

Aber lassen wir das einzelne und kommen wir auf den Kernpunkt. Geht es schon über mein Fassungsvermögen, wie ein Schriftsteller, der etwas auf sich hält, in einem Romanwerk fortgesetzt Attacken gegen gleichgültige und namenlose Rezensenten reiten und das Publikum mit üblem Literatentratsch behelligen kann, so ist mir etwas anderes noch unbegreiflicher. Unter den literarischen Gegnern Otto Ernsts sind doch nicht nur ein paar unsaubere Elemente, die überall mitlaufen, sondern es sind darunter doch auch ungezählte Leute, die es an Ehrlichkeit, an Verantwortungsgefühl, an Kunstverständnis und Bildung mit Otto Ernst aufnehmen. Aber niemals kommt ihm auch nur der leiseste Gedanke, daß sie am Ende ganz oder teilweise gegen ihn recht haben könnten, daß sie mit ebenso leidenschaftlicher Aufrichtigkeit für ihre Wahrheit streiten, wie er für die seine. O nein — wenn sie ihn angreifen, so tun sie es aus Futterneid, Cliquenhochmut oder irgendwelcher Heimtücke; wenn eins seiner Theaterstücke durchfällt, so fällt es durch, nicht, weil es schlecht, sondern weil es deutsch, schlicht, hoffnungsfroh ist und noch andere köstliche, aber unbeliebte Eigenschaften besitzt; wenn seine Vortragsweise in einer Stadt nicht gefällt, so steht für ihn fest, daß diese Stadt ein Schilda ist. Darüber läßt sich nicht mehr reden. Und noch niemals ist diese ungetrübte, geradezu üppig gequollene Selbstgefälligkeit so dick aufgeschmiert worden, wie hier in dem neuen Semperbande. Sie setzt die völlige Unfähigkeit zu objektivem Schauen und Werten voraus. Nach der Schilderung von Otto Ernst muß man annehmen, daß dieser Mangel auf einem Erbteil beruht. Der Sohn des alten Demokraten ist und bleibt ein Scheuklappenmensch, wobei es gleichgültig ist, ob die Scheuklappen demokratisch rot erglänzen oder unter persönlichen Erfahrungen jetzt mehr nach Preußisch-Blau hinüberspielen. Selbstverständlich ist bei solcher Veranlagung die Möglichkeit einer tieferen dichterischen Gestaltung ausgeschlossen, und auch dafür legt der dritte Semperroman Zeugnis ab. Nicht bildend, sondern redend macht sich Otto Ernst an seine Gestalten heran und erfaßt gerade nur das Äußerliche. Weshalb er dabei aus Detlev von Liliencron einen Dietrich von Löwenclau, aus Holger Drachmann einen Harald Danebrog, aus dem Prinzen Schoenaich-Carolath einen Prinzen von Schonndorf-Karlsreuth, aus Theodor Fontane einen Theophil Fournier, aus Avenarius einen Honorius usw. macht, ist mir schleierhaft, aber vielleicht soll das neckische Rätselspiel diesem bösen Literatenroman eine Würze verleihn. Das einzig Sympathische ist, wie immer, der häuslich-familienhafte Zug an Otto Ernst. Wenn er von Frau und Kindern spricht, mit ihnen scherzt und spielt, mit ihnen lacht und singt, dann kommt alles Gute seines Wesens zum Vorschein, und hier hat er keinen Gegner mehr.

Eine Künstlergeschichte erzählt auch Paul Mahn in seinem neuen Roman „Ein Kamerad" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.). Aber selbst wenn darin nicht ausdrücklich „von dem Recht jedes Wesens auf sein Ich, auf seine Besonderheit" gesprochen würde, so würde man schon nach wenigen Seiten erkennen, daß hinter diesem Buch ein kluger und freier Geist steht, der Menschliches menschlich sieht. Alles einseitig Verengte und Scheuklappenbewehrte ist ihm zuwider, und man spürt oft genug seinen gesunden Haß gegen die ewig Verrannten, die Richtungsmenschen, die hirschledernen Seelen ... so als hätte er selber einst unter ihrem Druck gestanden.

Sein malender Held ist am Anfang des Buches in einer Art moralischer Katerstimmung. Großstadt- und gesellschaftmüde, müde auch „der Lumperei heimlicher Beziehungen" zu einer geliebten Frau, sehnt er sich nach gesunder Luft und verlornem Lande. Das alte Heimatsnest im Norden taucht lockend wieder auf, eine holde Jugendeselei wird von Erinnerungsseligkeit verklärt, kurz, in dem Auf und Ab der Künstlersehnsucht ist Hegerhorst wieder einmal reif geworden für die Provinz, für Ge-

Digitized by Google

bundenheit, Ehe, Glück im Winkel und ähnliche Dinge. Zwar weiß er, daß Leute seiner Art sich in Berlin nach der Provinz und in der Provinz nach Berlin sehnen, aber er fährt halt doch in die Stadt seiner Kindheit, und da die einst Geliebte dort als Witwe in wenig erquicklicher Umgebung lebt, bringen es Heimatspuk, Mitleid, Erinnerungszauber und seine gefühlsduselige Allgemeinstimmung zuwege, daß er sie im Sturmtempo heiratet. Man fragt sich zwar zweifelnd, ob dieser mit sicheren Instinkten und echter Nüchternheit ausgestattete Mensch nicht vor dem letzten Schritt zurückgescheut wäre. Aber man folgt dem Erzähler, der nun die Geschichte einer sich immer peinlicher gestaltenden Ehe vor uns entwickelt. Die Kleinstädterin stürzt sich in das hohlste Gesellschaftstreiben und ruiniert ihren Mann fast, dem sie kein Kamerad wird, sondern der sich ihretwegen noch zum Krüppel schießen lassen muß. Aber zu dem Einsamen und Geschlagenen kehrt, vom Leben gleichfalls zerzaust, die alte Geliebte zurück, und die sich einst in der Fülle des Lebens gehörten, werden nun, halb Gescheiterte, aber doch auch Gereifte, ohne Bindung wieder zusammen wandern als Kameraden ...

Ein Roman, der in der Zeichnung stärker ist als in der Farbe. Er zeigt klare Linien und ist straff durchgehalten; er ist psychologisch gut geführt und charakterisiert in lebendigem Dialog; er prägt Erfahrungen in klugen Sätzen aus und geht tapfer in die Konflikte hinein. Vielleicht hätte die Gestalt der Lisa durch Beimischung liebenswürdigerer Züge gewonnen: sie ist ein wenig auf die scharfe Kante gestellt. Auch mit dem Schlusse könnte man rechten. Aber jedenfalls ein Buch, durch das die herbe Luft des Lebens streicht, also ein ganz unromantisches Buch, geschrieben von einem Manne, der es zu Ibsen näher hat als zu Selma Lagerlöf und um dessen „Kameraden" mancher vielleicht einen letzten Hauch von Anklage- und Thesenroman wittern fühlt. Damit ist schon gesagt, daß ich an keine größere Wirkung glaube. Die Dichtung der Zeit geht auf andren Bahnen, und Persönlichkeiten von der Prägung Paul Mahns haben heut wenig zu hoffen.

Im Fluge noch zwei Kriegsbücher, deren jedes in seiner Art ausgezeichnet ist. Robert Michel hat „Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn" veröffentlicht (Berlin, S. Fischer), und öfter fast als in den Erzählungen dieses Österreichers findet man hier, in den Feldbriefen an seinen Buben, einzelne Szenen von einer schlichten, gelassenen Großartigkeit. Sie sind wie aus einem ruhigen alten Epos geschnitten. Ich denke an die Szene auf Seite 114: wie die beiden jungen Bäuerinnen, von russischen Kugeln getroffen, in den Fluß stürzen, und wie die eine, mit den Händen ins Leere greifend, im Wasser zu stehen scheint, getragen von den Röcken, die sich radförmig um sie ausbreiten. Ich denke an die furchtbare Szene auf Seite 88, in der erzählt wird, wie zwei in den Sumpf geratene Reiter angesichts der Eskadron, die sie doch nicht retten kann, langsam tiefer und tiefer sinken, bis der Schlamm in ihren schreienden Mund quillt. Diese und ähnliche Episoden sind ohne jede Aufgeregtheit, in einer nichts unterstreichenden Einfachheit gegeben. Und wie schön und menschlich redet der Hauptmann zu seinem jungen Sohn! Mit welcher Zurückhaltung, wenn er ihm schreibt, daß er den ersten Russen getötet hat; mit welcher Schlichtheit, wenn er ihm Leben und Treiben im Felde schildert; mit welcher Wärme, wenn er der Tiere gedenkt! Ein Buch, das im besten Sinne Stil hat!

In dem zweiten überwiegt der rein stoffliche Reiz. „Fremdenlegionär Kirsch", ein junger Deutscher, der in Kamerun vom Kriege überrascht wurde, erzählt unter der Patenschaft von Hans Paasche, auf welchem tollen Wege es ihm gelang, den deutschen Schützengraben zu erreichen (Berlin, August Scherl). Ich gebe nur ein paar Stationen: von Duala fährt er als Maschinist der „Marina" nach Accra; unterwegs kommt es zu einer gefährlichen Meuterei betrunkener Neger an Bord; an der Goldküste fällt er in englische Kriegsgefangenschaft; er flieht und irrt durch den afrikanischen Busch, um an der Grenze von Dahomey in die Hände der Franzosen zu geraten. Als Kohlentrimmer auf einem französischen Frachtdampfer kommt er nach Senegambien und faßt dort den verzweifelten Entschluß, auf dem Wege über die Fremdenlegion nach Europa zu gelangen. Als Legionär erreicht er Marokko, dann Bordeaux und wird der 7. Kompagnie des 1. Fremden-Regiments in Bayonne zugeteilt. Diese Abschnitte, in denen er seine Erfahrungen als französischer Soldat während des Krieges erzählt, sind vielleicht die interessantesten des spannenden Buches. Sie geben doch ein wesentlich andres Bild von der Legion und dem ganzen französischen Militärbetrieb, als es sonst in Deutschland gangbar ist, und unwillkürlich erfaßt einen der Jammer über die allgemeine Verhetzung der Völker, deren keines das andere kennt. Nach vergeblichen Fluchtversuchen geht Heinrich Kirsch mit einer Maschinengewehrabteilung an die Front, liegt im Hexenkessel auf französischer Seite unsren Feldgrauen gegenüber und gelangt schließlich als Überläufer verwundet während der Winterschlacht in der Champagne in den deutschen Schützengraben. Die Erzählung bleibt erfreulicherweise immer schlicht und sachlich. Ich weiß nicht, ob das auf die Rechnung von Heinrich Kirsch oder Hans Paasche kommt — aber jedenfalls empfindet man es dankbar und gibt dem Buche der Abenteuer um so lieber einen Empfehlungsbrief mit.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die Ausstellung des künstlerischen Nachlasses von Alfred Rethel in Düsseldorf — Das neue Städtische Ausstellungsgebäude in Dresden mit der „Reiterin" von Prof. Georg Wrba — Kriegsdenkmünzen von Helene Scholz-Wien, Carl Melville-Erfurt, B. H. Mayer-Pforzheim — Zu unsern Bildern

Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr von Alfred Rethels Geburtstag ist in der Städtischen Kunsthalle zu Düsseldorf sein ganzer, von der einzigen Tochter des Meisters, Frau Else Sohn-Rethel, bewahrter künstlerischer Nachlaß an Gemälden, Zeichnungen und Holzschnitten zum ersten Male der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Die Ausstellung vereinigt, wie uns Dr. Walter Bombe in Bonn schreibt, eine große Anzahl von Arbeiten des genialen, allzu früh verstorbenen Künstlers und ermöglicht vielfältige Blicke in sein reiches Schaffen — und sie stimmt so recht in unsere ernste, schwere Zeit hinein. Den Anfang der streng chronologisch geordneten Gemälde und Ölstudien machen die Arbeiten der Düsseldorfer Zeit, der heilige Bonifazius, umgeben von Bauleuten (1833), dem sich das schöne und sachliche Bildnis der Mutter Rethels anschließt, das in Düsseldorf begonnen und in Frankfurt gleich nach der Übersiedelung 1836 vollendet wurde. Der gleichen Zeit entstammt die hierneben zum ersten Male abgebildete Studie zu dem ausdrucksstarken Gemälde der Justitia oder Nemesis, das, lange verloren geglaubt, sich heute im Besitz des russischen Obersten von Reutern in St. Petersburg befindet. Kurz vor der Reise nach Italien, wahrscheinlich 1843, ist das große, ebenfalls noch unveröffentlichte Gemälde entstanden, das Karls V. Aufnahme in das Kloster St. Just darstellt. Man wird das schöne Bild schon darum mit besonderer Teilnahme betrachten, weil der Abt die Züge Philipp Veits, des hochverehrten Frankfurter Meisters von Alfred Rethel, trägt und weil Rethel in den Klosterbrüdern seine Freunde Doktor Hechtel und Eduard Steinle und sich selbst in der Gestalt des Pförtners abkonterfeit hat. Den erwünschten Stimmungsgegensatz zu der Szene der Thronentsagung des weltmüden Sonderlings gibt der Durchblick durch das Klostertor in die sonnige Welt draußen, in die Karls Begleiter zurückreiten. Eine heroisch-tragische Gesamtstimmung, die geradezu an Delacroix gemahnt, zeichnet das 1844 vollendete Gemälde aus, das einen Mönch an der Leiche des exkommunizierten Kaisers Heinrich IV. darstellt, und ein köstliches Werk Rethelscher Kleinkunst ist das miniaturartig fein durchgeführte Klapp-Altärchen mit Christus und den Jüngern zu Emmaus, das vor 1848 entstanden ist. Darauf folgen als kostbare Unika die fünf großen Ölskizzen zu dem Hauptwerk Rethels, den Fresken im Aachener Rathause mit den zugehörigen Studien, von denen die Vorarbeiten zur „Taufe Wittekinds" schon in die fünfziger Jahre hineinreichen.

Ölstudie zur „Justitia". Von Alfred Rethel
Besitz von Frau Else Sohn-Rethel in Düsseldorf
Aus der Gedächtnis-Ausstellung in der Düsseldorfer Kunsthalle

Wie unter diesen der weiteren Öffentlichlichkeit zum großen Teile bisher unbekannten Wer-

Digitized by Google

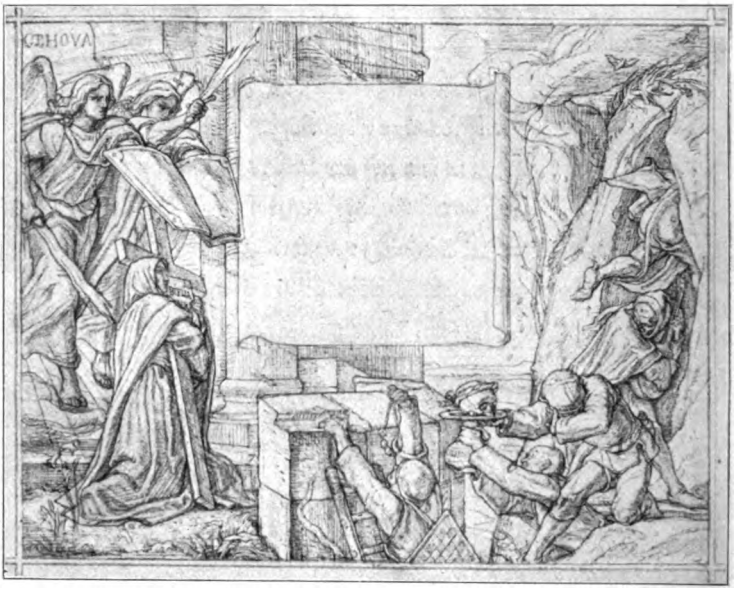
Karls V. Aufnahme in das Kloster St. Just. Gemälde von Alfred Rethel. Besitz von Frau Else Sohn-Rethel
Aus der jetzt veranstalteten Gedächtnis-Ausstellung in der Düsseldorfer Kunsthalle

ken, finden sich auch unter den Zeichnungen Stücke, die ersten Ranges sind. Alle Schaffensabschnitte Rethels sind hier vertreten, von den ersten künstlerischen Versuchen des Sechsjährigen bis zu der letzten Arbeit des schon geistig Umnachteten, einer genialen Umdichtung von Guido Renis Aurora, seinem Schwanengesang. Hier ist nichts mehr zu spüren von der ruhigen Linienschönheit des jungen Rethel. Urkräfte ringen miteinander, und man fühlt den Pulsschlag seines Blutes in jeder Form, in jeder Linie. Gerade die Werke der fünfziger Jahre, zu einer Zeit geschaffen, als er bereits schwer gemütsleidend war, haben diese rätselhafte Ausdrucksgewalt. Es liegt hier das merkwürdige Phänomen vor, das sich in unseren Tagen bei van Gogh wiederholte, bei dem auch das künstlerische Können länger als alle anderen psychischen Kräfte der Krankheit Widerstand leistete. Von den Zeichnungen dieses kraftvollen, knorrigen Spätstils, die bisher von der Kritik meist als „krankhaft" abgelehnt wurden, bilden wir umstehend das erste Blatt des „Lutherliedes" ab. Engel mit flammenden Schwertern stürmen aus der Himmelspforte hervor. Über ihnen leuchtet der Name Jehova, und vor ihnen kniet die Religion mit Kreuz und Bibel, die sie den Feinden entgegenhält. Mit Würfeln und Spielbrett bewaffnet steigt ein Krieger die Sturmleiter herauf, um die Feste zu erobern, indem er seine Lockungen hinhält; ein anderer, der eitle Ruhm, zeigt, sein Gesicht verhüllend, den Lorbeerkranz, der errungen werden soll und der einen Totenschädel schmückt. Der dritte im Bunde, der Geiz, hält einen Beutel empor, dessen Aufschrift „California" an das Goldfieber der damaligen Zeit erinnert. Sie alle fühlen, daß ihr Beginnen umsonst ist; darum schließen sie die Augen oder wenden sich ab.

Von den übrigen Zeichnungen gesondert sind die Entwürfe Rethels für die Aachener Fresken zusammengestellt, und auch hier sind das Mächtigste die späten, im Winter 1852 entstandenen Studien für die Taufe Wittekinds, aus denen wir den gewaltigen Erzbischof Turpin auswählen. Ebenfalls eine geschlossene Gruppe bilden die Karikaturen, die alle aus der Verlobungszeit stammen und von Frau Rethel aufbewahrt wurden. Das letzte sind die Bilder vom Tode und die in stattlicher Reihe vereinigten Skizzenbücher und Bücher mit Zeichnungen, von 1830 bis in die fünfziger Jahre reichend, mit Reiseskizzen und Entwürfen zu Kompositionen. Hierhin gehören auch die köstlichen vierzehn Bleistiftzeichnungen für einen Kalender, die von der Reichsdruckerei in

Digitized by Google

unübertrefflicher Faksimile-Wiedergabe veröffentlicht wurden, und die Illustrationen Rethels zu den handschriftlichen Gedichten seiner Frau. In den Kreisen der Künstler und der zünftigen Kunstfreunde ist diese Ausstellung als eine willkommene Gabe zu des Meisters hundertstem Geburtstag (15. Mai) aufgenommen worden. Möge sie dazu beitragen, die Erinnerung an einen unserer größten deutschen Maler wachzurufen! — — —



Das erste Blatt des „Lutherliedes". Zeichnung von Alfred Rethel
Aus der Düsseldorfer Gedächtnis-Ausstellung

Das künstlerische Leben und Streben in Dresden ist in den letzten Jahrzehnten sehr rege gewesen, der tatkräftigen Unterstützung von Staat und Stadt sicher, durch reiches Schaffen vielseitig gefördert. Auch der Krieg hat darin kaum Wandel hervorgerufen. In Dresden ist jetzt, während des Krieges, ein stattlicher Neubau vollendet worden, ein Werk des trefflichen Baumeisters Hans Erlwein, der übrigens im Felde bei einer Kraftwagenfahrt tödlich verunglückte. Der schöne Bau, der unfern des Großen Gartens liegt, ist im Auftrag der Stadt errichtet, soll als städtisches Ausstellungsgebäude der bildenden Kunst dienen. Weite lichte Räume zeichnen ihn aus, zweckmäßige Gliederung und eine würdige, bis in die Einzelheiten geschmackvolle Ausstattung. Den Mittelbau wird die von uns wiedergegebene kraftvolle, formvollendete „Reiterin" von Prof. Georg Wrba krönen, der jetzt, nach München und Berlin, seine künstlerische Tätigkeit ganz nach Dresden verlegt hat. Augenblicklich beherbergt das Gebäude die erste Ausstellung der Künstler-Vereinigung Dresden, die sich damit stark und zielbewußt einführt. —

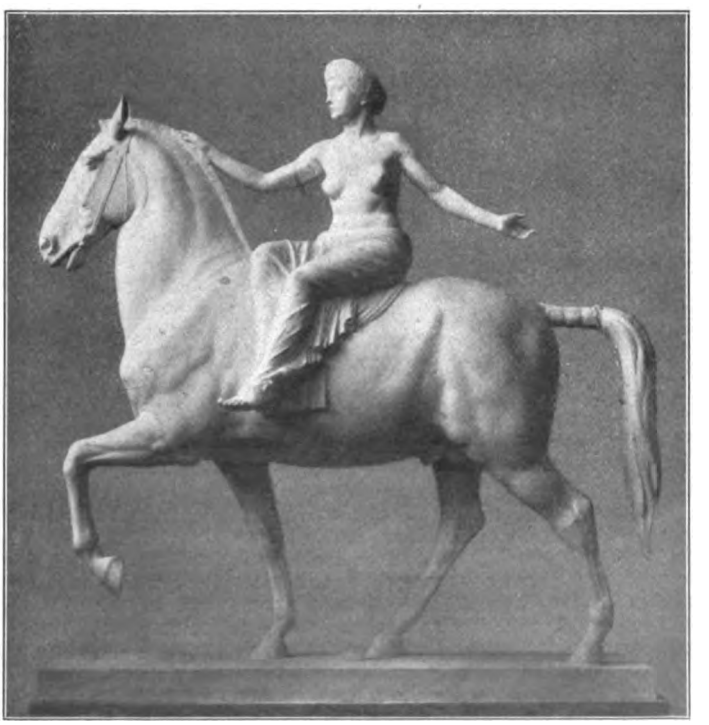
Studie zur „Taufe Wittekinds". Von Alfred Rethel
Besitz von Frau Else Sohn-Rethel in Düsseldorf
Aus der Düsseldorfer Gedächtnis-Ausstellung

Eine Reihe von Schaumünzen schließt bildlich unsere Rundschau, Schaumünzen, die ausschließlich auf den Krieg Bezug haben. Der Krieg hat ja, wie es nicht anders zu erwarten war, eine große Zahl von Medaillen und Plaketten gezeitigt, die recht ungleich an Wert, künstlerischem Wert ausgefallen sind und zum Teil wirklich nur dazu geschaffen scheinen, den allzuoft wahllos

Digitized by Google

Das neue Städtische Ausstellungsgebäude in Dresden. Erbaut nach den Plänen von Hans Erlwein

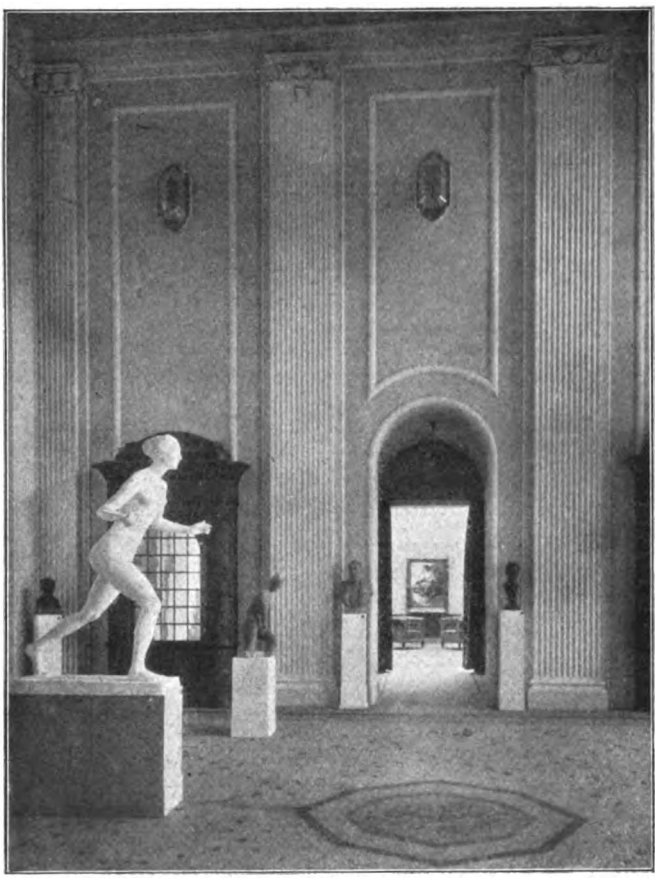
kaufenden zahlreichen Sammlern das Geld aus der Tasche zu ziehen — jenen Sammlern, denen in erster Linie daran liegt, eine Vollständigkeit oder doch eine annähernde Vollständigkeit zu erreichen. Für unsere Auswahl kommt dieser Sammlergesichtspunkt selbstverständlich nicht in Betracht; es wäre auch kaum möglich, ihm gerecht zu werden, weil niemand im voraus sagen kann, welche Stücke denn nun später „rar" oder „sehr rar" zu werden Aussicht haben; es ist das tatsächlich eine unberechenbare Zufallssache. Unsere Reihe eröffnen wir mit einem würdigen Stück von Helene Scholz in Wien, das dem Führer der österreichisch-ungarischen Armee gegen Italien gewidmet ist; die Vorderseite, einschließlich der Umschrift, erscheint uns geradezu mustergültig, beste moderne Schule — die Rückseite mit den hochgetürmten Felsen ist



Reiterin. Bildwerk von Prof. Georg Wrba. Als Giebelschmuck bestimmt für das neue Städtische Ausstellungsgebäude in Dresden

Digitized by Google

zwar äußerst charakteristisch, in der Einzelausführung aber unseres Erachtens ein wenig kleinlich: das alte Wort paßt hier, daß weniger mehr gewesen wäre. — Die zweite Schaumünze, entworfen von dem Bildhauer Carl Melville, Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Cassel, herausgegeben von der Hofbuch- und Kunsthandlung Ernst Hühn in Cassel, zeigt auf der Vorderseite das in starkem Hochrelief herausgearbeitete Bildnis des Kaisers, auf der Rückseite einen vom „deutschen Schwert" durchbohrten mehrköpfigen Drachen mit der Umschrift „Deutsches Schwert für heil'ges Recht". Nach dem Entwurf desselben Künstlers hat die Firma Hühn auch eine kleine Prägung herausgebracht, die als Gedenkmünze für in Kriegsjahren geborene Kinder gedacht ist: ein niedliches Andenken, nicht gerade mehr. — Wuchtiger treten die Schaumünzen der bewährten Kunst-Prägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim in den Wettbewerb ein. Da sind zunächst schöne Stücke auf unsere trefflichen heldenmütigen Fliegeroffiziere, auf Immelmann, der zum allgemeinsten Schmerz inzwischen den Tod für das Vaterland fand, und auf Oberleutnant Bölcke. Dann aber einige Medaillen, die dem Andenken unserer gefallenen Tapferen gewidmet sein sollen, schlichte und würdevolle Gedenkstücke, auf denen Raum gelassen ist zum Eingravieren der Namen, der Kampforte, des Todestages. Ich könnte mir wohl denken, daß die Ehrung, die unsern teuren Kriegsopfern damit dargebracht werden soll, in weiteren Kreisen Anklang fände. —



Aus der Vorhalle des neuen Städtischen Ausstellungsgebäudes in Dresden
Im Vordergrunde links das Bildwerk „Diana" von Arthur Lange

Alle buchhändlerischen Erscheinungen kämpfen in diesen Kriegstagen mit wachsenden Schwierigkeiten. Die Papierpreise sind ins fast Unerschwingliche gestiegen, und selbst wenn man die höchsten Preise bezahlen will, ist geeignetes Papier bisweilen kaum zu beschaffen; ebenso sind alle übrigen Herstellungskosten gewaltig in die Höhe geklettert, von der Druckerschwärze bis zum Maschinenöl; dazu treten endlich die zahlreichen Einberufungen in den Druckereien, die vielfach gerade die bewährtesten Kräfte betroffen haben. Wir in Deutschland leiden freilich nicht allein. Vor uns liegen einige englische Monatshefte. Sie, die ehedem auf kostbarstem Kunstpapier gedruckt waren und im buntesten Farbenschmuck prunkten, müssen heut auf elendem Zeitungspapier erscheinen und ohne jede farbige Ausstattung. Das Herz lacht vor Freude, wenn man das sieht! Nun, unsere Monatshefte werden ohne Veränderung ihrer Gewandung auch im dritten Kriegsjahr weiter erscheinen: dafür ist beizeiten Vorsorge getroffen worden. Und das vorliegende erste Heft soll bereits den vollgültigen Beweis dafür liefern, daß wir die Hefte auf der alten stolzen Höhe zu erhalten wissen werden.

Ja der bildliche Schmuck ist diesmal sogar besonders reich, und der Farbe ist dabei reiche Entfaltungsmöglichkeit geboten worden. Gleich das Titelbild „Die grüne Vase" zeigt das. Ein Blumenstück: der immer eigenartige Münchner Carl Strathmann ist aber auch hier von Usus und Schema abgewichen, sein Feldblumenstrauß im bunten und doch harmonischen Farbengewimmel ist

Digitized by Google

etwas ganz besonderes, und wie er den Strauß zeigt, ist wiederum besonders. — Eigenartig und besonders ist auch, zwischen den Seiten 8 u. 9 eingeschaltet, das Don Quixotebild von Klaus Richter-Berlin. Seltsam und packend, wie der hochedle Ritter und sein getreuer Knappe, ist die Farbengebung; sie paßt sich dem Vorwurf prachtvoll an, bringt ihn uns näher, lehrt uns, möcht' ich fast sagen, ihn für möglich zu halten. — Prof. Peter Paul Müller in München (übrigens mit Spreewasser getauft) gehört zu unseren besten Landschaftsmalern. Auch sein „Buchenwald", der nach S. 16 als Kunstblatt eingefügt ist, zeigt wieder die wahrhaft vornehme Kunst des Meisters. — Zwischen S. 44 u. 45 leuchtet, auch in farbiger Wiedergabe, ein Tierstück des trefflichen Düsseldorfers Prof. Julius P. Junghanns hervor — wir begleiten das Bild mit einem

Schaumünze von Helene Scholz in Wien

Kinder-Denkmünze von Carl Melville

Weltkriegs-Medaille von Carl Melville

leisen Schmunzeln: es ist so unvergleichlich zeitgemäß; inwiefern, braucht man im August 1916 nicht zu erörtern. — Unser verehrter Freund und Gönner Prof. Carl Albrecht in Königsberg gab uns ein wundervolles Stilleben, das man anzuschauen nicht müde wird (zw. S. 96 u. 97); von Josse Goossens (der Name klingt niederländisch an; der Künstler ist aber ein reiner Deutscher, aus Aachen gebürtig) bringen wir ein neues, aus der Zeit geborenes Münchner Bild „Siegesfahnen" (zw. S. 128 u. 129). Ich möchte diesem Werk gegenüber wieder einmal eine Bitte wiederholen, es im richtigen Abstand vom Auge, nicht zu nah, und nicht flüchtig zu betrachten: es lohnt! — Den Verehrern klassischer Kunst wird das Seite 100 wiedergegebene Bildnis der Nanna von Anselm Feuerbach als Beigabe besonders

Denkmünze auf den Fliegerleutnant Immelmann aus der Hofkunstprägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim

Digitized by Google

willkommen sein; viele werden es in guter farbiger Wiedergabe wahrscheinlich zum ersten Male sehen. Ein schönes anderes Gemälde aus alter Zeit möchten wir unseren Lesern ebenfalls näher bringen: die „Pferde an der Tränke“ (nach S. 148) von Johann Georg Pforr. Der Künstler, geboren 1745 bei Eisenach, gestorben 1798 zu Frankfurt a. M., ist mit seinen bekannteren Werken, in denen das Pferd fast immer das Schwergewicht der Darstellung bildet, im Städelschen Institut vertreten; das von uns wiedergegebene Bild stammt aus der Gemäldegalerie in Oldenburg, die leider viel zu wenig bekannt ist und doch stärkere Beachtung unserer Kunstfreunde verdiente. —

Vorderseite der unten abgebildet. Ehrendenkmünzen

Aus der Reihe unserer Tondruckbilder möchte ich vor allem den Vogelschen Hindenburgkopf (nach S. 24) herausheben. Prof. Vogel hat unsern Generalfeldmarschall ja wiederholt gemalt: von allen Bildnissen, die ich kenne, scheint mir dieser Kopf aber am kräftigsten, am kernigsten, am charakteristischsten. Er ist prachtvoll. — Zwischen Seite 136 u. 137 fand ein neues Werk von Josef Damberger-München Aufnahme: eine „Bauernfamilie“. Schlicht und wuchtig ist sie hingestellt, ein rechtes Spiegelbild arbeitender Kraft. — Absichtlich reihe ich diesem Gemälde das „Bildnis“ von Julie Wolfthorn (nach S. 48) in diesen besprechenden Zeilen an: es ist sozusagen ein Gegenstück. Denn diese hier, mit großem Geschick dargestellte Dame steckt zwar im Gewand vergangener Tage, ist aber ohne Zweifel ein Großstadtkind der Gegenwart — Den Schluß mag eine Bildnisbüste von Prof. Bernhard Hoetger in Darmstadt bilden (nach S. 88 eingefügt). Der Künstler ist wohl unser vielumstrittenster Bildhauer. Von der einen Seite wird er als verwegener Außenseiter bezeichnet, für die wachsende Zahl seiner Verehrer gilt er als der größte deutsche Meister der Gegenwart, als einer der bedeutendsten Plastiker aller Zeiten. Einer seiner Verehrer, Herr Erich Cüpper in Aachen, widmet ihm zurzeit ein eigenes Museum. v. Sp.

Rückseiten von Ehren-Denkmünzen aus der Hofkunstprägeanstalt von B. H. Mayer in Pforzheim

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75
(einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Oktoberheftes:

	Seite
Olivia oder die unsichtbare Lampe. Erzählung von Jakob Wassermann (Fortsetzung) . .	161
Johannes Klasing. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Hanns v. Zobeltitz. Mit einem Bildnis nach dem Gemälde von Prof. Leo Samberger	183
Sächsische Reiter-Offiziere. Gedicht von Börries, Freiherrn von Münchhausen.	185
Bordleben im Kriege. Von E. von Hersfeld.	187
Aus meinem Leben. Von Prof. Ludwig Herterich.	193
Ludwig Herterichs Werk. Zum 60. Geburtstage des Künstlers. Von Dr. Georg Jacob Wolf in München. Mit dem Bildnis des Künstlers und zwanzig teilweise mehrfarbigen Wiedergaben von Werken seiner Hand	202
Mathis. Eine Kriegserzählung von Katharina von Sanden . .	208
Der Kanaltunnel. Von H. Dominik	216
Deine kommenden Jahre. Gedicht von Walter Netto. . .	218
Die Trophäe! Nachgelassene Plauderei von Anton Frhr. von Perfall. Mit sechzehn Abbildungen.	219
Die Marneschlacht. Von Prof. Dr. Walter Kolbe in Rostock. Mit einem Kärtchen	229
Deutschland. Eine Pilgerfahrt (Mittsommer 1914). Dichtung von Isolde Kurz	234
Die blaue Lore. Roman von Hanns von Zobeltitz (Fortsetzung)	241
Bauernhochzeit. Gedicht von Alfred Huggenberger. . .	253
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier: Mein Werdegang. Von Prof. Kolo Moser-Wien. Mit achtzehn Abbildungen.	254
Abendsonne. Gedicht von Julius Havemann	262
Über die Bekämpfung der Seuchen im Felde. Von Geheimrat Prof. Dr. D. von Hansemann.	263

Digitized by Google

Seite

In der Schmiede. Gedicht von Reinhard Volker 263
Die Zukunft. Erzählung von Friede H. Kraze 269
Bewegungstechnik und Ausdruckskunst der Frau. Von Kath. Bombe. Mit 22 Abb. . 273
Deutschland und das Ende von Dänemarks Westindien. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann 282
Suchende Seele. Gedicht von Georg Busse-Palma . . . 285
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. O. Hoetzsch, Berlin . 286
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse. 292
Illustrierte Rundschau: Künstlerische Arbeiten in Eisen aus älterer Zeit — Der neue Katalog der „Modernen Galerie" Thannhauser in München — Inneneinrichtungen von Architekt Georg Honold in Berlin — Zu unseren Bildern 297

Kunstbeilagen:

Abend an der Elbe. Gemälde von Georg M. Meinzolt. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Kommerzienrat Johannes Klasing. Gemälde von Prof. Leo Samberger. Faksimiledruck 184—185
Sommerabend. Gemälde von Prof. L. Herterich. Faksimiledruck 196—197
Der Sommer. Gemälde von Prof. L. Herterich. Faksimiledruck 208—209
Im 30,5 cm-Geschützturm eines Großkampfschiffes während der Schlacht. Aquarell von Cl. Bergen. Faksimiledruck . 232—233
Herbst. Gemälde von Prof. Franz Hoch. Faksimiledruck. . . 292—293

Einschaltbilder:

Beim Vorlesen. Gemälde von Friedr. König. Tondruck. 168—169
Der Morgen. Bildwerk von Prof. Herm. Hosaeus. Tondruck. 176—177
Ludwig Herterich. Bildniszeichnung von Prof. Leo Samberger. Tondruck . . . . . 192—193
Ulrich von Hutten. Gemälde von Prof. L. Herterich. Tondruck 200—201
Dekorative Malereien von Prof. Ludwig Herterich. Sieben Wiedergaben in Tondruck . 204—205
In Düsternbrook. Künstlerische Aufnahme von Richard Thoms. Tondruck . . . . . 248—249
Nach der Arbeit. Gemälde von Wilh. Thielmann. Tondruck 272—273

Selbständige Textbilder:

Das Robert Koch-Denkmal in Berlin. Marmorbildwerk von Prof. Louis Tuaillon . . . 265

Inserate

Vorderer Anzeigenteil . . . . . 1—16
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. 4
Unterrichtsanstalten. 4
Heilanstalten 5
Hotels. 5
Bäder- und Reise-Anzeiger . 6—7
Anzeigenteil am Schluß. . . . . 1—4

Digitized by Google

Abend an der Elbe

Gemälde von Georg M. Meinzolt

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker
XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 2. Oktober 1916

Olivia oder Die unsichtbare Lampe

Erzählung von Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

Olivia hatte mit der Mutter ein entscheidendes Gespräch, und am gleichen Abend reiste sie nach München. Von dort ging sie nach Florenz, dann nach Rom, dann nach Paris. Nirgends hatte sie Ruhe. Sie lebte kärglich, gönnte sich kaum den Bissen zum Sattwerden und verkehrte mit keinem Menschen.

In Paris besuchte sie eine Bildhauerschule und arbeitete mit Hingabe, wenn auch ohne Enthusiasmus.

Die spärlichen Briefe, die sie schrieb, erregten die Besorgnis ihrer Mutter; Frau Khuenbeck reiste nach Paris. Der berühmte Meister, dessen Unterricht sie genoß, äußerte sich über Olivias Charakter mit Bewunderung, über ihr Talent mit Vorbehalt. Er glaubte nicht daran, daß ihr Entschluß zur Kunst ein unwiderruflicher sei; er erschien ihm vielmehr als ein Akt der Erprobung und des Verzichtes.

Ein paar Tage später sagte Olivia zu ihrer Mutter: „Eine Frau kann es in der Kunst zu nichts Großem bringen. Wir können die Welt nicht anschauen, wir können die Welt nicht fassen. Heute hab' ich meine Tonfigur zerschlagen. Ich gehe nicht mehr hin."

Frau Khuenbeck fuhr mit ihr ans Meer. Olivia ertrug das Meer nicht, und sie reisten in die Schweiz, wo sie Frau von Scheyern treffen sollten. In Zürich wurde Olivia bettlägerig, doch was ihr fehlte, konnte nicht ergründet werden. Ein Arzt, der Frau Khuenbeck empfohlen worden war, bezeichnete die Krankheit als Hysterie und machte sich anheischig, Olivia vermittelst einer sogenannten Seelenanalyse zu heilen. Das Verfahren erregte solchen Abscheu in ihr, daß sie drohte, sich aus dem Fenster zu stürzen, wenn der Mann noch einmal in ihre Nähe komme.

Sie verweigerte die Nahrung, sie konnte nicht schlafen, sie blieb stumm, wenn man sie anredete; jedes Gesicht quälte sie, bei jedem Geräusch zitterte sie, vor Büchern empfand sie Widerwillen, die Natur ließ sie kalt.

Als Frau von Scheyern kam, merkte Frau Khuenbeck erst durch die Betroffenheit ihrer Schwester, welche Veränderung mit Olivia geschehen war. Sie war überschlank, ihre Formen hatten die Weichheit eingebüßt, ihr Gesicht die Lieblichkeit, sogar die Farbe ihrer Haare schien gebleicht. Die Augen lagen tief in den Höhlen und blickten fremd und matt.

Man wollte sie zur Heimreise bewegen. Sie weigerte sich und blieb gegen alles Zureden taub. Das Beste, was man für sie tun könne, sei, sie sich selbst zu überlassen, erklärte sie. Den Frauen dünkte dies Verlangen sinnlos; sie berieten sich mit einem Arzt und brachten sie in ein Sanatorium am Bodensee.

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Nach einigen Wochen schrieb sie der Mutter, die nach Hause gereist war, sie halte es in der Anstalt nicht aus, sie wolle einsam sein, sie wolle ins Gebirge. Nun ging sie nach Arosa und mietete sich in einem kleinen Gasthof ein. Sie lebte ganz ohne Menschen, ganz ohne Zuspruch, vom November bis August. Wenn man sie sah, hatte man den Eindruck, als denke und fühle sie nicht, als sei ihre Seele gelähmt.

Sie war von einer mörderischen Verachtung gegen sich und ihren Zustand erfüllt. Die einzigen Gefährten in ihrer traurigen Abgeschiedenheit waren Blumen, die sie bei ihren Spaziergängen auf den Alpenwiesen pflückte. Doch in ihrem erstorbenen Herzen verspürte sie keine Freude über die Blumen. Sie sammelte täglich einen Strauß und trug ihn in ihre Stube. Am andern Tag war er ein totes Ding.

Ihre Hände waren jetzt ganz schmal und gelb.

⁂ ⁂ ⁂

Eines Morgens trat der Besitzer des Gasthofs in ihr Zimmer und sagte: „Es ist Krieg ausgebrochen, ich muß mein Haus schließen."

Sie suchte nach einer andern Unterkunft, aber man wollte sie nirgends aufnehmen. Alle Fremden reisten ab. Dumpf und teilnahmlos, wie sie war, traf sie Vorbereitungen, nach Paris zu fahren. Man bedeutete ihr, daß dies nicht anginge. Da bekam sie eine Depesche ihrer Mutter, worin sie kategorisch zur Heimreise aufgefordert wurde. Sie gehorchte.

In allen Bahnhöfen drängten sich aufgeregte Menschen, und Neugier und Angst waren auf allen Gesichtern. Der Zug war so voll, daß Olivia kein Plätzchen zum Sitzen fand und sechzehn Stunden lang gepfercht im Korridor stehen mußte. Und immer mehr Leute stiegen ein; Frauen kreischten, Kinder weinten, Männer suchten ihre Gepäckstücke, Hunde bellten, unaufhörlich liefen Gerüchte von Mund zu Mund, das Kaiserlied wurde gesungen.

Olivia hielt sich krampfhaft am Fensterrahmen fest. Ihr schwindelte vor Ekel bei den fortwährenden Berührungen, denen sie ausgesetzt war.

Als im Morgengrauen der Zug hielt, sah sie auf dem Bahnsteig eine Bäuerin, die von ihrem Sohn Abschied nahm. Was zwischen den beiden geredet wurde, konnte sie nicht hören, aber wie sie voreinander standen, Hand in Hand, Blick in Blick, das rüttelte sie auf einmal aus ihrer selbstischen Pein.

‚Wohin bin ich geraten?' dachte sie schuldbewußt; ‚wer hat mir die Menschheit geraubt? Wer hat mich gelehrt, sie zu fliehen?' Auf einmal hatte der Lärm, der um sie herrschte, etwas Melodisches. Das Ungeheuere, von dem die Menschen erfaßt wurden, begriff sie nicht, doch spürte sie seine Gewalt.

Niemand holte sie ab. Sie mußte lange warten, bis sie einen Wagen bekam. Die Mutter empfing sie mit Herzlichkeit; Ferdinand, der einrücken mußte, war schon aus Berlin heimgekehrt. Auch er begrüßte sie froh, aber im übrigen wurde nicht viel Wesens aus ihr gemacht, und das tat ihr wohl. Niemand fragte, niemand bewachte, niemand belauerte sie, deshalb gewann sie Sicherheit und fühlte sich minder einsam, als wenn man ihre Einsamkeit zu stören versucht hätte.

Eines Morgens kamen Ferdinand und ihre zwei jungen Vettern, Leo und Ernst von Scheyern, um ihr Lebewohl zu sagen. Die Uniform kleidete sie vortrefflich. In ihren Augen war neben einer heiteren Genugtuung ein Etwas, von dem Olivia elektrisch berührt wurde.

Später kamen noch einige der früheren Freunde und Bekannten, die vernommen hatten, daß sie wieder zu Hause war und sich von ihr verabschieden wollten. Sie schienen vergessen zu haben, daß Olivia ihrer längst vergessen hatte, und waren so zutraulich und aufgeräumt, daß sie sich über jeden einzelnen wundern mußte. Oft war sie nah daran, zu fragen: Bist du es denn wirklich? Seid ihr es wirklich? Seid ihr wirklich so?

Am Nachmittag erschien Georg Ingbert. Er war Artillerieoffizier und sah aus, als ob er mit dem bunten Rock geboren wäre. Er sprach nicht viel. Er gab Olivia eine papierne Rolle, die versiegelt war, und bat, sie möge sie in Verwahrung nehmen. Der Abschied war kurz und fast ganz stumm. Erst nach einer langen Zeit des Hindenkens stützte Olivia den Kopf in die Hand und weinte. Es waren gute Tränen.

Digitized by Google

Soldaten zogen singend am Haus vorbei. Sie trat ans Fenster, einige schauten empor. Die lachenden, jungen Gesichter! An den Mützen steckten Feldblumen. Auch diese fremden Leute hatten das seltsame Etwas in den Augen, das wie ein Funke herübersprang.

Sie ging in die Stadt. Unzählbare Scharen von Menschen zogen über den Ring. Ein ahnungsvolles Schweigen veredelte die Massen. Elemente, die vorher gegeneinander gewirkt hatten, flossen zusammen und bildeten eine einheitliche Kraft.

In einer Nacht traf eine schlimme Botschaft vom Kriegsschauplatz ein; sie war in der Luft zu spüren, ehe sie verkündet wurde. Es schien, als seufzten die Pflastersteine.

Der Vorrat von Hoffnung war gering im Lande; das Land hatte keinen Glauben an sich. Aber aus dem verbrüderten Reich strömten, wie aus einem unerschöpflichen Sammelbecken, immer neue Fluten von Zuversicht. Nie waren Städte einander so nah gewesen, nie hatten Menschen durch die Ferne einander so gefühlt. Um jeden einzelnen barst ein Gehäuse, das ihm zum Kerker geworden war.

⁂ ⁂ ⁂

Immer wieder, suchend, fliehend, wanderte Olivia durch die Stadt. Sie ging zu Leuten, mit denen sie seit Jahren die Verbindung gelöst hatte, konnte aber, als schäme sie sich, nicht sprechen. Alles in ihr, an ihr war Frage, Zweifel, dunkles Ringen.

So kam sie auch zu Frau von Scheyern. Diese wollte die Sorge um ihre Söhne betäuben und machte sich an vielen Orten nützlich. Sie forderte Olivia auf, sie zu begleiten, und sie fuhren zum Ostbahnhof, wo zahlreiche Damen beim Labedienst beschäftigt waren. In einer Halle waren mehr als zwanzig Verwundete auf Stroh gebettet; sie lagen ganz still da, mit traurigen Augen und blutbefleckten Verbänden.

Olivia blieb stehen und wurde bleich. Was war das? Was geschah hier? Menschen lagen da in ihrem Blut, und andere Menschen gingen vorbei, als müsse es so sein. Von der Welt fiel eine Hülle ab, die ihre Gestalt verborgen hatte, und plötzlich trat diese Gestalt in schrecklicher Nacktheit hervor. Unbeschreiblichen Ernst im Auge, wandte sie sich zu Frau von Scheyern und fragte tonlos: „Warum liegen denn die Leute hier?“

„Wir haben zu wenig Platz,“ war die Antwort.

Sie kehrte sich hinweg und verfiel in Grübelei. Fremde Leute drängten sich um sie, und Frau von Scheyern entschwand ihr aus dem Gesicht. Sie trat auf die Straße. ‚Zu wenig Platz,‘ grübelte sie und starrte auf die Häuser, die vielen Fenster, ‚wieso denn zu wenig Platz?‘ Wie konnten alle die Männer und Frauen in ihren Stuben weilen, wenn für jene Blutenden zu wenig Platz war? Wie konnten sie essen, trinken, schwatzen, ihre Geschäfte besorgen und in der Nacht schlafen? Zu wenig Platz!

Sie wurde von einer wachsenden Unruhe ergriffen. Am andern Tag ging sie wieder auf den Bahnhof, und noch mehr Verwundete lagen da. Wie gestern an Frau von Scheyern, wandte sie sich mit scheuer Frage an einen jungen Militärarzt. Die Antwort, mit bedauerndem Achselzucken gegeben, war dieselbe. Unwillkürlich preßte sie die Hände zusammen, dann floh sie wie von einem Ort der Sünde.

Immer entsetzlicher wurde das Bild in ihrer Phantasie. ‚Was tust du? Wozu bist du da?‘ rief sie sich zu. Beständig zitterten ihre Lippen. Sie wußte kaum, wie die Tage vergingen, ihre Mutter glaubte, sie würde von neuem krank. Eines Morgens begegnete sie Eduard von Friesheim. Er bot ihr beide Hände dar, aber sie beachtete seine freudige Erregung nicht, es war ihr unangenehm, zu denken, daß ihre Person Gegenstand auch nur eines einzigen Wortes sein sollte. Als sei sie ausgehungert nach Mitteilung und Aufklärung, sprudelte sie in raschen Sätzen hervor, was sie bedrückte. Eduard war als Arzt in der Stiftskaserne tätig; dort seien die Zustände beängstigend, sagte er; die Leute lägen in den Gängen, haufenweise, und mit den furchtbarsten Verletzungen. „Und Sie, Eduard, und Sie?“ kam es gequält und empört von Olivias Lippen.

Er sah hilflos aus, blickte sie verwundert an. Viel Schicksal und Erlebnis lag

Digitized by Google

in seinen Zügen, aber sie gewahrte es nicht.

Auf einmal tauchte in ihrer Erinnerung ein Haus empor, zuerst wie ein Traumbild, dann immer wirklicher, greifbarer, ein Haus mit vielen unbewohnten Zimmern.

„Ich gehe demnächst zur Front," sagte Eduard Friesheim, und sein auf Olivia gerichteter Blick verlor alle Freude.

Olivia nickte ohne Anteil; von einem gebieterischen Bedürfnis nach Eile gepackt, rief sie einen Kraftwagen an. Sie ließ sich zu Robert Lamms Villa fahren.

Gerold, der auf ihr Läuten das Tor öffnete, sagte: „Ich weiß nicht, ob der Herr Hofrat empfängt." Olivia schob ihn beiseite, flog durch den Flur, über zwei Treppen hinauf und pochte an der Tür des Giebelzimmers.

* * *

Robert Lamm saß lesend am Fenster. Bei dem stürmischen Eintreten des jungen Mädchens erhob er sich, zuckte zusammen, schaute zu Boden, schaute wieder auf Olivia und sagte kalt verwundert: „Du bist es?"

Seine Lippen schienen schmaler geworden, die Wangen etwas faltiger, der schüttere Schnurrbart war ergraut. Doch seine Gestalt war noch elastisch, die Haltung ungebeugt. Der einsame Blick seiner Augen erschütterte Olivia, ein Schauder überlief sie: der Mann war ihr so nah und so fern dadurch, in ihr war plötzlich alles Heißglut des Erlebens, in dieser Glut schmolz er dahin, und ihr dünkte, als vergehe sie sich an ihm, nur weil sie hier stand und er sein Wesen verlor, sie ihres gewann. Es war ein Gefühl aus einer Tiefe, wo vordem nichts gewesen war als die Wucht von Erfrorenem.

Eine Gebärde Lamms fragte. Die Gebärde war beredt: die Menschen meiden mich, ich habe aufgehört, etwas von ihnen zu erwarten. Was für ein selbstsüchtiger Anlaß führt dich her?

Olivia schöpfte Atem. Mit der Stimme aus jener aufgetauten Tiefe sagte sie: „Robert, es liegen Soldaten in ihrem Blut, die keine Lagerstätte haben, kein Dach über dem Kopf, keinen Winkel, wo sie sich bergen können."

„Ja, ich weiß, es ist Krieg," entgegnete Robert Lamm sachlich. „Du hast offenbar Verwundete gesehen. Regt dich das so auf? Es sind die notwendigen Folgeerscheinungen. Was hab' ich damit zu schaffen?"

Olivia trat dicht vor ihn hin und legte die Hand auf seinen Arm. „Um Gottes willen, was redest du," rief sie leise. „Die Unglücklichen gehn zugrunde, und es sind so viele Häuser da mit leeren Stuben! Robert, dein Haus! Vierzehn Zimmer! In jedem Zimmer können zehn Betten sein. Man hat zu wenig Platz, Robert, zu wenig Platz für Menschen, die sich geopfert haben. Hier bei dir ist Platz in Hüll' und Fülle. Gib mir dein Haus, Robert, besinn dich nicht, gib ihnen Platz, wenn nicht zum Leben, so doch zum Sterben."

Stumm erstaunt blickte Lamm in Olivias flammendes Gesicht.

„Wie sie still halten," flüsterte Olivia und preßte die Hände gegeneinander, „wie fromm sie daliegen, wie verstümmelte Tiere. Geh mit mir und schau' sie an."

Robert Lamm schüttelte langsam den Kopf, als begriffe er diese Worte nicht. Endlich sagte er scharf abweisend: „Sie haben sich nicht geopfert, sie sind geopfert worden. Ad eins. Ad zwei: verschlägt es nichts, wenn das Pack dezimiert wird. Es bleiben immer noch genug übrig. Ad drei ist es nicht meines Amtes, den Samariter zu spielen. Das überlass' ich denen, die noch Erwartungen oder Ehrgeiz oder den Glauben an ihre Wichtigkeit haben."

Fassungslos blickte Olivia in sein unbewegtes Gesicht. Sie begann am ganzen Leib zu beben. „Und wenn du dort lägst, hilflos dort lägst," stammelte sie; alle Farbe wich aus ihren Wangen. Lamm schwieg und rührte sich nicht. „Und wenn's dein Bruder wäre, irgendein Mensch, den du liebst," fuhr sie flehend, beschwörend, außer sich fort. Robert Lamm zog mit eigentümlich bösartiger Bewegung die Schultern hoch und starrte finster über Olivia hinweg. „Und wenn ich's selbst wäre, Robert, ich selbst!" brach es nun wie ein Schrei aus ihr hervor. Ihre Augen schwammen in schimmernder Feuchtigkeit, der wilderregte Blick lief suchend

Digitized by Google

durch den kargen Raum und blieb an einer Stelle der Wand haften, wo unter einem Hirschgeweih zwei Gewehre hingen und zwischen den Gewehren ein Jagdmesser mit kunstvoll eingelegter Klinge. In leidenschaftlicher Wallung trat sie an die Wand, riß das Messer an sich, öffnete mit zitternden Fingern die oberen Knöpfe ihrer Bluse und richtete die Spitze des Stahls gegen die weiße Haut ihrer Brust. „Wenn ich es wäre!" wiederholte sie, und in den Ton der Verzweiflung mischte sich ein seltsames Jauchzen. Ihre von den Lippen entblößten großen engen Zähne leuchteten, als ob sie lache, und das Bild, wie sie dastand, drohend, fordernd, anklagend, das Messer in der Faust, mitten im Schmerz und in der Furcht vor der Enttäuschung gleichsam spielend, hatte bei allem Unerwarteten und Beängstigenden etwas so Rührendes, ja Kindliches, daß in Robert Lamms Zügen eine verwunderte Ergriffenheit bemerkbar wurde.

Er griff hin, packte sie beim Gelenk und löste das Messer mit sanfter Gewalt aus ihrer Hand. „Keine dramatischen Übungen, mein Kind," sagte er tadelnd; „ruhig Blut, laß uns ruhig verhandeln."

Er warf das Messer auf den Tisch und schritt ein paarmal durch das Zimmer. „Dein Gefühl macht dir Ehre," begann er wieder; „ich sehe nur nicht ein, warum mir daraus Pflicht und Zwang erwachsen soll. Niemand läßt sich gern auf einen Posten drängen, der weder seinem Charakter, noch seiner Auffassung der Dinge gemäß ist —"

„Die Übel, unter denen du am ärgsten gelitten, und die du immer als unsern Fluch bezeichnet hast, Trägheit und Unverantwortlichkeit, daß mir die gerade dein Bild verunstalten sollten, könnt' ich nicht ertragen," warf Olivia ein.

Robert Lamm blieb stehen und senkte den Kopf. Die Glut in Olivias Worten überraschte ihn sichtlich; er schien mit sich zu kämpfen. „Mit dem Haus allein ist's nicht getan," sagte er zögernd, „wer wird es einrichten?"

„Das laß meine Sorge sein."

„Du vergißt, daß dazu viel Geld gehört."

„Du bist reich. Was willst du mit all dem Geld machen? Es gibt noch andere, die reich sind, wenn du nicht genug hast oder nicht soviel entbehren willst. Am Gelde sollt' es scheitern? Geld beschmutzt den, der jetzt nicht hilft."

Robert Lamm lachte; es klang halb überlegen, halb beengt. Er setzte sich an den Tisch und starrte in den Garten hinaus. „Nun gut," sagte er nach einer Weile, „nun gut. Ich will nicht deine Verachtung auf mich laden. Tue, wozu es dich drängt. Ich werde Auftrag geben, daß man dich nach deinem Belieben hier schalten läßt. Ich werde dir ein ausreichendes Konto bei der Bank eröffnen. Ich nehme an, daß deine praktische Eignung mit der Begeisterung gleichen Schritt hält; daß du Leute ausfindig machst und zu Rate ziehst, die Erfahrung und Redlichkeit besitzen, ist wohl selbstverständlich. Ich kann ja zusehen, was daraus entsteht. Auf meine Person allerdings darfst du nicht weiter zählen. Ich bin nicht da, für dich nicht, für keinen. Jetzt geh, du hast ja Eile, versäum' die Zeit nicht."

Olivia trat an den Tisch, nahm Robert Lamms Hand mit ihren beiden und drückte sie fest. Unsicher, fast beklommen schaute er sie an und schlug hierauf den Blick zu Boden. Sie ging.

⁂ ⁂ ⁂

Am selben Abend reiste Robert Lamm ab. Er floh auf seine Alm.

Jedesmal, wenn er in das Tal kam, ließ er den Wagen beim Brandwirt halten, und ein Bauernmädchen, das dort bedienstet war, folgte ihm in das Blockhaus. Dieses Mädchen, Romana hieß sie, war ihm seit vielen Jahren treu ergeben und freute sich stets, wenn sie droben bei ihm sein durfte.

Sie war zur Schweigsamkeit erzogen, und da er sie in trüben Gedanken sah, fragte er, was ihr sei. Sie antwortete, ihr Schatz sei im Krieg.

Das Wort tönte fremd in dieser Ferne von allem Menschentreiben. Die Majestät und Ruhe der Natur vernichteten seinen Sinn.

Es war herrliches Oktoberwetter. Nebel lagen in der Frühe auf den Höhen ringsum und füllten die Tiefen; alsbald begannen sie unter der noch unsichtbaren Sonne zu glänzen, sich zu zerteilen, und der strahlend blaue Himmel trat hervor.

Digitized by Google

In den ersten Tagen ging Robert Lamm regelmäßig auf die Jagd. Aber er merkte, daß ihm die rechte Lust und Sammlung fehlte. Einmal war er einem Bock auf der Spur, und es gelang ihm, das Tier vor den Schuß zu bringen. Kaum hundert Schritte von ihm stand es witternd zwischen den Bäumen; er legte an, doch seltsam, das Herz klopfte ihm so heftig, daß er die Flinte absetzen mußte. Das Tier hatte ein Geräusch gehört und enteilte, nicht in großen Sätzen, sondern beinahe bedächtig und als wisse es, daß es nicht mehr bedroht sei. Ärgerlich feuerte Lamm sein Gewehr in die Luft, und da erst sprang es voll Schrecken davon.

Sein bedächtiger, federnder Traumgang hatte den Jäger an eine Menschengestalt gemahnt. Er hatte plötzlich Olivia vor sich gesehen.

Er ließ die Flinte zu Hause und unternahm weite Wanderungen über das Gebirge.

Wo der Horizont verstellt war durch Felsen oder Wälder, fühlte er sich abgegrenzt und sicher; auf den Gipfeln schien es ihm, als zitterte die Glocke des Himmels, und am Rande war ein Flimmern wie von Eisenbändern, die im Feuer glühen.

Wenn er in ein Dorfwirtshaus kam, griff er nach der Zeitung und las die Berichte. Die Bauern, denen er eine vertraute Erscheinung war, knüpften Gespräche mit ihm an und wollten Aufschluß und Trost von ihm haben. Er aber gefiel sich darin, sie in der Furcht zu bestärken, und sein letztes Wort war stets: „Es ist aus mit uns.“ Und in seinen Mienen malte sich eine herzlose, fanatische Schadenfreude.

Einmal bewies er dem Förster und dem Postmeister mit der Karte in der Hand, daß es gegen die Überzahl der Feinde kein Entrinnen gäbe. Jene hörten bekümmert zu, und der Förster wagte bescheiden auf die Siege hinzudeuten, welche die Truppen doch schon errungen hätten. Da lachte der Hofrat und antwortete: „Im besten Fall siegen wir uns zu Tode.“

Er war immer in unruhiger Bewegung. Er ließ sich Bücher aus der Stadt kommen, hatte aber zum Lesen keine Geduld. In früheren Tagen hatte er den Plan gefaßt, unweit von der Hütte ein ausgemauertes Wasserbecken anzulegen, um im Sommer baden und schwimmen zu können. Jetzt dünkte es ihn an der Zeit, das Projekt zu verwirklichen, und jeden Morgen ging er mit der Schaufel zu der bestimmten Stelle und grub selbst die Erde aus, viele Stunden lang. In der Müdigkeit, die ihn dann überfiel, war ihm zumute, als erlahmte die Wut eines Tieres, das ihn zwischen seinen Pranken hielt.

Bei Regenwetter saß er im Haus. Oft schickte er Romana mit Aufträgen ins Tal und kochte selbst. Oft auch, besonders am Abend, kauerte er am Herd und starrte in die Flammen. Dann begann er in trotzigem Ton vor sich hin zu reden, oder er nahm ein halbverbranntes Stück Holz und zeichnete mit dem verkohlten Ende Hieroglyphen auf die weiße Kalkmauer. Aus den Flammen aber erhob sich Olivias Gestalt und verlor sich wieder in die Finsternis.

Allmählich bemächtigte sich seiner eine unbestimmte Angst vor Gefahren und vor Krankheit. Er glaubte sich nicht sicher genug in der Nacht und verbarrikadierte die Türe. Im Bett liegend, betastete er seinen Körper und suchte nach einer Schmerzempfindung. Er zündete Licht an, griff nach der Uhr und zählte seine Pulsschläge. Kaum konnte er es ertragen, sein Herzgeräusch zu hören; jeden Augenblick war er darauf gefaßt, daß die geheimnisvolle Maschine im Innern des Leibes stillestehn würde. Er wanderte in den nächsten Ort und kaufte allerlei Mixturen und Probatmittel in der Apotheke. Es kam ihm vor, als sähen ihn die Leute mit argwöhnischen Augen an, als hätten sie sich besprochen und führten etwas Verderbliches gegen ihn im Schilde. Das Rascheln im Gebüsch erschreckte ihn, der Schrei der Krähen ließ ihn erbleichen, das Heulen des Windes verursachte ihm die größte Pein. Beim Ausschaufeln der Badgrube war ihm eines Morgens plötzlich zumute, als schaufle er ein Grab, sein Grab. Entsetzt warf er das Gerät weg und hütete sich, die Arbeit wieder aufzunehmen. Sobald es dämmerte, wagte er sich nicht mehr ins Freie. Romana hatte bisher jeden dritten Tag die Post holen müssen. Jetzt ließ er sie nur jede Woche hinunter, weil er sich vor dem Alleinsein fürchtete, und wenn sie mit den Briefen kam, besah er nur die Umschläge und die Aufschriften und getraute sich nicht, sie zu

Digitized by Google

öffnen. Er las auch keine Zeitung mehr; er wollte nicht wissen, was draußen vorging; er wartete auf eine Katastrophe und wollte nicht erfahren, ob sie näher gerückt oder noch abgewendet sei. Und doch zitterte er nicht für die Menschen, nur für sich. So unentbehrlich ihm auch die Gesellschaft Romanas war, so sehr haßte er ihr Reden und ihr Schweigen. Wenn alles stille war, im Schnee, denn es war mittlerweile Winter geworden, quälte es ihn, daß er um ihren Atem wußte. Manchmal schlich er des Nachts durch die Stube und an den Bretterverschlag, hinter dem sie schlief. Sah er noch Licht in den Spalten, so schlug er roh an die Wand, und sie blies die Kerze aus. Vernahm er ihr Schnarchen, so biß er die Zähne zusammen und gab sich seiner unergründlichen Erbitterung hin.

In der Schläferin war die Menschheit; nur in ihr noch. Sie drängte sich ihm auf, sie war fordernd da. Was wollte sie, stumpfen Leibes, wie sie lag, gefühllos und gemein? Träumte sie von dem blöden Bauernburschen, den sie geliebt hatte und der nun in der Schlacht war? Und hatte sie darum ein Anrecht auf ihn, Robert Lamm? Aber war nicht etwas Zufälliges in ihrem Dasein, in ihrer Gestalt? Ein wenig verfeinert die Kontur, ein wenig glatter die Haut, ein wenig beseelter das Gesicht, und sie war eine andere, unheilvoll verwandelt.

„Olivia," murmelte er vor sich hin.

Eines späten Abends wurde an die Haustür gepocht. Der Hofrat ging hin und öffnete. Ein junger Mensch mit abgerissenen Gewändern und verstörtem Gesichts stand draußen. Stammelnd bat er um Einlaß. Da es stürmte und schneite, mochte ihn Lamm nicht zurückweisen. Auf die Frage, wo er herkomme und weshalb er sich im Gebirg herumtreibe, gab er nur verworrene Antworten. Romana führte ihn auf den Dachboden, wo er auf einem Strohsack nächtigen konnte. Als sie zurückkam, sagte sie, es sei ein Knecht aus ihrem Dorf, er sei bei der Musterung ausgehoben worden und sei geflohen. Der Hofrat fuhr auf; „dann sag' ihm, er soll sich packen!" rief er. Man könne doch keinen Menschen in diese Nacht hinausjagen, war die Erwiderung. Lamm zündete die Laterne an, stieg auf den Dachboden, und da er den Mann in tiefem Schlafe fand, leuchtete er ihm ins Gesicht. Eine Sekunde lang schien es ihm, als werfe ihm ein Spiegel sein Bild entgegen, soviel Trotz und eingefleischter Schrecken war in diesen Zügen. Er glaubte, lauter Arme zu gewahren, die sich aus der Finsternis nach dem Fahnenflüchtigen streckten, und von dort, wohin er den Rücken kehrte, griffen sie auch nach ihm. In einer Wallung von Zorn rüttelte er an der Schulter des Schläfers; der ließ nur ein Stöhnen hören und schlief weiter. Und wie hinter dem Bretterverschlag die schlafende Romana die Gestalt Olivias angenommen hatte, wurde dieser fremde Mensch in ihn selbst verwandelt, und es war nicht zu unterscheiden, ob der Schlaf dieses andern eine Wahnvorstellung war oder sein eigenes Wachen. Es war ein grausiges Ineinanderschmelzen von Mensch und Mensch, von Seele und Seele, ein grausiger Verlust der Leibesgrenze, ein Übergreifen von Bewußtsein zu Bewußtsein.

Bis zum Morgengrauen schritt Lamm in seiner Stube auf und ab. Sobald es Tag war, wollte er hinunter in den Ort, um die Anzeige zu machen. Aber bevor er sich noch für den Gang gerüstet hatte, sah er zwei Gendarmen mit einem Polizeihund auf das Haus zukommen. Sie hatten die ganze Gegend abgestreift, da der Hund im Schnee die Spur verloren hatte und wollten sich auch hier nach dem Flüchtling erkundigen. „Der Mann ist droben, den ihr sucht," redete sie der Hofrat an und zeigte auf die Stiege zum Dach.

Der junge Knecht wurde verhaftet und mit Handfesseln versehen. Lamm gebot der Magd, daß sie den Gendarmen einen Imbiß reiche, und während sie warteten und aßen, packte er eilig seinen Koffer. Dann begleitete er die Leute ins Tal und war auffallend gesprächig, in einer seltsam unterwürfigen Art, als habe er irgendeine Schuld auf sich geladen und könne es durch beflissenes Wesen verhindern, daß man ihn bezichtigte.

Beim Brandwirt ließ er sein Gepäck von der Almhütte holen. Am Abend fuhr er in die Stadt.

Er mietete sich in einem Hotel ein. Mehrere Tage ging er nicht aus dem Zimmer, endlich entschloß er sich, seinen Diener

Digitized by Google

zu benachrichtigen. Gerold kam und brachte ihm Kleider und Wäsche, die er verlangt hatte. Auf die Frage, ob er bei ihm bleiben solle, schüttelte der Hofrat den Kopf und erwiderte, er werde ihn rufen, sobald er seiner bedürfe.

Die Veränderung, die mit dem stillen, plumpen Menschen vorgegangen war, schien er nicht zu bemerken. Die Augen Gerolds schwammen in roter Flüssigkeit, seine Arme zuckten beständig, beim Reden stotterte er und verlor den Zusammenhang.

Aber Robert Lamm sah die Leute nicht an. Wenn er ausging, wählte er die Abendstunden und vermied die hellbeleuchteten Straßen. Er schritt mit gesenkten Lidern und stützte sich auf seinen Stock wie ein Greis. Es lag eine unheimliche Komödie darin, daß er auch den Gang eines Greises nachahmte. Er wollte vor sich selber und vor den Menschen alt sein. Er trug sich nicht mehr mit jener gewählten Feinheit, durch welche er stets aufgefallen war, sondern sorgte mit listiger Berechnung für kleine Merkmale der Verlotterung; der flachkrempige Zylinder, der etwas wie ein Wahrzeichen seiner Persönlichkeit bildete, war nicht mehr so glänzend gebürstet, obwohl er noch immer ein bißchen schief auf dem Kopfe saß.

Es kam häufig vor, daß er trotz der Verstellung, die er übte, trotz des Versteckenspiels, das er trieb, gegrüßt wurde. Doch dankte er nie. Einmal trat ihm ein guter Bekannter in den Weg, gebärdete sich entzückt, ihn zu sehen, und wünschte ihm Glück zu seiner großen Tat. Verdrossen fragend schaute ihn der Hofrat an. Es erwies sich, daß jener das Verwundetenspital meinte, zu welchem das Landhaus umgewandelt worden war. Begeistert rühmte er die dortselbst getroffenen Einrichtungen, sowie die außerordentlichen Leistungen Olivia Khuenbecks, über die man immer neue Wunder zu hören bekomme und von der die ganze Stadt schwärme.

Mürrisch erwiderte der Hofrat, das gehe ihn alles nichts an, die Villa sei längst keine Privatanstalt mehr, sondern befinde sich als öffentliches Kriegslazarett unter staatlicher Aufsicht. Er könne kein Verdienst beanspruchen, und Lobsprüche seien ihm gegenüber am falschen Ort.

Einem ehemaligen Kollegen, von dem er gleichfalls aufgehalten und mit Fragen belästigt wurde, flüsterte er mit heuchlerischer Bekümmernis zu, der Arzt habe ihm das Sprechen verboten; er deutete auf seinen Kehlkopf und ließ den Verdutzten stehen.

In den Speise- und Kaffeehäusern, die er besuchte, setzte er sich in einen Winkel; um sich vor zudringlichen Blicken zu schützen, hielt er eine Zeitung vor das Gesicht, ohne jedoch zu lesen. Die Menschen lärmten ihm zu viel; seine Miene verzerrte sich gehässig, wenn sie lachten oder aufgeregt kannegießerten. Nach seiner Ansicht hätten sie stille sein müssen, ganz still, und am Abend hätten keine Lichter brennen dürfen. Hörte er irgendwo Musik, so geriet er außer sich und fand, daß man das Schicksal frech herausforderte. Wurden Extrablätter ausgerufen und alle Hände griffen gierig danach, so blieb er teilnahmlos und rührte sich nicht. Er war überzeugt, daß fast alles, was in diesen Blättern stand, erlogen war. Die zahllosen Flüchtlinge, welche die Stadt füllten, erregten seinen Ärger, anderseits bereitete ihm der Gedanke an die Ursache ihrer Gegenwart eine hämische Genugtuung, und er machte boshafte Glossen über das dumme Volk, das die Gefahr nicht zu ahnen schien, die sich darin verkündete. Begegnete er Gruppen von Soldaten, geheilten Verwundeten, die in schmierigen Uniformen und mit erbarmenswürdig blassen Gesichtern durch die Straßen zogen, so ballte er wie im Zorn die Faust und lächelte düster.

Dreimal wechselte er sein Quartier, weil er sich einbildete, daß während seiner Abwesenheit Leute in seinem Zimmer gewesen seien, um zu spionieren. Auch war es ihm überall zu teuer und zu laut. Er prüfte mißtrauisch die Rechnungen und gab keine Trinkgelder. Zuletzt wohnte er in einem geringen Gasthof in Währing. Seine wachsende Vereinsamung steigerte die hypochondrischen Gefühle; oft lag er tagelang im Bett.

Es war zu Beginn des Dezember, als von den Grenzen her Vernichtung und Untergang drohte. Es schien, daß nur ein dünner Schleier noch zu reißen brauchte, und das Antlitz der Meduse starrte schauerlich in eine Welt, die bis zur Stunde noch mit Not und Grauen gespielt hatte.

Digitized by Google

Beim Vorlesen

Gemälde von Friedrich König

Digitized by Google

Digitized by Google

Alles Leben stockte wie im Zimmer eines Sterbenden: die Menschen sahen sich an, und einer suchte Hilfe im Auge des andern. Da kam über Robert Lamm eine eigentümliche Schwäche, und er spürte seine Verlassenheit wie ein Zentnergewicht. Als er einmal an einer Blumenhandlung vorüberging, stockte sein Schritt. Er mußte lachen. Es kam ihm so widersinnig vor, daß hinter der Glasscheibe Blumen standen, jetzt, im Winter und am Abend aller Dinge. Plötzlich erfaßte ihn die Sehnsucht nach seinen Treibhäusern; er spürte sogleich die feuchtschwirrende Luft und den warmen Geruch der Erde. Er erinnerte sich an seine Lieblingspflanzen und an das Gefühl der Verschwisterung, das er gegen sie empfunden hatte. Die letztvergangenen Monate dünkten ihm eine Zeit der Verbannung und der Entbehrung, er begriff seine Flucht nicht, sein trotziges Fernbleiben; er wollte hin, doch fand er sich gehemmt, und er beargwöhnte sein Verlangen, als sei es nur ein Vorwand für ein anderes, das er sich nicht eingestehen mochte. Der alte Selbsthaß schlug empor und mischte sich mit dem Groll gegen eine Gestalt, die ihm einst teuer gewesen, weil er Macht über sie gehabt, soviel Macht, daß er sich hatte einbilden dürfen, sie sei ein von ihm abhängiges; ja von ihm geschaffenes Wesen, gleich einer Blume, die er hegte und deren Wachstum und Farbe er bestimmte. Da kam er zur Oper und mußte stehen bleiben, da eine Wagenkette den Weg versperrte. Eine schöne Frau stieg aus einem Fiaker, dem Anschein nach eine Polin, ein kostbarer Mantel umfloß den schlanken Körper, auf dem dunklen Haar trug sie eine tiefrote Rose. Lamm hätte die Rose von ihrem Haupt reißen mögen; es war etwas so Verwegenes und Lüsternes um sie; die Welt erschien ihm maßlos entartet, aus aller Form und aller Vernunft; er sah ein andres Gesicht unter der Rose, es verblaßte, erglühte, verblaßte wieder; er wollte das Bild halten, verfolgte es, irrte ziellos umher, wurde müde, raffte sich wieder auf, stieg in einen elektrischen Zug, ging wieder ein Stück, und es war später Abend, als er vor seiner Villa anlangte.

Kraft- und Krankenwagen standen am Gartentor. Soldaten eilten ein und aus, über dem Hauseingang hing ein großes, rotes Kreuz, alle Fenster waren hell beleuchtet. Einzutreten konnte er sich nicht entschließen. Es war Flucht, als er sich zum Gehen wandte. Er verachtete sich, war ein Narr in seinen Augen. Sein eigenes Haus, ein Ort der Leiden und der Pestilenz, Teil einer Welt, aus der er sich ausgeschlossen hatte, ihm entrissen von einer Kreatur, die er zu sein, zu denken, zu empfinden gelehrt hatte!

Am nächsten Tag kehrte er zurück, sprach mit dem Gärtner, einem würdigen Mann, der seit zwanzig Jahren bei ihm und mit ihm lebte. Er ging in die Glashäuser, begleitet von dem Alten. Er ließ Gerold rufen und merkte noch immer nichts von der Verstörung des Mannes. Er wollte nichts von Olivia hören, doch der Gärtner fing an, sie zu preisen. Jedes Wort war Staunen, jeder Blick Bewunderung. Mit welcher Umsicht und Geschicklichkeit sie alles in Angriff genommen; zuerst das Ausräumen des Hauses, dann die Neueinrichtung; wie sie mit den Behörden verhandelt, die Handwerker zur Eile getrieben, die Geschäftsleute gefügig gemacht habe; wie unermüdlich sie am Werk gewesen und wie nichts ihrer Beachtung entgangen sei, von den Vorräten für die Küche bis zu den Instrumenten für den Operationssaal. Dann kam die Frau des Gärtners hinzu und erzählte gleichfalls; man sah, daß das Schauspiel opfervoller Tätigkeit, das Olivia gegeben, alle andern Ereignisse im Sinn dieser Menschen verdrängt hatte. Der Hofrat fragte, wie die Petunienstöcke fortgekommen seien; der Gärtner gab befriedigende Auskunft. Sein Weib ließ sich aber nicht zum Schweigen bringen und schilderte trotz der abwehrenden Gebärde des Hofrats, wie das Fräulein die Pflegerinnen aufgenommen, nicht bloß Berufsschwestern, sondern auch vornehme Damen, die freiwillig Dienst täten, und wie sie nicht geruht habe, bis sie die besten Ärzte bekommen. Anfangs habe ihr Frau von Scheyern gute Hilfe geleistet, auch andere Damen hätten sich angeboten, die Arbeit mit ihr zu teilen, aber es sei ihr alles zu wenig gewesen, was man getan, niemand konnte vor ihrem Eifer bestehen. Der Gärtner nickte; es sei kaum zu fassen, fügte er hinzu, an allen Orten scheine sie zu gleicher Zeit zu sein, auf dem Bahnhof, um

Digitized by Google

die Transporte zu überwachen, bei den Ämtern, um neue Vergünstigungen zu erhalten, in den Krankenzimmern und in der Küche, bei Tag und bei Nacht, und wann sie schlafe, wisse eigentlich kein Mensch.

Lamm erhob sich und schritt erregt auf und ab.

Gerold sagte dumpf: „Soviel ich höre, sollen jetzt Baracken im Park gebaut werden."

Der Hofrat fuhr jäh herum. „Baracken im Park? Da hab' ich noch was dreinzureden, dünkt mich!"

„Ich denke auch," murmelte Gerold und preßte die Hand um seinen Hals.

Auf einmal ertönte vom Haus herüber ein langgezogener Schrei. Robert Lamm lauschte erschrocken. Die andern schienen derlei schon gewohnt. „Armer Teufel," sagte die Frau des Gärtners. Gerold war sichtlich zusammengeschaudert.

Der Schrei wiederholte sich, in einer höheren Tonlage, aus heftigerem Schmerz heraus. Lamm verließ die Gärtnerstube, sah sich draußen um, der Schrei dauerte noch an, setzte ab, begann abermals. Von dem Trieb beseelt, sich dem Bereich der gräßlichen Stimme zu entziehen, schlug Lamm den Weg zum Tor ein. Plötzlich aber blieb er stehen und kehrte um. Es zog ihn unwiderstehlich zurück, die Muskeln in seinem Gesicht verkrampften sich, zaudernd und beklommen schritt er zum Haus. Es war schon Abend, weicher Schnee klatschte unter seinen Füßen. Gerold folgte ihm wie ein Schatten. Er stand vor einem beleuchteten Fenster; in den Raum konnte er nicht blicken, da ein weißer Vorhang hinter den großen Scheiben hing. Er stand da und lauschte zitternd dem fürchterlichen Schrei.

„Herr Hofrat," flüsterte Gerold, „man kann's hier nicht aushalten, man kann nicht mehr leben in dem Haus."

Die Umrisse einer Gestalt fielen plötzlich auf den hellen Vorhang. Das Fenster wurde jäh geöffnet. Die es öffnete und nun in den Ausschnitt trat und einen Blick in den Abend warf und die beiden sah und Robert Lamm erkannte, war Olivia.

Robert Lamm nannte ihren Namen. Er stützte sich mit bebenden Armen auf den Sims und war ihr so nah wie damals, als er ihren Händen das Jagdmesser entwunden hatte. Doch die Schwesterntracht verlieh ihr eine Würde, die ihn unwillkürlich veranlaßte, einen Schritt zurückzuweichen. Der Mann im Saale schrie und schrie, gellend, markerschütternd. „Er wird sterben," sagte Olivia, und trotzdem sie in die Dunkelheit hineinschaute, sah man, wie ihre Augen glanzlos wurden.

Als sei er von einer überirdischen Erscheinung geblendet, senkte Robert Lamm den Kopf.

Nach einer Weile ging er in das Giebelzimmer hinauf, das er ehedem bewohnt hatte und das von der Verwandlung des Hauses nicht berührt worden war.

⁂ ⁂ ⁂

Da brannte wieder die Lampe, da blickten ihn die Bücherreihen an, und es herrschte auch Stille; aber die alte Stille war es nicht, die Stille des Gartens und der leeren Zimmer, nicht mehr die Stille, die er beherrscht hatte.

In dumpfer Trauer schritt er auf und ab. Es dünkte ihm, als habe er kein Recht, hier zu sein, als müsse er sich das Recht erst erkämpfen. Gegen wen aber erkämpfen? Offenbar doch gegen Olivia. Er wünschte, sich mit ihr auseinanderzusetzen, dabei fühlte er, daß ihr an einer Auseinandersetzung gar nichts gelegen war, daß seine Person und was er dachte und der Grund, weshalb er nun plötzlich im Hause war, in ihren Augen gar nichts bedeutete. Er drückte auf den elektrischen Knopf der Leitung, die in Gerolds Kammer ein Signal gab. Gerold kam nicht. Er öffnete die Türe und rief hinaus. Keine Antwort. Er brüllte Gerolds Namen über die Treppe hinunter. Eine weibliche Stimme fragte unwillig erstaunt nach der Ursache des Lärms. Er fuhr fort, nach Gerold zu rufen. Endlich erschien Gerold. Er wolle sofort das Fräulein Khuenbeck sprechen, herrschte ihn Lamm an. Nach einigen Minuten kehrte Gerold zurück und sagte, Schwester Olivia habe jetzt keine Zeit, sie werde später kommen. „Bleib in deinem Loch, was streunst du im Hause herum, wenn man dich braucht!" keifte Lamm und schlug die Tür hinter sich zu.

Gleich danach pochte es an der Tür, und Gerold schob sich über die Schwelle. „Der Herr Stabsarzt läßt dringend ersuchen, die Türe nicht zu schmettern," sagte er furchtsam.

Digitized by Google

Lamm blickte finster verwundert empor. „Hinaus mit dir!“ erwiderte er.

Er zog ein Buch aus dem Schrank und blätterte darin. Dann warf er es weg. Die Hände auf dem Rücken, lief er ungestüm die Kreuz und Quer durchs Zimmer. Ein leises Klopfen überhörte er, und er richtete sich steif auf, als Olivia eintrat. Erst scheute er sich, ihrem Auge zu begegnen, bald aber faßte er Mut. Ihr Gesicht hatte einen träumerisch-verschleierten Ausdruck, der in starkem Gegensatz zu einer gewissen Beschwingtheit und einem selbst im Ruhen willensvollen Fortstreben aller Bewegungen stand. Sie war verändert, ganz und gar; er wußte auch, daß ihre Stimme verändert klingen würde. Alles an ihr erregte seinen erbitterten Widerspruch, ihre Haltung, ihr Antlitz, ihr Blick reizten ihn gleichsam zu einer blindgehässigen Verneinung; er schämte sich dessen und geriet doch noch mehr in Wut, gegen sich, gegen sie, gegen ein ungreifbares Etwas, das zwischen ihnen war.

„Du reibst dich auf,“ sagte er in übellaunigstem Ton, „du übernimmst dich, du richtest dich zugrunde. Man braucht dich nur anzusehen, um zu wissen, wie leichtsinnig du mit dir umgehst. Es schmeichelt dir vielleicht, wenn die Leute viel Aufhebens davon machen, und es liegt in einer solchen Zeit nahe, sich zu betäuben und im allgemeinen Elend das eigene zu ersticken. Aber ich sehe nicht ein, warum man mit so verhängnisvoller Leidenschaft wider sich und seinen Körper wüten soll. Dafür bist du nicht geschaffen, das ist Verblendung.“

Olivia, die gegen die Tür gelauscht hatte und sichtlich unruhig war wie ein Soldat, der seinen Posten verlassen hat, wandte ihm mit befremdeter Miene das Gesicht zu. „Was weißt du von mir?“ fragte sie. „Was weißt du denn eigentlich von mir?“

Ihre Stimme klang wirklich verändert, tiefer, frauenhafter; sie enthielt mehr Brechungen und entschiedenere Akzente.

„Ich weiß, was ich sehe,“ versetzte er kurz.

„Hast du mich deshalb von der Arbeit wegrufen lassen, um mir Vorwürfe zu machen?“ fuhr sie fort. „So will ich dir sagen, daß du dazu kein Recht hast und daß ich dir das Recht auch nicht einräume. Du bist nicht Herr über mich. Du bist es kaum über dich. Was willst du?“

Sie schaute ihn an, und er fühlte sich ganz in ihrem Auge drinnen; es umgab ihn förmlich, und er war klein, wie er nie gewesen, vor ihr nicht und vor keinem. Er begriff, daß sie einen weiten Weg zurückgelegt hatte, seit er zuletzt vertraut mit ihr gesprochen, und daß sie seine Führung nicht mehr annahm und nicht mehr brauchte.

„Ich habe zu tun,“ sagte sie, „ich komme wieder, sobald ich mich für eine halbe Stunde freimachen kann. Es müssen Baracken gebaut werden, und dazu ist deine schriftliche Zustimmung nötig.“

„Baracken? In meinem Park?“

„Ja, an der Südseite des Hauses.“

Er brauste auf. „Ah, freilich; da sollen wohl meine Kastanien gefällt werden! Hundertjährige Bäume!“

„Allerdings,“ erwiderte Olivia ruhig. „Bäume,“ fügte sie mit einer Gebärde trauriger und ungeduldiger Verachtung hinzu, „Bäume!“

Sie hatte schon die Klinke in der Hand, da kehrte sie sich noch einmal um. „Bleibst du hier im Hause, Robert? Du kannst bleiben. Du kannst aus unserer Küche zu essen bekommen. Gerold soll mich benachrichtigen, wenn du dich entschlossen hast. Der Mann ist übrigens zum Säufer geworden. Vor ein paar Tagen fand ihn Schwester Nina Senoner betrunken auf der Treppe liegen. Versuch' es, ihn von dem Laster abzubringen. Doktor Strygowski sagt, er leidet am Blutwahn.“

Sie ging. Das Wort Blutwahn, das sie so gelassen ausgesprochen hatte, rauschte noch durch das Zimmer wie ein beflügeltes Untier. Lamm machte einige Schritte, als wolle er ihr folgen, als müsse er noch einen Blick in ihr Gesicht werfen, nur um glauben zu können, daß sie es war, sie selbst, und nicht eine Doppelgängerin.

Da sie versprochen hatte, wiederzukommen, wartete er auf sie.

Zweifellos hatte sie außer acht gelassen, daß es schon zehn Uhr war, als sie sich entfernt hatte. Sie konnte doch nicht daran denken, ihn in später Nacht aufzusuchen. Es lag etwas Erschütterndes in der Vorstellung, daß Zeit und Zeiteinteilung keine Rolle für sie spielten.

Digitized by Google

In einem Sessel sitzend, hielt er ein aufgeschlagenes Buch vor sich, las aber nicht. Sein Blick, bald gespannt, bald ermattet, war unveränderlich düster. Bisweilen dünkte ihn, er höre wieder den Schrei, der ihn zu dem beleuchteten Fenster gezogen hatte. Bisweilen glaubte er Ächzen und Stöhnen deutlich zu vernehmen. Ihm war, als lausche er in den brodelnden Krater eines Vulkans.

Gerold kam und richtete das Bett, den Waschtisch, nahm Wäsche aus dem Schrank. Lautlos ging er hin und her und sah aus, als fürchte er das Auge seines Herrn. Lamm hatte die Laden des Schreibtisches geöffnet und wühlte in alten Briefen und Papieren. Manchmal spähte er hastig nach Gerold und erschrak bei dem Anblick des krankhaft gelben Gesichts. Alles, wovor ihm bangte und was ihm unerträglich zu denken war, hatte sich als Erlebnis in diesem Gesicht eingegraben. Lamm befahl ihm endlich, das Zimmer zu verlassen. Da schlich Gerold mit gedücktem Kopf hinaus.

Lange nach Mitternacht legte sich Lamm zum Schlafe hin. Aber er konnte die Lider nicht schließen, die Finsternis brannte ihn förmlich auf der Stirn. Er hatte in den alten Briefen nicht gelesen; alle Worte, geschriebene und gedruckte, waren ihm wie Moder. Doch ein Geruch der Vergangenheit hatte ihn umfangen und war in sein leeres Herz geströmt wie Gift.

Es wurde ihm bewußt, wie sehr ihn das Schicksal um Liebe und Liebesrecht verkürzt hatte, und Begebenheiten traten in lebendige Nähe, die mit Schweigen und Vergessenheit zu bedecken er immerfort bemüht gewesen war. Dazwischen tauchten Gerolds Züge empor wie ein versteinertes Bild des Grauens, dann gewahrte er Olivias Gesicht, in phosphoreszierender Blässe, in einem Rahmen von Blut. Er biß die Zähne zusammen, als schlüge ihn eine unsichtbare Faust. Unten im Korridor rief jemand mit rücksichtsloser Lautheit: „Schwester Emilie! Schwester Emilie!“ Lamm richtete sich auf, stemmte die Arme hinter sich und schrie in die Luft hinein: „Ruhe!“

Seine Stimme hallte im Raum, unten wurde sie natürlich nicht gehört. Aber sein Haß saugte sich an dem unbekannten Rufer fest und begleitete ihn in die Zimmer und an die Betten der Soldaten, und aus diesen bleichen Wesen sprach derselbe Hohn: ‚Wir sind in deinen Frieden eingedrungen, wir haben deinen Frieden zerstört, wir haben dir alles geraubt, was du besessen hast; deine Gemälde sind verschwunden, deine Möbel, deine Teppiche, deine Tapeten haben wir genommen, deine Bäume lassen wir fällen, deine Blumen reißen wir aus, und die einzige Seele, um die du geworben, die du in deine Einsamkeit geschleift hast wie der Tiger die Beute in die Wildnis, deren du in deinem Innern noch sicher warst, als sie sich fern von dir durch die verdunkelte Welt schleppte, auch die haben wir zu uns gelockt, wir Menschen, wir elenden, kranken Menschen!‘

Es war wie ein Fiebertraum. Da erhob sich von neuem Olivias Bild, doch er erkannte nun und fühlte, was sie ihm bedeutet hatte, ahnte, was sie ihm war, was sie ihm wurde. Ein Verlangen nach ihrer Stimme kam über ihn, ihrem Wort, ihrem Zuspruch, ihrer Widerrede, Verlangen, sich ihr zu eröffnen, zu erklären, von ihr gebilligt und begriffen zu sein.

Als er am Morgen einen Blick in den Spiegel warf, war er entsetzt. Ein altes, fahles, hohlwangiges Gesicht starrte ihm gespenstergleich entgegen. Er machte eine Grimasse und stellte höhnend fest, daß seine Blütezeit vorüber sei.

⁂ ⁂ ⁂

Erst um die Dämmerungsstunde kam Olivia herauf.

Ohne noch einmal sich bitten zu lassen, gab ihr Lamm die schriftliche Einwilligung zum Bau der Baracken.

Sie dankte. Sie war müde und setzte sich nieder; eine gewisse Nervosität verriet auch jetzt, daß sie sich keine Rast erlauben zu dürfen glaubte.

Der gestern geschrien hatte, war schon tot. Sie erzählte es beiläufig. Es war für sie ein Fall unter vielen.

Er nickte. Damit müsse er sich abfinden, daß der Tod Stammgast in dem Hause sei, sagte er; mit ihrem Tun könne er sich nicht abfinden. Bis zur Atemlosigkeit gehetzt, wie er sie vor sich sehe, könne er sich nun und nimmer entschließen, ihr Unternehmen zu billigen oder gar zu preisen.

„Es mag der Weg für hundert andre sein, dein Weg ist es nicht, Olivia. Für

Digitized by Google

die Haltlosen, die Enttäuschten, vom Leben Betrogenen der richtige Weg, für dich der Irrweg."

„Warum, Robert? Es ist dein Trotz und dein tyrannischer Wille, die mir entgegenstehen. Ich habe Welt und Menschen anders gefunden, als du sie mir gezeigt hast," antwortete sie.

„Anders gefunden? Wie denn, wenn man fragen darf? Bist du auch die Zeugin von großen Leiden, so bist du doch nicht befähigt, darüber zu urteilen, woher sie stammen und welche Gerechtigkeit in ihnen liegt."

„Ich urteile nicht, ich leugne nichts, ich behaupte nichts. Das tun die Zuschauer, Robert, die herzlosen Zuschauer."

„Ein Mann ist stets Zuschauer, meine Liebe, auch wo er handelt. Soll ich plötzlich vergessen, wogegen sich fünfundzwanzig Jahre lang mein Gemüt empört hat, wovon ich beleidigt und gedemütigt worden bin zeit meines Lebens? Euch ist der Krieg ein Unglück, ein Verhängnis, das nicht zu verhüten gewesen ist wie ein Hagelschlag oder eine Seuche, mir ist er die Sühne für eine unendliche, aufgehäufte Schuld. Im Grauen der Feuersbrunst wollt ihr nichts mehr davon wissen, daß ihr so lange gezündelt habt, bis die Flammen endlich zum Dach herausgeschlagen sind. Jetzt ringt ihr die Hände, jetzt wehklagt ihr, jetzt wollt ihr helfen und retten, jetzt, da es zu spät ist. Früher ward ihr taub, habt euch verhätschelt und verhärtet, seid Genüßlinge gewesen, Spieler, Trinker, Sportshelden, Bücherwürmer, Ehrabschneider und Rechtsbeuger. Es kommt mir so lächerlich vor, so unnütz, so aufgeblasen. Du mußt schon verzeihen, Olivia."

Olivia erhob sich und erwiderte mit der Ruhe, die ihr die erlebten Gesichte, die Tage, die Nächte, die Schmerzen, das Ungeheure der geschauten Wirklichkeit gaben: „Du tust mir leid, Robert, mehr kann ich nicht sagen, du tust mir namenlos leid. Und wenn ich dich ansehe, weiß ich, daß das nur deine Worte sind. Dein Gefühl ist es nicht, kann's nicht sein."

„Ach, bleib' bei mir mit dem Gefühl vom Hals! Was ich fühle, ist meine Privatsache, was ich denke, geht das Allgemeine an. Und ich denke, daß du mit dem Eimer in deinem schwachen Arm ein Meer von Blut nicht ausschöpfen kannst. Ich denke, daß einer Sintflut nicht abzuhelfen ist, indem man ein paar Zaunlatten in den Boden rammt. Ich denke, daß, wo der Sturm ganze Wälder zerschmettert hat, es ein fruchtloses Unterfangen, ist, mit dem Leimtopf dabeizustehen. Ich denke, daß niemand das Recht hat, sich zu verschwenden, der, wenn auch nur in der Idee eines einzelnen, der Menschheit besser dient, indem er sich bewahrt. Wer geboren ist, Blumen zu hegen, der tauche seine Hände nicht in Blut, oder er entwürdigt die Natur. Weshalb die Welt noch mehr herunterbringen, da sie doch ohnehin schon auf den Hund gekommen ist. Das alles klingt ja verflucht grausam, aber das Schicksal gibt mir ein Exempel von Grausamkeit, das mir Mut einflößt."

„Ich wundre mich," sagte Olivia kopfschüttelnd, und ihre blauen Augen strahlten im Feuer des Unwillens. „Woher nimmst du die Kraft und den Entschluß, dich einer Verantwortung zu entziehen, die alle spüren, von der alle niedergezwungen werden? Bist du der Richter und untersteht die ganze übrige Welt deinem Spruch? Hast du nie gefehlt, nie selber gesündigt, hast du dir kein Versäumnis vorzuwerfen, bist du nicht auch ein Mensch und stehst mit uns allen unter dem gleichen Gesetz? Warum also diese Anmaßung, dieses Feilschen und Hadern, diese feige Flucht vor dem, was nun einmal ist?"

Er schwieg zunächst. Er ging ungeduldig auf und ab und pfiff leise. Er warf finstere Seitenblicke auf sie, und ihre schlanke, hochaufgerichtete Gestalt mit den seltsam zurückgebogenen Schultern erfüllte ihn mit einer Scheu, die er sich nicht eingestehen mochte. Er trat ans Fenster und trommelte an die Scheiben, und während er in den winterlichen Garten und in die kahlen Äste der Bäume schaute, sah er immer bloß sie, fühlte immer nur sie, bewunderte sie, schmähte sie, suchte nach ihr in seinem zerwühlten Innern, suchte sich in ihr, sammelte Gründe, quälte seinem Geist Rechtfertigungen ab.

Er sprach von dem Unheil, das über die Menschheit hereingebrochen war, als von der großen Reinigung. Er sprach von der geschichtlichen Notwendigkeit und von den politischen Verkleidungen, unter denen

Digitized by Google

sie die Völker narre und durch die sie alle einzelnen zu vollbringen zwinge, was keiner zu tun wünsche. Längst seufzten die Länder, die Städte unter einem Überfluß von Menschen und von Produktion; die Fülle sei zur Not geworden, es sei wie in einem Zimmer gewesen, dessen Sauerstoff durch zu viele atmende Lungen verbraucht worden war. Sei sie nicht selbst mit den Worten zu ihm gekommen, es gäbe zu wenig Platz? Nun werde Platz geschaffen, darin liege die Fügung, und nicht nur Platz für den Körper, sondern auch für die Seele, für den Glauben, Platz für den Herrgott, der in Gefahr gewesen, in seinem Himmel zu ersticken. Da dürfe man nicht die Hände ringen und sich larmoyanter Wehklage überlassen; da zieme sich Ehrfurcht vor dem höheren Walten, denn wer falle, der sei eben der Ähre vergleichbar, die, wie die tausende ihrer Mitähren, reif sei für die Sichel des Schnitters. Jeder erlitte den Tod nun einmal. Auch wenn Millionen stürben, sei es doch nur ein einziger Tod, und es sei ein Fehler in der Phantasie des Lebenden, ihn millionenfach zu sehen.

Olivia schaute ihn an, lächelnd und mit einem erglühten Blick. „Ich bin auch eine Ähre, warum willst du mich sondern?" sagte sie.

„Ja, ich will dich sondern," antwortete er heftig; doch stockte er, weil er die Vermessenheit des Wortes empfand und etwas damit verriet, was ihm selbst noch unbewußt in seiner tiefsten Brust verborgen war.

„Warum?" beharrte sie, und ihr Lächeln wurde so vergeistert, daß er Furcht vor ihr verspürte. „Wenn du die Dinge in solcher Art betrachtest, bin ich dann nicht ein Werkzeug für die, die ich rette, wie die Granate ein Werkzeug der Vernichtung ist? Könntest du nur einmal die Augen eines Menschen schimmern sehen, dem man die Schmerzen lindert! Du weißt nicht, was Dankbarkeit ist. Bedeutet denn das Leben für dich nichts? Das einmalige, herrliche, unbegreifliche, das man erst ahnt, wenn der Tod nach ihm langt — ? Du weißt nicht, was Leben heißt!"

„Mach ich einen Dichter, einen Träumer, einen, der die Wirklichkeit des Seins nie zu beherrschen und nüchtern abzuschätzen gelernt hat, mach ich solch einen plötzlich zum Steuermann auf einem Schiff, während der Taifun rast, so tu' ich ungefähr dasselbe, was du mit dir tust," antwortete Lamm und wandte ihr das in allen Muskeln bebende Gesicht zu. „Wie alles in dir zerrissen und verbrannt ist! Jedes Maß zerstört, jede Form zerstört!"

„Nein, nein, nein!" rief sie ihm entgegen. „Nicht zerstört, nicht zerrissen, nur lebendig, endlich lebendig. Und wenn dieses Lebendigsein auch Zerstörung wäre, wer bin ich denn, daß ich auf mich achten sollte, mich schützen dürfte? Für wen, wofür mich bewahren? Wo ist das Bessere, Größere? Laß mich sein, wie ich bin, laß mich tun, was ich tue!"

Sie sah ihn eine Sekunde lang mit starren Augen an, dann brach der Blick und feuchtete sich. Sie trat ein paar Schritte auf ihn zu, preßte beide Hände wider ihre Brust und flüsterte, totenbleich: „Ach, Robert, es ist fürchterlich! Fürchterlich!"

Er umfing die Schwankende mit seinen Armen und stand regungslos da.

Nach einer Weile machte sie sich sanft los, strich mit der Hand über ihre Haare und sagte erschrocken: „Ich vergesse mich ganz. Es wartet soviel Arbeit auf mich. Gute Nacht, Robert."

Schnell verließ sie das Zimmer.

⁂ ⁂ ⁂

Ungefähr vor einer Woche war ein Mann eingeliefert worden, den man ohne Uniform, bis aufs Hemd entkleidet, auf einem Schlachtfeld in Galizien gefunden hatte. Er hatte einen Schuß im Rückgrat, konnte nicht sprechen und keinerlei Auskunft über sich geben.

Still und steif war er dagelegen, die Augen immer auf denselben Punkt in der Luft gerichtet. Er hatte ein außerordentlich schönes Gesicht, blaß, vergeistigt, durchformt; ein schwarzer Bart umrahmte es derart, daß Kinn und Wangen von Haaren frei waren.

Ob er Freund oder Feind war, wußte man nicht. Er trug die Nummer 42, das war alles. Man redete ihn in allen Sprachen aller Völker an, die im Krieg standen, doch gab er niemals ein Zeichen, daß er die Worte faßte. Man vermutete, er sei auch des Gehörs beraubt und hielt ihm Zeitungen und beschriebene Zettel vor; er

Digitized by Google

beachtete nicht einmal die Gebärde. Ohne zu seufzen, ohne einen Laut der Klage lag er da.

Wennschon dies von einer völligen Teilnahmlosigkeit, ja von einem inneren Starrkrampf zeugte, hatten doch seine Augen den stärksten Glanz bewahrt, der sich denken ließ. Sie waren ununterbrochen weit geöffnet, und als ob der Bewegungsmuskel der Lider nicht mehr arbeitete, schlossen sie sich nicht eine Minute lang. Der Ausdruck in ihnen war keineswegs fieberisch; es war ein mildes Licht, ein seelenhaftes Strahlen, das auf Ärzte und Schwestern eine geheimnisvolle Anziehung übte. Oft standen mehrere Personen zugleich an seinem Lager, die sich für kurze Zeit ihrer Beschäftigung entzogen hatten, nur um diesem Blick zu begegnen und ihn festzuhalten.

Und in jeder Nacht kam Olivia an das Bett dieses Verwundeten, blieb stehen, schaute in das bleiche Gesicht und suchte, auch sie, den wunderbar verlorenen, wunderbar erfüllten Blick des fremden Mannes. In jeder Nacht unterbrach sie ihren Rundgang hier und verweilte wie ein Mensch, der Atem schöpft und sich besinnt und der Lösung eines düsteren Geheimnisses näher ist als bisher.

Seit dieser Mann im Hause war, seit sie diese Augen wahrgenommen hatte, die über dem wirren, wilden Geschehen wie zwei feine, einsame Sterne leuchteten, diesen Blick erfahren hatte, der schmerzlich-schmerzlos, wissend-bewußtlos aus dem Geisterreich zu dringen schien, hatten sich ihre jagende Unrast und grausamste Seelenpein etwas gelindert; sie tauchte empor aus der qualmenden Höllenglut und lenkte ihren Blick gen Himmel, vielleicht zum erstenmal im Leben mit der Ahnung und dem Gefühl von Gott.

Es war kein andrer Ausweg mehr gewesen als nach oben.

Mit dreizehn Schritten durchmaß Robert Lamm sein Giebelzimmer. Er hatte berechnet, daß er zwölftausendfünfhundert Schritte machen mußte, um eine Strecke von zehn Kilometern zurückzulegen. Er besaß einen Schrittzähler, mit dessen Hilfe er täglich die durchwanderte Bahn bestimmte. An manchen Tagen waren es zwölf, an manchen fünfzehn Kilometer.

Die Märsche dünkten ihm notwendig zur Erhaltung seiner Gesundheit. Auch konnte er beim Gehen besser denken.

Aber die Gedanken führten zu keinem Ergebnis. Jedesmal graute ihm davor, daß er nach dem dreizehnten Schritt wieder umkehren mußte. Wenn der neunte, der zehnte Schritt einen Aufschwung, eine Erleuchtung versprach, die Wand, die zur Umkehr zwang, machte alles wieder zunichte.

Fünf bis sechs Stunden Schlaf, zwei bis drei Marschieren und zwei bis drei Lektüre, blieben immer noch mindestens zwölf Stunden, die leer waren, zwölf boshaft schleichende Stunden. Jedes Geräusch im Hause, jeder Ruf, jedes Glockenzeichen, jedes Flüstern oder Murmeln war eine Feindseligkeit, war doch zugleich eine willkommene Unterbrechung. Wieviel da lauerte, schreckte, drohte, da draußen, da drunten!

Angst vor Begegnungen hielt ihn davon ab, die Schwelle zu überschreiten. Nach Verlauf einer Woche brütete er über Fluchtplänen. Doch wußte er, daß sich niemand um ihn kümmerte.

Ein sonderbares Vergnügen gewährte es ihm, die Personen an sich vorüberziehen zu lassen, die er ehedem mit seinem Haß bedacht hatte. Es stellte sich heraus, daß von diesem Haß nicht mehr viel übrig war; auch wenn seine Erinnerung noch so grobe Zerrbilder malte, vermochte er an jenen Leuten wenig zu entdecken, was ein so heftiges Gefühl gerechtfertigt hätte.

Die Ursache war nicht etwa die, daß er die Fähigkeit zu hassen verloren hatte, sondern daß alles, was noch an Haß in ihm war, sich gegen einen einzigen Menschen richtete: allein und unversöhnlich gegen Olivia.

Sie hatte ihn gezwungen, wider seine Überzeugung zu handeln. Sie hatte ihn um die letzte Hoffnung betrogen, die er noch gehegt, um die letzte, die geheimste Erwartung, die er trotz aller Weltverachtung und schmerzlichen Verlassenheit noch an die Zukunft geknüpft hatte.

Es dauerte lange, bis er sich dies eingestand. Er war der Mann nicht, um einer solchen Wahrheit ins Gesicht zu blicken.

Digitized by Google

Sein Gemüts- und Sinnenleben war eine vernachlässigte Provinz seines Daseins, und die dunklen Wege der Seele nur zu ahnen, war ihm nicht bequem; er leugnete sie, wo es möglich war. Aber jetzt trat das Vergangene so nah an ihn heran; er wußte plötzlich, daß er schon das Bild des Kindes Olivia mit Lust in sich aufgenommen, und daß das Wächter- und Erzieheramt, das er ausgeübt, ihm mehr und anderes bedeutet hatte als eine Pflicht der Pietät und der Freundschaft. Auge und Empfindung hatten ihn getäuscht; er hätte sich befleckt, sie verraten geglaubt, wenn er von ihr, von sich, vom Schicksal gefordert, wenn er wissentlich zu erreichen getrachtet hätte, wonach sein ausgehungertes Herz lechzte. Wunsch und Sehnsucht zu ersticken und zu unterdrücken, dienten ihm aber menschlich nicht; es verfinsterte ihn und höhlte ihn aus.

Die Gestalt Olivias, die Stimme, der Schritt, der Blick, das Lächeln: alles das war ihm einst wie ein Eigentum gewesen, Frucht seiner Mühe, Lohn seiner Entbehrung, Ausgleich seiner trüben Erfahrung; ihm beschieden, weil zu tiefst nur von ihm erkannt. Für ihn gemacht, für ihn lebendig, weil er den magischen Schlüssel dazu besaß, das Wesen zu begreifen glaubte. Ihr Tun war seines, auch das anscheinend Widerstrebende war noch in der Harmonie mit ihm. Als sie unter seiner Belehrung zusammengebrochen war — er nannte es Belehrung, obwohl ihm sein Gewissen einen härteren Ausdruck vorschlug — als sie sich der Geißel seiner Worte und dem lähmenden Einfluß seiner Urteile durch die Flucht entzogen hatte, war er noch weit entfernt, sie verloren zu geben; mit fatalistischer Geduld vertraute er auf seine Wirkung in die Ferne, rechnete mit ihrer Wiederkehr, wie wenn er sie in Traumschlaf versetzt hätte und den Zeitpunkt abwarten wollte, der zur Erweckung am günstigsten war.

Ihr Erscheinen riß ihn völlig aus dieser Einbildung. Äußere Umstände, die stärker waren als alles, was er in die Wagschale hätte werfen können, hatten den Sieg über ihn erlangt. Ein Rausch von Zorn erfaßte ihn und erneute sich immer wieder, so oft er sich sagte, daß bei natürlicher Entwicklung der Dinge sein Anrecht unbestritten geblieben und die Schwankende, Haltlose ihm endlich in die Arme geführt hätte. Jetzt hatte er verspielt; der Einsatz bestand in seiner Existenz, in vielen Jahren hartnäckig und trotzig verhehlter Zuversicht. Er hatte auf jedes Gut und jedes Ziel sonst verzichtet und zäh und stumm, wie nur er sein konnte, alles auf das eine Los gesetzt. Er hatte verspielt, und er wußte es nun. Derselbe Sturm, den er geweisagt hatte, seitdem sein männlicher Geist und Wille in Konflikt geraten war mit den Gebresten der Zeit und den Unterlassungssünden ihrer Menschen, hatte die Blüte ausgerissen und verweht, die er im geschütztesten Winkel seines Lebensgartens gepflanzt hatte.

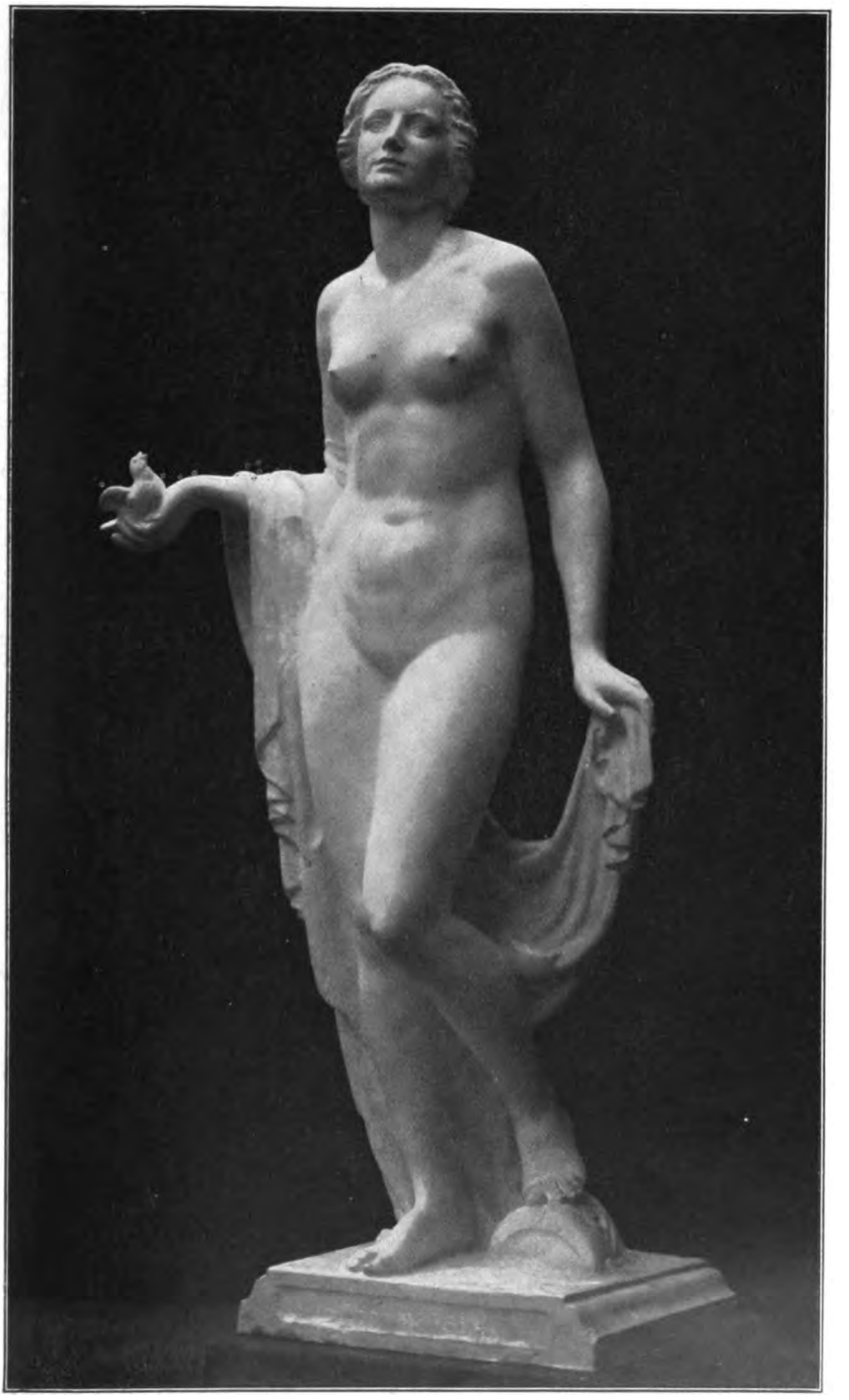
Hier war kein Appell möglich. Sie hatte ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, daß jeder Versuch, sie zurückzuhalten, ihn in ihren Augen zum Verbrecher stempelte. Er durfte nicht hoffen, daß irgendein Mensch, weder Mann noch Weib, weder Freund noch Feind, in seinen Bemühungen etwas anderes erblickte als Verschrobenheit und Herzenskälte. Er hatte sie eingebüßt, sie war dahin, sie konnte ihn nicht mehr sehen und hören, sie hatte sich dem blutigen Chaos verdungen und bildete sich ein, nützlich zu sein und litt unsäglich, und würde immer ärger leiden müssen, je höher die Woge des Entsetzens stieg.

Es gab Stunden, wo er wie ein rachebrütender Teufel bleich und böse in einem Winkel seiner Kammer kauerte und sich das Hirn zermarterte mit den Gedanken, die ihm sein ohnmächtiger Groll und seine wirklich beispiellose Einsamkeit erregten. Es war etwas Troglodytisches um ihn; es umwehte ihn die Luft aus einer versteinerten Welt; er glich dem körperlosen Schatten, der nach einer Seele sucht und sie nicht finden kann. Er fühlte sich ausgestoßen und gänzlich vergessen, erniedrigt und beraubt; er fror und fieberte, er sann auf Gewaltstreiche, aber die Vorstellung, daß möglicherweise er es sein mußte, der sich zu beugen und zu unterwerfen hatte, war ihm noch mit keinem Hauch genaht.

* * *

Eines Nachmittags um die Dämmerungszeit schlich er aus dem Hause und ging zu Frau Khuenbeck.

Digitized by Google



Der Morgen. Bildwerk von Prof. Hermann Hosaeus

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie empfing ihn ohne Herzlichkeit. Er hatte sich jahrelang nicht um sie gekümmert, das trug sie ihm nach.

Sie machte ihn im stillen auch für alles verantwortlich, was mit Olivia geschehen war, und als er die Rede auf das Mädchen gebracht hatte, erklärte sie, daß sie ihre Tochter nur selten sehe. Olivia sei ungehalten, wenn man sie im Spital besuche. Eine Zeitlang seien keine Nachrichten von Ferdinand gekommen, da sei sie hingegangen und habe sich bei Olivia erkundigt, ob sie etwas erfahren habe. Sie habe nichts gewußt, habe aber auch keinerlei Besorgnis gezeigt. Sie habe ruhig zugehört, aber in ihrem Blick sei etwas gewesen, wobei einem eiskalt wurde.

„Haben Sie das vielleicht beobachtet," fuhr Frau Khuenbeck fort, „den Blick, meine ich, den Blick einer Besessenen? Gewiß begeh' ich ein Unrecht, wenn ich so etwas sage. Die Menschen beten sie ja an. Auch ich muß sie bewundern, aber sie ist mir fremd geworden. Geht das mit rechten Dingen zu?"

Lamm schwieg. Es genügte ihm, daß die Frau von Olivia sprach. Er hielt es für ausreichend, sie durch eine ermunternde Miene anzuspornen.

„Sie assistiert jetzt bei den Operationen," berichtete Frau Khuenbeck. „Sie hat das Narkotisieren erlernt und eine solche Geschicklichkeit darin erworben, daß die Ärzte ihre Mithilfe jeder anderen vorziehen. Doktor Strygowski sagte mir, es sei wunderbar; instinktiv bringe sie genau die Tiefe des Betäubungsschlafes zustande, die für den betreffenden Fall erforderlich ist. Wenn einer schreit oder sich sträubt, so braucht sie ihn nur anzurühren, und er fügt sich."

„Märchen," warf Robert Lamm hin.

„Ich glaube nicht, daß es ein Märchen ist. Ich glaube, es ist ein Erbteil von ihrem Vater, der hatte auch so eine Zauberhand. Einige Ärzte meinen, daß sie sich auf eine besondere Kunst des Dosierens versteht. Es sind auch Chirurgen aus der Stadt gekommen, denen sie eine Erklärung geben sollte. Sie konnte aber nichts erklären."

„Die Esel vom Fach vermuten immer da Wunder, wo ganz und gar keine sind," bemerkte Lamm trocken.

Frau Khuenbeck zuckte die Achseln. „Ein Soldat sagte von ihr: sie packt einen so an, daß man vergißt, was einem bevorsteht. Aber was bedeutet mir das? Wie ich das zweite- oder drittemal dort war, mußte ich auf sie warten und ging im Flur auf und ab, und da kam sie mit dem blutenden, frisch abgesägten Bein eines Menschen. Es war in ein Linnen geschlagen, doch wer kann so ein Bild wieder loswerden, wenn er es einmal geschaut! Mir wurde weh vor Grausen, ich hatte das Gefühl, als begehe das Kind eine schreckliche Sünde."

Robert Lamms Gesicht verzerrte sich. „So ein Bein, wissen Sie, ist außerdem verflucht schwer," sagte er mit heiserer Stimme, „es mag gut und gern seine fünfzehn Kilo wiegen."

„Diese Olivia," rief Frau Khuenbeck, „die so heikel war, daß sie vom Tisch aufstand und nicht weiteressen konnte, wenn auf einem Salatblatt ein Wurm kroch! Was kann ihr die Welt noch sein, danach? Kann sie je wieder ein harmloses Leben führen, ein Leben mit kleinen Pflichten?"

Lamm erhob sich. „Wir werden das Problem heute nicht lösen, Verehrteste," antwortete er schroff. „Unser Verstand ist überhaupt unzulänglich gegenüber dem traurigen Verwesungsvorgang, den man Leben nennt. Mich dürfen Sie schon gar nicht interpellieren. Ich gestehe Ihnen, mir wird übel, wenn ich ja oder nein sagen soll. Ich bin im Begriff, mir das Reden abzugewöhnen; meine Zunge hat nicht die geringste Lust mehr, Geräusche zu artikulieren. Ein überflüssiges Stück Fleisch, das mir im Munde fault. Empfehle mich Ihnen."

⁂ ⁂ ⁂

Als er durch den Korridor seines Hauses schritt, traten ihm zwei Herren in den Weg. Der eine war Doktor Strygowski, der andere, der mit außerordentlicher Feinheit gekleidet war, hatte ein bartloses, etwas aufgeschwemmtes Gesicht, und seine Miene verriet Unsicherheit und Anmaßung. Er blieb vor dem Hofrat stehen, lüpfte den tadellos gebügelten Zylinder, nannte seinen Namen mit einem Ton von aufdringlicher Bescheidenheit und sagte, er sei entzückt von der Besichtigung des Hauses,

Digitized by Google

das eine Perle unter den Lazaretten der Stadt sei, und er freue sich, dies öffentlich verkündigen zu können.

Lamm stand steif wie ein Stock. Der andere verbeugte sich, lächelte aus irgendeinem Grunde geschmeichelt und ging.

Doktor Strygowski sagte: „Einer unserer führenden Journalisten. Besichtigt Spitäler im Auftrag des Roten Kreuzes."

Lamm nickte. „Kennen Sie die Geschichte vom Grafen Ulrich von Württemberg und dem Dieb?" fragte er. „Der Graf Ulrich hatte die Gewohnheit, oft den ganzen Tag vor seinem Schloß zu sitzen und mit jedem zu sprechen, der vorüberging. Einmal schlich sich ein Mensch aus dem Tor, der hatte drinnen in der Küche einen Fisch gestohlen und er hatte einen sehr kurzen Mantel an, unter dem der Fisch hervorhing. Da rief ihn der Graf zu sich und sagte zu ihm: ‚Wenn du wieder Fische stehlen gehst, so zieh einen längeren Mantel an oder nimm einen kürzeren Fisch.'"

Doktor Strygowski lachte. „Ich glaube, der Rat hat gefruchtet," antwortete er. „Unsere Fischdiebe haben sich mit hinreichend langen Mänteln versehen."

Lamm warf einen durchdringenden Blick auf den jungen Arzt. „Doktor Strygowski, wenn ich nicht irre —?"

„Strygowski ist mein Name. Ich bitte um Verzeihung, daß ich unterlassen habe —"

Lamm schüttelte ungeduldig den Kopf. „Nichts, nichts," unterbrach er den Doktor. Dann ließ er abermals den Blick mit fast verletzender Unbekümmertheit auf dessen Zügen ruhen. Er war gefesselt von dem Ausdruck des Ernstes, der darin lag, und sagte: „Es wäre mir lieb, wenn Sie am Abend eine Stunde zu mir kommen würden. Ich habe einige Fragen an Sie zu richten."

Doktor Strygowski erwiderte, er werde kommen, sobald es ihm seine Zeit erlaube.

„Herr Doktor, der Transport," sagte Schwester Nina, die vom Eingangsflur heraufkam. Lamm kannte die schöne, blasse Frau Senoner. Er grüßte kühl.

Die Sanitätsleute kamen mit den Bahren. Regungslos lagen die verwundeten Männer, mit eingesunkenem Brustkorb und auf die Seite geneigtem Kopf. Ihre Gesichter waren von einem verwitterten Grau, das Blut war durch die Verbände gedrungen und klebte auf der Haut. Mit dumpf-ungläubiger Verwunderung sahen sie vor sich hin. Alles was sie wahrnahmen, verursachte ihnen eine mit Furcht gemischte Spannung, über die sie grübelten.

Hinter den letzten Trägern ging Olivia. Sie war in einen ziemlich groben Mantel gehüllt, das Gesicht war entfärbt. Als sie Robert Lamm gewahrte, nickte sie ihm ohne Lächeln zu.

⁂ ⁂ ⁂

Es war elf Uhr vorbei, als Doktor Strygowski in Robert Lamms Stube trat. Er entschuldigte sein spätes Kommen. Lamm deutete schweigend auf einen Sessel gegenüber seinem Lehnstuhl.

„Ich will über Olivia Khuenbeck mit Ihnen sprechen," begann er ohne Umschweife. „Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß Olivia während ihrer ganzen Jugend unter meiner Obhut gestanden ist. Ich fühle mich noch immer für das, was sie tut, verantwortlich. Möglich, daß es eine Torheit ist, aber es ist nun einmal so. Wie beurteilen Sie die Eignung Olivias zu dem Beruf, den sie sich hier erwählt hat?"

Ein wenig verwundert über den Ton eines verhörenden Richters, antwortete der junge Arzt nach einigem Überlegen: „Zu einem Urteil oder einer Kritik fehlt jede Befugnis, wo etwas so Ungewöhnliches vollbracht wird."

„Hat sie von Anfang an gewußt, was ihr beschieden sein würde, wenn sie beharrlich blieb?"

„Ohne Zweifel," versetzte Doktor Strygowski.

„Beachten Sie eines," fuhr Lamm eindringlich fort; „viele Menschen, die sich an ein schwieriges Unternehmen wagen, ermangeln der Kenntnis und aufrichtiger Einschätzung ihrer Fähigkeit. Sie brauchen darum nicht zu versagen, oft zeigen sich die höheren Kräfte mit der höheren Forderung. Aber wo es sich um den beständigen Anblick von Blut und Wunden handelt, muß unbedingt die Phantasie nach und nach ertötet werden, sonst ist an eine fruchtbare Arbeit nicht zu denken. Der

Digitized by Google

Augenschein schwächt sich ab, die Gewohnheit macht die Sinne stumpf."

„Das kann ich nicht leugnen, und es gilt in allen Fällen, nur bei Schwester Olivia nicht," versetzte Doktor Strygowski. „Ihr Geist und ihr Gemüt sind der Abstumpfung nicht unterworfen. Das ist das Merkwürdige und das Seltene bei ihr. Nicht bloß, daß sie sich an das vielfältig Entsetzliche nicht gewöhnt, nie gewöhnen wird, sondern jeder neue Eindruck reißt ihr Herz von neuem auf. Sie ist dem Grauen, dem Schmerz, der Empörung, dem Mitleid mit einer Intensität überliefert, die ohne Grenze ist."

„Also ein Phänomen, ganz einfach ein Phänomen," sagte Lamm mit erheuchelter Lebhaftigkeit. Er lehnte sich tief in den Sessel zurück und umklammerte mit den Fingern die Armlehnen fest.

Doktor Strygowski fuhr fort: „Sie kennt jeden einzelnen Mann, und wir haben jetzt hundertzwanzig Leute im Haus. Sie kennt die Beschaffenheit der Wunden bei jedem, sie weiß ob Hoffnung besteht, das Leben zu erhalten oder nicht, jede Besserung oder Verschlimmerung spürt sie unmittelbar und ist sogleich zur Stelle, wenn Gefahr droht. Die Fieberzustände sind ihr so vertraut, daß alles Fieberwesen, vom gelispelten Betteln um Wasser bis zur Raserei, vom Zähneklappern bis zur Hochglut zur besonderen Sprache und Mitteilung für sie geworden ist. Und sie begnügt sich nicht, sie will immer noch ein Mehr; von sich selbst heißt das, nur von sich selbst."

Lamm erhob sich, ging auf und ab, setzte sich wieder. Er zwang sich mühsam zu Ruhe. „Ich begreife es nicht," stieß er hervor, „begreife es nicht. Ich will gar nicht die Frage erörtern, wie sie es physisch aushalten soll; aber Tag für Tag das alles sehen! Und nicht nur sehen, auch hören, das Stöhnen, Wimmern, Klagen, die verzweifelten Rufe. Hier oben schaudert mir manchmal die Haut, und ich bin doch ein hartgesottener alter Kerl. Aber sie, sie! Diese Mimose! Von jedem Windhauch war sie abhängig, jede übel gelaunte Miene hat sie erschreckt; sie an einem Wirtshaus vorüberzuführen, wo Betrunkene lärmten, war ein Wagnis."

Überrascht von der Aufwallung eines Mannes, den er für trocken und unempfindlich gehalten hatte, senkte Doktor Strygowski den Kopf. „Vor einigen Tagen war ich mit Schwester Olivia in einem Haus, wo irrsinnige Verwundete untergebracht sind," erzählte er mit leiser Stimme; „da waren Zimmer angefüllt mit Männern, die aneinander vorübergingen, ohne einander zu gewahren, in gleichmäßigem Marschtempo, mit Blicken der angstvollsten Erwartung; Zimmer, wo Männer saßen, die stundenlang die Hände steif zum Gebet gefaltet hatten oder nach ihren Angehörigen riefen; da war es schwer, sich zusammenzunehmen, sehr schwer. Schwester Olivia hatte eine Gebärde, die ich nicht vergessen kann seitdem; so, als wollte sie sagen: ‚O Gott, was ist mit deiner Welt geschehen, was ist mit eurer Welt geschehen, ihr Menschen!'"

„Ja, das kann ich mir gut denken," antwortete Lamm nun wieder mit erkünstelter Ruhe. „Aber erklären Sie mir doch, was in ihr vorgeht," fügte er hinzu und kniff die Augen sonderbar zusammen; „mich läßt da die Logik im Stich."

„Die menschliche Seele ist ein wunderbarer Organismus, Herr Hofrat," sagte Doktor Strygowski sinnend. „Ich will nicht von mir reden. Ich bin Arzt. Aber auch ein Arzt, für den der Menschenkörper Studium und Sache wird, gerät jetzt bisweilen mit der sogenannten göttlichen Weltordnung in Konflikt. Man fragt sich, was das alles soll, das Leben und Sterben und die ganze Qual. Wenn nun solche Gedanken an mir nagen, und ich schaue Schwester Olivia an, da ist mir zumute, wie etwa einem stümpernden Dilettanten, der vor einem Künstler steht. Die leidet! Das ist Leiden! Gewiß, der Tag faßt vieles, man vergißt, man flieht, die gespannte Saite lockert sich durch einen Scherz, ein unbefangenes Wort, einen geistigen Zuspruch, aber bei ihr ist auch davon keine Spur. Es scheint mir oft, als sei sie bereits einen Schritt über die Alltäglichkeit hinausgelangt, ich kann es mir nicht anders erklären, irgendein unbekanntes Element hat sich ihrer bemächtigt, für mich im stillen nenne ich es die Metempsyche."

Lamm schwieg, kaum daß er atmete, und nach einer kurzen Weile fuhr Doktor

Digitized by Google

Strygowski fort: „Sie versteht die Heiterkeit nicht mehr, das harmlose Gespräch nicht mehr, das selbstverständliche Weitergehen des Daseins nicht mehr. Sie versteht nicht, daß es noch Menschen gibt, die von ihren Geschäften, ihren Wünschen, ihren persönlichen Vorteilen und Enttäuschungen reden können. Ich sah sie einmal ins Pflegerinnenzimmer treten, als eines der Mädchen vor dem Spiegel saß und sich frisierte, einigermaßen umständlich, wie es ja manche Frauen tun. Die Miene, mit der sie wehmütig und unwillig staunte, war ergreifend. Sie selbst hat sich ja ihr Haar abgeschnitten, wie Sie wissen."

„Nein, ich wußte es nicht," murmelte Lamm, „ich wußte es in der Tat nicht. Das unvergleichliche Haar! In Generationen schafft die Natur so etwas nicht zum zweitenmal."

„Unter unseren freiwilligen Damen," begann Doktor Strygowski wieder, „ist auch eine vielgerühmte Schauspielerin, Schwester Susanne, eine verwöhnte Gesellschaftsdame mit Prinzessinnen-Allüren; um sie ist der ganze Lügendunst des Theaters, und sie verrichtet ihre Obliegenheiten mit der großen Geste, mit der sie ihre Rollen spielt. Es ist seltsam, zu sehen, wenn Schwester Olivia mit ihr spricht. Sie schlägt die Augen zu Boden, als schäme sie sich, und ihre Haltung hat etwas, wie soll ich sagen, etwas geradezu magisch Edles. Sie weiß natürlich, wie es um so manche dieser Frauen bestellt ist; daß sie sich im Pflegedienst Abwechslung und Zerstreuung verschaffen wollen, daß sie die Leere ihres Gemütes zudecken durch einen Eifer, der ihnen Beifall einträgt."

Robert Lamm lachte bitter auf. „Sie sind ein gründlicher Herr, das muß man gestehen," sagte er. „Nun, und das wucherische Treiben der Lieferanten, weiß sie auch von dem? Und wie verhält sie sich dazu? Und zu der Schwerfälligkeit der Ämter und Behörden, der Schmähsucht der Unzufriedenen, den Ränken der Beleidigten, den Ausreden der Faulen, den krampfhaften Bemühungen der Streber und Ordensjäger, dem frühzeitigen Erlahmen derer, die in rascher Begeisterung Wunder zu tun versprochen hatten, mit einem Wort, dem ganzen landesüblichen Unrat, wie verhält sie sich dazu?"

„Ich glaube, das alles legt sie sich förmlich selber zur Last und verwandelt es in eine Forderung an sich," erwiderte Doktor Strygowski. Er dachte eine Weile nach, bevor er zögernd fortfuhr: „Sie muß ein Erlebnis von einschneidender Bedeutung gehabt haben. Sie muß einmal so zu Boden geschlagen worden sein, daß es aller Kraft bedurfte, die ein Gemüt überhaupt aufbringen kann, damit sie sich wieder erheben konnte. Deshalb ihre Strenge, deshalb die Klarheit in ihr, deshalb ihr unbeirrbar gerichteter Weg."

„Ach was, Flausen!" rief Lamm schroff, ja fast wild. „Flausen! Darauf fall' ich Ihnen nicht herein!"

Ein rascher Blitz des Unwillens traf ihn aus Strygowskis Augen. „Ich habe Ihnen meine Meinung nicht aufgedrängt, Herr Hofrat," sagte er leise. „Daß ich Olivia Khuenbeck bewundere, will ich nicht leugnen. Ich gestehe sogar, daß ich noch nie einen Menschen in diesem Maß bewundert habe. Meine Bewunderung ist um so größer, als ich mir nicht verhehle, nicht verhehlen kann, wohin der Weg führt, den sie geht."

Lamm schwieg betroffen. Die beiden Männer sahen sich an.

„Und Sie haben kein — Kapital in diese Bewunderung investiert? Sie wollen keine Zinsen daraus ziehen?" fragte Lamm mit verkniffenem Mund.

„Ich verstehe nicht —"

„Ich meine, ob Sie nicht ein bißchen bestochen sind, vielleicht ohne es zu wissen? Ich meine, ob Sie ohne Vorbehalt sprechen, ohne geheime Hoffnung, ohne die Erinnerung an einen Nervenkitzel, ohne ein egoistisches Ziel."

„Hierauf habe ich keine Antwort."

„Das ist jedenfalls bequem." Lamm erhob sich und begleitete seine Worte mit heftigen, abgehackten Gebärden. „Ich soll also schlechterdings an Engel glauben, an graduierte Engel mit Schnurrbart und Brille! Seit wann sind denn die Doktoren der Medizin unter die Idealisten und Propheten gegangen? Hat euch die blutige Zeit betrunken gemacht?"

„Ihr Ungestüm gibt Ihrer Beschuldigung noch nichts Plausibles," sagte Strygowski, der blaß geworden war.

„Ich beschuldige Sie nicht, ich weiß nichts

Digitized by Google

von Ihnen, Sie sind mir fremd, lassen wir Ihre Person aus dem Spiel," fuhr Lamm grollend fort. „Wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin, will ich abbitten. Aber können Sie sich als erfahrener Mann, als redlicher Beobachter vorstellen, daß ein Wesen wie Olivia sich Tag für Tag, Stunde für Stunde unter Männern bewegt, ohne nur im Geringsten als Weib auf diese Männer zu wirken? Meine Frage enthält keine Frivolität. Sie sehen, ich bin tiefernst. Wir leben auf einem Planeten, mag er auch noch so mangelhaft gezimmert sein, auf dem es für bestimmte Daseinsformen bestimmte Gesetze gibt. Hunger ist Hunger, Blut ist Blut. Hunger will Sättigung, Blut will Wärme. Riechen Sie nicht den tückischen Giftstoff, von dem das ganze Haus erfüllt ist? Glauben Sie, daß irgendein Weib sich dem entziehen kann, auch wenn sie Olivia heißt?"

„Ich glaube es," erwiderte Doktor Strygowski entschlossen. „Was Sie sagen, ist keine Wahrheit für mich, sondern eine Anklage, die erst bewiesen werden muß. Es müßte erst bewiesen werden, daß die Caritas, vor der ich meine Knie beuge, ein lemurischer Unhold ist."

„Ist sie auch!" rief Lamm mit Leidenschaft. „Ein Unhold und Lügengeist, der Frauen- und Mädchenseelen mit falschen Hoffnungen umgarnt, um sie dann, jeder Illusion bar, hinaus ins Leben zu stoßen."

Ein langes Schweigen trat ein. Strygowski zog die Uhr aus der Tasche, überlegte eine Weile, während er die Uhr in der Hand behielt und sagte dann: „In einer Viertelstunde macht Schwester Olivia ihre zweite Nachtrunde. Ein Vorurteil kann nur durch den Augenschein widerlegt werden. Unmöglich, daß Sie auf Ihrer Meinung beharren, wenn Sie sie dabei sehen."

„Ich brauche den Augenschein nicht," knurrte Lamm. „Alles was ist, kann ich mir erdenken, Augenschein ist Augentrug."

„Diese Paradoxie ist mir bekannt," entgegnete der Arzt; „ich kenne dieses Leiden." Er blickte traurig zu Boden.

In diesem Augenblick vernahmen sie ein seltsames, eintöniges Plärren, ein singsangähnliches Heulen wie von einem Hund. Der Hofrat ging zur Tür und lauschte. Dann öffnete er die Türe, schritt durch den kleinen Vorraum und die Treppe hinunter.

Doktor Strygowski folgte ihm.

* * *

Auf der untersten Treppenstufe saß zusammengekauert ein Mensch. Erst als er ihm nahe war, erkannte Lamm seinen Diener Gerold. Er war es, der wie ein Idiot halblaut vor sich hinheulte und dabei mit dem Oberkörper schaukelte. „Was treibst du da?" herrschte ihn Lamm an.

„Herr Hofrat, ich find' im ganzen Haus kein Plätzchen, wo es still ist," flüsterte der Diener. Er schaute empor; sein Kopf sah aus wie geschwollen.

„Geh auf der Stelle in deine Kammer und in dein Bett," befahl Lamm.

Gerold erhob sich schwerfällig und wankte über die Stiege. „Kann aber nicht schlafen, Herr Hofrat," klagte er.

Lamm schüttelte sich ein wenig. Er machte Miene, wieder in seine Stube zu gehen, aber Doktor Strygowskis Blick war jetzt so forschend, so sonderbar auffordernd auf ihn gerichtet, daß er mit einer unbehaglichen Empfindung von Wehrlosigkeit umkehrte und hinter dem Arzt in das große Zimmer ging, das vormals seine Bibliothek gewesen war. Die Lichter waren ausgelöscht bis auf eines, das neben der Tür brannte und durch ein grünes Tuch abgedämpft war. Nur in den zunächst stehenden Betten konnte man die Gesichter sehen. Sie hatten einen fahlen Schein. Einige Verwundete wachten und hoben von Zeit zu Zeit den Kopf; dabei glänzten die Augen heiß, und wenn sie den Kopf zurücksinken ließen, ächzten sie.

Doktor Strygowski zog Lamm in den Schatten und raunte ihm zu: „Sie muß gleich kommen; hier war sie noch nicht, denn die Schwester dort drüben ist eingenickt."

Er hatte kaum ausgeredet, da trat im Hintergrund eine Gestalt durch die Türe. Es war Olivia.

Ihr dunkles Gewand und die Dunkelheit im Raum ließen ihr Gesicht nahezu weiß erscheinen. Der Schritt war lautlos und verlieh der Bewegung etwas Geisterhaftes. Sie ging sogleich zu der jungen Schwester, die schlummernd auf dem Stuhl saß und berührte mit der Hand deren Schulter. Das Mädchen fuhr erschrocken empor; die

Digitized by Google

Bestürzung in ihrem Gedicht verwandelte sich in einen Ausdruck des Flehens. Olivia schüttelte den Kopf und ging weiter.

Die Blicke derer, die wach waren, hatten sie entdeckt; sie flogen ihr zu, förmlich ungeduldig; dies hatte etwas wie bei hungrigen Säuglingen, wenn die Amme an die Wiege tritt. Er war rührend und unheimlich. Olivia schien es zu fühlen; sie neigte die Stirn; alles war plötzlich so sanft an ihr, Gang, Blick und Haltung, unsagbar innerlich und beredt.

Sie ging wie mit einer Lampe in der Hand, die nicht verlöschen durfte. Aber trotzdem es so aussah, trotzdem diese unsichtbare Lampe ihre ganze Aufmerksameit zu beanspruchen schien, war es, als sehe und spüre sie alles, was rund um sie war, mit zehnfach geschärften Sinnen.

Als sie in das nächste Zimmer treten wollte, kam Schwester Emilie, eine ältere Person, aus der Tür. Sie sagte: „Mit Nummer 42 geht es jetzt zu Ende."

„Rufen Sie Doktor Strygowski," antwortete Olivia.

⁂ ⁂ ⁂

Vor dem kleinen Raum, in welchem Nummer 42 lag, standen flüsternd einige Schwestern. Sie folgten Doktor Strygowski, als er zu dem Bett des Unbekannten ging. Robert Lamm hatte sich unter sie gemischt. Olivia bemerkte ihn im Vorüberschreiten und nickte ihm zu wie am Abend, ohne zu lächeln, doch mit einem verwunderten Aufschimmern des Blicks.

Nicht Neugier hatte Lamm hergezogen, sondern eine Kraft, die ihren Ursprung in Olivia hatte, oder in der unsichtbaren Lampe, die sie trug.

Der Sterbende war in einem Zustand von Auflösung und Entrückung. Der Glanz in den Augen hatte sich so gesteigert, daß es peinigend war, in sie zu schauen. Der seltsame Rahmenbart glich verdorrtem Gestrüpp.

Doktor Strygowski hatte sein Ohr auf der keuchenden Brust des Mannes und lauschte dem Herzschlag.

War es nur eine Täuschung, oder verhielt es sich wirklich so: alle im Zimmer Anwesenden hatten den Eindruck, als seien die Blicke des Unbekannten, die bis zu dieser Stunde noch nie auf einem bestimmten Gegenstand oder einem Menschen geruht hatten, auf Robert Lamm gerichtet, ausschließlich und ohne abzuirren auf ihn, und zwar in einer Art, wie wenn er eine Erinnerung in ihm wachrufen, wie wenn er ihn an ein Versprechen mahnen wollte. Der Blick war so dringend, als sei zwischen den beiden zu irgendeiner Zeit einmal eine Verabredung getroffen worden und als sei eben jetzt die Frist verstrichen. Es war ein Blick des Willens und des Bewußtseins, der alle in Erstaunen versetzte.

Lamm spähte scheu um sich her; er wollte dem Blick entrinnen, doch zwang es ihn stets von neuem in die Richtung, wo er dem schauerlich und dringlich glänzenden Auge begegnen mußte. Olivia stand hinter dem Arzt; in ihrem Gesicht war ein gedankenvoller Ernst. Auch dagegen sträubte sich Lamm mit stummer Anstrengung; am liebsten hätte er ihr zugerufen: Sprich mit mir! Das Einfachste zu tun, was ihn aus seiner Bedrängnis befreit hätte, sich abzuwenden und wegzugehen, war ihm durchaus unmöglich. In dieser Not griff er zu einem sonderbaren Hilfsmittel: er riß seine Zigarettendose aus der Tasche, entnahm ihr eine Zigarette und hielt sie dem Sterbenden hin. Es geschah dies weniger aus Überlegung, als aus Trotz und Trieb, die gesteigerte Situation ins Gewöhnliche zu ziehen.

Zuerst schien es, wie wenn ein freudiger Funke aus den Augen des Unbekannten blitze; er machte eine schwache Bewegung mit dem Arm, und Lamm schob ihm nun die Zigarette zwischen die Lippen. Aber um den blutlosen Mund spielte auf einmal ein Ausdruck der Verachtung; ja, der deutlichen, bittersten Verachtung, durch ein mattes Lächeln nicht gemildert, sondern verstärkt. Sodann erschütterte ein schrecklicher Seufzer den Körper, das Auge brach, das Leben war dahin.

Als Robert Lamm den Raum verließ, war ihm wie einem zu schimpflicher Strafe Verurteilten zumute; das Lächeln unergründlicher Verachtung in der letzten Agonie des Kriegers, es haftete wie ein Brandmal auf ihm. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Johannes Klasing

Zu seinem 70. Geburtstage

Am 19. Oktober, hochverehrter Herr Kommerzienrat und Verleger, begehen Sie Ihren 70. Geburtstag. Wenn man Ihnen diese lange Wegstrecke des Lebens auch wahrlich nicht ansieht und anmerkt, so ist die Tatsache an sich doch nicht aus der Welt zu schaffen. Ich weiß nun von Ihnen aus der Erfahrung der Zusammenarbeit eines Vierteljahrhunderts, daß Sie jedem Lob oder gar jeder Verherrlichung möglichst weit aus dem Wege gehen. Ich weiß, daß Sie all Ihr Schaffen und Wirken als Ihre einfache Pflicht auffassen, und daß Sie deshalb jedes Lob und jeden Dank als unnötig ablehnen. Aber heute müssen Sie mir schon einige Worte gestatten.

Ein halbes Jahr etwa ist es her, am Tage meines 25jährigen Jubiläums als Schriftleiter, da nahmen Sie mich bei der Hand, führten mich auf einen besonders schönen Sofaplatz, meinten: «Nun lassen Sie sich mal ein bißchen feiern» und hielten mir eine liebe Rede. Sie hielten diese Ansprache ja im Namen von Velhagen & Klasing; je länger Sie aber sprachen, desto mehr klang unser persönliches Verhältnis zueinander hinein — und das war für mich das Schönste und Ergreifendste.

Nun ist der Tag gekommen, an dem ich Gleiches mit Gleichem vergelten, an dem ich zu Ihnen im Namen der Schriftleitung hier in unseren Heften und damit vor unseren Lesern sprechen darf.

Vor mir steht in schönen Einbänden die stattliche Reihe unserer Monatshefte, 30 Jahrgänge. Für diese kann ich sagen: sie sind Ihr Werk!

Selbstverständlich haben viele, viele andere zum Gelingen beigesteuert: Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Kollegen. Trotzdem aber: sie alle wären machtlos gewesen ohne Sie! Ich denke dabei nicht zuletzt an die erste schwere Zeit zurück, in der die Hefte sich nur langsam emporarbeiteten. Da waren es Ihr Wagemut allein und Ihre Zähigkeit, die uns Schriftleiter stützten und anfeuerten, die uns immer wieder anfeuerten — es muß auch das gesagt werden: ohne Rücksicht auf die wachsenden Kosten, denen noch kein Gewinn gegenüberstand. Sie allein hatten zur Sache das felsenfeste, nie wankende Vertrauen, ohne das nie etwas Großes wird. Mein verstorbener Kollege Pantenius prägte damals in ehrlicher Bewunderung das Wort: «er» — Sie nämlich — «ist doch ein königlicher Kaufmann!» Er traf damit den Nagel auf den Kopf.

Digitized by Google

Monat um Monat kamen Sie aus Bielefeld zu Besprechungen mit uns herüber. Immer gewannen wir durch Sie eine reiche Fülle von Anregungen. Auf literarischem und künstlerischem Gebiet ließen Sie uns weitesten Spielraum; es gab und gibt sicherlich in deutschen Landen keine Schriftleitung, die so frei schalten und walten durfte und darf wie wir. Unendlich viel aber wurde uns allen von Ihnen gegeben durch Ihre zielbewußte, treffsichere Beherrschung des gesamten technischen und buchhändlerischen Betriebs, durch Ihre seltene Kenntnis der Bedürfnisse und Wünsche weiter Leserkreise. Es muß wohl eine angeborene Gabe sein, die sich in Ihnen im weitesten Sinn ausgebildet hat: Verleger-Instinkt hab' ich sie einmal genannt; durchdringende Klugheit wäre wohl richtiger. Geradezu erstaunlich war es oft, wie unter Ihrer Einwirkung ein flüchtig hingeworfener Gedanke, eine an sich unbrauchbare Idee Leben und Kraft, ganz neue Möglichkeiten gewannen.

Eine wundervolle Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, die Ihnen Gott ja bis heut bewahrte, einte sich in Ihnen mit einer großen Menschenkenntnis und einer höchst seltenen Kunst der Menschenbehandlung. Wir Schriftleiter sind ja meist etwas eigensinnige Leutchen, die vielleicht auch das eigene Können bisweilen zu hoch anschlagen. Wie haben Sie uns zu nehmen gewußt, jeden einzelnen nach seiner Eigenart! Wir alle müssen Ihnen heute danken, hier, für alle Geduld und Liebenswürdigkeit, die Sie uns entgegenbrachten: vor allem aber für das Vertrauen, das in Ihnen, wenn es einmal gewonnen war, nie erlahmte: auch nicht, wenn Sie offenbaren Versehen gegenüberstanden.

Dies Vertrauen zu uns, aus dem dann das unbedingte Vertrauen zu Ihnen erwuchs, erscheint mir als die schönste Frucht unsers langen, langen Zusammenarbeitens. Zwischen uns beiden wurde es im Lauf der Jahre zu herzlicher, aufrichtiger Freundschaft; einer Freundschaft, die sich in der schweren Zeit, in der wir leben, womöglich noch vertiefte. Ihre herrliche, feste Zuversicht auf den für unser Volk siegreichen Ausgang des Weltkriegs, Ihre warmherzige, tiefe, opferfreudige Vaterlandsliebe, sie haben uns oft gestützt, uns immer wieder mit neuem Mut erfüllt.

Glücklich wollen wir sein, wenn es uns noch viele, viele Jahre vergönnt ist, unter Ihnen zu arbeiten, aus dem Schatz Ihrer reichen Erfahrung zu lernen. Aussprechen aber darf ich Ihnen an dieser Stelle, wie sehr wir alle Sie schätzen und verehren, daß wir in Ihnen ein leuchtendes Vorbild sehen!

Hanns v. Zobeltitz

Digitized by Google

Kommerzienrat Johannes Klasing
Mitglied des Preußischen Herrenhauses
Gemälde von Prof. Leo Samberger

Digitized by Google

Digitized by Google

Sächsische Reiter-Offiziere

Von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Kameraden, ihr habt was durchgemacht!

Ich meine nicht manche wilde Schlacht,
Nicht des Obersten harmloses Schrullchen,
Nicht in Frankreich die üblen Patrouillen,
Nicht die Winter in Kurland und Polen
Und nicht — aber die soll der Teufel holen! —
Die Schützengräben mit ihren Plagen,
Nein, da habt ihr Schlimmeres ertragen!

Unter euch hat einst Uhde gesessen,
Fritz von Uhde, ernst und gemessen,
Und er malte ganz anders als alle
Jesus im Tempel, die Krippe im Stalle,
Petrus und Paulus, die Gottes-Streiter, —
War ein Sächsischer Garde-Reiter,
Und doch mußtet ihr an ihm erleben,
Daß er der Malerei sich ergeben!

Und ein andrer, ritt als Husar,
Moritz von Egidy, und war
Ausgelassen und fröhlich wie ihr
Und mit Leib und Seel Offizier.
Und doch ist er einmal gegangen,
Hat zu sinnieren angefangen,
Und was Uhde zum Pinsel getrieben,
Hat Egidy in Bücher geschrieben:
Ernste Gedanken vom christlichen Wesen, —
Mancher von euch hat's sogar gelesen!

Überhaupt: Mit der Schreiberei
Hält es die sächsische Reiterei!
Einer ritt bei Trompetenton
Leuchtenden Auges vor der Schwadron:
Wilhelm von Polenz vom Lausitzer Land,
Und der hatte doch Pferde-Verstand,
Konnte reiten! — Wer hätte gedacht,
Daß der hingeht und Bücher macht!

Digitized by Google

Nun aber: Pallasch gesenkt und «Hurra!»
Dir, mein Georg von Ompteda!
Himmel, wir saßen zahllose Male
Rings umbrandet vom Liebesmahle,
Immer wieder erklang der Toast:
«Wolln wir uns wieder vertragen? — Prost!»
Ewig Fröhlicher, laß dich preisen,
Ewig junger Dichter des «Eysen»!

Weiter die Reihe: Vorüber ziehn
Louis von Rayski, Georg von Boddien,
Hei, wie ihr Zug durch die Heide gebraust, —
Und die «gefühlvolle Zügelfaust»
Hat dann doch die Zügel gelassen,
Um die Pinsel dafür zu fassen.

Na Gott: Maler — ist ja auch was,
Aber, Kameraden, — verstandet ihr das?!

Nein, es ist auch erstaunlich gewesen!
Bilder besehen und Bücher lesen,
Ja, das geht ja, aber gelassen
Absitzen und absatteln lassen
(Und aus dem Sattel des Regiments!)
Wie Georg von der Gabelentz,
Und in der Kunst so allmählich versanden, —
Himmel, das habt ihr schwer überstanden!!

Fertig trainierte Kameraden
Überstanden sogar Balladen,
Bei des Kasinos Kaminfeuerschein
Hergesagt zu Zigarre und Wein. —
(Beifall der Freunde, wie lieblich du bist!
«Dich hat die Muse ja lausig geküßt!»)

Alles, was recht ist! Ihr habt was geleistet,
Dessen so leicht sich kein andrer erdreistet!
Im Dienst auch geschunden und Rennen geritten,
Im Westen und Osten wacker gestritten, — —
Aber: So viele Künstler ertragen:
Hört mal, das hatte doch mehr zu sagen!!
Drum sei euch Reitern dies Glas gebracht, —
Kinder, — ihr habt was durchgemacht!!

Digitized by Google

Bordleben im Kriege. Von E. von Hersfeld

Was machen denn eigentlich unsere Linienschiffe während der langen Kriegsdauer? Diese Frage ist wohl im Binnenlande schon sehr häufig getan worden.

Die Schlacht vor dem Skagerrak war ein schöner Erfolg, eine energische Handlung, und das Linienschiff hat hierbei gezeigt, daß es ein tüchtiger Kämpfer ist. Nun sind aber schon wieder viele Wochen ins Land gegangen, und die kostspieligen Großkampfschiffe scheinen wie in der Zeit vor der Schlacht in einen märchenhaften Schlummer versunken zu sein, als brauchten sie zu neuen Taten immer eine lange Zeit beschaulicher Ruhe, aus der sie dann mit furchtbarem Kanonengebrüll für wenige Stunden erwachen.

Etwas wie märchenhafter Schlummer ist allerdings bei der Sache.

Zur Erklärung muß leider etwas weit ausgeholt werden.

Schon im Frieden liegt über dem Tun und Treiben der Marine ein geheimnisvoller Schleier. Trotz vieler schönen Beschreibungen in Flottenbüchern, trotz gelegentlicher Bordbesuche und Bordfeste mit Tee und Tanz auf dem mit Flaggen geschmückten Achterdeck, weiß der Nichtseemann doch nicht, wie es so recht eigentlich hinter den grauen Panzerwänden, namentlich in See und während des Dienstes, aussieht. Der Laie sieht immer nur, selbst wenn er als Passagier ein paar Tage mitfährt, eine märchenhafte Außenseite.

Von dem Landheere hat man eine wesentlich größere Kenntnis der Wirklichkeit. Auf jedem deutschen Exerzierplatz kann man als Zaungast den Zuschauer spielen, draußen im Gelände namentlich zur Manöverzeit hat man viel Gelegenheit, unsere braven Truppen im Gefecht gegen einen markierten Feind zu sehen, durch die Straßen zieht fast täglich irgendeine Wache mit Musik, oder die Fahne wird vom Kommandeur abgeholt, an einsamen Orten erklingen die Signale der übenden Hornisten und Trommler, die bald jeder rechte Junge pfeifen und in den schönsten Textworten wiedergeben kann. In kleinen Garnisonen wacht man mit dem „Wecken" auf und denkt beim „Zapfenstreich" an das Zu-Bett-Gehen. Paraden, Ständchen, Paroleausgaben, kurz alles hat man selbst gesehen, gehört, genossen, und zum Überfluß sind sämtliche männlichen Verwandten, namentlich Brüder und hübsche Vettern, wenn sie stolze Einjährige waren, in der Lage, einen in die höhere Taktik und Strategie einzuweihen.

Der Mensch an Land, gleichgültig welchem Alter, welchem Beruf, welchem Geschlecht er angehört, lebt bewußt oder unbewußt mit dem Militär. Wir sind eben das Volk in Waffen, und dafür können wir unserem Herrgott ganz besonders dankbar sein.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in den Marinegarnisonen. Soweit die Marine sich an Land befindet, ist natürlich kein nennenswerter Unterschied vorhanden, aber alles, was auf dem Wasser schwimmt, bildet eine „abgeschlossene Gesellschaft". Die Menschen an der Wasserkante, vorausgesetzt, daß sie nicht selbst in der Marine gedient haben, wissen von dem eigentlichen Dienst und dem Getriebe eines Kriegsschiffes auch nicht mehr als die Landratten, denn sie haben ebensowenig Zutritt an Bord, wie die letzteren. Nur wo es sich um Personalien und um das Wohl und Wehe der „blauen Jungen" handelt, ist in den Hafenstädten weitgehendes Verständnis zu finden. Dieses ist bei einzelnen Gattungen von Hafenbewohnern geradezu fabelhaft. Schneider, Waschfrauen, Messelieferanten haben Einblicke, als wenn sie durch die vierte Dimension mit dem Marinekabinett oder den Immediatbehörden in spiritistischer Verbindung ständen.

Geht man nach dieser Friedensbetrachtung zur Kriegszeit über, so liegt während dieser auch über der Armee ein dichter Schleier. Man erfährt zwar die Taten unserer braven Feldgrauen, aber über die Gliederung der Truppen, über die Standplätze, über die Verschiebungen und über die Absichten dringt glücklicherweise nichts in die Öffentlichkeit, so gern man auch mancherlei, vielleicht weniger aus Neugierde als aus Teilnahme, wissen möchte.

Dies gilt in noch weiterem Maße für die Marine, die als leicht bewegliche Masse weder an einen Ort gebunden ist, noch um einen Ort, um eine Stellung kämpft, sondern überraschend bald hier, bald dort auftaucht und, gegen eine Übermacht kämpfend, doch einen steten Druck, eine dauernde Beunruhigung hervorrufen soll.

Wollte man jedem Menschen erzählen, wo und wie Minen gelegt werden, so würden unsere bösen Vettern von „drüben" wohl nicht mehr so dumm sein und auf diese Minen 'rauflaufen; oder würde man ausposaunen, wieviel feindliche Minen und wo man sie gefunden und geräumt hat, so würden sofort neue Sperren gelegt werden. Wenn man die Tätigkeit, die Liegeplätze, die Fahrten unserer Schiffe, ja nur ihre Namen regelmäßig berichten wollte, dann hätten diese nicht Erfolge, sondern ihnen würde aufgelauert, und sie würden abgefangen werden. Kein Mensch, außer sehr wenig Berufenen, weiß die Zahl unserer U-Boote, ahnt die et-

Digitized by Google

waigen Verluste, niemand kennt ihre genauen Aufgaben und Fahrten, das ist tatsächlich Ressortgeheimnis, und eine eigene Meinung sich zu bilden, steht auf so unsicherer Unterlage, daß es das Einfachste und Richtigste ist, in militärischer Hinsicht den berufenen Marinefachleuten fest zu glauben und zu vertrauen.

Doch zurück zum „märchenhaften Schlummer". — Wer erinnert sich nicht aus seiner Kindheit der reizvollen Geschichte, in der ein riesiger Drache an ferner Küste lauert, um ein verwunschenes Schloß mit einer schönen Prinzeß und wunderbaren Schätzen zu bewachen? Das furchtbare Untier liegt Tag und Nacht, jahrelang auf der Lauer; es scheint zu schlafen, aber mit listigen Augen blinzelt es spähend durch die halbgeschlossenen Lider, und wenn ein Vorwitziger sich naht, um die Prinzeß und ihre Schätze zu erobern, dann plötzlich reißt der Drache die Augen auf, aus seinen Nüstern bläst Feuer, und er stürzt sich in wilder Kampfeslust auf den Gegner.

Das ist so recht eigentlich das Kriegsmärchen von unserer Flotte: Die Prinzeß ist die stolze, schöne Germania, reiche Schätze hat sie genug, und in scheinbarem Schlaf, aber immer wachend und vorsichtig blinzelnd liegt der Drache, die Flotte, jahrelang in der Nähe der Küste auf der Lauer, ruhelos und zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit in kräftigem Stoß den Gegner niederzuschlagen.

Damit dieser Gegner besser gefaßt werden kann, werden sogar allerhand Mittel angewendet, um ihn zu reizen und in das Gebiet des Drachen hineinzulocken.

Es muß doch ein stolzes Gefühl für uns Deutsche sein, daß unsere kleine Flotte, klein im Verhältnis zur englischen und russischen zusammen (die französische ist hauptsächlich im Mittelmeer tätig) unsere deutsche Küste von der Ems bis Memel, eine Strecke von über zwölfhundert Kilometer so bewacht hat, daß nicht ein einziger Kanonenschuß während dieses Krieges die Küstenbevölkerung in Unruhe versetzte, daß Tausende von Binnenländern zur Sommerszeit, während der Ferien, in allen deutschen Seebädern Erholung suchen können, ohne daß sie in Angst und Sorge auf die See zu blicken brauchen und bei jeder Rauchwolke erschreckt zusammenfahren müssen. — Aber noch mehr: die englische und die russische Küste sind von unserer Flotte häufig beschossen und ständig bedroht worden, dabei hat unsere Küste, die wir bewachen, sich während des Krieges durch die Vormärsche an Land, bei denen unsere Marine erheblich beteiligt war, in Belgien mit dem Marinekorps, in Kurland mit den schwimmenden Streitkräften der Ostsee, sich weiter ausgedehnt, von der Schelde bis über Westende und im Osten über Libau und Windau hinaus.

Die tatsächliche Arbeit, die der „schlafende Drache" geleistet hat und noch leistet, ist demnach ganz erheblich. Besonders anschaulich wird die Art dieser Arbeit für einen Binnenländer, wenn er mit einer Tarnkappe bewaffnet, sich behutsam dem Drachen nähert und ihn einmal besucht und beobachtet. — — Machen wir uns also unsichtbar und schleichen uns leise an Bord eines Linienschiffes, das draußen vor einer Flußmündung in Wachtstellung liegt: ohne Tarnkappe kommt man nicht an Bord, denn das wachsame Ungeheuer bemerkt buchstäblich alles.

Es ist stockdunkle Nacht, man kann die Hand nicht vor Augen sehen. — Hundewache! Ob die Wache von 12—4 Uhr morgens den schönen Namen Hundewache führt, weil man zu dieser Zeit keinen Hund ins Freie treiben würden, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist Hundewache kein Vergnügen. — An Deck kein Licht, nicht einmal ein gedämpfter Lichtschein, der tastende Fuß stößt an zahlreiche Ecken, Kanten und Bolzen; alles aus Eisen und härter als die eigenen Schienbeine. Einzelne ganz schwache Lichtpünktchen, klein wie die Glühwürmchen in der lauen Sommernacht, werden sichtbar; fürs Auge geben sie so wenig Anhalt, daß man sich in dieser Finsternis besser mit der Nase zurechtfindet, zumal die schwach leuchtenden Pünktchen von deckellosen kurzen Tabakspfeifen und einzelnen Liebesgaben-Zigarren herrühren. Zu jedem Pünktchen gehört demnach ein Mensch. Doch wozu hat man eigentlich seine elektrische Taschenlampe bei sich, doch nicht, um im Dunkel herumtappend, sich dauernd zu stoßen und zu stolpern. Ein Druck auf das Kontaktknöpfchen, und die kleine Glaslinse des Lämpchens läßt einen freundlichen Lichtstreifen über die nächste Umgebung fallen. „Zum Donnerwetter! Welcher Kerl erleuchtet denn hier das ganze Schiff?" — „Licht aus!" tönt es in sehr harter Tonart von allen Seiten, als wenn man mitten in eine lichtscheue Verbrecherbande geraten wäre. „Wachhabender! Stellen Sie den Mann, der soeben mit seiner Taschenlampe gespielt und Licht angeknipst hat, zum Rapport! — Eingesperrt muß so'n Kerl werden." — Das sind noch die zartesten Redensarten, die in der Luft herumfliegen. Aber die zitternde Hand hat den Druckknopf der Lampe schon bei den ersten Worten von selbst losgelassen, als wenn sie ein Verbrechen begangen hätte. — — Ein Verbrechen war es aber auch, denn der geringste Lichtschein kann dem Schiff und seiner ganzen Besatzung unmittelbar gefährlich werden.

Der Lichtstrahl, der nur Sekunden aufleuchtete, scheint ängstlich wieder in den Akkumulator zurückgekrochen zu sein, und die Dunkelheit wird nur noch schwärzer und undurchdringlicher empfunden als vorher. — Das geschulte Auge hat aber bei diesem einen Aufblitzen sofort ein ganzes Bild erschaut: zahlreiche, in dicke, schwere Wachmäntel gehüllte Gestalten standen an allen Plätzen, die einen einigermaßen freien Ausblick auf die See gewähren; um die Geschütze herum

Digitized by Google

bemerkte man eine dunkle, schwere Masse, nicht unähnlich durcheinander geworfenen Kartoffelsäcken, die im Augenblick des Aufblitzens der Taschenlampe sich polypenartig bewegte und am Geschütz aufrichtete, sofort klar zum Feuern, klar zur Abwehr gegen einen vermuteten Feind. Daher auch der drohende Ruf „Licht aus!“ von allen Seiten. Wachen, Posten, Geschützmannschaften sind überall bereit, alles ist schwarz, düster und unheimlich, wie die heilige Feme.

„Der Mann, der vorhin mit der Taschenlampe spielte, soll sofort 'raufkommen und sich bei mir melden,“ ertönte es aus den oberen dunklen Sphären. Tastend fühlte man sich an eine Treppe, die zur Kommandobrücke führt. Unwillkürlich denkt der Gerufene, der mechanisch die Treppenstufen wie ein Blinder emporsteigt: ‚Wenn ich nur eine Ahnung hätte, bei wem ich mich eigentlich melden soll; ich vernahm nur eine Stimme von oben, und selbst wenn ich den dazu gehörigen Namen wüßte, wie könnte ich den Betreffenden bei dieser Dunkelheit auf der Brücke finden?‘ Auf der Brücke scheint gerade eine Massenversammlung dunkler Gestalten zu sein. Fast unsichtbar, schwarz in schwarz schieben sie sich geräuschlos durcheinander. „Wo ist der Leiter der Kriegswache?“ — „Mensch, sperr' doch deine Augen auf, dort neben dem Artillerieturm steht er ja!“ Augen aufsperren ist schön gesagt, aber wie weit man auch seine Augen aufreißt, das Bild ist stets das gleiche, ebenso, als wenn man beide Augen geschlossen hielte. Erst ganz langsam und allmählich gewöhnt man sich an die Lage, und auch nur dann, wenn man jede Ecke und Kante bei Tage genau kennen gelernt hat und man weiß, welche Menschen und zu welchem Zweck jeder einzelne an seiner Stelle seinen Dienst tut, d. h. wenn man das ganze Bild in seinem Innern vor dem geistigen Auge bereits fest erfaßt hat. Die Kommandobrücke eines solchen Vorpostenschiffes ist mindestens so stark besetzt wie unter schwierigsten Verhältnissen in See. Für den Fremden ist es ähnlich, wie nachts in einem Ameisenhaufen.

Nachdem man seinen gehörigen Anschnauzer wegen des unverantwortlichen Leichtsinns, soviel Licht gemacht zu haben, heruntergeschluckt hat, denkt man als Philosoph zunächst unwillkürlich nach über die Verrücktheit der Menschheit, die sich das Leben gänzlich unnötig schwer macht; die Nacht ist bekanntlich zum Schlafen da, und wenn man durchaus wachbleiben will, so soll man es sich wenigstens so gemütlich wie möglich machen. Leider ist hiervon aber auch keine Spur zu bemerken. Auf der Brücke, auf Oberdeck, im ganzen Schiff ist alles denkbar ungemütlich. Oben ist es zugig und bitter kalt, der lange Wachmantel schützt nur eine gewisse Zeit. Wenn der Wind um die eisernen Kanten und Ecken der Aufbauten in alle Winkel pfeift, dann halten auf die Dauer weder der Wachmantel noch der dickste Liebesgabenschal warm. Nur ganz dicht an den Schornsteinen ist es einigermaßen mollig, aber dort kann man leider nicht genügend sehen, so daß an dieser Stelle nur einige Läufer, wie die Dienstmänner vor den Bahnhöfen, ihren Platz haben. Unter Deck dagegen ist eine Luft zum Ersticken. Das Schiff ist abgeblendet, d. h. nach außen licht- und luftdicht verschlossen. Kessel und Maschinen strömen eine ölduftende Brathitze aus. In diesen geschlossenen Räumen liegt die sogenannte Freiwache, natürlich in Kleidern und bereit, bei Alarm sofort auf ihre Gefechtsstationen zu eilen. Unwillkürlich erinnert diese Schlaferei an einen großen Stall, in dem das liebe Vieh in sehr schwüler Sommernacht eng zusammengepfercht sich drängt.

Durchweg herrscht Stille, nur das gleichmäßige Stampfen schwerer Schritte von einigen wenigen Posten, die nicht wie die Ausgucks stehen, sondern auf und ab gehen können, das glucksende Geräusch einzelner Pumpen, die stumpfsinnig ihr Dasein lang in irgendwelchen Winkeln ihren Dienst, ohne daß sie der Wartung bedürfen, zu verrichten scheinen, das schnelle Zittern der Dynamomaschinen, das Sausen der Kreiselräder in den Ventilatoren bilden den Rhythmus, der die starre Eisenmasse belebt. Man fühlt, daß das Herz des märchenhaften Drachens pulsiert, daß das Untier ganz leise atmet, während es an Deck mit den Augen blinzelt. Es sind aber nicht nur zwei Augen, sondern das Linienschiff hat Hunderte von Augen, die Tag und Nacht nach vorn und hinten, nach oben und unten spähen. Vorn auf den Brücken und Aufbauten, an den Seiten durch die Sehschlitze der Geschütztürme, zwischen den Ventilatoren und Laufbrücken, an allen Scheinwerfern, die sorglich abgeblendet, aber bereit zum Leuchten sind, hinten auf den Außendecks, oben in den Masten und Krähennestern — überall sind zahlreiche Augenpaare, viele mit schärfsten Ferngläsern ausgerüstet bei stiller, verschwiegener Arbeit, beim Wachdienst, beim ununterbrochenen Spähen und Beobachten tätig. Fragt man einen dieser zahlreichen Ausguckposten: „Wonach sehen Sie denn eigentlich?“, dann antwortet der Betreffende in dürren Worten: „Ich gucke aufs Wasser und suche meinen Abschnitt ab.“ Jedem einzelnen ist nämlich nur ein bestimmter Abschnitt des Horizontes zugewiesen. Das ist alles ganz furchtbar einfach und riesig leicht, denkt wohl mancher, es ist doch nur das bißchen Wasser anzusehen. Aber es ist merkwürdig, daß im Leben oft das Einfachste und scheinbar Leichteste erdrückend schwer ist.

Wer schon einmal am einsamen Strand gesessen und lange auf das wogende Meer geschaut hat, wird die unendliche Weite empfunden haben, die die Phantasie anregt. Man sieht über die Ferne, über den Horizont hinaus, man fühlt sich im Geiste in ferne Länder getragen voll wunderbarer Schönheit, man träumt

Digitized by Google

mit wachen Augen; aber allmählich wird man müde, man wird überwältigt, erdrückt. Ganz ähnliche Erscheinungen, bloß kleiner, hat man, wenn man am stillen Waldessaum ausruht und ein vom Winde bewegtes Kornfeld lange Zeit betrachtet. In beiden Fällen ist man aber freier Mensch, sich selbst überlassen, darf seiner Phantasie Spielraum geben und darf . . . müde werden. Ganz anders ist es, wenn man gezwungen wird, stundenlang mit höchster Anspannung aufs Wasser zu sehen, nicht zu träumen, sondern mit dem Befehl: ‚Du mußt unbedingt alles sehen, was auf dem Wasser vorgeht.'

Jeder Ölfleck, jede Kräuselung der Wellen, jeder treibende Gegenstand ist schon am Tage verdächtig, in der Nacht kommt zu dem Sehen hinzu das Lauschen auf Geräusche, das Wittern von Petroleum- und Benzindüften, die von aufgetauchten U-Booten ausströmen. Gleichmäßig hebt und senkt sich die See, gleichmäßig ist die Farbe des Meeres, gleichmäßig und eintönig wird das Geräusch der kommenden Wellen, die Phantasie wird nicht mehr beflügelt — sie dürfte es auch im Zwange des Dienstes gar nicht werden. Wer hier flüchtigen Ideen Spielraum geben wollte, würde bald Gespenster sehen und unnütz Alarm und Unruhe veranlassen. Es müssen die Nerven und der Verstand klar behalten werden. Man empfindet ein ewiges Gleichmaß, einen einschläfernden Rhythmus, bei Tage grau in grau, bei Nacht schwarz in schwarz. Nicht mehr das Gefühl der Weite, der Freiheit ist vorhanden, sondern wie ein Alpdruck legt es sich auf die Brust. ‚Bloß einmal nicht hinsehen auf die See, sich ausrecken und austoben!' Aber das eiserne ‚Du mußt!' der Pflicht zwingt die Wachen und Posten, diesen schweren Dienst zu versehen. Wie oft steigt der Gedanke auf, ‚wenn doch bloß einmal etwas die Eintönigkeit unterbräche, wenn doch endlich einmal sich ein Feind, ein Sehrohr eines U-Bootes, die Blasenbahn eines Torpedos erblicken ließe.' Die Eintönigkeit ist in ihrer Ruhe und der Anspannung des Sehens zermarternd. Todmüde wird man abgelöst. — Alle vier Stunden zieht die neue Wache auf, so geht es in den Vorpostenstellungen: vier Stunden Wache, vier Stunden frei, vier Stunden Wache, vier Stunden frei, Tag und Nacht hindurch, bis endlich ein anderes Schiff, ein anderes Geschwader an die Reihe kommen. Der Mann wechselt in der Ablösung innerhalb der vier Stunden, falls man es bei der Besetzung der sehr zahlreichen Posten möglich machen kann; die Offiziere aber müssen durchhalten. Den Leiter einer Kriegswache, den Artillerieoffizier, die Batteriekommandeure, den Torpedooffizier kann und darf man nicht wechseln lassen, diese laufen — oder stehen — ihre vierstündige Wache ohne Ablösung. Die Augen dieser Offiziere müssen ununterbrochen an die Umgebung gewöhnt bleiben, namentlich nachts. Wer in dieser verantwortlichen Stellung erst fragen wollte: ‚Wo ist der Feind, den die Wache gesehen hat?', der würde mit seinen Abwehrmaßregeln viel zu spät kommen; anderseits darf die Zahl der Offiziere nicht gering sein: alle wichtigen Gefechtsgruppen müssen sofort in der Hand von Offizieren sein, denn das Seemannshandwerk im Kriege ist nicht leicht und fordert hohe Einsicht. Unendlich langsam schleichen die Minuten; keine Schiffsglocke schlägt die Glasen alle halbe Stunde, kein Posten singt wie in Friedenszeiten alle halbe Stunde sein eintöniges Lied, daß bei ihm ‚alles wohl' ist und ‚die Laternen brennen'. Es fließt alles still und gleichmäßig dahin, bis endlich, endlich die vier schweren Stunden um sind und vier Stunden Ruhe in den Kleidern erfolgen. Vier Stunden später kommt man wieder auf Wache, wieder geht das Sehen auf das graue unendliche Meer vor sich, wieder die bleierne Schwere der Eintönigkeit der Wasserwüste. Es strengt sehr an, und man muß auch während der Freiwache die Tagesstunden, soviel man kann zum Schlafen ausnützen, um für die neue Wache Kräfte zu sammeln.

Eine kleine, stets wiederkehrende Ablenkung gibt es aber auch in solchen Nächten, das ist der Zeitungsdienst.

Die Funken-Großstationen geben zu bestimmten Uhrzeiten die amtlichen Heeresberichte, und die feindlichen Stationen von Poldhu, vom Eiffelturm, von Clifton teilen als Beigabe die nötigen Lügenmeldungen dazu der Welt einige Stunden später mit.

Mit einer gewissen Ungeduld wird diese ‚Zeitung' aus der Funkenbude erwartet. Wie die richtigen Zeitungstiger sich auf jedes Extrablatt stürzen, so ist es hier mit den im Laufe der Nacht zu den Gebezeiten der Großstationen erwarteten Nachrichten. ‚Läufer! Gehen Sie 'runter in die Funkenbude und fragen Sie, ob die Berichte immer noch nicht angekommen sind?' . . . Der Läufer kennt diesen Weg auch im Dunkeln am besten, ihn muß er am häufigsten machen, denn die Depeschen, die auf drahtlosem Wege ankommen, sind sehr zahlreich. — Nach kurzer Zeit kehrt der Läufer zurück mit der beruhigenden Meldung: ‚Der Funkspruch ist noch nicht beendet, der Herr Leutnant aus der Funkbude wird ihn aber gleich schicken.' Man muß halt noch ein wenig warten, und das Warten hat man im Frieden geübt, im Kriege aber gründlich gelernt.

In der Funkenbude herrscht Tag und Nacht etwa eine Tätigkeit wie in der Telegraphen- und Fernsprechzentrale eines großen Bankgeschäfts zur Börsenzeit. Die Funkentelegraphie hat zweifellos etwas sehr Gutes und ist als technischer und militärischer Fortschritt aufs höchste zu begrüßen, aber bekanntlich hat jedes Ding zwei Seiten. Welcher Besitzer eines Telephons, dessen gute Eigenschaften wohl über jeden Zweifel erhaben sind, hat nicht manchmal diese ‚Quasselstrippe' in der Seele verwünscht? Immer

Digitized by Google

ist man zu haben; gerade wenn man Ruhe braucht, dann klingelt es; wegen der törichtsten Sachen wird man befragt, und die Telephonfräuleins, diese geplagten Menschenkinder, scheinen nur zum Ärger anderer Leute auf der Welt zu sein. — Mit der Funkentelegraphie ist es ganz ähnlich, auch hier hängt man ununterbrochen an einer ‚Strippe', die aber leider bei den verehrten Vorgesetzten endet. Alles wollen diese wissen, und ununterbrochen schwirren ihre Befehle durch die Luft. Bei den Funksprüchen kommt aber hinzu, daß nicht jedes Schiff seine eigene Leitung hat, sondern an vielen Stellen gleichzeitig durcheinander telegraphiert wird und man alles abhören kann und muß, weil man jederzeit selbst gemeint sein könnte; außerdem muß man stets ‚im Bilde' der Gesamtlage bleiben. Es ist wie in einer großen lebhaften Gesellschaft, die sich schon in angeregter Stimmung befindet, und bei der ein jeder sich möglichst verständlich machen will, oft unter Ausnutzung besonders starker Stimmittel. Auf diese Weise hört man auch die feindlichen Funksprüche, da jedoch alle Telegramme, außer denen der Großstationen, die für die breite Öffentlichkeit bestimmt sind, chiffriert werden, so kann man die feindlichen natürlich nicht entziffern. Man fühlt aber an der Lebhaftigkeit des feindlichen Verkehrs, ob etwas ‚los' sein könnte. Allerdings ist eine ‚Funkenstille' auf feindlicher Seite ebenso bedenklich. Diese Stille könnte vielleicht eine Stille vor dem Sturm bedeuten. Die Funkenbude ist ein kleiner Raum unter Panzerschutz, oder, was dasselbe bedeutet, ein drückend heißes Loch. Die Arbeit dort ist schwer; selbstverständlich gehen auch hier Seeoffiziere, die besonders ausgebildet sind, Tag und Nacht stramm ihre Wache durch, zusammen mit den Telegraphisten. Steigt man tiefer ins Schiff, in die Heizräume, in die Maschinen, in die Zentralen für die Kommandoapparate, überall wird gearbeitet, überall stehen Posten und Wachen. Dort unten in engen Räumen herrscht trotz Ventilation eine Gluthitze, Temperaturen bis über 50 Grad Celsius sind durchaus keine Seltenheit. Schweigend tut auch hier jeder seinen schweren Dienst, weil er weiß, daß in jedem Augenblick Höchstes verlangt werden kann, und gerade dies tritt immer ohne Vorbereitung, ganz plötzlich ein. Dort unten ahnt keiner was oben ‚los' ist, und doch fühlt man sich völlig eins mit den Leuten an Deck. Das ist der Geist, der durch eiserne Manneszucht unsere wunderbaren Erfolge zeitigt und der ein Beweis ist, daß wir im Frieden richtig gearbeitet haben und diese Arbeit jetzt Früchte trägt.

Wo ist nun aber der Kommandant? — Selbstverständlich auch im Dienst und an einer Stelle, von der er eingreifen kann, wenn an Deck plötzlich einer der vielen Posten einen Alarmruf ertönen läßt. Oben auf der Kommandobrücke im sogenannten Kommandanten-Kartenhaus ist sein Aufenthalt eigentlich Tag und Nacht; ein Einzelkäfig, gepolstert mit Verantwortung und Sorgen. Am Tage kann er wohl in seine unteren Arbeitsräume heruntergehen, um die zahlreichen schriftlichen Sachen zu erledigen, aber solange es dunkel ist, befindet er sich stets oben, bleibt in den Kleidern, nimmt dort seine einsamen Mahlzeiten, um sofort das Kommando über sein Schiff selbst übernehmen zu können. Für kurze Zeiträume darf sich wohl der Kommandant durch seinen ersten Offizier vertreten lassen, aber im allgemeinen hat ein Kommandant keine Ablösung, er bleibt immer der Verantwortliche.

Im vorstehenden war von schriftlichen Arbeiten des Kommandanten die Rede, und man fragt, ob denn an Bord eines Schiffes überhaupt viel zu schreiben sein kann. — Leider ist die Schreibarbeit sehr groß, und im Kriege ist diese Arbeit eher größer, als geringer geworden! Ein Schiff ist nicht nur eine schwimmende Festung, nicht nur eine kleine Stadt, sondern gleichzeitig auch ein richtiger großer Hausstand. Die ‚Festung' bedingt militärische Schreiberei, Berichte über alle kriegerischen Maßnahmen, Tagebücher, Bereitschaft, die in ähnlicher Weise auch jedes Regiment zu leisten hat; die ‚kleine Stadt' bringt Schreiben, die an die Tätigkeit eines Bürgermeisters erinnern. Die gesamte Fürsorge für die Instandhaltung des Schiffes gehört in dieses ‚kommunale' Gebiet: Reparaturen, Arbeitsaufträge, Postregelung, Beschaffungen. Glücklicherweise hat der Kommandant keine Steuersorgen. Aber er muß über den ganzen Verbrauch sehr genau Rechnung ablegen und darf nicht nach Belieben die Gelder verwenden, die ihm dienstlich zugewiesen sind. Die größten Kümmernisse bringt aber der ‚Hausstand' mit sich. Es muß für jeden einzelnen Mann gesorgt werden; nicht nur für das leibliche Wohl, daß ein jeder gut und kräftig ernährt wird; auch für die geistige Nahrung, für die Frische und Fröhlichkeit der Besatzung ist der Kommandant verantwortlich. Was nützen ihm das schönste Schiff, die besten Kanonen und eine gut durchgebildete Mannschaft, wenn sie in dem schweren Wach- und Wartedienst immer stumpfer wird, wenn sie alle Dienstfreudigkeit verliert?

Auf diesen sehr wichtigen Punkt mag hier zum Schluß noch näher eingegangen werden. Die Schlacht vor dem Skagerrak hat aller Welt deutlich gezeigt, daß die vielen Tausende von Mannschaften unserer Linienschiffe von einer geradezu erstaunlichen Frische, Elastizität des Geistes und Körpers waren. Man soll aber nicht etwa von einer augenblicklichen Begeisterung, von einer gewissermaßen durch die Schlacht selbst entflammten Kampfesfreude, vom ‚Hingerissensein' reden, sondern man soll sich klarmachen, daß dies in unseren Leuten schon von der Friedensausbildung her dringesteckt hat, aber dauernd auf der großen Höhe ge-

Digitized by Google

halten worden ist, trotz des außerordentlich abstumpfenden Wachdienstes. Fast zwei Jahre Warten und Wachen; immer und immer wieder wurde, wie vorstehend geschildert, aufs Wasser gesehen, gewartet, gehofft und weiter gewacht und gelauert. Es ist manchmal — bitte wegen des Ausdrucks vorher um Verzeihung — zum Verrücktwerden gewesen. Hier ist wohl ein Vergleich mit den Landtruppen angebracht. Auch in den Schützengräben wird an vielen Teilen der Front monatelang nur starker und schwerer Wachdienst getan, aber die Mannschaften, die dort liegen, haben während der Ruhezeiten, in der sie wieder in rückwärtige Stellung kommen, doch die Möglichkeit, sich etwas frei zu bewegen, sie können sich die ‚Beine vertreten', sie sehen andere Bilder, und selbst, wenn die Landschaft noch so kahl und öde erscheint, für das Auge bietet sich doch viel mehr Abwechslung als in den langweiligen Flußmündungen unserer Nordseeküste, auf denen im Frieden sich der Sinn wohl an vorüberfahrenden Dampfern, Seglern, Fischerfahrzeugen erfreuen kann, die aber im Kriege nichts bieten. Gelb und trübe rauschen der Strom, Ebbe und Flut eintönig vorbei.

Es ist wohl kaum Erholung zu nennen, wenn man nach dem anstrengenden Posten- und Ausguckstehen, lediglich, um sich Bewegung zu schaffen, mit dem Geschütz oder Gewehr exerziert. Wenn daher die körperliche und geistige Frische trotzdem gewahrt geblieben ist, so danken wir dies vor allem einer rührenden Hingabe der Offiziere und der Kommandanten, die sich oft den Kopf darüber zerbrochen haben: ‚wie sind unsere Leute frisch und fröhlich zu erhalten'.

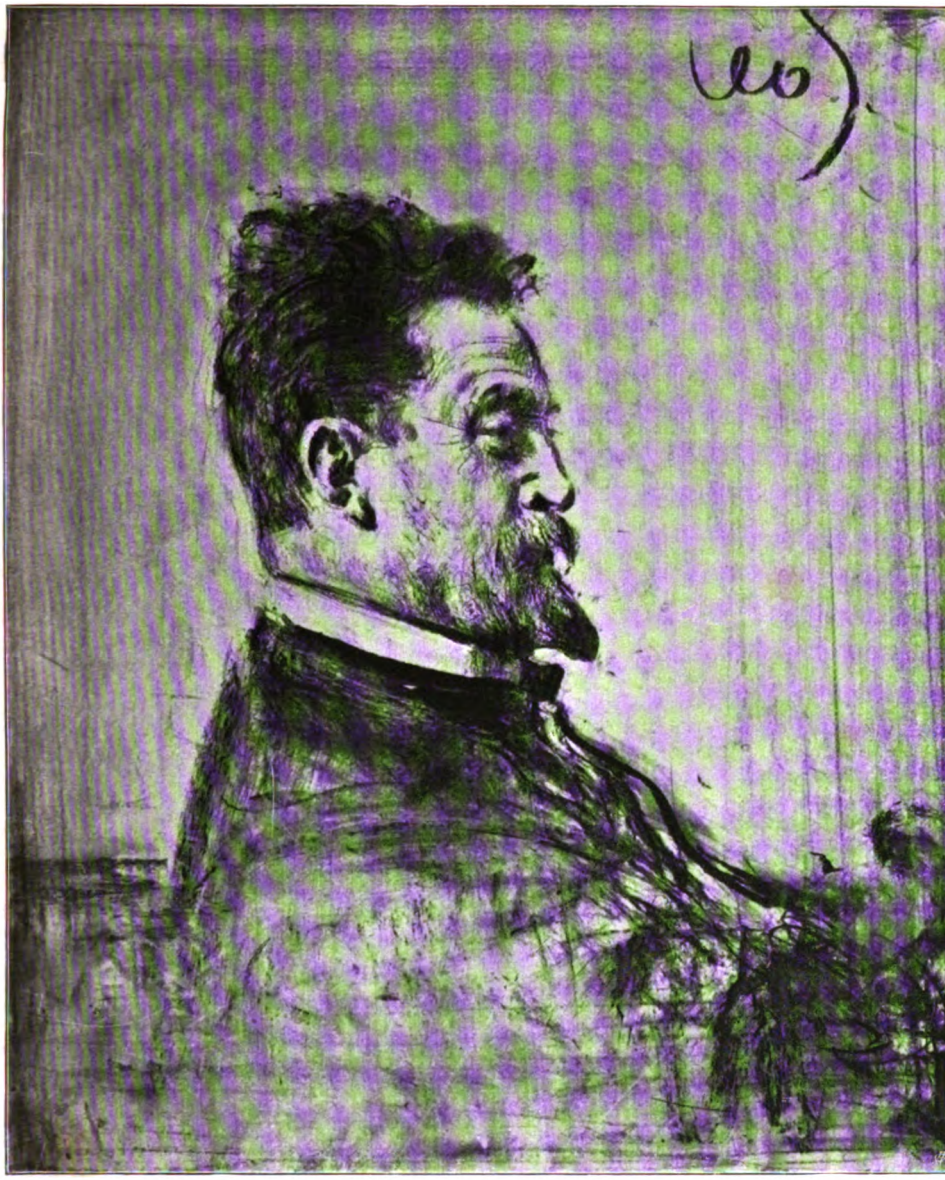
Turnübungen der ganzen Mannschaft mit Musik, Laufschritt über Deck, treppauf, treppab, bis der Körper ordentlich durchgeschüttelt ist, haben nur dann dauernden Reiz, wenn die Leiter aller solchen Übungen es verstehen, die Leute zu begeistern und vor allen Dingen immer selbst alle Übungen mitmachen. Hier kann nicht die eiserne Disziplin mehr wirken, sondern um diese gemeinsamen Übungen in den engen, unwohnlichen Räumen zur Erholung zu gestalten, muß sportlicher Frohsinn herrschen, muß in dieser Zeit bittren Ernstes auch mal gescherzt und vor allen Dingen gelacht werden.

Neben diesen körperlichen Auffrischungsmitteln werden die Leute durch Vorträge allerart angeregt. Auch hier ist der Offizier wieder im weitesten Sinne tätig. Nicht militärische Dinge, sondern allgemein populärwissenschaftliche Vorträge sind es, die aus allen Gebieten des Wissens geboten werden. Es ist hocherfreulich, wie gern sich die Leute belehren lassen, wie dankbar sie für jede Anregung sind. Schließlich sei an dieser Stelle noch des oft mit Achselzucken angesehenen Kintopps gedacht. Viele unserer Linienschiffe haben einen solchen Apparat sich angeschafft, und die es bisher nicht getan haben, leihen sich für die Nachmittagsstunden in den Ruhestellungen einen solchen vom Nachbarschiff. ‚Die Post hat den neuen Film gebracht': Das Wort hat den gleichen Reiz, wie die Ankündigung einer Premiere in der Oper. Der Kintopp wird von kundigem Maschinenpersonal bedient, und die Freiwache kommt zuerst zu dem Kunstgenuß, bei dem die Offiziere Eintrittsgeld bezahlen, damit die Kosten gedeckt werden. Es ist manchmal rechter Blödsinn auf den Films, die der Fabrikant geschickt hat, aber das ist Nebensache, das Auge braucht vor allen Dingen Bilder, Bilder und immer wieder Bilder nach dem eintönigen Grau der Meeresfläche. Man freut sich über jede Dummheit, die auf der Leinwand sich abrollt, jedes hübsche Gesicht einer Darstellerin, jede Grimasse eines Spielers geben Anregung und Gesprächsstoff, jede Landschaft gibt der Phantasie die Möglichkeit zur Tätigkeit. Belebung der Phantasie und des Gesprächsstoffes, darauf kommt es in der Einsamkeit an. Man kann nicht immer nur aufs Wasser gucken, und in der Freizeit über die Kriegsdepeschen, über die hohe Politik sprechen und auf die Kriegskarte sehen und darüber brüten, wie es wohl werden wird. Tut man's, so wird man trübselig und stumpfsinnig. Das sollen sich auch diejenigen merken, welche Briefe an unsere blauen Jungens schreiben. Frohsinn und Anregung muß drin liegen, dann werden sie mit Begeisterung gelesen und im Kameradenkreise besprochen.

Wir haben das Schiff im Dunkel der Nacht betreten und im Geiste uns das Leben eines Linienschiffes vor Augen geführt, aber wohl niemandem ist dabei zum Bewußtsein gekommen, daß ein Kriegsschiff auch materiell anders im Kriege als im Frieden aussieht. Alle wohnlichen, gemütlichen Einrichtungen sind verschwunden, kein Bild, kein hölzerner Gegenstand schmücken mehr eine Kammer oder einen Wohnraum. Tische, Stühle, alles ist aus Eisen. Die Sitzplätze der Mannschaft sind eingeschränkt, nichts darf vorhanden sein, was die Brandwirkung und Splitterwirkung feindlicher Geschosse erhöhen könnte. Kleiderschränke sind nicht vorhanden, die Mannschaft hat ihr Zeug in Säcken, die unter Schutz von Panzer verpackt sind, der Offizier lebt aus dem Koffer. Dabei ist die freundliche weiße Ölfarbe von den Wänden abgekratzt, weil sie im Feuerstrahl krepierender Granaten sich entzünden und schwelen könnte und Farbensplitter die Augen gefährden. Nur nacktes, kahles Eisen umgibt alle, vom Matrosen bis zum Kommandanten. Trotzdem Frische, Frohsinn, Mut zum Ausharren, Mut zum Kampfe!

Welch großer Schatz liegt doch in der Kraft unseres Volkes, und was haben wir der Besatzung unserer verschwiegenen Linienschiffe, unserer ‚scheinbar schlafenden und doch immer wachenden Märchendrachen' zu verdanken!

Digitized by Google



Ludwig Herterich

Bildniszeichnung von Prof. Leo Samberger

Im Besitz der Kgl. Graphischen Sammlung in München

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus meinem Leben

Von Prof. Ludwig Herterich

Es ist mir eine schreckliche Tatsache, daß ich nun sechzig Jahre alt geworden bin und jetzt endlich Abrechnung mit mir halten muß, was ich eigentlich die langen Jahre hindurch getan habe; ich würde gerne einmal alle meine Arbeiten nebeneinander stellen, aber das geht leider nicht, weil meine Hauptwerke fest an die Wand geheftet sind.

Meiner Liebe zur Kunst habe ich alles geopfert mein Leben lang. Bitter war es, daß ich schon Geld verdienen mußte, als ich noch mitten im Studium war und nicht weiter lernen durfte. Bitter ist es, wenn man in der Lernzeit gehindert ist, die Lernjahre richtig zu nutzen und so die besten Jahre verliert. Später ist es sehr schwer einzubringen, was da versäumt wurde.

Nun bin ich ein halbes Jahrhundert bei der Kunst. Die Eindrücke der Jugendzeit waren bestimmend für die Kunstrichtung meines Lebens; es waren die Eindrücke der alten Kunst, die mein ganzes Vaterhaus erfüllte. Viele verschiedene Geschmacksrichtungen sind an mir vorübergezogen; ich bin aber — vielleicht unbewußt — immer derselbe geblieben.

Ich bin ein unverbesserlicher Romantiker, und daran ist mein liebes, altes Ansbach schuld.

Dort bin ich geboren, dort verbrachte ich meine Jugendjahre und dorthin kehrte ich immer wieder zurück, wenn ich von der Großstadt und von der Arbeit müde geworden war. Und immer wieder umstrickte es mich mit dem Zauber seiner Romantik. — Die alte Markgrafenstadt, so still und aristokratisch, so zopfig und unmodern, so ein getreu erhaltenes, altmodisches Städtchen, wie man sonst nur in Italien mitunter eins trifft.

Zwischen bewaldeten Hügeln und grünen Tälern, der Mittelpunkt zahlreicher, herrlicher Pappelalleen liegt die Stadt, aus der das Schloß und die alten Türme der Kirchen über die Giebeldächer hervorschauen. Versonnene Gärten zwischen hohen Mauern, unterirdische Gänge und Grüfte, wo wir das Gruseln lernten, waren der Schauplatz unserer Kinderspiele. In der Ritterkapelle hantierte ich mit den alten Helmen, in der Rittergruft grub ich an den Särgen herum, auf den Dachböden des Schlosses tummelte ich mich um die ausgestopften Rittergäule der Markgrafen. Der Geist des markgräflichen Hofstaates war überall zu spüren, und viele Greise wußten Schauergeschichten aus der Markgrafenzeit zu erzählen. Ich hätte es ganz natürlich gefunden, wenn die altmodischen Gestalten aus den Häusern getreten wären und ihr Wesen auf der Straße getrieben hätten.

Auch mein Vater war voller Sagen und Erzählungen aus dem entschwundenen Jahrhundert; auch von dem geheimnisvollen Kaspar Hauser wußte er, mit dem er oft beisammen gewesen, und der neben unserem Garten ermordet worden war.

Mein Vater war Bildhauer und Vergolder; ein geschickter Mann, der in Wien studiert hatte und nun seine Kunst in Ansbach ausübte. Er machte alles, was vorkam, malte und bildhauerte, kirchliche und profane Dinge. Alles wurde ihm zugetragen, und viel mußte er auch über Land fahren, auf Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster. Ich durfte oft mit ihm fahren, das waren immer Jubeltage für mich, und große Eindrücke brachte ich heim. Das Merkwürdigste war, wie wir im Morgengrauen beim Wasserschloß Sommersdorf vorbeifuhren; wie ich das alte, graubemooste Dach sah mit dem schwarzen Turm, der über dem versumpften Burggraben hoch in den Morgennebel hineinragte. Das war meine erste Burg und ein unauslöschliches Bild.

Das ehemalige Kavalierhaus, in dem wir lebten, war vom Speicher bis zum Keller voll alter Kunstwerke. Altäre, Holzskulpturen, ja ganze Reiterfiguren waren da zu sehen; Bilder, Ornamentenfragmente, Stoffe, riesige Schränke voll Waffen, Porzellan, Zinn und Elfenbein. Es war das Haus eines Liebhabers alter Kunst. Und

Digitized by Google

Johanna Stegen. Szene aus der Belagerung von Lüneburg 1813. Gemälde von Prof. Ludwig Herterich Von der Verbindung für historische Kunst 1887 erworben, in der Verlosung dem Kunstverein zu Lübeck zugefallen, jetzt aufbewahrt dort im Museum am Dom

ich steckte mitten unter dem allen; von jung an mußte ich mithelfen, wie in früherer Zeit die Gesellen in den Meisterwerkstätten aufwuchsen. Mit jeder Art der Technik wurde ich vertraut, kein Material schreckte mich.

Ich wuchs auf unter alter Kunst, inmitten romantischer Erinnerungen und romantischer Gegenwart. Und so kam es wohl, daß durch diese einseitigen Eindrücke ein nicht auszurottender Hang und eine treue Liebe zur alten Kunst und zur Romantik mir ins Blut übergegangen ist.

Das war dann auch der Grund, daß ich Träumer in der Realschule nicht gerade ein glänzender Schüler war, sondern immer einer von den letzten. Und am allerwenigsten leistete ich in der Zeichenstunde. Es war freilich eine fürchterliche Methode, die damals betrieben wurde. Zuerst kamen natürlich die geraden und schrägen Striche, mit denen ich viele Bogen verdorben habe, ohne doch die ideale Korrektheit zu erreichen. Dann kamen die bekannten Efeu- und Eichenblätter nach schlechten Gipsmodellen, eine freudlose Geschichte, die mich unausstehlich langweilte. Und der Herr Rektor war wohl im Recht, als er mir beim Schulschluß die Zensur mit den bekümmerten Worten überreichte: „Ludwig, dein Vater und deine Brüder sind nun alle Künstler, und du bist so ein talentloser Kerl!“

Als ich in unserer Ausstellung München 1908 die Zeichenhefte der Schulkinder sah, da dachte ich mir: ‚Welch ein Unterschied zwischen einst und jetzt; welche Freude und Lust und Anregung spricht aus diesen Heften, und wie wurde uns jede Lust unterdrückt durch ödes, trockenes Schema.‘

Dabei habe ich zu Hause immer fleißig für mich gemalt und gezeichnet und modelliert. Mein Vater, der glaubte, daß in mir ein bildhauerisches Talent steckte, wollte einen Bildhauer aus mir machen. Bis mein Bruder Johann, der damals schon in München Maler war, einmal einen Kinderkopf sah, den ich gemalt hatte, und mir entschieden riet, Maler zu werden; da

Digitized by Google

war mein Vater einverstanden, und mein Bruder nahm mich 1872 mit sich nach München.

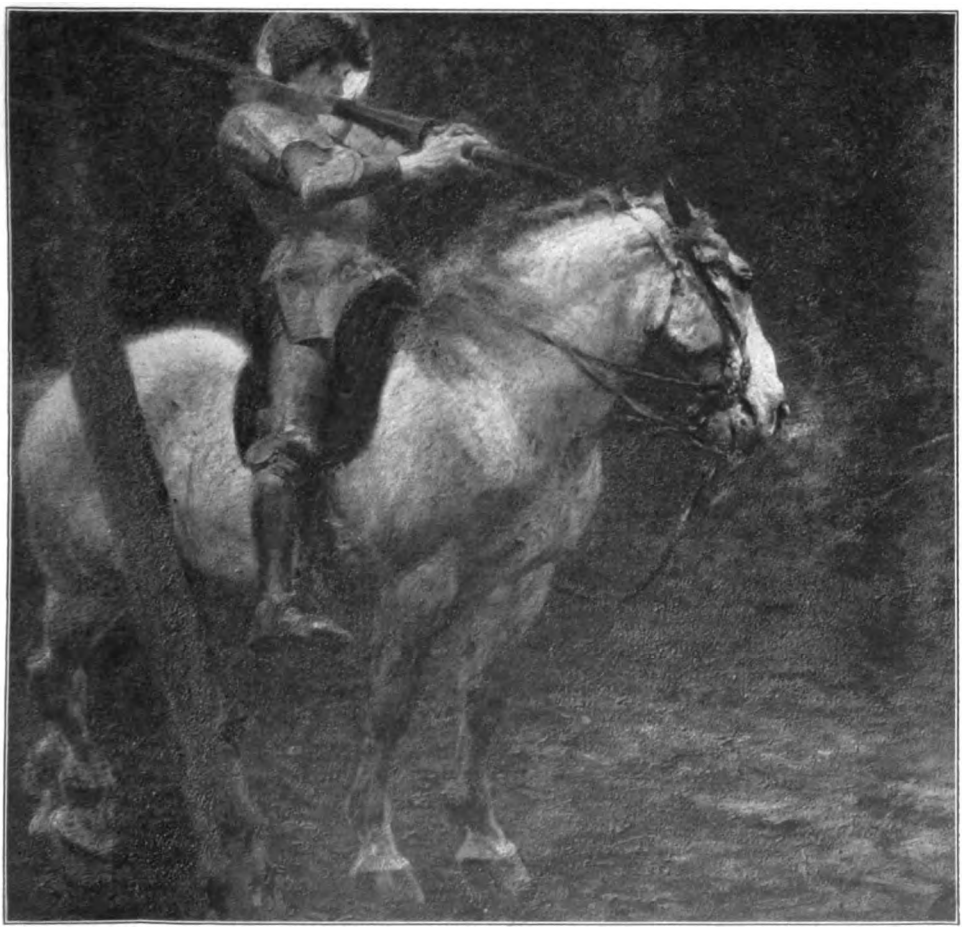
Dort ließ er mich nach Gips und nach der Natur zeichnen, und Sonntags durfte ich, wenn ich die Woche fleißig gewesen war, zur Belohnung malen. Das ging so lange, bis ich in die Zeichenschule der Akademie aufgenommen wurde.

Es war damals die Zeit, wo die Renaissance in Schwung kam, wo Lenbach, Gedon und Seitz alle Welt für die alte Kunst begeisterten, wo der Aufschwung des Kunstgewerbes seinen Anfang nahm, wo „altdeutsch" die Parole war. Und so kam ich vom Regen in die Traufe — von dem Ansbacher Zopf in die Münchener Renaissance.

In der Zeichenschule ging es nun sehr genialisch zu! Das ganze Papier wurde mit Wischkreide schwarz gemacht, und dann wurden mit Brot ein paar Lichter herausgeputzt! Es war furchtbar talentvoll! Wenn einer der Musterschüler auf seinem schwarzen Papier herumwütete, stand alles andächtig bewundernd um ihn. Und wenn er so ein paar Flecken herausgeputzt hatte, schrie alles: „Halt! Um Gottes willen nix mehr daran machen! Famos! Famos!" Ja, es war entsetzlich talentvoll — aber vielleicht doch nicht ganz das Richtige.

Und als ich ein Jahr lang in Wischkreide geschwelgt und eigentlich noch recht wenig gelernt hatte, wurde ich zu meiner größten Freude in die Diez-Schule aufgenommen.

Leider konnte ich die Gelegenheit nicht



Der heilige Georg. Gemälde in der Kgl. Neuen Pinakothek zu München. Erworben 1891

Digitized by Google

voll ausnützen, weil ich, um mich durchzubringen, gräßliche Heiligenbilder malen mußte.

Wie habe ich meine Mitschüler beneidet, die sich jahrelang ruhig dem Studium hingeben konnten und spielend alles erlernten, was sie brauchten.

Die Blütezeit der Diez-Schule war leider, als ich dahin kam, schon vorüber; Männer wie Duveneck, Loefftz, Meyer-Graz, Zimmermann, Holmberg, von denen ich hätte lernen können, waren nicht mehr. Denn das Glück einer Schule und ihr wichtigster Faktor sind die talentvollen Schüler, weil nur diese imstande sind, den Geist des Meisters zu erfassen, und weil die Neulinge von ihnen bekanntlich oft mehr lernen als vom Meister selbst.

Aber ich war wohl auch noch nicht weit genug in meinem Sehen, noch zu sehr zurück in allem, um so recht zu verstehen, was gelehrt wurde, um die großen Vorzüge dieser Schule zu begreifen. Denn es waren immerhin einige geschickte Leute da, die außer den Lehren von Diez auch gewisse Einflüsse von Leibl und Duveneck auf sich wirken ließen und bemerkenswerte Arbeiten machten. Aber ich war zu unreif, ich konnte von der Schule keinen Nutzen ziehen und von dem feinen Geschmack, der dort gepflegt wurde; ich blieb einer von den geringsten, blieb an Äußerlichkeiten hängen und lernte eigentlich nur gewisse Rezepte kennen, die die Schule festgelegt hatte.

Es wurden interessante Studien gemacht, doch es waren eigentlich keine Studien, wie ein Werdender sie brauchte, der darauf seine eigene künftige Arbeit aufbauen wollte, sondern es waren Bilder, silbergraue Töne auf warmem, dunklem Grunde, Arbeiten eines Fertigen — die Quintessenz der Malerei der Alten.

Darin bestand wirklich die Bedeutung der Diez-Schule, daß sie das rein Malerische wieder in den Vordergrund der Lehre rückte. Aber es blieb eben doch eine sehr einseitige Übersetzung der Natur. Es war eine Freude, so ein angefangenes Bild zu sehen; auf einem prachtvoll präparierten Brett diese feinen Beinschwarz-Linien, die in Konturen und Schattierungen so musikalisch durcheinanderliefen. Aber es fiel schwer, weiter zu gehen aus diesem reizvollen Gewirr, schwer, nun eine feste Form und Gestalt zu bekommen.

So herzlich unbedeutend damals meine Leistungen waren, ich war sehr stolz; auf was — ist mir heute freilich ziemlich unklar; aber wir Diez-Schüler sahen alle mit einem gewissen Stolz auf die anderen Schüler herab und nahmen eine Vorzugsstellung ein.

Darum gaben wir auch den Ton an bei den Künstlerfesten. Wir trugen unsere Motive aus der Schule heraus, suchten die Situationen wirklich zu gestalten. Was wir den Tag über gemalt hatten, wurde nun in blühendes Leben übersetzt, und der erwachende Geschmack fürs Altdeutsche und Malerische kam stark zum Ausdruck. So entstand eine Reihe von wunderbaren Festlichkeiten: das Niederländer Fest der Allotria, das Schützenfest, das Fest im Odeon aus der Zeit Karls des Fünften, bei dem Fritz August Kaulbach im Kostüm Karls geradezu unerhört echt war. Aber das Köstlichste von allem war das Waldfest in Großhesselohe. In hellen Haufen strömten Landsknechte und Bauern, die jungen Akademiker zu Roß und zu Fuß mit Kanonen und Beutewagen in aller Morgenfrühe hinaus in den Wald und bezogen dort ihre Lager mit Zelten und Feuern, ein köstliches, malerisches Gewoge. Und auf anderen Wegen kamen die glänzenden Züge der Ritter mit den herrlichsten Rüstungen aus dem Nationalmuseum und der königlichen Sattelkammer, prachtvolle Rittergestalten, meist Offiziere. Und dann der Sturm auf die Burg Schwaneck. Über die Wiesen flog mit Gedonner und Geschepper die Schar der Gepanzerten. Und da wurde so hitzig gekämpft, daß wirklich Verwundete vom Platze getragen wurden. So echt wollten wir es haben. Unvergeßlich ist mir der Eindruck, wie der Schwarm der Ritter mit ihren Lanzen blitzend und klirrend aus dem dunkeln Walde brach und auf die sonnige Lichtung hinausritt. Und dann abends im Wald neben den Lagern der Fackeltanz mit den huschenden Lichtern auf den stark farbigen Gewändern. Ja es war herrlich, echte Diez-Schule! Auch ich hatte mich stattlich herausstaffiert; ich stak in einem roten Albrecht-Dürer-Kostüm und ritt einen Schimmel mit kirschrotem Sattel. Tagelang noch lagen die Landsknechte in den

Digitized by Google

Sommerabend

Gemälde von Prof. Ludwig Herterich

(In der Kgl. Neuen Pinakothek in München. Erworben 1896)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gärtner. Skizze aus einer dreiteiligen Wanddekoration für das Rathaus zu Wasserburg (Aufbewahrt in der Münchener Sezessionsgalerie)

Bauernnestern draußen, trieben sich in den Wäldern umher und konnten nicht genug bekommen. Bis sie dann endlich, ziemlich heruntergekommen, in kleinen Haufen mit Pfeifen und Trommeln wieder in München einzogen.

Schön war es! Und man konnte auch manches dabei lernen; aber es wurde doch erschrecklich viel Zeit mit diesen Festen vertan.

Auch wenn ich in den Ferien nach Ansbach kam, spielte ich noch den Ritter; auf den mächtigen Hengsten des Landgestüts sprengte ich durch Wald und Feld. Aber ich habe auch in der Rüstkammer fleißig gezeichnet und studiert.

So war ich dann eine ganze Reihe von Jahren der Meinung, auf dem besten Wege zu sein, ohne so recht darüber nachzudenken, was ich denn eigentlich wollte.

Aber jetzt kamen allmählich die ersten Zweifel an mir selbst, ein stetig sich wiederholender Eindruck quälte mich. Immer, wenn ich aus dem Atelier von meiner Arbeit kam und vor die Akademie hinaustrat in die Neuhauser Straße, sagte ich mir: ‚Das sieht doch ganz anders aus als auf deinem Bild. Woher kommt das?‘ Und um nun über diesen Eindruck klar zu werden, nahm ich eines Tages mein Skizzenbuch und schrieb mir Ton für Ton auf, was ich vor mir sah. Auf dem großen Grau der Straße spielte sich alles ab; wie ein Schwarz als einfacher Lokalton auf dem Grau stand; wie ein dunkelblauer Soldat daher kam mit blauweißem Bandelier; wie nicht alle Köpfe der Menschen hell auf dem Grau standen, sondern viele tonig. Und vor allem: wie einfach, furchtbar einfach war die ganze Geschichte, und wie geschlossen in großen, ruhigen Flächen! Dann ging ich ins Atelier zurück, strich mir die Leinwand grau an, und in dieses Grau setzte ich die einfachen Schwarz und Dunkelblau, möglichst geschlossen, wie ich es noch im Gedächtnis hatte. Das sah nun freilich ganz anders aus als meine früheren Arbeiten, und meine Freunde waren überrascht; aber nur wenige von ihnen billigten meine neue Art.

Digitized by Google

Dann fand eine akademiſche Konkurrenz ſtatt, an der ich arbeitete, ein Thema aus den Befreiungskriegen. Ich wählte die Situation, wie Johanna Stegen mitten im Kugelregen den Soldaten Pulver und Blei zutrug und ſo half, den Sieg zu erringen. Ich hatte Freude daran, daß ich zum erſtenmal aus der Beinſchwarz-Geſchichte herauskam.

Es kam die Ausſtellung der Konkurrenzarbeiten. Doch wurde der Erfolg, von dem ich geträumt hatte, vernichtet. Ein Pole — ſeinen Namen habe ich vergeſſen — der ſchon in Paris ſtudiert hatte, brachte eine Skizze: „Morgenſtimmung.“ Wrede reitet mit ſeinem Stab auf einer ſchmutzigen, naßglänzenden durchweichten Landſtraße in ein Dorf ein. Das war von überraſchender Naturwahrheit, erregte teilweiſe großes Aufſehen und brachte, was ich wollte und ſuchte, mehr zum Ausdruck, als meine eigene Arbeit. Aber meinem Meiſter Diez gefiel ſie nicht; er kritiſierte ſie mit dem Ausſpruch: „Das iſt eine Dreckmalerei!“ Und einen Preis bekam der Pole nicht. Aber mir hat ſeine Arbeit einen tiefen Eindruck hinterlaſſen.

So tief, daß von nun an die Zweifel nicht mehr von mir wichen und ſich noch verſtärkten, als ich die Diez-Schule verließ und ſelbſtändig wurde.

Dazu trugen ein paar Erfahrungen bei, die ich um dieſe Zeit machte.

Ich ging mit einigen Freunden nach Landshut. Mich entzückte dort die mittelalterliche Burg Trausnitz, die im Schein der Abendſonne vor mir lag. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an der Herrlichkeit des romantiſchen Gemäuers. Meine Freunde indes beachteten die Burg gar nicht, ſondern ſchwärmten für die maleriſchen Reize in dem Waſſerſpiegel eines kleinen Weihers, in dem ſie eine Fülle anregender Töne und maleriſcher Qualitäten entdeckten. Ich trat zu ihnen, nachdem ich meine Burg genügend bewundert hatte; hörte verſtändnislos ihrem Geſpräch zu und konnte ihre Begeiſterung und ihr Entzücken nicht begreifen. Und das machte mich ſehr unglücklich, da ich merkte, daß mir der Sinn für gewiſſe maleriſche Qualitäten ganz fehlte.

Der Herbſt. Gemälde aus dem Jahre 1902
(In Chemnitzer Privatbeſitz)

Bald darauf kam ein anderes Erlebnis, das mich noch mehr bedrückte.

Ich malte in meinem Atelier einen Schimmel; den mußte ich, weil der Raum ſehr klein war, mit dem Kopf an den geheizten Ofen anbinden. Das paßte dem Schimmel aber nicht, er wurde unruhig, und ich konnte nicht weiter arbeiten. Da kam mir der Einfall, das Pferd in den Garten zu ſtellen

Digitized by Google

Ritter mit Schimmel. Gemälde. (Im Besitz der Galerie Heinemann in München)

Digitized by Google

und es durch das Atelierfenster hindurch zu malen. Und wie ich nun da draußen den Schimmel vor mir sah und danach arbeiten wollte, merkte ich auf einmal, daß ich ganz andere Töne sah, als ich zu malen gelernt hatte, daß, was ich gemalt hatte, nicht zu dem paßte, was die Natur mir zeigte, daß ich das, was die Diez-Schule mich gelehrt hatte, vor der Natur nicht brauchen konnte. Nun stellte ich mir oft Modelle ins Freie, und immer machte ich dieselbe Erfahrung; und alle meine Versuche, der Natur nahezukommen, mißglückten und mußten mißglücken. Denn ich hatte eben nicht gelernt, die Natur zu studieren, ich hatte dazu keine Anleitung gehabt. Ich hätte einen Lehrer gebraucht, der mich in die Natur hinausgeführt hätte, um mir die Augen zu öffnen. Aber ich hatte in der Schule nur das Rezept gelernt.

Damals kämpfte ich schwer, um nur ein wenig mit der Natur zurechtzukommen, um so schwerer, als ich keine Gelegenheit hatte, Werke von reiferen Künstlern zu betrachten, die Ähnliches erstrebten, wie ich. Denn derzeit gab es in München noch nicht so viele Bilder zu sehen, wie heutzutage auf den jährlichen Ausstellungen, und sogar von den Bildern, die in München selbst entstanden, sah ich nur wenige. Es war die härteste Zeit meines künstlerischen Ringens. Mein einziger Trost war mein lieber, unvergeßlicher Freund Wilhelm Dürr, ein Künstler von außerordentlicher Begabung, der mich mit unendlicher Geduld und liebevollstem Rat leitete, meine Zweifel zu zerstreuen suchte und mich in meinem Streben bestärkte und unterstützte. Er war recht eigentlich mein Lehrer als Mensch und als Künstler, und es war mein großes Glück, daß ich solch einen Führer fand.

Und wie dann im Jahre 1883 die so sehnsüchtig erwartete internationale Ausstellung eröffnet wurde, in der die Spanier und Franzosen ihre im Freien gemalten Bilder zeigten, in der Uhde und Liebermann ihre ersten naturalistischen Werke ausstellten, da sagte mir mein lieber Dürr: „Siehst du, die sehen so, wie du es möchtest!“ Und wirklich, was ich hilflos erstrebte, sah ich hier von reifen Männern erreicht, und ich fühlte, daß der Weg, den ich gehen wollte, der rechte war, und daß ich viele und gute Weggenossen hatte. Da kam es wie eine Erlösung über mich und ich merkte, wie hart meine Jugend gewesen und wie lange ich auf Irrwegen gelaufen war.

Nun fing ich an, bewußt anderes zu sehen, als ich es in der Schule gelernt hatte, und so zu malen, wie ich es im Freien sah. Und auch mein großer Stolz ging in die Brüche; ich erkannte, daß ich nichts konnte, wurde ernst und habe furchtbar gearbeitet; ich hatte den Ehrgeiz, alles nachzulernen, was mir fehlte.

Auf dieser Ausstellung von 1883 hing auch ein Bild von mir, eine Szene aus dem Bauernkrieg. Die Erinnerung an dieses Bild begleitete mich auf die erste Reise durch Italien, die ich in diesem Jahre unternahm. Mitten unter den großen Eindrücken, vor den Bildern des Velasquez, vor den Fresken des Mantegna und Raffael, vor denen mir zum erstenmal ein Begriff von der Einfachheit aller hohen Kunst aufging, steigerte ich in meiner Erinnerung mein eigenes Bild zu einer wuchtigen, einfachen Größe. Dieses Bild meiner Phantasie suchte ich, als ich zurückkam, auf der Ausstellung; aber ich konnte es in keinem der Säle entdecken, bis mich schließlich ein ziemlich scheußlicher Goldrahmen so merkwürdig bekannt anschaute. ‚Ja Herrgott‘, dachte ich, ‚das kann doch nicht sein, — dieses kleine Gewurstel, dieser süßliche, kleinliche Krimskrams!‘ Aber wahrhaftig, es war mein Bild! So war mein großes Werk zusammengeschrumpft; und ich fühlte, wie schmerzlich auch die Enttäuschung war, daß ich erst in Italien gelernt hatte, wie sehr mir Einfachheit und Größe abging. Damals wäre ich glücklich gewesen, wenn ich die tiefen, italienischen Eindrücke in Wandmalereien, zu denen es mich gewaltig hinzog, hätte verarbeiten können. Doch es gab keine Gelegenheit, es kam kein Auftrag.

So malte ich denn Studien über Studien. Und da kamen die köstlichen Sommer in Ostenberg am Inn. Lauter gleichstrebende, fröhliche, ausgelassene Gesellen waren da beisammen: Stuck, Exter, Kuschel, Becker-Gundahl, Hubert von Heyden, Dürr. Wir malten um die Wette nach der Natur, uns gegenseitig aneifernd. In einem Sommer habe ich dort mehr gelernt, als in jahrelangem Atelierstudium. Ich sagte zu meinen Freunden: „Wißt ihr, es liegt nicht am Was, nicht am Gegenstand, sondern am Wie!“ Das klingt heute ganz selbst-

Digitized by Google

Ulrich von Hutten. Gemälde von Prof. Ludwig Herterich
(In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Erworben 1901)

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Spiegel. Gemälde. (Im Besitz der Galerie Heinemann in München)

verständlich, ganz banal, für uns war es damals wirklich eine Errungenschaft, ein revolutionäres Aufbäumen gegen die Tradition!

Aber die alte Ansbacher Romantik stak mir immer noch in den Gliedern, und so war denn das erste Resultat meiner Ostenberger Studien ein Ritterbild, der heilige Georg!

Wenn ich ein bißchen was erreicht habe, so verdanke ich das meinem eisernen Fleiß und meiner leidenschaftlichen Begeisterung. Denn ich bin mir immer talentlos vorgekommen neben den riesig talentvollen Leuten um mich.

Und so wenig Mühe mir das Technische macht, so viel grüble ich über künstlerische Probleme. So habe ich mir als meine Lebensaufgabe das Ziel gestellt: die Errungenschaften der modernen realistischen Naturanschauung mit der Formgestaltung der Alten zu vereinen.

Vielleicht ist das ein ungesunder Standpunkt; aber er ist hervorgegangen aus meiner Entwicklung, aus meinem Aufwachsen unter alter Kunst. Ich wenigstens sehe in meinen Sachen immer noch den Liebhaber, den Freund der Alten.

Ich halte es für selbstverständlich, daß wir auf den Schultern der alten Meister stehen, auf ihrer Arbeit weiter bauen. Und unbewußt tun das auch die, die der alten Kunst gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen.

Digitized by Google

Ludwig Herterichs Werk

Zum 60. Geburtstag des Künstlers, 13. Oktober

Von Dr. Georg Jacob Wolf in München

Ludwig Herterichs künstlerischer Werdegang wird einem verständlich, wenn man den Lebensweg des Künstlers verfolgt, wie er ihn selbst in der autobiographischen Skizze ‚Aus meinem Leben' geschildert hat. Das scheinbar so nebensächliche Ereignis mit dem Schimmel, der ‚Raummangels wegen' aus dem Atelier ins Freie geführt wurde und durch das Atelierfenster gemalt werden sollte, nun aber, vom freien Licht umflossen, nicht mehr nach dem Rezept der Diez-Schule zum Bilde gestaltet werden konnte, bedeutet den Angelpunkt in Ludwig Herterichs Entwicklungsprozeß. So persönlich dieses Erlebnis war, und so gewiß Herterich allezeit seine eigenen Wege ging, ohne sich um Zeitgenossen und Mitläufer zu kümmern (viel lieber spann er sich in die Welt der Alten ein, ging zu den hohen Werken seines teuerwerten fränkischen Landsmannes Albrecht Dürer oder zu den goldtonigen Venezianern), sein künstlerisches Schicksal, das hier wie in ein Symbol zusammengefaßt ist, steht gleichwohl nicht vereinzelt, sondern ist typisch für jene Münchener Maler, die von Piloty, Diez und Lindenschmit herkamen und zu Beginn der achtziger Jahre den Weg ins Freie fanden. Es ist die Entwicklung vom Ton zur Farbe, vom Helldunkel zum Pleinairismus. In Heinrich Zügels Kunst ist, vielleicht um der Motive willen, diese Entwicklung besonders augenfällig, und monatelanges Arbeiten in der merkwürdig gearteten Atmosphäre von Leitschendam und La Panne bewirkte in der malerischen Auffassung Zügels einen scharfen Einschnitt. Bei Ludwig Herterich vollzog sich der Übergang weniger scharf und ruckartig. Ein konservativer Zug ist seinem künstlerischen Wesen eigen, und sein Ehrgeiz geht nicht dahin, möglichst ‚elastisch' zu sein oder zu scheinen. Mag sein, daß auch der Grundton, der durch die Schöpfungen Herterichs geht, das, was seinen Werken sozusagen die malerische Stimmung gibt, in den frühen wie in den späten Werken gleich ist: nämlich jene Romantik, die von den Kindheitstagen in dem Ansbacher Kavalierhaus bis zu dieser Stunde Ludwig Herterich beherrscht und um all sein Schaffen ihren Zauber webt: Der Ritter St. Georg auf weißem Zelter im Märchenwald ist gerade so gut eine romantische Gestalt wie die allegorischen Frauen, die neuerdings von den Plafonds, die Ludwig Herterich malt, wie aus einer versunkenen Welt auf die Menschen der Gegenwart herabblicken. Die Stimmung (oder wenn man so will: die Daseinsform) ist von Anbeginn in Herterichs Schöpfungen gleich geblieben, geändert hat sich der Ausdruck, geändert die Technik, nachdem dem Künstler die Erkenntnis der Möglichkeit neuer, freier, von Schulrezepten ungehemmter Formen aufgegangen war.

Bekanntlich hat der Zusammenschluß jener Künstler, die von der veralteten, in Manier erstarrten Form abrückten und fortan ‚mit neuen Augen' zu sehen gelobten, in München zur Gründung der „Sezession" geführt, der Ludwig Herterich von Anfang an als geschätztes und führendes, vielfach im Ausschuß tätiges Mitglied angehört. Man hat sich nun, in der den Deutschen eigentümlichen Sucht, alles zusammenzufassen und zu typisieren, daran gewöhnt, die ‚Frühsezessionisten' als eine nach künstlerischem Ausdruck und Wesen gleichgeartete Gruppe anzusehen, und in einer der neuesten Geschichten der Malerei des 19. Jahrhunderts sind von diesem Gesichtspunkt aus Künstler wie Habermann, Stuck, Jank, Samberger und Herterich in einem Atemzug genannt worden; als Gemeinsamkeitsmoment im Werk dieser Maler wird kurzerhand „der Jugendstil in der Malerei" angegeben. Das ist natürlich ganz verkehrt. Der Umstand, daß die genannten Künstler aus der gleichen Richtung kommen und etwa zur gleichen Zeit erkannten, daß sie daran seien, in eine Sackgasse zu laufen, war nicht bestimmend für die Entwicklung, die nach jenem Augenblicke des Erkennens bei jedem einzelnen von ihnen einsetzte. Ich kann mir heute innerhalb der Münchener Kunst keine schärferen Gegensätze denken als Habermann und Stuck, Samberger und Herterich. Seit fünfundzwanzig Jahren führen die Wege dieser Männer auseinander, und es spricht für den Reichtum der Münchener Kunst, daß es so ist und daß an jedem der Wege ein Ziel winkt. Aber auch damals, vor fünfundzwanzig (oder sind es schon dreißig?) Jahren, war die Gemeinschaft nur ganz allgemeiner Natur. Ich bin überzeugt, daß sich auch damals ereignet hätte, was Ludwig Richter von den drei Malern (der eine war er selbst) erzählte, die einst in Tivoli einen Ausschnitt der Landschaft zu malen unternahmen, fest entschlossen, dabei nicht um Haaresbreite von der Natur abzuweichen, und schließlich doch — trotz des gleichen Vorbildes und des guten Talents jedes einzelnen — drei grundverschiedene Bilder zustandebrachten. Denn, so meinte Richter, es gebe eben kein objektives Sehen, und Form und Farbe würden wohl immer je nach dem Temperament verschieden aufgefaßt.

Das Wort vom objektiven Sehen könnte in unserem Zusammenhang mit Fug und

Digitized by Google

Abenddämmerung. Gemälde aus dem Jahre 1895

Recht dahin erweitert werden, daß es in der Kunst überhaupt keine Objektivität gibt, daß im Sehen, Fühlen und Gestalten die ausgesprochenste Subjektivität herrscht, und daß man von künstlerischem Gestalten nur dann sprechen kann, wenn der Gegenstand, den sich der Künstler zum Vorwurf genommen, völlig in seiner Persönlichkeit aufgegangen ist. Nehmen wir nun an, es habe sich damals, als man 1890 schrieb, um einen Wettkampf zwischen Stuck und Herterich gehandelt, und der Gegenstand, den es zu malen galt, sei ein Schimmelreiter gewesen, so darf man überzeugt sein, daß von den beiden Künstlern in Form und Charakter etwas Grundverschiedenes zustande gebracht worden wäre. Ganz gewiß hätte Stuck auch vor dieser Aufgabe nicht verleugnet, daß seine Kunst ihre Weihe von der Antike erhalten. Sein Reiter wäre etwa ein Ephebe geworden, der mit verhaltener Kraft sein massiges Roß zügelt, in Stimmung und Ausdruck ein archaisierendes, streng im Stil gehaltenes Werk. Ganz anders Herterich! Dank seiner fränkischen Ritterromantik wäre auch in diesem Fall so etwas wie ein Ulrich von Hutten entstanden, und der Künstler hätte sicher eine Form gewählt, die mehr an Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ als an die Reiter vom Parthenonfries gemahnt hätte.

Herterichs Werk ist weit zerstreut in deutschen Landen. Der Umstand, daß der Künstler in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe sich dekorativen Aufgaben zuwendet, viel al fresco malt oder Leinwanden riesigen Umfangs, die in Wände eingelassen werden, erschwert die Übersicht über das, was er in rastlosem Eifer geschaffen. Dazu ist Herterich immer verschwenderisch mit seinen Studien und Skizzen umgegangen und hat viel verschenkt an Schüler und Kunstgenossen. Auf Ausstellungen erschienen in den letzten zehn Jahren nur wenige Bilder von ihm — ich erinnere mich, in München Entwürfe für eine (leider unausgeführt gebliebenen) Freskenreihe im Saal des Wasserburger Rathauses gesehen zu haben, dann ein Doppelbildnis von geradezu architektonischem Aufbau: Frau Littmann mit ihrer Tochter, später eine Schreinerei, ein weißes Interieur; 1913, bei der Internationalen Kunstausstellung im Glaspalast in München, eine monumentale ‚Grablegung‘, die gleichzeitig in einer koloristisch merkwürdigen Umformung auf der Eröffnungsausstellung des Stuttgarter Kunstausstellungsgebäudes erschien und heute der Galerie in Stuttgart gehört. Im Sommer 1916 zeigte die Münchener Sezession neben dekorativen Entwürfen Herterichs (darunter der gemütstiefen Wandmalerei ‚Lebensglück‘, die für das Landhaus eines Kunstfreundes im Erzgebirge ausgeführt wurde) einen sonnenvollen Frauen-

Digitized by Google

Lebensglück. Entwurf für eine Wanddekoration im Speisesaal des Schlosses Stein im Erzgebirge

akt, der — trotz seines kleinen Formats — rein malerisch zum Stärksten und Überzeugendsten gehört, was Herterich in den letzten Jahren gemalt. Gelegentlich einer retrospektiven Ausstellung der Diez-Schule, die vor längerer Zeit von der Galerie Heinemann in München veranstaltet wurde, tauchte auch wieder jenes Frühwerk „Johanna von Stegen, das Heldenmädchen von Lüneburg" auf, das Herterich in seinem Lebensabriß erwähnt, ein Gemälde, das in dem Zusammenklang fein abgewogener Töne von hoher Feinheit ist und die Geringschätzung, mit der sein Schöpfer von ihm spricht, wahrlich nicht verdient. In der Dresdener Galerie sieht man Herterichs monumentalen ‚Ulrich von Hutten', den eisengepanzerten Glaubensstreiter und Feind der virorum obscurorum. Zornentflammten Antlitzes steht er mit entblößtem Schwert neben seinem Gott: einen solchen Kruzifixus, der in der ritterlichen Hut des Reformationsparteigängers steht, hat noch keiner vor Herterich gemalt, und hinsichtlich der Idee des Nebeneinanders muß man zurückgehen bis zu Cranachs Weimarer Altarbild, wo man neben Johannes dem Täufer Martin Luther und Lucas Cranach selbst zu Füßen des Kreuzesschaftes erblickt.

München, die künstlerische Heimat und zweite Vaterstadt Herterichs, kann sich leider des Besitzes nur weniger Werke des Meisters rühmen. In der Neuen Pinakothek sieht man das Frühwerk ‚St. Georg': aus grünblauem Waldesgrund hervorreitend auf mächtigem weißem Roß den Ritterheiligen, die Hände um den Schaft der Lanze im Gebet gefaltet — ein so unendlich poetisches Werk, daß zunächst die Stimmung, die von dem Stoff ausgeht, den Beschauer völlig beansprucht und erst allmählich sich die Erkenntnis einstellt, daß man es auch in Komposition und Farbgebung mit dem Zeugnis eines vollkommen neuartigen Kunstausdrucks zu tun hat. Aus Herterichs früher Zeit stammt auch der ‚Sommerabend', ein wehes Abschiednehmen des Malersmannes von seiner Liebsten, durchzittert von der stimmungsvollen Poesie des sommerlichen Birkenwaldes.

Digitized by Google

Teilstück aus den Deckengemälden im Hauptrestaurant des Ausstellungsparks auf der Theresienhöhe in München

Digitized by Google

Der Einzug der Preußen 1814

Teilstück aus dem Wandschmuck eines Kruppschen Saales in Essen

Digitized by Google

Skizze zu einem Deckengemälde „Der Himmel mit den Sternenbildern"

Digitized by Google

Einige Werke Herterichs befinden sich in Münchener Privatbesitz, manches hat die Sezessionsgalerie zu eigen, und einige Werke stehen noch in des Künstlers Atelier, darunter der Entwurf zu einer Kreuzigung und die Untermalung einer Variante des ‚Ulrich von Hutten'. Leider aber hat München gerade die dekorative Begabung Ludwig Herterichs nicht so ausgenützt, wie man es gern gewünscht hätte. Es begibt sich da mit Herterich, was sich auch mit Stuck begab: diese Künstler, deren Entwicklung zum dekorativen Monumentalismus führte und die wie keine anderen berufen wären, den malerischen Schmuck staatlicher oder städtischer Bauten zu schaffen, müssen weniger Begabten weichen und mit ihrer Kunst in die Fremde gehen. Im Bremer Rathaus, da und dort in Franken, bei Krupp in Essen, selbst in dem kleinen Murnau und in der als Künstlerheim zu neuem Leben erstandenen Neuburg am Inn, dann vielerorts in Privatbauten, die Herterichs getreuer Freund Emanuel Seidl schuf, kann man Herterichs großzügige Schmuckkunst bewundern: in München indessen gibt es nur einen Plafond von ihm, den obendrein sehr viele Münchener nicht kennen, weil der Saal, den er schmückt, meist unzugänglich ist. Es ist das Deckengemälde im Hauptrestaurant des Ausstellungsparks auf der Theresienhöhe. Herterich hat sich für die langjährige Interesselosigkeit, mit der die Münchener Behörden seiner Kunst begegneten, nicht dadurch gerächt, daß er es sich bei dieser Arbeit leicht machte. Er hat, wie er das bei solchen der angewandten Kunst nahestehenden Aufgaben stets hält, von vornherein auf impressionistische Wirkungen verzichtet und den ganzen Aufbau straff architektonisch gegliedert. Dabei ist aber nicht etwas allegorisch Abstraktes entstanden, sondern es kam ein ergötzliches Werk voll Heiterkeit und Lebensfreude heraus, so etwas wie ein Hochsommerfest, wo Stimmung und Künstlerlaune als Sorgenbrecher und Grillenverscheucher erfolgreich am Werke sind. Für München im besonderen ist der eine Teil des Gemäldes von hohem lokalhistorischen Wert, denn da sind porträtgetreu die Maler und Architekten, die damals (1908) für das künstlerische Münchenertum verantwortlich waren, im Bild vereinigt. Da erblickt man Stuck und Habermann, Seidl und Seitz, Albert von Keller, Uhde, Kirchner und Herterich selbst, der bedachtsam die Kniegeige streicht. Natürlich fehlen auch die holden Weiblichkeiten nicht.

Indessen wäre es falsch, in Herterich nur den frohen Schilderer der Feste zu sehen, wenn er auch dieses Motiv, das seinem lebensvollen fränkischen Humor so wohl zusagt, gar oft und mannigfaltig behandelt hat. Ihm liegen nicht minder die strengen symbolischen und allegorischen Stoffe, und dessen sind u. a. die Entwürfe, die er für ein Deckengemälde im Ehrensaal des seiner Vollendung entgegenreifenden Deutschen Museums in München geschaffen hat, beredte Zeugen. Leider ist es bis zur Stunde noch nicht entschieden, ob Entwürfe von ihm ausgeführt werden sollen, denn es fehlt nicht an den mäkelnden Stimmen jener Besserwisser, die einen freien, kühnen Künstlergeist in die Fesseln des Kompromisses zwingen wollen.

* * *

Herterichs Werk erschöpft sich nicht in dem, was er *gemalt*: Sein künstlerisches Wesen wirkt weiter und wird in vielen fruchtbar durch das, was er *gelehrt*. Denn er nimmt es mit seiner Professur an der Münchener Akademie der bildenden Künste nicht leicht und betrachtet sein Amt nicht als eine Sinekure, wie es gar mancher vor ihm tat und gar mancher nach ihm tun wird. Er kam in jungen Jahren zum Lehramt: er wurde berufen, den ‚Abendakt' an der Münchener Akademie zu korrigieren. Das ging zwölf Jahre lang, und Herterich, der sich zu Anfang dieser Lehrtätigkeit selbst mehr als Lernender denn als Lehrer fühlen mochte, wuchs allgemach in die Meisterschaft hinein. Da holte ihn die Stuttgarter Akademie weg, und er begann dort mit einer Lehrmethode, die er sich in den zwölf Münchener Abendakt-Jahren zurechtgelegt hatte und an der niemand eine größere Freude gehabt hätte als Wilhelm Leibl, dem Herterich zu seinem Bedauern leider nie nähertreten konnte. Herterich ließ in seiner Stuttgarter Zeichenklasse seine Schüler ganz bescheiden mit Einzelheiten beginnen. Ein halbes Jahr hindurch mußten sie nur Augen zeichnen. Der Anatom der Akademie steuerte gleichzeitig Vorträge über das Wesen des Auges bei. Es folgte ein halbes Jahr des Studiums an Nasen. Da kamen merkwürdige Geschichten heraus! Die Stuttgarter lachten, aber als in einer Ausstellung die Erfolge der Herterich-Schule vorgelegt wurden, erkannte jedermann den Ernst dieses zwar ungenialischen, aber unendlich förderlichen Unterrichts an. Herterich war eben daran, in seinem Unterricht den Mund auf seine Weise vorzunehmen, als ihn die Berufung nach München als Nachfolger Höckers überraschte. Er folgte gern dem Ruf, obwohl er sich dessen bewußt war, daß er den populärsten und erfolgreichsten der modernen Lehrer an der Münchener Akademie zu ersetzen hatte. Dieses Vertrauen in sich selbst ist belohnt worden. Aus der Herterich-Schule gingen und gehen tüchtige junge Künstler hervor. Es ist der Stolz ihres Meisters, daß er ihnen nichts von seiner eigenen künstlerischen Eigenart aufpfropft. Er hemmt sie nicht in ihrer persönlichen Entwicklung, mag sie hinführen, wo sie will; er fördert sie, indem er ihnen die Enttäuschungen unnützen Herumtastens erspart und ihr Pflichtbewußtsein schärft, eingedenk des bitteren und doch hehren Ernstes, den jede künstlerische Leistung fordert.

Digitized by Google

Die Grablegung Chriſti
Teilſtück aus dem Gemälde in der Stuttgarter Galerie

Digitized by Google

Mathis. Von Katharina von Sanden

Der Zug kam angeschnauft und hielt. Die Frau drückte den Türriegel auf und stieg langsam aus. Auf dem gelben Kies lastete schwer die Sonne. Die Frau blieb stehen und sah mit gleichgültigen Augen um sich.

Der Schaffner, ein kleiner, blasser Mensch, lief am Zuge entlang und prallte mit ihr zusammen. Es war, als prallte eine kleine Welle an einen Felsblock. Er lief weiter und schwenkte den Arm.

Der Billettknipser fing Fliegen an der firnisduftenden Holzwand seiner Bude. Der Verkehr war nicht überwältigend. „Bist wedder da?" fragte er die Frau herablassend, denn er langweilte sich. „Ja," sagte sie. Ihr Blick schweifte über ihn wie über einen Türpfosten. Er war ein hübscher Mann, und es kränkte ihn. „Un wo is hei —?" fragte er spottend.

Sie wies mit dem Daumen nach rückwärts. „Da!" sagte sie, ohne sich umzuwenden, denn das brauchte sie nicht. „Hei" war da, in ihrem Schatten, belastet mit einem Bündel, unter dessen wuchtiger Fülle er fast versank, in einem grauen, verwaschenen Kittel, mit einem grauen, verwaschenen Gesicht, matten Haaren und einem mageren Zwickelbärtchen, das seinem schüchternen Gesicht etwas drollig Verwegenes gab.

Er zerrte nicht ohne Schwierigkeit den zermürbten Filzhut unter dem Bündel hervor und grüßte den Herrn „Bahnvorsteher", wie es sich gehörte.

Der stand, mit den Händen auf die Klapptür gestützt, die Augen voll Spott. „Bist nicht fetter geworden, Mathias," meinte er. „Hast das Regiment im Haus noch immer nicht —? Halt' dich dazu, Mann! Deine Frau geht auf wie ein Hefenkloß!"

Der Mann lächelte schüchtern zu ihm hinauf und wollte etwas erwidern, aber die Frau ging weiter, und er hastete ihr nach. Sie gingen hintereinander, wie Leute, die gewöhnt sind auf schlechten Feldwegen zu gehen, auf denen nur ein schmaler Streifen gangbar ist. Sie behielten diese Gewohnheit bei auf der breiten Bahnhofstraße.

Am Schulhaus gab es einen Aufenthalt, denn die Tür flog auf, als sie vorübergingen, und die Schule war aus.

Die Frau steuerte durch den Schwall von Buben und Mädchen hindurch wie ein vollbeladenes Oderfrachtschiff. Doch der Mathis in ihrem Kielwasser wurde gedrängt und zuletzt geriet der graue Filzhut ins Schwanken und fiel herunter.

Das war schlimm, unter den vielen kleinen Füßen mit dem Bündel auf dem Rücken den Hut zu suchen.

Plötzlich hielt er ihn wieder in Händen, in beiden Händen. Ein kleines Mädel hatte ihn gefaßt und stand nun vor Mathis mit freudebettelnden Augen. „Du bist der Mathis," sagte sie. „Erzählst du mir nun wieder Geschichten wie voriges Jahr —?"

Er nickte und schob seinen Kopf zärtlich in den alten Filz.

Das kleine Mädel vor ihm betrachtete ihn aufmerksam. „Vadding ist in Frankreich," sagte sie wichtig.

Dem kleinen, schiefen Mathis gab es einen Ruck. Er stand plötzlich sehr gerade.

„Mein Sohn auch," sagte er. „Der is nu schon Unteroffizier," sagte der Mathis. „Man knapp achtzehn und denn das Eisern Kreuz —"

Er schrak zusammen, denn die Frau rief ihn. Sie stand an der Ecke, wo der Feldweg abbog, und sah nach ihm hin. Sie stand sehr aufrecht. Der Rock wölbte sich wie eine Glocke und fiel nieder auf die geraden, festen Beine. Die Schürze leuchtete blau wie ein Sommertag. „Wat hettst du to swatzen —?" fragte sie, und er sah, daß sie böse war.

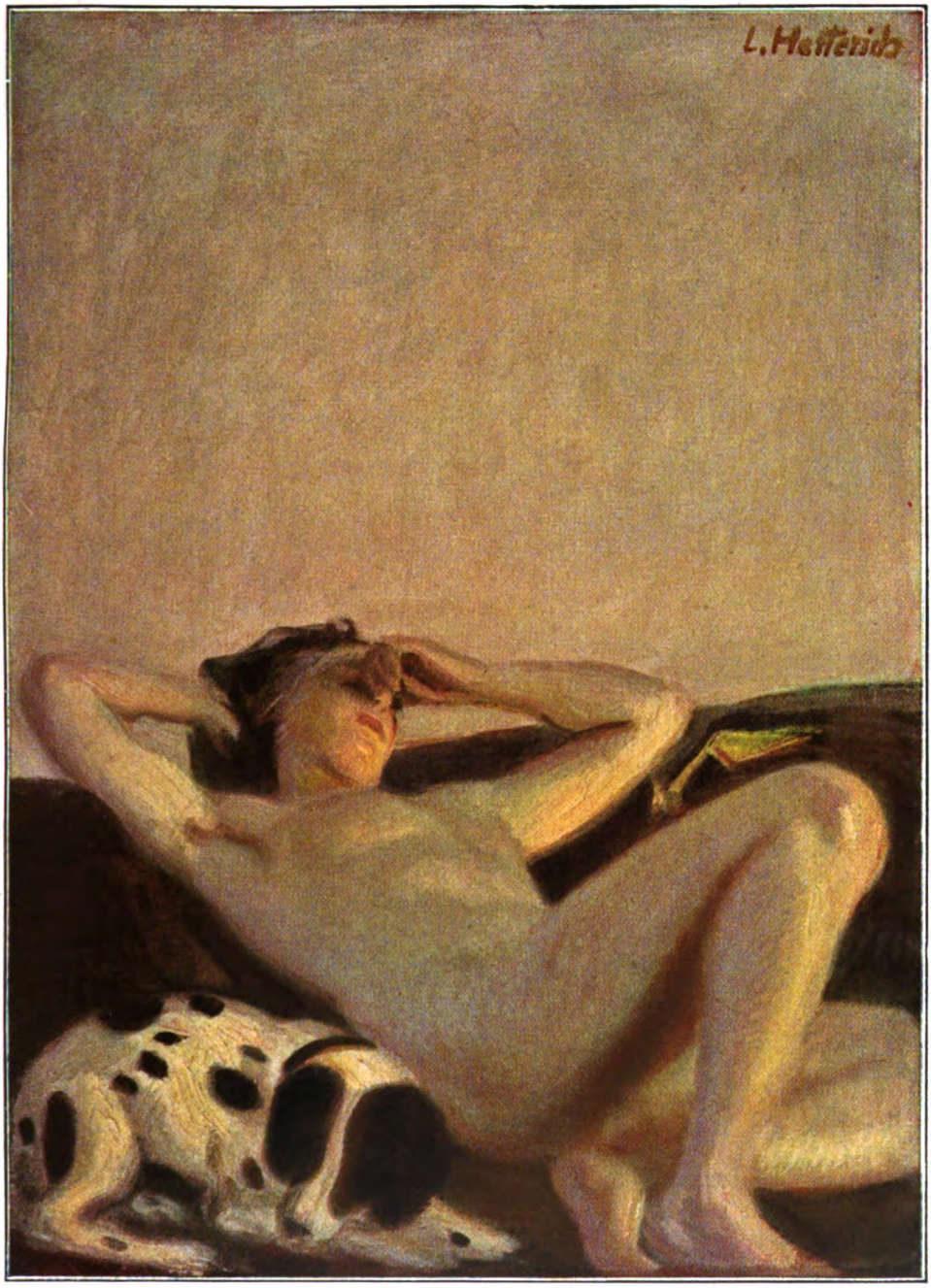
„Man bloß von Auguften —" sagte er scheu. „Ick seggt et man von Auguften an Stine Lehrer."

„Von Auguften! Auguft brukt din Swatzen nich. Swatzen is alls, was du kannst. Auguft is en Kirl."

Er sah mit bittenden Augen zu ihr auf, aber sie drehte sich um und ging weiter.

Er lief hinter ihr her, wie er es gewöhnt war, auf guten und schlechten Wegen, auf breiten und schmalen.

Digitized by Google



Der Sommer

Gemälde von Prof. Ludwig Herterich

(In der Ausstellung der Münchener Sezession 1916)

Digitized by Google

Digitized by Google

In der Ebene wölbte sich der Park des Gutshofs. Aus den Leutehäusern stieg der Rauch. Die Baracke der Erntearbeiter leuchtete in der Abendsonne. Sie waren am Ziel. Der Mathis ging langsamer. Was nun kam, wußte er alles. Sie würden herauskommen, die Gutsmädchen und die Garbenbinderinnen, die Rübenmädchen und die Ackerknechte, der Inspektor und zuletzt die Mamsell. Es würde ein Begrüßen sein und ein Lachen, denn die Cordula kannten sie alle. Es war nun sieben Jahre, daß sie kam, jeden Sommer, wenn das Korn zu reifen begann. Sie hielt als Vorarbeiterin die Mädchen mit fester Hand zusammen, und ihre Zunge war gefürchtet. Man schätzte sie so sehr, daß nach dem ersten Jahre der Inspektor im Frühjahr an das Stellenbureau geschrieben hatte, um sich die Cordula für den Sommer zu sichern. Der Brief hatte viele Wochen gelegen, bis sie eines Tages kam und nach Arbeit fragte.

Es war ein Zufall gewesen. Seitdem kamen sie jedes Jahr. Beide, denn der Mathis war der Cordula „Anhängsel", wie die Leute sagten. Wie lange das her war, daß die Leute so sagten! Viele Jahre.

Das war ein wundervoller Sommer gewesen damals. Es schien dem Mathis, als sei nie wieder ein solcher gekommen.

Damals hatte er sich eingebildet, ein Kerl zu sein, ein paar kurze, wonnevolle Tage lang.

Zu der Zeit war die Cordula jung gewesen und sehr schön. Eine feste Arbeiterin schon damals. Mit dem Schwarm der Rübenmädchen war sie auf das Gut gekommen, auf dem er als Seilergehilfe arbeitete. Die Knechte stellten ihr nach, und der kleine, schiefe Seilergehilfe war wie verschlagen von ihrem Anblick. Er ging umher wie von Sinnen, und der Meister wurde böse auf ihn.

Was machte ihm das — die Cordula war freundlich mit ihm —! Wie das kam, wer konnte das wissen —?

Sie mochte den anständigen Menschen in ihm fühlen, der anders war als die gierige Horde, die sie umstellte.

Der Sommer war heiß und herrlich, das Korn stand in Garben. Da kam ein Abend. Ein heißer Dunst lag in der Luft und trieb das Fieber ins Blut. Der Staub leuchtete rot über dem Hof.

Zwei Knechte schlugen sich. Es ging um die Cordula. Der Unterlegene schimpfte. So wüst, daß die Cordula, vor Wut und Scham fortlief, hinaus auf die Felder, die leer und still lagen und über die der heiße Erntewind strich. Der Mathis lief hinterdrein. Er holte sie ein, weit draußen, wo die Roggenbreiten lagen, die sich unabsehbar erstreckten Eine solche Glut und Kraft der Liebe ging von ihm aus, daß die Cordula sich an seine Brust warf.

An diesem Juliabend wurde der Mathis ein König und wußte um seine Krone.

„Slag' em — slag' em, Mathis. Versprich mi dat," bat die Cordula beim Heimgehen.

Und Mathis versprach. Es war schlimm, daran zu denken. Der Mathis dachte immer daran. In all den langen Jahren war es nie ganz aus seinen Gedanken verschwunden.

Auf dem Gutshof lag breit die Sonne. Die Knechte trabten über die holprigen Steine zum Essen. Da sprang der Mathis dem Knecht an den Hals und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. Die anderen griffen nicht ein. Das ging von Mann zu Mann. Sie standen im Halbkreis.

Der Mathis hatte nicht daran gedacht, wie es enden sollte. Er mußte ihm an die Kehle, das allein wußte er.

Es endete schlimm. Der Knecht stand einen Augenblick verblüfft, dann packte er zu und schüttelte den Mathis ab wie eine Ratte. Es ging schnell, er ließ den Mathis liegen, zerschlagen, halbtot.

Die Knechte lachten. In den Türen standen die Mägde. An der Scheune die Cordula.

Sie ging zum Mathis, half ihm auf, wusch ihm das Blut vom Gesicht und brachte ihn in seine Kammer. Dann ging sie über den Hof in das Inspektorhaus.

Eine Stunde später wußte das Gut, die Cordula und der Mathis wollten heiraten. Und das Gut lachte Tränen.

Sie hatten geheiratet.

Sie arbeiteten auf den Gütern bald hier, bald da. Die Cordula trug den Kopf hoch, aber das Lachen nagte an ihr. Sie biß die Zähne zusammen.

Eine stillere Zeit kam, ihr Junge wurde

Digitized by Google

geboren. Ein Enakſohn — ein Rieſe —! Ein Kind, das die Gevatterinnen beſtaunten und neideten.

Mathis ging mit ſteifem Nacken umher und ſah den Leuten dreiſt in die Augen. ‚Seht euch meinen Jungen an,‘ ſagte der Blick. Aber das Lachen ſchwieg nicht, das begann erſt recht.

Das — das ſollte der Vater ſein —? Man ſtieß ſich an und pruſtete. Der Schafskopf, das zu glauben!

Als dem Mathis zum erſten Male bewußt wurde, was die Leute ſagten, ſtand er wie gelähmt. Ein furchtbarer Zweifel ſtieg in ihm auf. Er bohrte ſich in ſein Gehirn hinein und machte ihn krank. Die Qual zerfraß ihn. Er ging gebückt, mit ſcheuen Augen.

Die Cordula begriff noch nichts. Die war ausgefüllt von ihrem Kind. Den Mathis beachtete ſie wenig. Bis er es einmal herausſchrie in ſeiner Angſt.

Da wurde ſie weiß wie die Wand und ſchlug ihm ins Geſicht.

An die Zeit, die nun kam, erinnerte ſich der Mathis nicht genau. Er wurde krank und lag lange. Als er aufſtand, war er ſchwach wie ein Kind und wurde nicht wieder recht. Ein „Halber“ war er immer geweſen, nun war er auch das nicht mehr. Die Cordula ſorgte für ihn, aber ſie gab ihm kein gutes Wort. Zu ſchwerer Arbeit taugte er nicht mehr, ſo tat er die Arbeit der Frauen mit, die Cordula befehligte, und bekam den gleichen Lohn.

So gingen die Jahre — lange Jahre — und wieder war Sommer und es war Krieg. Wie die Tage laſteten! Sein Junge war draußen. Und er häufelte Rüben. Wie immer — wie immer — —

Die Cordula war in ihr Quartier eingerückt. Sie ſaß mit den ſchwatzenden Frauen beim Eſſen, als Mathis ſich zum Hof hineindrückte. Es war ihm am liebſten ſo. Er vermied die große Begrüßung, wo es ging.

Er ſtolperte die ſchmale Treppe hinauf. Die Kate enthielt nur zwei Räume. Unten in der großen Stube hielt die Cordula Staat. Da hatte lange das Bettchen ſeines Jungen geſtanden. Das war das einzige, nach dem er Heimweh hatte.

Er warf ſein Bündel ab und blieb eine Weile wie geiſtesabweſend ſitzen. Dann trieb ihn der Hunger hinunter und im Bogen an dem Knechtshauſe vorüber. Aus der Mägdeküche tönte Schnattern und Lachen. Er blieb noch einmal ſtehen, zuſammenſchreckend. Aber er mußte dort hinein. Dort war ſein Platz. Der Mathis aß mit den Weibern.

Das Hineingehen verlief leichter, als er geglaubt hatte. Es beachtete ihn keiner. Sie ſaßen um Cordula herum. Sie zeigte Bilder und las Briefe vor. Auguſts Briefe. Der Mathis ſchielte hungrig darauf hin. Er bekam ſie ſelten zu ſehen.

Den Frauen lag es daran, ſich gut mit der Cordula zu ſtellen. Sie bewunderten mit lauten Ausrufen. Der Mathis fand, es ſah aus wie die Bienen am Flugloch, wie ſie ſich zuſammendrängten.

Er aß ſtill und haſtig und ging wieder. Oben in ſeiner Kammer lag er lange wach.

Am andern Morgen war alles früh im Gang. Mathis ſtand in der Reihe mit den Frauen und häufelte Rüben. Er ſah klein und zuſammengeſunken aus. Er haßte die Arbeit. Es war Weiberarbeit, bei der kein Mann jemals die Hand rührte.

Die Cordula ſchwenkte ihre runden Röcke allen voran. Es ging in friſchem Takt. Die Bewunderung am Abend vorher hatte ihr wohlgetan und ſie milde geſtimmt.

Sie ſprach beim Arbeiten mit Marten Fock, deren Mann im Felde war und Briefe ſchrieb, die ſämtliche Frauen laſen. Er war auf ſeine Frau eiferſüchtig und drohte mit den ſchrecklichſten Dingen, falls ſie es ſich einfallen laſſen ſollte, ihm untreu zu werden. Darüber lachten die Frauen, denn Marten Fock war nicht gerade ſchön und nicht gerade jung. Aber ihrem Mann mußte ſie wohl gefallen.

Die Hacken flogen nur ſo, und die Röcke ſtrammten um die feſten Hüften, die ſich im Takt auf und nieder bogen.

„Man gaut, dat jü keen' Mann in't Feld hefft, Cordula“ meinte eine naſeweiſe Junge, „de müßt' platzen vor Eiferſucht.“

Das gab einen Flecken auf die allgemeine Fröhlichkeit, denn es war deutlich, daß die Cordula ſich verfinſterte. Bald flogen Scheltworte, und die Arbeit ging bedrückt weiter bis zur Frühſtücksſtunde.

Die Cordula hörte nicht auf mit den anderen. Sie arbeitete weiter. Immer die lange Reihe der Rübenpflanzen ent-

Digitized by Google

lang, die jede ein weiches Kissen von brauner Erde ringsherum bekommen mußten. Sie tat ihre Arbeit gut wie immer, aber ihre Gedanken waren weit.

Als sie sich am Ende der Reihe umwandte, kam jemand in der Furche auf sie zu, die Hacke über der Schulter. Es war der Mathis. Sie begann wieder zu hacken, als ginge sie auf der Welt sonst nichts an. Er blieb jedoch vor ihr stehen.

„Ick wet nu, wat ich dau, Cordula," sagte er. Seine Stimme klang ganz anders.

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ick geh und stell mich freiwillig, un denn komm ick nach Frankreich."

Es schoß ihr eine Blutwelle ins Gesicht und verebbte wieder schnell.

„Sie nehmen di nich," sagte sie.

„Dat willn wi sehn," meinte der Mathis, „sie nehmen jetzt manchein, de sich's nich versehen hett. Un ick geh freiwillig." Er nickte sacht und lachte vor sich hin. „Ick bin sechsundvierzig — dat's noch nich veel,"

„Du schaffst et nich," sagte die Cordula wieder und ganz angstvoll. Der Mathis verstand und deutete die Angst richtig.

„Hier bün ick 'ne Last för di," sagte er ruhig. „Dat weten wi ja all lang. Ditmal mach' ick die keen Schand."

Als die Reihe der Frauen zur Arbeit antrat, arbeitete der Mathis neben der Cordula. Sie sprachen miteinander, und Marten Fock und Greten Ditters und alle die anderen mußten sich sehr wundern.

Nach Feierabend ging die Cordula zum Inspektor und meldete ihren Mann ab für den nächsten Tag. „Hei geht nach Stadt," sagte sie. Man beobachtete, daß die Cordula beim Abendbrot dem Mathis, der ihr gegenüber saß, die Schüssel zuschob. Das war noch nie geschehen. Nach der Ansicht der meisten mußte der Mathis geerbt haben, und zwar nicht wenig. Anders war das Benehmen der Cordula nicht zu erklären. Gleich nach dem Essen gingen beide in ihre Kate, und der Mathis saß friedlich in der Cordula Staatsstube und durfte dort seine Pfeife rauchen und zusehen, wie die Cordula mit ernstem Gesicht und zusammengekniffenen Lippen seinen „besten" Anzug prüfte und mit Lappen und Bürste daran hantierte.

Oben in seiner Kammer rasierte er sich sorgfältig. Er sah zum Verwundern jung aus, als das geschehen war. „Ordentlich schmuck," fanden die Deerns, die am anderen Morgen das Unbegreifliche seines Abmarsches mit weiten Augen aus der Ferne miterlebten. Sie standen im Knäuel, bis die Cordula sie im Schwung auseinander und auf den Trab brachte.

Der Mathis stapfte indes zur Stadt. Ein bißchen hastig, denn sein Herz schlug, und das Herztempo teilt sich den Beinen mit.

Es war noch früh. Am Schulhaus stand Stine Lehrer. Sie goß ihre Blumen und brauchte heut lange dazu, denn seit einer halben Stunde wartete sie auf den Mathis. „Wieviel ist es, Mathis?" fragte sie.

„Wieviel is wat?" fragte Mathis.

„Was du geerbt hast. Mir mußt du's sagen, o bitte, Mathis."

Mathis war verwundert, aber nicht sehr. Dazu war er innerlich zu beschäftigt. Er schüttelte langsam den Kopf. „Ick hebb' doch nix erbt," sagte er verweisend, denn Stine störte ihn in der ruhigen Entwicklung seines Gedankenganges. „Wat sollt' ick erbt hebben! Aber adjüs kannst mir seggen, Stinning."

„Wo gehst du hin?" fragte Stine, grausam enttäuscht.

„Nach Frankreich," sagte der Mathis und setzte seine Beine wieder in Bewegung, als ginge es nun geradeswegs hinein.

Stine stand einen Augenblick starr. Dann flog sie herum zu ihrem Geranienbeet und war mit ein paar Sätzen dem Mathis nach.

Sie packte seine Hand und hielt sie so fest, daß er stehenbleiben mußte. „O Mathis — ist es wahr — —?" fragte sie mit glühenden Wangen. In seinen so ganz veränderten Augen sah sie, daß es wahr war. Sie wartete nicht auf Antwort. Sie faßte den Mathis um und küßte ihn auf sein graues Gesicht.

Und dann stand der Mathis da und hatte eine große, feuerrote Geranie vorn in seiner Weste, und Stine Lehrer klappte die Haustür zu.

Er stand einen Augenblick und mußte sich besinnen.

Es war alles ein bißchen plötzlich für ihn.

Schließlich ging er langsam und dann immer schneller weiter. Ihm war ganz warm und fröhlich zumute.

Vor der Stadt jedoch blieb er stehen,

Digitized by Google

nahm mit vorsichtigen Fingern die Geranie und steckte sie in seine Rocktasche.

Sie war ihm ein bißchen zu feurig und flammend, denn er wußte ja noch nicht, ob es ihm glücken würde. Er war der Cordula gegenüber sehr sicher gewesen, aber jetzt kam ihn die Angst an, ob sie ihn nehmen würden.

Es dauerte eine ganze Weile, bis das entschieden war. Der Mathis fand das Umherstehen und Warten schlimmer als der ganze Krieg wohl sein konnte. Und vor allem das Grinsen der strammen Kerle, die an ihm vorbeigingen, in ihrer sauberen Uniform, so sicher, so fröhlich, so an ihrem Platz.

Der Stabsarzt war ein bißchen verwundert, aber freundlich. Er wollte ihn schon nehmen, wenn der Mathis auf eigene Verantwortung gehen wollte. Das wollte der Mathis. Es war sonst nichts Rechtes aus ihm heraus zu bringen. Aber die Freude schien ihm nach der Entscheidung so blank aus den Augen, daß der Arzt ihm auf die Schulter klopfte.

So blieb der Mathis in der Stadt. Er sollte am nächsten Tage eintreten. Der Cordula sandte er eine kurze Botschaft, die ihm viel Kopfzerbrechen kostete, denn er wußte nicht, wie er sie anreden sollte. Es war der erste Brief, den er ihr jemals schrieb. „Liebe Frau," sagten die anderen Männer, wenn sie schrieben. Er hatte die Briefe oft vorlesen hören. Aber das schien eine unerhörte Kühnheit. Bis er sich schließlich doch dazu entschloß. —

Der Mathis übte nun Griffekloppen. Schön war es nicht und leicht wurde es ihm auch nicht, aber sein Herz jubilierte doch. Es war Männerarbeit. Weit, weit hinter ihm lag das Weiberbataillon mit den Harken und Hacken, den wippenden Röcken, dem ewig klappernden Mundwerk. Er liebte seine Kameraden von Anfang an. Die redeten kein Wort unnütz.

Am Sonntag erschien die Cordula. Sie wartete auf ihn am Kasernentor, ganz unruhig ging sie auf und ab. Er kam in seiner Sonntagsmontur und grüßte stramm. Sie umfaßte ihn mit einem Blick, es entging ihr nichts. Darauf legte sie entschlossen ihren Arm in den seinen, und Mathis führte seine Frau durch die Straßen der Stadt.

„Hei is en kleinen, smucken Soldat, Deerns, laßt man!" sagte die Cordula am Montag früh ganz gelassen zu den Weibern, die vor Neugier brannten.

An diesen Sonntag dachte der Mathis noch lange. Er stand wie etwas ganz Helles, Freudiges in seiner Erinnerung in den schweren Wochen, die später folgten, als sie ausgezogen waren.

Die Wochen waren schwer.

Es ging dem Mathis gegen die Natur. Er scheute zurück vor dem Gräßlichen, was der Soldat im Feld tun muß und was seine Kameraden taten mit festem Herzen wie eine jede andere Arbeit auch. Er rang mit sich, denn es durfte es keiner wissen, und es wußte es auch keiner.

Einmal hatte er ein paar Worte davon an die Cordula geschrieben, aber ganz kurz. „Dat Bajonett is dat Slimmste," hatte ja geschrieben. „Die Russen laufen denn er weg, die warten da nich auf, sagen welche, aber die Franzosen, die bleiben und schießen bis tauletzt und denn muß man ran mit den Bajonett. Das is dat Slimmste."

Die Cordula hatte darüber hinweggelesen, aber es war ein Aufschrei.

Gute Augen hatte er und war ein guter Schütze. Das nützte ihm bei den Vorgesetzten. Nach einer Weile kam er als Bursche zu seinem Hauptmann. Das machte ihn sehr glücklich. Der war ein stiller Mann wie er, und die beiden verstanden sich.

So ging Woche auf Woche hin. Der Mathis war ein alter Feldsoldat geworden.

Von den Kameraden, die mit ihm ausmarschiert waren, fehlten viele. Neue waren gekommen, die ganz jungen darunter rührten den Mathis. Er erleichterte ihnen vieles. Sie ließen es sich halbverwundert gefallen. Die meisten waren zum Erstaunen gleichmütig. Viel mehr als der Mathis. Aber sie lachten nicht über ihn, dafür war er ihnen dankbar. Die Jungen hatten immer über ihn gelacht — früher —

Es hätte ihm gutgetan, zu wissen, daß er ihnen imponierte in seiner stillen Weise, mit seinem schwachen Körper, der die Strapazen ebenso ertrug wie sie mit ihrer Bärenkraft. Immer selbstlos, immer hilfsbereit. Es war keiner unter ihnen, der nicht wußte, auf den Mathis konnte man bauen.

Die Tage gingen hin. Der Krieg wurde zur Gewohnheit.

Digitized by Google

Die Cordula schickte Liebesgaben in den kleinen Pappkästen, die er früher so oft, mit Augusts Adresse darauf, zur Post gebracht hatte. Er erinnerte sich an die Abende, an denen die Cordula mit den anderen Frauen solche Kästchen packte. Sie war lustig dabei. Der Mathis saß dann still in seiner Ecke und sah sie an. Das war die Cordula von früher. Es war alles für den August gewesen. Jetzt war es auch für ihn. Das war wunderbar.

— Seit Wochen lagen sie nun in den nassen Gräben. Eine Hügelstellung, der vorderste Graben nah am Feind. Der lag gut verschanzt am Waldrand. Hinter ihm Artillerie. Die tastete den Hügel mit Granaten ab, planmäßig, fast pedantisch. Am Tage lag man, biß die Zähne zusammen. Nachts wurde gearbeitet, fieberhaft. Verschüttete Grabenstellen ausgebaut, Unterstände neu gesichert. Die Nächte waren zu kurz für alles, was zu tun war. Die Verluste waren schwer, eine dünne, dünne Linie hielt die Gräben.

Der Mathis lag mit zwei jungen Kameraden im Unterstand. Sie lagen geduckt, in tiefem Schweigen. Sie horchten. Es war ein heller Novembermorgen. In der Luft schwammen noch Sommerfäden. Die Granaten sangen.

Der Mathis saß vornübergebeugt, der Kopf hing auf die Brust.

Er schien zu schlafen, aber er war wach.

Eine dumpfe Unruhe war in den Gräben. Der Mathis fühlte sie und wußte den Grund. Er hatte hinter seinem Hauptmann gestanden in der Morgenfrühe, als die telephonische Meldung kam, der vorderste Graben könne sich nicht halten. Er hatte die kurze Antwort gehört, die durchgesprochen werden sollte: „Er muß gehalten werden.“ Gleich darauf trug der Draht die Bitte um Verstärkung rückwärts. Nun mochte die Antwort da sein.

Ein leise geflüsterter Ruf scholl jetzt. Der Mathis fuhr zusammen.

Noch einmal. „Freiwillige vor, zum Herrn Hauptmann.“ Ein Unteroffizier schob den Kopf vorsichtig in den Unterstand und wiederholte den Befehl scharf und leise.

Der Mathis stand auf ohne Besinnen. Lautlos glitt er durch den engen Lehmgang. Er fühlte, wie seine jungen Kameraden sich hinter ihm herschoben mit schweren, tappenden Schritten. Er fühlte unklar, daß sein kleiner, schmaler Körper im Vorteil war.

Der Hauptmann war ernst. Er überblickte die Freiwilligen und erklärte ihnen kurz das Notwendige.

Die Telephonmeldung von rückwärts war da. Verstärkung war im Anmarsch, für den Abend war Sturm befohlen auf die feindlichen Stellungen.

Nun war die Sache die: Dem vordersten Graben mußte der Befehl übermittelt werden. Mußte, und das unverzüglich. Im vordersten Graben war die Lage schlimm. Er mußte gehalten werden bis zum Abend.

Wie eben festgestellt worden war, arbeitete die Telephonverbindung nicht. Der Annäherungsgang war von Granaten an zwei Stellen verschüttet, unbrauchbar gemacht. Dabei mußte der Draht beschädigt worden sein. Der Befehl mußte auf andere Weise überbracht werden. Mündlich. „Freiwillige vor.“

Es herrschte Schweigen, aber nur einen Augenblick. Was der Auftrag bedeutete, wußte von den kriegsgewohnten Leuten jeder. Es hieß den Hügel hinunterlaufen im Angesicht des Feindes, der seit Wochen Zeit gehabt hatte, sich einzuschießen. Man würde abgeschossen wie ein Hase, ohne sich wehren zu können, jetzt, wo es zum Sturm gehen sollte, wo man denen drüben ans Leder konnte nach den Höllenwochen — —

Der Hauptmann sah gerade vor sich hin. Er stand wie von Stein. Die bittere Linie grub sich tiefer um seinen Mund.

Das Schweigen dauerte nur einen Atemzug. Dann traten die Leute einen Schritt vor und standen stramm, sämtlich, wie ein Mann. Ganz vorn, klein und schmal, der Mathis. Der Hauptmann konnte nicht über ihn hinwegsehen, Mathis' Augen brannten sich in sein Gesicht. „Sie, Mathis —?“ sagte er zögernd.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Nein, nein, lassen Sie jüngere Leute gehen.“

„Um die wär's schade, Herr Hauptmann.“ Seine Augen flehten.

Dem Hauptmann stieg eine Röte ins Gesicht. Er machte eine kurze Kopfbewegung, wie um etwas von sich abzuschütteln, und stand noch gerader. „Gut, kommen Sie.“

Der Mathis bekam seinen Befehl. Knapp

Digitized by Google

und klar sprach er ihn nach. Eine Leuchtrakete aus dem vordersten Graben sollte das Zeichen sein, daß er überliefert war.

Der Hauptmann reichte ihm die Hand. „Mit Gott, Mathis."

Er kroch aus dem Graben. Sprung auf! und nun rannte er. —

Einen Augenblick war es in den feindlichen Gräben still. Man war zu erstaunt, um zu schießen. Dann brach es los. Der Mathis lief. Plötzlich stolperte er und fiel. Es war nichts, eine Wurzel quer über den Weg. Der Mathis machte beim Aufspringen eine halbe Wendung rückwärts und winkte mit seinem Arm hoch in die Luft zum Zeichen, daß ihm nichts geschehen wäre. Dann lief er weiter. Die Kugeln pfiffen. Er lief, die Arme an den Leib gezogen, den Kopf zwischen den Schultern. Die Granaten sangen. Sie schlugen hinter ihm ein, rechts, links. Er lief. Etwas kam geflogen wie ein schwarzer Koffer, so tief, daß der Mathis den Kopf duckte, „um nicht anzustoßen". Und dann bebte die Erde und spie eine Wolke zum Himmel, und die verschlang den Mathis. Er war nicht tot, aber er glaubte es einen Augenblick. Gleich darauf stand er auf den Beinen und schüttelte sich. Alles war in Ordnung, nur sein Helm war weg. Das half nichts, den konnte er jetzt nicht suchen. Er winkte — diesmal mit beiden Armen — zurück und hätte fast laut geschrien, denn er freute sich, daß er nicht tot war, aber er hatte Sand in der Kehle. Dann schoß er, den Kopf vorgestreckt, das letzte Stück den Hügel hinunter und wie ein Torpedo in den vordersten Graben. Diesmal flog keine Kugel. Der Mathis hatte denen da drüben imponiert. Einen Augenblick später stieg die Leuchtrakete in die Luft. Der Befehl war übermittelt.

Der Hauptmann zerbiß das Ende seines Schnurrbartes. Er lächelte wieder zum ersten Male.

Für die Überbringung dieses Befehls bekam der Mathis das Eiserne Kreuz. Als er es erfahren sollte, lag er im Lazarett.

Er hatte den Angriff mitgemacht, der die Seinen vorwärts warf wie eine strömende Welle und ihnen einen Kilometer Gelände einbrachte. Er erinnerte sich an das Stürmen und an das Hurra, dann versank alles in einem blutigen Nebel. Er war sehr schwach, viel denken konnte er nicht. Aber er wurde hell wach, als er seinen Hauptmann erkannte. Er hatte ihn nicht gesehen, seit er damals aus dem Graben kroch und losrannte. Durch seinen Körper ging ein Ruck, als wolle er im Bett stramm stehen. Doch der Hauptmann machte die kurze Handbewegung, die der Mathis so gut kannte. Er legte etwas auf seine Brust.

Der Mathis schielte an seiner Nase herunter — es war das Kreuz —!"

Sein Herzschlag setzte aus. Herrgott — er hatte das Kreuz — das Eiserne Kreuz wie der August — —

Der Sonntag tauchte vor ihm auf, an dem er die Cordula spazieren geführt hatte. Das war die Krönung seines Lebens gewesen bis jetzt. Und nun hatte er das Eiserne Kreuz —

Der Kopf wirbelte ihm, er klammerte sich mit den Augen an seinen Hauptmann, um nicht zu versinken. Der nahm des Mathis linke Hand, die auf der Bettdecke lag, und drückte sie. Einen kurzen Augenblick wunderte sich der Mathis, daß es die Linke war, dann verschwamm alles vor seinen Augen, und er wußte nichts mehr.

Er erwachte in einer gräßlichen Unruhe. Eine Frage wälzte sich in seinem Gehirn, er fühlte sie bohren, noch ehe er ganz bei Bewußtsein war. Plötzlich zerriß der Nebel, er war wach und die Frage brannte in seiner Seele. Er rief leise nach der Schwester. „Swester," sagte er mit Anstrengung, „was is — mit mein Hand —?"

Sie sah ihn an, tief erschrocken. Wußte er denn nicht —? Er sah, wie sie sich zusammennahm.

„Sie haben den rechten Arm verloren," sagte sie leise, voll Mitleid. Er rührte sich nicht, er sah sie unentwegt an, seine Augenbrauen zogen sich etwas zusammen, als wolle er einen Gedanken scharf fassen.

„Ganz — weg —?" sagte er.

Sie neigte den Kopf. Er sah aus wie ein krankes Kind, fand sie, seine Augen waren so groß.

„Die Wunde heilt sehr schön. Der Herr Stabsarzt ist sehr zufrieden," sagte sie tröstend. Aber der Mathis sah jetzt wie zusammengefallen aus.

„Swester," sagte er leise, „dat brukt nich — heilen —"

Digitized by Google

Sie beugte sich herunter zu ihm. Aber er schloß die Augen. Die Finger seiner linken Hand schlossen und öffneten sich immer wieder krampfhaft. Er lag teilnahmlos, den ganzen Tag. Das Fieber stieg.

Gegen Abend kam der Hauptmann. Er machte noch einmal die Runde durch das Lazarett, ehe er zurückfuhr an die Front.

Die Schwester ging ihm entgegen und berichtete. Mathis war wach.

Der Hauptmann zog einen Stuhl heran und setzte sich an das Bett. Er saß stumm, die Hände zwischen den Knien gefaltet und sah ihn an. Der Mathis fühlte die Freundesaugen. „Herr Hauptmann," sagte er leise und sehr mühsam, „sterben is besser —" Des Hauptmanns Gesicht war todernst ... „Sterben ist nicht so schwer, Mathis," sagte er, „aber leben und mutig sein. So leben, daß es nie so aussieht, als täte es einem leid — das hingegeben zu haben."

Über des Mathis Gesicht jagte eine Röte.

„Herr Hauptmann," sagte er, „leid tut mir das nich. Da bin ich stolz auf. Aber wenn es ging, und ich könnt' sterben, das wär' besser. Min Fru —" Er stockte. Der Hauptmann saß ganz still, den Kopf gesenkt. Und der Mathis sagte ihm alles.

Er hatte nie davon gesprochen. Er hatte alles in sich hineingewürgt sein Leben lang. Nun mußte es heraus. Nun mußte dieser Mann, den er liebte, es erfahren, damit er verstand, damit er ihn nicht für feige hielt, weil er lieber sterben wollte als weiterleben, ein Krüppel, zu Lasten der Cordula —

„Wenn ich tot bin, das ist am besten für die Cordula." So schloß er. Der Hauptmann saß eine Weile stumm. Dann beugte er sich vor, ganz nah zum Mathis.

„Vielleicht tun Sie Ihrer Frau unrecht, Mathis," sagte er. „Von der meinen weiß ich es gewiß, daß sie mich wiederhaben möchte, so oder so —"

„Ja, Sie, Herr Hauptmann!" sagte der Mathis.

Der Hauptmann drückte seine Hand ganz stark. „Sie sind ein tapferer Mann, Mathis, das haben Sie bewiesen. Lassen Sie das Verzagen anderen — Sie können ruhig sein!" Er ging ein paarmal in der Stube auf und ab, die Stirn in Falten. Dann setzte er sich wieder an das Bett und tröstete den Mathis mit seinen warmen Augen.

„Denken Sie mal an Ihren Jungen," sagte er, „wie das sein wird, wenn Sie beide wieder zusammenkommen! Einen Vater mit dem Eisernen Kreuz hat nicht jeder! Der August wird das schätzen. Und schreiben Sie mal schleunigst Ihrer Frau. Sie sollen mal sehen, daß sie platzt vor Stolz. Und dazu hat sie, weiß Gott, auch Grund. Die Schwester schreibt für Sie." Er sprach noch eine Weile, dann ging er. Und der Mathis schlief ein wie ein Kind.

Am nächsten Tage schrieb die Schwester einen Brief, den der Mathis diktierte.

„Liebe Frau!" schrieb er. „Herr Hauptmann sagt ich soll schreiben. Ich bin im Lazarett, und Herr Hauptmann hat das Eisern Kreuz gebracht für mich. Liebe Frau, von mir is ein Arm weg. Herr Hauptmann sagt, das soll mir nich leid tun. Leid tut mir das nich, als nur für Dich. Die Schwester sagt, es heilt und ich werde gesund. Ich weiß nicht, ob Du das möchst. Denn ich konnt' doch schon mit zweien man wenig. Herr Hauptmann, der weiß nich, wie das war. Er hätt' mich gern behalten im Feld, sagt er, aber mit einem Arm kann er nich. Herr Hauptmann sagt, arbeiten kann ich noch, auch Schäfer sein und so. Liebe Frau, die Schwester sagt, da is kein Hoffnung auf, daß ich sterbe. Das wär' doch ganzen gut gewesen. Sei da nich böse um, wenn das nich is. Es grüßt Dein lieber Mann und Vaterlandsverteitiger Mathis. Schreibe von August."

Die Unruhe kam wieder über ihn, als der Brief fort war. Bis nach ein paar Tagen die Antwort kam. So schrieb die Cordula: „Lieber Mathismann! Komm Du man fix nach Hause, da freu ich mich auf. Du bist ein Held und das sagen alle. Herr Hauptmann schreibt, wie du gelaufen bist mit den Befehl. Das ist gräsig wie er das schreibt von den Granaten. Ich hab' den Brief an Augusten geschickt, das is was für den, der freut sich. Herr Inspektor grüßt und er hat was für Dich, und einen Kriegsinvaliden will er *gern* haben, sagt er, und wir sollen ganz bleiben, auch Winter. Das hast Du gemacht und es is schön für uns. Stine Lehrer ist rein doll vor Stolz. Sie schickt Dich was, aber ich soll es nicht sagen."

Und als Nachschrift: „Komm man fix. Und wenn ich eklig bin, kannst mir mit den linken Arm hauen. Ich halt still."

Digitized by Google

Der Kanaltunnel. Von H. Dominik

Die Zeitungen der Entente verkünden uns triumphierend, daß nunmehr zwischen den Alliierten auch über den so lange umstrittenen Kanaltunnel Einigkeit herrscht und daß er schleunigst in Angriff genommen, ja noch womöglich während des Krieges vollendet werden soll. Diese kurze Meldung ist äußerst bedeutungsvoll, denn sie zeigt, daß sich die politischen und kriegstechnischen Verhältnisse von Grund auf gewandelt haben.

Der Gedanke, einen Unterseetunnel von Dover nach Calais zu bauen, ist ungefähr 80 Jahre alt und führte bereits im Jahre 1866 zu ausgiebigen Bohrungen an den geplanten Landungspunkten des Tunnels, um den Untergrund zu erforschen und Unterlagen für die technische Bearbeitung des Planes zu gewinnen. Das Ergebnis dieser Bohrungen war über Erwarten günstig. Es ergab sich, daß die für den Tunnelbau in Betracht kommende Schicht aus einer ziemlich weichen, aber wasserundurchlässigen Kreide besteht. Mehr war beim besten Willen nicht zu verlangen. Man hatte also ein Gestein, das sich leicht bearbeiten ließ, und man hatte Sicherheit, daß die See keinen Strich durch die Rechnung machte und etwa in den Bau eindrang. Die technische Frage war somit eigentlich schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zugunsten des Baues entschieden. Aber es blieb die finanzielle und blieb die politische Frage.

Zunächst das Finanzproblem. Die Länge des geplanten Tunnels beträgt etwa 35 Kilometer. Von Anfang an war der Tunnel nicht nur als zweigleisiger, sondern auch als zweirohriger Tunnel gedacht, und es handelte sich nun darum, die Kosten für das laufende Kilometer zu ermitteln. Die Kostenanschläge, die verfertigt wurden, gingen dabei beträchtlich auseinander; sie schwankten zwischen 10 und 2 Millionen für das laufende Kilometer des fertigen Tunnels. Man hatte also Endsummen zwischen 350 und 70 Millionen Mark. Diese Verschiedenheiten dürfen nicht wundernehmen, denn geringe Unterschiede im ersten Kostenanschlag bringen gewaltige Abstände in solche Rechnungen.

Unsere Leser erinnern sich wohl des bekannten Kellermannschen Romanes „Der Tunnel". In dieser Schilderung steht und fällt das ganze Projekt mit dem fieberhaft schnellen Vortrieb des Tunnelstollens. Das gilt aber nicht nur für jenen phantastischen Ozeantunnel von 5000 Kilometer Länge, sondern auch schon für die bescheidenen 35 Kilometer des Kanaltunnels. Die Meter, ja die Zentimeter, um die man den Tunnel im Laufe eines 24stündigen Arbeitstages vortreiben kann, sind für den Kostenanschlag entscheidend. Kommen die beiden Arbeitsorte in 24 Stunden nur je 2,5 Meter vorwärts, so dauert der Bau des Tunnels 7000 Tage oder rund zwanzig Jahre. Gelingt es, was bei den heutigen Mitteln wohl möglich ist, jeden Arbeitsort um 10 Meter vorzutreiben, so kann der Bau in fünf Jahren vollendet sein. Auch das wäre für die Kriegsdauer doch wohl etwas reichlich lang, aber es ist finanziell durchführbar, während eine zwanzigjährige Bauzeit ja allein an Bauzinsen gut und gern das ganze eigentliche Baukapital noch einmal erfordern würde. Verschiedene Entwürfe haben aber mit verschieden hoch entwickelten technischen Mitteln, mit sehr verschiedenen Bauzeiten gerechnet, und so erklären sich jene gewaltigen Unterschiede in den Endsummen.

In Friedenszeiten würde man sich wohl unter allen Umständen durch eine künstliche Verdoppelung der Baustellen helfen. Man würde etwa in der Hälfte zwischen den beiden Landungspunkten an einer möglichst flachen Kanalstelle einen Schacht bis in die Kreide abteufen, und von diesem aus nach beiden Seiten zum Lande hinarbeiten, von den Landungspunkten zur See hin treiben und auf diese Weise vier Arbeitsstellen haben, deren täglicher Vortrieb sich natürlich addiert. Im Kriege dürfte dies Verfahren wegen der deutschen Flotte, der Zeppeline, kurz und gut, um mit Cadorna zu reden, wegen der ungünstigen Witterung nicht angängig sein. Gewiß könnten ja auch die Landungspunkte von unseren Luftstreitkräften angegriffen und mit Bom-

Digitized by Google

ben belegt werden. Dies würde aber niemals so zerschmetternd wirken, wie ein Angriff auf einen Bauschacht mitten im Kanal. An den Landungsstellen könnte es wohl Zerstörungen geben, ein Angriff auf die Baustelle im Kanal aber könnte den Tunnel erstaunlich schnell zum Versaufen bringen und damit das ganze Werk unbrauchbar machen. Für die Ausführung während des Krieges kann man daher nur mit zwei Baustellen rechnen, und die Zahl von 200 Millionen Franken, die von der Ententepresse als Bausumme genannt wird, erscheint keineswegs zu hoch bemessen.

Ob sich diese Summe verzinst, hängt vom Tunnelverkehr, also von den Verkehrseinnahmen ab. Vom Personenverkehr würde der Tunnel natürlich nicht leben können, wohl aber würde auch in ruhigen Zeiten der Güterverkehr hinreichen, um die Bausumme angemessen zu verzinsen und zu tilgen. Über diesen Punkt geben uns die sehr sorgfältig ausgearbeiteten Entwürfe Aufschluß, die im Jahre 1913 der Öffentlichkeit vorgelegt wurden. Man kam damals zu einer voraussichtlichen Verzinsung des Baukapitals von zehn Prozent, die begreiflicherweise völlig genügte, um das Kapital bereitwillig zu machen.

Nicht nur technisch, sondern auch wirtschaftlich ist also das Problem gelöst, und es bleibt die dritte, die politische Frage. Schon einmal, 1884, war man soweit, und eine vorbereitende Gesellschaft fing in der Nachbarschaft von Calais und Dover bereits munter mit dem Bau an. Die ersten immerhin mehrere hundert Meter langen Stollenstücke und die Maschinenanlagen jenes Unternehmens sind heute noch vorhanden und wurden noch ganz kurz vor Kriegsausbruch in den englischen Fachzeitungen in Wort und Bild behandelt. Schon im Jahre 1884 aber hatte sich ein gewaltiger Sturm in der englischen Tagespresse erhoben. Die Engländer wünschten ihren Silberstreifen ungeschmälert und ununtertunnelt zu behalten, und England setzte es durch, daß der Bau aus Gründen der Landesverteidigung eingestellt wurde. Kein Geringerer als der alte Moltke soll sich über diesen Beschluß recht sehr gewundert haben.

Praktisch lagen die Dinge damals eben folgendermaßen. Zu Wasser glaubten sich die Engländer jedem Gegner weit überlegen, und Wasser schien ihnen daher die beste Sicherung zu sein. Zu Lande dagegen fühlten sie sich weniger sicher, und der Gedanke allein, daß einmal ein paar Regimenter unversehens durch den Tunnel auf ihre Insel vorstoßen könnten, veranlaßte sie, das ganze Projekt zu Falle zu bringen. Auch bei dem Entwurf des Jahres 1913 war die Sorge noch keineswegs gewichen. Die Abbildungen der geplanten Landungsstellen, welche die großen englichen Fachzeitschriften „The Engineer“ und „Engineering“ damals veröffentlichten, zeigen recht merkwürdige Konstruktionen. Demnach sollte der eigentliche Tunnelmund auf einer kleinen der Küste weit vorgelagerten Klippe liegen, und von dort sollte die Bahn auf einer steinernen Brücke im weiten Bogen an das Land geleitet werden. Auf dem Lande aber waren Forts angelegt, deren Kanonen die Brücke in wenigen Minuten zerschmettern konnten. Man traute also auch 1913 dem Frieden mit Frankreich nicht vollkommen.

Heute scheint sich das Bild geändert zu haben, denn die vorliegenden englischen Zeitungsmeldungen sprechen nur von Landungsstollen, die auf dem festen Lande selbst in allmählicher schräger Fahrt zutage kommen. Selbst der alte Plan von Überflutungs- und Vergasungsanlagen, durch die der Tunnel im Zeitraum von Sekunden ungangbar gemacht werden kann, findet eine merkwürdig schwache und matte Erwähnung. Die Gründe dafür können natürlich verschiedener Art sein. Vielleicht ist auch England zu der Erkenntnis gekommen, die Moltke schon vor dreißig Jahren hatte, daß es wirklich nicht möglich ist, durch einen zweigleisigen Tunnel hindurch ein Land mit vierzig Millionen Einwohnern zu erobern. Oder aber, und auch das ist nicht ganz von der Hand zu weisen, man rechnet in England damit, daß ja doch beide Tunnelmündungen auf englischem Boden liegen werden. Calais war von 1347 bis 1558 eine englische Stadt und ist es seit dem August 1914 wiederum. Niemand kann wissen, wie lange diese neue englische Herrschaft dauern wird. Daher gib das plötzliche stark betonte Auftauchen des Tunnelprojektes ohne alle Vorsichtsmaßregeln auch in dieser Hinsicht zu denken. Jedenfalls

Digitized by Google

scheint nach den vorliegenden Meldungen auch die dritte und am längsten strittige Frage, nämlich die politische, gelöst zu sein. England scheint entschlossen zu sein, den Tunnelbau nach Kräften zu unterstützen und zu fördern.

Die Frage liegt nahe, was es damit bezweckt. Antworten von sehr verschiedener Art sind darauf gegeben worden. Gesicherte Truppentransporte nach Frankreich meinten die einen, Sicherung der eigenen Lebensmittelzufuhr sagten andere. Über die Truppentransporte ließe sich allenfalls reden. Nimmt man für ein kriegsstarkes Bataillon einen einzigen etwa hundertachsigen Zug an, und rechnet man, daß diese Züge in halbstündigem Abstand verkehren können, so könnte man immerhin 48 Bataillone im Laufe von vierundzwanzig Stunden durch den Tunnel bringen. Das wären rund 50 000 Mann, für die bisher etwa 20 große Transportschiffe nötig waren. Hier könnte also der Tunnel recht erhebliche Truppentransporte ohne die Gefahr durch die See und durch den Seekrieg gestatten. Aber im günstigsten Falle könnte der Tunnel in fünf Jahren fertig sein. In fünf Jahren aber dürfte der Weltkrieg am Ende doch vorüber sein, und wieder taucht die Frage auf: Gegen wen könnten solche Truppentransporte gerichtet sein? Vielleicht gegen irgendwelche Bedränger von Calais, von einem dann englischen Calais? Die Frage ist schwer zu beantworten, aber es ergeben sich aus ihr eigenartige Möglichkeiten und Schlüsse.

Die zweite Meinung, daß der Tunnel bestimmt sein könne, die Lebensmittelversorgung Englands zu sichern, ist natürlich laienhaft. Die Mengen, die England für seine Verproviantierung braucht, ließen sich niemals über eine einzige Eisenbahnstrecke befördern, und es liegt auch kein vernünftiger Grund für solche Maßnahmen vor. Denn wenn argentinischer Weizen und australisches Fleisch nicht mehr nach England kommen könnten, dann dürfte ihnen wahrscheinlich auch die französische Küste verschlossen sein. So fällt es eigentlich schwer, eine Erklärung für diese plötzliche Sehnsucht nach dem Tunnel zu finden.

Sicher ist nur, daß ein derartiger Tunnel nicht nur einen Landweg von Land zu Land bedeutet, sondern daß er auch dann noch gangbar bleiben würde, wenn England die Seegeltung im Kanal verloren hätte. So muß die Betrachtung in die Doppelfrage ausklingen: Fühlt sich England zu Lande so sicher, daß es den Tunnelbau gestattet, oder fühlt es sich zur See so unsicher, daß es auf die Erbauung eines solchen Landweges dringt?

Deine kommenden Jahre

Deine kommenden Jahre wandern dir entgegen
Als eine schweigende Schar, als ein fremdes Heer,
Und du siehst nun bald keinen der Freunde mehr.
— Fremder Vogel vom Meer — über verschneiten Wegen

Nun auch die Sehnsucht dir starb — auf verschneiten Wegen,
Gehst über fremdes Land still du und ganz allein
Deinem Schicksal entgegen —;
Einsam zu sein.

Wie ist das Lied deines Lebens schnell dir verstummt!
Wie schnell deine Blumen verblüht;
— Müd und ganz allein
Gehst auf verschneiten Wegen
Tief in dich selber vermummt,
Du deinem Schicksal entgegen:
Einsam zu sein. —

Walter Netto

Digitized by Google

Die Trophäe!

Nachgelassene Plauderei von Anton Freiherrn von Perfall

Alles Ringen und Mühen des Menschen gilt einem Preis, gleichviel, ob er idealer oder realer Art ist. Der Preis ist das Ziel, das scharf ins Auge zu fassende; das Durchdrungensein von seinem Wert ist schon der halbe Erfolg.

Der Krieger, der Künstler, der Erfinder, der Asket, der schlichte Arbeiter, der Liebende, die feindliche Fahne, der Lorbeer, das Himmelreich, das tägliche Brot, ein Band, ein Schuh, alles gleich, alles der Preis, die Trophäe: die Trophäe, über die Schweiß und Blut, alle Qualen der Seele und des Leibes vergessen werden.

Worin liegt nun ihr eigentlicher Wert? Doch nicht in dem Fetzen Tuch, der auf dem Wall weht, in dem Lorbeer, der die Stirne bekränzt, in dem Schuh oder dem Band, in dem Stück Brot. Gewiß nicht, das alles ist nur das Zeichen des Sieges, der Macht, der Überwindung, darin liegt der Wert! Und da nur zu oft von Sieg und Macht und Überwindung nichts in unseren Händen bleibt wie eben die Trophäe, noch in Einem: in der Erinnerung an den Kampf, seine Lust und seinen Schmerz, an Wonne und Mühsal, die er gebracht.

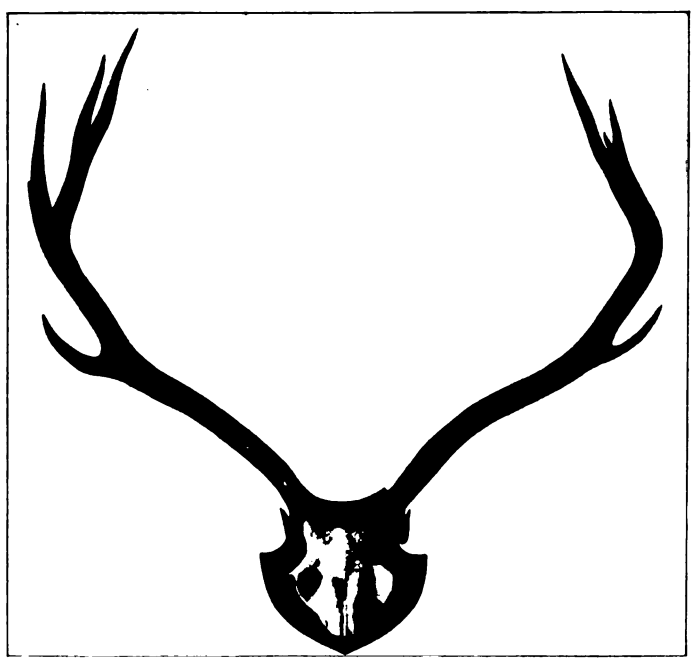
Wenn nun schon im Ernst des Lebens, im Hasten, Ringen und Streben die Trophäe eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, um wie viel mehr im verhältnismäßig leichten Spiel der Kräfte, unter denen die vornehmste Rolle wohl die Jagd einnehmen dürfte.

Jagd und Trophäe sind einfach unzertrennbar. Der erste Jäger schmückte sich wohl schon mit Fell und Feder und den „Waffen" erlegter Ungeheuer, gleichwie jetzt noch die Wilden es üben, und wir selbst mit Schmuck und Ringen aus Hirschzähnen (Grandeln), dem Spiel- und Auerhahnstoß, dem Adlerflaum und der Geierfeder auf dem Hut.

Immer die alte Geschichte.

Die vornehmste Trophäe aber, nicht nur als solche, sondern auch als seltsames und zugleich in der Form überaus reichhaltiges, an sich schönes Naturprodukt, seit alter Zeit hochgeschätzt, auf Schild und Helm, als adelige Zier getragen, ist verhältnismäßig wenigen Glücklichen beschieden — das Geweih! Der Hauptschmuck unseres Königs der Wälder.

Nach ihm strebt und müht sich doch alles. Fast aus reinem Kalk aufgebaut, wachsen die Stangen aus den beiden Stirnbeinzapfen (Rosenstöcken), in mannigfacher Form, bei dem ausgewachsenen Hirsch bis zu einer



Der erste „Karpather". Aus der Sammlung Perfall

Digitized by Google

Höhe von 120 cm und mehr und einer Ausladung bis zu 150, je nach Alter, Standort und Rasse, vom März, in welchem Monat der Hirsch das alte Geweih abwirft, bis Juli, in welchem Monat er den Bast abstreift, um bis zur Brunftzeit Mitte September bis Mitte Oktober völlig ausgereckt und durch fortgesetztes Fegen an Fichten-, Erlen- und Lärchenstämmen gebräunt, seinem Träger als Brunftwaffe zu dienen, mit der er zur Fortpflanzung minder geeignete Rivalen zu Paaren treibt.

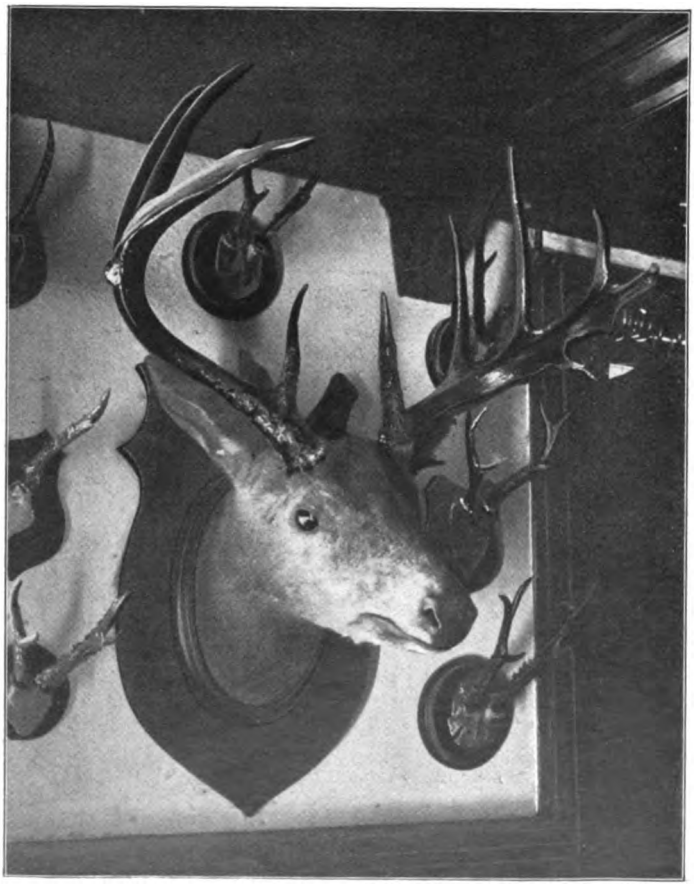
Der Hirsch ist im ersten Jahre Kalb, im zweiten Spießer, im dritten Gabler, im vierten Sechser, mit dem jägerischen Kollektivnamen „Schneider". Er besitzt „Augen- und Mittelsprossen"; setzt sich dazwischen der „Eissprossen" fest, so wird er Achter und Zehner, um dann als Zwölfer und Kronenhirsch der vielbegehrte Preis für den Jäger zu werden.

Die weitere Entwicklung zum Vierzehn- und Sechzehnender und weiter ist schon selten, besonders im Gebirge mit seinen langen und strengen Wintern.

Da nun das Geweih des guten Hirsches gewöhnlich mehr wert ist als das weit unterschätzte Wildbret, besonders für den Schützen, bei dem der ideale Wert hinzutritt, so hat man lange schon begonnen, es in Ermangelung der alten, dem Hochwild weit günstigeren Kulturverhältnisse im vollsten Sinn des Wortes zu züchten.

Ja, das Raffinement der Gegenwart hat es bereits soweit gebracht, daß die Masse eines so gezüchteten Geweihs in gar keinem Verhältnis mehr zur Masse und zum Gewicht des Tieres steht und dieses damit einen geradezu unästhetischen, widersinnigen Anblick bietet.

Sehr einfach, man will den Urhirsch heranzüchten, der mit den Riesengeweihen der Vorzeit wetteifern könnte. Aber man kann trotz aller Kunst und Zuchtmittel doch nicht das gesunkene natürliche Niveau des jetztzeitigen Hirsches heben, sondern nur eine Hypertrophie des Geweihes erzeugen.



Der „Virginier." Aus der Sammlung Perfall

Ein Geweih von fünfundzwanzig Pfund aus Rominten z. B. würde einer Körperschwere von mindestens fünf bis sechs Zentnern entsprechen, um eine der Natur entsprechende Form zu erhalten, während derzeit drei bis vier Zentner nicht überschritten werden.

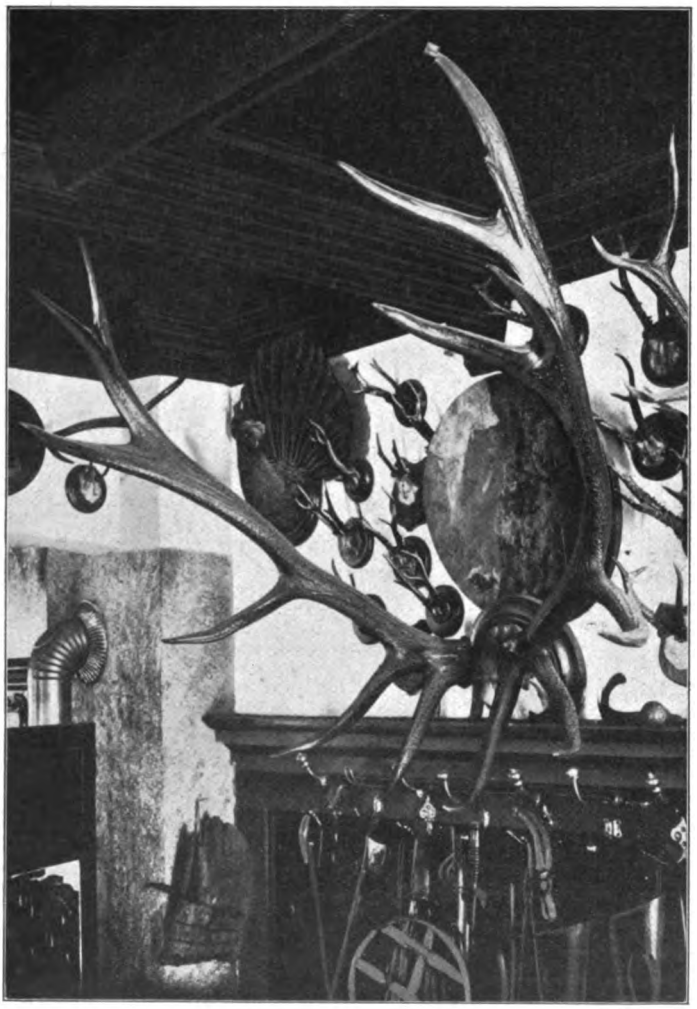
Erreicht wird dieses Resultat auf zweierlei Weise: durch künstliche, stark kalkbildende Fütterung, die unmittelbar auf die Geweihbildung wirkt und den Hirsch auch den strengen Winter hindurch feist hält, fer-

Digitized by Google

ner auch durch Züchtung, Kreuzung mit geweihstarken Rassen, und, was vor allem dazu gehört, durch zweckentsprechenden Abschuß. Über letzteren sind die Meinungen geteilt. Die einen sehen das Heil in dem sorgfältigen Abschuß aller derjenigen Exemplare, die schwache oder kranke Geweihbildungen zeigen, und in möglichster Schonung aller gesunden, kräftigen, zuchtfähigen.

Die andern neigen sich dem Glauben zu, daß lediglich das Verhältnis des Bestandes von Kahlwild zu Hirschwild entscheidend ist, indem bei zu starkem Überhandnehmen des weiblichen Wildes die Befruchtung im Herbst nicht immer den ausgewählten, geweihkräftigen Recken zufällt, welche die starken Rudel nicht mehr beherrschen können, sondern auch das Schneidergesindel, die Kranken und am Geweih Entarteten, sich daran beteiligen.

Beide haben recht, und beide Theorien haben ihre Gefahren. Die Auswahl der Kranken und Degenerierten, die im Sommer geschehen müßte, ist äußerst schwer, ihr würden unbedingt eine Unzahl an sich völlig gesunder jugendlicher Geweihträger zum Opfer fallen, lediglich weil das Geweih schwach und dürftig erscheint.



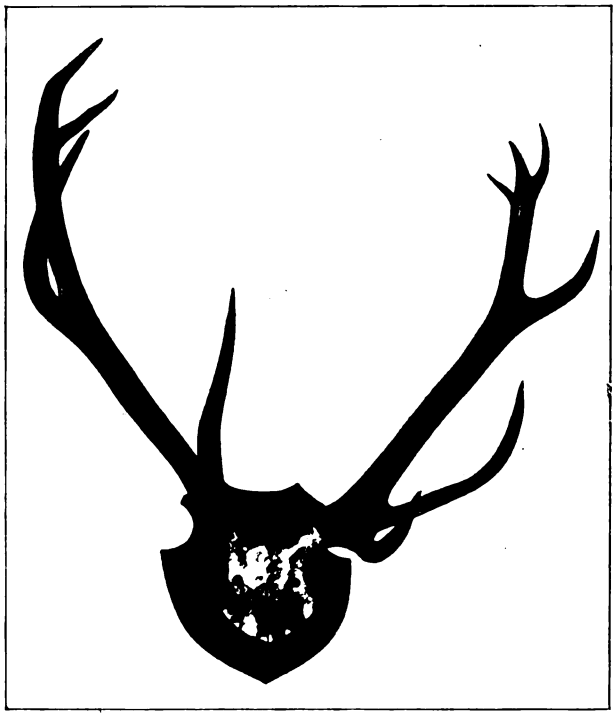
Der „Wapiti" aus Oregon. Aus der Sammlung Perfall

Außerdem ist noch immer nicht gesagt, daß ein heuer kümmerlicher Achter nicht das nächste Jahr ein tadelloser Zehner wird, wenn nur äußerliche widrige Verhältnisse, eine Verletzung, eine vorübergehende Krankheit, die Ursache seiner diesjährigen schlechten Geweihbildung waren. Die wirklich kranke Bildung zu unterscheiden und in der bekanntlich dem Jäger nicht günstigen kurzbemessenen Feistzeit auszumerzen, dürfte schwer gelingen.

Beim Abschuß des Kahlwildes hingegen ist die große Gefahr, das Einhalten des richtigen Maßes, das, einmal überschritten, schwer wieder in Ordnung zu bringen ist. In medio virtus, wie überall!

Am unmittelbarsten wirkt allerdings unbedingt die Fütterung. Ohne sie wären, trotz aller erfolgreichen Experimente, beim Abschuß die Riesengeweihe nicht zu erzielen, die jetzt unsere Ausstellungen zieren.

Digitized by Google



Trophäe vom „Mondschein-Zwölfer". Aus der Sammlung Perfall

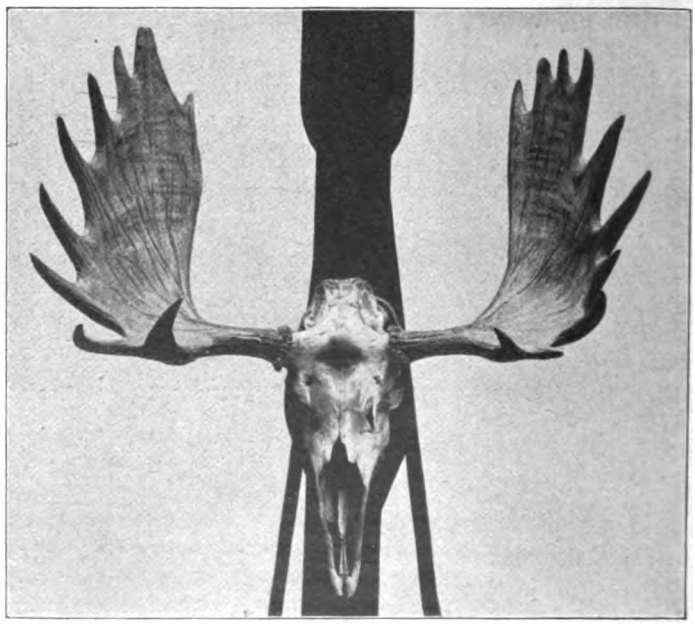
schweres Vieh für die Almwirtschaft tauglich ist. — Ich für meinen Teil kann dieser unmäßigen Geweihkultur keinen besonderen Geschmack abgewinnen, ebensowenig wie der ganzen Parkjägerei, dem eingestellten Jagen auf zusammengetriebenes Wild.

Der Reiz der Jagd besteht für mich in ihrer gänzlichen Natürlichkeit, und dieser ist alles Künstliche, absichtlich Gewollte feind.

Ich habe vor dreißig Jahren aus Oregon ein Wapitigeweih mitgebracht, das genau fünfzig altbayerische Pfund wiegt, aber der Hirsch dazu wog fünf Zentner und war dem Geweih entsprechend viel massiver gebaut, so daß er völlig harmonisch wirkte, ebenso aus den Karpathen ein Geweih mit 120 cm Ausladung. Es wirkte

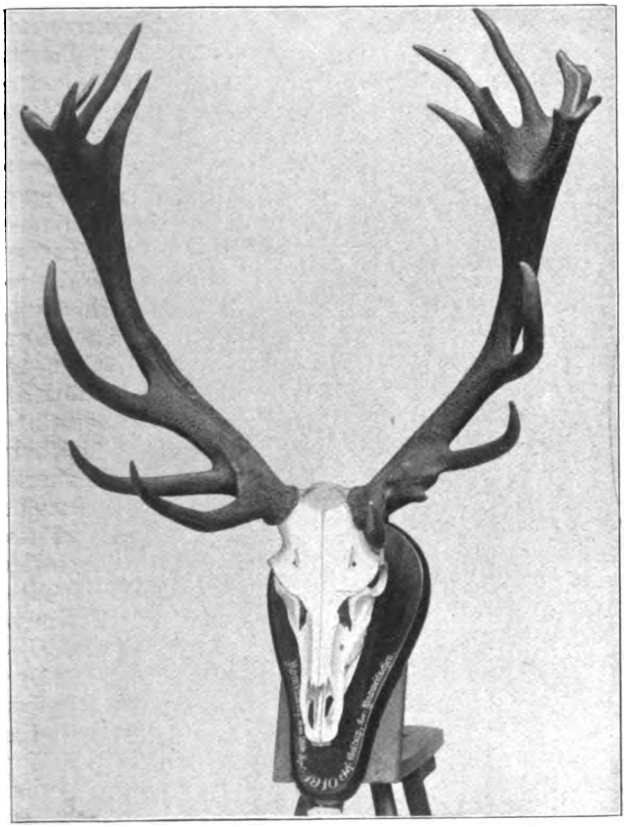
Kalk und Phosphor, Rüben, Kastanien, Kartoffeln, Wiesenheu, Lupinen sind die allgemein angewandten Mittel. Selbstverständlich müssen Örtlichkeit und Klima diese Kunstmittel unterstützen, wenn ein Erfolg erzielt werden soll. Die Natur läßt sich doch nur bis zu einem gewissen Grad zwingen. So wird im Hochgebirge trotz Fütterung und rationellem Abschuß der Hirsch nie zu solcher Stärke gelangen, einfach weil, ganz abgesehen von der Rasse, seine Lebensbedingungen andere sind, weil ein Parkgeweih und ein dementsprechendes Leibesgewicht ihn unfähig machen würden, denselben zu entsprechen, ebensowenig, wie zu

auf dem Kapitalen nicht anders wie ein hiesiges gutes Zwölfergeweih; solche „Trophäe" auf der freien Wildbahn unter allen



Elchgeweih. In Schweden erlegt

Digitized by Google



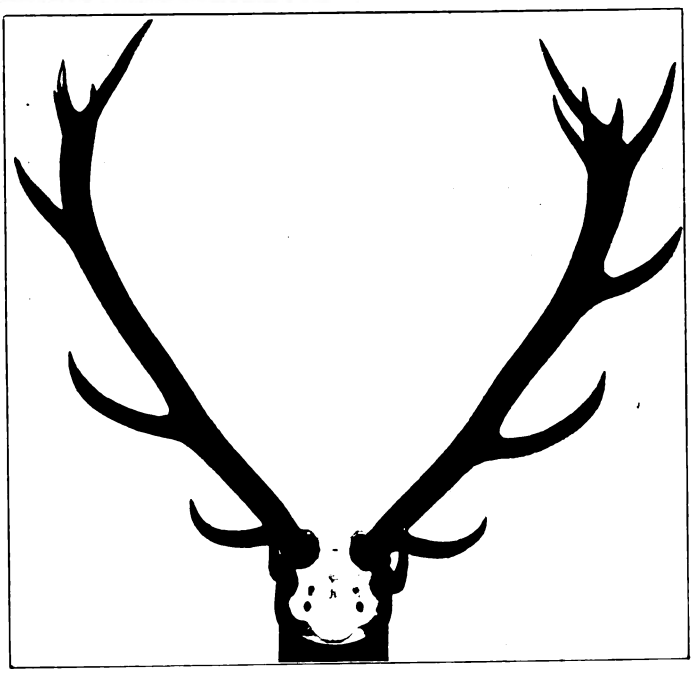
Ungerader Vierundzwanzigender. Von Kaiser Wilhelm II. im Schonrevier von Rominten erlegt

erdenklichen Mühen und Fährlichkeiten zu erwerben, das ist wahre Weidmannslust.

Soviel ich gesehen und erfahren habe, besitzen, abgesehen von den Kronenträgern, die außer Vergleich stehen, Fürst Thurn und Taxis in Regensburg, Fürst Pleß und Erbgraf Erbach zu Erbach, drei hervorragende Weidmänner, die wertvollsten Sammlungen. Aber nie ist mir bei Besichtigung derselben in Bild oder Wirklichkeit auch nur das leiseste Gefühl von Neid aufgestiegen; so sehr ich mich an diesen herrlichen Naturspielen erfreute, es kam mir immer der Gedanke an die Art des Erwerbes.

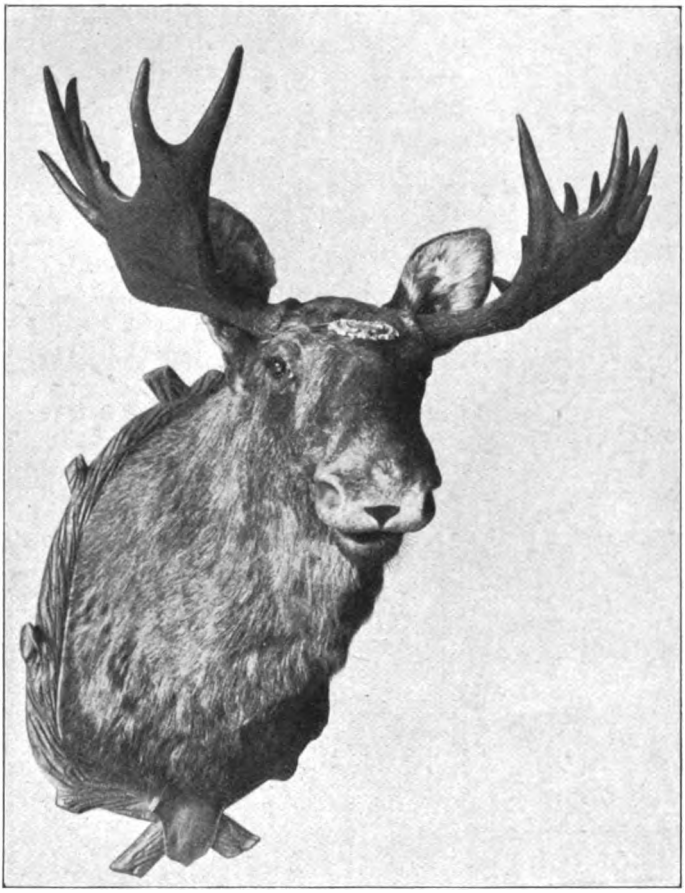
Da wird ein Hirsch bis zum Zwanzigender herauf gezüchtet, sorgfältig gehütet, die ständige Fütterung raubt ihm die Schärfe des Instinktes, täglich ist er an dem Futterplatz zu sehen und scheut keine Zuschauer, kein sich näherndes Gefährt. Dann kommt endlich sein Tag, er wird von den Jägern sorgfältig bestätigt, was nicht schwer fällt, sein Geweih ist dem Jagdherrn und den Forstbeamten längst bekannt, — auf der ersten Pirsch fällt der gewaltige Recke!

Das mag wohl der Augenblick des Lohnes sein für schwere Kosten und Mühe, und an der Wand wird das Geweih einen königlichen Schmuck abgeben, aber ich



Achtzehnender. Vom Fürsten zu Schaumburg-Lippe im eingefriedeten Revier Schaumburg-Lippe erlegt

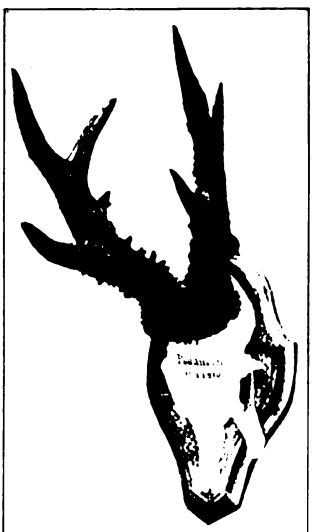
Digitized by Google



Elchschaufler, Vierundzwanzigender. Bei Graeslivolden (Tydalen) in Norwegen erlegt

frage jeden dieser trefflichen Weidmänner, ob ihm nicht ein schlichter Zehner im Hochgebirge auf freier Wildbahn mehr Freude macht, in der Erinnerung wenigstens, losgelöst von dem jedes Jägerherz höher schlagen machenden Anblick eines so Gewaltigen?

Darin liegt alles, der ganze Wert der Trophäe, — in der Erinnerung, an dem Drum und Dran, in den Bildern, die da aufsteigen. Wer das nicht einzuschätzen weiß, ist kein Weidmann, sondern ein Knochenschinder.



Sechserbock. Vom Grafen Friedrich von Kanitz in Podangen (O.-Pr.) erlegt

Ich besitze eine ganz ansehnliche Sammlung Geweihe, Reh-g'wichtln und Gamskruken, zwei Stuben sind voll besetzt, wenn ich da um mich schaue, genieße ich immer wieder von neuem.

Die immergrüne Ranke der Erinnerung webt sich um die gebräunten Stangen. Ich werde nicht alt in diesen Räumen.

Da ist der Wapiti, ein Riese, das Zimmer ist zu niedrig, ich mußte das Geweih schief hängen. Es ist das einzige Stück, das ich nicht selber gestreckt; mein Genosse tat es, Thomann hieß er aus San Franzisko, ein frisches Blut, jetzt deckt ihn die Erde.

Wir saßen am Lagerfeuer in der Wildnis, vor uns ästen die Mustangs, der Feuerschein glitt über uralte Stämme, über den Gefällten; Nolton, der alte Scoot, hatte ihn heroisch aufgebahrt, so daß das riesige Geweih mächtig zur Geltung kam.

Ich war noch zu jung für den Neid, und Thomann, der Weltflüchtige, zu arm, um mein Angebot von fünfzig Dollars abzuweisen.

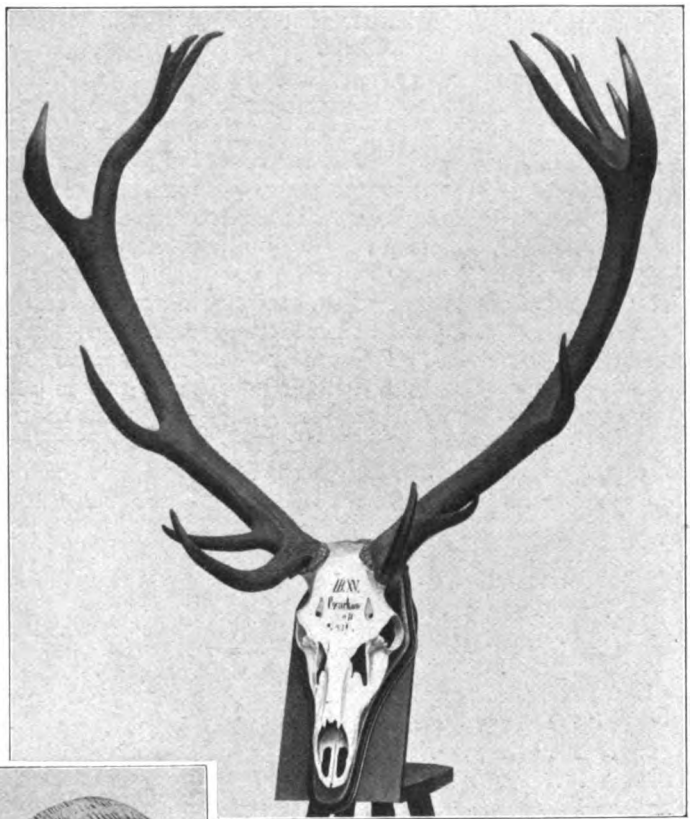
„Nimm's mit in Gottes Namen, was tue ich damit, ich Heimatloser!"

Das Feuer schwelte, Nolton erzählte wilde Geschichten aus seinem Leben, ein Puma knauzte irgendwo im Walde, die balsamische Kaliforniernacht wob um uns ihre Schleier — und sie webt sie immer wie-

Digitized by Google

der, so oft ich das Geweih betrachte.

Dort hängt der Virginier, ein selten schönes Exemplar. Es war am Ufer des Vaters der Ströme, wir wollten Adler schießen, die dort horsteten. Die Sonne berührte gerade den Strom und übergoß ihn mit blutroten Lichtern, Entenschwärme zogen hin und her in wolkigen Massen. Alles erschien dort übergroß, gigantenhaft. Andacht steigt auf, stumme Ehrfurcht — da knickt das Rohr, die Büsche rascheln, ein dunkles Schemen platscht aus dem Sumpf, ein dicker, stumpfer Körper. Jetzt ragt das Geweih in die blutige Röte — — liegt im Dampf, die Kugel ging durch die Gurgel.



Ungerader Sechzehnender. Vom Fürsten Pleß in Garkow im eingefriedeten Revier erlegt

Mufflon. Erlegt von Ernst Ritter von Wessely.

Ich rührte mich nicht, der Sonnenball sank, Lichtorgien begannen, ein Sturm von Fittichen über mir, ein Triumphschrei aus tausend Vogelkehlen, — o, sie fühlten es so gut wie ich, sie schwiegen alle, als das blutige Drama vorbei war.

Aber ich sehe noch immer den blutroten Ball, den leuchtenden Strom und fühle die Andacht, die Ehrfurcht, so oft ich den Virginier schaue.

Dann die Einheimischen. Zum Fenster herein blicken meine Berge, die Weiden meiner Lust. Ich habe mir da einen besonderen Trick ersonnen, bin ja nicht umsonst außer dem Jäger auch noch Romancier.

Ich gebe jedem Geweih einen Titel, es sind treffende dabei. Da ist „der Mondschein", ein starker Zwölfer: ich schoß ihn auf der Spitzingalm, nachts zwei Uhr, in **einer klaren, steifgefrorenen Mondnacht.**

Digitized by Google

Neben mir schnarchte Jakl, der Jäger, im Heu. Er schrie, daß die Berge hallten, und ich fror, daß mir die Finger brannten. Bis auf vierzig Schritt zog er mir vors Kammerfenster hinter einem Schmalstück, da schoß ich ihn. Dampf erfüllte die Hütte, ich sah nichts mehr, hörte nichts mehr, — gefehlt! — Aasjägerei im Mondschein! Keine Rotfährte, nichts weit und breit, schlaflose Nacht. Den andern Tag gab der Hirschmann Laut, vor dem Brunnentrog bei der Hütte, da lag er in einer Brennnesseldickung versunken. Warum in die Ferne schweifen, das Gute liegt so nah. Immer von neuem geht der Mond auf über der Alm, über den weißen Schrossen, und der Jakl jubelt, und der brave alte Hirschmann heult aus Freude.

Der „Tourist", ein hoher, nur etwas zu steiler Zehner, kam mir auf einem breiten, im Sommer von Touristen viel begangenen Weg, gemütlich trollend, ahnungslos; die saftige Stockeralm aufzusuchen war sein Sinn, er brummelte nur in seliger Erwartung einer Liebesnacht. Er stürzte den hohen Hang hinab

Aus heimatlichen Bergen

Preisgekröntes Geweih. Im Besitz des Grafen Tassilo Festetics

und brach sich einen Augensprossen; als ich ihn den anderen Morgen mit zwei requirierten Holzknechten holen wollte, hatten sich schon zwei junge Füchse über den Aufbruch gemacht. Den einen schoß ich, während er das Köpferl in hungriger Gier in den geöffneten Wanst gesteckt hatte. Alles Bilder — Leben!

Dann der „Renommist"! Er heuchelte eine Stimme wie ein Kapitaler, dann lag ein lausiges Achterl vor mir.

Der „Wüstling", — der „Überhirsch" — aber es geht nicht mehr, da kommen dann noch die Reh-g'wichtl und die

Digitized by Google

Blick in das Königszimmer aus dem ungarischen Jagdschloß auf der Ersten Internationalen Jagd-Ausstellung in Wien mit preisgekrönten Trophäen des Kaisers Franz Joseph

Gamskruken — und doch — einen muß ich noch nennen, meinen Liebling — „Braunäugl"!

Ich schoß ihn auf der Föllalm in Sturm und Nebel. Er war wirklich lebensüberdrüssig, so streng entschlossen stieg er von der Alm herauf, durch das G'wänd trotz schlechtestem Wind. Ja, er blickte mir ordentlich in das Todesrohr, ohne nur einen Zucker zu tun, und als ich vor dem Gefällten stand, sah er mich so seltsam an, daß mir ganz weiberisch zumute wurde: ‚Ich danke Dir, ich habe ihn satt, den Rummel,' lag darin.

Es kostete arg Mühe ihn aus dem steilen Geklüft zu bringen, zwei Holzknechte hatten zu tun damit, unten aber auf der Alm stand ein Schmalstückl mit einem Sechserhirschl. Beide sahen unverwandt herauf, wie versteinert, ohne einen Lauf zu rühren, trotz dem Lärm, den wir machten.

Ich machte seinen Lebensroman daraus, nachzulesen in meinen Jagdgeschichten. Ich sehe immer noch den schmerzvollen Blick und die sehnigen Burschen, die ihn in Sturm und Schneegestöber zu Tale brachten.

Ich sollte Ihnen vielleicht streng sachlich von der Physiologie des Geweihes erzählen, wie es im Zusammenhange steht mit dem Sexualsystem, wie wunderbar die Natur arbeitet, indem sie dem Hirsch gerade in der Zeit die stärkste Waffe gibt, in der er in den für ihn einzig wichtigen Kampf der Geschlechter tritt, um seine Art rücksichtslos durchzusetzen, aber das ist aus fachmännischen Schriften zur Genüge schon bekannt, und mir ist alles das lebendiges Leben, das sich um die Gestänge webt; ohne dies Leben sind es Totenschädel, die mir von der Wand entgegengrinsen wie einst die Könige von Dahome ihre Burg verzierten — die Trophäe muß Leben gewinnen, die zerfetzte Fahne des Kriegers, der Schuh der Geliebten, der Lorbeer des Dichters und das Geweih an der Wand, — oder es ist alles wertloser Tand.

Aber auch abgesehen von der Trophäe, von dem Nichtjäger gesehen, bietet ein stattliches Geweih, in seiner vielgestalteten

Digitized by Google

Hirschgrandeln-Schmuck in Goldfassung. Schlußstück eines Halsschmucks aus der Werkstatt des Hofgoldschmieds K. Rothmüller in München

edlen Form, einen ästhetischen Anblick, nur muß dem Beschauer soviel Phantasie zu Gebote stehen, es in das Leben zu übertragen, den edlen Hirsch zu sehen, wie er in seiner trutzigen Kraft durch den dämmerigen Wald zieht, wie er in eleganten Flüchten dahinstürmt, seinen Feinden zu entgehen, oder mit zottigem Hals den Brunftschrei über Berg und Tal sendet, ein Bild der Waldeskraft, fast muß ich sagen deutscher Waldeskraft.

Deutscher Wald ist vor allem sein Heim seit Urväterzeit, nirgends sonst wächst ihm, abgesehen von der Masse, in so edler Form das Geweih, nirgends tönt ihm so begeistert das Volkslied, nirgends weiß der Weidmann ihn so hoch zu schätzen, einen förmlichen Kultus um ihn zu breiten.

Im Westen Amerikas jagt man den Wapiti, aber kein Lied ertönt ihm dort, kein ehrwürdiger Weidmannsbrauch veredelt seine Erlegung. Ein glattes Geschäft ist die Jagd, weiter nichts.

Sein Geweih, an Wucht unsern Hirsch weit übertreffend — ein Naturspiel sondergleichen — steht trotzdem an Schönheit der Form weit hinter dem deutschen Hirsch zurück.

In Alaska jagt man das Moose, den Riesenschaufelhirsch, sein Geweih erreicht die Schwere von 78 bis 80 Pfund, ebenso sang- und klanglos. Und die häßliche Ramschnase, der plumpe, unförmliche Körper lassen ihn neben seinen deutschen Kollegen wie einen häßlichen Dämon erscheinen, der aus den dumpfen Sümpfen aufsteigt.

Immer wieder kehrt das ästhetische Auge zu unserem Edelhirsch zurück, den König des deutschen Waldes, an dem soviel ehrwürdige Erinnerung haftet, nicht nur für den Jäger, sondern für jeden, der sich ein Herz bewahrt für die große Vergangenheit seines Volkes.

Und wenn einst der letzte König gefallen, die Zeit kommt und muß kommen, so wird das Geweih die letzte Mahnung sein an deutsche Urwaldsherrlichkeit, und unsere fernen Enkel wird vielleicht etwas wie Heimweh packen nach dieser längst verrauschten Zeit, in der die Natur noch frei schaffen konnte, unbeengt von den Fesseln der Kultur.

Sehen Sie sich sich einmal das Geweih unter diesem Gesichtswinkel an, und Sie werden mehr darin sehen als eine jägerische Spielerei. Sie werden im Geweih ein Stück Natur sehen, wohl der Beachtung wert, ein Stück Geschichte, das auch Ihnen lieb und heilig sein muß.

Hirschgrandeln-Schmuck in Goldfassung. Schlußstück eines Halsschmucks von Hofgoldschmied K. Rothmüller in München

Digitized by Google

Die Marneschlacht

Von Prof. Dr. Walter Kolbe in Rostock

Seit den Septembertagen des Jahres 1914 werden unsere Gegner nicht müde, die Marneschlacht als den größten Sieg der Weltgeschichte zu feiern. Sie haben mit dieser Behauptung bei einem großen Teil der Neutralen Glauben gefunden, aber auch in unserem Volk gab es Kleinmütige, auf die jene Jubelhymnen nicht ohne Wirkung blieben. Und doch besteht für uns nicht der leiseste Grund zu irgendwelcher Schwarzseherei.

Vor mir liegen zwei ausländische Bücher: Dauzet, De Liège à la Marne (mit einem Vorwort von Hanotaux, 10. Aufl., Paris 1915) und Edgar Wallace, The standard history of the war — comprising the official despatches from General French (London, Georg Newnes). Wenn man ihre Angaben zu einem objektiven Bilde zusammenfaßt, ohne sich durch ihr Urteil bestimmen zu lassen, so gewinnen die Kämpfe an der Marne für uns Deutsche ein ganz neues Gesicht. In drei Offensiven hat der französische Generalissimus Joffre den stürmischen Vormarsch der Deutschen aufzuhalten versucht, in den Tagen vom 22. bis 24. August, am 29. August und vom 5. September an. Das erstemal bildete die Front der verbündeten Engländer und Franzosen einen stumpfen Winkel, dessen Spitze sich bei Namur befand. Der rechte Flügel unter de Ruffey (III. Armee) und de Langle (IV.) lehnte sich an Verdun an, während der linke unter General Lanrezac (V.) und French (Engländer) sich über Charleroi nach Mons erstreckte und im Westen auf Lille stützte. Der Kampf erstreckte sich auf eine Front von 200 km. Longwy und Neufchateau, Dinant, Charleroi und Mons sind die Hauptpunkte, um die gerungen wurde, und jeder dieser Namen bedeutet ein Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Heeres. Die Wirkung dieser Niederlage war so gewaltig, daß auf französischer Seite jeder Gedanke an die Fortsetzung der Offensive fallen gelassen wurde: General Laurezac zog sich eiligst zurück, und auch General French „begriff, daß er keinen Moment zu verlieren habe und trotz der Ermüdung seiner Truppen den Rückzug fortsetzen müsse". Da er annahm, daß auch die Deutschen von den Anstrengungen der Kampftage erschöpft wären, so gab er sich der Hoffnung hin, daß die Verfolgung nicht sehr nachhaltig sein würde. Allein er hatte die Energie der deutschen Führung unterschätzt. Bereits am 25. wurde er bei Landrecies an der Sambre angegriffen — es war das IX. Korps, das sich hier neue Lorbeeren holte — und am 26. kam sein linker Flügel in der Gegend von Cambrai — Le Cateau (= „südw. von Maubeuge". Deutscher Heeresbericht) durch Kluck in die schwerste Bedrängnis. Nur der Entschluß, die Schlacht möglichst frühzeitig abzubrechen, rettete die Armee vor völliger Vernichtung („if complete annihilation was to be avoided"). Seit diesem Tage schied die englische Armee für die Berechnungen der Heeresleitung bei den Verbündeten aus. Sie war noch am 29. in einem derartigen Zustand, daß French bei der ersten Zusammenkunft mit Joffre in Compiègne die Notwendigkeit weiteren Rückzuges darlegen mußte.

Inzwischen hatte der französische Generalissimus durch einen Tagesbefehl vom 25. bekanntgegeben, daß im Westen eine neue Armee gebildet werde, die „fähig sei, die Offensive wieder aufzunehmen". Es war die VI., die unter General Maunoury stand. In der Tat war für den 29. eine größere Angriffsbewegung des linken französischen Flügels befohlen. Aber die beiden Armeen Lanrezac und Maunoury, denen die Ausführung des Planes anvertraut war, hatten keine direkte Verbindung mehr, da die Engländer, die zwischen ihnen gestanden hatten, bereits nach Süden abmarschiert waren; und dadurch wurde ihre Widerstandskraft ungünstig beeinflußt. Bülow errang am 29. bei Guise (= St. Quentin. D. H.) einen vollständigen Sieg. Nicht weniger erfolgreich war Kluck, der am gleichen Tage an der Somme gegen Maunoury focht. Die Lage der Franzosen ist nach der französischen Darstellung geradezu kritisch gewesen, denn die Befürchtung, umzingelt zu werden, veranlaßte Maunoury, den Rückzugsbefehl zu geben. Seine Verluste waren schwer. Vom 7. Korps war die 13. Division völlig vernichtet; ebenso hatten drei der fünf Reservedivisionen schwer gelitten. Erst am 4. September kamen ihre Reste im Nordwesten von Paris an, völlig erschöpft, unfähig zu kämpfen. So endete die zweite französische Offensive mit einem schweren Mißerfolg.

Die Vorgänge auf dem linken Flügel waren bestimmend für die strategische Gesamtlage. Nach dem Bekanntwerden der Niederlagen vom 29. befahl Joffre den allgemeinen Rückzug bis zur Marne. Auch die neu gebildete IX. Armee Foch, die zwischen Lanrezac und de Langle eingesetzt werden sollte, wurde davon betroffen. Die Riesenfront des französisch-englischen Heeres vollzog eine Schwenkung, deren Drehpunkt sich bei Verdun befand. Der Rückzug machte aber an der Marne noch nicht halt. Teile der V. und IX. Armee passierten sie am 2. September. Und am 3. erhielt French, der bereits bei Lagny an der Marne stand und die Brücken abgebrochen hatte, die schriftliche Bitte Joffres, sich zwölf Meilen weiter südlich zurückzuziehen „im Hinblick auf die Einnahme einer Stellung hinter der Seine".

Digitized by Google

Um die Entstehung der Marneschlacht zu begreifen, lenken wir jetzt den Blick auf die Operationen der Armee Kluck. Kluck hatte am 2. September bereits die Linie Senlis-Crepy en Valois erreicht. Sein „brillanter Marsch" gefährdete Paris, und schon gab der neue Gouverneur, Galliéni, den Befehl, daß General Maunoury, der eben mit Teilen seiner geschlagenen Armee anlangte, die Verteidigung übernehmen solle. Da brachten in der Frühe des 4. September französische Flieger die Meldung, daß der deutsche Vormarsch auf Paris eingestellt sei: die deutschen Truppen marschierten in südöstlicher Richtung an der Hauptstadt vorbei über Nanteuil-Lizy; die Flankendeckung hatte das IV. Reservekorps, das sich der Marne in Richtung auf Meaux näherte. Diese Änderung der Marschrichtung ist sachlich von der größten Bedeutung. Die Franzosen führen sie auf den unmittelbaren Befehl der obersten Heeresleitung zurück und glauben daraus ihre letzten Absichten erschließen zu können: Der deutsche Generalstab habe erst eine Entscheidung mit den im Felde stehenden Armeen herbeiführen wollen, um dann den Kampf gegen die Festung Paris aufzunehmen. Ein solcher Plan konnte nur gelingen, wenn keine aktionsfähigen Truppen im Westen der Deutschen standen. In der Tat war ja die VI. Armee an der Somme entscheidend geschlagen. Wir sahen, wie schwer ihre Verluste gewesen waren. Allein jene Voraussetzung bestand doch nicht mehr: der Energie von Maunoury (und Galliéni?) war es gelungen, seine Truppen zu reorganisieren. Zwar zählte die VI. Armee statt dreieinhalb Korps nur noch deren zwei. Das Wesentliche war aber, daß sie überhaupt zum Schlagen bereit war. Und auf französischer Seite fand man sofort die Kraft, die Vorteile, die sich daraus ergaben, auszunützen. Es ist die große Leistung von Galliéni, daß er alsbald erkannte, in welche Gefahr die Armee Kluck durch den Linksabmarsch vor der Front der VI. Armee geraten war. Er hat auch sofort den Entschluß zum Angriff gefaßt, auf den alles ankam. Am frühen Morgen des 4. September erteilte er Maunoury den Befehl, sich am Nachmittag zum angriffsweisen Vorgehen nach Osten bereit zu halten; zugleich verständigte er den Generalissimus telephonisch von dieser Anordnung, indem er ihm alle weiteren Schritte überließ. Joffre hat keinen Augenblick gezögert, der Anregung Galliénis zu folgen. Zum dritten Male nahm er die Offensive auf, und zwar mit allen Kräften. Noch am Abend des 4. September wurden die neuen Angriffsbefehle ausgegeben: In der Frühe des 6. sollte der Kampf auf der ganzen Linie von Paris bis Verdun von neuem entbrennen.

Die Joffreschen Befehle, die uns bei Dauzet im Auszug mitgeteilt werden, sind für die Beurteilung der Vorgänge von solcher Wichtigkeit, daß ich sie hier wiedergeben muß. Die Aufzählung der Armeen geschieht von West nach Ost.

VI. Armee. Maunoury soll in breiter, nach Osten gerichteten Front den Ourcq überschreiten und in Richtung Chateau-Thiery angreifen. Gegner: von Kluck.

Englische Armee. French soll nach Osten einschwenken und in Richtung auf Montmirail vorstoßen. Gegner: von Kluck.

V. Armee. General d'Esperey, der an Stelle von Lanrezac getreten war, soll die Linie Courtacon—Esternay—Sézanne einnehmen und in südnördlicher Richtung vorgehen. Gegner: von Kluck und von Bülow.

IX. Armee. Foch erhält Befehl, zur Deckung der V. Armee einen Teil seiner Kräfte aufs Plateau von Sézanne zu bringen und die Südausgänge der Sümpfe von St. Gond zu besetzen. Gegner: der linke Flügel von Bülow und von Hausen.

IV. Armee. De Langle soll in nördlicher Richtung angreifen. Gegner: Herzog Albrecht von Württemberg.

III. Armee. Sarrail, der Ruffy ersetzt hatte, erhält Befehl sich nach Westen zu entwickeln, um die linke Flanke der Deutschen anzugreifen. Gegner: der Kronprinz.

Ein großer Halbkreis umschloß die deutschen Heere. Ganz offen liegt die Absicht der französischen Offensive zutage: 1. Eindrückung der beiden Flügel am Ourcq und bei Verdun (besonders bedroht war der rechte Flügel unter Kluck, gegen den drei Armeen angesetzt waren); 2. völlige Vernichtung der Heeresgruppen im Zentrum.

Die Einleitung des großen Ringens durch die Armee Maunoury am 5. und 6. war erfolgreich und vielversprechend. Das IV. Reserve-Korps der Deutschen, das den Schutz des Flankenmarsches zu bilden hatte, mußte in östlicher Richtung ausweichen und stand am Abend des 6. in der Linie östlich Acy (-en-Multien)—Vincy—Trocy. Seine Lage wurde in der Nacht zum 7. noch bedrohlicher. Am Morgen des neuen Tages um 7 Uhr erstreckte sich die französische Front von Marcilly über Barcy—Chambry—Puisieux nach Acy (-en-Multien); ja, die 14. Division unter General Villeret hatte mit ihrem linken Flügel Etavigny erreicht und stand bereits im Norden der Deutschen. Die Überflügelung schien gelungen!

Die anderen Armeen hatten am 6. nicht die gleichen Erfolge aufzuweisen. Wohl war ihnen die Überraschung der Truppen in der Frühe des Sonntags gelungen. Aber größere Fortschritte wurden nicht erzielt — trotz der z. T. schweren Verluste, die die Unseren durch das vorzüglich geleitete Artilleriefeuer der Gegner erlitten. Das taktische Ergebnis des Tages war daher für die Franzosen ein negatives. An vielen Stellen der Front hatten die Deutschen sogar Gelände gewonnen und sich am Abend in den neuen Stellungen eingegraben.

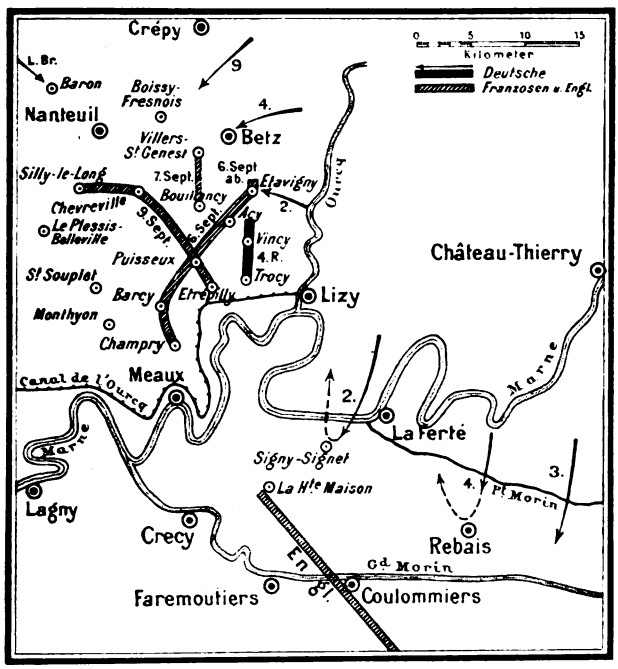
Inzwischen hatte Kluck, um der Gefahr einer Überflügelung im Norden zu begegnen,

Digitized by Google

eine Umgruppierung seiner Streitkräfte vorgenommen. Er hatte — bereits am 5. — in richtiger Würdigung der strategischen Lage eine Verlängerung seines rechten Flügels angeordnet. Zu dem Zweck nahm er das II. Korps, das im Süden der Marne bei Signy—Signet gegen die Engländer eingesetzt war, von dieser Front und beorderte es in die Gegend von Etavigny. Dank der Passivität von General French konnte der Stellungswechsel in der befohlenen Weise vorgenommen werden. In der gleichen Weise ist im Laufe des 7. das IV. Korps von der englischen, das IX. Korps von der französischen Front genommen worden.

Die Darstellung von Dauzet ist nicht gerade entzückt von der Langsamkeit des englischen Vorgehens; sie weist immer wieder mit einem „malheureusement" auf das Versagen der Bundesgenossen hin. In der Tat haben die Engländer es verschuldet, daß bereits am 7. erhebliche Streitkräfte zur Verlängerung des bedrohten Flügels von Kluck eingesetzt werden konnten. Allein wir wollen über den Fehlern der Engländer nicht vergessen, daß der Flankenmarsch der Deutschen hinter dem Rücken der kämpfenden Truppen nur ausgeführt werden konnte, wenn die französische Offensive (der VI. Armee) ihr Ziel nicht erreichte. Es wird immer ein Ruhmestitel unseres IV. Reserve-Korps bleiben, daß es, bei Trocy stark verschanzt, den ununterbrochenen Angriffen des numerisch überlegenen Gegners einen heldenhaften Widerstand entgegensetzte und selbst die Kraft zur Offensive fand. Aus Dauzet erfahren wir, daß die französische 17. Division am 7. aus Acy vertrieben wurde und den Ort trotz fünfmaligen Gegenangriffs nicht wieder einnehmen konnte. Und, als am Abend dieses Tages das II. deutsche Korps auf seinem neuen Kampfplatz erschien und Etavigny eroberte, da hatte sich die Lage von Grund aus verändert. „Das Überflügelungsmanöver war unmöglich geworden." Jetzt waren die Rollen vertauscht: Maunoury mußte seinen linken Flügel zurückbiegen! Seine Front verlief jetzt in der Linie Bouillancy—Villers St. Geneſt.

Aber nunmehr nahten auch auf französischer Seite Verstärkungen. Es war das VI. Korps, das von der Armee Sarrail genommen war. Doch zum zweiten Male durchkreuzten die Engländer die Absichten Joffres: in dem Glauben, daß ihm überlegene deutsche Kräfte gegenüberständen, erbat und erhielt French einen Teil der frischen Truppen für sich. Was übrigblieb (die 7. Division), reichte nicht aus, um die Lage im Norden wiederherzustellen. Zwar waren Eisenbahn und Autos die ganze Nacht vom 7. zum 8. September tätig, um die neuen Regimenter nach Nanteuil zu bringen. Aber als sie in der Frühe des 8. in nordöstlicher Richtung in Bewegung gesetzt wurden, trafen sie bei Betz auf den überlegenen Angriff des IV. deutschen Korps, das inzwischen den befohlenen Flankenmarsch ausgeführt hatte. Jetzt wurde die Lage der Franzosen ernst. Als auch General Sordet mit seinem Kavalleriekorps die Hoffnungen, die man auf sein Eingreifen gesetzt hatte, nicht erfüllte, da wurde es Maunoury am Abend dieses vierten Kampftages klar, daß er das Ziel seines Angriffes — die Zurückdrängung des Gegners über den Ourcq nach Chateau Thierry — nicht erreichen könne. Er trug sich bereits mit dem Gedanken halbwegs Nanteuil—Dammartin (in der Linie Le Plessis—Belleville—St. Souplet—Monthyon) eine Aufnahmestellung einzunehmen; denn „man muß unsererseits eine Überflügelung zu vermeiden suchen". Allein von Joffre kam der strikte Befehl die Umgehungsversuche unter allen Umständen zu erneuern. Trotzdem blieben die Franzosen am 9. auf die Defensive beschränkt. Die Truppen Klucks machten auf der ganzen Front heftige Angriffe. Die



Karte zur „Marneschlacht"

Digitized by Google

strategische Lage besserte sich für sie mit jeder Stunde. Denn gerade an diesem kritischen Tage erschien von Nordwesten her bei Baron eine deutsche Landwehrbrigade, und zur gleichen Zeit griff das IX. Korps, das von Esternay her inzwischen auf dem äußersten rechten Flügel eingetroffen war, in den Kampf ein, indem es mit aller Kraft von Nordosten her gegen Boissy-Fresnois (in Richtung Nanteuil) vordrang. Vor dieser Drohung wichen die französischen Linien abermals zurück, und nur mit Mühe gelang es der rückwärtigen Bewegung Einhalt zu tun. Als die Nacht sinkt, ist die Armee Maunoury auf die Stellung Etrepilly—Puisieux—Chévreville—Silly le Long zurückgewichen. Mit Besorgnis fragt sich der Kommandierende General, ob er am nächsten Tage wie befohlen die Offensive wird aufnehmen können. Seine Verluste sind schwer, die Kräfte seiner Truppen aufs äußerste erschöpft. Da — am Morgen des 10. September — wurde Maunoury durch die Nachricht überrascht, daß der Gegner verschwunden sei. Der deutsche Rückzug hatte bereits am Nachmittag zuvor bei Trocy begonnen und war während der Nacht fortgesetzt. Dadurch war der Armee Kluck die Loslösung vom Feinde glänzend gelungen: sie hatte einen Vorsprung erreicht, der bis zur Aisne nicht mehr eingeholt werden konnte.

Um diese Leistung in ihrer ganzen Größe zu würdigen, muß man sich der Joffreschen Befehle erinnern, durch die auch die englische und die V. Armee zum Angriff auf Kluck angesetzt waren. Die Engländer freilich haben, wie schon angedeutet, in diesen Kämpfen keine hervorragende Rolle gespielt. Um so glänzender waren die Taten der deutschen Kavallerie. Die 2. und 9. Kavallerie-Division, die durch die Garde-Kavallerie verstärkt wurden, haben eine solche Rührigkeit entfaltet, daß das II. und IV. Korps ungehindert aus der Front gezogen werden konnten und French trotzdem über die Stärke der ihm gegenüberstehenden Truppen völlig getäuscht wurde. Ihrem heldenhaften Widerstande ist es zuzuschreiben, daß am Abend des 9. noch nicht die ganze englische Armee über die Marne gelangt war.

Was die V. Armee anlangt, so standen ihr nach dem Abzug des IX. Korps nur noch die Märker und Westfalen gegenüber, d. h. vier französische Korps fochten gegen zwei deutsche. Es ist bei einem solchen Verhältnis der Kräfte selbstverständlich, daß es sich für diese Teile der Armee Kluck nur darum handeln konnte, rechtzeitig zurückzugehen, um den Anschluß an das Gros zu erreichen. Durch eine kräftige Offensive am 7. haben sie sich die Möglichkeit des Rückzuges erkämpft und nach dem schweren Gefecht bei Montmirail am 9. die Loslösung vollzogen.

Die schwierige Lage, in der sich die Armee Kluck befand, wird es gerechtfertigt haben, daß ich den Kämpfen im Westen einen so breiten Raum gönnte. Die Vorgänge im Zentrum und auf dem linken deutschen Flügel lassen sich sehr viel kürzer schildern. Es ist das leider auch eine unvermeidliche Notwendigkeit, da die Berichte sehr viel ungenauer und spärlicher sind.

Das Zentrum bildeten die II. und III. deutsche Armee unter Bülow und von Hausen, die zusammen über sechs Korps verfügten, also ebenso stark waren wie die rechte Flügelgruppe für sich allein. Ihre Truppen standen am Morgen des 6. September im Abschnitt des Petit-Morin. Schon auf Grund dieser französischen Angaben dürfen und müssen wir feststellen, wie grundlos das bei uns verbreitete Gerede ist, die II. oder III. Armee sei zu spät gekommen. Die Wahrheit ist, daß gerade Bülow und Hausen in den ersten Tagen der Marneschlacht Erfolge gehabt haben. Denn während die Franzosen sich vergeblich bemühten den Truppen Bülows St. Prix zu entreißen, waren die Gegenangriffe Hausens in der Gegend von Lenharrée so heftig, daß die Front der Armee Foch in ihrer ganzen Ausdehnung um 10 bis 15 km zurückgenommen werden mußte. (Sie verlief am Abend des 8. etwa in der Linie von Allemant im Westen nach Mailly im Osten.) Dauzet charakterisiert die kritische Lage der Franzosen mit den Worten: „Wenn es den Deutschen gelang sich der beherrschenden Höhen in unserer Linken zu bemächtigen, war das Zentrum der ganzen Schlachtfront eingeschlagen.“ Aber mit dem 10. September trat nun ein Umschlag ein. Foch hatte das X. Korps zur Verstärkung bekommen und hat es sofort zu einer entschlossenen Gegenoffensive gegen die Garde eingesetzt. Bei den Kämpfen des 10. September hatten die Deutschen erhebliche Verluste, und in der Nacht zum 11. trat Bülow den Rückmarsch an.

Es bleibt uns nur noch übrig, den linken deutschen Flügel zu betrachten. Joffres Befehl entsprechend begann de Langle am 6. seine Angriffe auf den Herzog von Württemberg. Besonders heftig tobte der Kampf in der Gegend von Vitry le François. Hier hatte de Langle seine Truppen massiert, um den wichtigen Ort, dessen Besitz den Marne-Übergang sicherte, zu gewinnen. Schon am 9. hatte ihm Joffre das XXI. Korps von den Vogesen zur Verstärkung geschickt; dazu trat noch eine Division vom rechten Flügel und eine Brigade des II. Korps. Am 10. wogte der Kampf mit wechselndem Erfolge hin und her, aber trotz aller Verstärkungen konnten die Franzosen den deutschen Widerstand nicht brechen. Erst am 11. räumte der Herzog Vitry entsprechend der strategischen Gesamtlage. Der Feind folgte nicht: er hat die Marne nicht vor dem 12. überschritten.

Noch länger hat die Armee des Kronprinzen ihre vorgeschobenen Stellungen behauptet und dadurch die Pläne Joffres völlig vereitelt. Sarrails Aufgabe war gewesen, in westlicher Richtung vorzugehen und den linken deutschen Flügel zu vernichten. Wie

Digitized by Google

Im 30,5 cm-Geschützturm eines Großkampfschiffes während der Schlacht. Aquarell von Claus Bergen

Digitized by Google

Digitized by Google

wenig er aber auszurichten vermocht hat, das beweisen am schlagendsten Dauzets Worte: „Es gelang unserer Armee, alle ihre Stellungen zu behaupten." Mit solchen Erfolgen konnten die Franzosen die Bewegungen der deutschen Armeen nicht stören. Man hat durchaus den Eindruck, daß die Deutschen dem Feinde das Gesetz des Handelns vorschreiben konnten. Die hervorragend gute Lage der Armee des Konprinzen geht am besten daraus hervor, daß sie ihre Front behauptete, obwohl seit dem 10. die Nachbar-Armeen von Sézanne bis Revigny den Rückzug angetreten hatten. Erst am 14. September schloß sie sich der rückwärtigen Bewegung an und gelangte ungehindert in ihre neuen Stellungen.

⁂ ⁂ ⁂

Überblicken wir den Gang der Ereignisse, so läßt sich gar nicht verkennen, daß auf französischer Seite Gallieni — und nicht Joffre — des Hauptverdienst gebührt.

Er hat durch den großzügigen Entschluß zur Offensive vom Morgen des 4. September die strategische Lage von Grund aus verändert. Durch den Angriffsbefehl durchkreuzte er die Absichten der deutschen Heeresleitung und zwang ihr das Gesetz seines Willens auf. Denn das ist sicher: unsere Offensivbewegung mußte in dem Augenblick eingestellt werden, wo die Bedrohung des rechten Flügels erkannt war. Es war nicht möglich, die Truppen von der Südfront zu nehmen und trotzdem im Vorgehen zu bleiben. Strategisch hatte daher Gallieni schon dadurch, daß er den Angriff auf die Armee Kluck wagte, einen Vorteil errungen. Aber wir haben darum doch keinen Grund, uns das französische Urteil über die Marneschacht anzueignen und uns in düsteren Schilderungen der Kämpfe zu gefallen. Die objektive Darlegung der Vorgänge wird gezeigt haben, wie unmöglich die Behauptung Dauzets ist (D.[10] S. 54. 60), daß Joffre den Plan zur Marneschlacht bereits am 25. August gefaßt habe und seitdem mit allen Mitteln — selbst „mit dem Köder Paris" — den Gegner in diese für ihn selbst günstige Stellung habe locken wollen. Das Gegenteil ist wahr. Der französische Generalissimus hat sich in einer üblen Zwangslage befunden, als er den Rückzugsbefehl erließ. Bei der Zusammenkunft mit French am Mittag des 29. August hat er der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß es gelingen werde, der deutschen Verfolgung an der Oise Einhalt zu tun. Er hat also keineswegs gewünscht, die Deutschen nach Paris zu locken. Anderseits hat er am 3. September mit der Möglichkeit gerechnet, auch die Seinelinie preiszugeben. Daß er in diesen Tagen wirklich nicht gewußt hat, was für einen Plan er verfolgen solle, geht mit aller Deutlichkeit aus Frenchs Bericht nach London hervor: „General Joffre fand es nötig von Tag zu Tag seine Methoden zu ändern, durch die er sein Ziel zu erreichen dachte, indem er auf die Enthüllung der Pläne des Gegners wartete und auf einen Wechsel in der allgemeinen Lage."

Wichtiger als dies ist ein zweites: es fehlt sehr viel, daß die französische Offensive an der Marne ihr Ziel erreichte. Die Befehle, die Joffre am Abend des 4. September ausgegeben hatte, stellten seinen Truppen die Aufgabe, die deutschen Heere von beiden Flanken her aufzurollen und völlig zu vernichten. An diesem hochgesteckten Ziele müssen wir die Ergebnisse des Kampfes messen. Wie entwickelten sich doch in Wahrheit die Dinge? Die deutsche Heeresleitung hat sich alsbald nach Beginn des Kampfes am Ourcq von der Notwendigkeit des Rückzuges überzeugt und sofort die Entschlußkraft gefunden, die nötigen Folgerungen zu ziehen. Dank dieser Erkenntnis wurde es möglich, die Operationen nach einem einheitlichen Plan durchzuführen, und so ist es gelungen, die Armeen als Ganzes intakt und schlagfertig zu erhalten. Gewiß haben die Nachhuten oft schwer leiden müssen. Das ändert nichts an dem großen Gesamtergebnis, daß das Gros des Heeres seine Kampffähigkeit nicht eingebüßt hatte. Den Beweis hat es in den schweren Septemberkämpfen an der Aisne erbracht. Vom 12. bis 19. September hat es in der neuen Defensivstellung dem Ansturm der Feinde unerschüttert standgehalten. Und als es seinerseits am 20. September zum Angriff überging, da endete der Tag mit einem vollen Siege. Nach alledem muß man sagen, daß die Erwartungen, mit denen der französische Oberbefehlshaber den Angriff befohlen hatte, nicht in Erfüllung gingen. Wohl war der deutsche Vormarsch zum Stehen gebracht und eine Zone von 80 Kilometer Tiefe von der feindlichen Invasion befreit. Aber die Überflügelung und Vernichtung unserer Armeen war nicht gelungen.

Es ist heute noch nicht möglich, die Namen aller derer zu nennen, die sich ein besonderes Verdienst um die Durchführung der großen Operationen erworben haben. Aber eins ist gewiß: dem Führer der schwerbedrohten I. Armee, Generaloberst von Kluck, gebührt unser heißer Dank. Denn kein Geringerer als Joffre hat es ausgesprochen, daß die Deutschen der Umzingelung entgangen waren "grâce à la suite habile de mouvements stratégiques du général von Kluck". Doch über dem Führer wollen wir unsere Truppen nicht vergessen! Die Kavallerie-Divisionen, die die englische Armee tagelang hingehalten haben, das IX. Korps, das hinter der Front den Marsch von Esternay ausführte und zur rechten Zeit auf dem äußersten rechten Flügel eingriff, das III. und VII. Korps, die sich dem Vormarsch des General d'Esperey entgegenstellten, vor allem aber das IV. Reserve-Korps, an dessen heldenhaftem Widerstand sich der französische Angriff brach: sie und viele andere haben Leistungen vollbracht, die sich den Heldentaten der Väter würdig an die Seite stellen.

Digitized by Google

Deutschland

Eine Pilgerfahrt (Mittsommer 1914)

Dichtung von Isolde Kurz

Du warst, o Erde, mir in West und Osten,
Wohin der Weg mich führte, heiliger Grund.
An allen Küsten war mein Herz zu Hause,
Von jedem Gipfel trank es deine Schöne,
Verschlüge mich ein Sturm zu Grönlands Eise,
Ich säng' im Eise deine Herrlichkeit.
Und Orte waren, die beim ersten Schritte,
Die niegeseh'nen, lächelnd mich empfingen,
Als wüßten sie von mir geheime Kunde,
Wo alle Dinge mir Gedenkst du? raunen.
Erinnerung schweigt, doch muß ich steh'n und staunen.
– Hab ich mit Gliedern mich, die längst vermodert,
Voreinst im Jugendreigen dort geschwungen?
Ist es ein Tropfen vielgemischten Blutes,
Der freudig sagte: Hier bin ich entsprungen?
Ein Urgeheimes sprach: In jedem Lande
Hast du Verwandte.

Was trieb mich plötzlich nun mit Liebesreue
Von allem was da lockte mich zu kehren,
Dem Land der Väter einzig zugewendet,
Wie man Geliebtes in Gefahr umschließt?
Die Luft war blau, kein Wölkchen, das uns dräue,
Und doch im Herzen quoll mir's wundersam,
Dich ganz zu fassen, heimatliche Scholle,
Als ob ein Sturm dich mir entreißen wolle,
Mein deutsches Land von einem End zum andern
In Andacht zu durchwandern.

Westfalenflur, der Ahnfrau Stammeswiege,
Sei mir gegrüßt! Im Süden steht mein Haus,
Der Neckar sang in meine Kinderträume,
Und jede Spur von meiner Sippe losch
Auf roter Erde. Doch es zieht ein Band
Zu deinen Kindern, zu den stillen, starken,
Mich heimlich hin, und wohl gefällt dem Ohr,

Digitized by Google

Dem bildverwöhnten, ihres mühevollen,
Des redlich kargen, bilderlosen Wortes
Gesparter Schatz, den sie mir anvertrau'n.
Ihr Aug', so blau und fest, für jede Fährde
Bereit! Und öfters spricht sein jäher Blitz:
Hier ist Cheruskererde.
O dieser Vogelsang in Buchenhallen
Von Teutoburg! Die hohe Sonne säumt
Vor lautrer Lust, und ihre Blicke fallen
So wissend nieder. Werd' ich's je verstehen,
Warum mich der Gedanke so entzückte,
Daß über diesen alten Ruhmesfeldern
Der Friede wob? – O weile, sprach ich, Holder!
Mir schien's mit Augen seinen Glanz zu schauen.
Ich sprach: O Friede, wie du selig wandelst,
Du Weltvergolder, bleib in unsren Gauen!
Ahnt' ich es denn, daß er mich scheidend grüße
Mit seiner letzten Süße?

Die Weser trug mich, wie sie nordwärts zieht
Zum deutschen Meer, der deutscheste der Ströme.
Von Lust und Liedern tönend glitt das Schiff
An ihren schicksalsvollen Uferhängen
Hinunter. Sah ein andres Aug' als meins
Die Geisterheere, die sich noch bekriegen?
An diesen Ufern saßen einst die Disen,
Sieg'sreiser bindend, Schlachtgeschicke wirkend,
Den Welterobrern wirkten sie Verderben.
Von hier aus schossen sie den Schicksalsfaden
Am Himmel hin in unbegrenzte Fernen,
Des deutschen Volkes goldenen Schicksalsfaden.
Dort wo des Stromes Bette sich verengt,
Sah ich zwei Schatten hüben steh'n und drüben,
Durch mehr als nur den Fluß getrennt. So grimmig
Bedroh'n sich Brüder nur:
He, Römerknecht,
Einäugiger, das goldene Ehrenkettlein
An deinem Halse schmäht den Freigebornen.
Die Mutter schämt sich dein, läßt sie dir sagen.
Kehr um, sonst lehrt mein Schwert dich Treuepflicht.
– Armin, du edler Schatten, Friede, Friede!

Digitized by Google

Kein Deutscher nimmt vom Feind mehr Ehrenkettlein,
Und keine deutsche Mutter braucht zu schmälen,
Kein Bruder mehr den Bruder zu verachten
Als Söldner fremder Schlachten.

Ich sah die Rolandsstadt und ihre Dörfer
Im Moor verstreut, wie deutsche Vorzeit blickend
Mit Wotans Pferdehäuptern auf den Firsten
Und Bauern königlich auf ihrer Scholle.
Uraltem Reichtum ihres Erbes hält
Die Schar der Eichen Wacht. Warum ergreift
Dein Anblick mich, du Baum der Bäume, heut
So wunderbar? Mir ist als würd' ich du.
Zu tiefst im Grund, wo du der Erdenkräfte
Geheimste saugst und aufwärts bis zum Wipfel,
Der weit sich rundet wie zum Dach der Welt,
Bin ich mit dir. In deine rauhe Rinde
Hüllt sich die Kraft. Dein Blatt, so vielgespalten,
– Wo gibt es sattres Grün? – ist mir ein Bild
Vom tausendfältigen Leben unsres Volkes.
Doch weht ein Heiliges ernst und feierlich
Von dir: du warst das Gotteshaus der Väter.
In tiefen Reihen stehen sie um dich,
Die unsichtbaren Beter.

Der Elbstrom nimmt mich, wo sein breiter Lauf
Zum Meer sich weitet, auf den mächtigen Rücken.
Die Docks und Werften dröhnen, Krahne knirschen,
Flutende Gassen tun sich auf, da rasten
In Zeilen endlos, Schlot an Schlot gedrängt
Und Mast an Mast, die jungen Meeresriesen,
Die mit der Friedensflagge sich die Welt
Eroberten, des Hansaruhmes Erben.
In diesem Becken wohnt der Zukunft Größe.
Weit offnes Fenster nach dem Weltmeer, laß
Den Salzhauch ein der ungemessnen Weite,
Die Dünste jagend aus der Deutschen Haus
Und alles was uns schwach und klein gemacht.
Wie Briten stolz, doch menschlicher als sie,
Fahr, deutsche Jugend, nach den fernsten Küsten.
Im Wagnis reife du. Der Kaufmann suche

Digitized by Google

Gewinn und Abenteuer der Soldat.
Von eurem Erbteil ewiger Gedanken
Scheidet ihr Kühnen nie. Mit leisem Tritt
Geht ungeseh'n auf den bewegten Planken
Die Muse Deutschlands mit.

Heil Nordsee dir! Dich schmückt kein Farbenspiel
Berückend wie die mittelländischen Fluten,
Und keine seligen Buchten kränzen dich
Mit ewigem Grün, du ernste Heldenwiege.
Doch bist du Kind des Ozeans, und tiefer
Holst du den Atem aus bewegter Brust.
Es schwankt das Schiff, als lief's im Sturm, und schnell
Verdämmert alle Form. In Wellenöde,
Wie eine Schildmaid rings von Eisen starrend,
Auf ihrem Riff wacht einsam Helgoland,
Gefahr und Ruhm erharrend.

Beim Spiel der Robben auf besonnter Platte,
Wo hoch im Nord noch deutsche Zunge klingt,
Am schönsten Friedenseiland laßt uns landen.
Der weiße Dünenzug, dies Haidegrün
Ist jetzt die Welt und ringsum Spiel der Woge,
Darüber hoch ein blaues Seidenzelt,
Das rund auf Wassern ruht. Sind wir in Thule?
Die Nordsee braust, das Watt verträumt sich weit
Im Ebbeschlaf. Der Tag auf goldnem Stuhle
Thront unverrückt und selbst die Lerche schweigt,
Denn unsichtbar auf höchstem Dünenhügel
Mit wasserhellem Flügel schläft die Zeit.

Ich stand am Wikinggrab im Haidegrund.
„Was hat dich so bewegt? Der alte Recke
Griff dir ins Herz? Er war vielleicht dein Ahn,
Da du vom Norden deinen Stamm berühmst".
O still, daß das Gesicht mir nicht entfliege.
An diesem Hügel stand vor grauen Jahren
Ein Weib – war's meine Ahnfrau, war's ich selber? –
Im Witwenkleide wartend, bis es droben
Aus goldenem Gewölk wie Blitze brach.
Das war der Speere, war der Helme Funkeln,

Digitized by Google

Das waren Rosse, aus deren Mähnen Tau troff,
Das waren Helden, die von Walhall kehrten:
O wie so eisig sind des Königs Hände,
Sein Haar bereift, die Glieder starr und blutig!
– Die Tränen sind es, die du nächtlich weintest,
Die sehrten mir den Leib, du Goldbehaarte,
Doch soll kein Wunder mehr mich wundernehmen,
Wenn Königsbräute sich am kalten Busen
Des Toten betten, wie da sein Herz noch schlug. –

Ein Frösteln überläuft mich, wie ich's denke.
Ist es der Schauer vor der Toten Nähe?
Sind's Abendlüfte, die mich kühler mahnen?
Ist es die Schönheit unsrer Heldensage?
O nein, ich weiß, mich traf ein jähes Ahnen
Von altem Leid, das neu geboren wird,
Von Heldensterben, das in Lüften irrt
Und neuer Witwenklage. –

Weit weite Fluren sah ich, sah die Heide
Von Lüneburg im roten Feierkleide.
Sei Heimat mir auch du, wie bist du schön!
Laß mich an Kindesstatt ans Herz dir sinken,
Den Kelch der süßen Schwermut nimmersatt
Mit raschem Zuge trinken.

Ich sah der Deutschen Brot am Halm sich bräunen,
Nicht wußt' ich, daß es uns der Neid mißgönnte,
Noch daß im Saatfeld unsre Rettung wuchs.
Nie wallten deine Haare, Mutter Sif,
So schwer und golden, Nährerin der Deinen.
Hoffender Landmann, wenn das Sichlein rauscht,
Wer führt sie in die Scheunen?

Ich sah die Stadt des Mars in Ruß und Funken,
Die Essen rot, von deutschen Waffen trächtig,
Wo nächtig aus dem Grau der Schlackenberge
Die Glut erwacht und in die Lande stiert.
Dort schaffen Wielandsöhne zaubermächtig
Gewaffen, das uns unbezwinglich macht.
Gesegnet, schafft ihr eine Wehr dem Frieden!
Sie schmieden stumm und schmieden.

Digitized by Google

Zum Rhein! Zum Vater Rhein! – Da horch, im Oſt
Ein Wetterſchlag! Er fiel in Freundeshaus.
Dumpf rollt es nach, wie leiſes Knurren erſt,
Dann laut und lauter grollt's. Und wieder Stille.
Doch ſolche Stille, wo der Atem ſtockt,
Der Himmel ſchweflicht ſcheint. Was will das werden?
Krieg! ſagen ſie. O Kinder, das iſt mehr,
Iſt Weltgericht, iſt Götterdämmerung.
Von Oſt, von Weſt, von Nord, zuletzt von Süd
Schwarz, ſchwarz, verderbenſchwanger. Wolkenbank
An Wolkenbank. Sie ſpeien Brand und Tod.
Mehr Feinde, immer mehr. Europa ſteht
In Flammen wider uns, und Aſien folgt.
Deutſchland, wer ſchafft dir Luft? Wohin zuerſt
Dich wenden? Hat ein jeder deiner Männer
Zwei Dutzend Arme? Können ſie dich retten?
– Jawohl, ſie können's, denn kein Herz verzagt.
Seht, wie die Erde Kriegerreih'n gebiert,
Grauwallend, endlos, Rauchgeſchwadern gleich
Aus unterirdiſcher Glut. Der Boden raucht!
Ein jedes werfe, Mann und Weib und Kind,
Sein Herz in dieſen heiligen Brand, aus dem
Gewappnete erſtehen. Regiment
An Regiment, Geſchütze, Roſſe, Fahnen,
Blitzende Augen, Marſchtritt, Männerſang.
Und Blumen, Blumen, auf Gewehr und Helmen,
In Mäulern der Geſchütze, Marſchkolonnen
Wandelnde Gärten, Frühling ohnegleichen!
Schaut aufwärts, auch in Lüften glänzt und brauſt's:
Über dem Heere ſchwebt ein zweites Heer
Von Helfern: Vorzeithelden, Sonnenſtreiter.
In ſtillen Hünengräbern harrten ſie,
In Steingeklüft, verwunſchnem, erzgerüſtet,
Sprungfertig auf die Stunde, die ſie rief.
Dietrich von Bern auf ſeinem Geiſterroß
Raſt weit voran, ihn hat die Wut gefaßt,
Er atmet Feuer. Mit des Balmungs Blitzen
Kommt Siegfried, der den Quell im Odenwald
Vergaß und vor den Nibelungen reitet.
Noch höher in den Lüften ſchwebt der Sohn
Der Schwanfrau, Wieland, der viel künſtliche

Digitized by Google

Auf seinen Flügeln, der Geschosse streut.
Ihm folgt ein neues Aufgebot: Die Väter!
Armin und Cattwalt. Karl. Der Rotbart mit
Den Hohenstaufen. Und der alte Fritz.
Blücher und Moltke. O wer nennt sie alle?
Sie teilen sich nach Nord, nach West, nach Ost,
Dem Rhein, der Weichsel und der Donau zu,
Die Siegverleiher. Ehe sie sich trennen,
Hebt Volker seine Fiedel unters Kinn
Und tut den ersten Bogenstrich. Es fällt
Der Chor der Barden markerschütternd ein,
All über Deutschland braust der Heldensang.
Doch horch! Ein Ton wie Vogelstimmen süß
Und schmelzend mitten durchs Trompetenschmettern,
Man hört ihn doch. Es ist das deutsche Lied,
Das Lied des Volks, das lang verklungene.
Die Seele Deutschlands singt. So friedlich klingt's,
So heimatselig durch den Waffenlärm.
Drei Lilien! Drei Lilien! Sie duften
Um jedes Kriegers Haupt. Verkünden sie
Das Morgentotsein oder Nocheinmalsehen?
So zieht hinaus, ihr Schwertgerüsteten,
Im deutschen Liede zieht die Heimat mit,
Die Mutterstimme, daß ihr nicht vergessen
Im fremden Lande kämpft und fallt und ruht.

Wir aber wollen Rosen ziehn indessen,
Flammende Rosen unsrer Dankbarkeit.
Ganz Deutschland blühe, wenn ihr wiederkehrt,
Als Rosengarten auf! Wir dürfen nicht
Gefahr und Mühe teilend wie die Mütter
Auf ihrer Wagenburg euch nahe sein.
Nur Liebe, Liebe, stark und unermessen
Wie eure Opfer, Trost und Liebe weihn
Und Rosen ziehn indessen,

Bis Glockenjubel durch die Lande fliegt
Und Feuer von den Bergen jauchzen werden,
Daß unsrer Notwehr heiliges Schwert gesiegt
Und Friede sei auf Erden.

Digitized by Google

Die blaue Lore

Von Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Jawohl: ich fühlte und ahnte, was ein Otto für eine Magda bedeutete. Ein robuster Mensch, den nichts auszeichnete als starker, rücksichtsloser Wille, für diese süße kleine blonde Frau, deren ganze Seele von dem Bedürfnis opferfreudiger Hingabe erfüllt sein mochte. Efeu und Eiche — nur daß ich mir die Eiche denn doch als etwas innerlich Gefestigteres vorstellte, als unser Otto war, und daß Magda Beltow denn doch noch unendlich zierlicher, sanfter — und vielleicht unbedeutender war, als man sie sich unter der Parallele mit dem Efeu denken mag. Vergleiche hinken eben immer.

Gleichviel — ich fühlte also die Gefahr für Magda. Aber wenn man so jung ist, wie ich damals war, dann greifen auch solche Ahnungen nicht recht wurzeltief. Es kam bald der Rückschlag, und ich sagte mir: ‚Na ja, er spielt, aber hast du denn deine Finger immer von den Karten reingehalten und hast du nie den Knobelbecher zur lustigen Sieben gerührt? Er braucht doch kein Schurke zu sein, weil er jeut! Und wer weiß, wenn der gute Beltow wirklich von da oben heruntergucken könnte und sähe, daß sich die beiden, die er ja beide lieb hatte — auch nun mal den Otto! — daß sich die beiden gefunden haben, ob er sich dann nicht freuen würde, wie das nun so gekommen ist.‘

Das war ja ein fürchterlich dummer Gedanke, aber er entsprach wohl so recht meiner grünen Jugend. Denn die wußte noch nichts davon, daß in Wirklichkeit kein Mann, der sein Weib sehr liebte, ehrlich wünscht, einen Nachfolger in deren Herzen zu haben. Es mag ja schauderhaft, unmoralisch-egoistisch sein, aber im letzten Grunde bleibt uns abscheulichen Männern doch der Scheiterhaufen der indischen Witwe (natürlich symbolisch verstanden) der Idealzustand. Alles andere ist Heuchelei, mit der wir uns selbst und die andere Partei betrügen wollen.

Zu dieser traurigen Erkennnis war ich allerdings auch noch zu jung. Und so predigte ich mir dies und jenes vor, um mir die ganze Sache plausibler zu machen: Otto würde schon solider werden, wenn er erst verheiratet wäre — daß das immer so sei, hatte ich ja oft gehört und gerne geglaubt; lieb, sehr lieb müßte er sie doch haben, denn warum sollte er sie sonst heiraten wollen, und Magda war ja doch auch recht solch Frauchen zum Liebhaben. Na und wenn's auch 'n bissel plutz kam, das Trauerjahr war ja doch längst um; und im Grunde ging die Geschichte ja niemand was an, als die beiden Leutchen selber.

Wie das so bei solch 'nem jungen Kerlchen, wie ich war, geht: die heilige Entrüstung verrauchte ebenso schnell, als sie gekommen war, ja ich kam mir schließlich noch ganz stolz vor, daß ich ihrer so leicht Herr geworden war, stolz auf meine verständige Überlegung.

Hol' der Deubel diese sogenannnte verständige Überlegung! Wenn ich die großen Dummheiten meines Lebens aufrechne, komm' ich immer zu dem Schluß, daß ich die meisten hätte vermeiden können, wäre ich der ersten Eingebung gefolgt, anstatt immer die Reflexion auf mich wirken zu lassen. Ich weiß freilich nicht, ob ich nicht umgekehrt noch andere größere Dummheiten verbrochen haben würde, hätte ich stets unter der Wirkung des Augenblicks gehandelt. Um die großen Lebensdummheiten kommt man eben so nicht und so nicht herum.

Jedenfalls war ich wesentlich besänftigt, als ich bei Tisch Otto schräg gegenüber saß.

Man sah ihm von der durchjeuten Nacht und seinem großen Verlust wahrhaftig nichts an. Im Gegenteil, er war quietschvergnügt, hatte sich 'ne Pulle Soutaine bestellt und erzählte nach rechts und links pikante Geschichtchen. Prinz Deiningen, erst vor kurzem gerade seinem Herrn Gouverneur entwachsen und noch nicht so ganz trocken hinter seinen dünnen rosigen Windmühlflügelohren, machte den Mund weit auf und vergaß ganz ihn wieder zu schlie-

Digitized by Google

ßen, als Otto mit halblauter Stimme die Verschen von der treuen Maus zum Besten gab, die damals die übliche Runde machten:

„Morgen beim Bankier im Bande —
Übermorgen Garde du Korps —
Sonntag Onkelchen vom Lande —
Dienstag spricht mein Sportsmann vor.
Aber Mittwoch ist zu Haus
Nur für dich die treue Maus."

Ich kann ja gerade nicht sagen, daß ich es schön fand, daß der Otto — so als Bräutigam, wie ich dachte — diese Verschen und ähnliches zum Besten gab. Aber ich fand auch nichts Böses dabei, bewahre! Ja, so im versteckteſten Innern meiner Seele imponierte mir Otto wieder mal 'n bissel. Ich guckte mir ihn wohl sogar mal besonders darauf hin an. 'Ne Schönheit war er ja nicht — kein Bein — fand ich; aber wär' er Husar gewesen, dann hätte der olle Zieten vielleicht von ihm auch sagen können: Je häßlicher der Mensch, desto schöner der Husar! Es lag in dem etwas verzwickten Gesicht mit der zu großen Nase, dem kecken Mund, dem schwarzen Schnurrbärtchen und den dunklen scharfen Augen etwas so ausgesprochen Männliches, etwas von selbstbewußter Kraft. Es war immer wie ‚blas mir gefälligst den Staub weg!' oder auch ‚ich will, und du mußt!'

Ja, ja! Es war schon nicht anders, er imponierte mir, der Otto! So war's ja überhaupt: beliebt war er im ganzen Offizierkorps nicht; außer Beltow, dem alten Kadetten-Stubenkameraden, hatte er nie einen wirklichen Freund unter uns gehabt. Aber respektiert hatten wir ihn doch alle, im kleinen und im großen. Sein Hosenschnitt galt immer als mustergültig, die schlappe Mütze, die er trug, trugen wir alle, obwohl der Oberst sich den Mund fusselich redete und schon ein paar von uns in Arrest geschleudert hatte wegen des Dings; wollte er im Kleide des friedlichen Bürgers bummeln gehen, galt es für uns als 'ne Ehre, mit ihm des gleichen Wegs wandeln zu dürfen — na ja, und schließlich galt's ja nicht gerade für ein Vergnügen, aber fast auch für 'ne Ehre, wenn er uns unsere Groschens abnahm.

Patsch! Da hatte ich ja schon selber mein Glas Surius in der Hand und trank ihm zu, den ich noch vor 'n paar Stunden gehaßt hatte. Und er hob gnädig seinen Sektkelch, um mir nachzukommen, und kippte den Inhalt so mit 'nem eigenen kurzen Ruck 'runter ... den kleinen Finger 'n bissel vom Glase abgesperrt. Das versuchten wir auch alle schon längst ihm pflichtschuldigst nachzumachen.

Als wir dann aber, nach Tisch, zum Kaffeezimmer hinübergingen, streifte ich an ihm vorbei, und es kitzelte mich unwiderstehlich, ihm zu zeigen, daß hinterm Berge auch noch Leutchen wohnen. So tippte ich ihm denn freundschaftlichst zwischen die Rippen und meinte mit überlegenem Lächeln: „Na, Otto ... ich darf wohl gratulieren?"

Er wandte sich mir schnell zu und wußte uns mit einer seiner geschickten Bewegungen von den andern zu isolieren: „Gratulieren? Wie meinen Sie das, Spielberg?" fragte er, den Überraschten heuchelnd.

Mein Lächeln wurde wohl zu einem kleinen Lachen: „Aber Otto, vor mir brauchen Sie wirklich nicht den Geheimnisvollen zu spielen! Wozu auch? Ich denke, in ein paar Tagen versenden Sie doch die Verlobungsanzeigen —"

Einen kurzen Moment starrte er mich an, mit zusammengekniffenen Lippen. Er formulierte wohl in Gedanken seine Antwort. Denn sie kam dann sehr entschieden, sehr knapp heraus: „Wenn das ein Scherz sein soll, quittiere ich dankend. Soll ich Ihre Bemerkung aber ernst nehmen, dann bitte, nehmen Sie Notiz davon, daß ich gar nicht daran denke, mich zu verheiraten."

Es war mir wohl ungefähr so, als ob mir 'ne neue Prinzessin Turandot ein ganz besonders herausgetüfteltes Rätsel aufgegeben hätte, oder auch 'n sehr hoher Herr sich mit 'n sehr kleinem Witzchen 'nen sehr großen Spaß erlaubte. Ich war stupéfait, wie Friedrich Spielhagen auf deutsch gesagt haben würde.

Bis ich mich dann so sachte erkoberte und nun doch mit 'nem Anflug von ganz ehrlichem Zorn sagte: „Na erlauben Sie gütigst —"

„Bitte, lieber Spielberg, was?"

„Daß ich Sie heute mit Frau von Beltow in der Niederwallstraße gesehn habe —"

„Nun — und —"

„Und zwar, wie Sie beide zum Notar Levy gingen."

Digitized by Google

„So?! Und darum wollen Sie Frau von Beltow und mich für verlobt erklären. Mein Lieber —“ er schlug einen ganz verdeubelten Ton an, der Otto, fast so'n bißchen von oben herab — „ich würde mir das von jedem andern einfach verbitten. Ihnen gegenüber aber, und mit Rücksicht darauf, daß Sie Frau von Beltow ja wohl sogar länger kennen, als ich selbst sie zu kennen den Vorzug habe, will ich davon absehn —“

„Danke ergebenst! Sie sind ja sehr gütig. Aber bitte, genieren Sie sich ja nicht.“ Ich war nun doch krötig.

Er winkte ganz gelassen 'ne Ordonnanz heran und bestellte sich 'nen „Chartreuse — grün“. Bis zum Cherry brandy oder gar zum Cusenier triple sec waren wir damals noch nicht vorgeschritten.

Dann sagte er ruhig: „Seien Sie nicht komisch, lieber Spielberg. Bitte überlegen Sie doch nur: Wer war unsres guten Beltow bester Freund? Ich denke doch — ich! Und wem hat er, sozusagen — ich bin stolz darauf — in seinen letzten Minuten die Fürsorge für seine Witwe anvertraut? Sie werden ja davon gehört haben: mir! Und da hatte nun Frau von Beltow eine kleine Hypothekenaffäre zu ordnen und erwies mir, wie das doch auch ganz natürlich ist, die Ehre, mich um meine Begleitung zum Notar zu bitten. Ich frage Sie selbst, Spielberg: ist das nicht 'n bissel närrsch von Ihnen, daraus solche Schlußfolgerungen zu ziehen? Was? Na... ich merke ja, Sie sehen das ein. So —“ Otto hakte sich in meinen Arm ein — „und nun kommen Sie, wir wollen Kaffee trinken.“

Hol' mich der Geier! Er hatte mich wieder geschlagen! Ich nickte, widerwillig, aber ich nickte und ging mit zum Kamin, wo er sofort dem Prinzen Deiningen wieder 'ne kleine Anekdote ins große Ohr flüsterte, die äußerst gepfeffert sein mußte. Denn Seine Durchlaucht wurden rot, wie ein Backfisch, dem man vom Papa Adebar erzählt.

Ich aber setzte mich in die andere Ecke und träumte dösend, bis die Uhr dreiviertel sieben schlug und ich spornstreichs zu meinen Mondkälbern laufen mußte, ihnen vorzupredigen, daß Subordination die „unbedingte Unterordnung des eigenen Willens unter den des Vorgesetzten“ sei. Wozu sie furchtbar dumme Gesichter schnitten, was ich ihnen nicht verdenken konnte.

Als es aber achte und ich erlöst war, stand Karlchen Kalruth schon in meinem Zimmer, gestiefelt und gespornt. Das heißt, er hatte weder hohe Reiterbeine, noch Sporen daran, sondern steckte in seiner wunderbaren Zivilkluft und forderte mich auf, mit ihm tingeltangeln zu gehn.

Zehn Minuten drauf sah ich auch aus wie 'n Räuberhauptmann.

Viel besser wahrhaftig nicht. Nämlich heute muß ja jeder grüne Dachs seinen Sommer- und Winterüberzieher, seinen Gehrock und seinen Zylinder haben und in Zivil den Dandy 'rausbeißen. Grundgütiger Himmel — damals hatte jeder von uns einen Zivilanzug, mehrstendeels von Landsberger, dem billigen Mann, für Sommer und Winter denselben und mancher nicht mal 'n Paletot dazu. Dann schickte man zum Herrn Nachbar bei der Königlichen Siebenten und pumpte dem seinen ab, wenn er auch soviel kleiner war, daß die Rockärmel immer unter den Paletotsärmeln vorguckten. Und meterhohe Kragen und Manschettenhemden — keine Spur! Wir sahen schon fein aus, und die hohen Herren Vorgesetzten hatten eigentlich schon aus dem Grunde recht, uns das Ziviltragen böse zu verargen. Was ihnen freilich auch nichts half. Merkwürdig: ich hab' in der gehorsamsten Armee der Welt doch nicht einen Leutnant kennen gelernt, der dem Verbot des Ziviltragens nicht den berühmten passiven Widerstand entgegengesetzt hätte.

Na, wir gingen also „tingeltangeln“.

Das war für uns Berliner auch eigentlich so was wie 'ne neue Entdeckung.

Vorm Feldzug hatte ja freilich die Walhalla — heut heißt sie Berliner Theater — schon ihre Pforten mit französischen Soubretten und Kraftmenschen und so aufgetan, als so 'ne Art antizipierter Wintergarten. Ich hatte da zufällig noch den Abend der Kriegserklärung miterlebt und wie Mademoiselle Antoinette ehrwürdigen Angedenkens in 'nem Flitter mit den französischen Nationalfarben vorgetänzelt kam und wie die Berliner ihr für die Frechheit wenigstens heimleuchteten.

Digitized by Google

Aber so die richtigen Tingeltangels kamen erst nach dem Kriege auf.

Noch nicht etwa als raffinierte Lokale, das wurden sie erst 'n bissel später. Sondern noch mit solch gemütlich spießigem Anstrich; für'n Taler acht Groschen amüsierte sich unsere Bescheidenheit da die halbe Nacht durch. Es waren ja auch nicht gerade Erziehungsinstitute für höhere Töchter, aber es ging eigentlich wirklich ganz reputierlich zu.

Erinnere ich mich recht — 's ist ja von 'nem gewissen kulturhistorischen Interesse —, dann hatte den ersten dieser denkwürdigen Tingeltangel ein früherer Kammerdiener vom alten Strousberg, dem Manne, der damals noch „alles kaufte", aufgemacht. In der Zimmerstraße.

Da gingen Karlchen und ich denn auch zuerst hin, denn da sang eine berühmte Blondine das damals ebenso berühmte, wie geistvolle Lied: „Komm, schöne Hebe — der Wein der Rebe . . ." An solch 'nem Tingeltangel-Abend mit den sechzig, achtzig Spießern, Studiosen und Kameraden, die das große Zimmer (mehr war's nicht) füllten, mitgegrölt zu haben, galt als unbedingte Notwendigkeit.

Als dieser Blödsinn aber absolviert war, pendelten wir zu Mister Benjamin Moore, der in jenen Tagen dort regierte, wo heut in der Friedrichsstraße das prächtige Spatenbräu verschenkt wird. Bei Mister Moore war die Sache schon 'n bissel pikanter. Einmal standen auf seinem Brettl immer 'n paar ausländische Sterne: immer die schlanke blonde Englischmiß, die üppige danske pige, die rundliche kecke schwarze Ungarin — und dann hielt Mister Moore selbst zwischen 12 und 1 Uhr nachts, wenn das Standard-Lied vom „Mein Schlüssel, der ist weg —" verrauscht war, seine berühmten, von johlendem Beifall begleiteten Reden, in denen er immer wieder versicherte, sein Lokal sei ein sehr anständiges Lokal, und wer nun noch so weiter brüllte, würde rettungslos 'rausgeschmissen. Was selbstverständlich zu immer lauterem Geheul den Anstoß gab. Und da Brüllen und Geheul durstig macht, so erreichte Mister Moore ja den Zweck seiner Reden vollkommener, als mancher gefeierte Reichstagsredner, der sich höchstens selber die Kehle trocken red't.

Nachdem wir auch tüchtig mitgebrüllt und die dadurch heraufbeschworene Trockenheit mit 'nem Halbdutzend Patzenhofenern 'runtergespült hatten, wurde mein Karlchen aber unternehmungslustig und übermütig. Eine der Stars — ich glaube, die rundliche schwarze Pußtendueña — hatte ihm nämlich Augen gemacht, so die ganz gefährlichen Telleraugen, die bei den Damen immer besagten: ‚Ich hab' aber mal 'nen Durst.' Und Karlchen war doch nu mal solch gutmütiges Kerlchen, der selbst diese Durstaugen für die edlere Münze des Verliebtseins ansah. Kurzsichtig, wie er in solchen und anderen Dingen war.

Kurz — er wollte durchaus mit Aranka (die Ungarinnen bei Mister Moore hießen alle Aranka) 'ne Pulle Sekt trinken. Es gab da sogenannte Weinlauben.

„Nanu?" sagte ich. „Karlchen, woher der plötzliche Mammon? Du hast doch nicht schon wieder die blaue Lore?"

„Unsinn!" gab er anstatt 'ner verständigen Antwort retour. „Aber Geld hab' ich trotzdem. Und ich lad' dich auch ein."

Die Chose war ja höchst verführerisch. So gut wurde es mir nicht alle Tage. Zum Frühstück hatte mich Haldringen zu 'ner feinen Röte invitiert, und abends sollte ich nu gar noch mit Karlchen und Aranka Sekt trinken — und wenn's schon bloß Grüneberger mit 'ner französischen Etikette war!

Aber da wurde wieder die „moralische Tante" in mir lebendig, und ich quälte und drängelte den armen Kalmuth derart nach dem Ursprung seiner Schätze, bis er mit der Wahrheit herausrückte.

„Na, weißt du, Tante . . . als ich meinem alten Herrn beichtete, neulich, wegen Nennemann und so — na da hab' ich ihm gleich lieber so hundert Taler mehr aufgeschrieben. Es war doch ein Aufwaschen . . . weißt du . . ."

„Karlemann, die Idee stammt nicht von dir!"

„Nee, das freilich nicht. Aber gut war sie. Nicht? Ich traf da gerade Otto, und der . . . weißt du . . . 's ist doch 'n ganz geriebnes Kerlchen — der hat's mir geraten!"

Bissel verlegen war Karlchen doch, während er in der Hosentasche mit ein paar Talern klimperte und bei dem Gany-

Digitized by Google

mädchen, das die Weinlauben verwaltete, den Sekt bestellte . . . „und drei Gläser!"

Aber ich Tante hatte plötzlich gar kein Gusto mehr. Ich überließ unkameradschaftlicherweise mein Karlchen der Weinlaube und seiner rundlichen, schwarzäugigen Aranka. Für das dritte Glas wird das Ganymädchen wohl Verwendung gehabt haben —

Und ich trottete nach Hause und ärgerte mich. Am meisten über mich selber, denn mir wurde immer klarer, daß ich mich heut nach Tisch doch von Otto hatte übertümpeln lassen, und zugleich auch, wie recht der alte grobe Metten gehabt hatte, als er uns mal sagte: „Es kommt auch im besten Offizierkorps vor, daß mal solch fauler Pfahl im Kernfleisch drin sitzt. Aber dann sobald als möglich 'raus mit ihm — ohne Erbarmen und ohne Rücksicht auch auf Väter, Onkels und Vettern. 'raus mit ihm, sonst verjaucht er das Ganze!"

Daran dacht' ich wohl, und mir fielen, während ich langsam die lange Friedrichsstraße entlang pendelte, noch so allerlei Geschichten von Otto ein, Jeugeschichten, Pumpgeschichten und 'ne sehr traurige Geschichte mit der kleinen Juwelierstochter dem ‚Goldlieschen', die sich freilich an ihn gehängt hatte, wie 'ne Klette, gleich nachdem wir aus Frankreich gekommen waren; ja, freilich, wohl wie 'ne Klette . . . aber er hatte sie doch noch rechtzeitig abzuschütteln verstanden — —

Brr!

An das alles dachte ich, und ich dachte wohl auch: ‚Er ist schon so etwas, wie der Pfahl im Fleisch.'

Aber 'rausziehen und fortschmeißen?

Den Deubel auch —

Ich hätt' mal den sehen mögen, der den ersten Griff täte! Denn erstens war Otto ja ein famoser Offizier, höllisch gut angeschrieben oben! Zweitens... hm... ja... was lag denn eigentlich gegen ihn vor? Im Grunde waren's doch Dinge, die die meisten sogar recht schneidig fanden, und für die ihm, einzeln genommen, der Oberst höchstens mal vierundzwanzig Stunden Stubenarrest hätte einsalzen können. Über manches, wie über die Geschichte mit Karlchens Beichte beim Papa, hätt's wohl gar nur ein Gelächter gegeben. Wie sie über das arme Goldlieschen die Achseln gezuckt hatten, über „das dumme Ding!"

Ja, wer mochte denn auch den häßlichen Krempel zur Sprache bringen! An die große Glocke hängen, etwa gar eine ehrengerichtliche Verhandlung beantragen! Es gab ja wohl da eine Bestimmung: Jeder Offizier hat das Recht, Handlungen oder Unterlassungen jedes anderen Offiziers, welche dessen Ehre oder die Standesehre gefährden oder verletzen, zur Kenntnis des Ehrenrates zu bringen. War's nicht so? Genau wußte ich junger Dachs es selbst nicht. Und ich junger Dachs konnte mir auch gar nicht darüber klar werden, ob denn hier solch 'ne „Handlung" oder „Unterlassung" überhaupt vorlag. Vielmehr schwebte mir so etwas wie das Schuljungengefühl vor von 'ner häßlichen Petzerei, und daß solch 'ne Petzerei immer auf denjenigen, welcher . . . zurückfiele. Und — ja, pfui Deubel! — das widerspreche ja doch aller Kameradschaftlichkeit!

Die liebe Kameradschaftlichkeit —

Ich glaube, es gibt nicht viel Schlimmeres für 'n Offizierkorps, in dessen Fleisch 'n Pfahl steckt, als solche dumme, mißverstandene Kameradschaftlichkeit!

⊠ ⊠ ⊠

Wenn einer sich schwört: Das tu' ich aber ganz gewiß und wahrhaftig nie wieder, dann kann er man ruhig tausend Taler gegen einen Silbergroschen wetten, daß er sich einen, gottlob! nicht vor den Herrn Oberstaatsanwalt gehörigen Falscheid geleistet hat. Manchmal nicht nur 'n Falscheid, sondern solchen ganz richtigen Meineid — gegen das eigene bessere Wissen.

Als ich zum Beispiel die Treppe von Herrn Max August Läugner heruntergraxelte, hatte ich mir feierlichst geschworen: einmal und nicht wieder! Und dabei wird in meinem innersten Innern doch schon eine Stimme laut gewesen sein: ‚Scheußlich — aber die Kati ist doch zu süß!' Was, ins ehrliche Deutsch übertragen, bedeutete: ‚Nächstens gehst du wieder zu Max August Läugner, dem Rauhbein.'

Es war ja doch auch ganz selbstverständlich, daß ich das tat.

Denn erstens lebte in mir der bekannte

Digitized by Google

unwiderstehliche Drang der Neugier, besagtes Rauhbein ein bissel näher kennen zu lernen, wobei ich das „Rauhbein" allmählich zum „Original" abschattierte.

Und zweitens — und drittens — und viertens war doch da die Kati . . .

Und Kati hatte, als ich sie ein paar Tage darauf bei Tante Wreschen traf, so'ne ganz eigene Art, mir ohne Worte zu markieren: ‚Ich hab's im voraus gewußt, wie's kommen wird! Aber nun, bitte, keinen Ton darüber! Ich muß auch mit mir selber abmachen, was abzumachen ist!' Solch ganz eigene spröde, herbe und aufreizende Art, die immer zu sagen schien: ‚Einmal hast du mich schwach gesehn, aber das ist nun vorüber. Ich bin meines Vaters Tochter, und wenn er dir nicht paßt, mein guter Hans, so wie er ist, dann kann ich dir nicht helfen.'

Und dann schnitt Cousine Hilde zu allem noch ein ganz verdammt freches Gesichtel, als sie mich so mal gelegentlich fragte: „Also du warst wirklich beim alten Läugner? Hübsch — was?!" Da war ich aber eigentlich schon übern Berg mit meinem Entschluß, weit genug übern Berg, daß ich trotzig erwidern konnte: „Der Mann gefällt mir, denn er ist wirklich originell. Ich werde übrigens nächstens mal wieder zu ihm hingehen!" Worauf Hilde spöttisch lachte, mit der lieblichen Überlegenheit, die gleichaltrige Cousinen immer zur Schau tragen, mir wohlwollend auf die Schultern klopfte und zartsinnig meinte: „Armer Junge —"

Ich wollte mir erst eine Erklärung über diese tiefgründigen Worte ausbitten, aber ich unterließ es lieber und begnügte mich, verächtlich die Achseln zu zucken. Es lag ja auf der Hand, was sie sagen wollte: ‚Heiraten kannst du die Kati doch nicht!' Und da war mein Achselzucken doch wirklich eine höchst verständige Antwort. Ist überhaupt für solch zweifelhafte Fälle ein höchst empfehlenswertes Auskunftsmittel, denn es liegt so allerlei drin, vom ‚Erlauben Sie aber mal —' bis zum ‚Du bist verrückt, mein Kind!'

Nicht heiraten können?!

Hol' mich der Geier: ich hatte an die Eventualität ja selber noch gar nicht gedacht, daß ich am Ende wirklich —

Aber nun ging mir sogar der Zweifel, der in dem ‚Armen Jungen' lag, glatt herunter, wie Honigseim und stachelte zugleich den Mann in mir auf, Donnerwetter, ja! Es ist doch nun mal nicht anders: solch ein Leutnantchen ist doch courfähig, satisfaktionsfähig, zu allen Dummheiten fähig, warum denn nicht auch heiratsfähig!

Und wenn es da Hindernisse gab, wie etwa Max August Läugner und Umgebung: echte, tiefe, leidenschaftliche Liebe überwindet sie.

Es war schon 'ne wunderliche Sache!

Wenn ich heute so an Kati zurückdenke, dann versuche ich wohl, meine ‚echte, tiefe, leidenschaftliche Liebe' zu ihr mit 'ner Metzgermulde voll Ätzkalk zu übergießen. Aber so recht zieht die Selbstironie auch heute noch nicht. Denn Liebe war's doch, und echt war sie auch, und an Leidenschaft fehlte es wohl auch nicht. Nur freilich — die Tiefe fehlte ja natürlich. Die richtige verstärkte Primanerliebe war's.

Spotte mir keiner über solch 'ne Jungsliebe! Sie hat ihre ganz eigne Süße, und sie brennt sich ein ins Herz mit tausend Leiden und Freuden. Wenn man älter wird, vergißt man sie wohl. Aber wenn man wirklich alt geworden ist, dann taucht sie aus der Erinnerung wieder empor, und man empfindet mit stiller, dankbar froher Wehmut, was sie einem gewesen, wie sie einem Tage vergoldet hat, die ohne sie schal und inhaltsleer waren

Na, von allen Reflexionen ist die liebe Jugend ja erfreulicherweise weltenfern. Eine gesunde Jugend hält sich ans Tatsächliche, auch im Wünschen und Planen. Und so erweckte denn Hildes unvorsichtiger ‚Armer Junge' in mir nur die selbstverständliche Erkenntnis: Kati — oder keine!

Das Herz schwoll mir, mein Selbstgefühl wuchs. O dies göttliche, wundervolle Selbstgefühl des zwanzigsten Jahres eines jungen Leutnants, dem die Adlersschwingen, die Epauletten, eben gewachsen sind. Ein Selbstgefühl, dem — wenn ich ehrlich sein soll — bei mir auch noch etwas anderes zugrunde lag: das Bewußtsein, draußen im Felde meinen Mann gestanden zu haben! Und das wenigstens kann ich nicht Selbstüberhebung heißen. Etwas Wahres lag schon darin: wir waren damals wohl alle älter, als unsere Jahre. Euch, Ihr lieben, jungen Feldgrauen, geht's ja nicht anders.

Digitized by Google

Also das Herz ging mit mir durch und ich folgerichtig zum alten Läugner. In der Dämmerstunde eines der nächsten Abende.

Diesmal machte mir nicht Kati auf, sondern der alte Drachen, die Liese. Mit ganz verwunderten Augen, in denen ich deutlich lesen konnte: ‚Nee aber so was!' Dann sagte sie gleich: „Fräulein is in die Küche!", worauf ich entgegnete: „Melden Sie mich bei Herrn Läugner." Allworauf sie das nicht tat, sondern mit ihrem dürren Zeigefinger auf die Tür zum Gänsestall-Salon deutete und erklärte: „Dann gehn Se man da 'rein!"

Und dann sah ich doch was, was alle meine Vorsätze, mich bei meinem zukünftigen Schwiegerpapa über nichts zu wundern, zunächst jäh über den Haufen warf.

Wißt ihr, was Gänsenudeln heißt?

Gehört habt ihr vielleicht davon, gesehen werdet ihr's kaum haben. Denn die gräßliche Quälerei is nu wohl so ziemlich abgeschafft. Dunnemals wurde sie noch auf allen Klitschen fleißig geübt, und keine Landfrau dachte sich was Übles dabei. Bewahre: wenn nur die Gänse recht fett wurden und große Lebern bekamen.

Also die Tür geht auf und schließt sich wieder hinter mir. Sie quiescht nicht. Bei Läugners war ein ordentlicher Haushalt, in dem die Angeln gut geschmiert wurden.

Aber was sah ich?!

Sitzt da Mutter Läugner am Fenster, hat eine blaue Schürze um und zwischen den Knien eine Gans, der das Sträuben schon längst vergangen war. Rock und Schürze waren bissel hochgerutscht, und man bemerkte einen Beinansatz, an dem ein Pascha von drei Roßschweifen seine Freude gehabt hätte.

Neben Mutter Läugner stand auf einem Schemel eine Schale, und drin lagen die bewußten Nudeln; jede so 'nen guten Finger lang und dick wie 'n starker Mannesdaumen. Und Mamachen hatten eben eine Nudel in den mit der linken Hand kunstvoll aufgesperrten Gänseschnabel eingeführt und schob sie nun so dusemang mit den Fingern der rechten Hand den Gänsehals hinunter; und dann die zweite und die dritte. Was solch richtige verständnisvolle Nudelmamsell war, die brachte es darin täglich dreimal auf dreißig Nudeln. Zum Deixel: da sollten die Retter des Kapitols nicht fett werden! Zumal wenn sie nachher in ein recht enges Ställchen gesperrt wurden, in dem sie sich nicht rühren konnten.

Nu kam die vierte Nudel an die Reihe.

Aber da sah Mama zufällig hoch und quietschte auf. Die Gans fiel ihr aus den Knien und zappelte elend. Mamachen aber war an mir vorüber, ich weiß nicht wie schnell, und dann hörte ich wieder meines verehrten Schwiegervaters ölige Stimme: „Immer 'rein in die gute Stube!"

Die Gans watschelte schwerfällig an mir vorüber und machte verflucht glasige, vorwurfsvolle Augen, als ob sie fragen wollte: Gehörst du auch zu der Sorte, die uns arme Tiere quält? Ehe sie uns den Hals umdrehen. Bloß damit sie nachher ihren Magen recht vollschlagen können ...

Ich hatte wohl 'n roten Kopf, als ich bei dem Herrn Papa meiner Zukünftigen eintrat. Aber er merkte es nicht. Er freute sich aufrichtig. Er saß wieder allein in seinem Sofaeckchen, machte einen ganz kleinen Versuch, sich zu erheben, fiel aber gleich zurück und streckte mir diesmal beide Klauen entgegen, die ich schüttelte, bis er „Au!" sagte. „Au" mit solch kleinem Beigeschmack von ‚janz famoser, strammer Händedruck des!' Ich mußte mich zu ihm setzen, auf die wippende Sofapracht, anders tat er's nicht, und mußte ihm auf dringendes Verlangen etwas vom „Krieje" erzählen. Was ich meinem Herrn Schwiegerpapa in spe vorgechlumt habe, weiß ich natürlich nicht mehr; jedenfalls befriedigte es ihn sehr, während meine Augen sich immer sehnsuchtsvoll auf die Türe richteten.

Meine Geduld und mein Sprechanismus wurden auf eine harte Probe gestellt. Ein paarmal hatte ich wohl schon den Faden verloren, und Schwiegerpapachen gab mir dann jedesmal 'n kleinen sanften Rippenstoß ... „wie war das mit 'n ollen Kaiser?" — „Kam denn da nu Moltke und brachte die Chose in 'n richt'gen Dreh?" Bis sich endlich die Pforte auftat, und Frau Läugner, wieder in Seide, hereinrauschte, und hinter ihr, etwas verlegen — nicht Kati, sondern ein allerliebster blonder Backfisch, der mir als „Justel" vorgestellt wurde. Ein kleiner süßer Fratz von vielleicht fünfzehn Jahren, mit 'nem Stumpfnäschen und 'nem Kinderlächeln, das doch auch

Digitized by Google

sagte: Wartet nur — laßt mich nur erst zwei Jährchen älter sein.

Wenn Herr Läugner ehrlich erfreut über mein Kommen gewesen war, so hatte die Freude von Madame diesmal einen Beigeschmack vom Wohlwollen, den ich nicht recht verknusen konnte. Obwohl sie sehr gebildet tat: „Herr Leutnant, Sie essen doch ein kleines Butterbrot mit uns?“ — war mir mein ungebildetes Schwiegerpapachen lieber, wie er gleich einfiel: „Na natirlich futtert unser Leitnant mit! Nu man fix, Muttern ... 'ran mit 'n orntlichem Prepel!“

Ich mußte ihm dann, während Muttern wieder verschwand, weiter erzählen, aber jetzt kam zu meiner höchsten Wonne bald die Erlösung, nämlich Kati. Sie trug einen Stoß Teller in den Händen, sah zum Küssen hausfraulich aus und hatte, als sie mir zunickte, einen Ausdruck in dem schmalen, feinen Gesicht, wie: ‚Ich wußte ja, du würdest kommen, mein alter Hans — trotz alledem!!‘

Ich wollte aufspringen, ihr die Teller abnehmen, ihr behilflich sein, ihr dabei wenigstens die Hand drücken. Ja Kuchen — wen Max August bei sich auf dem Sofa hatte, den hielt er fest. „Lassen Se die lange Latte man, Herr Leitnant! Die müssen nu decken. Denn ick weeß schon, heite tut's Muttern nicht untern Damast. Puh! Na, was machen Se denn für'n Gesicht? Drei Daje Rejenwetter! ... Du, Käte, bisken dalli! Na, un was picheln wir denn heite? Jenieren Se sich man nich: Max Aujusten sein Weinkeller kann sich sehn lassn. Rotspon? Na ja —“ er krabbelte in der Hosentasche herum: „Komm mal her, Mächen! Hier haste de Schlüssel. Aus de Ecke links, vier Pull'n von dem Gelbjelackten, und 'n bisken anwärmen.“

Wirklich, er war sehr nett, mein zukünftiger Schwiegerpapa. Und ich bekam doch auch so was wie Respekt, als er nun, die Hände vor dem Bäuchelchen faltend, so recht behaglich meinte: „Ick kann mir schon 'n guten Droppen leisten, denn lange genug hieß's bei mir: Wasser, Wasser und mal 'ne kleine Weiße mit 'ner Strippe. 'n janz kleinjehackter Holzhändler, der ich war ... vorn Djaler Brennholz heite, vor acht Jroschen Braunkohle morgen — Preßkohle jab's damals noch nich. Na, nachher kam ick so langsamiken zu 'nen kleenen Holzplatz in de Melchiorstraße, und wie ick den nu recht jut verkooft hatte und mir für die paar Dausend Djälerkens von de Rixdorfer Kartoffelland zulegte, da ha'n se geschrien: Max Aujust ist verrückt jeworden. Aber wie se nachher jemerkt haben, wo Hase läuft, da hätten Se mal die quietschigen Gesichter sehn soll'n, Herr Leitnant! Na — nun wo ick nu so'n bisken in die Wolle sitzen tu', will ick doch ooch mein Pläsier vom Leben haben. Auf meine Art. Jedes Tierken hat sein Pläsierken, warum soll Max Aujust sein's nich ooch haben!“

Er holte tief Atem, um dann einen recht spöttischen Blick über den inzwischen gedeckten Tisch gleiten zu lassen, der heute wirklich ganz manierlich aussah: „For sowat bin ick nu eigentlich nich, Herr Leitnant. So für's Äußerlichte mit det jroße Tuch und die kleenen Serviettchens und die villen Tellerns. Aber die Weibsleite haben doch nu mal ihren Spaß dran — meinsterwegen drum! Bloß übern Kopp dürfen se mir nich wachsen wollen. Passen Se mal bloß uff, wie Max Aujust se duckt, wenn se das versuchen!“

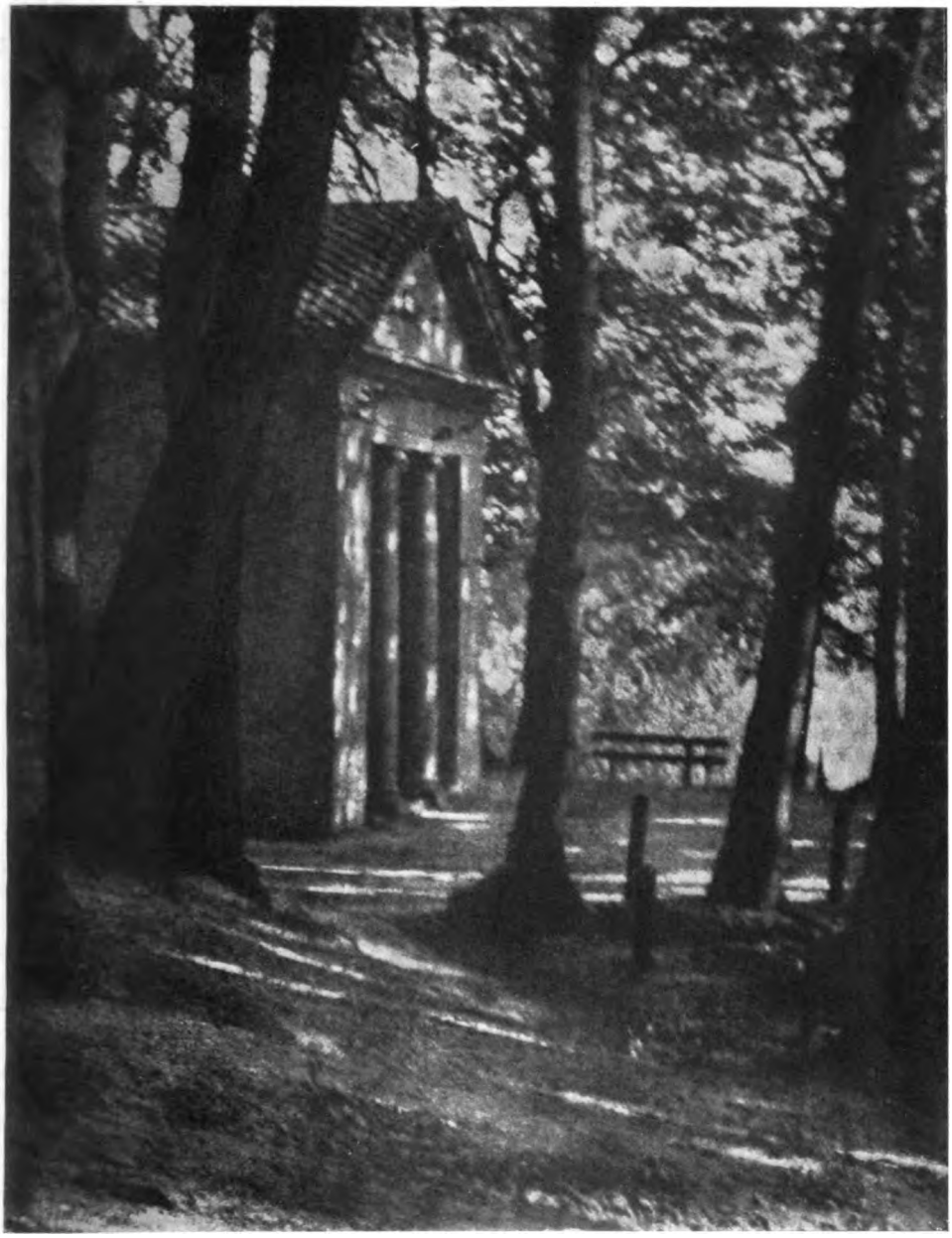
Dabei hatte er schon das nächstliegende Messer am Wickel und klopfte damit gewaltig auf den Tisch; das Messer vertrat bei ihm augenscheinlich die Tafelglocke. Und als Kati ihm das Gesicht zuwandte, fuhr er sie an: „Wo is denn der Jaskocher, Mäjen? Ick will doch meine frischen Pellkartoffeln haben!“

Etwas verlegen, ein wenig ängstlich kam die Antwort: „Die Kartoffeln soll'n heute in der Küche gekocht werden, hat Mutter gesagt!“

„Nanu! Oho! Das fehlte mir jrade. Wenn ick mir nu schon den ganzen Klimbim jefallen lasse, meine Toffeln soll'n hier jekocht werden.“ Er kriegte einen ganz roten Kopf, blinzelte mir dabei aber immer mit 'n bissel ironischem Blick zu, als ob er im stillen für mich hinzufügte: ‚Ich bin ja gar nicht so. Du sollst bloß sehn, daß ich hier Herr im Hause bin.‘

Käte verschwand, Madame erschien und wollte irgendeinen Vermittelungsvorschlag machen; sie kam aber damit schlecht an, denn der gestrenge Gatte tobte sie furioso an: „Dalli, dalli ... den Jaskocher ...

Digitized by Google



In Düsternbrook

Künstlerische Aufnahme von Richard Thoms

Digitized by Google

Digitized by Google

oder soll ick vielleicht deutlich werden? Donnerwetter, Mutter . . . dalli!"

Etwas peinlich war ja die Situation wieder für den Herrn Leutnant. Aber ich fand, man gewöhnte sich bei Max August überraschend schnell ein. Und dann lernte ich dafür auch eine höchst originelle Einrichtung kennen. Mitten auf das schöne Damasttischtuch wurde ein Holzbrett und darauf ein ganz ordinärer Gaskocher gestellt, und dann mußte Kati auf'n Stuhl klettern, aus der wundervollen Prismenkrone den Gummischlauch herabholen, der an besagtem Gaskocher angeschlossen wurde. Gleich darauf entzündete Max August dessen Flamme höchst eigenhändig. Er strahlte schon wieder über das ganze Gesicht.

„Käte, steck' oben noch n' bisken Licht an!"

Das sah ich nun schon lieber! Solch schlanke, geschmeidige Mädchengestalt, die sich reckt und die Arme hebt, — alle Wetter! Da braucht man nicht mal selbst verliebt zu sein, um so etwas mit entzückten Augen zu bewundern.

Endlich saßen wir übrigens alle um den Tisch, und es war wirklich recht gemütlich. Es gab einen höchst gediegenen kalten Aufschnitt mit allen möglichen Delikatessen; Herr Läugner schmierte mir eigenhändig seine berühmten Pellkartoffeln mit Gänsefett und goß mir mit sichtlicher Freude an meinem schönen Leutnantsdurst ein Glas Chateau Latour nach dem andern ein. Wenn er nur nicht selbst beim Trinken und Essen so furchtbar geschmatzt und geschlurft hätte —

Wie schon gesagt: man gewöhnte sich schnell genug bei Max August ein, und sogar über das unglaubliche Nötigen von Madame — „aber Sie essen ja gar nichts, Herr Leutnant!" sagte sie mir, nachdem ich mich genudelt fühlte, wie die Gänse nebenan — selbst darüber kam ich hinweg. Denn ich saß ja neben Kati, meine Hand streifte manchmal die ihre, ich konnte ihr das eine oder das andere leise Wort zuflüstern, ich durfte ihr in das liebe Gesicht, in die großen dunklen Augen sehn und als ich . . . man kennt das ja . . . so mal zufällig mit meinem linken Fuß etwas weit nach rechts rutschte, wo ich nicht mit Unrecht einen kleinen Saffianhalbschuh vermutete, fühlte ich, wie besagtes Schuhchen instinktiv zuckte.

Na ja — und da nennt Marconi seine Telegraphie ohne Draht eine neue Erfindung!

Ja, es war wirklich famos. Zumal Vater und Mutter sich fleißig mit Essen und Trinken beschäftigten und nicht allzuviel sprachen. Bis dann Max August sich schwer, wie eine Boa constrictor nach der Fütterung, in die Sofaecke zurückfallen ließ und das große schreckliche Wort sprach: „Justel! Zieh dir um un danze!"

Er sagte das so gemütsvoll, daß ich in meiner unschuldsvollen Seele zuerst gar nix dabei fand. Aber ich sah doch, wie die Gesichter beider Mädchen sich röteten und wie Madame sogar dunkelrot wurde. Ja Madame wagte sogar einen Einwurf: „Aber Max —"

„Was? He! Wird's oder wird's nich?!" Max August hatte schon wieder zum Messer gegriffen und ließ es wie einen Hammer auf das arme Damasttuch niedersausen. „So'ne alberne Zierliesen! Nu soll se jrade danzen. 'raus, dummet Gör — umziehn! Muttern soll helfen! Käte, zünd' die Lichter ans Klavier an —"

Sie lebten doch alle in der Zucht des — Hausherrn! Alles was wahr ist, Widerspruch gab's nicht. Madame und Gustel verschwanden, Käte erhob sich, mit immer stärker geröteten Wangen, und ging zum Klavier hinüber.

Ich verstand noch immer nicht recht. Aber Papa Läugner, dem die kleine Szene sichtlich Vergnügen machte, so daß er ganz lustig feixte, ließ es an der Aufklärung nicht fehlen. Er schenkte sich und mir noch einmal ein, tat einen besonders langen Zug und meinte: „Zu dumme Gören! Wissen Se, lieber Herr Leitnant, ick sehe so sehr jerne Ballett, aber ick jehe so sehr unjerne ins Theater. Na, und da hab' ick uns 'nen Ballettmeister kommen lassen und der hat dem Justel 's Danzen jelernt. Die Kati, der Dickkopf, wollte ja partout nich! Aber's Justel danzt janz nett, was man so vors Haus braucht. Se wer'n ja sehn . . ."

Himmeldonnerwetter — das war denn doch so originell, daß mir jedes Wort der Entgegnung zwischen den Zähnen stecken blieb. Und wenn ich so an das allgemeine Erröten vorhin dachte, dann wurde mir

Digitized by Google

fraglich, ob ich nicht am besten täte, Zahnschmerzen vorzuschützen oder Nasenbluten.

Aber da tat sich auch schon die Türe auf, und Papachen rief: „Dalli, Kati, schlag an — 'n Mazurka!"

Ich bin ja sonst nicht so, daß ich durchaus rot werden muß, wenn ich ein Mädelchen im Ballettkostüm sehe — ich werde wohl damals diese schöne Eigenschaft auch nicht besessen haben. Aber, der Geier soll mich holen, ich glaube, ich bin noch röter geworden, als Madame Läugner, wie jetzt der kleine rundliche Backfisch so im ganz richtigen, sehr, sehr kurzen weißen Ballettröckchen plötzlich vor mir in der Mitte der Stube steht — und loslegt —

Alles was wahr ist! Als ich mich vom ersten Schrecken erkobert hatte und meine Augen, die sich in ein Restchen Spickaal auf meinem Teller förmlich festgebohrt hatten, wieder zu erheben wagte, fand ich, daß Gustelchen höllisch niedlich aussah. Es war ja soweit auch — natürlich — ganz dezent. Eben nur ... hm ... das Röckchen selbst für 'n Backfisch bissel ... 'n bissel sehr kurz ... und man war ja doch damals noch nicht an Radelwadeln aus den besten Familien gewöhnt. Der kleine Racker machte seine Sache auch ganz brav, soviel ich von der Sache verstand. Papachen grunzte ordentlich vor Vergnügen neben mir in seiner Sofaecke. Bloß daß mir Kati, die todsichere Klavierspielerin, so häufig die falschen Tasten schlug —

Na ja, man lernt eben immer mehr in der Welt kennen! Es geht ja bekanntlich nirgends so verdreht zu, wie auf dieser Erde. Und schließlich läßt sich am Ende solch spanischer Hidalgopapa ururältesten Adels auch mal von seiner Tochter 'n Fandango vortanzen, der ... hm ... vielleicht weniger moralisch ist als die Mazurka von Gustel war.

's ist nur: wer, zum Geier, ist's denn gewohnt, solch Mädchen, die einem eben im trauten Familienkreise gegenübergesessen, so die ... hm ... die Trikotbeinerchen ... ja — — na, Schwamm drüber —

Übrigens war der Tanz ja nun auch wirklich vorbei.

Papachen winkte seine Tochter gnädigst heran, tätschelte ihr über die heißen Backen und kramte aus seiner Westentasche 'n Taler hervor: „Da, kauf' dir was, Justel! Das hast janz nett jemacht. Nich, lieber Herr Leitnant?"

Ich konnte nur stumm den Kopf neigen und meine Augen wieder an das Restchen Spickaal hängen. So sehr bereit ich war, mich in alle möglichen Situationen hineinzupassen, zu der Höhe der Erkenntnis vermochte ich mich doch nicht aufzuschwingen, wie unendlich harmlos Max August die ganze Sache auffaßte. Nicht anders sicher, als wenn ein anderer Vater sich von seiner Tochter vordeklamieren läßt: „Adieu, charmant pays de France ..."

Und dann lehnte da am Klavier Kati, regungslos, mit zusammengepreßten Lippen. Ihr Blick mied den meinen, ich fühlte das so deutlich, so deutlich — —

Gustel stand noch immer vor dem Vater, fortgesetzt bemüht, mit einer komischen Bewegung die kurzen Röckchen herunterzudrücken, als ob sie dadurch länger würden.

Madame hatte sich neben dem Klavier auf einen Stuhl gesetzt und lutschte an einem Taschentuchzipfel. Sie sah aus, als ob selbst ihr Haustyrann heute einer Gardinenpredigt nicht entgehen würde.

Es war doch nun Zeit, daß ich aufbrach ... ich hatte solch eine heimliche schauderhafte Vorempfindung, als ob mein teurer Gastgeber sonst auch noch die anderen Mitglieder seiner Familie zu irgendwelchen Kunstleistungen zwingen würde ... Madame etwa am Trapez ... oder gar ...

Also ich ging wirklich, trotz des lebhaftesten Protestes von Max August und trotzdem Madame sich die übliche hausfrauliche Phrase nicht ersparen konnte: „Aber Sie wollen doch nicht schon aufbrechen!"

Von Gustel bekam ich eine derbe, ehrliche Patschhand. Kati berührte meine Hand kaum, als ich mich vor ihr verneigte.

Ich ging — die anderen blieben im Zimmer. Ich hörte aber, kaum daß ich die Türe zum Korridor hinter mir geschlossen hatte, einen lebhaften Wortwechsel. ‚Aha!' dachte ich. ‚Jetzt ermannt sich Muttern und Vatern kriegt den ersten Teil der wohlverdienten Gardinenpredigt. Bravo!'

Doch ... ich irrte mich ...

Ich hatte nämlich noch nicht den Degen eingesteckt, als sich die Tür kurz und scharf öffnete und meine Kati erschien. Eine Lampe und ein Bund Schlüssel in der Hand, mit hochrothen Wangen.

Digitized by Google

„Ich muß Sie herunterbringen!“ sagte sie ganz knapp. „Das Haus ist schon zu.“

„Aber, liebe Kati — ist denn nicht das Mädchen . . .“

„Lise ist ausgegangen.“

„Kann ich nicht selbst . . . ich schicke den Schlüssel morgen in aller Frühe durch meinen Burschen . . .“

„Da würde Papa mich schön anlassen! Kommen Sie nur, Hans —“

„Aber das ist mir wirklich höchst peinlich . . .“

Jetzt antwortete sie gar nicht mehr. Aber sie streifte mich mit einem traurigen Blick. Dann huschte sie schnell an mir vorüber die halbe Treppe hinunter.

Und ich fühlte so lebhaft mit ihr. Ich empfand so deutlich, was in ihrer Seele vorging.

Ich war so froh, so glücklich gewesen, als ich vor zwei Stunden in ihren Augen den Widerschein der Freude über mein Kommen gelesen hatte.

Nun bereute ich fast, daß ich überhaupt gekommen war. Was hatte ihr mein Besuch denn gebracht, als Demütigungen?

Endlich standen wir unten beieinander im Flur. Sie hielt mir den Hausschlüssel hin. Wortlos. Mit zusammengepreßten Lippen. Aber doch jetzt auch wieder hochaufgerichtet, den Kopf zurückgeworfen mit einem trotzigen . . . nein, mit einem stolzen Ausdruck im Gesicht.

„Gute Nacht, liebe Kati! Vielen, vielen Dank.“

„Gute Nacht —“ Sie sprach es ganz tonlos.

Ich hätte ja nun den Schlüssel in das Schlüsselloch stecken und aufschließen müssen. Aber ich konnte mich nicht rühren. Es war mir zu weh im Herzen —

Oder ich hätte sie an mich reißen sollen und küssen . . . immer wieder küssen . . .

Aber dazu war gerade in diesen Augenblicken, mit dem tiefen Mitempfinden, ein zu tiefer Respekt vor ihr in mir. Ein wirklicher großer Respekt.

Nur ihre Hand nahm ich und beugte mich über sie und küßte sie ehrfurchtsvoll.

Und da sah ich, als ich die Augen wieder aufschlug, wie solch kleines, wehes Lächeln um ihre Lippen huschte. Sie atmete ein paarmal schnell und schwer.

Dann sagte sie hastig: „Sie sind doch mein lieber alter Hans! Sie sind doch mein bester Freund!“

Und gleich darauf: „Aber nun, bitte — bitte, nun gehen Sie . . .“

Jetzt stak der Schlüssel endlich wirklich im Schlosse. Sie hatte sich herabgebeugt, mir zu leuchten — unsere Gesichter berührten sich fast.

Ich . . . ich hatte ihr soviel zu sagen. Aber kein Wort wollte mir über die Lippen. Endlich stieß ich heraus: „Ich darf doch wiederkommen? Ich darf doch, Kati?“

Da lächelte sie wieder. Sie antwortete nicht, aber sie sagte auch nicht nein . . .

Nur ein klein wenig neigte sie die Stirn. „Gute Nacht —“

Und dann war die kalte häßliche Holztür zwischen ihr und mir. Aber ich wußte bestimmt: wie ich draußen, so stand sie drinnen noch einen Augenblick und dachte meiner . . .

Sie mußte mich doch lieb haben. Ja, sicher, sie hatte mich lieb!

⁂ ⁂ ⁂

Zwischen meiner hochverehrten Base Hilde und mir war eine ernste Spannung eingetreten.

Trotz des häßlichen ‚armer Junge!‘, womit sie mich beehrt hatte, konnte ich nämlich auf die Dauer dem tiefempfundenen Bedürfnis nicht widerstehen, der undankbaren Kreatur mein Herz auszuschütten: dies in seinen Grundtiefen aufgewühlte, leid- und freudvolle Jünglings- und Leutnantsherz, das so heiß und schmerzlich nach einem Wort verständnisvoller Teilnahme verlangte.

Ich elender Tor, der da glaubte, bei diesem „Weltkind“ auf Verständnis und Teilnahme rechnen zu dürfen!

Das ‚oberflächliche Wesen‘ lächelte erst überlegen, dann pruschte es auf, lief in der Stube umher, klatschte in die Hände, kurz, benahm sich ‚ebenso töricht, wie unangemessen.‘

„Hänschen will heiraten! Unser Leutnantsbaby will freien!“

Ich frage allen Ernstes, ist das eine Art, sich des Vertrauensergusses eines ernsten jungen Mannes im Rock Seiner Majestät würdig zu erzeigen?

Nein — diese Cousinen! Ein Nattern-gezücht, das man sich großgepäppelt hat.

Digitized by Google

Erst mit ungezählten Windbeuteln beim Konditor, dann mit ungezählten Leutnants, die man ihnen auf den Bällen angeschleppt bringt! Undankbare Kreaturen —

Ich hab' ihr denn auch ordentlich die Wahrheit gegeigt über dies ‚herzlose Benehmen!' Mit aller Manneswürde und im schönen Zorn meiner zwanzig — nein beinahe einundzwanzig Jahre! Es half auch einiges. Wenigstens der Spott, den sie sich ungebührlicherweise gestattete, verstummte unter meinen Wutblicken.

Dafür sagte sie freilich im Tonfall der bekannten Melodie: ‚Du bist verrückt, mein Kind!', aber damit war doch eine Basis gefunden, auf der sich weiter verhandeln ließ, zumal sie anschließend sofort die Pforten ihrer weiblichen Beredsamkeit weit auftat und mir an ihren schlanken Fingern — hübsche schlanke Finger hatte sie wirklich — alle ‚Gründe' aufzählte, die sich meinem edlen Vorhaben entgegenstemmten. Ich glaube, Hilde war so beredt, daß die Finger einer Hand gar nicht einmal langten.

In meinen Augen waren ihre Gründe selbstverständlich noch wohlfeiler, als die berühmten klassischen Brombeeren. Zu jung — na, dann wartete man eben noch 'n bissel; übrigens fand ich mich gar nicht zu jung. — Zu geringer Altersunterschied — na, woher denn? Ich war ja wohl sogar ein halbes Jahr älter als Kati. — Die Verhältnisse zu Hause, das Schwiegerpapachen: nun, ich heiratete ja doch wohl Kati und nicht Max August. — Den Konsens nicht bekommen — oho, das käme doch darauf an! — Abschied nehmen müssen — höchst unwahrscheinlich, wahre Liebe schrecke aber selbst davor nicht zurück, und so weiter . . .

Und dann sagte dies höhnische Ungeheuer endlich gar, mit einem gewissen abscheulichen Achselzucken: „Gottlob wird Kati ja vernünftiger sein wie du! Denn sie liebt dich ja gar nicht einmal!"

Das stieß dem Faß denn doch den Boden aus. Ich raste ein paarmal durchs Zimmer, um dann vor ihr stehen zu bleiben: „So dumm wird sie gerade sein, dir das auf die Nase zu binden —"

Worauf sie die Achseln noch höher zog und wie mitleidig meinte: „Du warst doch auch so dumm, das zu tun!"

Nein, ich hatte genug! Genug! Da half nichts, als die aufquellenden Wuttränen der Enttäuschung durch ein gallebitteres Lachen zu maskieren, ihr ein stolzes: „Wir werden dir beweisen, daß du irrst!" entgegenzuschleudern und sich dann hocherhobenen Hauptes zurückzuziehen.

Wobei ich im halbdunklen Korridor — in den alten Berliner Häusern waren alle Korridore sogar bestenfalls dreiviertel-dunkel — beinahe an Tante Wiwi angerannt wäre, obschon deren imposante Gestalt sich eigentlich selbst in Dreiviertelsdämmerung kaum übersehen ließ.

Tante Wiwi war zum Ausgehn gerüstet und verlangte mit aller, Tanten eigentümlichen Bestimmtheit, daß ich sie „ein Stückchen" begleiten solle. Das liebte sie nämlich sehr, wenn's auch nur war, um sich auf der Straße recht fest einzuärmeln und 'n bissel schleppen zu lassen.

Übrigens waren wir kaum auf der Straße im hellen Sonnenlichte, als sie mir lächelnd ins Gesicht sah und freundlich erklärte: „Warum schreit ihr eigentlich so, Hilde und du, wenn ihr euch Herzensgeheimnisse anvertraut? Das ist doch höchst unpraktisch —"

Ich war empört: „Tante . . . Du hast gehorcht!"

„Bewahre! War ja gar nicht nötig, so brülltest du."

Wir gingen ein Stückchen schweigend nebeneinander her, ich verstimmt, sie immer mit solch 'nem eignen seitlichen Blick auf meine Wenigkeit. Endlich hielt ich's nicht mehr aus, sondern platzte los: „Du hast also alles gehört! Und nun wirst du mir wohl auch denselben weisen Sermon halten, wie Hilde, Tante Wreschen?!"

„Ach wo!" meinte sie da ganz trocken. „Hilde ist jung, und ich bin, sozusagen, 'ne alte Dame. Wenn du es auch nicht glauben wirst: etwas klüger wird man doch mit den Jahren. Drum werd' ich mich hüten, Öl in dein Feuer zu gießen. Widerspruch reizt nur. Enfin, die Sache wird sich schon historisch entwickeln. 'ne Jugendliebe muß am Ende jeder gehabt haben, und es ist noch nicht die dümmste Eselei, die die Menschen machen . . . womit ich mir aber durchaus keine Anspielung auf dich erlauben will. Ich spreche nur so im allgemeinen."

Digitized by Google

Eine weltkluge Frau, meine Tante Wiwi —

Wir gingen wieder ein Stückchen in sinnendem Schweigen, über den Hafenplatz nach der Potsdamer Straße zu. Dann rang es sich plötzlich aus meiner Seele: „Ich habe sie ja so lieb, so unmenschlich lieb, Tante!“

„Selbstverständlich! Das glaub' ich dir gern, mein Junge!“ Tante Wreschen sagte es mit sichtbarem Wohlwollen. „Kati ist ja auch wirklich ein bildhübsches Mädchen. Ich hab's übrigens lange kommen sehen. Und ich hab's dir gegönnt.“

„Tante — Dank!“

„Du mußt mich nicht falsch verstehen, Hans! Ich meine, solch junger Mensch muß etwas haben, was ihm das Herz ausfüllt, ihn über die Alltäglichkeit hebt.“

Es war in ihren letzten Worten ein Akzent, der mir nicht recht gefiel. So daß ich mich verpflichtet fühlte, zu erklären: „Tante, du sprichst von meiner Liebe zu leicht. Du ahnst doch nicht recht, w i e tief.“

„Selbstverständlich. Ich ahne das nicht nur, ich weiß es. Sieh einmal, drum eben denk' ich: ist solch eine erste Liebe auch vielleicht nur eine Episode, so hinterläßt sie doch ihre guten Spuren in dem frischen Erdreich eines jungen Herzens. Hilde kann das noch nicht verstehen, sie ist noch zu jung, deshalb spottete sie. Ich spotte, wie du siehst, nicht.“

„Nein, Tante Wiwi. Und ich bin dir so dankbar dafür!“

„Meistens ist es ja nur eine Episode. Selten ist es dem Manne vergönnt, seine erste Liebe heimzuführen. Glaube mir, ich spreche aus Erfahrung. Aber die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß es den jungen Herzen wohl sehr weh tut, wenn sie erkennen müssen, daß es eben nur eine Episode war... daß sie aber nicht brechen. Meist mischt sich in den tiefen Schmerz der Seele doch auch die Erkenntnis: es ging eben nicht, die Verhältnisse waren stärker, als du, und vor dir liegt noch ein ganzes langes Leben, das dir noch viel Gutes und Schönes bringen kann... auch viel Liebe und Glück. Übrigens, Hans, nicht wahr, gesprochen hast du mit Kati noch nicht, nicht wahr?“

„Nein, Tante — aber —“

„Jawohl, du fühlst, daß sie dich gern hat. Natürlich: Gern hat! Weißt du... wir Frauen machen da solch eigenen Unterschied zwischen gern haben und lieben, ja selbst zwischen lieb haben und lieben. In Worten ist das ja schwer auseinanderzusetzen. Aber ich erinnere mich aus meinen Jugendjahren — als ich mit Großpapa in Paris war — da stand ich auch in solch einem kameradschaftlichen Verhältnis zu einem jungen Herrn von unserer Gesandtschaft: ich hatte ihn furchtbar gern ... aber als er dann kam und mich fragte, ob ich seine Frau werden wollte, da erschrak ich und wußte ganz genau: lieben — nein — nein! Ich sage das nur so nebenbei. Übrigens, du könntest einmal zu Magda mit heraufkommen, du hast ihr, glaube ich, überhaupt noch keinen Besuch gemacht —“

Wir standen an der Ecke der Potsdamer und Eichhornstraße.

Richtig, Magda Beltow wohnte ja hier in der Pension von Frau von Karslewen —

(Schluß folgt)

Bauernhochzeit

Wenn der Holunder blüht,
Freuen sich Anger und Garten;
Wenn der Holunder blüht,
Mag Lieb' nicht auf Liebe warten.

Das ist der Sehnsucht Zeit,
Die weißen Dolden prangen:
Die Kammern sind kühl und bereit,
Heimliche Lust zu umfangen.

Wie leuchten Hof und Heim!
Es redet der Felder Schweigen:
Brot und Honigseim,
Wir geben's dem Fleiß zu eigen.

Liebe, schau' nicht zurück,
Schenken und nehmen ist Wonne!
Herb schmeckt das Bauernglück,
Aber es blüht in der Sonne.

Alfred Huggenberger

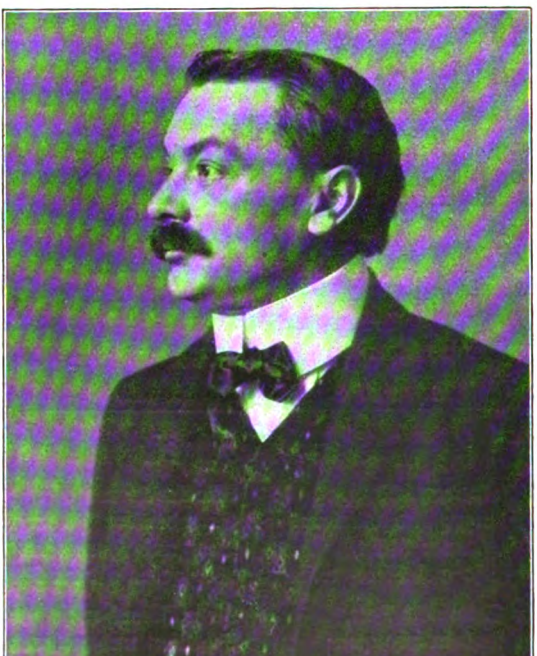
Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Mein Werdegang. Von Prof. Kolo Moser-Wien

In Wien bin ich zur Welt gekommen, im Jahr 1868. Meine Kinderjahre habe ich im Umkreis des Theresianums verbracht, dieser berühmten Akademie für die Söhne der österreichischen Aristokraten- und Beamtenfamilien. Mein Vater war hier als Ökonom, also eine Art Verwalter, angestellt, und dadurch konnte ich mich in der weitläufigen historischen Gebäudegruppe nach Gutdünken und Herzenslust umhertreiben. Das Theresianum ist eine kleine Welt für sich: es umfaßt einen großen herrlichen Park, Schwimmbassins, Reitställe und auch allerlei Werkstätten. Die Diener des Theresianums sind nämlich fast durchwegs gelernte Professionisten, die ihr Handwerk hier im Hause ausüben — wenigstens war es so zu meiner Zeit. Man hat sich später oft über die Vielseitigkeit gewundert, mit der ich mich in die Technik der verschiedenen Handwerke und Kunstgewerbe hineingefunden habe, und daß ich die Tischlerei und Buchbinderei und Schlosserei verstand und praktisch beherrschte. Das verdanke ich nur meiner Kindheit und den Dienern des Theresianums. Als Kind kriecht man ja überall herum, hat für alles Sinn und Interesse, und was das Kinderauge sieht, lernt die Kinderhand rasch. Ich habe den ihr Handwerk ausübenden Dienern eifrig zugeschaut und ihnen bald jeden Handgriff abgelernt. Auf diese Art übte ich nach und nach in kindlicher Weise die verschiedensten Handwerke aus, band mir meine Bücher selbst ein, baute mir meine Hasenställe, lernte vom Schneider nähen, vom Drechsler schnitzen und vom Gärtner herrliche Sträuße binden. Was damals nur ein unterhaltendes hübsches Spiel war, wurde für mich später von größter entscheidender Bedeutung, und nur dadurch habe ich mich später in die kunstgewerblichen Fragen leicht hineingefunden. Weil ich nicht wie andere Großstadtkinder in der Enge eines Zinshauses und einer Stube aufgewachsen bin, sondern in einer freien Natürlichkeit und Zwanglosigkeit, in der sich der sachliche Sinn und Blick entwickeln konnten.

Meine nächste Bestimmung sah freilich ganz anders aus. Nach dem Plane meines Vaters sollte ich nach erledigter Handelsschule in ein Amtszimmer oder in ein Geschäft eintreten, er hatte sogar schon ein bekanntes, noch heute bestehendes Seifen- und Parfümeriegeschäft auf dem Graben ausgesucht. Natürlich war ich von der Seifenzukunft nicht sehr entzückt, um so mehr, als sich künstlerische Anlagen bescheiden zu regen begannen. In der Gewerbeschule auf der Wieden nahm ich schon seit einiger Zeit Unterricht im Zeichnen, und auf meine erste Leistung, einen Gipskopf, war ich sehr stolz. Von alldem wußte mein Vater nichts, auch nichts von der Aufnahmeprüfung an der Akademie der bildenden Künste, die ich bald darauf ablegte und mit gutem Erfolg bestand. Dann erst sagte ich meinem Vater alles, der sich mit der fertigen Tatsache rasch abfand und meinen ehrgeizigen Plänen kein weiteres Hindernis in den Weg legte.



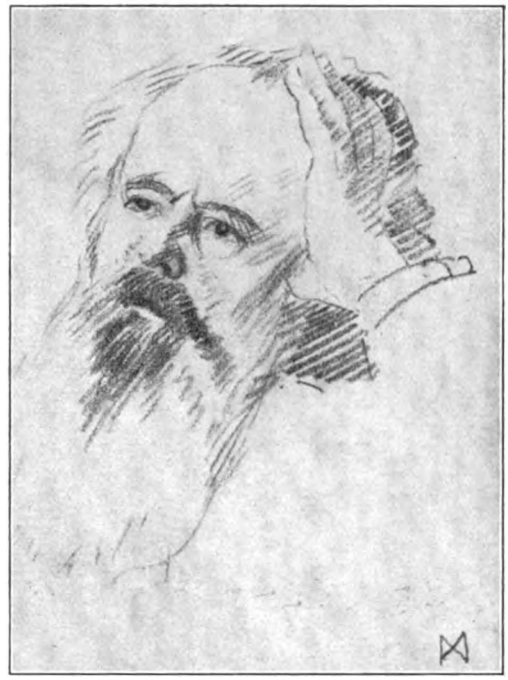
Koloman Moser

Damals war ich siebzehn Jahre alt. Ich lernte zuerst bei Professor Rumpler, später aber auch bei Griepenkerl Zeichnen und Malen, natürlich nach der damals ausschließlich herrschenden akademischen Art. Als ich zwanzig

Digitized by Google

Jahre alt war, starb mein Vater plötzlich, und nun hieß es, ernstlich ans Verdienen denken. Die naheliegendste Möglichkeit war die, für Zeitschriften und Verleger als Illustrator tätig zu sein, und zunächst arbeitete ich auch für die „Wiener Mode", was jedoch meinem Ehrgeiz keineswegs zusagte. Hauptsächlich habe ich für Deutschland gearbeitet und namentlich für den Schreiberschen Verlag in Eßlingen sehr viele Bücher illustriert.

In Österreich war damals für uns junge Leute eine sehr ungünstige Zeit. Man war hier noch völlig im Bann der Makartmode mit ihren Gschnas- und Imitationskünsten und ihren staubigen Buketts. Draußen in Deutschland rührte sich schon neues Leben, und die Aufsehen erregenden Flugschriften, die Lichtwark in Hamburg veröffentlichte, wurden von uns jungen Männern verschlungen. Wir waren sieben junge Leute, darunter unser in Darmstadt groß gewordener und leider früh gestorbener Josef Olbrich, die sich damals zu einem jugendlichen „Siebenerklub" zusammenfanden, der dann auch ins Künstlerhaus, nämlich in die Genossenschaft bildender Künstler, aufgenommen wurde. Um diese Zeit begann es sich auch in der Wiener Kunst zu regen,



Bildnis von Hermann Bahr. Zeichnung

Aktstudie. Zeichnung

und alle diese jüngeren und lebhafteren Kräfte, die mit dem Bestehenden unzufrieden waren, schlossen sich zu einer „Hagengesellschaft" zusammen, nach dem Wirt des Klubgasthauses so genannt. Hier fanden sich Engelhart, Moll, Bernatzik, überhaupt alle späteren Gründer der Sezession ein, und die Sezession hat dann auch die ganze Hagengesellschaft vollständig aufgesogen.

Die Gründung der „Sezession, Vereinigung bildender Künstler Österreichs" im März 1897 bedeutete sozusagen den Beginn einer neuen künstlerischen Zeitrechnung in Österreich. Den Anlaß gab, außer verschiedenen grundsätzlichen künstlerischen Fragen, das damals unleidlich gewordene Kliquenwesen im Künstlerhause. Zu diesen Unzufriedenen gehörten Helmer, Klimt, Engelhart, Moll, Olbrich, Hoffmann und ich. Der greise Rudolf von Alt wurde unser erster Präsident und im März 1898 eröffneten wir unsere erste Ausstellung in den Gartenbausälen. Der

Digitized by Google

Eindruck und der Erfolg waren ganz außerordentlich. Durch diese Ausstellung wurde das große Publikum auch mit großen ausländischen Künstlern wie Meunier, Rodin, Knopffh, Whistler und Puvis de Chavannes bekannt.

Ein Jahr später konnten wir schon im eigenen Hause an der Wienzeile ausstellen. Olbrich hatte den kleinen weißen Tempel mit der eigenartigen goldenen Blätterkuppel geschaffen, der lange Zeit ein Gesprächsstoff der Wiener blieb. Über unsere damals noch völlig neue Art der sparsam verwendeten und streng stilisierten Ornamentik ist viel gewitzelt worden, aber ich glaube, schließlich haben wir doch recht behalten, und die Witze haben aufgehört. Ich hatte für das Sezessionsgebäude ein

Skizze zum Glasfenster in der Halle des Ausstellungsgebäudes der Wiener Sezession

Eulenmotiv entworfen, das an den äußeren Seitenwänden als Abschluß der Wandpfeilerverstärkungen immer wiederkehrt. Diese streng stilisierten Eulen waren etwas ganz Neues in Wien, und zwischen einem Sezessionisten und einem konservativen Zuschauer kam es darüber zu folgendem ergötzlichen Straßengespräch:

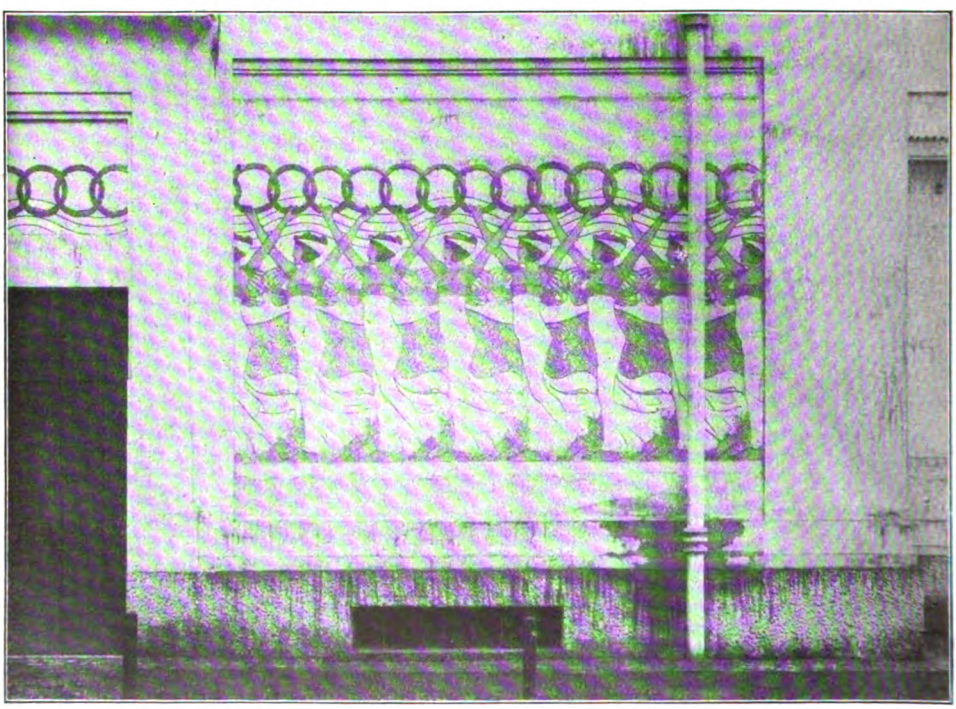
Der Zuschauer: „Was, das sollen Eulen sein?"

Der Sezessionist: „Ja, wer sagt Ihnen denn, daß es Eulen sein sollen?"

Der Zuschauer: „Na, ich seh's doch!"

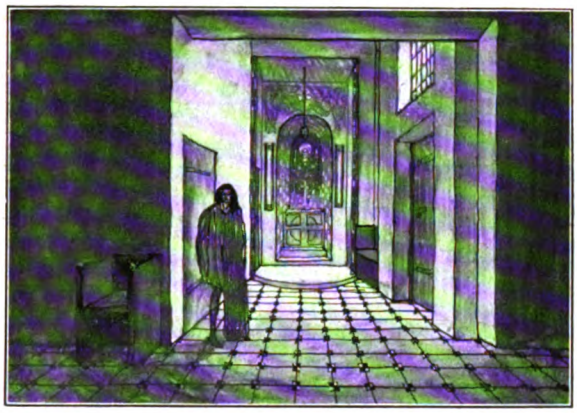
Der Sezessionist: „Also, was reden's dann?" ...

Auch der Reigen der Kranzträgerinnen, mit denen ich die Wände des Hintergebäudes in Weiß und Gold, zum Material pas-



Wand am Gebäude der Wiener Sezession mit dem Reigen der Kranzträgerinnen

Digitized by Google

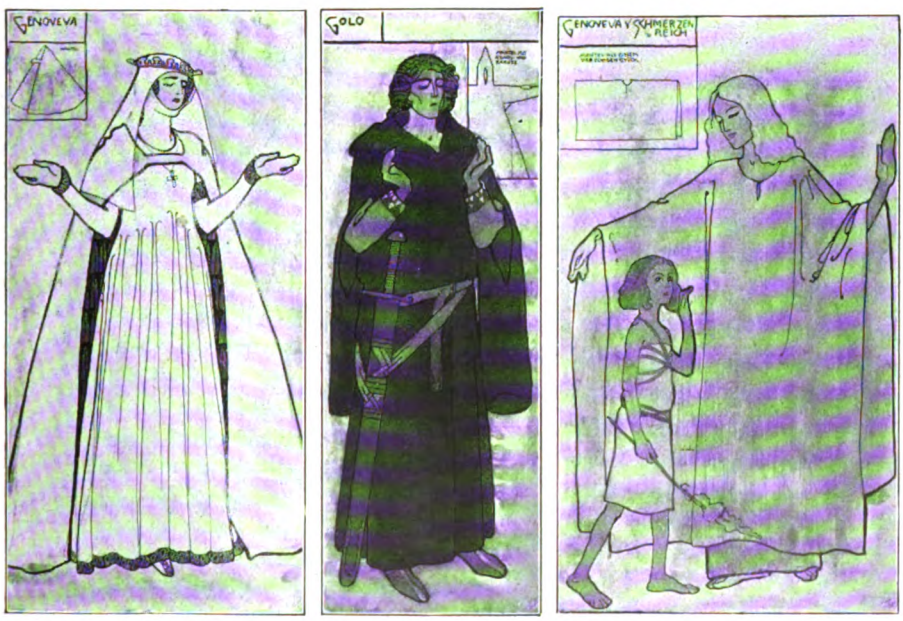


Bühnenbild zu Hebbels „Genoveva"

sondern Versinnbildlichung der vom Dichter im Werk geschaffenen Welt ist Ausgangspunkt und Ziel für die Gestaltung des Bühnenbildes. Der zu gestaltende Raum muß die vom Werk geforderte Stimmung eindringlichst wiedergeben und dabei die bestmögliche Spielgelegenheit für die Darsteller bieten. Ob er „möglich" im Sinne einer Realität des wirklichen Lebens oder „richtig" im Sinn einer bestimmten Zeit, ist eine weniger wichtige Angelegenheit. Er muß vor allem eine Einheit mit der Dichtung geben und dabei selbst eine solche darstellen. — Nach Schluß des Stückes sagte eine anwesende junge Dame zu mir: „Ich höre, die Inszenierung wäre von Ihnen, mir fiel nichts dergleichen auf, ich glaubte, das müsse in dem Stück alles so sein." — „Gnädigste, genau das, was ich wollte."

Außerdem habe ich bei der Ausführung von Bittners „Bergsee", von Werken Pfitzners mitgearbeitet und auf Wunsch Hermann Bahrs auch die Bühnenbilder seines Lustspiels „Das Prinzip" entworfen.

Jetzt betätige ich mich hauptsächlich malerisch. Öffentliche Aufträge sind auf diesem Gebiet nicht sehr häufig, und meistens wird bei solchen Wettbewerben etwas verlangt, was möglichst vielen gefällt, also das Abgegriffene und Unpersönliche. Am liebsten würde man nur des Künstlers Handgelenk in Anspruch nehmen, denn was zu machen sei, wissen die Auftraggeber und Juroren immer ganz genau und schreiben es auch immer ganz genau vor. Daß aber einem Künstler die gescheiteste Idee nichts nützt, wenn ihm nicht gleichzeitig die Form geboren wird, kann man all diesen Leuten nicht begreiflich machen. Künstlerisch schaffen, heißt künstlerische Erlebnisse haben. Daher dürfen Wettbewerbe nicht durch zahllose Bedingungen rein artistischer Natur des Künstlers Schaffen fesseln und einengen. Eine rühmliche Ausnahme machte vor einigen Jahren der Wett-



Figurinen zu Hebbels „Genoveva"

Digitized by Google

bewerb für die malerische Ausschmückung der Heiligen-Geist-Kirche in Düsseldorf. Es handelte sich dabei um die Ausschmückung des Presbyteriums, des Hochaltars und der Seitenaltäre und des Mittelschiffes. Die gestellten Bedingungen waren so einfach, dem Künstler die möglichste Freiheit wahrend, wie eigentlich jeder Wettbewerb oder jeder Auftrag sie geben sollte. Nichts als der Bauplan der Kirche, ihr Titel und die Grenze der zur Verfügung stehenden Mittel waren die wesentlichsten Angaben. Ich glaube dabei den Beweis geliefert zu haben, daß sich auch religiöse Motive ohne geistliche Beratung erfinden lassen.

Am seltensten sind für den heutigen österreichischen Künstler Aufträge, die aus Österreich kommen. Während man einen jungen Künstler nach dem andern ins Ausland holt, ist bei uns wieder ein gewisser Stillstand und Gleichgültigkeit eingetreten. Und gerade die in solchen Angelegenheiten maßgebenden Stellen zeigen leider ein bedauerliches Unverständnis. Wäre es sonst möglich, daß ein so hervorragender Künstler wie Otto Wagner nur zwei, drei größere öffentliche Bauten ausführen konnte? Eine davon, die Kirche am Steinhof, war für ihn und alle Mitwirkenden, auch für mich, mit einer Reihe von Unannehmlichkeiten verbunden. Ein großzügiger Plan wie die Ausgestaltung des Karlsplatzes und die Erbauung des Museums der Stadt Wien sind infolge der Kleinlichkeit der maßgebenden Stellen überhaupt nicht zustande gekommen. Solche kennzeichnende österreichische Dinge verstimmen und ermüden unwillkürlich. Es ist jetzt wieder eine träge und stille Zeit und man sehnt sich nach einer stürmischen Bewegung wie vor fünfzehn, zwanzig Jahren. An Unzufriedenheit fehlt's auch heute gewiß nicht, aber vielleicht an einer Jugend, die es laut und heftig ausspricht.

Nach dem Entwurfe von Prof. Kolo Moser

Abendsonne

Hörst du die himmlischen Frau'n?
Zitternde Dämmerung gleitet,
Ahnen der Seligen breitet
Sich auf die Hügel und Au'n.

Ruhend stehen im Licht
Schattende Büsche und Wälder.
Rötlich aus Garben der Felder
Leuchtet der Schnitter Gesicht.

Sieh! Und durch Wiesen der Pfad
Glüht in den schrägeren Strahlen,
Wie in den goldenen Schalen,
Nacht, sich dein Heiligstes naht.

Julius Havemann

Digitized by Google

Über die Bekämpfung der Seuchen im Felde

Von Geheimrat Prof. Dr. D. von Hansemann

In früheren Kriegen hatte sich stets die Erfahrung herausgestellt, daß die Heere größere Verluste durch Seuchen und Infektionskrankheiten hatten, als durch Verwundungen zustande kamen. Der erste Krieg vielleicht, bei dem dies anders war, war der deutsch-französische Krieg von 1870/71, wenigstens soweit die deutschen Armeen in Betracht kamen. Zwar haben auch hier Typhus, Cholera, Pocken und Ruhr eine nicht geringe Zahl von Opfern gefordert, und man könnte auf die Idee verfallen, daß die Umkehrung des Verhältnisses nicht auf eine Abnahme der Infektionskrankheiten, sondern auf eine Zunahme der Verwundungen zu schieben sei. Aber man konnte doch schon damals bemerken, daß durch geeignete Maßnahmen eine wesentliche Abnahme der Todesfälle an Infektionskrankheiten hervorgebracht wurde. Schon 1870/71 war in der Armee die Zwangsimpfung gegen die Pocken eingeführt, während diese bei der Zivilbevölkerung noch nicht bestand und dem Belieben der einzelnen unterlag. Bei der Zivilbevölkerung verlor Preußen allein 127000 Menschen an Pocken, während in der durchgängig geimpften Armee 4991 Erkrankungsfälle mit 279 Todesfällen sich ereigneten. Aus früheren geschichtlichen Angaben geht hervor, wie schwer in Kriegszeiten die Heere unter Seuchen gelitten haben. So raffte die attische Seuche im Peloponnesischen Kriege eine solche Zahl von Kämpfern hinweg, daß dadurch die athenische Hegemonie verloren ging. Während der Punischen Kriege litten die Karthager so unter den Pocken, daß die Belagerung von Syrakus aufgegeben werden mußte. Die Ausbreitung der Lues führte 1495 zur Aufhebung der Belagerung von Neapel und zum Rückzug König Karls VIII. In den napoleonischen Kriegen stiegen die Verluste durch Epidemien zu ungeheurer Höhe; von 30000 französischen Gefangenen in Rußland starben 25000. Die preußische Armee unter Yorck verlor 10000 Mann. Von 27000 Franzosen in Torgau starben über 20000 an Typhus. Im Krimkriege verloren die Engländer 16000, die Franzosen 80000 und die Russen 800000 Menschen am sogenannten Kriegstyphus. Das sind Zahlen, von denen man sich heutzutage gar keine Vorstellung mehr machen kann. Aber diejenige Wissenschaft, die es sich besonders zur Aufgabe gestellt hat, die Seuchen zu bekämpfen, nämlich die Hygiene, hat gerade in den letzten Jahrzehnten die ungeheuersten Fortschritte gemacht, und wir können mit Stolz feststellen, daß, wenn auch diese Bestrebungen nicht von Deutschland ausgingen, sie doch gerade in den Händen deutscher Forscher zu ungeahnten Erfolgen geführt haben. Auf dem vor wenigen Wochen in Berlin enthüllten Denkmal Robert Kochs steht auf der Rückseite ein Ausspruch dieses Forschers, der lautet: „Ich wünsche, daß im Kriege gegen die kleinsten aber gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechtes eine Nation die andere immer überflügeln möge.“ Unter diesen kleinsten und gefährlichsten Feinden des Menschengeschlechts sind die Bakterien und tierischen Parasiten gemeint, die Infektionskrankheiten hervorrufen, und es steht dieser edle Wunsch unseres großen deutschen Forschers in krassem Gegensatz zu manchen Äußerungen unserer Feinde. Zwar waren Nachrichten, die im Anfang des Krieges durch die Zeitungen verbreitet wurden, daß nämlich französische Ärzte Brunnen mit Typhus- und Cholerakeimen verunreinigt hätten, durchaus unwahr und auch laienhaft. Denn selbst wenn man das tun wollte, so würde es kaum möglich oder von Erfolg gekrönt sein. Tatsächlich ist aber auch nichts desgleichen geschehen. Aber Wünsche derart sind doch hervorgetreten, so z. B. in dem mit Recht öffentlich gegeißelten Ausspruchs des Belgiers Kardinal Mercier, der hofft und erwartet, daß sich die Seuchen in der deutschen Armee ausbreiten und ihre zahlreichen Opfer fordern mögen*).

Wenn man auf irgendeinem Gebiete Erfolge haben will, so bedarf es nicht nur im Augenblick der Gefahr eines schnellen und energischen Handelns, sondern die Möglichkeit zu diesem Handeln muß auch schon mit allen Mitteln vorbereitet werden, und da können wir unsere Forscher auf dem Gebiete der Hygiene und Bakteriologie, sowie auch ganz besonders unsere maßgebenden Behörden, in erster Linie das Reichsgesundheitsamt und die Medizinalabteilung, früher des Kultusministeriums, jetzt des Ministeriums des Innern hoch preisen, die nach allen Rich-

*) Mercier sagt wörtlich: „Liegt denn die Siegesgewähr überhaupt bei Rossen und Reitern? Stellt euch eine kriegerische Nation vor, welche ihrer Armeekorps, ihrer Munition, ihres Oberbefehls sicher ist und im Begriffe steht, einen Triumph davonzutragen. Wenn Gott in ihren Reihen die Keime einer ansteckenden Krankheit sich verbreiten läßt, so sind zur Stunde die herrlichsten Aussichten vernichtet. Darum setzt vor allem euer Vertrauen auf Gott!“

Digitized by Google

tungen hin für einen Kampf gegen die Seuchen vorbereitet waren und im Frieden schon eine so weitgehende Organisation für diesen Kampf eingerichtet hatten, daß er auch in der Kriegszeit sofort in der tatkräftigsten Weise in Angriff genommen werden konnte. Ganz besonders ist hier die Tätigkeit des Ministerialdirektors Kirchner hervorzuheben, eines früheren Schülers von Koch. Während des Friedens waren über Deutschland verteilt, aber ganz besonders an unseren Grenzen Untersuchungsämter, sowie Quarantänestationen eingerichtet, die bei Ausbrüchen von Epidemien oder auch einzelnen Krankheitsfällen, die solche Epidemien hätten veranlassen können, eingreifen konnten, einmal dadurch, daß die Krankheitsfälle sicher festgestellt, und zweitens dadurch, daß die Kranken selbst abgesondert wurden, wodurch eine weitere Verbreitung der Seuchen unmöglich war. Während schon vor dem Kriege wiederholt Cholera und Pest von den verschiedensten Seiten des Auslandes bis an unsere Grenzen getragen wurden, so haben diese beiden Seuchen, die in früherer Zeit Tausende dahinrafften, doch nirgends eine Verbreitung bei uns gefunden, sondern sind seit der letzten großen Epidemie in Hamburg immer nur auf einzelne Fälle an unseren Grenzen beschränkt geblieben. Nicht vergessen darf man, auch hier die Pocken zu erwähnen, die durch die gesetzliche Einführung der Pockenimpfung so vollständig aus Deutschland verschwunden sind, daß die Mehrzahl der heute lebenden und praktizierenden Ärzte nicht mehr Gelegenheit gefunden hat, Pocken zu sehen, und daß die Erkrankung und Todesfälle sich immer nur auf einzelne in jedem Jahr beschränken. Wenn man diese günstigen Zustände vergleicht mit Ländern, wo kein Impfzwang gegen die Pocken besteht, so z. B. mit England und mit Rußland, wo alljährlich Tausende von Menschen an Pocken erkranken und sterben, so ist es für den gesunden Menschenverstand unbegreiflich, wie es immer noch verbohrte Menschen geben kann, die sich gegen diesen Impfzwang auflehnen. Die Bekämpfung der Pocken durch den Impfzwang ist der glänzendste Beweis dafür, daß es möglich ist, eine der menschenmörderischsten Krankheiten so gut wie vollständig zu unterdrücken.

Diese so für den Frieden getroffenen Vorsichtsmaßregeln konnten naturgemäß in dem Umfange auch nur während des Friedens richtig funktionieren. Denn ihre Tätigkeit beruhte zum größten Teile darauf, daß durch internationale Abmachungen die Ausbrüche von Epidemien gegenseitig mitgeteilt wurden. Es soll nicht behauptet werden, daß das von allen Seiten in aufrichtiger Weise geschehen ist. Ja es liegen sogar unmittelbare Beweise vor, daß der Ausbruch großer Epidemien sowohl in Rußland wie auch in Italien und in Frankreich absichtlich verschwiegen worden ist: in Italien z. B. mit der ausgesprochenen Absicht, daß der Strom der Fremden nach Italien nicht unterbrochen werde. Aber trotz dieser vereinzelten Unterlassungen hat doch diese Einrichtung im ganzen mit vorzüglichem Erfolge gewirkt.

Naturgemäß mußte mit Ausbruch des Krieges diese Art der Bekämpfung eine wesentliche Einschränkung und Änderung erfahren. Die Nachrichten aus dem Auslande über ausgebrochene Epidemien blieben vollständig aus, und es kam nur durch unkontrollierbare Gerüchte gelegentlich die Nachricht zu uns, daß hier oder dort Cholera ausgebrochen sei, daß in vielen Teilen Rußlands die Pest herrsche, daß in der französischen Armee Ruhr und Typhus um sich greife. Aber alles das war zu ungewiß, um daraufhin außer den nötigen Vorsichtsmaßregeln etwas Bestimmtes vorzunehmen. Durch den Einbruch der Russen in Ostpreußen und in die österreichischen Grenzlande wurden die Grenzen verwischt, und durch unser späteres Nachdrängen in russisches Gebiet hörte von selbst die Grenzkontrolle auf und mußte durch andere Maßnahmen ersetzt werden.

Eine der wichtigen Tatsachen, die auch für den Nichtmediziner von größtem Interesse sein muß und verdient, weitgehend bekannt zu werden, ist, daß nicht nur an einer ansteckenden Krankheit lebende Menschen imstande sind, diese Krankheit zu verbreiten sondern daß auch scheinbar gesunde Menschen das können. Es war wiederum Robert Koch, der durch seine Methode zuerst nachweisen konnte, daß Menschen Infektionserreger in sich beherbergen können, ohne selbst krank zu sein. Man hat später solche Menschen gesunde Bazillenträger genannt und hat das Vorkommen solcher außer für viele Krankheiten auch ganz besonders bei Cholera, Typhus und Ruhr festgestellt. Die Bakterien, die solche gesunde Menschen in ihrem Darm beherbergen und die von ihnen, ohne selbst krank zu werden, ertragen werden, können aber, wenn sie auf andere überführt werden, bei diesen die Krankheit erzeugen, und so kann gewissermaßen eine Epidemie heimlich bestehen, ohne daß sie sich durch zahlreiche Krankheitsfälle äußert. Gerade die Verbreitung durch Gesunde ist nun deshalb am gefährlichsten, weil die Kranken ja durch ihre Krankheit schon gezwungen sind, weniger mit anderen Menschen in Beziehung zu treten, während die Gesunden sich frei herumbewegen. Die Vorschriften, die für Friedenszeiten zunächst ausgearbeitet waren, gingen deshalb dahin, daß nicht nur die Kranken auf ihren Bakteriengehalt untersucht wurden, sondern daß auch die Gesunden aus ihrer Umgebung ferngehalten und so lange, wie es nötig erschien, von dem Verkehr mit anderen Menschen abgeschlossen wurden. Da nun durch diese Einrichtung im Frieden eine große Menge geschulter Bakteriologen und Hygieniker gebildet waren, die zum Teil als Vorsteher der Untersuchungs- und Quarantäneinstitute, zum Teil

Digitized by Google

Das Robert Koch-Denkmal in Berlin
Marmorbildwerk von Prof. Louis Tuaillon
Nach einer Aufnahme von Franz Linkhorst in Berlin-Halensee

Digitized by Google

als Assistenten arbeiteten, zum Teil auch durch eine solche Schulung hindurchgingen und gewissermaßen als Reserven sich ihrer gewöhnlichen bürgerlichen Praxis hingaben, so stand bei Ausbruch des Krieges eine große Zahl von solchen kundigen Männern zur Verfügung, die sofort gegebenenfalls die Arbeiten sachgemäß aufnehmen und mit ihren Laboratorien an die Front, dort, wo es nötig war, hingeschickt werden konnten. Mit welcher Sorgfalt, aber auch mit welcher Tatkraft und Überwindung von Schwierigkeiten diese Männer gearbeitet haben, davon mag ein kleines Beispiel hier angeführt werden. Auf einem Kriegsschauplatz ist, wenn auch nicht in so großem Umfange, eine epidemische Krankheit ausgebrochen, die in Friedenszeiten noch wenig studiert werden konnte. Es ist das die sonnannte Weilsche Krankheit. Man hat sich nun während des Krieges bemüht, den Erreger dieser Krankheit zu finden, und dazu waren Tierexperimente an Meerschweinchen und auch an Affen notwendig. Gerade mitten in dieser Arbeit, die einen großen Erfolg für die Behandlung der Kranken zu versprechen schien, wurde der betreffende Truppenteil, dem die arbeitenden Hygieniker angegliedert waren, auf einen anderen, weit entfernten Kriegsschauplatz beordert. Sie sollten und konnten ihre Studien nicht unterbrechen, und so sind sie mit ihrem ganzen Apparat, mit ihren Laboratoriumseinrichtungen, ihren Mikroskopen, Züchtungswärmeschränken, Versuchstieren und was sonst dazu gehörte, umgesiedelt, haben in dem ganzen nun folgenden Bewegungskriege ihre Arbeit mit einer Ruhe fortgesetzt, als wenn sie daheim in ihrem ständigen Laboratorium arbeiteten, und diese Arbeiten sind schließlich von einem vollen Erfolge gekrönt worden. Diese kleine Erzählung zeugt nicht nur von der vorzüglichen Einrichtung, die unsere Militärverwaltung, vor allen Dingen die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, verbunden mit den Zivilbehörden, zum Schutze unserer Heere und unserer Bevölkerung getroffen hat, sondern auch von der Opferwilligkeit und der hervorragenden Tüchtigkeit der an den richtigen Platz gestellten Männer.

Neben diesem Aufsuchen der Krankheitsfälle und der Infektionserreger ist nun überall das Hauptgewicht darauf gelegt worden, die Krankheitserreger auch wirklich zu vernichten. Zu diesem Zwecke sind umfangreiche Desinfektionseinrichtungen getroffen, die im Stellungskriege und im Anschluß an die Seuchenlazarette feste Einrichtungen wurden. Es sind aber auch solche beschafft worden, die fahrbar sind und überall hingebracht werden können, wo das Bedürfnis vorliegt. Zu diesen Einrichtungen gehören auch die umfangreichen Bade- und Entlausungswagen, die z. T. aus einer hochherzigen Privatsammlung von Geldmitteln angeschafft wurden, und die die ausgezeichnetsten Dienste leisten. Das Fleckfieber hat, wie bekannt, besonders unter den russischen Gefangenen zahlreiche Opfer gefordert. Aber wir bedauern auch den Verlust einer ganzen Reihe hervorragender Forscher, die das Bestreben hatten, den Erreger des Fleckfiebers zu finden, und die dadurch in den Lazaretten sich ansteckten. Es ist nun ganz sicher festgestellt, daß die Läuse die Überträger des Fleckfiebers sind, daß also die Parasiten, die bisher nicht bekannt sind, in irgendeiner Form in den Läusen vorhanden sein müssen. Die umfangreichen Entlausungsvorrichtungen, die mehrere Millionen gekostet haben, haben eine weitere Ausbreitung des Fleckfiebers, besonders auf unsere Zivilbevölkerung, aber auch in unserem Heere und in unseren Lazaretten fast gänzlich verhindert, so daß man sagen kann, daß auch hier die Bekämpfung der Parasiten von einem guten Erfolg begleitet ist.

In allen diesen angeführten Fällen hat man es mit einem Kampf gegen die kleinsten aber schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts zu tun, in dem Sinne wie es Koch ausgesprochen hat. Und in diesem Kampfe, der auf Leben und Tod geht, ist bisher das Menschengeschlecht der Sieger geblieben, besonders was die deutschen Heere anbelangt. Aber es ist, wie überall, so auch hier ein schlimmer Fehler, vielleicht der allerschlimmste, den man machen kann, wenn man in einem solchen Kampf, bei dem es um Sein oder Nichtsein geht, nicht alle Kampfmittel anwendet, die zur Verfügung stehen. Und da es nicht immer möglich ist, diese kleinsten Feinde des Menschengeschlechts, wie es einmal ein bekannter Bakteriologe ausgedrückt hat, bis in ihre äußersten Schlupfwinkel zu verfolgen, so müssen auch alle anderen Kampfmittel herangezogen werden, die irgend möglich sind. Schon lange bevor man von den Bakterien viel wußte, ist es gelungen, Epidemien in anderer Weise einzuschränken. Es ist bekannt, daß als Virchow hinausgeschickt wurde, um in Schlesien und im Spessart den Hungertyphus zu studieren, er als beste Maßnahme dagegen empfahl, den Leuten gesunde Wohnungen zu verschaffen und ausreichende Nahrung. Zwar wurde Virchow damals als Demagoge verschrien, aber seine empfohlenen Maßnahmen haben sich doch später aufs glänzendste bewährt, und dieser sogenannte Hungertyphus, im wesentlichen war es auch Fleckfieber, verschwand aus Deutschland fast gänzlich. Der Unterleibstyphus war lange Zeit besonders in den Großstädten eine Geißel der Menschheit. Auf Betreiben von Pettenkofer und für Berlin ganz besonders von Virchow wurde die Kanalisation eingeführt und für gutes Trinkwasser gesorgt, und der Typhus verschwand überall, wo das geschah, in so vollständiger Weise, daß diese Krankheit zeitweise nur noch in vereinzelten Fällen vorkam, und auch jetzt noch nicht zu den häufigeren Krankheiten gehört. Aus diesen

Digitized by Google

Erfahrungen hat die Militärverwaltung schon während des Friedens die nötigen Folgerungen gezogen und ganz besonders auch jetzt während des Krieges ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß überall für eine möglichste Entfernung der Auswurfstoffe und für einwandfreies Trinkwasser gesorgt wird. Natürlich ist das durchzuführen in einem Bewegungskriege häufig nicht möglich. Aber sobald die Bewegung sich verlangsamt oder zum Stellungskriege wird, ist in ausgedehntestem Maße für diese hygienischen Einrichtungen Sorge getragen worden. Die Folge davon ist, daß, wenn auch an vielen Stellen Typhus, Ruhr und auch einzelne Cholerafälle vorgekommen sind, es doch nirgends zu größeren Epidemien kam, so daß diese Vorkommnisse im Verhältnis zu der ungeheuren Größe unseres Heeres als verschwindend bezeichnet werden können.

Es versteht sich, daß Infektionskrankheiten und Seuchen um so weniger leicht auftreten, aber auch um so besser überwunden werden, je kräftiger der Gesundheitszustand einer Truppe ist. Daher spielt die Ernährung die allergrößte Rolle. Auch diesen Umständen ist von der Militärverwaltung im weitesten Maße Rechnung getragen worden, so weit das irgendwie möglich war, und es sind wohl niemals große Menschenmassen in fluktuierender Bewegung begriffen, so ausreichend und so ausgezeichnet ernährt worden, wie unsere Truppen im Felde. Die Folge war, daß auch Kälte und Nässe viel besser ertragen wurden, als sonst zu erwarten gewesen wäre. Und wenn wir auch zahlreiche Fälle von Gelenkrheumatismus, Lungenentzündungen und sonstigen Infektionskrankheiten, die wesentlich auf Grund von Erkältungen zustande kommen, beobachteten, so ist die Zahl dieser Krankheiten überraschend gering gewesen gegenüber den ungeheuren Schädigungen, die ein solcher Krieg mit sich bringt, der nunmehr schon über zwei Winter gedauert hat und auch unter den schlimmsten Witterungsverhältnissen kaum jemals in seiner Tätigkeit unterbrochen wurde.

Alle diese angeführten Maßnahmen gehen nun zum wesentlichen darauf hinaus, den Ausbruch der Krankheiten zu bekämpfen. Aber wir haben uns auch damit zu beschäftigen, was zu geschehen hat, wenn die Krankheiten ausgebrochen sind, damit sie möglichst schnell und möglichst vollständig in Heilung übergeführt werden. Auch in dieser Beziehung ist im Frieden im weitesten Maße vorgearbeitet worden, und zwar ganz besonders durch die sogenannte spezifische Behandlung der Krankheiten, d. h. durch Anwendung von Mitteln, die z. T. geeignet sind, den Ausbruch der Krankheiten zu verhindern, aber auch wenn sie ausgebrochen sind, sie tunlichst zu heilen. Der Laie bezeichnet eine solche Behandlung gewöhnlich mit impfen, ein Ausdruck, der ursprünglich von der Pockenimpfung hergenommen ist, aber für die moderne spezifische Behandlung nicht überall mehr passend ist. Solche Impfungen sind nun außer für die Pocken noch für drei andere wesentliche Krankheiten eingeführt worden, nämlich für den Unterleibstyphus, die Cholera und den Starrkrampf. Für alle drei Krankheiten lagen schon früher Erfahrungen vor, auch während anderer Kriege. Diese Erfahrungen waren noch nicht eindeutig, aber vieles sprach dafür, daß ein günstiger Erfolg zu erwarten war und daß irgendwelche schädigenden Einflüsse durch die Behandlung nicht hervorgerufen wurden. Nachdem dies feststand, konnte die Militärverwaltung in vorsorglicher Weise anordnen, daß sämtliche ins Feld ausrückenden Truppen gegen Typhus und Cholera geimpft wurden. Die Pockenimpfung verstand sich nach den früheren Erfahrungen ganz von selber. Diese Impfungen sind so durchgeführt worden, daß sie nicht nur als vollständig bezeichnet werden können, sondern daß sie auch wiederholt werden konnten, wenn schon eine längere Zeit nach der früheren Impfung verstrichen war. Nach den Erfahrungen, die in diesem Kriege gesammelt wurden, kann mit Sicherheit behauptet werden, daß diese Impfungen bei der Bekämpfung der genannten Infektionskrankheiten von größtem Nutzen gewesen sind. Denn von den Geimpften sind verhältnismäßig sehr viel weniger an diesen Krankheiten erkrankt als von solchen, die im Anfang des Krieges, als die Impfung noch nicht so vollständig durchgeführt werden konnte, noch nicht geimpft waren. Auch sind die Fälle bei Geimpften durchweg viel leichter verlaufen, haben zu weniger Todesfällen geführt und sind schneller geheilt, als man das in früherer Zeit bei Nicht-Geimpften zu sehen gewohnt war. Was den Starrkrampf betrifft, so war die Heilungsmöglichkeit durch das von Behring erfundene sogenannte Tetanusserum bisher vielfach bezweifelt worden, und der Einfluß desselben auf bereits an Starrkrampf erkrankte Menschen ist auch heute noch ein unsicherer. Man ist aber auch hier zu einer anderen Maßnahme übergegangen. Der Starrkrampf entsteht ganz besonders, wenn bei Verletzungen die Wunden mit Kleidungsstücken, an denen Erde haftet, Holzsplittern oder dergleichen verunreinigt werden. In allen diesen Fällen besteht also eine Gefahr, daß der Starrkrampf ausbricht. Man ist nun dazu übergegangen, jeden Verwundeten zunächst einmal mit diesem Tetanusserum zu impfen, und allem Anschein nach hat das den Erfolg gehabt, daß der Starrkrampf an den Verwundeten sehr wesentlich abgenommen hat, so daß er an manchen Stellen, wo er früher häufig gesehen wurde, heutzutage vollständig verschwunden ist.

Man sieht aus allen diesen Ausführungen, daß der Kampf gegen die Infektionserreger ein schwieriger ist, der eine große Menge von Arbeitskräften erfordert, ungeheure Kosten verursacht, aber auch die ganz ausgezeichnete

Digitized by Google

Organisation, die unsere Militärbehörde überall auszeichnet, beansprucht. Man sieht aber weiter, daß dieser Kampf gegen die Infektionserreger auch ein überaus lohnender und erfolgreicher ist. Denn in Wirklichkeit ist noch niemals ein Krieg geführt worden, in dem eine so geringe Zahl von Kriegsteilnehmern an Seuchen erkrankt und ihnen erlegen ist, und zwar ist diese Zahl so gering, daß sie nicht nur relativ weit zurücksteht hinter den Ereignissen in früheren Feldzügen, sondern trotz der ungeheuren Größe unseres Heeres auch absolut nirgends eine erhebliche Höhe erreicht hat.

Zu den Seuchen und Infektionskrankheiten, die während des Krieges eine nicht geringe Rolle spielen, gehören auch die Geschlechtskrankheiten. Für alle diejenigen, die unter militärischer Aufsicht stehen, besteht für diese Krankheiten eine Meldepflicht. Auch werden alle Militärpersonen über die Gefahr dieser Krankheiten belehrt. Aber eine eigentliche Bekämpfung dieser Infektionskrankheiten wäre doch nur möglich, wenn wie bei anderen Infektionskrankheiten schon in Friedenszeiten eingreifende Maßnahmen ergriffen werden könnten. Das ist bisher ganz vorzugsweise gescheitert an der eigentümlichen Stellung, die diese Krankheiten einnehmen, nämlich darin, daß sie von einem großen Teil der Laien, d. h. der Nicht-Mediziner, als unmoralische Krankheiten aufgefaßt werden, die für den Träger einen sittlichen Makel bedeuten. Das äußert sich darin, daß es als unanständig gilt, öffentlich über diese Krankheiten zu sprechen und dadurch die notwendige Belehrung eintreten zu lassen. Die meisten Menschen haben keine Vorstellung von den Gefahren und von den sozialpolitischen Einflüssen dieser beiden Infektionskrankheiten. Daß sie das Leben bei zahllosen Menschen verkürzen, selbst wenn sie geheilt sind, ist den wenigsten bekannt. Und doch erreichen die meisten Menschen, die einmal infiziert waren, selbst wenn sie geheilt worden sind, kein sehr hohes Alter. Noch mehr aber wird die Widerstandsfähigkeit besonders des Herzens geschwächt, und ganz besonders besteht ein Einfluß auf die Kinderlosigkeit der Ehe. Es ist also von größter Bedeutung, daß diesen Krankheiten die allerweitgehendste Aufmerksamkeit geschenkt wird nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden. Wie unsinnig die falsche Betrachtungsweise dieser Krankheiten und wie schädlich dieselbe praktisch ist, geht daraus hervor, daß infolgedessen für diese Krankheiten nicht eine Meldepflicht eingeführt werden kann, wie sie sich bei allen anderen Infektionskrankheiten bewährt hat. Diese Anschauung führt weiter dazu, daß die Patienten ihre Krankheit zu verheimlichen suchen, dadurch eine schlechte Behandlung eintritt und die Gefahren der weiteren Ansteckungen vermehrt werden.

Die Erfolge, die die Seuchenbekämpfung während dieses Krieges in unserem Heere aufweisen kann, sind, wie die bereits bekannten statistischen Angaben erkennen lassen, so ungeheure, daß unser Volk allen beteiligten Behörden und Persönlichkeiten nicht genug Dank wissen kann dafür, daß durch deren Tätigkeit sowohl unsere Armee wie auch unsere Zivilbevölkerung vor den zahllosen Gefahren bewahrt geblieben sind, die durch die Seuchen zu anderen Kriegszeiten entstanden waren. Und man kann getrost sagen, daß nächst unserem im Felde kämpfenden Heere das größte Verdienst an der Erhaltung des deutschen Volkes unseren Hygienikern, unseren Militär- und Sanitätsbehörden, dem Reichsgesundheitsamt, der Medizinalabteilung des Ministeriums des Innern, sowie den zahllosen beteiligten Einzelpersonen zukommt, denen es gelungen ist, Hunderttausende von Menschenleben unserem Volke zu erhalten.

In der Schmiede

Nachts verirrt im finstern Forste
Kam ich zu verrußtem Horste,
Drin am Amboß stand der Schmied.
Wuchtig seinen Hammer schwang er,
Und aus rauher Kehle sang er
Sich dazu ein wildes Lied.

Packte mit der groben Zange
Ohn' Erbarmen Block und Stange,
Schürte grimmig seinen Brand;
Und es reckte, groß und nächtig,
Schwarzgeflügelt, schicksalsträchtig,
Sich sein Schatten an der Wand.

Aus den Bälgen schnob es pfauchend,
Übers Erz hinstob es rauchend,
Bis es glomm in Glut und Qual.
Schlag um Schlag! Aus roten Funken
Schwoll die Flamme siegestrunken,
Und das Eisen ward zu Stahl!

Reinhard Volker

Digitized by Google

Die Zukunft. Von Friede H. Kraze

Was er heute seinen Tertianern sagen sollte, wußte er nicht.

Um Vertretung zu bitten — dieser Gedanke war ihm gar nicht in den Sinn gekommen. Es fehlten schon Kollegen genug.

Er hatte dem Direktor in seiner knappen, zurückhaltenden Art Mitteilung gemacht von — nun — von der Nachricht, die er gestern abend erhalten hatte. Dieser wollte darauf bestehen, daß er wenigstens die ersten Tage den Unterricht aussetzte. Aber er hatte ruhig gedankt. So unbegreiflich ruhig, daß es den Direktor fast verletzte. Er war sogar eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts gekommen. Es war nicht seine Art, um einer persönlichen Angelegenheit willen seine Pflicht zu vernachlässigen. Zu Hause, in der alten Umgebung, seine Frau im Nebenzimmer, war es ihm unmöglich gewesen, die Gedanken auf sein Pensum zu richten. Vielleicht gelang es ihm, im Konferenzzimmer sich zu sammeln. Es war um diese Stunde leer.

Während er aber in dem großen, altertümlichen Raum saß, der früher einmal zu der Zimmerflucht gehört hatte, die für den persönlichen Gebrauch des Abtes bestimmt gewesen, fühlte er, wie ein seltsamer Zustand von ihm Besitz nahm. Jedesmal, wenn er seine Gedanken zu konzentrieren versuchte, überrieselte es ihn vom Scheitel bis zur Zehe. Aber er hätte nicht angeben können, ob es Hitze oder Frost war, die ihn marterten. Und jedesmal schienen seine Gedanken auf eine der breiten goldenen Brücken hinüberzuspringen, die die Sonnenstäubchen gebaut hatten. Sie führten durch die weitgeöffneten Bogenfenster aus dem umhegten Frieden der Klosterschule in die Weite, in den Kampf der Welt.

Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Fenster und griff nach seinem Buch. Er hatte sich Notizen gemacht. Er wollte zum Abschluß seines Geschichtspensums über Deutschlands Zukunft reden.

Aber irgendwie stand noch immer der goldene Fuß der Brücke vor seinen Augen, den diese gerade unter der Büste Bismarcks in das Zimmer hineinsetzte. Und seine Gedanken waren schon wieder dieser goldenen Spur nachgesprungen und zogen zu Gipfeln der Freiheit, der Größe und der Schönheit, die in der Zukunft lagen und die er selbst erreichen würde an der Hand eines, der nicht er selbst war und doch sein verborgenstes, feinstes und bestes Selbst . . .

Nachher sah er sich staunend um. Und empfand wieder dies seltsame Überrieseln, von dem er nicht wußte, ob es Hitze war oder Frost.

In seine Stirn schnitt sich eine senkrechte Falte ein zwischen den Augen. Sie vertiefte sich, wie er mit der Hand über die Augenlider strich, denen der barmherzige Schlaf schon lange sich versagte. Er machte eine neue, gewaltsame Anstrengung, seine Gedanken auf seine Präparationen zu richten. Etwas Grüblerisches und zugleich Verächtliches, das ihn selbst zu betreffen schien, trat dabei um seinen Mund.

Er bekam diesen Zug immer, sobald er sich auf sein Pensum vorbereitete. Wiewohl er nicht nur als einer der feinsten Köpfe unter den Historikern seiner engeren Heimat galt, sondern auch weit über deren Grenzen hinaus einen Namen hatte. Aber mit seinen Schülern hatte er keine Fühlung, das wußte er.

Nicht daß ihm die Gabe des Wortes versagt gewesen wäre. Im Gegenteil. Er konnte es aus Höhen und Tiefen zu seinem Dienst befehlen. Aber irgendwie verfehlte er das Ziel. Seine schweren Worte rauschten wie Sturzwellen über den Acker der jungen Seelen, ohne ihn zu befruchten. Seine feinen Worte fielen in den Sand, ohne daß jemand Freude gehabt hätte an ihrem flimmernden Spiel. Und seine tiefen Worte flogen in kühnem Bogen aus den Vergangenheiten in die Zukunft hinüber, aber niemals bohrten sie sich mitten ins Herz. Er hatte sich bis zur Selbstverhöhnung mit diesem Mangel gepeinigt.

Wenn er vor den Büchern in seiner Studierstube saß, wußte er ganz genau, wie er sein Thema anfassen wollte, daß es die jugendlichen Hörer ergriff. Aber wenn er ihnen auf dem Katheder gegenüberstand, fühlte er ein Namenloses aus dem Grunde aufsteigen, das wuchs und wuchs, bis es wie eine Mauer zwischen ihm und seinen

Digitized by Google

Schülern stand. Er sah dann ihre Gesichter nur noch wie durch einen Nebel.

Sie schwatzten und lachten nur selten bei ihm, oder trieben einen Knabenunfug. Seine vornehme, immer gehaltene Art und Sprechweise hielt sie davon zurück. Aber etwas Schlimmeres stand zwischen ihm und ihnen: eine ungeheure Gleichgültigkeit.

Er hatte sich den Kopf zermartert über den Grund. Vielleicht war eine gewisse Scheu seines Wesens daran schuld. Man merkte sie ihm äußerlich nicht an, vielmehr offenbarte sie sich nur in einem Unerklärbaren, was auch die Kollegen nie über einen bestimmten Punkt hinaus im Verkehr mit ihm kommen ließ, und was sie Hochmut nannten. Aber es war nichts anderes, als die Sensitivität eines Menschen, dessen von Natur geringes Selbstvertrauen in der Kindheit beständig unterdrückt worden war.

Er hatte als ein stiller Junge immer im Schatten seines älteren Bruders gestanden. Vielleicht war dieser weniger eigenartig veranlagt als er, aber er hatte Temperament und eine Robustheit des Wesens, die wie eine etwas gewöhnliche aber funkelnde Sonnenblume im Fluge über die stillen Feinheiten einer zarteren Pflanze hinauswächst. So vertrockneten deren sparsame Wurzelfasern, ehe sie, vom Tau der Liebe und des Verstehens genährt, Kraft zur Entwicklung erhielten.

Diese zurückhaltende Scheu des Knaben wurde der Grund, daß später der Jüngling und der Mann niemals über die Ehe, als für sich in Betracht kommend, nachdachte.

Er wäre Junggesell geblieben, wenn nicht das Schicksal, das ihm besser vertraute, als er es tat, sich seiner angenommen hätte.

Wenn er in seinen jungen Jahren verschwiegene blaugoldene Träume über Frauen spann, so war er doch immer zu dem Schluß gelangt, daß die Frau, zu der vielleicht er hätte von Liebe sprechen können, nicht mehr auf Erden wandelte. Sie hatte in verflossenen Zeiten gelebt. Im fünfzehnten Jahrhundert oder im sechzehnten. Die Meister der frühen kölnischen Schule hatten sie gekannt. Sie hatte die schlanke Hoheit weißer Lilien, und ihre Schultern waren so jung und schmal, daß ein Gewand unfehlbar darüber hinweggeglitten wäre, wenn sie ihren Nacken entblößt hätte. Dem jungen Lehrer, der an den Wirklichkeiten des Lebens mit verbundenen Augen vorüberging, wäre der Gedanke an ein über die Schultern herabgleitendes Gewand ohne Zweifel sehr peinlich gewesen. Aber derartige Gedanken brauchten ihn nicht zu beunruhigen. Ein solcher Fall konnte nicht eintreten. Weil diese seine Liebe niemals und bei keiner Gelegenheit ihren Nacken vor den Augen Fremder entblößt haben würde, sondern immer ihre wundervoll tieffarbigen Gewänder bis zum Hals hinauf geschlossen trug.

Das Gesicht über diesem schlanken Halse war ihm deutlicher gegenwärtig als das Gesicht seiner Mutter. Die Stirn war sehr hoch und etwas rund gewölbt. Die feinen, lebhaft geschwungenen Augenbrauen schienen dunkel über der Nasenwurzel und verliefen im zartesten Goldblond. Derselbe goldene Ton lag wie der Flaum von sonnengereiften Früchten über dem rührend schmalen und liebevoll modellierten Gesicht.

Diese keusche Inbrunst der jungfräulichen Mutter, wie sie die alten Meister aus der Innigkeit ihres Glaubenslebens schufen, war seine Liebe. Aber sie wandelte nicht auf Erden. Aber gerade, als er zu dem Schluß kam, daß soviel Holdseligkeit immer nur in den Visionen Begnadeter gelebt hatte, gerade da begegnete er ihr.

Der schweigsame Mann, der den Vierzigern nahe war, hatte sich immer schwer entschließen können, mit irgendeiner Dame seiner Bekanntschaft ein Alltagsgespräch zu führen. Aber als ihm dieses Marienbild erschien, war er einfach zu ihr hingetreten und hatte sie gefragt, ob sie ihn begnaden und von ihrem goldenen Thron in seine arme, sehnsuchtsvolle Irdischkeit herniedersteigen wolle.

Und obwohl sie noch niemals voneinander gewußt hatten bisher, hatte sie nur wundervoll innig zu seiner Frage gelächelt.

Während ihrer Ehe hatte es sich dann erwiesen, wie so starke Fäden von Ewigkeit her zwischen diesen zwei Seelen gesponnen waren, daß sie zu den Auserwählten gerechnet werden durften, die an ihrem Teil vermögen, den Bruch, der durch die Schöpfung geht, wieder herzustellen, und das vollkommene Ganze an Stelle der kranken Hälften zu setzen. Und da seine Frau zu-

Digitized by Google

letzt nur er selber war, so vermochte er, sich ihr aufzutun und zu ihr zu reden, wie er zuvor nur mit Gott und mit sich selber geredet hatte. Den ganzen Reichtum, die Schönheit, die Kraft und das Leid seiner Seele tat er in ihre Madonnenhände und füllte sie mit Segen überfließend.

Der einzige Sohn seines späten Glückes war Benjamin — der Geliebte.

Er hatte die hohe, reine, etwas gewölbte Stirn seiner Mutter, und die kühnen, reichen und hohen Gedanken seines Vaters wohnten hinter dieser Stirn. Aber er hatte noch etwas, was beide Eltern nicht besaßen: die strahlende Zuversicht, den glühenden Glauben an die Kraft und die Schönheit und die Güte des Lebens. Das Erbteil von Kindern, die überreich geliebt worden sind, und die ihrem Erschaffer die Zukunft bedeuten.

Der Sohn würde alles das erfüllen, was dem Vater versagt geblieben. Alle Ansätze und Knospen sollen in ihm Frucht werden. Der Vater grub den Quellen nach, des Sohnes Ströme würden das Land segnen.

Dem kleinen Knaben, der unbefangen und selbstverständlich seinen Vater als Freund beansprucht hatte, konnte dieser ebenso unbefangen und selbstverständlich ein Freund werden. Aber auch jetzt noch blieb die Mauer, die ihn von seinen Schülern trennte, bestehen. Wenngleich der Nebel zuweilen in besonders starken Augenblicken zu schwanken und sich zu teilen anfing. Damals zum Beispiel, als der Bub aus dem Fenster stürzte und unverletzt blieb. Er war einem Schmetterling nachgestiegen. Im freudigen Glauben an die goldene Sonnenbrücke, über welche der kleine Luftwanderer zu ihm gekommen war.

Der Vater, wie er an dem grünbezogenen Tisch saß, mit den Tintenfässern, Heftstößen und Linealen, stützte plötzlich den Kopf in die Hände, als ob er die Last der Gedanken nicht mehr ertragen könne. Dann kehrte er sich ebenso heftig den Fenstern zu, die er vorher gemieden hatte und durch welche noch immer die Strahlenbrücken ins Zimmer hineinreichten.

Ja —, ein Sonnengläubiger war sein Junge gewesen.

Und dann bäumten seine Gedanken sich auf und jagten wieder hinaus ins Weite. Den Weg, den sie hundert- und aberhundertmal genommen hatten in diesen letzten zwei Monaten.

Während der süße Geruch der wilden Rosen, der Wiesennelken und Schwertlilien und der herbe Geruch des jungen gemähten Grases von den Wiesen und Gräben herauf das alte Kloster durchflutete, bekamen die Augen des Vaters einen glasigen Ausdruck, und die grauen Haare schienen sich an ihrer Wurzel wie Federchen zu sträuben. Denn er atmete die Pestluft von Ypern. Dort hatte sein Sohn zwei Monate lang im Schützengraben gelegen —

Und dann sah er es ganz deutlich. So deutlich stand es vor ihm, daß er dabei hätte niederknien können. Ein kleines Grab lag dort, unter einem Ellernbaum. Von einem Zaun war es umhegt, wie ein Garten. Und wie ein solcher blühte es, überreich. Auf dem Holzkreuz stand zu lesen: „Dem jüngsten Helden und unserm liebsten Kameraden!"

Der Vater stand still bei diesem Grab. Er redete mit dem, der unter dem Hügel lag. — Aber dann bäumten die Gedanken sich abermals auf und kamen zurückgejagt, in Schweiß gebadet: Dies alles mußte ja doch Lüge sein. Dies — Grab war doch nicht die Zukunft? —

Hinter den Fenstern des gegenüberliegenden Klosterflügels, vor denen in uralten, blütenüberschütteten Holunderbüschen unzählige Vögel nisteten, fing es plötzlich an: „O Deutschland, hoch in Ehren ..."

Die Sexta und die Quinta hatten Gesangunterricht. Wie weiße Tauben flogen die Töne zur Höhe. Ihre helle Jugend hatte etwas hinreißendes.

Der alte Mann im Lehrerzimmer — denn der an Jahren nicht mehr junge war in der verflossenen Nacht ein ganz alter Mann geworden — deckte die Hand über die Augen. Ein Ausdruck unerträglicher Qual machte sein Gesicht fremd. So hell, so hinreißend selbstvergessen hatte sein Junge auch gesungen!

Er sah ihn vor sich mit den strahlenden Augen über das Glück der neuen Sextanermütze!

Daß irgend etwas zwischen dem Vater und seinen Schülern nicht in Ordnung war, hatte der kleine Bursche nicht sobald merken können, da jener nur in den Ober-

Digitized by Google

klassen unterrichtete. Vielmehr konnte er die Zeit nicht erwarten, der Schüler dieses vergötterten Vaters, dieses vollkommenen Freundes zu werden!

Dann in der Tertia kam das dumpfe Staunen über den Irrtum. Zu seinen Schülern, den heranwachsenden Knaben, hatte der Lehrer den Weg noch immer nicht finden gelernt. Wo weder die Hingabe der Frau noch das Vertrauen des kleinen Kindes ihm die Hand reichten, blieb er noch immer im Tiefsten stumm.

Zuerst stand der Sohn ohne zu verstehen. Dann begriff er den Mangel, dem er gegenüberstand als einem Leid in der Seele des andern. Mit der ganzen Inbrunst seines Wesens und seines Gefühls versuchte er, den Vater und seine Kameraden zueinanderzuführen.

Die Kameraden folgten ihm willig und leicht. Der Vater war nicht mehr jung genug. Aber was ihm an Schwungkraft fehlte, ersetzte er tausendmal durch den Willen. Wenn es auch nicht von heut auf morgen wurde — wie gern wollte er sich führen lassen von diesen jungen, warmen, sicheren Händen!

Er war eben dabei, die Brücke zu beschreiten, zu der sie ihn hinzogen — da war alles vorüber. — Mit seiner Zukunft, die vom Schicksal zerbrochen worden war, zerbrach auch diese Brücke wieder. — —

Plötzlich hörte er die Schulglocke läuten. Mit dem tiefen, ruhigen Ton, in dem sie dereinst die Mönche zur Vesper geladen, rief sie jetzt die stürmende Jugend nach kurzer Freiheit zurück zum Unterricht.

Der Lehrer fuhr zusammen. Er verglich seine Uhr. Die Pause war vorüber. Er mußte das Ausläuten vorhin überhört haben. Einen Augenblick wunderte er sich, daß niemand der Kollegen das Lehrerzimmer betreten hatte. Nachher zogen sich seine Mundwinkel schmerzlich herunter. Sie hatten ihn — schonen wollen! —

Durch die hallenden Kreuzgänge eilten in schweren Stiefeln die Füße der Jugend. Dann klangen die Stimmen gedämpfter. Zuletzt war alles tief still.

Der Lehrer stand auf, und mit seinem gewohnten gleichmäßigen Schritt, nur den Kopf ein wenig zwischen die Schultern gedrückt, wie es nie seine Art gewesen, ging er zu seiner Klasse. Er wiederholte in Gedanken mechanisch immer dasselbe Wort: Deutschlands Zukunft. Das Thema, über das er sprechen wollte, und von dem er gar nichts zu sagen wußte.

Die Schüler standen in den Bänken wie immer zu seinem Empfang. Aber irgend etwas war anders als sonst. So lautlos war ihr Harren, daß dieses vollkommene Schweigen zur Sprache wurde.

Der Lehrer ging, ohne daß er sich Rechenschaft darüber gab, von diesem Schweigen wie von stillen, dunkeln Gewändern verhüllt, zum Katheder. In einer abwesenden Art legte er seine Bücher hin, und ebenso abwesend sah er über die Klasse hinweg: Deutschlands Zukunft, gingen immerfort noch mechanisch seine Gedanken. Aber er sah immer nur den Platz des Primus — obwohl er ihn mit den Augen vermied —, den vor einem Jahr noch sein Junge innegehabt hatte.

Dann plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß die Klasse noch immer stand, obgleich er die Handbewegung, die sie begrüßt, längst getan hatte. Dreißig Jungen, die meisten auf der Schwelle zum Mann, dreißig ungebärdige, glühende Knaben standen regungslos, wie aus Stein gehauen, und hatten brennende Augen, in denen es heiß und schamhaft funkelte, auf ihren Lehrer gerichtet. Sie standen, als müßten sie alle ein Wort, einen Namen herausschrein oder laut herausweinen, und nur die Ehrfurcht vor dem Großen und Heiligen bändigte ihren jungen Schmerz und ihre junge Begeisterung.

Der Lehrer sah sie an. Wie sie so schweigend standen. Und zum erstenmal sah er sie ohne Mauer und ohne Nebel und sah ihre Seelen, die glühend bereit waren, ihn aufzunehmen.

Da wußte er plötzlich, daß Deutschlands Zukunft vor ihm stand. Und daß die Besten fallen mußten, damit diese Zukunft blühen und hinaufwachsen könne zu den Höhen, zu welchen jene vorangestürmt waren.

Da vermochte er es, still und gefaßt, unbefangen und selbstverständlich wie der Freund zum Freunde, zu diesen Knaben zu reden. Von Deutschlands Zukunft konnte er zu ihnen sprechen. Weil er fühlte, wie sie es in heißem Herzen begriffen, daß er seine eigene Zukunft dieser andern, größeren geopfert hatte.

Digitized by Google

Nach der Arbeit. Gemälde von Wilhelm Thielmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bewegungstechnik und Ausdruckskunst der Frau

Von Katharina Bombe

Mit zweiundzwanzig Abbildungen

In dem größeren ‚Deutschland', auf das wir hoffen, und in dem neuen Kulturabschnitt, der nach dem Völkerringen einsetzen muß, wird die Frau eine andere und wichtigere Rolle spielen als bisher. Sie soll nicht nur die körperliche Volkskraft erneuern helfen, sondern das Formale unserer Äußerungskultur umgestalten und damit auch unserer Bühne und unserer darstellenden Kunst neue Wege weisen. Damit sie jedoch so wichtigen Aufgaben nicht ratlos gegenüberstehe, muß sie schon jetzt damit beginnen, ihren Körper zur körperlichen Tüchtigkeit und zur Ausdrucksfähigkeit seelischer und künstlerischer Erlebnisse zu erziehen.

Die Notwendigkeit geregelter Körperkultur bei Männern und Frauen wurde zum ersten Male von dem Franzosen François Delsarte (1811—1871) betont. Er war der Lehrer der Rachel und der Sarah Bernhard. Als Meister des Gesanges und der dramatischen Kunst begnügte er sich nicht damit, seinen Schülern die verknöcherten und durch stete Wiederholung des Geistes beraubten, choreographischen Formeln zu vermachen, sondern er suchte die Wurzeln der Bewegungsgesetze auf und fand sie in der Bewegungstechnik der Antike. Leider starb er, bevor er die Ergebnisse seiner Forschungen in ein System bringen konnte. Doch seine Schülerin Geneviève Stebbins trat sein geistiges Erbe an. Sie ordnete seine Aufzeichnungen, prüfte sie auf ihre Brauchbarkeit und wirkliche Verwendbarkeit und verquickte sie mit ihren eigenen Erfahrungen und den Übungen der schwedischen Heilgymnastik.

So entstand ein brauchbares System, nach dem sie jahrelang selbst arbeitete und dann in Amerika unterrichtete. Ihr Erfolg übertraf alles Erwarten. Zwei ihrer Anhängerinnen verpflanzten die neuen Gedanken nach Europa; es waren Frau Dr. Beß Mc. Mensendieck (Körperkultur der Frau, Verlag Bruckmann, München) und Frau Hede Kallmeyer (Harmonische Gymnastik, Kulturverlag, Berlin). Obgleich die Verfasserinnen der beiden Bücher an derselben Quelle geschöpft haben, so liegt der Schwerpunkt ihrer Betrachtungen doch auf verschiedenen Gebieten. Man kennzeichnet die beiden Verfasserinnen am besten als Hygienikerin und Ästhetin. ‚Die Körperkultur der Frau' sollte die Gesundheitsbibel für jede Frau sein. Sie ist ein unerschöpflicher Bronnen hygienischer Weisheit und gütiger Ratschläge zur Pflege ‚unseres lieben Bruders, des Körpers', wie Franz von Assisi ihn zu nennen pflegt. Nicht mehr die herausgeturnte Militärbrust und die Parademarschbeine sind das Ideal ihrer Körpererziehung, sondern eine allseitige, gesetzmäßige Entwicklung und Übung aller Muskeln und Gelenke. Ihre Übungen sind geistreich erdacht, wie nur eine ärztlich geschulte und dabei weiblich empfindende Frau dazu imstande ist. Sie kennt die Schäden, die das Mieder, der feste Schuh mit dem hohen Absatz, der steife Kragen und auch das Reformkleid in unserm Muskelbau hervorrufen. Diese künstlich zur Untätigkeit verurteilten Teile des Leibes erweckt sie durch langsame Beugen, Streckungen und Drehungen, so daß nicht nur die Muskeln der Oberfläche des Körpers, sondern auch die tiefer liegenden angeregt wer-

Abb. 1. Tänzerin, ihre Schuhe anziehend
Pastellgemälde von Edgar Degas

Digitized by Google

den. Sie befähigt durch ein genaues Festlegen der Kraftquelle ganze Muskelgruppen, wie die des Oberarmes und Oberschenkels zu ungeahnten Kraftleistungen. So lehrt sie die Frau sich einfühlen in eine neue ‚Körperordnung', bei der alle Lasten richtig verteilt sind, das Gleichgewicht ausgeglichen ist und die Bewegungen sich folgerichtig vollziehen.

Während auch der Uneingeweihte die Vorzüge des Mensendieckschen Systems schon nach wenigen Vorführungen erkennt, empfindet nur der sehr mit der Methode Vertraute die Schatten einiger Nachteile. Da die Arbeit aller Muskeln und Nerven und der Ansatz zu jeder Bewegung durchaus bewußt geschehen, so befindet sich der Körper stets in einem Zustand größter Spannung, die sich jedoch nicht immer in eine entsprechende Tätigkeit umsetzt. Außerdem erzeugt die Präzisionsarbeit vielfach ein Heißlaufen der Muskelmaschine und des Nervenapparates. Man wird daher gut tun, das theoretisch so scharf durchdachte System in seiner praktischen Ausführung bedeutend zu mildern, wodurch man gewiß auch den Fehler vermeidet, einige Übungen zu sehr zu spezialisieren. Dann aber können wir eine Bewegungskunst von größter Klarheit, Sicherheit und Anmut entwickeln. Eine solche ist der Frau schon bei der Ausübung ihrer häuslichen Pflichten vonnöten. Sie ahnt aber meist gar nicht, wieviel Kraft sie verschwendet, wenn sie ein hartes Brot nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Gesicht schneidet, wenn sie ihr Kind mit dem Leib statt mit den Armen hebt oder einen Kuchenteig rührt, als wollte sie den Boden der Schüssel herausdrücken, statt diese Kraft in Ausdauer umzusetzen. Viele Kunstwerke illustrieren unbeabsichtigt die falsche Ausführung von allerhand Verrichtungen. Über beide Knie gebeugt rückt die Tänzerin von Degas (Abb. 1) ihren Schuh zurecht. Zur Wahrung des Gleichgewichtes dreht sie die Füße ganz nach auswärts und stützt noch die rechte Hand auf das breit abgestellte rechte Knie. Das Schokoladenmädchen von Liotard (Abb. 3) dürfte ihre Tasse kaum an den Bestimmungsort bringen, ohne den Inhalt zu verschütten, denn die beim Gehen erzeugten Stöße des Körpers übertragen sich durch den steifen Oberarm und den eckigen Ellenbogen auf die Hand und beeinträchtigen deren Sicherheit. Die heilige Elisabeth (Abb. 2) trägt ihren Wasserkrug mit einem Kraftaufwand, als müßte sie ihn immerfort aus des Brunnens Tiefe heraufziehen. Den gleichen technischen Irrtum begehen die meisten Frauen beim Tragen ihres Handtäschchens, weshalb sie so oft über einen steifen Arm klagen. In gleichem Maße wie an Kraft, können wir auch an Zeit und Weg sparen, wenn wir lernen, unnötige Drehungen und unbeabsichtigte Bewegungen zu vermeiden, wie sie sich beim Türöffnen und -schließen, beim Auf- und Abgehen und beim Niedersetzen leicht einstellen. Auch das Greifen, Handgeben und Grüßen hat seine eigene Technik, die, so

Abb. 2. Holzstatue der heiligen Elisabeth in der Jakobskirche zu Rothenburg o. T.

Abb. 3. Das Schokoladenmädchen Pastellgemälde von Jean Etienne Liotard

Digitized by Google

Abb. 4. Eleonora Duse

Abb. 5. Maria Carmi

natürlich sie ist, den meisten Menschen unbekannt bleibt und durch geschraubte und eckige Bewegungen ersetzt und beschönigt wird. Je richtiger eine Hantierung ausgeführt wird, desto natürlicher, ruhiger und schöner wirkt sie. Auf dieser Tatsache beruht zum größten Teil die vornehme Überlegenheit der Frau großen Stiles und vor allem die Anmut der Romanen. Sie tragen Lasten mit dem Brust- und Hüftgürtel, also auf dem Kopf, auf der Schulter und auf der Hüfte; sie kennen die Kunst des vollständigen Entspannens, wonach sie oft noch im Schlaf anmutig erscheinen. Wie gut ein toskanischer Bauer mit den statischen Gesetzen seines Körpers Bescheid weiß, zeigt er, wenn er hoch oben auf seinem zweirädrigen Karren (baroccio) steht, allen Stößen und Schwankungen zum Trotz, wie ein griechischer Jüngling auf seiner Biga.

Viele ästhetische Wirkungen, seien sie durch Malerei, Skulptur oder plastische Darstellung des lebenden Organismus erzeugt, beruhen auf gewissen Gesetzen der Raumeinteilung, die der „goldene Schnitt" festgelegt hat. Während man sie bei vielen Malern nachweisen kann, wie bei Leonardo da Vinci, Rembrandt, Jan Vermeer van Delft, Poussin, und unter den modernen bei dem Interieurmaler August von Brandis

Abb. 6. Lola Artôt de Padilla als Violetta in „La Traviata"
(Phot. Becker & Maaß)

Digitized by Google

Abb. 7. Maria Carmi
(Phot. Sandau)

Abb. 8. Lola Artôt de Padilla als Violetta
(Phot. Becker & Maaß)

Abb. 9. Marianne Alfermann als Violetta
(Phot. Ernst Schneider)

Abb. 10. Lola Artôt de Padilla als Violetta
(Phot. Becker & Maaß)

Digitized by Google

Abb. 11. Marianne Alfermann als Violetta
(Phot. Rembrandt)

Abb. 12. Marianne Alfermann als Violetta
(Phot. Gerlach & Co.)

Abb. 13. Geraldine Farrar in Tosca
(Phot. Manuel)

Abb. 14. Marianne Alfermann in Manon
(Phot. Gerlach & Co.)

Digitized by Google

und der Neu-Dachauer Schule (Ludwig Dill, Adolf Hölzel, Langhammer), hat man ihr in der Bewegungstechnik des Menschen noch keinerlei Bedeutung beigelegt, sie vielleicht noch gar nicht darin erkannt. Schon Albrecht Dürer aber wies, durch die Italiener angeregt, darauf hin, daß auch der menschliche Körper nach den Regeln des goldenen Schnittes gebaut ist; vor etwa zwanzig Jahren konstruierte Adalbert Goeringer einen dreiteiligen Zirkel (München, J. Lindauersche Buchhdlg.), der die Nachprüfung dieser Lehre mühelos gestattet. Mit Hilfe dieses Instrumentes vermag man auch die Bewegungstechnik einer Kontrolle zu unterziehen. Es ergibt sich daraus, daß der Gestus am klarsten und harmonischsten wirkt, wenn Haupt- und Nebenbewegung, Ausladen nach vorwärts und rückwärts, Teilbewegung und Körperlänge oder Breite und schließlich auch die Verlagerung des Gleichgewichtes sich der goldenen Regel der ‚göttlichen Proportion' unterwerfen. Überaus bedeutsam ist das Gesetz für die Entwicklung des Raumgefühles, sowohl für das tägliche Leben wie für die Bühne. In dem geschlossenen Raum ebenso wie in dem Ausschnitt aus einer Landschaft werden gewisse Punkte betont durch Möbel, Farbenflecke, Personen, Bäume, Architektur oder Horizont, die in den Proportionen des goldenen Schnittes voneinander entfernt liegen müssen, um ein abgerundetes, wohlgefälliges Raumbild hervorzubringen.

Obgleich nun ein gymnastisch durchgebildeter und in seiner Mechanik richtig arbeitender Körper immer einen abgerundeten und angenehmen Gesamteindruck hervorruft, so verhindert er doch durch seine Gesetzmäßigkeit oft die Äußerung der eigenen Züge der Persönlichkeit. Die Kallmeyersche ‚harmonische Gymnastik' sucht deshalb den Körper als Instrument des Ausdrucks zu schulen. Sie verzichtet auf die große Genauigkeit der einzelnen Bewegungsmomente zugunsten allgemeiner Gesichtspunkte, wie harmonische Stellung und Gegenbewegung, die auch in der altitalienischen Choreographie eine wichtige Rolle spielen.

Ferner legt sie auf das Entspannen, verbunden mit geeigneten Atemübungen, einen großen Wert. Von den Hauptgrundsätzen ihrer Bewegungstechnik weicht sie nur ab, wenn das Ausdrucksmoment das Bewegungsmoment an Wichtigkeit übertrifft. Ihre Stellungen, Gesten und Ausdrucksübungen schließen sich eng an klassische Vorbilder an, wie sie Statuen, Friese und Vasenbilder in reicher Auswahl bieten. Sie wirken

Abb. 15. Helena Forti als Brünhilde

Abb. 16 Martha Leffler-Burckhard als Brünhilde

Digitized by Google

Abb. 17. Helena Forti als Kundry (Phot. Pieperhoff)

Abb. 18. Thila Plaichinger als Isolde

jedoch in ihrer akademischen Art etwas kühl, obgleich sie zur Veredelung der Formensprache von großer Bedeutung sein mögen.

Von einer ganz anderen Seite nähert sich der Franzose Jaques-Dalcroze den Fragen der Körperkultur. Er sucht sie mit Hilfe des musikalischen Rhythmus zu lösen. Seine großen Erfolge in Genf und Hellerau wollen wir gerechterweise nicht fortleugnen, obgleich er sich politisch — zum Dank für alle ihm in Deutschland erwiesenen Freundlichkeiten — auf die Seite unserer Feinde geschlagen hat. Durch rhythmische Gymnastik will er die natürlichen Rhythmen des Körpers ordnen, Muskelempfindungen regeln und die Tätigkeit der Gliedmaßen voneinander unabhängig machen. Eine Reihe geistreich erdachter Übungen schult den Körper in diesem Sinne und bearbeitet das Nervensystem, damit die rhythmischen Vorstellungen des Gehirnes sich schnell, sicher und ungehemmt in körperliche, plastische Rhythmen umsetzen. Als anregendes Mittel dient ihm die Musik. Sie begleitet noch heute bei einfachen Völkern die Tanzbewegungen als schlichter Rhythmus, der durch Trommeln oder Händeklatschen angedeutet wird. Ebenso vermag sie umgekehrt die vernachlässigten körperlichen Rhythmen des neuzeitlich gerichteten Menschen aufs neue zu erwecken und zu bereichern. Wie berechtigt die Annahme des Pädagogen war, bewiesen die Vorführungen seiner Schüler in Hellerau, Berlin und Köln. Sie legten Zeugnis ab von einer abgerundeten Schulung aller Bewegungen, die sich ohne Hemmungen seelischer oder körperlicher Art, Zeit und Raum beherrschend vollzogen, und die jene Ruhe und Freudigkeit ausströmten, wie sie sich bei völliger Beherrschung des Organismus im Menschen einstellen. Schüchternheit, Angst, Unsicherheit und andere minderwertige Empfindungen lösen sich unter dem Einfluß musikalischer und plastischer Rhythmen, um einem klaren Persönlichkeitsgefühl und einer Erkenntnis des eigenen Temperaments und der eigenen geistigen Fähigkeiten Platz zu machen. So wirkt die Methode des Dalcroze nicht nur äußerlich, sondern auch ethisch erziehend.

Die Kurse der neuen Hellerauer Schule für angewandten Rhythmus unter der Leitung des Herrn Kurt von Böckmann ergänzen die früher etwas einseitig auf musikalische Rhythmen aufgebaute Methode aufs vorteilhafteste durch gymnastische Übungen, Stimmbildung und Atemkunst. Die Anstalt hat zwei Abteilungen: die eine für Musik, in der Rhythmus und musikalische Erziehung Hauptziel sind, und eine andere

Digitized by Google

Abb. 19. Berta Morena als Elisabeth

aber wollen das Charakteristische unseres Wesens kennzeichnen. Um dies zu ermöglichen, muß der Gestus seelisch geladen sein. Die Schauspielkunst hat die Notwendigkeit einer neuen Ausdrucksform längst erkannt, Eleonora Duse, Joseph Kainz, Maria Carmi haben uns neue Bahnen gewiesen, und von ihnen empfängt auch die Bewegungs- und Ausdruckstechnik des täglichen Lebens reiche Anregung. Das bewußte Sichanlehnen an den Gestus irgendeiner dramatischen Künstlerin darf natürlich niemals in ein Nachahmen ausarten. Jede Frau sollte ihren eigenen Stil pflegen. Große Frauen mit ausgeprägten Gesichtern werden mehr das Heroische, kleine Blondinen das Rokokoartige, einige das Soubrettenhafte, andere das Naive ihres Wesens besonders hervorheben. Dementsprechend wird ihr Gestus groß, kurz und zierlich, rund oder unstilisiert sein. Fremde Elemente, die durch Nachahmung in den persönlichen Ausdrucksstil hineingelangen, wirken stets unwahr und theatralisch. Darum muß der Unterricht in der Ausdruckskultur ein ganz individuell gefärbter Einzelunterricht sein, wie er nur durch Sympathie und unbeschränktes Sichausliefern zwischen

für allgemeine Körperkultur und Gymnastik, in welcher die Musik und der durch sie erzeugte Rhythmus nur als anregende und ordnende Hilfskräfte herangezogen werden. Im Hinblick auf die bisherigen Leistungen des Institutes und seine hohen Ziele, wäre es lebhaft zu wünschen, daß die Zahl derer, die Verständnis für das neue Bildungsideal besitzen, sich dauernd mehrte, und daß sie sich immer enger an die Zentrale der Bestrebungen anschlössen.

Die meisten Anstalten für Körperkultur schlagen den Weg ein, uns historisch, ungefähr wie in der Zeichenakademie die Gipsklasse, die Technik der Bewegungen vorzuführen und durchüben zu lassen. Aber nur sehr wenige, unter denen an erster Stelle die ‚Schule für Kunst' des Laban de Varalja in München zu nennen ist, kommen darüber hinaus und entwickeln eine Äußerungsfähigkeit wie sie der neuzeitliche Mensch für sein Seelenleben braucht. Die klassischen Vorbilder betonen fast ausnahmslos den rein formalen Grundsatz der Schönheit um der Schönheit willen, wir

Abb. 20. Erna Denera als Isolde. (Phot. Gerlach & Co.)

Digitized by Google

Abb. 21. Helena Forti als Kundry (Phot. Pieperhoff)

Lernenden und Lehrenden ermöglicht wird. Immerhin ist es fesselnd, die darstellende Kraft an technisch gut geschulten Körpern zeitgenössischer Künstlerinnen zu studieren. Neben der Mimik kommt die Haltung des Kopfes als wichtiges Ausdrucksmoment in Betracht. Eleonora Duse (Abb. 4) drückt verhaltene Trauer aus; Maria Carmi (Abb. 5) zeigt mit seltener Vollkommenheit stolze Ruhe in höchster Lebenskraft; Lola Artôt de Padilla (Abb. 6) Auflösung im Schlafe oder Tode. Ebenso kann das ruhige Stehen vergeistigt werden durch die Macht seelischen Erlebens. Abb. 7, Maria Carmi, Abb. 8, Lola Artôt de Padilla und Abb. 9, Marianne Alfermann, kennzeichnen in einer abgerundeten und vornehmen Stellung das ruhige Erwarten oder auch das Sichbeobachtetwissen, was die meisten Frauen im täglichen Leben zu linkischen Versuchen veranlaßt, interessant oder besonders lebendig zu erscheinen. Bestimmtere und ausgeprägtere seelische Verfassungen tun sich kund in Abb. 10, Lola Artôt de Padilla: gedankenvolles Innehalten im Gange; Abb. 11, Marianne Alfermann: Stehenbleiben in Überraschung und Zögern; Abb. 12, dieselbe Künstlerin: in Betrachtung versunken; Abb. 13, Geraldine Farrar: Erschrecken und Abwehr; Abb. 14, noch einmal Fräulein Alfermann: in schelmischer Überlegung; Abb. 15, Helena Forti: grüblerisches Stehenbleiben. Wie sehr technische Sicherheit die Ausdruckskraft der Arme fördert, dadurch, daß sie dieselben kraftvoll, schlank und leicht oder gedanklich beschwert erscheinen läßt, beweisen Abb. 16, Martha Leffler-Burckhard; Abb. 17, Helena Forti, Abb. 18, Thila Plaichinger, Abb. 19, Berta Morena. Am konzentriertesten aber sammelt sich die seelische Spannung in den Händen. Sie sind mehr noch als das Gesicht Verräter des wahren Wesens eines Menschen. Wie leicht läßt uns die lässige, ausdruckslose Hand den Menschen ohne Charakter oder Tatkraft, die festgeschlossene den herrschsüchtigen oder geizigen Typus erkennen. Im Schmerz krampfen sich die Finger zusammen: Erna Denera, Abb. 20; vor Grauen oder Schreck spreizen sie sich: Helena Forti, Abb. 21. Die spitzen, langen und geschmeidigen Finger der Thyra Larsen dagegen (Abb. 22) verraten in jeder Bewegung die kühl berechnende, grausame Salome.

Abb. 22. Thyra Larsen als Salome. (Phot. Grainer)

Digitized by Google

Deutschland und das Ende von Dänemarks Westindien

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann

Ungezählte Male ist von England und seinen Gefolgsmännern seit hundert Jahren das Gerücht ausgesprengt worden, daß Deutschland nach kolonialen Erwerbungen im amerikanischen Teile der Welt strebe. Erst wurde ihm von dieser Seite die Absicht angedichtet, daß es im Kampfe Spaniens gegen seine aufständigen Tochterstaaten einzugreifen und dabei ein oder das andere Gebiet in Besitz zu nehmen beabsichtigte. So ernstlich waren leitende Persönlichkeiten in England von dieser Befürchtung erfüllt, daß Minister Canning die Vereinigten Staaten 1823 zur feierlichen Verkündigung des seitdem dort zum Glaubensartikel gewordenen Grundsatzes veranlaßte, „daß die amerikanischen Kontinente nicht länger Gegenstand europäischer Kolonisationsbestrebungen sein dürften". Aber das Auftreten der Vereinigten Staaten genügte anscheinend den eifersüchtigen Briten noch nicht. Obwohl die Staaten Deutschlands niemals auch nur den leisesten Versuch zum Erwerb von Kolonien während langer Jahrzehnte machten, ließ man in England nicht ab, die Amerikaner mit Warnungen vor Deutschlands angeblichem unersättlichem Ehrgeiz und seinen Eroberungsplänen zu überhäufen. Es verschlug nichts, daß sich alle Gerüchte von einer beabsichtigten Einmischung Preußens in die Texasangelegenheit, von Landerwerbungen in Mittel- oder Südamerika als unwahr herausstellten. Die törichten Auswanderungsversuche übelberatener Deutscher nach Fieberküsten in diesen Gebieten während der vierziger Jahre boten Deutschlands Neidern ausreichenden Stoff zu immer neuen Verdächtigungen und Hetzereien. Die ernstlichen Unternehmungen der Spanier in Mittelamerika und Napoleons III. Eingreifen in Mexiko wurden in England lange nicht so gehässig beurteilt, wie die gelegentliche Auswanderung irregeführter und ausgebeuteter Deutscher nach amerikanischen Gebieten außerhalb der Vereinigten Staaten. Seit dem erfolgreichen Kampfe Deutschlands mit Frankreich hat die angebliche deutsche Gefahr für Amerika den ständigen Gegenstand von Verdächtigungen der deutschen Politik durch die eifersüchtigen Briten und ihre Genossen gebildet. Bald wurde Deutschland verdächtigt, Landbesitz in Brasilien, Argentinien oder Chile erwerben zu wollen, bald klagte man es ehrgeiziger Pläne in Santo Domingo oder Kuba an. Vor allem aber wurde ihm immer wieder die Absicht unterstellt, die dänischen Inseln in Westindien anzukaufen und damit die Herrschaft im Antillenmeer sich aneignen zu wollen! Die Tatsache, daß die deutsche Regierung niemals irgendwelche Schritte in dieser Hinsicht getan und mehr als einmal die Unwahrheit der ihr zugeschriebenen Pläne öffentlich festgestellt hat, vermochte diesen bewußten, boshaften Hetzereien keinen Einhalt zu tun. Immer wieder liefen diese verleumderischen Verdächtigungen Deutschlands durch die amerikanischen Blätter und wurden damit schließlich auch aufgeklärten und vernünftigen Leuten eingeimpft. Es steht fest, daß nicht zum wenigsten unter dem Eindruck der fortgesetzten geschickten Verdächtigung der Ziele der deutschen Politik die Vereinigten Staaten 1867 und 1901 über den Ankauf der dänischen Inseln mit der Kopenhagener Regierung ernstlich verhandelt haben. Die Furcht vor Deutschlands angeblichen Eroberungsplänen hat ja auch den amerikanischen Beutezug gegen den Rest des spanischen Kolonialreichs sehr bedeutsam beeinflußt! Amtlichen Meldungen aus Washington zufolge ist das 1867 und 1901 einmal am Widerspruch des Kongresses, das andere Mal an der Abneigung Dänemarks gescheiterte Geschäft nunmehr zustande gekommen. Die Amerikaner sind bereit, die drei dänischen Inseln für fünf Millionen Pfund zu erwerben.

Den wenigsten Zeitgenossen ist heute bekannt, wie Dänemark zu diesem Besitze gekommen ist, noch weniger weiß man, daß er eine nicht unbedeutsame Rolle in der Geschichte Deutschlands gespielt hat. Die Religionskriege Deutschlands im 17. Jahrhundert, die Schwächung und Verarmung unseres Vaterlandes durch den Dreißigjährigen Krieg haben Dänemark wie Schweden die Möglichkeit gegeben, Kolonien in weit entlegenen Gegenden zu erwerben und während langer Zeit auf die Geschicke der Welt nicht unerheblich einzuwirken. Während man sich auf dem Festlande zerfleischte und vernichtete, haben geradeso wie heute die abseits liegenden neutralen Staaten die Möglichkeit gefunden, sich auf Kosten der Festlandsmächte in nie dagewesenem Maße zu bereichern und sich zu einer vorher nie geahnten politischen Bedeutung aufzuschwingen. In den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs erwarb Christian IV. von Dänemark den Hafenplatz Trinconomale an der Nordküste Ceylons, Tranquebar an der indischen Koromandelküste und errichtete bald noch weitere Faktoreien in Indien und Westafrika, die er durch privilegierte Handelsgesellschaften bewirtschaften ließ. Nach dem Westfälischen

Digitized by Google

Frieden machte Holland dieser dänischen Herrlichkeit gewaltsam ein rasches Ende. Doch König Christian V. trat in die Fußstapfen seines Nachfolgers und wußte mit geschickter Ausnützung der Zeitumstände bald ein neues Kolonialreich zu erwerben. Eine neue privilegierte Kompanie wurde 1670 gegründet. Es gelang ihr, in den indischen Gewässern von Arabien bis zu den Sundainseln Faktoreien in Betrieb zu setzen. Ja sie faßte sogar auf den Philippinen festen Fuß. Neben ihr wirkte eine westindische Kompanie. Sie setzte sich kurzerhand auf der von England beanspruchten, aber nicht besiedelten Antilleninsel San Tomas im Jahre 1672 fest und begann von ihr aus den damals so ausgebreiteten und hohe Gewinne abwerfenden Negerhandel nach den amerikanischen Pflanzungen zu treiben. Dieser Handel wurde damals, was nicht zu vergessen ist, in der ganzen Welt als ein nicht nur berechtigtes, sondern sogar sehr verdienstliches Geschäft betrachtet. Die ganz aus Geistlichen zusammengesetzten obersten kolonialen Behörden Spaniens und Portugals hatten ihn seinerzeit ins Leben gerufen. Sie bezweckten damit die körperlich schwache Bevölkerung Amerikas vor schwerer Arbeit zu bewahren. Gleichzeitig strebten sie damit die Neger dem Christentum zu gewinnen. Zu vergessen ist dabei auch nicht, daß die Anwerbung der Negerarbeiter in Afrika damals in ähnlicher Weise, wie heut die ostasiatischer Kulis oder italienischer Arbeiter durch Vermittlung der heimischen Behörden in geordneter Weise geschah und daß auch die Verschiffung anders als später gehandhabt wurde. Erst als England dem Negerhandel den Garaus zu machen begann, um dadurch seine abgefallenen Kolonien der Arbeiter zu berauben, und die Händler sich gezwungen sahen, die Negerarbeiter heimlich anzuwerben und zu verschiffen, entwickelten sich die Greuel des Menschenhandels, die mit Recht die Entrüstung der ganzen Welt wachgerufen haben.

Ein Beweis dafür, daß erst das Vorgehen Englands zu Ende des 18. Jahrhundert dem Geschäft der Anwerbung und Verschiffung von Negerarbeitern seinen bösen Stempel aufgedrückt hat, dürfte schon darin zu finden sein, daß ein so humaner und menschenfreundlicher Herrscher wie der Große Kurfürst kein Bedenken getragen hat, sich gleichfalls damit zu befassen. Seine kolonialen Pläne brachten ihn, was heute von der Welt meist vergessen ist, in nahe Berührung mit Dänemark! Auf Veranlassung des holländischen Admiral Gijssels van Lier, den er 1647 bei seiner Vermählung mit Luise Henriette von Oranien im Haag kennen gelernt hatte, faßte er zuerst den Plan einer indischen Kompagnie. Jahrelang bemühte er sich unter den Kaufleuten der deutschen Städte Verständnis und Teilnahme dafür zu finden. Auf Grund von Verhandlungen mit den Hanseaten gedachte er den Hauptsitz der Gesellschaft nach Hamburg zu verlegen und als Grundlage für das Unternehmen den damals in Verlegenheiten gekommenen Dänen ihren ostindischen Besitz abzukaufen. In Kopenhagen verlangte man für Tranquebar erst 200 000, später 400 000 Taler. Man behauptete, daß die Zölle der Faktorei jährlich 5000 Taler abwürfen, von denen nur 2000 an den Landesherrscher als Tribut abzuführen seien. Nach längeren Verhandlungen gingen die Dänen mit ihren Ansprüchen auf 120 000 Taler herunter, von denen 20 000 bar, der Rest in Anteilen der neuen Kompanie gezahlt werden sollte! Der Vertrag war fertig, der Kurfürst bereitete alles für das Gelingen seines Unternehmens vor, da scheiterte im letzten Augenblick alles am Geldpunkte. Die Hanseaten zahlten die versprochenen Summen nicht. Die Ostseekaufleute verfügten nicht über die nötigen Mittel nach den Opfern des langen Krieges. Man war in Berlin nicht imstande, die versprochenen Zahlungen an Dänemark zu leisten und mußte schließlich 1655 den mühsam zustande gebrachten Vertrag ins Wasser fallen lassen.

Als aber die Verhältnisse dem Großen Kurfürsten wieder die Möglichkeit gewährten, der Verwirklichung seiner niemals aufgegebenen überseeischen Pläne näher zu treten, wurden auch wieder mit Dänemark Verhandlungen eingeleitet. Freilich handelte es sich damals nicht mehr um Ostindien, sondern um die in der Zwischenzeit von Dänemark in Besitz genommene Antilleninsel San Tomas. Durch den holländischen Schiffer Raule, der dem Kurfürsten bei seinem Kampfe mit Schweden eine kleine Seemacht vermietet hatte, war er auf Westafrika und die erheblichen Vorteile der Verschiffung von Negerarbeitern aufmerksam gemacht worden; 1680 hatte Raule an der heutigen Goldküste durch eines seiner Schiffe mit einem Häuptling einen Vertrag schließen lassen, der Brandenburg das Recht zur Anlage einer Faktorei in jener Gegend gewährte. Er legte dem Kurfürsten dar, daß von dort aus die Beförderung von Negern nach Amerika besten Erfolg verspreche. Friedrich Wilhelm hatte darauf seine Zustimmung zur Anlage der Festung Groß-Friedrichsburg gegeben, zu der der Grundstein Neujahr 1683 gelegt wurde. Der Stützpunkt für die nunmehr ins Leben gerufene brandenburgische Kompagnie war damit gegeben. Aber es fehlte an der Möglichkeit des sicheren Absatzes der aus Afrika nach den amerikanischen Pflanzungen zu verschiffenden Neger. Spanien erlaubte aus Furcht vor Schmuggelhandel keinerlei unmittelbaren Verkehr fremder Länder mit seinen Kolonien. Nur über Cadix und über spanische Häfen war er gestattet, aber unter so ungünstigen Bedingungen, daß ein solcher Handel für die Brandenburger nicht in Frage kommen konnte. Nicht genug damit, war mit Angriffen der eifersüchtigen Holländer und Engländer zu rechnen, die

Digitized by Google

weder in Afrika noch Westindien fremden Wettbewerb dulden wollten. Gelang es nicht in Westindien einen Fleck zu erwerben, wo die Neger vorläufig untergebracht und weiter verhandelt werden konnten, so war jeder Entwicklung der westafrikanischen Faktorei von vornherein die Möglichkeit abgeschnitten. Der Kurfürst versuchte von Frankreich Einräumung eines Hafens auf seinen westindischen Inseln zu erlangen. Alle seine dahinzielenden Bemühungen waren umsonst. Da verfiel man wieder auf Dänemark. Das von diesem einige Jahre zuvor besetzte San Tomas befand sich infolge schlechter Geschäfte der westindischen Kompanie in trauriger Lage. Die Gesellschaft verfügte nicht über die nötigen Mittel zur Erhaltung ihres Besitzes und sah sich ewig von englischen und französischen Korsaren bedroht. Raule begab sich im Auftrage des Kurfürsten im Oktober 1685 nach Schleswig und verhandelte dort mit dem eben anwesenden dänischen König. Er vereinbarte mit ihm den Plan, die dänische westindische Kompagnie mit der brandenburgischen zu verschmelzen und San Tomas zum Stapelplatz des Negerhandels zu machen. Die dänische Besitzung an der Goldküste sollte Hauptsitz des Unternehmens werden. Dänische und brandenburgische Beamte sollten die Geschäfte vereint leiten, zwei kaufmännische Kammern in Kopenhagen und Emden die Aufsicht führen. Jeder der beiden Staaten sollte 150 000 Taler zur Deckung der Kosten des Unternehmens aufbringen. Der Plan fand die Zustimmung des Kurfürsten nicht. Er wollte von näherer Geschäftsverbindung mit Dänemark nichts wissen und verlangte nur Einräumung eines Landstücks auf San Tomas zur Unterbringung der Neger. Raule mußte neue Verhandlungen einleiten und setzte Ende 1685 wirklich des Kurfürsten Wunsch durch.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Leidensgeschichte des brandenburgischen Unternehmens einzugehen. Es ist bekannt, daß die Eifersucht Hollands, Englands und Frankreichs die Gesellschaft nicht zum Gedeihen kommen ließ. Immer wieder wurden ihre Schiffe gekapert, ihre Faktoreien angegriffen und ihr jeder erdenkliche Schaden zugefügt. Alle Beschwerden, alle diplomatischen Schritte des Kurfürsten blieben erfolglos. Damals wie heute waren die seebeherrschenden Mächte darauf aus, fremden Wettbewerb nicht aufkommen zu lassen oder sobald wie möglich zu vernichten.

Wie der Große Kurfürst bemühte sich sein Nachfolger umsonst, dem brandenburgischen Unternehmen den Weg zu ebnen. Er hatte aber nicht allein mit der Eifersucht der rücksichtslosen Westmächte, sondern auch mit den Dänen auf San Tomas zu kämpfen. Der dortige Gouverneur lag mit den Vertretern der brandenburgischen Kompagnie in stetem Streite. Aus dem Recht, das ihr der Vertrag einräumte, auf der Insel eine Pflanzung anzulegen, machte er eine Pflicht. Er beschlagnahmte im Verlauf des Streits Waren und Schiffe der Kompagnie. Diese beschwerte sich in Berlin. Der Kurfürst tat seinerseits wieder Schritte in Kopenhagen. Dort verschleppte man die Sache, bis politische Notwendigkeiten zum Einlenken nötigten und ein Vergleich zustande kam. Im Ärger über die ewigen Scherereien der Dänen versuchten die Brandenburger nochmals einen eigenen Besitz in Westindien zu erwerben. Doch das San Tomas benachbarte Krabbeneiland beanspruchte Dänemark. Tabago, das der Herzog von Kurland zu verkaufen geneigt war, erklärte England als sein Eigentum. Es ließ sich ebensowenig dazu herbei, das kleine wertlose St. Eustache dem Kurfürsten zu überlassen. Wohl oder übel mußte er mit den Dänen weiter wirtschaften, nachdem 1694 auch noch ein Versuch Raules, die kleine Karibeninsel Tertholen zu erwerben, an Englands Einspruch gescheitert war.

Aber die Beziehungen zu den Dänen wurden immer schwieriger. Bei neuen Ausgleichsverhandlungen im Jahre 1695 geriet man hart aneinander. Die dänischen Behörden bestanden auf ihren Ansprüchen und verweigerten bald sogar den brandenburgischen Schiffen die nötigen Pässe, wenn vorher nicht allen ihren Forderungen entsprochen worden war. Zu allem Unglück wurde damals auch noch die brandenburgische Niederlassung auf San Tomas einmal von französischen Piraten geplündert und ein andermal von Feuer heimgesucht. Als Raule in Minister Danckelmans Prozeß verwickelt und seines Einflusses auf das Afrikaunternehmen beraubt wurde, ging dieses langsam zugrunde. Friedrich Wilhelm I. verkaufte die afrikanischen Faktoreien für ein Butterbrot und überließ die Niederlassung in San Tomas ihrem Geschick, nachdem ein Versuch, bei den Utrechter Friedensverhandlungen die westindische Insel Ste. Croix für Preußen zu erhalten, gescheitert war. Die Dänen hatten von ihm über eine Million Taler an Gebühren und Abgaben und gegen 260 000 Taler für angeblich erlittenen Schaden auf der Insel San Tomas verlangt. Die Verhandlungen darüber zogen sich bis 1731 hin, wo Dänemark sich endlich durch Inbesitznahme alles auf der Insel befindlichen Eigentums der brandenburgischen Kompagnie selbst bezahlt machte.

Für Dänisch-Westindien waren im 18. Jahrhundert bessere Zeiten hereingebrochen. Mit dem Anbau von Zuckerrohr wurden hohe Gewinne erzielt. Die Schwächung der Macht Spaniens durch den Erbfolgekrieg brachte den Handel mit Südamerika zur Blüte. Dänemark hat die Gelegenheit benützt, um 1716 die Hand auf die kleine Insel St. Jan in der Nachbarschaft von San Tomas zu legen und die Insel Ste. Croix den Franzosen für 75 000 Livres abzukaufen; 1755 sind diese drei Inseln nebst der Faktorei an der Gold-

Digitized by Google

küste aus dem Besitz der bankerotten Kompagnie in den der Krone übergegangen und während der napoleonischen Kriege ebenso wie die ostindischen Faktoreien Dänemarks von England weggenommen worden. Erst bei den Friedensverhandlungen von 1815 hat letzteres sich herbeigelassen, dem schwachen Dänemark seine kolonialen Besitzungen wieder auszuhändigen. Dieser Staat — England —, der heut unter dem Beifall der Mehrheit der Gebildeten in der außerdeutschen Welt sich als Verteidiger der Schwachen aufspielt, hat es aber für durchaus billig gehalten, seinen Raub an Dänemark nur unter der Bedingung zurückzugeben, daß dieses ihm die der Elbemündung vorgelagerte Insel Helgoland damals abtrat. Ist es nun nicht ein eigentümliches Spiel der Weltgeschichte, daß dasselbe England 1890 die Insel Helgoland dazu benützt hat, mit Deutschland in Ostafrika zu einer Verständigung zu gelangen? So hat die Rückgabe der westindischen Inseln durch England vor hundert Jahren an Dänemark mittelbar Deutschlands heutiges Geschick nicht unwesentlich beeinflußt. Wie stünde es heute mit der deutschen Nordseeküste, wenn nicht Helgoland sie vor Überfällen der englischen und französischen Flotte so wirksam schützte?

Nicht minder merkwürdig ist es, daß für San Tomas ebenso wie im 17. Jahrhundert auch in der Neuzeit deutsche Unternehmungen von großer Bedeutung gewesen sind. Nach der Aufhebung des Negerhandels, nach dem Rückgang der Rohrzuckergewinnung waren die dänischen Inseln in immer steigende Not gekommen. Mit ihren von kaum 13000 Menschen bewohnten 359 qkm in tropischem Klima waren sie für weiße Besiedelung und Bewirtschaftung wenig geeignet. Neger und Mischlinge stellten den Hauptteil der Bevölkerung dar. Durch Umtriebe amerikanischer Neger war letztere mit der Zeit sehr aufsässig geworden und erregte bei der dänischen Regierung, die für die Inseln alljährlich mehrere Millionen aufbringen mußte, steigende Besorgnisse. Allmählich war es soweit gekommen, daß die einzigen nennenswerten Einnahmen der Kolonie durch die deutsche Hamburg-Amerika-Linie zuflossen, die dort ein großes Kohlenlager errichtet hatte und für alle ihre im westindischen Dienst beschäftigten Dampfer Lagerhäuser unterhielt. Über die große Rolle, welche infolgedessen die Linie für den dänischen Besitz gespielt, hat sich seinerzeit der dänische Schriftsteller Henrik Cavling in einem Reisebuche, das 1902 auch in deutscher Sprache erschienen ist, eingehend geäußert. Der Vertreter der Linie, Konsul Becker, war danach damals der mächtigste Mann in San Tomas. Der Fremde habe das Gefühl, daß dieser Herr mindestens so mächtig sei wie der Gouverneur. Alle Schiffe der Linie, die zwischen Westindien und Europa verkehrten, müßten San Tomas anlaufen, wo sie Wasser, Proviant und Kohlen erhielten. Gegen 300 Neger befänden sich jederzeit auf der Reise in Westindien auf diesen Schiffen. Jährlich flössen 400000 bis 500000 Kronen allein an Löhnen an die Bewohner der Inseln. — Herr Becker hat damals dem erwähnten Schriftsteller gesagt, daß es noch nicht feststünde, welchen Nutzen die Eröffnung des Panamakanals den Inseln bringen würde. Er hat auch betont, daß die Bedeutung des Hafens von San Tomas fortgesetzt sinken müsse, wenn nicht für bessere Wasser-, Kohlenversorgung und anderes gesorgt werde. — Ob in letzterer Hinsicht viel geschehen ist, läßt sich bezweifeln, obwohl in Dänemark nach Ablehnung des amerikanischen Kaufangebotes von 1901 ein erhöhtes Interesse für die Inseln erwacht war. Ebensowenig läßt sich schon heute feststellen, welchen Einfluß die Eröffnung des Panamakanals auf diese Kolonie geübt hat. Die gegenwärtige Lage der Schiffahrt im Weltkriege macht das unmöglich. Anzunehmen ist freilich, daß man in Amerika zurzeit geneigt ist, den Inseln eine sehr hohe Bedeutung beizumessen. Man hätte sich sonst in Washington nicht zur Bewilligung eines so erheblichen Kaufpreises entschlossen. Vom deutschen Standpunkt ist jedenfalls der Verlust dieses neutralen Gebiets für Handel und Schiffahrt zu bedauern.

Suchende Seele

Wie ein Schlafloser ganz verändert
Werd' ich müder mit jedem Tag.
Meine Augen sind blaugerändert,
Schwach und zitternd des Herzens Schlag.

Wer, o Seele, hat Schuld daran?
Seele, du gehst mir zu heimliche Wege!
Stürmst wie im Fieber Gebirge hinan,
Wenn ich zur Ruhe mich lege!

Oft schon vernahm ich die brausenden Lieder,
Die sich mit Adlern die Suchende sang.
Ward immer müder, jeden Tag müder.
Friedlose Seele, du wanderst mich krank! —

Georg Busse-Palma †

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 14. September 1916

Abermals ist eine Erweiterung der Zahl unserer Gegner und damit der Kriegsschauplätze eingetreten, und weil sich damit eine Veränderung in der Leitung des deutschen Generalstabes verband, liegt in dem Abschnitt des Krieges, der heute zu überblicken ist, der Beginn einer neuen Phase des Weltkrieges überhaupt. Am 27. August erklärte Rumänien den Krieg an Österreich-Ungarn, am gleichen Tage Italien den Krieg an Deutschland, am 29. August wurde der bisherige Chef des Generalstabes des Feldheeres, General von Falkenhayn, seines Postens enthoben, an seine Stelle trat als Chef der Generalfeldmarschall von Hindenburg, dem in einem neugeschaffenen Posten als erster Generalquartiermeister und unter Beförderung zum General der Infanterie sein bisheriger Stabschef, General Ludendorff, zur Seite blieb. Auf die rumänische Kriegserklärung antwortete Deutschland am 28. August, die Türkei am 29. August und Bulgarien am 2. September.

Der Wechsel in der Leitung unseres Generalstabes kam, nachdem kurz vorher eine Erweiterung des Kommandobereiches des Feldmarschalls von Hindenburg stattgefunden hatte, überraschend. Wir brauchen uns nicht den Kopf mit den mancherlei Kombinationen zu zerbrechen, die an diesen Wechsel geknüpft worden sind. Wir denken uns die Lage vielmehr einfach so, daß der Allerhöchste Kriegsherr in einem Augenblick, da durch den Eintritt Rumäniens der Weltkrieg in eine neue Phase getreten war, den ersten Feldherrn, den die Armee hat, an die Spitze der Gesamtleitung stellte. Diese Erklärung liegt so nahe, daß gar nicht mehr Worte darüber gemacht zu werden brauchen. Das deutsche Volk weiß, was es am General von Falkenhayn hat: Es erinnert sich mit besonderem Dank der energischen Inangriffnahme der Rohstoffversorgung, die General von Falkenhayn noch als Kriegsminister, fest zupackend, gleich zu Beginn des Krieges regelte. Fast nichts war für diese Dinge im Frieden vorgedacht, so mußte der General Neues schaffen und, wie der Kriegsverlauf bisher gezeigt hat, ist ihm dies auch unter Mitarbeit bedeutender Männer vollauf gelungen. Soweit es überhaupt möglich ist, ist die Rohstoff-Versorgung für unsere Volkswirtschaft, vor allem aber die für die Herstellung unserer Munition auf das beste geordnet. Dann wurde General von Falkenhayn an die Spitze des Generalstabes berufen, als der inzwischen verstorbene Generaloberst von Moltke krank zusammenbrach. Welchen Anteil er weiter an dem Durchbruch der russischen Stellungen in Galizien im Mai 1915 hatte, das haben die beiden Allerhöchsten Kriegsherren in dokumentarischer Form anerkannt. Zuletzt hat er die Bestürmung von Verdun in Angriff genommen, über deren Bedeutung wir das letztemal sprachen. Jetzt ist er auf seinen Wunsch seines Postens enthoben worden; seine ungebrochene und frische Kraft wird an anderer Stelle dem Vaterlande weiter Dienste tun.

Was das deutsche Volk am Feldmarschall von Hindenburg und am General Ludendorff hat, das ist so sehr ein Stück von uns selbst geworden, daß wir nicht weiter davon zu reden brauchen. Schrankenlos ist das Vertrauen, mit dem Deutschland auf diese beiden Männer hinsieht, die nun auf noch mehr sich erweiternden Kriegsschauplätzen die Operationen zu leiten berufen sind. Am 2. August war Feldmarschall von Hindenburg insofern zum Oberbefehlshaber im Osten erhoben worden, als seine Befehlsfront von der Küste bis westlich Tarnopol einschließlich der Armee Böhm-Ermolli erstreckt wurde. Daran schloß sich die Front des Erzherzog-Thronfolgers Karl, zu der die deutsche Südarmee, die Armee Koeveß und die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen in den Karpathen gehörten. Am 29. August wurde dann Hindenburg Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres. Die Meldung der Heeresleitung vom 11. September zeigte eine zusammenfassende Neugliederung unserer gesamten Aufstellung, die sich wohl auch aus dem Besuch des Feldmarschalls auf dem westlichen Kriegsschauplatze ergeben hatte, wie folgt: der westliche Kriegsschauplatz ist danach in drei Fronten eingeteilt, die des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg im Norden, die des Generalfeldmarschalls Kronprinzen Rupprecht von Bayern in der Mitte, die die augenblicklichen Kämpfe an der Somme zu bestehen hat, und südlich daran anschließend bis zur Schweizer Grenze die Front des deutschen Kronprinzen. Wie innerhalb dieser drei Fronten die einzelnen Armeen verteilt sind und von wem sie kommandiert werden, ist nicht genau bekannt. Im Osten sind die Verhältnisse ebenso großartig einfach. Dort haben wir die Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, der Hindenburgs Nachfolger als deutscher Oberbefehlshaber im Osten geworden ist, und die des Generals der Kavallerie Erz-

Digitized by Google

herzog Karl, in die die siebenbürgische Front operativ und nach der Kommandogewalt einbezogen ist. Für sich steht der Balkankriegsschauplatz, der eine Front im Norden und zwei im Süden, in der Dobrudscha und gegen Saloniki, hat. Die bulgarisch-deutschen Operationen in der Dobrudscha stehen unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Feldmarschalls von Mackensen. Sowohl in Galizien wie auf dem Balkankriegsschauplatze sind ferner auch türkische Truppen beteiligt. Die Türken kämpfen schließlich an der Kaukasus- und Irakfront und führen die Unternehmungen gegen den Suezkanal fort. So ist trotz der Riesenräume, um die es sich handelt, und der verwickelten Gefechtshandlungen, die immer zu übersehen sind, doch die ganze militärische Gliederung unseres Kampfes einfach und klar. Sie zeigt wieder, daß unserem Generalstab, wie wir das immer im Kriege gesehen haben, jede Künstelei fern liegt. Er befolgt die große Lehre von Clausewitz und Moltke, daß, je einfacher die Verhältnisse und übersehbarer sie liegen, sie um so besser zu dirigieren sind. Die Einheitlichkeit der Fronten aber und der Operationen ist ohne Verletzung der selbständigen Kommandogewalt unserer Verbündeten absolut hergestellt und funktioniert viel prompter als bei unseren Gegnern. Sie ist durch die Besuche des Zaren der Bulgaren und Enver Paschas im deutschen Großen Hauptquartier am 10. und 11. September bekräftigt worden. So sehen wir mit einem ruhigen Vertrauen den Kämpfen entgegen, die sich jetzt unter der Führung der größten strategischen Köpfe, die der Krieg überhaupt hervorgebracht hat, abzuspielen beginnen. Wir haben aber zuerst näher zu begründen, warum wir die Kriegserklärung Rumäniens so hoch werten, daß wir mit ihr eine neue Phase des Weltkriegs beginnen.

⁂ ⁂ ⁂

Auf die Kriegserklärung Italiens an Deutschland war von der Entente schon immer hingedrängt worden. Wenn sie nun erfolgte, so stand das in ursächlichem Zusammenhang mit dem Entschluß Rumäniens. Daß Italien jetzt formell unser Gegner geworden ist, ändert an der bisherigen Lage überhaupt nichts. In den Kämpfen der Alpenkriegsschauplätze sind die Italiener auf deutsche Soldaten gestoßen, und sie wußten bestimmt, daß das ebenso der Fall sein würde, wenn sie dem Drängen der Entente endlich nachgeben und Truppen für die Salonikikämpfe zur Verfügung stellen würden. Das ist im August geschehen: am 21. August fuhren die ersten Transportdampfer mit italienischen Soldaten in den Hafen von Saloniki ein. Damit konnte man schon annehmen, daß die Würfel in Rumänien gefallen seien und wohin. Wie aus der Note Radoslawows, mit der Bulgarien den Krieg erklärte, bekannt geworden ist, hatte Rumänien schon seit dem 3. Juli seine Grenze gegen Bulgarien für jeglichen Verkehr von Reisenden und Waren vollständig gesperrt. Wir wissen zudem, daß die rumänischen Banken seit Anfang August planmäßig ihre Guthaben aus Deutschland zurückzogen und Zahlungen auf neutrale Plätze verlangten. Das waren Symptome, die darauf hindeuteten, Rumänien werde sich bald endgültig entschließen. Der letzte formelle Entschluß am 27. August ist indes der Welt überraschend gekommen; allgemein nahm man nicht an, daß die Vorbereitungen soweit gediehen seien. Man muß der feindlichen Diplomatie das Zeugnis ausstellen, daß sie es verstanden hat, so im geheimen zu arbeiten, daß z. B. weder der Gesandte noch der Militärattaché Rumäniens in Deutschland wußten, wie nahe die entscheidende Wendung sei.

Der Zusammenhang, der zu diesem Entschluß führte, ist zu übersehen. Alle Kriegsteilnehmer wußten, daß Rumänien zu einer Zeit in den Krieg eintreten würde, die ihm gegeben erschien. Daß es den ganzen Krieg hindurch neutral bleiben würde, haben auf beiden Seiten wohl sehr wenige Menschen geglaubt. Auch wußten wir in den letzten Wochen mit zunehmender Sicherheit, daß die Mehrheit des rumänischen Volkes als Kriegsziel nicht Bessarabien, sondern den rumänischen Teil Ungarns, also Siebenbürgen, betrachtet und anstrebt. Und schließlich wußten wir, daß der König einem entschlossenen Willen der Mehrheit in seinem Volke nachgeben mußte, wenn er auch selbst hätte neutral bleiben wollen. Denn die Throne stehen auf der Balkanhalbinsel nicht fest genug, als daß ihre Inhaber es wagen könnten, einem geschlossenen Willen des Volkes Widerstand zu leisten. Nun stockten die beiden Offensiven. Im Westen vermochte selbst die ungeheuerste Aufwendung von Munition und Blut nicht, die eiserne Mauer der Deutschen zu durchbrechen, und im Osten war im Vordringen der Russen gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen in Ostgalizien und in den Karpathen eine Pause eingetreten, die von der Entente unangenehm empfunden wurde. Wir können annehmen, daß deshalb Rußland unter dem Drängen Englands und aus eigener Veranlassung Rumänien zu seinem letzten Entschlusse nötigte. Die englische Diplomatie aber vermochte die nötige Voraussetzung zu schaffen, nämlich das Eintreten Italiens in die Saloniki-Unternehmung und in den Krieg gegen Deutschland, von dem Rumänien seinen Entschluß auch abhängig machte. Die anderen Punkte waren die Beendigung der Ernte und die Sicherung der Munitionsversorgung, die für die rumänische Armee gar nicht einfach ist, und schließlich natürlich die Garantien, die Rumänien für sich nach Hause tragen wollte für das Stück vom Fell des Bären, den man zu erlegen hofft. Am 15. August (das scheint das Datum zu sein) hat daraufhin Bratianu die letzte Konvention abgeschlossen, in der, wie es scheint, Rumänien die Bukowina mit Czernowitz,

Digitized by Google

Siebenbürgen und der Banat versprochen worden sind und in der sich Rumänien dafür verpflichtete, binnen 14 Tagen in den Krieg einzutreten. Da die Armee in der Hauptsache seit langem mobil war, konnte eine solche Zusage ausgesprochen werden. Der Kronrat am Sonntag den 27. August in Bukarest war nur noch eine äußere Form, sein Ausgang stand wohl von vornherein fest, obwohl Vertreter aller politischen Strömungen vom König geladen waren. Hätte sich der König der Mehrheit widersetzt, so würde man ihn gezwungen haben, ihren Willen zu tun.

Damit trat Rumänien auf die Seite unserer Feinde und schloß es eine hinterhältige und zweideutige Politik ab, die uns während des ganzen Weltkrieges beschäftigt hat. Am Anfang des Krieges fand auch ein Kronrat unter Vorsitz des damals noch lebenden alten Königs Karol statt und auch dieser faßte seine Entschlüsse unter dem Eindruck eines Vorganges in Italien. Damals war die Nachricht gekommen, daß Italien neutral bliebe, also den Dreibund breche, worauf der Kronrat den König überstimmte und die Einhaltung des Bündnisses von 1884 mit den Zentralmächten gleichfalls verweigerte. Es ist verbürgt bekannt geworden, daß König Karol am gebrochenen Herzen, aus Schmerz über diesen vollständigen Zusammenbruch seiner Politik gestorben ist. Wir haben in einem früheren Hefte (März 1915) über ihn und Rumänien gesprochen und dort die Ziele, Tendenzen und Schwierigkeiten der rumänischen Politik beleuchtet. König Karols Politik hat schließlich die letzte Schicksalsfrage nicht bestanden. Der englische Einfluß der heutigen Königin von Rumänien hat das Seine dazu getan, der langjährige französische Einfluß in den maßgebenden Schichten des Königreiches desgleichen, zuletzt haben die Erfolge der Russen auf den galizischen Schlachtfeldern und in den Karpathen, sowie die Bemühungen der englischen Diplomatie das letzte durchgesetzt.

* * *

Man rechnet, daß Rumänien eine halbe Million Mann in den Kampf stellt. Über ihre militärische Bedeutung maßen wir uns kein Urteil an; was neutrale Blätter daüber sagen, ist sehr kritisch, ja absprechend, und wenn die rumänische Armee auch an sich frisch sein mag, so demoralisiert ein lang hingezogener Zustand des mobilen Verhältnisses, ohne daß die Armee schlagen kann, unter allen Umständen auch die beste Armee. Und wenn Rumänien noch unverbraucht in den Kampf eintritt, so stehen ihm kriegserfahrene Truppen gegenüber, die bereits auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen ruhmreich gekämpft haben. Daß die Munitionsversorgung eine kritische Sache ist, sagten wir schon. Die finanzielle Lage Rumäniens ist trotz der gewaltigen Bestechungssummen, die hingeflossen sind, und trotz der großen Gewinne, die es mit dem Verkauf seiner Ernten an die Zentralmächte gemacht hat, nicht sehr glänzend. Wirtschaftlich aber steht das Land am ungünstigsten von allen Balkanstaaten da, und das wird sich sehr bald geltend machen, wenn der Krieg etwas länger dauert. Denn die Rechnung, daß Rumänien nur einzugreifen brauche, um in kürzester Zeit dem Kriege eine entscheidende Wendung zu geben, war von vornherein verkehrt und hat sich bereits als verkehrt erwiesen.

Gleichwohl glauben wir im Recht zu sein, wenn wir vom Eintritt Rumäniens in den Krieg einen neuen Abschnitt des Weltkrieges datieren. Den ersten rechnen wir bis zum Februar 1915; es war die Zeit der reinen Verteidigung unserer Grenzen, die nach Westen sehr schnell, nach Osten erst nach einem halben Jahre erreicht war. Damit beginnt die zweite Periode, die wir mit dem Worte: Vorstöße zur Sicherung charakterisieren möchten: die Eroberung Galiziens, Polens, Litauens, Kurlands, die Zertrümmerung Serbiens und die Verbindung mit Konstantinopel, die glorreiche Verteidigung der Dardanellen, der Angriff auf Verdun, die Sommerunternehmungen auf den Suezkanal und die türkischen Kämpfe in Südpersien. In diesen letzten Operationen stieß ihrerseits die Entente ein, die nach endlosen Vorbereitungen ihrerseits schließlich doch eine einheitliche Front hergestellt hatte. Im Westen begann sie die Offensive, im Osten desgleichen, und indem sie Italien und vor allem Rumänien hereinzog, erhielt sie vorübergehend die Initiative in die Hand: unser Bund hat nun erneut die Aufgabe der reinen Verteidigung zu lösen.

Dabei steht das Deutsche Reich in zweiter Linie, dessen Grenzen absolut gesichert sind. Dagegen ist es dem rumänischen Vorstoß gelungen, über die Pässe der Transsylvanischen Alpen herüber einen Teil Siebenbürgens zu erobern und die Verbindung mit den in den Karpathen operierenden Russen herzustellen, sowie die Herrschaft über den Donaulauf zu bedrohen. Indem ferner Rumänen und Russen durch die Dobrudscha hin gegen Bulgarien operieren wollen, bedrohen sie dieses gleichfalls im Kern seiner Existenz. Schließlich soll der Landweg nach Konstantinopel, der durch ein solches russisch-rumänisches Vorgehen von Bessarabien über Bulgarien nach der Türkei gewonnen würde, die Türkei selbst bedrohen. Für Englands Tätigkeit in diesen Dingen war es mit ein wesentlicher Grund, daß die steigenden Getreidepreise in seinem Lande und die schlechten Ernten in den Vereinigten Staaten und Kanada ihm nahelegten, doch noch einmal den Versuch einer Forcierung der Dardanellen zu machen, damit man an das südrussische und rumänische Getreide herankäme.

So liegt auf der Hand, daß der Eintritt Rumäniens der Absicht nach die Existenz unserer drei Verbündeten in ihrem Kern be-

Digitized by Google

droht und angreift. Indem aber diese Balkanmacht gegen uns eingreift, wurde alles das in Frage gestellt, was wir mit der Zertrümmerung Serbiens und der Schaffung Größerbulgariens bereits endgültig gesichert glaubten. An der Donau ist das am einfachsten klarzumachen. Alle Hoffnungen, die sich an diese gewaltige Wasserader in den letzten Monaten knüpfen, hängen doch in der Luft, wenn die Macht des südlichen Donauufers uns befreundet und die Macht des nördlichen Donauufers dauernd in dem uns feindlichen Konzern steht. Zuletzt war der Erfolg der Dardanellenverteidigung und des serbischen Feldzuges doch der gewesen, den russischen Einfluß und die russischen Wünsche auf der Balkanhalbinsel hinauszutreiben. Im Bund mit Rumänien setzt Rußland erneut seinen Fuß in die Balkanhalbinsel herein. Daraus ergeben sich das entscheidende Moment, das wir der rumänischen Kriegserklärung zuschreiben, und die Notwendigkeit, daß dieses Rumänien restlos geschlagen wird. Denn sonst wird es nicht möglich sein, aus diesem Kriege die Klarheit der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel herausholen, für die wir kämpfen und die wir mit unseren Bundesgenossen brauchen. Darum war es natürlich kein Zufall, daß gleich die ersten Meldungen unserer Heeresleitung vom Balkankriegsschauplatz die Dobrudscha nannten. In sie rücken jetzt eigentlich die Entscheidungen des Krieges, der damit wieder sein Gesicht nach Osten und Südosten hinwendet.

⁂ ⁂ ⁂

Das Vorspiel dieser politischen Entschlüsse und der militärischen Operationen, die jetzt beginnen, waren die Kämpfe an der Salonikifront. Am 14. August wurden feindliches Artilleriefeuer am Doiransee und feindliche Infanterieangriffe von der bulgarischen Heeresleitung gemeldet, am 15. desgleichen. Darauf erfolgte sofort der Gegenstoß, der am 17. Florina brachte und in den folgenden Tagen Stellungen eroberte, die zur Verteidigung unbedingt notwendig waren. Die Dinge liegen also so, daß die Armee Sarrail einen Angriff vorgefühlt hat, der am 20. August als Offensive auf der ganzen Front auch seitens der französischen Heeresleitung gemeldet wurde, daß aber am 17. und 18. August die Gegenoffensive der Bulgaren, mit denen deutsche Truppen zusammen kämpfen, dem zuvorkam. Der linke Flügel der Bulgaren rückte dabei bis an die ägäische Küste vor und besetzte die Forts von Kawalla, die Stadt selbst aus Schonung für Griechenland zunächst noch nicht (erst am 12. September). Der rechte Flügel drang von Monastir oder Bitolja, wie die Bulgaren es nennen, vor, schlug die Serben zurück und erkämpfte die Gebirgskette, die die Ebene von Wodena beherrscht. Auf diese Weise ist die bulgarisch-deutsche Aufstellung in der rechten wie in der linken Flanke vor jeder feindlichen Umfassung gesichert, da die rechte Flanke das Gebirge für sich hat und die linke von Orfano an der ägäischen Küste über den See von Tachyno nach Demirhissar und dem See von Butkowa geht. Das Zentrum wird in der Hauptsache durch den Doiransee gegeben.

Sarrail hat lange Zeit gebraucht, ehe er einigermaßen angriffsbereit war. Ganz klar ist nicht zu sehen, was an dieser langen Verzögerung schuld war, ob nur die Hitze oder die Schwierigkeiten, die Serben wieder auf die Beine zu stellen, oder die Schwierigkeiten der Munitionsversorgung oder Reibungen in den Heeresleitungen. In jedem Falle hat das ganze pompös austrompetete Unternehmen nichts auszurichten vermocht; es ist jetzt auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und absolut von der Versorgung zur See abhängig.

In engster Verbindung mit diesem Kriegsschauplatz steht die ganze griechische Frage, ein Trauerspiel, dem wir nur mit Anteil für den griechischen König und sein Volk folgen können. Bulgarien hatte erst die Stadt Kawalla nicht besetzt, Deutschland, als die Operationen auf griechisches Gebiet übergriffen, erneut betont, daß die griechische Souveränität nicht berührt werden solle, ja daß sogar Schadenersatz geleistet werden würde. Unser Bund will also Griechenland schonen, solange es irgend möglich ist. Aber es war zu erwarten, daß, nachdem der Entschluß Rumäniens gefaßt war, nun auch die Entscheidung über Griechenland bald fallen müsse. Von Tag zu Tag ist die Entente zudringlicher und gewalttätiger gegen diesen Staat geworden, der wegen seiner langen Küstengliederung der maritimen Überlegenheit Englands wehrlos gegenübersteht. In Mazedonien sind Putsche arrangiert worden, dieser Teil ist schon im Aufruhr und freiwillige Formationen daraus traten auf seiten der Entente. Post und Telegraph sind in den Händen der Entente, und Venizelos wühlt in einer Wahlbewegung, die unter der Kontrolle der Entente steht, um die letzte Entscheidung herbeizuführen. Wir zweifeln nicht daran, wie sie fallen wird, weil der Staat und sein König zu irgendwelchem Widerstand schlechterdings nicht in der Lage sind. Aber wenn wir der Kriegserklärung Rumäniens die eben gekennzeichnete Bedeutung beimaßen, so wird es für uns so gut wie gleichgültig sein, ob Griechenland in die Reihen unserer Gegner tritt oder nicht. Das Heer ist demobilisiert und durch die Parteiströmungen, die in ihm kämpfen, demoralisiert, und wenn Venizelos eine Entscheidung in seinem Sinne erzwingt, so hat er bei weitem nicht die Mehrheit hinter sich, wie sie etwa in Rumänien hinter Bratianu steht. Das Land ginge in sich zerrissen und zerspalten in den Krieg und würde kein Bundesgenosse, der unseren Gegnern etwas nützt.

⁂ ⁂ ⁂

Indem Rumänien aufmarschieren ließ, mußte der Kriegsschauplatz vor Saloniki von unserer Seite als defensiv betrachtet werden.

Digitized by Google

Denn nun traten andere Aufgaben heran, und die sind gleich auf das herrlichste gelöst worden: Fall von Tutrakan am 6., Fall von Silistria am 9. September. Das ist eine Eröffnung des Feldzuges in der Dobrudscha, die beinahe an die ersten Erinnerungen unseres Krieges in Belgien erinnert, indem zwei Festungen mit stürmender Hand genommen wurden, wobei viele Gefangene gemacht wurden. Die Festungen Dobric und Tutrakan, letztere Brückenkopf an der Donau, sind die beiden Südbefestigungen der Dobrudscha, in dem Gelände, das Rumänien im Bukarester Frieden 1913 den Bulgaren entriß. Dobric fiel sofort in die Hände der Bulgaren; erst nördlich davon stellten sich Rumänen und Russen zum Kampfe, der noch fortgeht. Tutrakan fiel in einer glänzenden Waffentat; die Karte lehrt, wie nahe Bukarest dieser Stelle der Donau liegt. Und mit Silistria ist der Befreiungszug der Bulgaren in der Dobrudscha noch ein ganzes Stück weiter donauabwärts getragen worden. Natürlich ist auch noch nicht einmal hier, in dem Südteil der Dobrudscha, alle Arbeit getan. Da die Vorbereitungen Rumäniens wochenlang zurückliegen, haben südlich des Donaudeltas rumänische und russische Truppen aufmarschieren können, gegen die nun weiter gekämpft werden muß. Aber das prachtvolle bulgarische Militär hat sich gleich zu Anfang im Zusammenwirken mit den deutschen Truppen glänzend bewährt, und die neutrale Presse findet es mit Recht erstaunlich, daß Deutschland trotz des neuen Gegners in der Lage war, auch auf diesem Kriegsschauplatz Truppen zur Verfügung zu stellen.

Der Angriff der Rumänen hat sich zunächst auf Siebenbürgen gerichtet und da vermocht, die Pässe der Transsylvanischen Alpen ohne erheblichen Widerstand zu überschreiten und in die Ebene selbst einzudringen. Die alten, deutschen Städte Kronstadt und Hermannstadt sind heute in rumänischer Hand, ebenso wie die längs der Berge durch das Land ziehende Bahn. Die Fühlung zwischen russischen und rumänischen Truppen mag wohl hergestellt sein, hat aber bisher irgendwelche Bedeutung nicht erlangen können, wie auch nach den ersten Tagen des rumänischen Vormarsches nach Ungarn herein rasch eine Pause darin eingetreten ist.

Auch an anderer Stelle, an dem wichtigen Punkte, da die Donau durch das Eiserne Tor hindurchbricht, und nördlich von Orsova wird gekämpft um die Bahn, die weiterhin bis nach Temesvar führt. Zwischen dieser Bahn und Hermannstadt sucht der rumänische Angriff sodann nördlich des Vulkanpasses nach der großen Linie Arad—Piski—Karlsburg—Siebenbürgen zu kommen. Die Kämpfe müssen hier schon deshalb langsam gehen, weil sie sich in gebirgigem Terrain abspielen, und das gibt uns und unseren Verbündeten Zeit, zu erfolgreicher Abwehr zu rüsten, die nach der Meldung vom 13. September bereits gleichfalls deutsche Truppen aufgenommen haben.

Die Überraschung durch den rumänischen Angriff, der Siebenbürgen traf, hat auch zu einem heftigen Sturm im ungarischen Reichstage geführt. Die Opposition unter Führung der Grafen Andrassy und Apponji greift den Ministerpräsidenten an, weil die auswärtige Politik der Donaumonarchie nicht genügend für den Schutz des Vaterlandes gesorgt habe. Die Lage, um die es sich dabei handelt, ist insofern verwickelt, als das Organ, in dem solche Klagen zur Besprechung kommen müßten, die Delegationen der beiden Reichsteile sind. Diese können aber nicht zusammentreten, weil, wie bekannt, der österreichische Reichsrat während des Krieges nicht einberufen worden ist. Die maßgebenden Männer der österreichischen Politik lehnen auch heute noch die Idee, den Reichsrat zu berufen, ab. Darum fordert die ungarische Opposition, daß der Gesamtminister für die auswärtige Politik, der Baron Burian, vor dem ungarischen Reichstage erscheine und sich rechtfertige. Diese staatsrechtliche Lage wird im Auslande nicht verstanden und im feindlichen Auslande absichtlich mißverstanden. Uns scheint es auch jetzt gerade nicht dringlich zu sein, solche Auseinandersetzungen zu pflegen, während der Feind im Lande steht, besonders nicht in den turbulenten Formen, die der äußerste Flügel der Opposition, die Radikalen unter dem Grafen Karolji, selbst jetzt für angemessen hielt. Wir mischen uns natürlich nicht in die Angelegenheiten unseres Verbündeten ein, aber wir hoffen, daß diese Kämpfe recht bald der Vergangenheit angehören, und daß sie namentlich die Stellung des Grafen Tisza nicht erschüttern.

⁂ ⁂ ⁂

In der russischen Presse wird schon viel von einem größeren Zusammenhang zwischen den rumänischen und russischen Operationen an der Südwestfront, die bekanntlich unter dem General Brussilow steht, geredet. Bisher haben wir von diesem Zusammenhang noch nichts gemerkt. Die russische Offensive ist, seitdem der Befehlsbereich des Feldmarschalls v. Hindenburg erweitert worden ist, sehr viel ruhiger geworden und hat sich auf einzelne Kämpfe an den bekannten Stellen beschränkt, so namentlich einen Durchbruch bei Halicz versucht, ferner Angriffe in den Karpathen gemacht und weiter nördlich an der ebenfalls bekannten Stelle des Stochod. Aber das sind Einzelkämpfe, die sich mit den Angriffen bis Ende Juli nicht vergleichen lassen, und diese wieder haben ihre Ziele nicht erreicht, weder Kowel noch Lemberg erobern können. Über den Kampf um Kowel hat das Große Hauptquartier wieder einen seiner bekannten schönen Berichte ausgehen lassen; die drängenden Ereignisse der Gegenwart erlauben leider nicht, auf diese Rückblicke einzugehen. Die Russen selbst haben den Geburtstag ihres Thronfolgers am 12. August

Digitized by Google

benutzt, um den vorläufigen Abschluß ihrer Sommeroffensive zu proklamieren, indem sie da sich rühmten, den ganzen Abschnitt von Tarnopol bis Buczacz genommen zu haben.

Die russische Offensive Brussilows hat Österreich-Ungarn gezwungen, seine Offensive in Italien zu suspendieren und die Front dort wieder zurückzunehmen. Cadornas Versuch, nachzustoßen und in der Richtung Rovereto und Trient nach Tirol einzubrechen, mißlang aber vollständig, so daß er wieder auf seinen alten Plan einer Isonzooffensive zurückkam. Die Verschiebungen, die dazu notwendig waren, dauerten lange Zeit, so daß die italienische Armee als letzte der Ententeheere die Sommeroffensive begann, oder, wenn man will, als vorletzte, für den Fall, daß man die Versuche Sarrails als eine besondere Unternehmung rechnet. In diesen Angriffen, die am 6. August mit aller Kraft einsetzten, ist es den Italienern gelungen, am 9. August die Stadt Görz zu nehmen. So bedauerlich dieser Verlust war, so hat er, wie aus den Heeresberichten seitdem ersichtlich ist, die militärische Lage auf diesem Kriegsschauplatz nicht ändern können. Es wird ununterbrochen weitergekämpft, aber an keiner Stelle ist die italienische Offensive auch nur entfernt entscheidend vorangekommen.

Das kann auch für die englisch-französische Offensive auf französischem Boden nicht behauptet werden. Vom 3. September ab hat eine neue, große Schlacht an der Somme begonnen, die die Furchtbarkeit dieses Ringens für unsere Truppen noch steigerte. Aber wie wenig es dabei unseren Gegnern gelingt, Boden zu gewinnen, gehe aus einer Zusammenfassung in den Basler Nachrichten, also einem neutralen Blatt, hervor. Dort wird das Ergebnis der zehn Kampfwochen Anfang September dahin zusammengefaßt, daß der von Engländern und Franzosen erlangte Gewinn in der Hauptrichtung von Westen nach Osten und Nordosten ist: bei Thiepval 0, vom Westrand von La Boisselle über Pozières gegen Bapaume etwa 5 Kilometer, vom Westrand von La Boisselle über Longueval in der Richtung Ginchy etwa 10 Kilometer, vom Westrand von Fricourt bis in den Raum südlich Combles etwa 12,5 Kilometer, längs der Somme vom Westrand Frise bis östlich Cléry etwa 6,5 Kilometer, vom Westrand von Bécquincourt bis Barleux etwa 6,5 Kilometer, vom Westrand von Soyécourt bis Berny etwa 4 Kilometer. Weiter südlich vermindert sich die Breite des von den Franzosen gewonnenen Streifens bis auf 1 Kilometer nordöstlich Chilly. Das sind natürlich nicht entfernt entscheidende Erfolge, das ist nicht einmal eine Ausbeulung der Front im größeren Stile, von einem Durchbruche ganz zu schweigen. Lloyd George hat zwar über diese Offensive an der Somme am 22. August im Parlament hochtönend gesprochen: überall die Initiative den Feinden entwunden, russische Siege, italienische Siege, kurz überall Siege der Entente, und trotzdem hatte der englische Minister es nötig, seine Heeresleitung gegen Kritiken zu verteidigen, und sich nur mit dem wirklich sattsam bekannten Rezepte helfen konnte, daß man immer gerüsteter werde, daß man immer mehr zur höchsten Gesamtanstrengung käme, und daß man schließlich auch einmal den Sieg erringen würde. Daß diese Methode, vom Sommer auf den Winter und dann vom Winter auf den Sommer wieder zu vertrösten, noch auf die Bundesgenossen wirkt, nimmt wirklich wunder.

Wenn je, so gilt für die jetzigen Wochen, daß Mars die Stunde regiert. Wir waren Wochen und Monate auf die große politische Entladung gespannt, die sich jetzt vollzogen hat, nun gehört unser Interesse ausschließlich den Heeresberichten, unter denen jetzt wieder ein Name, der des Generalquartiermeisters Ludendorff, steht. Rühmen sich die Gegner ihrer einheitlichen Front, so ist diese auf unserer Seite erst recht hergestellt, wie sich zuletzt mit dem Eingreifen der Türken auf dem östlichen Kriegsschauplatze zeigte. Alle politischen Vorgänge sonst treten hinter den riesigen Kämpfen zurück, die sich jetzt vorbereiten. Wir verfolgen aufmerksam den wachsenden Druck Englands auf Skandinavien und Holland, die kritische Lage der Schweiz, die Stimmung in den Vereinigten Staaten. Wir freuen uns aus tiefstem Herzen über die Rückkehr des Handelsunterseebootes „Deutschland“ und alles das, was darauf folgen wird und daran hängt, aber im Mittelpunkte unserer Gedanken steht das alles heute nicht. Auf der Spitze des Schwertes ruht die Existenz unseres Reiches und seiner Verbündeten. Wir wissen, daß, solange die Operationen stillstehen, die Zeit nicht für uns, sondern für unsere Gegner arbeitet, und wir lehnen jede Selbsttäuschung und Illusion ab, vor allem in den politischen Krisen, die uns noch bevorstehen. Das deutsche Volk hat in den zwei Kriegsjahren so viel Opfermut und Disziplin gezeigt, daß es jeder Gefahr mutig ins Auge zu sehen in der Lage ist, und es kann das auch, weil über allem, was täglich auf uns einstürmt, steht das unerschütterliche Vertrauen zu unseren Heeren und zu den beiden Männern, die in ungeheuerster Geistesarbeit alle Operationen unseres Bundes militärisch leiten, — Feldmarschall Hindenburg und General Ludendorff.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Marie Eugenie delle Grazie, Das Buch der Liebe (Berlin, Ullstein & Co.) — Arthur Brausewetter, Wer die Heimat liebt wie Du (Braunschweig, Georg Westermann) — Paul Zifferer, Die fremde Frau (Berlin, S. Fischer) — Anselma Heine, Fern von Paris (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Gustav Meyrink, Fledermäuse (Leipzig, Kurt Wolff) — Leo Perutz und Paul Frank, Das Mangobaumwunder (München, Albert Langen) — Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers (Berlin, Paul Cassirer) — Aus sonniger Kindheit, Briefe von Moritz Seebeck (Berlin, E. S. Mittler & Sohn)

Aus der Welt Gustav Freytags bin ich diesmal in die Welt unserer heutigen Romane gelangt. Bei dem „Soll und Haben" der Vergangenheit kam mir der Gedanke an das Soll und Haben der literarischen Gegenwart. Und was ich sonst noch von der Fahrt mitbrachte, das war ein verstecktes Lächeln in den Mundwinkeln, ein sanftes Behagen im Herzen und ein paar Spinngewebe links und rechts an den Rockärmeln.

Wie merkwürdig gut man doch behält, was man in grüner Jugend gelesen hat! Die dämmerigen Geschäftsräume der ehrenwerten Kolonialwarenhandlung T. O. Schröter waren mir noch immer vertraut; der Musterknabe Anton Wohlfahrt stand etwas steif neben dem unverwüstlichen Fritz von Fink; der prachtvolle Auflader Sturm zeigte seine Riesenpranke, Lenore von Rothsattel ritt auf dem Pony durch den väterlichen Park, Veitel Itzig begann als Kleiderjüdchen zu schachern, und die Geschäftsheilige Sabine bewies sich als das bürgerliche Ideal einer teutschen Jungfrau von Anno dazumal, indem sie fortgesetzt Bändchen um die Schätze ihres Leinenschranks knüpfte.

Da wollte das Lächeln in den Mundwinkeln wohl manchmal etwas ironisch werden, aber es wurde gleich wieder durch das Behagen gemildert, das dem alten Buche sonst entströmte. Seine Schwächen liegen ja klar zutage, doch welche Erzählerfreude spricht aus den Seiten! Welch froher und fester Sinn formt Welt und Menschen! Welches Vergnügen muß der Schöpfer selber an seinem Werke gehabt haben, und wie sehr springt es auf den Leser über! Immer von neuem fühle ich dies bei alten guten Romanen als die größte Überraschung. Man schmökert sich fest darin mit unendlichem Behagen, man freut sich von einem Kapitel zum andern und macht sozusagen die erstaunliche Entdeckung, daß Romanlesen unter Umständen eine wirkliche Erholung, ein wahrhaftes Vergnügen sein kann.

Seit Jahrzehnten ist uns diese Vorstellung mehr und mehr abhanden gekommen. Die moderne Literatur hat uns völlig umgewöhnt. Sie hat uns, alles in allem, doch wohl zu sehr geschunden. Gewiß hatte sie ihre guten Gründe dazu; bürgerliche Behaglichkeit rutscht zu leicht in stumpfes Philistertum hinein. Aber wieviel Leseglück ist uns verloren gegangen, wieviel Freude ist uns verkümmert worden! Alle unsere in Betracht kommenden Erzähler verlangen eigentlich, daß man mit ihnen ringt wie Jakob mit dem Engel Gottes. Man erwartet es gar nicht mehr anders. Man wagt gar nicht mehr, in Hausschuhen an einen Roman heranzugehen, sondern tritt jedem gestiefelt und gespornt gegenüber. Von Erholung ist überhaupt keine Rede mehr; im Gegenteil, fast jeder kostet Kraft. Gustav Freytag hat sein „Soll und Haben" in der Vorrede ein „leichtes" Werk genannt. Solche „leichten" Werke, die doch durch echten Lebensgehalt auch eine Schwere besitzen und die uns nicht Kraft rauben, sondern uns umgekehrt Kraft zuführen, sie sind in unserer neuen Literatur seltener geworden als die weißen Raben. Denn kein Dichter-Erzähler wagt mehr, seinen bürgerlichen Wuchs zu zeigen; jeder reckt sich, streckt sich, übersteigert sich und bläst sich bedeutsam auf. Um des Himmels willen nur nicht als Philister erscheinen, als Herdenvieh, als Anhänger der Sklavenmoral, als einer der Vielzuvielen! Lieber auf Stelzen gehen, sich Verrücktheiten anquälen, sich mit unsäglicher Mühe unterscheiden, um nur ja nicht den Anspruch auf „Persönlichkeit" zu verwirken! Selbst der kleinste Tintenkuli will heute eine Persönlichkeit sein, und als Persönlichkeit ist man natürlich nicht dazu da, anderen Freude zu machen, sondern „sich auszuleben".

Die Gegenströmung gegen solche krampfhaften Verirrungen hätte sicherlich bald eingesetzt; durch das Weltunglück des Krieges ist sie noch beschleunigt worden. Immer stärker grollt es seit kurzem auch in der erzählenden Literatur gegen den maß- und verantwortungslosen Geist der Epoche. Schon beginnt die übliche Suche nach dem Schuldigen, und deutlich spürt man, daß sich vor allem gegen Friedrich Nietzsche ein böses Gewitter zusammenzieht. Die unheilvollen und sittlich zerstörenden Wirkungen dieses Rauschspenders werden mit einem Male auch vielen seiner einstigen Apostel klar; die Frage, wieviel Mitschuld er neben ein paar anderen

Digitized by Google

Herbst. Gemälde von Prof. Franz Hoch

Digitized by Google

Digitized by Google

Geistern an der Vorbereitung der Katastrophe von 1914 hat, dürfte nach dem Kriege noch zu stürmischen Debatten führen, und während bei Beginn des großen Ringens unwidersprochen die Nachricht durch die Blätter lief, daß kein Buch neben dem Neuen Testament und dem Faust häufiger ins Feld mitgenommen würde, als der „Zarathustra", folgen sich seit kurzem die Anklagen gegen den „falschen Propheten" auf dem Fuße. Als Zeichen der Selbstbesinnung sei das begrüßt, wenn man dabei auch zu manchem seltsamen Bundesgenossen kommt.

Gleich der erste Roman, der mir heute vorliegt, „Das Buch der Liebe" von Marie Eugenie delle Grazie (Berlin, Ullstein & Co.) wirft dem verflossenen Vor-August den Fehdehandschuh hin. Da sagt ein alter Mann wehmütig: Wir Deutsche konnten einst stolz vor anderen das Haupt erheben, „nun beginnen auch wir es schon zu machen wie alle Welt. Wo sind die schönen Tage, da ich noch den frohen Glauben hatte an die Sinnes- und Herzensreinheit unseres Volkes?" Und grollend wendet er sich gegen eine Zeit, die das rücksichtslose Ausleben der Persönlichkeit gelehrt, die das Übermenschentum und die Umwertung aller Werte gepredigt, die „das Recht des Stärkeren im Kampf ums Dasein" von der Natur auf die Moral übertragen hat.

Die Frau, zu der diese Worte gesprochen werden, ist die Heldin des Romans, und sie erkennt ihre bittere Wahrheit. Denn ihr eigener Mann steht wie eine Verkörperung aller dieser zum Abgrund reißenden Anschauungen vor ihr. Wir erleben ihren Liebes- und Eheroman. Wir sehen sie in bräutlicher Sehnsucht und Beklommenheit, wir folgen ihr in die Süßigkeit und das Geschnäbel der Flitterwochen, wir begleiten sie auf dem Wege, der sie langsam von ihrem Gatten trennt. Ein blendender Intellektueller, ein genußsüchtiger Ästhet, ein überzeugter Materialist, nimmt er ihr lächelnd den Glauben an einen gütigen Gott, empört er sich gegen die entstellende Mutterschaft, fällt er ohne Skrupel in Junggesellenabenteuer zurück, bis das Maß voll ist. Die junge Frau verläßt ihn, aber noch ein Stärkerer rechnet mit ihm ab, mit ihm und gleichzeitig mit der ganzen Generation, die er vertritt: als reinigendes Gewitter, als furchtbares Gericht kommt der Krieg über sie, und dem Tode entgegenziehend erkennen die Schnittreifen das Walten des Gottes, den sie in ihrem Übermenschentum abgesetzt und verlacht haben.

Turgenjew pflegte seine Zeit- und Gesellschaftstypen immer vor ein Liebesproblem zu stellen, weil sich, wie er sagte, das Wesen jedes Weibgeborenen in der Liebe am persönlichsten abzeichne und die Heirat der Prüfstein des ganzen Menschen sei. Marie Eugenie delle Grazie versuchte es ihm nachzumachen, indem sie mit der Enge eines Eheromans die Weite zeitlicher Ideen zu verbinden trachtete. Der Eheroman ist ihr auch recht hübsch gelungen. Er verrät durch Farbe und psychologische Führung die Dichterhand, ohne nun gerade stärker bewegen zu können. Das Interessanteste bleibt daran die zeitliche Garnierung. Ich habe oben angeführt, was unsere Erzählerin an der jüngsten Vergangenheit auszusetzen hatte. Sie sagt aber auch, was sie von der nächsten Zukunft erwartet. An die Stelle der gottlosen Genußmenschen werden tiefgläubige, innig beseelte Romantiker treten, und einen solchen Idealjüngling läßt sie seitlings in den Büschen auftauchen. Er ist der Jugendfreund und verschmähte Liebhaber der Buchheldin, eine moderne Abwandlung des frommen Knechtes Fridolin oder des Toggenburgers, ein Menschenkind, das von Abälard und Heloise schwärmt und in gotischen Domen, blumenumsponnenen Kreuzgängen, dämmerndem Klosterfrieden sein Glück findet. Da ich diese christlich gefärbte Seelenromantik mit geheimnisvoll knisternden Kruzifixen für ebenso unkräftig halte wie die antichristliche Stärkelei Nietzsches, so bringe ich dem hier vorgestellten Zukunftsideal wenig Neigung entgegen und hoffe noch immer, daß es in Wirklichkeit etwas kerniger ausfällt. Sehr merkwürdig ist es aber jedenfalls, daß die österreichische Dichterin gerade in seiner Gestaltung völlig versagt. Unwillkürlich erinnert man sich, daß ihr frühester Meister Robert Hamerling war, jener zwiespältige Halbpoet, dessen Phantasie sich an Gemälden der Wollust erhitzte und dessen moralischer Instinkt die erregten Begierden dann unter heftigen Anklagen totschlug. Man könnte finden, daß alle künstlerischen Neigungen von Marie Eugenie delle Grazie auch auf derjenigen Seite liegen, die sie bekämpft, und daß die Sittenpredigt und die fromme Romantik gegenüber den mehr irdischen Freuden in diesem „Buch der Liebe" verblassen müssen. Vielleicht ist deshalb der „Onkel Paul mit den zwei Naturen", unter dessen richterlicher Maske von Zeit zu Zeit „der alte Bauchredner", der „Untermensch" zum Vorschein kommt, die bestangelegte Gestalt des Werkes.

Als ein Wetterfähnchen, das die Drehung des Windes zeigt, mag der Roman Bedeutung haben. In den nächsten Monaten werden wir noch manch liebes Mal ähnlichen Anschauungen, wie sie hier ausgesprochen wurden, begegnen. Man kann nicht verlangen, daß Frau Elisabeth Förster-Nietzsche besondere Freude darüber empfindet, aber andre Leute prüfen den neuen Luftzug und hängen einen ersten Hoffnungswimpel darein. —

„Dem Retter Ostpreußens, General-Feldmarschall von Hindenburg" ist der zweite hier zu nennende Roman in Dankbarkeit und Bewunderung zugeeignet — der Roman des Danziger Archidiakonus Arthur Brausewetter: „Wer die Heimat liebt wie Du" (Braunschweig, Georg Wester-

Digitized by Google

mann). Es ist natürlich ein Kriegsroman, und er stellt die schweren Schicksale Ostpreußens dar. Die besondere Handlung, die er dazu beibringt, ist unwesentlich; die Gestalten, die er erfindet, sind nicht aus echter Schöpferkraft geboren; die Sprache, in der er erzählt wird, ist abgeschliffen und ohne eigne Prägung. Ein Dichter im höheren Sinne ist Arthur Brausewetter also wohl nicht, und vom rein ästhetischen Standpunkt aus läge kein Grund zur Besprechung seines Buches vor.

Aber wenn man diesen Standpunkt allzu schroff betonen wollte, würde eine Reihe tüchtiger Schriftsteller, die wir nicht entbehren wollen, doch allzu kurz kommen. Man denke z. B. — um einen sehr bekannten Namen zu nennen — an Wilhelm von Polenz. Ihm fehlte das eigentliche poetische Muttererbteil durchaus; das wundervolle Spiel feiner künstlerischer Reize war nicht bei ihm zu finden, und jahrelang konnte ich nicht begreifen, was einige Leute an diesem trocknen Schriftsteller schätzten. Auch heute noch hat mein innerster Mensch nicht viel für ihn übrig, aber ich habe einsehen gelernt, daß im Gegensatz zu allen reineren Dichtungsformen gerade der Roman auch durch bloßen kulturgeschichtlichen Gehalt zu einem gewissen Zeitwert kommen kann. Selbst „Soll und Haben" von Freytag hat seine Stellung doch nicht nur den begrenzten dichterischen Eigenschaften seines Verfassers zu danken, sondern daneben dem Umstande, daß hier ein sachlich richtiges Bild bestimmter deutscher Volksschichten während eines nationalen Entwicklungszustandes geboten wird. Ganz ähnlich steht es mit Polenz. Er blieb oft dürr; er konnte, was er aufnahm, nur selten in die Sphäre der Dichtung erheben, aber die ländlichen Verhältnisse, die er darstellte, sind richtig gesehen, der Durchschnitt eines bestimmten Standes in einer bestimmten Zeit ist von einer mittleren Linie aus sachlich und klar gezeichnet, so daß der spätere Historiker sich danach ein Bild der wirklichen Zustände machen kann. Das ist natürlich auch etwas wert, und in der Linie solcher Schilderer scheint mir auch Arthur Brausewetter zu liegen. Er ist ein Schriftsteller, der gerade bei der Abwesenheit individuell poetischer Reize das allgemeine Bild, den Durchschnittsfall treu und richtig herausbringen mag. Den „eigentlichen" Roman schenkt man ihm deshalb gern, und ob Hans die Grethe heiratet, das wird selbst die ehefreudigste Leserin hier keinen Augenblick aufregen. Es ist dem Verfasser selber auch ziemlich gleichgültig. Der einzelne Mensch interessiert ihn nicht; sein Held heißt nicht Hans Warsow oder sonstwie, sondern sein Held ist Ostpreußen. Das Volk von Ostpreußen, das Land von Ostpreußen. Nicht in einem Einzelnen kann es lebendig werden, sondern dutzende und aberdutzende von Gestalten müssen dazu an uns vorüberziehen: Gutsbesitzer und Städter, Männer und Frauen, Herren und Knechte, die Vertreter vieler Stände und Berufe. Es kommt nicht darauf an, daß die Einzelfigur sich menschlich abrundet; sie hat sozusagen nur ihre ostpreußische Seite zu zeigen, den Zusammenhang mit Art und Schicksal der Heimat.

Wenn man dies im Auge behält, wird man den Roman schon mit wesentlich freundlicheren Blicken ansehen. Man sucht dann nicht mehr Menschen, sondern man sucht die Provinz, das Land; man begreift, daß das allgemeine Bild aus einer Fülle von Episoden zusammengesetzt sein mußte; man versteht, daß der Krieg hier keine Nebenhandlung sein kann, die das Leben des einen bestimmt und das des andern unberührt läßt, sondern ein alle treffendes Schicksal, eben die Hauptsache, die auch als Hauptsache behandelt wird und unvergleichlich wichtiger ist, als jedes private Glück und Unglück. Offenbar ist eine Fülle tatsächlicher Geschehnisse hier in die Erzählung hineingearbeitet: Erlebnisse ostpreußischer Pfarrer, Gutsbesitzer, Bürgermeister. Am packendsten ist die Todesfahrt der russischen Offiziere, die von dem Inspektor Borowski und dem alten Schikorr in den Sumpf kutschiert werden. Wenn da die herrlichen Trakehner in ihrer Sterbenot durch den Wald schreien, so begreift man, daß der Inspektor von nun ab den Todesschrei seiner Tiere Tag und Nacht hört und nicht mehr vergessen kann. Dieser Inspektor, der alte Schikorr, die Mamsell Hutemach, sie werden auch von dem Landfremden als bodenständige Typen empfunden; sie sind so ganz ostpreußisch, wie der „Glumsekuchen" und der „Schmandt", die neben ihnen eine Rolle spielen. Und dieser ostpreußische, kulturhistorische Gehalt gibt dem Brausewetterschen Heimatroman gerade noch Schwergewicht genug, um die literarisch-konventionelle Mache auszugleichen und dem Leser einen Gewinn zu verschaffen.

Vom zeitgemäßen Ostpreußen verschlägt uns der folgende Roman nach einer mährischen Kleinstadt, und man hat das Gefühl, als hätte er sich mit dem Anschluß verspätet. Damals, als die „Buddenbrooks" erschienen, wäre seine Stunde gewesen. Heute steht er merkwürdig unverbunden da, wie ein Ringer, der den Preis auf einem schon verlassenen Kampfplatz holen will. Aber am Ende ist es für ein gutes Buch immer noch früh genug und für ein schlechtes immer zu spät.

Paul Zifferer hat diesen aus der Reihe fallenden Roman geschrieben; er hat ihn „Die fremde Frau" genannt (Berlin, S. Fischer). Die fremde Frau ist ein an das Umherziehen gewöhntes Hausiererkind, das als Schwiegertochter in den Kreis einer sehr seßhaften und traditionsumhegten Familie tritt. Mit breiter Gründlichkeit und viel guter realistischer Schwere wird Leben und Art der Grabners vor uns entwickelt,

Digitized by Google

Sie sind in Stadt und Umgegend die einzigen Juden: angesessen schon seit zwei Jahrhunderten, eingefahren in bestimmte Geleise, durch Nachbarschaft und Arbeit angeglichen dem bäurischen oder ackerbürgerlichen Wesen und dadurch in ihrem konservativen Zuge noch bestärkt. Als einer der Söhne die Hausiererstochter Beate als seine zukünftige Frau dem Vater vorzustellen wagt, schlägt ihm der Alte den Stock ins Gesicht, und der Sohn, der ein starker Mann ist, wagt nicht zu mucksen. Er duldet es, daß Beate nach der Hochzeit wie eine Magd im Stalle einquartiert wird; er nimmt den Kampf gegen den allmächtigen Geist des Hauses gar nicht auf, und wenn man sich deshalb heimlich gegen ihn empört, so kränkt man sich doch gleichzeitig auch über die junge Frau, die sich alles gefallen läßt. Sie bleibt auch später ein fremdes Element in der Grabnerschen Sippe; es kommt zu keinem Ausgleich. „Ich hätte es nicht tun sollen", sagt ihr Mann noch auf dem Sterbebett zu seinem Bruder und leistet damit gleichsam der ganzen Familie wegen seiner Heirat Abbitte. In den Schluß spielen die deutsch-tschechischen Streitigkeiten hinein, das Haus geht in Flammen auf, und die alternde, zur Witwe gewordene Beate spricht im Rückblick auf ihre Ehe: „Es hat uns die Güte gefehlt!" Die Güte, die die Gegensätze verbunden und Brücken zwischen zwei verschiedenen Welten gebaut hätte.

Braucht man zu sagen, daß durch diesen Mangel an Güte, durch die Unmöglichkeit eines Ausgleichs, durch den starren Traditionalismus, durch die Unfrische und Passivität der Menschen diese ganze Familiengeschichte etwas Bedrückendes hat? Man fühlt förmlich, wie Kräfte, die an ihrem Platze frei und schön wirken könnten, dumpf und freudlos erstickt werden. Man wundert sich, daß ein Dichter noch einmal auf abgegraste Felder zurückkehrt. Nun, es werden die „Felder seiner Jugend" sein, und es war für ihn wohl eine Notwendigkeit, sich mit Erlebnissen und Erinnerungen seiner Frühzeit auseinanderzusetzen. Deshalb ist solch ein Werk niemals fruchtlos; es heischt immer Respekt; es gewinnt schon durch die Fülle von Realität, die es beibringt, Gewicht. Wohl ist das Gewicht hier noch allzusehr Druck und Last. Paul Zifferer, der sich an vielen Stellen nicht nur als guter Darsteller zeigt, sondern doch auch als Dichter — man lese die Episode vom häßlichen Zdenko und der blinden Anina oder die Schilderung der Feuersbrunst — Paul Zifferer also hat es im ganzen noch zu wenig fertiggebracht, der Schwere Flügel zu verleihen und sie wieder leicht zu machen. Aber ein österreichischer Erzähler, dem man allzuviel Schwere nachsagen muß, der mit solcher Ehrlichkeit, Gründlichkeit, Sachlichkeit darstellt, das ist unter dem gewöhnlich allzu leichten Völkchen an sich schon eine Merkwürdigkeit.

Tummeln wir uns, um weiterzukommen. Anselma Heine zeigt ihr feines Talent, dem man immer gern zuhört, in zwei Novellen „Fern von Paris" (Berlin, E. Fleischel & Co.). In der ersten, die 1675 spielt und am Ende doch einen unerwarteten Saltomortale hinüber zum Weltkrieg schlägt, gerät ein junger Elsässer in die schaumige, glitzernde, frivole Gesellschaft der Preziösen von Paris und Versailles. Sie entlockt dem geblendeten Neuling ein schwer getragenes Liebeserlebnis, das er bisher als Geheimnis gehütet hat und das ihm sein ganzes Dasein vergiftet. Auf welche Weise er von dem quälenden Gespenst der Erinnerung geheilt wird und wie er sich aus der leichten, schillernden, spielerischen Welt in sein ernsteres und redlicheres Elsaß rettet, mag man selber nachlesen. Auf elsässischem Boden, aber auf dem der jüngsten Zeit, bewegt sich auch Mademoiselle Nesle, die altjüngferliche Heldin der zweiten Novelle — jenes Nesle, das durch einen ihre ganze Existenz umkrempelnden Prozeß zu einer Dorfberühmtheit wird und das sich erhängt, als durch die endliche glückliche Beendigung des Prozesses ihr Leben seinen Inhalt verliert.

Wie stets hat Anselma Heine auch auf ihr neues Buch viel Kunst verwandt. Aus anekdotischem Kern sind echte Novellen im Sinne der „unerhörten Begebenheiten" erwachsen; jeder einzelne Zug darin ist sorgfältig überlegt; geschickte Vorbereitung erklärt die Steigerung, ohne ihr das Überraschende zu nehmen; die psychologische Entwicklung ist klug geführt; der Stil klar, fest und biegsam; das Ganze im besten Sinne geistreich. Trotz aller dieser ausgezeichneten literarischen Eigenschaften haben die Arbeiten der sparsam schaffenden Anselma Heine etwas Abgleitendes. Sie ermangeln jener nachdrücklichen Kraft, die nur aus tieferem poetischen Mutterboden gewonnen wird.

Die beiden nächsten Bücher sind mit allerlei Spuk versetzte Phantasie-Orgien, wie sie jetzt modern sind. Gustav Meyrink, der das Eisen schmiedet, so lange es vom Reklamefeuer des „Golems" noch heiß ist, hat einen Novellenband „Fledermäuse" erscheinen lassen (Leipzig, Kurt Wolff): auf dem Titel als geheimnisvolles Zeichen das Satanskreuz, das rote Radkreuz aus vier laufenden Menschenbeinen. In der ersten Erzählung werden aus Blutschande, Muttermord und ähnlich netten Kleinigkeiten philosophische Ranken gezogen. Aber das Gruseln habe ich nicht dabei gelernt. In der zweiten Erzählung, dem „Grillenspiel", kann man die bloß kombinierende, nicht schöpferische Art Meyrinks am besten beobachten. In dem wohltuend unbekannten Tibet, wo deshalb alles möglich ist, läßt ein scharlachrot bekappter Teufelspriester, ein direkter Abkömmling des Dämons der Fliegenschwämme, einen europäischen Forscher den „Grillenzauber" sehen. Auf sein metallenes Zirpen kriechen ungezählte Scharen von Grillen aus

Digitized by Google

ihren Schlupfwinkeln und sammeln sich auf der großen europäischen Landkarte, die der Forscher in Ermanglung eines weißen Tuches vor sich ausgebreitet hat. Sie laufen erst planlos im Kreise, bilden dann Gruppen, die sich mißtrauisch mustern, und beginnen sich plötzlich in wahnsinniger Mordlust auf schauderhafte Weise zu zerfleischen. Das übrige kann ich mir schenken; der zuckende Grillenhaufen auf der europäischen Landkarte brauchte sich in der Phantasie des zuschauenden Forschers gar nicht erst in Millionen sterbender Soldaten zu verwandeln, um seine Beziehung ahnen zu lassen. Unter dem sonstigen Nervengekitzel lobe ich mir „Amadeus Knödlseder, den unverbesserlichen Lämmergeier" — eine sehr ulkige Satire mit Spitze gegen Italien. Man müßte ein Stockfisch sein, wenn man daran keinen Spaß hätte.

Überhaupt ist Meyrink ja natürlich ein höchst talentvoller Virtuose und Brettl-Meister, der besonders in seinen humoristisch-satirischen Nummern oft famos wirkt und einmal etwas anderes zeigt. Wenn ich gegen den „Golem" und sein Gefolge so kräftig vom Leder zog, so galt dies nur dem Tamtamgetöse, mit dem ein höchst schätzenswerter Mitarbeiter des „Simplizissimus" zum modernen deutschen Dichter und seine witzigen oder phantastischen Einfälle zur großen deutschen Literatur erhoben werden sollten. Leider ist ein nicht geringer Teil des Publikums auf diesen Leim gekrochen, und wenn man es auch wirklich nicht verlangen kann, so könnte es doch immerhin sein, daß Meyrink selber sich nicht schlecht darüber belustigte.

Die „unglaubwürdige" Geschichte, die Leo Perutz und Paul Frank unter dem Titel „Das Mangobaumwunder" (München, Albert Langen) veröffentlichen, nährt sich auch nur von einem krausen Einfall, einer phantastischen Kombination. Wie sich die literarischen Schwurbrüder die Arbeit geteilt haben, ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich hat der eine den Einfall gehabt, den sie beide im Kaffeehaus bebrütet haben. Die Schreiberei war dann wohl ziemlich unwichtig. Die Kombination knüpft daran an, daß gewisse Hinduheilige, die sogenannten Sadhus, über die Fähigkeit verfügen sollen, das Wachstum eines fremden Organismus ganz außerordentlich zu beschleunigen und ihn dann wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückzubringen. Jedenfalls: ein Sadhu, den ein 38jähriger Wiener Baron als Gärtner mit heimgebracht hat, wird veranlaßt, in dem kleinen dürftigen Tropengarten seines Herrn die ihm eigene geheimnisvolle Fähigkeit zu betätigen. Alles gerät in ein fieberhaftes Wachstum, der Baron wird innerhalb weniger Minuten ein Greis, sein kleines Mädel eine schöne Frau, aber außerdem entwickeln sich auch die aus Ceylon herübergekommenen tropischen Treibhauspflanzen in unerhörter Geschwindigkeit und gleichzeitig entfalten sich die lebenbergenden Keime, die, dem Auge unsichtbar, in Blättern, Wurzeln, Erdreich die Reise mitgemacht haben: Samen von Gewächsen, Eier von Reptilien und Insekten, so daß ein Stück tropischer Urwald mit allen seinen Wundern und Gefahren im Augenblick entsteht. Eine gefährliche, noch nie lebend nach Europa gekommene Giftschlange, die „Tik Paluga", schießt aus den Blättern des Mangobaums hervor und beißt den in sein Experiment vertieften Sadhu, so daß der Inder in Krämpfe verfällt und keine Möglichkeit mehr hat, alles wieder in den Normalzustand zu überführen. Da seine Gewalt aber nur auf den Körper wirkt, ohne die geistige Entwicklung zu beeinflussen, da also die schöne Frau z. B. nach wie vor mit Puppen spielt wie das elfjährige Mädel und nichts dagegen hat, jedem fremden Onkel Küsse zu schenken, so kann man sich ungefähr die verrückten Folgen und Schlüsse vorstellen, die sich ergeben. Die phantastische Verwicklung wird schließlich spannend gelöst, und es ist nur schade, daß ein völlig überflüssiges Endkapitel den Witz verwässert. Mehr als ein durchgeführter Witz ist das Ganze natürlich nicht; es steht auf der Höhe nett erfundener Detektivromane. Die Gefahr ist auch hier nur, daß solche vielleicht etwas literarischer eingewickelten Gaukeleien ernsthaftere Ansprüche erheben.

Wer an Briefbüchern Gefallen hat, nimmt sich vielleicht einmal die „Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers" vor (Berlin, Paul Cassirer) oder die Briefe von Moritz Seebeck „Aus sonniger Kindheit" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn).

Der Fahnenjunker und spätere Leutnant im Garde-Füsilier-Regiment, der im Juni 1915 in russische Gefangenschaft geriet, ist Uli Klimsch, der Sohn des bekannten Bildhauers Fritz Klimsch. Zweifellos verdankt er es dem berühmten Vater und dem ihm nahestehenden Kreise, daß seine Briefe gedruckt wurden und eine überraschende Beachtung fanden. Sie sind frisch, höchst temperamentvoll, mit noch völlig formlosen Gedichtstümpfen durchsetzt, verleugnen die Vorliebe der Jugend für Kraftausdrücke keinen Augenblick und zeigen das schöne und freie Verhältnis des Jünglings zu seinen Eltern.

In den Briefen von Moritz Seebeck, die zwischen 1835 und 1844 geschrieben sind, spricht der glückliche junge Vater, der mit aller Liebe, aber auch mit dem urteilenden Blick des geschulten Erziehers das Wachsen und Werden der jungen Menschlein in seiner Kinderstube beobachtet. Nichts ist ihm unwichtig, auch die kleinsten Züge berichtet er der fernen Mutter, und so ist ohne jede Absicht ein allerliebstes, an praktischen Beobachtungen und Erziehungswinken reiches, heiter-frommes Buch aus der Folge dieser Briefe erwachsen. Jungen Eltern, besonders jungen Müttern sollte man es auf den Tisch legen; sie werden für dieses innige Familienidyll aus Großvätertagen dankbar sein.

Digitized by Google

Eiserner Schmuck aus älterer Zeit
Erzeugnisse der Kgl. Preuß. Eisengießereien in Berlin, Gleiwitz, Sayn aus den Jahren 1806—1820

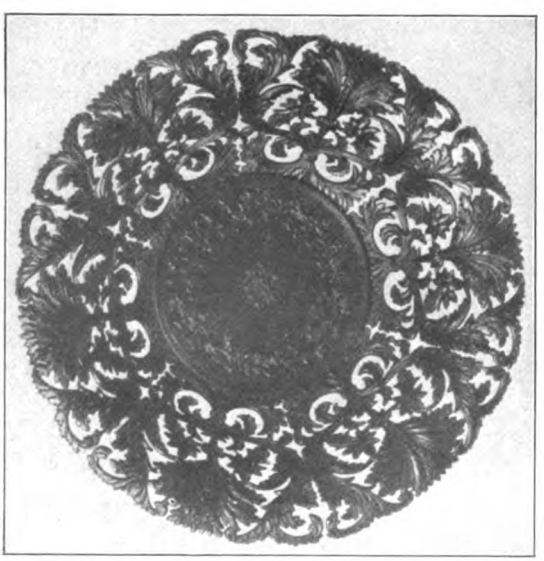
Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Künstlerische Arbeiten in Eisen aus älterer Zeit — Der neue Katalog der „Modernen Galerie" Thannhauser in München — Inneneinrichtungen von Architekt Georg Honold in Berlin — Zu unseren Bildern

Die Erinnerungen an die große Zeit vor hundert Jahren, die uns durch das gewaltig aufrüttelnde Erleben des gegenwärtigen Kriegs erst im tiefsten Sinne lebendig und verständlich geworden ist, haben uns auch wieder in Berührung mit einer fast völlig in Vergessenheit geratenen, höchst reizvollen Kunstübung gebracht, die man recht eigentlich das Kind der Freiheitskriege nennen darf. In den Jahrhundert-Ausstellungen des Jahres 1913, schreibt uns Dr. Egbert Delpy, kamen hier und da künstlerische Zeugen jener eisernen Zeit wieder zum Vorschein, auf denen seit den Zeiten des ausgehenden Biedermeier der Fluch der Verachtung und Verkennung gelegen hat, die uns Heutigen aber, mit unserem völlig veränderten Standpunkt künstlerischer Wertung aller ehrlichen, materialechten kunstgewerblichen Arbeit, lebhaftes Interesse, ja schließlich aufrichtiges, entzücktes Bewundern abnötigten. Es waren das allerhand Stücke in Eisenguß, kleine Büsten, Medaillen, Statuetten, vereinzelte Abgüsse klassischer Reliefs, vor allem auch Schmucksachen von der anmutigsten, feinsten Ausführung (allerdings meist in Bruchstücken). Und alle diese Dinge zeigten eine Vollendung in der Behandlung des spröden Materials, offenbarten eine Klarheit des Gusses, eine künstlerische Sicherheit der Formengebung, daß man es unseren Kunstgewerblern und Museumsdirektoren wohl nachfühlen konnte, wie sie erstaunt vor der Tatsache standen, daß eine derart hochentwickelte Kunstübung so völlig in Vergessenheit geraten sein sollte. Man begann diesen Dingen genauer nachzugehen, fand aber bald, daß das vergangene Jahrhundert mit seiner gründlichen Verachtung des „alten Eisens" so stark unter den vererbten Beständen aufgeräumt hatte, daß wirklich nicht mehr allzuviel gut erhaltene Zeugnisse dieses Kunstzweigs auf uns gekommen sind. Zum Glück haben ein paar Sammler in Oberschlesien, Bergrat Arbenz in Gleiwitz und Kaufmann Macha in Beuthen, mit Eifer alte Eißengußarbeiten gesammelt. Die umfangreichste Sammlung aber dürfte sich wohl im Besitz des Leipziger Architekten Professor Lamprecht befinden, der im Laufe von zweieinhalb Jahrzehnten über 1000 Abgüsse zusammengetragen und gerettet hat. Die abgebildeten Arbeiten entstammen sämtlich seinem Besitz.

☒ Apostel Paulus. (Hochplastischer Eisenguß) ☒



Schüssel aus durchbrochenen Akanthusranken. (Eisenguß)

Die Kunstgeschichte hat bisher nur die ältesten Zeugnisse der Eisengußtechnik beachtet, jene derben Grab- und Ofenplatten aus dem 17. und 18.

Digitized by Google

Jahrhundert, mit christlich-legendären oder antik-mythologischen Darstellungen. Die eigentliche Blüte des Eisengusses aber hebt etwa mit dem Jahr 1800 an und umfaßt nur gerade die beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Die einleitende Vorentwickung vollzieht sich in Süd- und Mitteldeutschland, vor allem im sächsischen Hüttenwerk Lauchhammer des Grafen von Einsiedeln. In Eisen gegossene antike Gemmen in Silberfassung, die als Neuheit aus

Eisenabguß der berühmten Warwick-Vase London

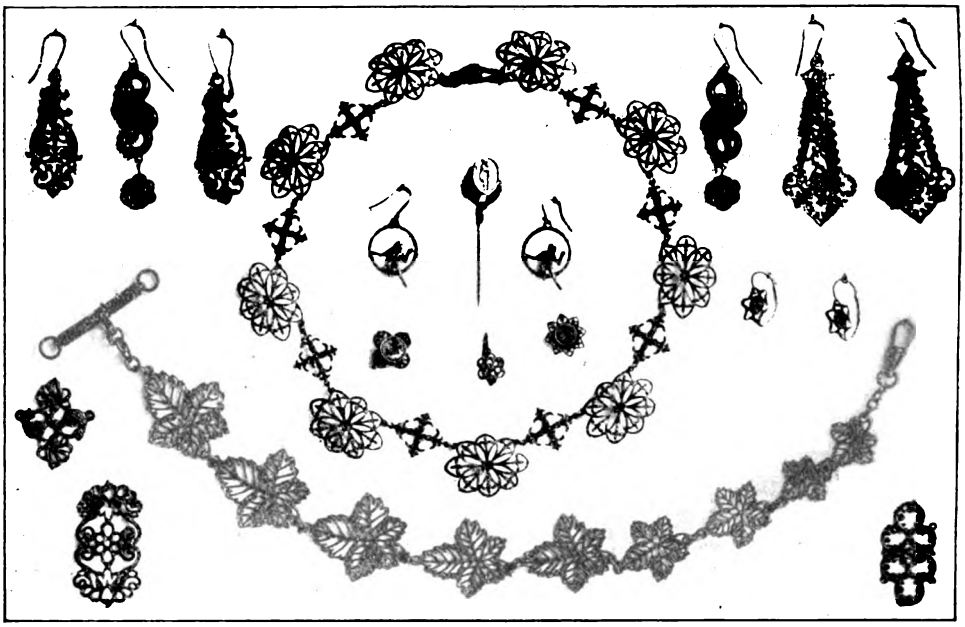
England herüber kamen, gaben den deutschen Gießereien den Anstoß zur Aufnahme des Medaillengusses in Eisen. Die eiserne Schaumünze errang sich im Fluge die Volkstümlichkeit dadurch, daß sie sich der Verherrlichung bekannter Persönlichkeiten zuwandte. Fürsten, Dichter, Gelehrte, Schauspieler kamen im Eisenabguß auf den Markt, es gehörte schließlich zum guten Ton, auch das eigene Bildnis auf der Eisengußmünze zu besitzen. Kein Wunder, daß die „Medaillenförmereien" in Deutschland sich mehrten und ihre Erzeugnisse sich vervollkommneten. Zu Lauchhammer gesellten sich vor allem die Königl. Württembergische Gießerei in Wasseralfingen und die Königl. Bayerischen Gießereien in Bodenwöhr und Obereichstädt. Preußen griff die neue Liebhaberei sehr spät auf, dann aber widmete es sich ihr um so nachdrücklicher. Den glänzenden Aufschwung zur

Altberliner Marktgestalten. (Eisenguß)

Höhe technischer Vollendung verdankt der Eisenguß einzig den Königl. Preußischen Gießereien; 1798 wurde dem Eisenwerk in Gleiwitz die erste Abteilung für Kunstguß angegliedert; fünf Jahre später erhält Berlin seine staatliche Medaillenförmerei. Die geschultesten Gleiwitzer Kräfte, Stilarsky und Krigar, übernahmen die Einrichtung, und in unglaublich kurzer Zeit hat das Berliner Werk seine deutschen Mitbewerber überflügelt. In Frankreich wird man eifersüchtig — 1808 läßt der französische Generalinspektor auf dem Wege der Requisition 749 Schmuck-

Stellspiegel und Flaschen für wohlriechendes Wasser. (Berl. Eisenguß)

Digitized by Google



Eisenschmuck. Erzeugnisse der Kgl. Preuß. Eisengießereien in Berlin, Gleiwitz, Sayn aus den Jahren 1806—1820

Schiller. Von Posch (Eisenguß)

gegenstände aus Eisen einfordern und nach Paris schaffen ... Als dem Berliner Modellmeister 1814 die Erfindung des Hohlgusses in der teilbaren Sandform gelingt, da dem Berliner Kreuzberg mit Rauchs lebensgroßen Statuen in Eisenguß bedeutete wohl den Gipfel seines Siegeslaufs.

Mit dem Abflauen des Geistes, der den

Goethe. Von Schadow (Eisenguß)

werden die letzten handwerklichen Fesseln der Gußtechnik gesprengt. Statuetten und Büsten konnten nun in dünnwandiger, tadelloser Gußfläche ohne nachherige Ziselierung gegossen werden. Jetzt wenden sich auch die Künstler dem Verfahren in Begeisterung zu. Schadow, Rauch und das ganze um sie gescharte junge Bildhauergeschlecht lieferten Entwürfe. Nichts gab es mehr, was dem Eisenguß unerreichbar schien. Schinkels eisernes Siegesdenkmal auf

Leuchter mit Glücksgöttin (Berliner Eisenguß)

Freiheitskämpfen ihr Gepräge gab, verflog auch das Interesse an der Eisenkunst wieder. An die Stelle des Eisens trat die Bronze, die man auf Grund der Erfahrungen im Eisenguß jetzt erst richtig zu gießen gelernt hatte. Das spätere Aufkommen des billigen Zinkgusses gab dann dem so viel edleren und charaktervolleren Eisenguß vollends den Todesstoß.

Wir aber haben heute allen Grund, uns mit der halb vergessenen Technik

Digitized by Google

Der Maler Wilhelm Leibl im Kreise seiner Freunde. Gemälde eines Künstlers aus dem Leibl-Kreise Im Besitz der Modernen Galerie Heinrich Thannhauser in München. Veröffentlicht aus deren unlängst erschienenem Katalog

auch praktisch wieder eingehend zu beschäftigen! Durch die einschneidenden Veränderungen unseres ganzen Lebens, die uns der Weltkrieg auferlegt, sind wir in ganz ähnliche Verhältnisse gebracht, wie sie vor 100 Jahren vorlagen. Auch wir opfern unser Gold, unseren Schmuck der Wehrkraft des Landes. Alle Vorbedingungen für ein neues Aufblühen der Eisengußkunst in unseren Tagen sind gegeben! Es wäre daher dringend zu wünschen, daß unsere Kunstgewerbler und Goldschmiede im Bunde mit den Eisengießereien sich des alten, so glänzend erprobten Verfahrens mit allem Eifer annehmen möchten, um uns die verlorengegangenen Geheimnisse seiner technischen Vollendung neu zu erschließen.

Die bekannte „Moderne Galerie" von Heinrich Thannhauser in München hat kürzlich einen Katalog ihrer „Bestände" herausgegeben. Dieser Katalog ist aber ganz anders wie andere Kataloge: er zeigt sich nämlich als ein höchst stattlicher Band, als ein umfassendes Werk, das nicht weniger als 174 Abbildungen, darunter sechs Gravüren, bringt. Und das mitten im Kriege, im dritten Kriegsjahr! Ich möchte wohl wissen, ob eine Kunsthandlung in Paris oder London das gleiche wagen könnte! Dem Bande ist eine gehaltvolle Einleitung vorausgeschickt, in der Wilhelm Hausenstein

Knabenbildnis. Gemälde von Philipp Helmer Im Besitz der Modernen Galerie H. Thannhauser, München Veröffentlicht aus deren unlängst erschienenem Katalog

Digitized by Google

Landschaft mit Brücke. Gemälde von Karl Schuch
Im Besitz der Modernen Galerie Heinrich Thannhauser in München
Veröffentlicht aus deren unlängst erschienenem Katalog

über die Entwicklung und Ziele der „Modernen Galerie" handelt, um schließlich ihren großen augenblicklichen Bestand zu schildern. Thannhauser war lange Zeit betont international; er hat zumal den Franzosen stets einen breiten Raum eingeräumt. Der Krieg hat aber auch auf ihn eingewirkt. Unter den zahlreichen Abbildungen wenigstens überwiegen heut die Werke deutscher Künstler. Wir finden da u. a. Spitzweg und Leibl, Theodor Alt und Karl Schuch, Wilhelm Trübner, Fritz von Uhde, Hans Thoma, Arthur Langhammer, Hugo von Habermann, Albert von Keller, Gust. Schönleber, Max Liebermann, Lovis Corinth, Max Slevogt; selbstverständlich fehlt auch Ferdinand Hodler nicht, der immer zu den besonderen Günstlingen Thannhausers gehörte, den wir aber heut seiner deutschfeindlichen Stellung nach gern vermißt hätten. Interessant sind Werke von Philipp Helmer, dem ganz vergessenen, 1912 verstorbenen Münchner Meister, den gleichsam wieder entdeckt zu haben, Thannhausers Verdienst bleibt; auch der eigenartige Max Mayrshofer verdient Beachtung. Was wird die Zukunft bringen? Herr Thannhauser

Rennplatz. Gemälde von Max Mayrshofer. Im Besitz der Modernen Galerie Heinrich Thannhauser in München. Veröffentlicht aus deren unlängst erschienenem Katalog

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75
(einschließlich Kriegszuschlag).
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.
In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Novemberheftes:

	Seite
Olivia oder Die unsichtbare Lampe. Erzählung von Jakob Wassermann. (Schluß) . . .	305
Die geschichtliche Stellung der kleinen Staaten. Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig . .	326
An Schillers Sterbelager. Sommer 1916. Gedicht von Otto Romberg	332
Der Kuß. Skizze von Hans Heinrich Ehrler.	334
Der neue Tod. Gedicht von Johann Friedrich	336
Malerwanderungen zur Front auf Gallipoli. Erinnerungsblätter von Georg Wagenführ. Mit sechzehn Zeichnungen des Künstlers in Faksimilewiedergabe	337
Das Schwein. Von Wilhelm Bölsche	353
Der Spion. Eine Kriegserzählung von Ida Boy-Ed	358
Karl Loewes Bilder aus deutscher Vergangenheit. (Zum 120. Geburtstag des Meisters, 30. November 1916.) Von Dr. Leopold Hirschberg. Mit einem Bildnis	364
Drachen und Koggen. Bilder aus der Seeherrschaft der Germanen. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit einer mehrfarbigen Einschalttafel und sechzehn Textbildern . . .	369
Der Vater. Ein Skizzenblatt von Walter von Molo.	382
Die blaue Lore. Von Hanns von Zobeltitz. (Schluß). . .	383
Deutsche Maler aus napoleonischer Zeit (Philipp Otto Runge — Caspar David Friedrich — Georg Friedrich Kersting). Von Prof. Dr. Fritz Knapp in Würzburg. Mit drei Einschalttafeln und vierzehn Textabbildungen in Tondruck	397
Frau Beate und ihr Märchen. Novelle von Heinrich Lilienfein	413
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von	433

Digitized by Google

Seite

Nachtim Felde. Gedicht von Hans Heyck 428
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse. 429
Meeresstille. Gedicht von Philipp Witkop. 433
Illustrierte Rundschau: Die Deutsche Bücherei in Leipzig — Klöppelarbeiten von Else Vogel in Freiberg i. S. — Silberarbeiten und Schmuckgegenstände aus den Wiener Werkstätten — Das Königl. Bayrische Militärkurhaus in Bad Kissingen — Zu unsern Bildern 434

Kunstbeilagen:

Stilleben. Gemälde von Hans Erpff. Faksimiledruck . . Titelbild
Novemberabend am Luganer See. Pastellgemälde von Prof. L. Dettmann. Faksimiledruck 312—313
In der Kirche zu Slonim. Ölskizze von Prof. Friedrich Fehr. Faksimiledruck. . . . . 328—329
Hafenszene. Miniatur aus dem Hamburger Stadtrecht. Faksimiledruck . . . . . 376—377
In der Dämmerung. Gemälde von Prof. Caspar Ritter. Faksimiledruck . . . . . 392—393
Vor dem Aufbruch. Gemälde von Prof. Heinrich von Zügel. Faksimiledruck. . . . . 416—417

Einschaltbilder:

Kriegskinder. Gemälde von Prof. Otto Greiner. Tondruck 320—321
Studienkopf. Marmorbildwerk von Prof. Hugo Kaufmann. Tondruck . . . . . 360—361
Der wackere Schwabe. Holzbildwerk von Joseph Zeitler. Tondruck . . . . . 384—385
Harzlandschaft. Gemälde von Caspar David Friedrich. Tondruck . . . . . 396—397
Landschaft mit Regenbogen. Gemälde von Caspar David Friedrich. Tondruck . . 401—405
Am Fenster. Gemälde von Georg Kersting. Tondruck. . . 408—409

Selbständige Textbilder:

Im Walde. Kohlezeichnung von Prof. Hans Looschen 324
Waffen und Feldfrüchte. Radierung von Fritz Gärtner. . 325
Pioniere. Radierung von Fritz Gärtner 333
General der Infanterie Erich Ludendorff. Zeichnung von Prof. Arnold Busch 352
Artillerie zieht durch das brennende Parux. Zeichnung von Anton Bär 427

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . . 1—12
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. . . . 4
Unterrichtsanstalten. . . 4
Heilanstalten . . . . . 4—5
Hotels. . . . . .
Wintersport und Winterkur . 5—6
Anzeigenteil am Schluß . . . 1—4

Digitized by Google

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Hans Erpff

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 Heft 3. November 1916

Olivia oder Die unsichtbare Lampe

Erzählung von Jakob Wassermann

(Schluß)

Olivia tat das Herz so weh, als sei es ein Geschwür in ihrer Brust. Am Anfang und am Ende jeder Handlung stand dieselbe Frage; jede Gedankenfolge schloß mit einem jammervollen Aufblick: Wo ist Hilfe? Wo ist Trost?

Die Schauspiele verwirrten sich wie die Schicksale. Der gemeinsame Ursprung der Leiden beruhigte die Sinne nicht. Dieses Haus, in dem sie zufällig wirkte, war nur eines unter den Tausenden von Becken, in denen sich das Unglück sammelte. Man mußte die Einbildungskraft in Schranken zwängen, um nur die Hände rühren zu können. Es war ein krampfhaftes Ansichhalten vom Morgen über den Tag zum Morgen, vom Abend die Nacht zum Tag.

Und dennoch: immer wieder auf und hinüber, hin zu den Wunden, vielleicht, daß eine Berührung, ein Wort, ein Blick Linderung brachte oder Geduld einflößte.

Sie fühlte eine Kraft in sich, deren Wesen ihr nicht bekannt war. Sie fühlte diese Kraft, wenn sie durch die Zimmer ging und die Augen an ihr hingen. Diese Augen redeten eine Sprache von nie gehörter Eindringlichkeit, die sie ohne Gewissenspein nur hinnehmen konnte, wenn sie sich ganz ausschöpfte im Tun, sich ganz und gar vergaß.

Die Schicksale stürzten über sie, und sie wurde das Opfer von ihnen. Sie wollte es sein, in ihren hingegebensten Stunden sehnte sie sich danach, völlig zermalmt zu werden, um jeder Schuld zu entgehen. Ruhte sie, faßte sie sich wieder, so wurde es zu gräßlich, nur zu denken an das, was war. Nicht allein von Bildern der Zerstörung war ihr Geist beladen, Bildern leckender Flammen, eingeäscherter Wohnungen, unerträglichen Hungers, erstickender Todesangst, hoffnungslosen Siechtums und der Verzweiflung, die keinen Blutstropfen unvergiftet ließ, sondern von dem auch, was dahinter war an Wut, Haß und Bosheit, dem Gewebe kleiner Lügen, den Beleidigungen der Menschenwürde, von dem Aufgestachelten in allen, der von überallher tönenden Klage.

Damals, als ihre Mutter in der Sorge um Ferdinand zu ihr kam, mußte Olivia in ihren Gedanken den Bruder erst suchen; sie sagte: „Du darfst die Hoffnung nicht sinken lassen, Mutter; sei nicht ungeduldig.“

„Ich? Warum nur ich? Warum nicht auch du?“ gab Frau Khuenbeck erstaunt zurück.

Olivia schwieg. Ihr war, als verriete sie alle andern, wenn sie den Bruder beklagte.

Leo von Scheyern war gefangen, Ernst von Scheyern war unter den Vermißten. Frau von Scheyern kam nicht mehr ins Spital. Sie sprach eines Tages mit Olivia darüber, wie sie beim Anblick jedes

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Briefträgers bleich geworden sei, bei jedem Läuten der Wohnungsglocke gezittert habe. Da sah Olivia Tausende und aber Tausende von Müttern, die in folternder Ungewißheit um das Leben ihrer Söhne schwebten und an keinem Morgen erwachten, ohne auf die Kunde gefaßt zu sein, die ihr Dasein in eine Wüstenei verwandelte.

Im Anfang blieben die Geschehnisse im Schatten, und nur die Gesichter traten hervor. Als sie aufhörten, stumm zu sein, wenigstens für Olivia, wälzte sich von allen Seiten das Grauen heran. Viele von denen, die dalagen, hatten überdies Worte, unvergeßliche Worte, um andre wieder schallte tönend ihr Erlebnis, ohne daß sie selber Kunde gaben.

„Ich will nimmer hinaus," knirschte einer im Fieber und bäumte sich verzweifelt, „tut mit mir, was ihr wollt, aber ich geh' nimmer." Einer stieß im Schlaf die schrecklichsten Angstlaute aus, und einer schaute gebannt, mit aufgerissenen Augen in die Luft, als sehe er in ununterbrochener Folge wieder und wieder, was ihm das Herz zerfleischt und den Verstand geraubt hatte.

Da war ein Mann, der in seinem bürgerlichen Beruf Akrobat gewesen war. Mit seiner Familie, die eine kleine Truppe bildete, die Cromwell-Truppe, wie sie sich fremdländisch-imposant nannte, war er jahrelang durch die Provinz gezogen und hatte das Publikum durch seine Geschicklichkeit ergötzt. Ein Schrapnellschuß hatte ihm beide Beine weggerissen, Frau und Kinder waren des Ernährers beraubt, er lag da, ein Krüppel, und sann darüber nach, was er an Stelle seiner verlorenen Kunst würde treiben können. Er dachte an das bunte Kostüm, in dem er aufgetreten war, an den Beifall, den er mit seiner Arbeit am hohen Trapez geerntet, und daß das alles nun vorbei war.

Oft blickte Olivia forschend in sein Gesicht. Es war ein sehr gewöhnliches Gesicht mit vollen Backen, kleinen dummen Augen und niederer, fliehender Stirn. Aber die Gewöhnlichkeit der Züge war durch die geheimnisvolle Arbeit irgendwelcher inneren Kräfte umglüht. Wie ging das zu?

Sie grübelte unablässig. Was bedeuteten ihr im Grunde all diese Leute, die aus einem kleinen Leben zufällig in ein großes gerissen worden und darin zerschmettert worden waren, zufällig in diesem Haus ein Asyl gefunden hatten? Was galt ihr der Bauer aus der Südmark, der da lag, erblindet? Aber wie er es trug, was er daraus schuf! Was war mit ihm vorgegangen, daß er tun konnte, was er getan? Viele Wochen hatte er unbeweglich im nassen Schützengraben zugebracht, unter den Folgen eines bösartigen Rheumatismus hatte er das Augenlicht eingebüßt. Eines Tages war seine Mutter ins Spital gekommen, ein abgehärmtes Weib, frühzeitig ergraut, in Sorgen gealtert. Er war ihr einziger Sohn, ihre Stütze, ihre Hoffnung. Sie wußte nichts von der Erblindung, und er hatte beschlossen, sie ihr noch zu verhehlen. Von ihrer Ankunft benachrichtigt, hatte er Ärzte und Schwestern gebeten, daß man ihr nichts sage. Zuerst ging es ganz gut; er nahm sich zusammen, die Brille mit farbigen Gläsern begünstigte die Täuschung. Allmählich wurde die Frau stutzig. Ein paar tastende Gebärden, der tote Ausdruck der Züge erweckten Ahnungen. Sie langte plötzlich nach seiner Hand, und als er sich nicht rührte, stieß sie einen markerschütternden Schrei aus. Der junge Mensch erbleichte. Mit schuldbewußtem Ton sagte er: „Was willst denn, Mutter, ich seh' dich ja." Aber es war zu spät, sie glaubte ihm nicht mehr. Sie mußte fortgebracht werden. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn immer wieder vor sich hinmurmeln: „Ich seh' dich ja."

Woher kam ihm dieser Heroismus?

Woher kamen dem einfachen mährischen Soldaten die Worte, mit denen er schilderte, wie er in Polen einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch einen irrsinnig gewordenen Oberleutnant hatte bewachen müssen? Es waren die furchtbarsten Stunden seines Lebens gewesen und der tiefste Eindruck, den er vom Krieg empfangen hatte. Er vor der Hütte, der Offizier in der einzigen Stube drinnen, immer auf und ab gehend, vor sich hinsprechend, immer auf und ab und in regelmäßigen Pausen zu dem Soldaten tretend. „Laß mich heraus." — „Darf nicht, Herr Oberleutnant." Und jener, wie ein verstörter Geist, zur Wand hinüber, in die Wand hineinredend: „Er will mich nicht herauslassen." Dann wieder: „Gib mir dein Gewehr." — „Darf nicht, Herr Ober-

Digitized by Google

leutnant." Der Offizier zur Wand, und dort in klagendem Ton: „Er gibt mir das Gewehr nicht." So ging es den ganzen Tag, die ganze Nacht; mit verzweifelten, kurzen, hastigen Schritten wanderte er ruhlos auf und ab, auf und ab, kam nach zehn Minuten und forderte etwas, das Gewehr, ein Messer, Briefpapier, Schnaps, und wenn es ihm der Soldat verweigerte, stellte er sich mit dem Gesicht zur Wand und rapportierte der Wand, daß er nicht erhalten habe, was er begehrt. Es war herzbeklemmend, man konnte es kaum ertragen, noch der Bericht stockte unter der Wirkung des Grauens.

Und der Konditor, der vom Vollzug des Standrechts in Serbien erzählte. Man hieß ihn bloß den Konditor, denn er war in seinem Zivilverhältnis Gehilfe bei einem Zuckerbäcker. Er war aufgeschwemmt und ziemlich roh, doch wenn er an eine gewisse Szene erinnert wurde, die er mitangesehen und die ihm nicht aus dem Sinn wollte, zitterte jedesmal seine Stimme, und von oben bis unten schüttelte es ihn. Es war Befehl gegeben worden, alle Häuser zu durchsuchen, aus denen auf die durchziehenden Truppen gefeuert worden war, und die Männer, die man darin fand, sogleich zu erschießen. Eines Tages marschierte die Abteilung durch eine Dorfstraße und gelangte unangefochten bis ans letzte Haus. Aus einem Fenster dieses Hauses wurden zwei Schüsse abgegeben, die aber niemand trafen. Die Leute, denen das Morden schon zu viel war, wollten keine Notiz davon nehmen, jedoch das Kommando wurde erteilt. Als sie nun das Haus betraten, lagen in der Tenne zwölf Männer auf den Knien, schon zum Tod bereit. Ebenso viele Frauen standen bleich, hochaufgerichtet im Hintergrund des Raumes an der Wand. Zwölf Soldaten legten die Gewehre auf die zwölf Männer an, die Salve krachte, die Männer stürzten tot zu Boden. Von den Frauen aber verzog keine einzige eine Miene, sie rührten sich nicht, mit Ausnahme eines jungen Weibes; dieses strich langsam mit der Hand über die Stirne; sonst nichts. Es mußte in der Gebärde etwas Übermenschliches an Qual enthalten gewesen sein, denn der Erzähler kam immer wieder darauf zurück; es ließ ihn nicht los, er mußte es immer wieder beschreiben.

Olivia sah diese Frauenhand, sah sie über die Stirne streichen, als sei die letzte Hoffnung die, daß vielleicht alles nur ein böser Traum war. Und „warum?" fragte es in ihr, „warum, o Gott?"

In einem der Zimmer kauerte ein Hund; er war nicht vom Bett seines Herrn zu vertreiben, dem er in die Schlacht und von der Schlacht wieder bis ans Krankenlager gefolgt war. Ein schmutziger, häßlicher Köter war es, der aber niemand zur Last fiel. So oft sein Herr einen Laut von sich gab, blickte er mit sanften Augen empor, sonst starrte er müde vor sich hin, gleich als sei er dort draußen von einem Strahl höheren Bewußtseins getroffen worden, der seine Tierseele flüchtig erleuchtet hatte, so daß sie jetzt in dunkler Pein noch danach rang.

Warum diese unermeßliche Schwermut in den Augen des schmutzigen Hundes? Was begriff er? Was war ihm seltsam, was hatte ihn so still werden lassen?

Ein Bild war da, so oft sie es dachte war ihr als müsse sie hinstürzen und ihr Denken erwürgen: zwei Offiziere, in der Attacke aufeinander zureitend, mit geschwungenem Säbel gegeneinander. Schon will der unsere zuhauen, da sieht er, daß der Russe keinen Kopf mehr hat, daß er aber noch immer, den Säbel hoch im Arm, auf seinem Gaul sitzt. Da stößt der unsere einen Schrei aus, fällt vom Pferd, und auf dem Boden windet er sich stumm wie ein Epileptiker. Und er blieb auch stumm, er hatte die Sprache verloren.

Sie sah die Flüchtlinge, Männer mit eilig errafften Habseligkeiten, die Weiber mit ihren Kindern, die eine hatte einen Säugling verloren, die andere brach zusammen, und sie waren ohne Speise und Trank und nächtigten auf dem Felde und zogen dahin ohne Ziel. Sie sah sie in den Viehwagen langer Eisenbahnzüge eingesperrt, wie sie fuhren, immerzu fuhren, durch eine Welt, in der es nur noch verkohlte Ruinen gab, und wie sie um Brot schrien, und wie ihre Kinder verhungerten, ihre Säuglinge verschmachteten.

Sie sah die Gefangenen, die den Schiffbrüchigen auf einer öden Insel glichen; sah die Väter, die keine Söhne, die Kinder, die keinen Vater mehr hatten, die Witwen, die trauernden Bräute, die Verlassenen,

Digitized by Google

Beraubten, zugrunde Gerichteten überall. Sie sah die Mutigen erlahmen, die Feigen apathisch werden, und wie die Freunde aufhörten, füreinander zu zittern. Sie sah die tausendfältige Unbill, Zurücksetzung und Bestechlichkeit, sah wie die Fackel der Idee auch im Edlen erlosch, wenn die trübe Flut des Niedrigen und Gewöhnlichen emporschwoll oder das körperliche Leiden die Kraft der Seele besiegte. Wie die Begeisterung flügellahm, die Tapferkeit zur Grimasse wurde, das Abenteuer auch für den Leichtherzigsten seinen Reiz, die Gefahr ihre Lockung einbüßte und nur den Stärksten noch der Ruf der Pflicht aufrechterhielt.

Olivia sah die Städte rauchen, die Anwesen geplündert, die Äcker zerstampft, die Wälder geknickt. Sie sah den Tod in jeglicher Gestalt, ja, die Erde war gepflastert mit Toten. Sie hingen verstümmelt in den Drahtverhauen und lagen eingebettet in Blumen, sie waren versunken in den Sümpfen und hinuntergestürzt in Gebirgsschluchten, sie schwammen in den Wellen des Meeres und fielen aus den Wolken herab: Männer und Jünglinge, Kinder und Greise, Frauen und Mädchen, Reiche und Arme, Gute und Schlechte, Verräter und Verratene, Schöne und Häßliche, Glückliche und Unglückliche.

Und sie hörte das Geläute der Glocken und das Prasseln der Brände und alle Laute, die die menschliche Stimme hat, um Schmerz und Todesangst auszudrücken. Sie hörte, wie sie in den Kirchen beteten und in den Stuben weinten. Sie hörte die Worte des Abschieds und die Worte frommer Fügsamkeit. Sie hörte den Marschschritt der Armeen, das Schlürfen müder Kolonnen, die seufzende Eile der Geschlagenen, die Gesänge des Triumphes und die Lieder, die sie sangen, wenn sie vergessen oder wenn sie sich berauschen wollten.

Da war ein Lied, welches ihr ein Landsturmmann vorsang, der in einer Nacht beim Granatenfeuer weiße Haare bekommen hatte.

Befohlen wird, ihr Bauern: holt den Spaten,
zu begraben, zu begraben die Soldaten.

Eines Klafters Tiefe, zwanzig Klafter Länge,
dritthalb Ellen breit, da liegen sie nicht enge.

Hurtig, Leute, hurtig; Erde ausgehoben!
die Gemeinen unten, Korporale oben.

An den Seiten viere, in der Mitten viere,
überquer die Herren, Herren Offiziere.

Dann kommt der Herr Oberst in der festen Truhe,
dem nimmt keiner mehr die verdiente Ruhe.

Haben ihre Ruh, die tapfern Kameraden,
zieht nur wieder heim, ihr Bauern mit dem Spaten.

Morgen früh vielleicht bin ich auch geschossen,
morgen früh, gewiß, ist mein Blut geflossen.

Diese einfachen Strophen machten auf Olivia einen ungewöhnlichen Eindruck, und ihre Gedanken begannen hinter dem zerstückten und verworrenen Getriebe nach etwas Bestimmtem zu suchen.

Es wurde ihr alles zur Vision, immer glühender und glühender, und sie suchte in der glühenden Wirrnis nach einer Gestalt. Sie suchte den Urheber, sie suchte den Bösen. Ja, sie gab ihm schlankweg den Namen des Bösen. Sie sagte sich: einer muß sein, der das ungeheure Leid, den unermeßlichen Jammer bewirkt; einer muß da wirken, Gott kann es nicht sein, es muß ein Gegner von Gott sein und ein Feind seiner Kreaturen; Feind alles Geschaffenen, alles Blutes, aller Wärme, aller Liebe, alles Lebens und Entstehens. Sie nannte ihn den Bösen, und sie suchte ihn.

88 88 88

Eines Nachts lag sie angekleidet auf dem Sofa in der Kammer, die allein zu bewohnen die einzige Bequemlichkeit war, welche sie sich verstattete. Es war finster, sie konnte nicht schlafen, und sie starrte in die Luft.

Um eine reichgedeckte Tafel saßen fünf oder sechs junge Weiber. Sie waren in Gesellschaftstoilette, tief entblößt, lachten ausgelassen und tranken Sekt. Mit ihren Scherzen, frivolen Wortspielen und verführerischen Gebärden wandten sie sich an einen, der am oberen Ende der Tafel saß. Der aber hatte keine Gestalt, er war wie ein Kloß, wie ein Stück Lehm. Aber die Diener zitterten, wenn sie in seine Nähe kamen, und die Frauen wurden unter der Schminke bleich, wenn er sie anschaute.

Ein befrackter Mensch mit langem Künstlerhaar spielte Klavier; bisweilen warf ihm der Gestaltlose ein Goldstück hinüber, das er geschickt auffing, ohne sein Spiel zu unterbrechen.

Mitten auf dem blendendweißen Tisch-

Digitized by Google

tuch lag, unbemerkt von allen, eine Leiche. Ihr Körper war ganz und gar mit Früchten und Konfekt bedeckt, und aus der Brust ragten, zwischen Pfirsichen und Trauben, die Griffe von drei Messern heraus. Durch die Fugen des Tisches rann Blut und tropfte in leisen Schlägen auf den Boden.

Die Mahlzeit war zu Ende, alle waren in übermütigster Laune, da erhob sich der Gestaltlose und forderte eine der Frauen zum Tanze auf. Die Betreffende war geradezu ein Wunder an Schönheit, strahlend von Jugend und Leidenschaft; sie trug ein enganliegendes Gewand aus Silberschuppen, das die schlanke Figur zur höchsten Geltung brachte. In ihrem Tanz war die freie Anmut bewußter Kunst, und als sie den Kopf zurückbog und hingerissen lächelte, lächelten die andern Frauen mit und klatschten in die Hände.

Während der Klavierspieler in einen schnelleren Rhythmus überging, war es, als ob der tanzende Kloß sich dehne und wachse; er bekam einen Schädel, aus dem Schädel blickten Augen, und diese Augen sprachen: Ich begehre, ich begehre. Diese irisierenden Gallertaugen waren von einer solchen Lust erfüllt, daß die Zuschauerinnen plötzlich verstummten und sich ein bleierner Druck auf sie legte. Die Tänzerin aber wurde zusehends blasser, sie suchte sich aus der Umklammerung des Kloßes zu befreien. Ihm jedoch wuchsen spindeldürre Arme, mit denen er sie still gewalttätig an sich preßte, immer fester, so fest, daß sie zu röcheln begann, daß ihr Gesicht blau wurde, daß ihr Leib in der Mitte einknickte, und als sie ihm schließlich entseelt in den Armen hing, sah es aus, als sei nichts mehr von ihr übrig als das Kleid.

Ihre Genossinnen sprangen schreiend auf, wollten fliehen, umklammerten einander, da richtete der Mensch, der mit den drei Messern in die Brust unter Früchten begraben war, den Kopf in die Höhe und sagte mit geschlossenen Augen, wodurch sein Sprechen doppelt unheimlich wurde: Gib sie mir wieder!

In dem prunkvollen Raum, der sich auszuweiten schien, strömten nun auf einmal viele Menschen, Bauern, Fabrikarbeiter, Soldaten, Offiziere, ärmlich gekleidete Frauen, junge Mädchen. Einer von ihnen, ein alter Mann mit weißem Bart, drängte sich nach vorn und sagte zu dem Kloß, der jetzt allmählich eine menschliche Gestalt annahm: Gib mir meine Tochter wieder!

Mehrere, die hinter ihm standen, schrien gleichfalls, wie außer sich: Gib uns unsere Töchter zurück! Unsere Bräute! Unsere Schwestern!

Da aber wurde ein monotones Gemurmel hörbar, die Aufgeregten sahen sich um und machten scheu einer Gruppe von Bauern Platz, die demütig und bekümmert aussahen; sie beugten sich zur Erde und riefen: Gib uns unser Land, gib uns unsere Wälder!

Dazwischen gellten die Stimmen von Frauen: Unsere Söhne gib uns, du Mörder, unsre Söhne!

Der Kloß wich Schritt für Schritt ins Leere, bekam aber immer mehr Gestalt. Er war ganz und gar braun, Gesicht, Hände und Körper; es war als sei er mit Rost überzogen oder mit verkrustetem Schlamm. Die Züge erweckten nicht die geringste Vorstellung von seinem Wesen; sie hatten etwas Verwischtes, Mumienhaftes. Mit seinen überaus langen Armen winkte er den Dienern, die brachten nun Säcke voll Gold und Edelsteinen und schütteten ihren Inhalt auf den Boden. Es entstand ein beklommenes Schweigen, bis der alte Mann vortrat, auf den ausgebreiteten Schatz wies und in strengem Ton sagte: Das für unsere Töchter? Das für unsere Söhne? Für unser Herzblut das, du in Ewigkeit Verruchter?

Und alle Stimmen riefen verzweifelt: Unsere Brüder! Unsere Söhne! Unsere Länder! Du in Ewigkeit Verruchter!

Olivia hatte die Augen offen und sah und hörte alles so wirklich, als ob sie im Theater säße.

⁂ ⁂ ⁂

Wo bin ich, wo war ich? fragte sie sich unablässig; wo soll ich hin, wo kann man noch leben, wo ist es noch möglich, zu lächeln, wo ist noch Freude, wie kann je wieder Freude entstehen?

Sie wünschte, sich verwandeln zu können. Als sie von fern durch die Glaswand der Treibhäuser Blumen sah, erbleichte sie in geisterhafter Sehnsucht nach einem Blumenleben. So in der Erde zu wurzeln, tief und innig, bewußtlos hinzudämmern, mit zartesten Fasern an die Natur gebunden!

Digitized by Google

Daß man Blume werden könne, irgendwie, irgendwann, wurde Traum und beglückende Idee für sie. Es erschien ihr wie ein letzter Preis und ein letztes Asyl.

Sie erhielt die Nachricht, daß ihr Bruder bei einem Sturmangriff fern im Osten gefallen war. Stumm und zu keiner Tröstung fähig saß sie zu Hause vor der versteinerten Mutter.

Nach einer Weile kam Robert Lamm und setzte sich zu ihnen.

„Dazu muß man Kinder haben, dazu sie aufziehen," sagte die unglückliche Mutter mit Augen ohne Tränen; „zwanzig Jahre war er alt."

Lamm nickte. Beim Fortgehen sagte er zu Olivia: „Um Pfingsten herum werd' ich vielleicht allein bei ihr sitzen. Man müßte dich mit Stricken auf ein Bett binden."

Ein paar Tage später ging sie gegen Abend in seine Kammer. „Schau' dich nach der Mutter um," bat sie, „ich kann meinen Platz nicht verlassen."

„Ja, du bist wichtig," pflichtete er ihr voller Hohn bei, „oder du glaubst es wenigstens zu sein. Ich aber tauge nicht dazu, den Halbtoten ihre Toten beklagen zu helfen."

„Wozu also taugst du?" konnte sie sich zu fragen nicht enthalten, und ihr Blick flammte. „Du warst dir und andern lang genug gut gewesen, das schlechte Wetter zu machen. Wir haben aber soviel von der Sorte in unserm Land, daß sich die Sonne schon mit Ekel von uns abwendet. Es ist kein Ruhm damit zu holen."

Er lachte sonderbar. „Wenn du Widerpart zu leisten verstehst, räum' ich dir die Freiheit ein, mich zu beschimpfen," entgegnete er und ließ, beinahe wie ein Sklave, Arme und Schultern hängen; „nur nicht diese wolkenhafte Unnahbarkeit, dieses Schmachten im Überschmerz. Ich werde verrückt, wenn ich es ansehe. Zu weich, meine Teure, zu weich! Ihr lockert eure Fundamente und unsere mit solcher Seelenverschwendung."

Olivia sah ihn an, halb bedauernd, halb erstaunt. „Du bist sehr einsam," sagte sie.

„Ich will ja deine Mutter besuchen," lenkte er ab, unangenehm berührt von ihrem Ton und ihrer betrachtenden Kühle, „aber sie hat nichts von mir. Ich bin ihrer Trauer nur im Wege. Ich bin schließlich allen im Wege, auch mir selbst."

„Du bist sehr einsam," wiederholte Olivia, und in ihrem Gesicht war plötzlich ein Ausdruck von Mitleid, der ihn schaudern machte.

„Nun ja," stotterte er, „was weiter?"

„Einsamkeit ist eine Todsünde, Robert." Sie trat einen Schritt näher vor ihn hin und sagte: „Deine Einsamkeit ist Todsünde."

„So nimm sie mir weg," versuchte er düster zu scherzen. „Bekehre mich, vielleicht gelingt's, sonst holt mich eines Tages sicher der Teufel. Siehst du nicht, Olivia, woran du mit mir bist? Sahst du es nicht?" brach er aus und bohrte die Fäuste in die Augenhöhlen. „Auch Blindheit kann eine Todsünde sein," murmelte er völlig verstört, „genau so wie Einsamkeit."

Daß ihm dieses oder ein ähnlich geartetes Wort jemals entschlüpfen könnte, hätte er nie für möglich gehalten. Scham bemächtigte sich seiner, und am liebsten hätte er sich mit Nägeln das Gesicht zerfleischt. Er sah sich alt, verkommen, wertlos, ohne Licht, ohne Kraft, ohne Würde, und für die Dauer einiger Minuten war sein ganzes Wesen umnachtet und im Krampf.

Als die Hände von den Augen sanken, war Olivia aus dem Zimmer gegangen. Mit welcher Miene, mit welch erschüttertem Zögern hatte er nicht wahrgenommen, darum brach alles zusammen in ihm. Nun war er wirklich alt, wirklich ohne Wert und Würde. Denn der Mensch ist doch am Ende das, wozu ihn die formen, denen seine Liebe gilt.

⁂ ⁂ ⁂

Einsamkeit Todsünde? So will ich mich mit Menschen umstellen, sagte er sich, das steht in meiner Macht, und mit dem liederlichsten Lebenswandel kann ich Absolution erwerben.

Es kam eine Wut über ihn, sich gemein zu machen, ein Verlangen nach Lärm, Streit und Verwirrung, ein Trieb, zu horchen, zu schnüffeln, zu schüren. Er ging in die Kaffeehäuser, in die Versammlungen, zu früheren Kollegen, sprach Bekannte auf der Straße an und redete so lange mit ihnen, bis sie zutraulich wurden. Er hatte einen Geierblick für die Unzufriedenen, die Verschwörer, die heimlichen Brandstifter, die Nörgler und Dunkelmänner aller Kate-

Digitized by Google

gorien. Er wußte sie so einzuspinnen, daß sie getäuscht die Maske fallen ließen. Er verstand so zu heucheln, daß er sich selber widerlich wurde. Seine tückischen Mitleids- und Freundschaftsversicherungen wurden mit den Geständnissen quittiert, um die es ihm zu tun war. Er tat jenen schön, deren Bestechlichkeit und Verrätertum öffentliches Geheimnis war; er schmeichelte den Betrügern und klatschte den falschen Propheten Beifall.

Er rechnete mit der Redseligkeit, der sich auch die Schlauesten im Katzenjammer nach einer Orgie überließen; mit dem Zynismus, den auch der Tartüff in der Erwartung der großen Katastrophe an den Tag legte; mit der aufgehäuften Bitterkeit der Erniedrigten und Zurückgesetzten, mit dem Druck der Lasten auf allen Schultern, mit der natürlichen Freude des Menschen an Unheil, Tod und Zerstörung.

Aber sein selbstquälerischer und haßerfüllter Gang zu den Menschen nahm eine unerwartete Wendung. Die Gegenspieler traten vor ihn hin, während ihn die Spieler beschäftigten; von Schatten umringt, die in einer Schattensprache redeten, sah er über ihnen, unter ihnen, hinter ihnen Gestalten. Hingekauert an einem morschen und entlaubten Baum, vernahm er den ewigen Gesang der Wurzel. Er fühlte die Kraft, fühlte die Bewegung, fühlte die Wehen der Wiedergeburt mitten unter Gespenstern; er fühlte sein Land, er fühlte sein Volk. Wenn er vor den Bäckerläden die blassen Frauen stehen sah, geduldig wartend, daß das Brot ausgeteilt werde, wenn die zu Krüppel Geschossenen mit unbegreiflich strahlenden, fast schwärmerischen Augen, an Stöcke gefesselt, einherhumpelten, wenn verschämte Armut den Geber mied und die Verlorenen in den Elendsquartieren Siegesfeste gläubig-still feierten, da wurde ihm der Zusammenhang bewußt, da war er Teil und Erbe, da erkannte er nicht nur, wie allein er war, sondern auch, wie verlassen sie waren, wie er sie verlassen hatte.

Über den Gesichtern, die er schaute, lag der Schein einer verborgenen Lichtquelle. Kam nicht das Licht von der unsichtbaren Lampe her, mit der Olivia des Nachts durch die Säle geschritten? Er konnte sich dieser Vorstellung nicht entziehen: in der finster gewordenen Welt die eine Flamme; ringsum im Kreis die Seelen, deren Kraft es ist, zu schweigen und zu dienen; sie warten auf das Wunder, das darin besteht, daß sie die Lampe sehen werden, denn dann sind sie erlöst.

Traum eines Einsamen, Traum von der Lampe und vom Volk!

Eines Abends kam er heim, angegriffen von der Frühlingsluft, in einer sonderbaren Stimmung zwischen Hinwelken und innerlicher Glut, in der ihm jetzt zumute war, als müsse er das Gesicht in Kissen vergraben und schluchzen, und jetzt wieder, als stehe er am Anfang der Zeit und an der Schwelle des Lebens: so zwischen Tod und Werden kam er und suchte ein Bild und einen Begriff von seinem eigenen Wesen. Da öffnete sich die Türe und Olivia trat herein.

Er erbebte; es ahnte ihm, daß es sich um eine Entscheidung handelte.

Die Bestürzung, in der Olivia das letztemal von Lamm weggegangen, war nachhaltig gewesen. Sie hatte eine dunkle Schuld gegen ihn immer empfunden, aber daß er sie nun zur Verantwortung ziehen würde, hatte sie nicht erwartet.

So weit sie auch zurückdachte, er war die herrschende Gestalt in ihrem Dasein, von jener Stunde an, wo sie als Kind durch seinen Einspruch einer peinlichen Schaustellung enthoben worden war. Sie hatte gegen ihn gewirkt, er gegen sie, aber das Band zwischen ihnen war nur um so fester geworden, und als sie sich zur Flucht entschlossen hatte, um ihm nicht gänzlich zu verfallen, war sie ihm schon gänzlich verfallen.

Sie hatte aber nie aufgehört, ihn Freund zu heißen. Ja, es war der erfahrene, wohlgesinnte, starke, verläßliche Freund gewesen, sogar in den Jahren ihrer Verfinsterung und des Selbstverlustes. Dann, als die Verwandlung kam, als sie sein Haus von ihm forderte, als er in geheimnisvollem Groll verreiste, als alle Geschenke des Lebens ihr entrissen wurden bis auf eine Lampe in der Hand, die sie nicht gewahrte, nur ahnte, deren Licht sie nur im Auge der andern entdeckte, auch da war noch der Freund an ihrer Seite geschritten, der Lebendige, der Mensch. Und das Wissen um seinen Haß und Abscheu war nur ein Ansporn geworden, so zu erglühen, daß der Eispanzer um seine Brust schmelzen mußte.

Digitized by Google

‚Auch Blindheit kann Todsünde sein, siehst du nicht, Olivia, woran du mit mir bist?‘ Dieses Wort vernichtete wie ein zündender Blitzstrahl alles, was sie um sich her gebaut hatte.

Nur zu Dramin hatte sie die Not gefühlt, in der er es ihr entgegenschrie. Also war er überzeugt, daß sein Vorwurf und der Anspruch, den er erhob, zu Recht bestünden? Daß sein Schicksal, er das ihre wäre? Unbeseelt und mißverstehend hatte sie ihn benutzt, wie man einen Boten benutzt oder einen Führer, und hatte seine Gaben sein hingeströmtes Inneres als Tribut genommen, doch immer in der fernen Ahnung einer Schuld. War, so betrachtet, der Titel Freund nicht eine wertlose Münze, ein Almosen, das ihr Gewissen beruhigen sollte? So wenig Sinn und Phantasie war in ihr, daß sie ihn im Dunkeln hatte tappen lassen Jahr für Jahr und er mit getäuschtem Herzen zum Verräter werden mußte an sich und an der Menschheit? Jetzt begriff sie vieles, den niedergeschlagenen Blick an ihm, die Wildheit und den hartgeschlossenen Mund, das liebloſe Urteil und sein entgleistes Leben, die Tyrannei und die stumme Bitte, das ganze Leiden, den ganzen mühevollen Weg. Und sie hatte oft an ihn gedacht als an einen, der die Truggestalten überdauert, die in kurzem Glücks- und Sehnsuchtsrausch verlockend erschienen waren. Geträumt hatte sie nie von ihm, aber vergessen hatte sie ihn nicht eine Stunde, nie hatte sie sein Bild verloren.

Einst, auf einem Ball, hatte ein junger Mann zu ihr gesagt: „Man erzählt, daß der Hofrat Lamm um Sie wirbt.“ Sie hatte den Kopf zurückgeworfen und mit aufsteigender Blässe in den Wangen erwidert: „Wenn Robert Lamm mich haben wollte, hätte er nicht nötig, zu werben.“

Doch gerade damals war sie in Georg Ingbert verliebt gewesen.

Plötzlich war sie ein Weib, sein Weib. Er hatte den Verlauf ihrer Spiele, ihrer Verstrickungen, ihrer Trübungen abgewartet, um sie zu rufen im Angesicht einer blutüberströmten Welt. Geschah es, weil er nach einem letzten Halt griff? Geschah es in der Erkenntnis ihres Wesens oder in der Verzweiflung über den Niederbruch aller irdischen Ordnung? Sie widerstrebte nicht, sie gehorchte, im Innern war sie sein Weib. Doch außer einem schmerzlichen Verlangen nach Frieden und Zärtlichkeit fühlte sie nichts, was an Liebe erinnerte oder was die Menschen darunter verstanden.

* * *

An einem Nachmittag um die Dämmerungsstunde betrat sie das kleine Lese- und Sprechzimmer, das für die Genesenden eingerichtet worden war. Es war niemand darin als Schwester Nina Senoner. Sie saß am Tisch und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Trotz der Dunkelheit war an den Umrissen des schönen Gesichts der Kummer erkennbar. Olivia ging näher zu ihr hin. „Was ist mit Ihnen, Nina?“ fragte sie, und als Nina Senoner erschrocken aufblickte, spürte Olivia die unheilbare Verstörung in diesem Gemüt. Aber sie hatte Furcht, der neuen Forderung nicht gewachsen zu sein, die in dem Schmerz der Freundin lag.

Da machte Nina Senoner eine jähe Bewegung, schlang die Arme um Olivias Hüften und preßte das Gesicht gegen ihre Brust.

Olivia hatte lange nicht mit einer Frau gesprochen; persönliches Wort auf dem Grund persönlichen Gefühls zu finden, fiel ihr schwer. Sie hatte verlernt, wichtig zu nehmen, was der einzelne in seinem Kreis mit seinem Schicksal auszukämpfen hat; nun sah sie die Verarmung darin und empfand Reue. Sie legte die Hände wie schützend auf Ninas Haar. Die stolze, herbe Frau, die ungeachtet ihrer fünfunddreißig Jahre wie ein junges Mädchen wirkte, begann zu schluchzen; unaufhörlich zuckte ihr Körper.

Nach einer Weile gelang es Olivia, sie in ihr Zimmer zu führen, wo sie ungestört sein konnten. Sie zog Nina dicht an sich; sie trocknete mit ihrem Taschentuch die Tränen auf dem weißen Gesicht. Sie fragte, fragte; hingebend, ja zärtlich. Es dauerte lange, bis Nina Senoner ihre Scheu überwand. Nie zuvor hatte jemand in solchem Ton mit ihr geredet. Sie war in der Gesellschaft geboren, in der Gesellschaft aufgewachsen, sie kannte nur Menschen von Haltung, von nicht zu durchdringender Fremdheit, von vorsichtigstem Anteil. Das Element der Kälte hatte sie allmählich in eine lebende Statue verwandelt;

Digitized by Google

Novemberabend am Luganersee

Pastellgemälde von Prof. Ludw. Dettmann

Digitized by Google

Digitized by Google

alles in ihr war erfroren, was Frauen erst zu Wesen macht, Traum, Sehnsucht, Bluttrieb und Mitteilung.

Mit achtzehn Jahren hatte sie einen Mann geheiratet, den sie achtete und der ihr ein vortrefflicher Gefährte war. Aber sein Los war die Arbeit, und je reicher er wurde, desto verantwortungsvoller und aufreibender wurde die Arbeit. In den Ruhepausen verlangte er freundliche Mienen, einen geräuschlosen Haushalt und angenehme Gespräche. Nina hatte viel Verkehr, dabei lebte sie einsamer als ein Eremit. Alle Güte und Sorgfalt des Mannes war auf das Äußere des Daseins gerichtet; er umgab sie mit Luxus und mit Menschen, und wenn sie Kopfweh hatte und blaß aussah, ließ er die teuersten Ärzte kommen und wachte darüber, daß deren Ratschläge befolgt würden. Sie hatten nie Streit miteinander, kaum einen Wortwechsel, ihre Ehe wurde als mustergültig betrachtet, und das strahlende Temperament der aufwachsenden Jeanette schien ein Glück zu besiegeln, dem in den Augen der Welt nichts zur Vollkommenheit mangelte.

Es vergingen viele Jahre, ehe Nina Senoner überhaupt merkte; daß sich mit ihr eine Veränderung ereignet hatte, die durchaus nicht zu diesem bewunderten und beneideten Bild des Glückes passen wollte. Sie gehörte zu den Menschen, die selten über sich und ihren Zustand nachdenken, zu jenen frommen Naturen, die mit unerbittlicher Strenge jede Regung der Unzufriedenheit in ihrer Brust ersticken. Doch kam es immer häufiger vor, daß ein sehnsüchtiger Gedanke, ein Zweifel, eine Unruhe ihre Stirn in Schatten hüllten. Sie war gern allein; solche Stunden genoß sie tief; da verflog das Gefühl der Einsamkeit, und sie wurde fröhlich, wie sie als junges Mädchen gewesen war. Aber man erlaubte ihr nicht, allein zu sein. Die geselligen Pflichten nahmen an Vielfältigkeit zu; man drängte sich an sie; man wollte sie haben; man fühlte sich wohl in ihrem Haus und in ihrer Nähe; trotzdem sie fast immer schweigsam war, fesselte und reizte sie Männer wie Frauen; ihr Lachen verbreitete eine festliche Stimmung, ihr sanfter Blick glättete alle Stirnen. Sie war immer verabredet, immer unterwegs, oder zu Hause immer unter Gästen. Die zahllosen Ansprüche zu befriedigen, wurde schwer, sie zu vermindern ganz unmöglich. Es war eine Lawine, die selbsttätig anschwoll und ihre Seele unter sich begrub.

Da hatte sie eines Tages die Empfindung, als werde sie nur künstlich und nach dem Belieben aller dieser Menschen bewegt und in ihr selbst sei gar kein Wille mehr, kein Entschluß und keine Freiheit. Es schien ihr, als habe man sie planmäßig und Schritt für Schritt ihres Eigenlebens beraubt und als sei sie dessen erst inne geworden, nachdem jeder Funke davon ausgelöscht war. Sie sah sich nur noch als Hülle ihres früheren Ichs, als Opfer von toten Dingen, als Erfüllerin von zwangvollen Pflichten, als Beute von fremden Menschen. Und das Schreckliche war, daß sie auch Mann und Kind unter diesen Fremden erblickte, die sie geplündert und ihr nichts übriggelassen hatten als einen müden Körper und ein freudloses Herz.

Ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit hatten viele Männer berückt; hochgestellte und geringe, alte und junge, berühmte und unbedeutende hatten für sie geschwärmt; manche hatten sich mit der Verehrung aus der Ferne begnügt, andere hatten ihr Heil in heimlichem oder offenem Werben gesucht; die Bemühungen der meisten hatte sie übersehen, und sie konnte dabei einen Hochmut entfalten, der gründlich erkältete; einige gab es, die sie eines vertrauten Gesprächs für würdig hielt, von denen sie Briefe empfing, deren Schicksal ihr Interesse einflößte. Doch keinen einzigen hatte sie so begünstigt, daß er sich in besonderer Weise hätte ausgezeichnet finden dürfen, geschweige denn, daß sie sich ihm gegenüber etwas vergeben hätte. In den Kreisen, in denen sie verkehrte, zählte die ungetreue Gattin zu den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens; sie hatte gegen solche Frauen stets eine heftige Abneigung verspürt, und der Gedanke, ihren Gatten zu betrügen, auch nur mit einem Blick, mit einem Lächeln nur, war ihr niemals in den Sinn gekommen.

Vor zwei Jahren war es gewesen, da hatte sie in einem Kurort einen Mann kennen gelernt, einen Ingenieur, einen vom Leben weit umhergetriebenen Menschen, sehr ernst im Wesen, schmucklos im Auftreten, mit Eigenschaften des Charakters,

Digitized by Google

die je anziehender wurden, je länger man sich mit ihm beschäftigte. Der Eindruck, den er auf sie machte, war von der ersten Sekunde an entscheidend. Er stand im selben Alter wie Nina, in der Mitte der Dreißig, aber so reif und erfahren er wirkte, es war doch etwas Frisches in ihm, und die Unabhängigkeit seiner Gesinnung öffnete Nina eine neue Welt, deren Schwelle zu überschreiten sie zaghaft und verwundert zauderte. Er war verheiratet, nicht eben glücklich, hatte Kinder, die er liebte, verfocht aber mit einer beinahe zornigen Leidenschaft und mit Verachtung gegen die feigen Grundsätze der sogenannten Moral das Recht der Freiheit der Herzen.

Wenn Nina um jene Zeit in den Spiegel schaute, sah sie, daß ihre Züge anfingen, welk zu werden. Ihr Gesicht trug die Spuren einer eigentümlichen Abspannung wie bei jemand, der jahrelang vergebens gewartet und endlich die Hoffnung aufgegeben hat. Jetzt wußte sie, worauf sie gewartet hatte. Die Jugend war dahin, und sie hatte nichts von ihr genossen. Sie hatte nie geliebt. Ihre Seele war verdorrt.

Der Freund vermochte es, ihr dieses Geständnis zu erpressen. Er vermochte mehr. Er gab ihr den Glauben, daß es noch nicht zu spät sei. Dies aus seinem Mund zu hören und immer wieder zu hören, beglückte und erschütterte sie. Sie verlor sich in dunkle Träumereien. Stumm lauschte sie den Worten des Mannes, den sie plötzlich mit einer Gewalt liebte, von der sie früher keinen Begriff gehabt und in der sie sich verwildert und entwurzelt erschien. Mied sie gleich seinen Blick, so hätte sie doch niederknien mögen, um seinen Schatten zu umfassen; war auch ihr Auge, ihre Gebärde furchtsam und abwehrend, so war doch ihr Inneres voll Zärtlichkeit und Sehnsucht. Er verstand sie; er drängte nicht; er achtete ihr Gefühl, und seine besondere Art von Güte erstaunte sie bei einem Mann und machte ihn ihr täglich teurer, während der Kampf, der in ihr tobte, täglich ungestümer wurde. Eine stille Raserei nahm von ihr Besitz; es schwindelte ihr, wenn sie seine Stimme, seinen Namen hörte; sie wünschte zu sterben und begehrte heißer als jemals zu leben; alle Menschen wurden ihr zu Phantomen, mystische Ratlosigkeit prägte ihrem Gesicht den Ausdruck einer Somnambulen auf, dabei mußte sie auf der Hut sein und sich beherrschen, denn sie war das Ziel der Aufmerksamkeit von vielen.

Ihren Gatten zu hintergehen und sein Vertrauen zu mißbrauchen, war ihr entsetzlich zu denken. In ihrer Glut und Bezauberung und völlig im Bann der überlegenen Beredsamkeit des Freundes war sie dennoch nahe daran, den letzten Schritt zu wagen, bloß um die Qual zu beenden, bloß um dem Spender des Gefühls, das sie erfüllte, dankbar zu sein. Da kam Jeanette. Als sie acht Tage bei der Mutter gewesen, sagte Nina zu ihrem Freund: „Wir dürfen uns nicht mehr sehen." Der Ingenieur reiste ab. Nina erkrankte.

Nachdem man sie in die Stadt geschafft hatte, rief sie ihn wieder. Sie konnte es nicht mehr ertragen, ganz ohne ihn zu sein. Es waren Nächte, wo sie Angst hatte, wahnsinnig zu werden. Der Freund folgte ihrem Ruf, und er besuchte sie nun, so oft sie es verlangte, zu jeder Stunde, die sie bestimmte. Es konnte nicht häufig geschehen, aber von einem Mal zum nächsten brachte sie die Zeit in einer trunkenen, beklommenen Freude hin. Sie konnte tagelang in seliger Schwärmerei an ihn denken, sich seinen Gang vorstellen, sein Lächeln, seinen Gruß, und wenn sie ihn erwartete, schritt sie vom frühen Morgen an aufgeregt durch die Zimmer und war totenbleich.

Aber die wenigen Stunden, die sie dann für einander hatten, wurden oft durch das Erscheinen Jeanettes gestört. Sie trat mit einem Scherz, einer Neckerei ein, so wie sie damals getan, als sie zur Mutter aufs Land gekommen war. Genau wie damals schien sie belustigt von dem tiefen Ernst in den Mienen der beiden, bedachte den Mann mit mädchenhaftem Spott, bevormundete in ihrer gutmütigen und etwas derben Weise die Mutter, war anspruchsvoll, ohne es zu wissen, grausam, ohne es zu wollen. Ihre Heiterkeit hatte einen Anflug von Trotz, ihre Zutraulichkeit erweckte den Verdacht, daß sie spioniere. Und doch war sie davon weit entfernt. Sie war nur immer da; war sie nicht im Zimmer, so war sie doch im Haus; war sie nicht im Haus, so war sie doch im Garten; war sie fortgegangen, so drohte ihre Rückkehr; sie war immer da, immer zu fürchten.

Digitized by Google

Allmählich verkörperte sie für Nina den Argwohn der Welt, die Stimme des Gewissens, die Pflicht, die sie dem Gatten schuldete. Schaute sie in das Antlitz der Tochter, so fühlte sie die unbarmherzige Forderung, die Fessel nicht zu brechen, die fast zwei Jahrzehnte um sie geschmiedet hatten, empfand sie die ganze Nüchternheit und Dumpfheit ihres Daseins. Das eigene Kind, das sie liebte, ja vergötterte, war ihr zugleich ein Gegenstand des Hasses und der Furcht; es war der Wächter vor ihrem Gefängnis, der Anwalt des Vaters, die Meinung der Gesellschaft.

Sie geriet in Verwirrung und unsägliche Qual. Sie floh vor Jeanette und suchte sie, wenn sie nicht zugegen war. Sie schmeichelte ihr und bestach sie mit Geschenken; dann wieder war sie verschlossen und kalt. Eines Tages sagte die Achtzehnjährige zu ihrer Mutter: „Du bist mir ein Rätsel," und vor ihrem verwundert forschenden Auge senkte Nina den Blick. Der Freund fand sie ruhelos und launenhaft. Wenn sie dem Flehenden ihre Hand überließ, horchte sie mit emporgezogenen Schultern und abgewandtem Gesicht zur Tür. Er fragte, warum sie so vor dem Kind zittere. Sie hatte nur eine bittende Gebärde als Antwort; wie von Leidenschaft gebrochen, sank ihr Kopf zur Seite. Er bot ihr alles, sein Leben, die Lösung seiner Ehe; ihr Blick umklammerte ihn, doch sie erhob beschwörend die Hände. Er wollte sie umarmen, sie stieß einen Schrei aus und stellte sich schnellatmend mit dem Rücken gegen die Türe. „Sie würde mich bis ans Ende der Welt verfolgen," sagte Nina flüsternd; „sie hat alle Macht, und ich habe keine." Dieses wunderliche Wort ergriff den Freund, und zum erstenmal hatte auch er bei dem Gedanken an Jeanette die Ahnung der Gefahr.

Einst standen sie in der Dämmerung nah' beieinander am Fenster, da wurden rasche Schritte hörbar, und Jeanette trat ein. Sie blieb an der Schwelle stehen und lachte. Nina drehte sich um und bemerkte unmutig: „Wie kann man sich nur so taktlos benehmen!" — „Aber Mutter!" rief Jeanette, abermals und noch lauter lachend. Was konnte der Grund ihres Lachens sein, das eigentlich ein wenig albern klang? Es schnitt Nina in die Seele, jedoch der Freund erkannte jetzt die Gefahr. Diese Jugend verachtete das Halbe und seine dunklen Katastrophen, verachtete die hingezogenen Entscheidungen, verachtete die Umwege und das matte Zweifeln, verachtete die Dämmerung und das Geheimnis. Sie schuf sich ein neues Lebensgesetz, sie hatte etwas Unbedingtes in ihrer Art, sich zu verkündigen und für sich einzustehen, sie erklärte sich für das Gerade, für die Helligkeit und für die Kraft.

Das war es, was er aus dem unschuldig und albern klingenden Lachen Jeanettes herausfühlte. Und er sagte es Nina. „Geh zu ihm oder geh zu mir," schloß er; „zu einem mußt du gehen."

Sie schwieg. Aber am Abend schrieb sie dem Freund einen Abschiedsbrief, dann ging sie zu ihrem Mann und sagte ihm, daß sie einen andern liebe. Sein Gesicht wurde wie Blei; er konnte nichts tun, als sie anstarren. Zwei Tage und zwei Nächte sperrte er sich in seinem Zimmer ein, dann rief er Nina und fragte, was sie vorhabe. Sie sagte: „Ich bin deine Frau." Da fragte er sie, ob sie einige Zeit auf dem Gut leben wolle, das sie in Ungarn besaßen, und sie bejahte. Er begleitete sie hin, und sie blieb dort monatelang. Jeanette besuchte sie häufig, sie war verändert, voll Zartheit und Rücksicht, als wisse sie um das Geschehene und sei nun zufriedengestellt. Von dem Geliebten hörte sie erst wieder, als er bei Kriegsausbruch freiwillig ins Feld zog. Er sandte einen letzten Gruß.

Heute hatte sie die Nachricht erhalten, daß er gefallen sei.

⁂ ⁂ ⁂

In das verstörte Herz fiel der Strahl der Lampe. Ihr Geisterschein ließ aufschimmern, was Ninas wortunkundige Lippen verschweigen mußten. Olivia war so sehend geworden, so allfühlend, so mitschwingend; sie dachte auf einmal an ein Wort Ingberts: Die ganze Welt ist ein einziges Herz.

Auf einmal tauchte auch Ingberts Gestalt und Gesicht vor ihr auf. Es war wie ein vergessener Teil ihres Lebens, der dem, den sie wußte und lebte, zum Kampf gegenübertrat. Leib und Seele standen auf widereinander; ach, dieser Verzicht, dies dumpfe Sichnichtkennen, das nun Verrat

Digitized by Google

wurde! Der ewige Hunger der Dämonen schrie nach Stillung.

Eine reuevolle Unruhe erfaßte sie. Ingbert war der Erwecker ihrer Sinne gewesen, und ihre Sinne erhoben sich, jetzt, aus der Zerrüttung menschlicher Dinge, aus Ninas vernichtetem Schicksal. Der Genius in ihrer Brust rief sie an, jetzt, da der andre, da Lamm gekommen war, um sein Recht zu fordern.

Sie erinnerte sich der Rolle, die ihr Ingbert beim Abschied übergeben hatte. Sie hatte sie zu Hause aufbewahrt, es drängte sie hin wie zu einem Menschen. Als sie die Rolle in der Hand hielt, sah sie, daß auf dem Bande, an dem das Siegel befestigt war, Worte geschrieben standen. Sie las: Zu öffnen von Olivia, wenn sie einmal spüren kann, was sie mir war.

Zaghaft streifte sie das Band herunter und öffnete die Rolle. Es kam eines der Porträts zum Vorschein, das Ingbert nach seiner Krankheit von ihr angefertigt hatte. Bei genauerer Betrachtung erkannte sie, daß es ein ausgearbeitetes Werk war, eine Komposition, der die zahlreichen Skizzen, die er damals gemacht, zur Grundlage gedient hatten. Das Gesicht war von solcher Schönheit, daß Zweifel sie beschlichen, ob es auch wirklich ihre Züge seien und nicht eine in dem Maler wurzelnde Idee davon. Es war eine glanzvolle Freudigkeit in dem Antlitz, etwas Strahlendes und Enthusiastisches, und um den Mund lag eine sinnliche Bereitschaft, die Olivia fremd berührte und sie erröten ließ. ‚Soll ich so gewesen sein?' fragte sie sich.

Hatte er sie so gesehen und empfunden, dann mußte sie auch so gewirkt haben. Dann mußte das alles auch in ihr sein. Ihr Puls schlug matter; unwillkürlich schaute sie sich um, ob Ingbert nicht hinter ihr stehe und sie ihn fragen könne. Nichts erschien ihr jetzt so wichtig als ihn zu fragen.

Voller Unruhe kehrte sie ins Spital zurück. Da meldete man ihr, daß im Sprechzimmer ein Offizier auf sie warte. Sie ging hinein; der Offizier, der Arm und Kopf verbunden und wie alle, die unmittelbar vom Felde kamen, leidend angestrengte Züge hatte, erhob sich und fragte höflich, ob sie Schwester Olivia Khuenbeck sei. Dann nannte er seinen Namen und fuhr fort: „Ich bin vom Leutnant Georg Ingbert dringend beauftragt, Ihnen Grüße zu bestellen. Er hat mir das Wort abgenommen, es nicht zu versäumen. Ich entledige mich hiermit meiner Mission."

„Wo ist Georg Ingbert?" erkundigte sich Olivia mit leiser Stimme.

„Er liegt in Zawadow bei Strji."

„Verwundet?"

„Schwer verwundet; so schwer, daß man . . . daß man seinen Tod wünschen muß."

Olivia atmete tief. Nach langem Schweigen sagte sie, kaum hörbar: „Ich danke Ihnen. Sie haben mir einen großen Dienst geleistet."

Ihr Entschluß war gefaßt.

* * *

Sie stand vor Robert Lamm in derselben Haltung wie vor dem Offizier. „Ich muß so schnell wie möglich nach Galizien, Robert," sagte sie; „sei mir behilflich, daß ich morgen die nötigen Papiere erhalte."

„Was willst du denn in Galizien tun?" fragte er.

Sie antwortete: „Ich muß zu Georg Ingbert. Georg Ingbert liegt sterbend in einem Feldspital."

Lamm ging, an ihr vorüber, auf und ab. Nach einer Weile sagte er: „Ich werde die Papiere besorgen." Dann, wieder nach einer Weile: „Wäre es dir lästig, wenn ich dich begleiten würde? Du brauchst auf dieser Reise einen Schutz."

Sie sah ihn groß an. Statt etwas zu entgegnen, bot sie ihm die Hand. Er starrte darauf nieder, überwältigt. „Olivia, zwischen uns beiden steht das Schicksal in seiner ganzen Unerbittlichkeit," murmelte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Zwischen uns beiden ist nichts Trennendes mehr," sagte sie mit schönem Lächeln und legte auch die linke Hand in seine.

Ungläubig hob er die Augen. Es gibt ein Glück, das wie Angst wirkt. „Zu spät, Olivia, zu spät," stammelte er. „Ich bin ein gar zu irdischer Mensch. Die Sorte geht bei langem Warten an sich selbst zugrunde. Aber ich habe nun wenigstens die Genugtuung, daß ich nicht an ein törichtes Hirngespinst verraten war. In jeder Raserei liegt eine höhere Vernunft."

Olivia, sichtlich müde, lehnte den Kopf an seine Schulter.

Digitized by Google

„Es ist möglich gewesen, das genügt mir," fuhr er fort. „Die Verwirklichung wäre schon zu viel. Dein Leben hat sich eine Form geschaffen, die für meines zu weit, zu tief ist. Sie wieder einzuengen, steht nicht in deiner Macht. Wie sollten wir zu einer Gemeinsamkeit gelangen? Du kommst im rechten Augenblick; vielleicht hätt' ich mich sonst vollends zerfleischt. Jetzt übersehʼ ich den Weg; dich begleiten, das kann ich; dich für mich behalten darf ich nicht."

Olivia flüsterte: „Ich bin eine Frau; ich will es sein."

Lamm nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie auf die Stirn. „Was hätte es dann mit Georg Ingbert auf sich?" fragte er. „Warum diese Reise? Was suchst du bei ihm? Was ist dir sein Leben oder sein Tod, dir, — die durch das Sterben der Menschen geht wie durch einen Garten im November?"

„Das kann ich dir nicht sagen," erwiderte Olivia, „ich muß es eben tun."

„Ich aber kann es dir sagen," versetzte Lamm; „du willst dich mit diesem Schritt von ihm scheiden. Er besitzt noch etwas von dir, ein Pfand, das du auslösen möchtest. Wenn du zu mir gehst, schlägst du das Tor der Vergangenheit hinter dir zu, und du willst nicht, daß einer, ob es auch bloß ein Schatten ist, draußen steht und nach dir ruft."

Olivia erbleichte. Sie schloß die Augen und schwieg.

„Wir können aber ohne Vergangenheit nicht in die Zukunft hinaus," begann Lamm wieder; „wer da baut, muß die Erde höhlen. Gräber der Liebe machen neue Liebe fruchtbar, es fragt sich nur, wie reich man an Liebe ist. Du, Olivia, hast tausendfache Liebe in die Gräber gesenkt, tausendmal hast du Georg Ingbert schon begraben."

„Und doch muß ich zu ihm —"

„Ich glaubʼ es selbst," antwortete Lamm. „Eine Fahrt über lauter Gräber. Zwischen dir und ihm — Gräber; zwischen dir und mir — Gräber. Millionen von Verbluteten und Hingeschlachteten zwischen uns."

„Man möchte auf einen andern Stern fliehen," sagte Olivia. „Es muß einen göttlichen Sinn haben, alles, sonst sind wir Narren und Verbrecher."

„Es gibt keinen andern Stern, Olivia, aber das Leben ist unendlich. Die wir begraben haben, die tragen uns; warum sie vernichtet worden sind, ist nicht zu erforschen. Zu fühlen ist es, glauben muß man; kann man das nicht, dann ist es freilich zum Verrücktwerden."

„Was fühlen? Was glauben?" brach Olivia leidenschaftlich aus.

„Die höhere Ordnung, Olivia. Du warst ja nahe, es zu nennen: Gott! Ja, ich sag' es, ich, Robert Lamm, der Skeptiker von achtundvierzig Jahren, der Gewohnheitsleugner, der Mann ohne Ideal. Gott! Es bleibt nichts andres übrig. Gott will, und wir tun. Gott düngt, und wir wachsen. Gott pflügt, und wir werden als Unkraut ausgejätet oder als Samen in die Furchen gestreut. Was ist dein Aufbäumen, was ist mein Schwatzen? In ferner Zukunft verleiht es vielleicht einmal einer Kreatur, an deren Existenz wir einen sehr entfernten Anteil haben, den geheimnisvollen Nerv zu einer Tat. Du kannst nicht helfen, keinem außer dir. Und hilfst du dir, ich meine dem Gott in dir, so hast du nichts mehr zu fürchten."

„Und du, Robert?" fragte Olivia ernst: „Du? Das alles ginge mir stärker ans Herz, sprächst du zu mir als Handelnder."

Lamm blickte mit zusammengezogenen Brauen starr ins Weite. Er antwortete: „Da man sich in diesem Sturm und Wirrsal in einen herabgedrückten Zustand des Lebens finden muß, wäre es wünschenswert, wenn jedermann eine Prüfung seiner inneren Bestände vornehmen wollte. Der Krieg wird lange dauern. Ein neues Zeitalter wird sich hernach deutlich abscheiden. Ob ich dann noch zu brauchen bin, weiß ich nicht. Ich will's versuchen."

„Wirklich?" rief Olivia mit aufleuchtenden Augen. „Doch warum zögerst du?"

„Weil ich nicht pfuschen will. Du hast mich Geduld gelehrt, Olivia." Er wandte sich ab und sagte gepreßt: „Könnt' ich nur in Worte fassen, was du mir bist."

„Robert!"

Jäh fuhr er herum und zog sie in die Arme. Sie aber befreite sich sanft und verließ ihn.

⁂ ⁂ ⁂

Um sich zu sammeln, ging sie in den Garten. Es war hell, der Mondschein einer

Digitized by Google

Mainacht, die Luft voll Blumengerüche. In den Baracken waren schon die Lichter ausgelöscht. Vor einem der Treibhäuser saß ein Soldat und starrte in den Himmel. Auf den Wegen lagen weiße Blüten, so viele, daß sie den Schritt dämpften. Alles in der Natur atmete Frieden, alles sprach von Auferstehung und Erneuerung.

Olivia brach einen Zweig von einem Apfelbaum, roch daran und ging sinnend weiter. ‚Warum hast du das getan?' fragte sie sich plötzlich und betrachtete den Zweig mit Abscheu. Aus den weißen Blüten grinste ihr der Tod entgegen.

Sie erschauderte. Die ganze Welt schien ihr wie auf eine Wand gemalt, fremd wie der Tod.

⁂ ⁂ ⁂

Erst am dritten Tage konnten sie reisen.

Es war eine sonderbare Fahrt. Robert Lamm, lebhaft und aufgeräumt, erzählte viel und war stets um Olivia bemüht. Junge Offiziere saßen im Wagen, die dem schönen Mädchen in der kleidsamen Schwesterntracht eine teilnahmvolle Neugier bezeigten. Auf den Bahnhöfen gab es lange Aufenthalte, und überall herrschte ein beängstigendes Treiben. Verwundete Soldaten lagerten in malerischen Gruppen; Flüchtlinge jeden Alters und Standes drängten sich um aufgeregt gestikulierende Beamte; Munitions-, Proviant-, Spitals- und Mannschaftszüge versperrten die Geleise oder fuhren vor; der einzelne Mensch hatte weder Wichtigkeit noch Stimme, alles verlor sich in der Masse, wurde fortgerissen von der Masse, anscheinend ordnungslos, und doch von einer gewaltigen und besonnenen Kraft regiert.

„Und das alles für eine Einbildung von Feindschaft," sagte Lamm leise zu Olivia; „wo ist dein Feind? Wo ist meiner? Wo der von dem Slowenen, der da am Pfeiler lehnt oder von der eleganten Dame dort, die wahrscheinlich bei der Flucht auf einem Leiterwagen ihre Mantille zerrissen hat — ? Wo ist der Feind? Jeder ist mein Feind, jeder andere Mensch, und jeder ist mein Bruder. Gegen wen ziehen also die Armeen, wogegen rasen die Völker? Sie wissen es nicht. Es ist aber das Blut, der Wille der Generationen, die nach ihnen kommen. Diese brauchen einen Weltzustand, den wir nicht einmal träumen können, und doch müssen wir ihn für sie schaffen, sie wollen es, sie erzwingen sich's. Die Einsicht können sie uns nicht geben, nur das Feuer und die Brunst, die zur Zeugung gehören. Zeugung aber ist eine Angelegenheit des Rausches, sie hat Züge von Mordlust und Grausamkeit und stößt die Seele ins Chaos zurück, von wo sie stammt."

„Laß das," antwortete Olivia gepeinigt; „ich mag's nicht, wenn Gedanken so wahr werden, daß sie verletzen. Gesteh doch lieber, gesteh es endlich, daß du dich getäuscht hast, wenn du mir immer unser Land als reif zum Untergange geschildert hast. Du hast gegen deine Brüder gewütet wie ein Besessener, und gegen dich selber auch. Gesteh doch, daß wir nicht zuschanden geworden sind vor dir und daß du das Henkerbeil umsonst gewetzt hast. Schau' in die Gesichter, in welches du willst; ist nicht in fast allen ein kühles, tätiges Leben, ein werkfreudiges Gefühl, und sogar die Widerstrebenden können sich nicht entziehen. Sag's ihnen doch, daß sie deiner nicht so ganz unwürdig waren, Robert; die Sühne bist du ihnen schuldig." Es klang wie Spott eines Cherubs. Lamm errötete.

In einer Station nach Krakau stieg ein dicker, kleiner Herr von etwa fünfzig Jahren ein. Er trug ein schwarzes, flaches Strohhütchen auf einem mächtigen Schädel und sah einem Negerhäuptling in europäischen Kleidern ähnlich. Lamm kannte ihn, und sie begrüßten einander. Es war Exzellenz Häfner, ein ehemaliger Minister. Durch seine Gaben zu großen Leistungen befähigt, hatte er sich doch wider die Ränke seiner Gegner nicht zu behaupten vermocht. In der Zeit, die ihn am Ruder gesehen, waren die Wogen des Liberalismus hoch gegangen und hatten den starren Theoretiker und römisch angehauchten Frondeur über Bord des Staatsschiffes gespült. Jetzt hatte man sich der lenkenden Erfahrung erinnert, die er besonders in den schwierigen nationalen und wirtschaftlichen Problemen der eben befreiten Nordprovinz stets erwiesen, und hatte ihn aus dem Dunkel eines Pensionisten-Daseins mitten in den Tumult der Weltbühne gerufen. Er war auf dem Weg ins Hauptquartier, wo er Beratungen wegen einer neu einzusetzenden Verwaltungsbehörde pflegen sollte.

So erzählte er Lamm und Olivia, mit

Digitized by Google

der er alsbald bekannt wurde. Er hatte eine bestrickende Art zu plaudern, trotzdem er bissig war wie ein Kettenhund. Die Hand auf Lamms Knie legend, sagte er zärtlich und strafend: „Sie, lieber Hofrat, sähe ich nicht ungern unter meinen Helfern. Es wird keine Leibwache sein, fürchten Sie nichts. Mit den Prätorianern haben wir aufgeräumt. Sie haben sich viel zu früh ins Ausgeding begeben. Aber Sie waren unvorsichtig, Sie waren zu leise. Auf Filzschuhen darf man nicht aus unseren Ämtern schleichen. Wenn schon Skandal, dann mit großem Orchester. Ich habe bereits an Sie gedacht, denn ich bin mit der Laterne auf der Menschensuche. Werden Sie mich für einen Fanfaron halten, wenn ich Ihnen sage, daß man den rechten Mann an die rechte Stelle bringen wird? Das Land schwitzt seine ungesunden Stoffe aus; Blut, Leichen, Schutt, Moder, aufgehängte Verräter. Kommen Sie gleich mit mir, wenn es irgend angeht; ich habe ausreichende Vollmachten. Es gibt zu tun, man kann die Flügel dehnen. Mit den alten unbezahlten Rechnungen machen Sie es wie ich: vergleichen Sie sich und geben Sie neuen Kredit."

Lamm sah betreten vor sich hin. Er antwortete zaudernd und unbestimmt; das Anerbieten war zu überraschend, und sein Mißtrauen gegen die Regierenden war zu tief. Die Exzellenz wollte keine Ausflucht gelten lassen. Da er bemerkte, daß Olivia begierig zuhörte und Lamms Erwiderung mit sichtlichem Unmut aufnahm, witterte er das nahe Verhältnis zwischen den beiden und wandte sich geschmeidig an sie. Sie gab ihm in jedem Punkte recht, auch darin, daß Lamm die Entscheidung nicht aufschieben dürfe. In die Enge getrieben, erklärte Lamm, daß er nicht gewohnt sei, wichtige Entschlüsse mit solcher Eile zu fassen, auch könne er nicht zugeben, daß Olivia die Reise mitten durch Kriegsgebiet und nahe an die Front allein fortsetze. Olivia widersprach dem, und Exzellenz Häfner sagte, er treffe in Tarnow zwei hohe Offiziere, die im Automobil zum San führen und dem Fräulein sicherlich einen Platz im Wagen gewähren würden. Ohnehin mußte man in Tarnow übernachten. Lamm bat sich Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen aus.

Er saß mit Olivia in einem trübseligen Gasthauszimmer. Die Exzellenz war fortgegangen, um die Offiziere aufzuspüren, die Olivia mitnehmen sollten. Unablässig polterten Fuhrwerke über das holprige Pflaster draußen, und das Geschrei der kutschierenden Bauern und Soldaten erfüllte die Nacht. An den Nebentischen saßen Juden, die sich in ihrem unverständlichen Jargon leise unterhielten.

„Wüßt' ich dich zu Hause, so gäb's kein Schwanken für mich," sagte Lamm. „Ich weiß, daß ich nicht mehr hinten stehen darf. Schon um deinetwillen nicht. Ich hab' dir's ja auch gelobt."

„Es wär' ein schlechter Anfang, Robert, wenn mir deine Angst Ketten um die Füße legte," erwiderte Olivia. „Du und Angst, Angst um einen Menschen! Ich kenn' dich nicht mehr!"

„Du sprichst von einem Anfang, Olivia; mich dünkt, es ist ein Ende. Ich spür's in allen Nerven, und mir ist so unheimlich wie manchen Leuten, die den Blitz fühlen, bevor er gezündet hat. Hör' doch, wie die Welt braust und brüllt! Die Menschen sind so armselig und so furchtbar. Dessen bleib eingedenk, daß ich um dich gedient habe, länger als Jakob um Rahel, viel länger. Nur dacht' ich, ich müßte dich unterwerfen, derweil lag es umgekehrt im Schicksalsplan, und ich hab' nicht begreifen wollen, warum. Du hast gesiegt, Olivia, du bist die Siegerin, aber nicht bloß über mich, über uns alle, auch über die Sieger, und dich für meine Person zu beanspruchen, wäre so lächerlich, als wollt' ich den Mond in mein Zimmer hängen, daß er mir zum Schreiben leuchte. Ich hab' eine Erscheinung gehabt, weiter nichts."

„Ach, Robert!" seufzte Olivia, die es nicht ertragen konnte, wenn man sie pries. „Ahnst du denn nicht, wie jämmerlich alles ist, was man tut, im Vergleich zu dem, was ungetan bleibt?"

„Es liegt nicht an der Qualität, es liegt im Geiste. Der Geist kann heilig werden, trotz Völkermord und Völkerwahn. Ich habe an den Heiligen Geist glauben gelernt, und damit allerdings steh' ich wieder am Anfang."

Er verstummte. Olivia sah ihn an und hielt ihn im Blick ihres groß aufgeschlagenen Auges.

Digitized by Google

Exzellenz Häfner kam etwas verlegen zurück. Er habe die beiden Herren gefunden, berichtete er, aber das Unangenehme sei, daß sie noch in der Nacht fahren müßten. Ob man der jungen Dame zumuten dürfe, die anstrengende Reise schon in einer Stunde fortzusetzen, habe er nicht gewagt zu entscheiden.

Olivia sagte, sie sei bereit, sie wäre froh, wenn sie rasch ans Ziel komme. Lamm widersprach nicht.

Sie nahmen hastig einen Imbiß auf schmutzigen Tellern, dann ging Olivia auf ihre Kammer, um ihre Tasche zu richten. Lamm folgte ihr nach einer Weile; als er in die elende Kammer trat, die von einer einzigen Kerze erhellt wurde, war sie schon fertig. Sie stand hochaufgerichtet am schwarzen Fenster, den Kopf etwas zur Seite geneigt, die Schultern, nach ihrer Art, zurückgebogen, die Arme lässig im Fall. Ihr Gesicht hatte einen verlorenen Ausdruck, selten hatte Lamm sie so in sich selbst ruhend gesehen.

Er trat zu ihr und küßte sie. Olivia lächelte; als sie ihn wieder küßte, waren ihre Augen feucht.

Er ergriff das Täschchen, und sie verließen den Raum. Unten wartete die Exzellenz, um sie an den Ort des Stelldicheins zu führen. Schweigend gingen sie durch die finsteren Gassen. Auf einem Platz neben einer Scheune stand der Kraftwagen. Die Vorstellung war schnell erledigt, Olivia stieg ein, der Motor begann zu schnurren; „leb' wohl, Robert," rief Olivia, dann winkte sie noch einmal, und der Wagen fuhr davon.

„Kommen Sie, Freund, wir haben nur noch vier Stunden zum Schlafen," sagte die Exzellenz und schob den Arm in den Robert Lamms.

Für Robert Lamm gab es aber keinen Schlaf. Er verließ die zugige Kammer wieder, kaum daß er sie betreten hatte, und ging auf die Gasse.

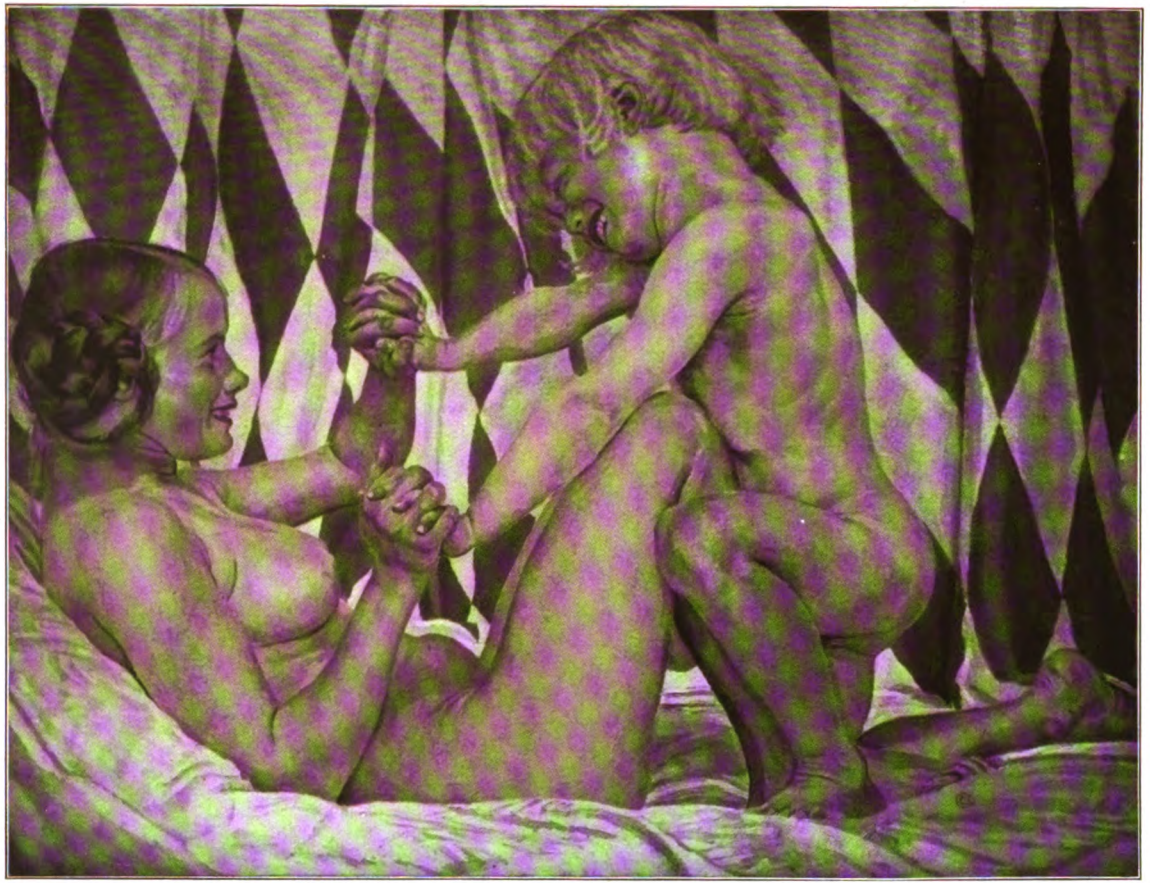
Die regenfeuchte Luft schlug ihm ins Gesicht, die Häuser, an denen er vorüberging, waren schwarz, viele sahen wie seit langer Zeit verlassen aus. Er schritt an einem Zaun hin und spähte bisweilen in die Ebene oder in den Himmel. Die Zaunpfähle neben ihm, in endloser Folge, das brachte ein eigentümliches Gefühl von Rhythmik in seinem Innern hervor, und vielleicht war dies die Ursache, daß seine Gedanken immer bewegter, immer stürmischer wurden.

Der Marschschritt einer Kolonne wurde hörbar und kam näher. Es waren deutsche Soldaten, eine große Abteilung; der Zug wollte gar kein Ende nehmen. Lamm konnte die Gesichter der Leute nicht unterscheiden, doch die Entschlossenheit und der unabänderliche Gleichklang ihres Schrittes machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Als sie vorüber waren, blieb er stehen und schaute ihnen nach. ‚Da gehen sie nun,' dachte er und zog die Stirn in Falten, ‚da gehen sie. Es ist etwas in ihrer Haltung und in ihrem Schritt, als rechneten sie gar nicht mit der Rückkehr. Ob nicht ein einziger unter ihnen ist, der heimlich rebelliert? Vielleicht doch. Aber es kommt nicht darauf an. Es kommt auf keinen einzelnen an, auf den Willigen nicht und auf den Rebellen nicht. Was liegt am Müller und am Schmied und am Fuhrknecht und am Schreiber und an all den Strebern und Glücksjägern und Verliebten und Familienvätern und Staatsdienern, die dort draußen auf dem Schlachtfeld fallen werden, was liegt an ihnen? Es wird immer wieder Schmiede und Fuhrknechte und Schreiber und Verliebte und Familienväter geben. Was brächten sie vor sich, wenn ihnen dies Schicksal erspart bliebe? Es kommt auf sie nicht an. Auch auf mich kommt es nicht an. Vor Gott bin ich gar nichts wert.'

Er ging ein Stück, in der Richtung gegen die Stadt zurück, und nach einer Weile blieb er wieder stehen. „Und doch," redete er nun laut vor sich hin, „doch ist der Mensch etwas Köstliches; man muß ihn bloß anschauen und begreifen können. Viele können es nicht. Diese Gestalt, das Auge, die Stimme: es ist wunderbar. Die meisten spüren nicht den Menschen. Auch ich habe den Menschen nicht gespürt. Ich habe so hingelebt, das ist alles; habe mich geärgert, habe gezankt, gefeilscht, geredet, aber den Menschen gespürt, nein, das hab' ich nicht." Und im Weitergehen wiederholte er noch ein paar mal die Worte: „Nein, das hab' ich nicht."

Da kam er an ein Haus, das ohne Türen und ohne Fenster war. Auch das Dach war zum Teil weggerissen, so daß

Digitized by Google



Kriegskinder. Gemälde von Prof. Otto Greiner
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

der Himmel in die öden Räume starrte. Lamm ließ einen Blick zerstreuter Neugier über die Ruine schweifen und wollte seinen Weg fortsetzen, als er ein jämmerliches Wimmern vernahm. Er lauschte und hörte den Laut deutlicher. Es klang wie das Weinen eines kleinen Kindes.

Nun trat er in das Haus, zündete seine elektrische Taschenlampe an und ging von Stube zu Stube. In der letzten Stube sah er einen Säugling auf schmutzigen Lumpen liegen, halb nackt und nur noch matt schreiend. Lamm rief. Er glaubte die Mutter oder sonstige Angehörige in der Nähe. Aber niemand antwortete; niemand war zu sehen. Der Säugling war völlig verlassen, fror und hatte Hunger.

Lamm nahm das Kind auf seine Arme und trug es hinaus. Er rief noch einmal; umsonst. Da trug er das wimmernde Kind auf seinen Armen weiter. Sein anfangs zaudernder Schritt wurde fest und entschlossen, und alle hadernden Gedanken in seinem Innern schwiegen still.

Er hüllte das frierende Kind in seinen Mantel, und als er die Körperwärme spürte, kam etwas Freudiges über ihn, und das lebendige, an ihn geschmiegte Wesen wurde ihm plötzlich in sonderbarer Weise teuer. ‚Ich will es behalten,‘ sagte er sich, ‚ich will es wie ein Geschenk von Olivia behalten, und seine Augen sollen mir leuchten, wenn ich zu den Menschen gehe und für sie schaffe.‘

* * *

Am Nachmittag darauf, nach fünfzehnstündiger, durch viele Hindernisse verzögerter Fahrt im Regen kam der Kraftwagen nach Drohobycz. Hier mußte Olivia eine andere Gelegenheit suchen, und der Bemühung des einen Offiziers gelang es, ihr einen Platz auf einem Feldpostwagen zu verschaffen, der nach Zawadow fuhr. Hatte sie schon die Nacht und den Tag über vom Regen zu leiden gehabt, jetzt wurde es schlimmer; oft konnte der Wagen kaum vorwärts, so schwierig war es, den begegnenden Fahrzeugen und marschierenden Kolonnen auszuweichen. In langen Reihen schleppten sich Verwundete die Straßen heran; fern am Horizont umsäumte den düstern Himmel eine dunkle Glut. Überall waren Notbrücken, überall rauchten Trümmer, und der Erdboden war von tiefen Spalten und Löchern zerrissen.

Völlig durchnäßt war Olivia, als endlich der schüttelnde Wagen in der Nacht vor einem halbzerschossenen Haus einer Dorfstraße hielt. Ein freundlicher Korporal besorgte ihr ein Obdach, irgendwo in einem Bauernhaus, in dessen Flur sie über die Leiber schlafender Soldaten steigen mußte. Ein Strohsack hinter einem Verschlag bildete ihr Lager. Von den Bretterwänden troff das Wasser, die Luft war wie in einem Keller, Pferde stampften in der Nähe, sie schloß die Augen und dämmerte erschöpft hin, ohne schlafen zu können. Mit dem Morgengrauen erhob sie sich und fragte um den Weg nach dem Feldspital, in welchem sie Ingbert zu finden hoffte.

Sie ging zum Oberarzt, der kaum Zeit hatte, ihr Rede zu stehen. Ein jüngerer Arzt trat hinzu, und dieser konnte ihr sagen, daß Leutnant Ingbert tot sei. Gestern war er begraben worden. Olivia faßte die Kalkmauer mit den Fingerspitzen der einen, dann der andern Hand an. Es schien ihr, als springe ihr Herz vor Kummer.

Zu Hunderten kamen blutende Männer vom Schlachtfeld, auf Bahren, auf den Armen der Sanitätsleute, oder von Kameraden geführt. Der Kampf um Strji war mörderisch. Olivia half verbinden. Hier roch das Blut der Wunden wilder und frischer als fern in der Stadt. Die Ärzte nahmen einen um den andern vor, hatten unbewegliche Gesichter, kümmerten sich weder um Schreien und Stöhnen, noch um Bitten. Niemand fragte, woher Olivia kam oder ob sie bleibe, man war um jeden Arm froh, der zugriff. Auf dergleichen war sie nicht vorbereitet gewesen, auf diese endlosen Reihen von Starrenden und mit dem Tode Ringenden. Um Mittag wandelte sie eine Ohnmacht an, denn sie hatte noch nichts gegessen. Auch fror sie beständig. Ein junger Bursch brachte ihr Fleisch und Kartoffeln, sie konnte nichts anrühren. „Na, werden Sie uns nur nicht krank,“ sagte einer der Doktoren ärgerlich im Vorübergehen. Sein Leinwandkittel war von oben bis unten mit Blut bespritzt.

‚Du mußt zu seinem Grab,‘ gebot eine Stimme in Olivia. Wie gehetzt floh sie aus dem Raum, drängte sich durch die Verwundeten und fragte einen Oberleut-

Digitized by Google

nant, wo die gestern Begrabenen lägen. Der Offizier zog die Stirne kraus; die betreffende Stelle sei seit einigen Stunden gefährdet, antwortete er. Sie sagte gepreßt, wessen Grab es sei, das sie aufsuchen wolle. „Ich kannte Ingbert," versetzte der Offizier, „ein lieber Kamerad. Schade um ihn." Dann warf er einen flüchtigen Blick auf Olivia und erklärte sich bereit, sie zu führen. Sie war nicht fähig, ihm zu danken. Sie hatte keinen Dank mehr in sich.

Sie gingen über einen kotigen Feldweg. Bisweilen spritzte die Erde auf, als ob in ihrem Innern etwas geplatzt sei. „Sie schießen," bemerkte der Offizier, nach einem Wald in der Ferne deutend und zündete sich eine Zigarette an.

Auf einer Wölbung des Geländes sah man unzählige kleine Holzkreuze. Der Offizier schritt eine Weile an der vordersten Reihe entlang, blieb bei einem stehen und sagte: „Hier liegt er." Damit grüßte er und entfernte sich.

‚Hier liegt er,' dachte Olivia. ‚Und warum eigentlich? Und warum die andern, Unzähligen, warum?' Sie erinnerte sich der Anmut und Zartheit des Freundes, seiner Wärme und schweigsamen Liebe, und dachte: ‚Warum nur, warum?'

Sie ging weiter, ohne auf Weg und Richtung zu achten. Immer noch fiel Regen, immer noch fror sie. Am dunkelnden Wolkenhimmel malten sich feurige Geschoßbahnen, Leuchtkörper schwammen weit drüben in der Luft, bisweilen ertönte ein Krachen, als wolle der Weltkörper zerreißen. Zur Rechten wich mannshohes Gestrüpp zurück, das eigentümlich erhellt gewesen war, und nun gewahrte sie ein brennendes Dorf in der Ebene, weit drüben, und sie wanderte darauf zu. Sie holte ein Wägelchen ein, das von einem müden, klapperdürren Gaul gezogen und von einer alten Bäuerin gefahren wurde. Fünf oder sechs entsetzlich bleiche Kinder lagen droben und schliefen. Das Pferdchen wollte nicht mehr weiter, und die alte Bäuerin schimpfte bald, bald flehte sie. Eines der Kinder erwachte, und als es des Brandes ansichtig wurde, stieß es einen gellenden Schrei aus.

Plötzlich flammte in einer Entfernung von kaum zweihundert Schritt ebenfalls ein Gebäude auf. Man sah nun, daß dort ein Dorf lag. Die Dächer der übrigen Hütten fingen im Zeitraum von wenigen Minuten Feuer. Olivia blieb stehen.

Männer und Weiber stürzten ins Freie; die vergrämten Gesichter waren grell vom Feuer beschienen. Aus der Menge aber löste sich eine auffallende Erscheinung; ein einfacher russischer Soldat, jedoch ein Riese von Gestalt. Er war nicht jung, sicherlich über Vierzig, trug keine Kopfbedeckung, und seine schwarzen Haare flatterten struppig um Stirn und Schläfen. Er ging langsam, mit wagrecht vorgestreckten Armen, und man sah an seinem Gang, daß er blind war.

Doch schwankte er nur wenig; er ging dicht an den brennenden Häusern entlang, immer mit wagrecht vorgestreckten Armen. Die Funken prasselten um seinen Kopf, brennende Balken fielen dicht neben ihm nieder, aber durch keine Miene verriet er Schrecken oder Unsicherheit. Der Eindruck war so mächtig, daß die Bauern, ihre Weiber und ihre Kinder ihm alsbald in Scharen folgten und sich dicht an ihn drängten, als ob sie in seiner Nähe gefeit wären.

Olivia blickte rundum: die nasse Erde rot, der sternenlose Himmel rot, und zwischen Erde und Himmel tobende Mordmaschinen, brüllendes Vieh, winselnde Hunde und verzweifelte Menschen. Es wollte ihr scheinen, als käme der blinde Riese auf sie zu, um ihr eine Botschaft zu bringen, und je deutlicher sie sein Gesicht sehen konnte, je mehr wunderte sie sich über die unbeschreibliche, fast selige Ruhe darin. Gefährdeter konnte kein Mensch sein; hilfloser keiner; aber was bedeutete ihm die Gefahr? Was galt ihm diese Stunde und die nächste? Obgleich in Olivia ein rätselhafter Wunsch war, daß er sie sehen möge, ein rätselhaftes Bedauern, daß er sie nicht mehr sehen konnte, war es ihr doch klar, daß nach allem, was er von dieser Welt gesehen, er glücklich zu preisen sei, daß er nichts mehr von ihr sah.

Sie wanderte den Weg zurück, verirrte sich jedoch. Ihre Erschöpfung wuchs, und sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß sie krank war.

Patrouillen begegneten ihr und riefen ihr etwas zu. Sie verstand nicht und antwortete nicht. Auf einem umgehauenen

Digitized by Google

Baumstamm rastete sie eine Weile, dann schleppte sie sich eine halbe Stunde weiter. Sie kam zu einem offenen Parktor, ging hinein und gewahrte ein Schilderhaus, das leer war. Durch die Baumwipfel sah sie die Umrisse eines großen Gebäudes.

Die Beine versagten den Dienst; sie schlüpfte in das Schilderhaus, kauerte sich nieder und hüllte sich fester in den nassen Mantel. Ein schlafähnlicher Zustand machte sie bewußtlos.

Als sie wieder zu sich kam, war es Tag. Sie raffte alle Kräfte zusammen und trat ins Freie. Da bot sich ihren fieberheißen Augen ein unvermuteter Anblick. Fahler Frühsonnenschein war durch die Nebel gebrochen und fiel auf unzählige Beete und Sträucher voller Rosen. Lauter Rosen, über die ganze Fläche des Parks, in allen Farben der Gattung, soweit der Blick reichte. Dazwischen aufgeworfene Gräben, zertretener Rasen, zersplitterte Bäume. Sie trat zum nächsten Strauch; die Freude an den Blumen, erst wie eine überwältigende Erinnerung, verdrängte jedes andere Gefühl und steigerte sich zu leidenschaftlichem Verlangen. Voller Hast, ja fast gierig brach sie einige Rosen ab, ohne darauf zu achten, daß sie sich an den Dornen die Hände blutig riß.

Aber da ihr schwindelte und alles um sie zu tanzen begann, schritt sie dem Hause zu und trat in die Vorhalle. Es war eine geräumige Baulichkeit, einer der vielen adligen Herrensitze dieser Gegend. Kein Mensch war zu sehen. Die Türen der Zimmer standen offen, und überall zeigten sich die Spuren böswilliger Zerstörung. Die Gläser der Spiegel lagen in Scherben auf dem Boden, die Möbel waren umgestürzt, das Porzellan zerschmettert, die Bücher aus den Regalen geschleudert und zerfetzt, die Bilder zerschnitten, die Wände mit Unrat beschmiert. Hier mochte sie nicht bleiben; ihre letzte Kraft zusammenraffend, stieg sie die Treppe hinauf. Sie rief, doch niemand antwortete. Da, als sie in einen Raum mit hohen Fenstern trat, gewahrte sie endlich einen Menschen. In der Mitte des sonst völlig leeren Raumes stand ein Sarg, darin lag ein Greis mit langem, weißem Bart; ein Kruzifix aus Silber ruhte auf seiner Brust, und an den vier Ecken des Sarges brannten vier Kerzen. Daneben aber saß ein Knabe von etwa vierzehn Jahren; er hatte tiefschwarze Haare, die über die blassen Wangen fielen; seine Augen waren traurig und voll Angst.

Erstaunt betrachtete er die Fremde. Er erhob sich und redete sie polnisch an. Olivia verstand die Sprache nicht; da sie sich aber hinschwinden fühlte, machte sie eine bittende Gebärde und preßte die linke Hand gegen ihre Brust, in der der Atem flog. Der Knabe sah sie an und begriff; ihn hatte der Krieg frühzeitig über menschliches Leiden unterrichtet. Auf den Zehen, als könne der tote Mann noch gestört werden, ging er zu einer Tür, die er öffnete und wies auf ein Bett, das dort im Zimmer stand. Nicht zu verkennen, daß es das Schlafgemach einer Frau gewesen war; auf den Lehnen der Stühle hingen Frauenkleider, in einer Ecke standen Frauenschuhe; sonst deutete manches auf eine eilige Flucht hin.

Olivia schloß die Tür, als sie drinnen war, riß ihre nassen Gewänder vom Körper, stürzte förmlich in das Bett, wühlte die zitternden Glieder in die Kissen, richtete sich noch einmal auf und griff nach den Rosen, dann rang sie seufzend die Hände, spürte, daß ihr die Sinne vergingen, und freute sich darauf, nicht mehr denken und fürchten zu müssen.

Nach einer Weile klopfte es an der Tür, der Knabe trat lautlos ein. Unschlüssig stand er zu Füßen des Lagers und schaute auf die Kranke, deren Wangen sich mit Scharlachröte bedeckten. Er fand sie schön; ihre Gegenwart erregte scheue Neugier in ihm, ihr Zustand stimmte ihn mitleidig. Abermals sagte er etwas in polnischer Sprache. Olivia riß entsetzt die Augen auf. Plötzlich schrie sie: „Gebt mir die Rosen!“ und preßte die drei Rosen, die sie krampfhaft in den Fingern hielt, an ihren Mund.

Dieses Wort kannte der Knabe. Wahrscheinlich hatten Rosen in seinem bisherigen Leben eine gewisse Rolle gespielt. Sie mußten ein Ziel eigensinniger Liebhaberei gewesen sein, vielleicht des toten Greises, der draußen im Sarg lag; nicht bloß die Kultur des Parks lenkte darauf hin, sondern auch die zerstörten Gemälde, auf denen fast ausschließlich Rosen dargestellt waren. Und da Olivia ihren Fieberruf

Digitized by Google

wiederholte und immer wieder ekstatisch die Rosen, die sie hatte, ans Gesicht drückte, glaubte er, sie wolle mehr, sie brauche sie aus irgendeinem Grund, den er nur noch nicht verstand. Rasch verließ er das Zimmer, und nach einigen Minuten schon kehrte er zurück, beide Hände voller Rosen, und warf sie auf das Bett.

Als er vernahm, daß die Fiebernde sich beruhigte, war er auch gewiß, das Rechte getroffen zu haben. Er ging noch einmal, dann ein drittes und viertes Mal. Schließlich hatte er so viele Rosen heraufgebracht, daß sie von der Bettdecke auf den Boden fielen und ihr Geruch das ganze Zimmer und jenes noch, in dem der Tote lag, erfüllte. Danach ging er zu dem Toten hinaus, kam wieder zurück, lief zum fünften Male in den Garten und brachte wieder Rosen, soviel er tragen konnte, und lächelte zufrieden, als er sah, daß die unbekannte Frau, die mit ihren kurzgeschnittenen Haaren einen rührenden Eindruck auf ihn machte, nun stille war und die Augen geschlossen hatte.

Olivias Kopf ruhte auf dem Arm; während sie schlief, wurde ihr Gesicht erst bleich und immer bleicher; von einem gewissen Punkt an kehrte aber die Farbe des Lebens zurück, als ob ein Traum von glücklicher und tätiger Zukunft die Seele jäh berührt hätte. Dieser Traum erzeugte ein Lächeln; das Lächeln schien das Blut, das schon verblaßte, neu zu röten. Verwandlung war in ihr; über ihr Verheißung eines Geistes aus verwandelter Welt.

Aus unserer Studienmappe: Kohlezeichnung von Prof. Hans Looschen

Digitized by Google

Waffen und Feldfrüchte. Radierung von Fritz Gärtner
Aus dessen „Fünfzig Radierungen aus der Kriegszeit"
(Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

Digitized by Google

Die geschichtliche Stellung der kleinen Staaten

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Von dem Weltringen unserer Tage stehen sich Großmächte als Kämpfer gegenüber; überragende Staatswesen, deren Lebensinteressen die geschichtliche Entwicklung der letzten Jahrhunderte bestimmt haben. Großmacht- und Weltmachtinteressen in all den mannigfaltigen Verflechtungen und Durchkreuzungen, wie sie das moderne Zusammenleben der Völker auf dem Erdball geschaffen hat, liegen der gewaltigen kriegerischen Auseinandersetzung zugrunde und werden über ihren Ausgang entscheiden.

Nur eine geringe Zahl von Kleinstaaten hat sich bisher an dem Kampf beteiligt. Es sind diejenigen, die in den politischen Kämpfen der jüngsten Vergangenheit Partei ergriffen und in dem engen Anschluß an eine der beiden feindlichen Mächtegruppen eigene Ziele verfolgt hatten. Sie erscheinen gleichsam als die Trabanten in dem System der großen Sterne und sind an deren Schicksal gebunden. Die große Mehrzahl der Kleinstaaten aber ist abseits vom Ringen geblieben. Der eine oder andere freilich scheint nicht abgeneigt, unter bestimmten Voraussetzungen noch einzutreten, um mit Hilfe der siegenden Partei einen Gewinn zu ernten, und es ist deshalb möglich, daß sich die Zahl der Kämpfenden noch vermehrt. Die meisten jedoch wollen ein für allemal an dem Krieg unbeteiligt sein. Sie wollen keiner Partei zugehören und in wahrer „Ohnseitigkeit" zwischen den Kämpfenden und über sie hinweg Stellung nehmen. Ihrer verhältnismäßig geringen Machtmittel bewußt und den Ausbreitungsbestrebungen fernstehend, die die Großmächte beherrschen, wollen sie in der Zeit des Krieges nichts anderes, als was sie immer erstrebt haben: friedliche Kulturarbeit. Ist das ihr gutes Recht? Jene Kleinstaaten glauben es und fordern die Anerkennung dieses Standpunktes. Sie berufen sich auf das Völkerrecht, das ihnen die neutrale Stellung gewährleistet, die sie gewählt haben, und sie appellieren an die ungeschriebenen Gesetze der Humanität. Aber sie müssen es erleben, daß die kriegführenden Parteien anders über ihre Ansprüche denken, und gegenüber den Machtmitteln, über die die Großstaaten verfügen, scheint es unmöglich für sie, sich durchzusetzen. Das ist die Lage, in der sich heute die Kleinstaaten befinden.

Es liegt auf der Hand, daß diese Situation von durchaus allgemeinem Interesse ist, und es ist deshalb angebracht, dem Problem, das in dem Vorhandensein einer kleinstaatlichen Welt neben den überragenden Großmächten beschlossen ist, eine überblickende Betrachtung zu widmen. Die gewaltige geschichtliche Katastrophe, die wir jetzt durchleben, wird mittelbar und unmittelbar auch über das Dasein der kleinen Staaten und Völker entscheiden, und die großen Nationen werden genötigt sein, sich endgültig mit der Frage abzufinden. Auch im Hinblick auf die zukünftige Lösung des Problems der kleinen Staaten wird es Sieger und Besiegte geben, und wie in der Auseinandersetzung zwischen den Großmächten selbst handelt es sich dabei über allen machtpolitischen Kampf hinaus um Kulturfragen, deren Beantwortung für das weitere Zusammenleben auf dem Erdball von hervorragender Bedeutung ist.

⁂ ⁂ ⁂

Der Begriff des kleinen Staates ist an sich schwankend. Ein Staat ist nicht deshalb klein, weil er nicht einen bestimmten Umfang und eine bestimmte Bevölkerungszahl erreicht. Nicht nach dem Raume und der Menge der Menschen ist der Charakter des Staates zu bestimmen, und es ist wohl möglich, daß ein Staatswesen in einer Zeit eine Großmacht war, das eine andere Zeit als Kleinstaat ansehen würde. Es gibt nur einen relativen Maßstab für die Klassifizierung der Staaten: die jeweilige Zusammensetzung des Staatensystems. Allein der Vergleich der nebeneinander bestehenden Staaten macht die Scheidung von Groß- und Kleinstaaten möglich und das ausschlaggebende Merkmal ist der von dem einzelnen Staatswesen verkörperte Wille. Nach dem Grade der in den Staaten und Völkern lebendigen Energie bemißt sich nicht nur ihr staatlicher Charakter, sondern auch ihre Bedeutung für die allgemeine geschichtliche Entwicklung.

In dieser Tatsache ist es begründet, wenn wir einen nach räumlichem Umfang und Bevölkerungszahl so kleinen Staat wie das antike Athen durchaus als eine Großmacht einzuschätzen haben. Die Kräfte eines kulturell hochstehenden Volkes waren in diesem Stadtstaate so glücklich organisiert und zu so starkem Geltungswillen zusammengefaßt, daß die Mängel des kleinen Raumes und der geringen Menschenzahl ausgeglichen wurden. Die Republik zeigte sich im Bunde mit einigen anderen griechischen Stadtstaaten sogar dem persischen Reiche überlegen, das sich beinahe über ganz Vorderasien erstreckte und fast sämtliche orientalischen Völker umschloß, dem jedoch die innere Konzentration eines organischen Staatswesens fremd war. Allerdings ist dabei in Rechnung zu stellen, daß die Griechen zwar in zahlreichen Einzelstaaten ein getrenntes politisches Dasein führten, jedoch eine einheitliche Kulturnation bildeten. Die hellenische Kultur umfaßte das gesamte Griechentum, aber es kennzeichnet den Wert großstaatlicher Verhält-

Digitized by Google

nisse für kulturelle Entfaltung, daß sie ihre höchste Blüte eben in dem führenden griechischen Staate Athen erreichte. Indessen auch die vielen hellenischen Staatswesen, die hinter der Vormacht zurücktraten und sich teilweise ihrer Hegemonie unterwarfen, die wirklichen Kleinstaaten jener Zeit, hatten ihr volles Daseinsrecht. Auch sie waren die Stätten kulturellen Schaffens und mancher unsterbliche Gedanke ist aus ihren engen Mauern hervorgewachsen. Daß selbst sie als politische Besonderheiten eine Rolle spielen konnten, beruht auf der weitgehenden inneren Durchbildung und Ausnutzung, die die zusammenwirkenden Kräfte in diesen winzigen Räumen erfuhren. Sie bereiteten im kleinen vor, was dann im großen verwirklicht wurde, und leisteten auf diese Weise positive Arbeit, die der ganzen Menschheit zugute kam.

Freilich die Kleinstaaterei war zugleich die Grenze hellenischer Weltstellung, und mit dem Abstieg der staatlichen Entwicklung Griechenlands verschob sich das Machtverhältnis, das über den Charakter der Staaten entscheidet. Die athenische Großmacht sank zu einem Kleinstaate herab, als sich in ihrer Nachbarschaft ein Staatswesen erhob, das ihr als politischer Organismus mindestens gewachsen, in bezug auf Lebenswillen und Kraftäußerung überlegen war. Mit der Freiheit Athens aber schwand die der übrigen griechischen Stadtstaaten dahin und mit dem Wirken selbständiger Kleinstaaten, die zugunsten des geschichtlichen Fortschritts arbeiteten, war es für lange Zeit vorbei. An ihre Stelle traten die Universalreiche, die über alle nationalen Schranken hinweg verschiedenartigste Völker in weitem Raume zu einer Einheit zusammenschlossen und jahrhundertelang in gemeinsamer Kulturarbeit beieinander hielten.

Indessen ist es beachtenswert, daß auch das römische Reich, das klassische universale Staatsgebilde, aus kleinsten staatlichen Verhältnissen emporgestiegen ist. Als es dem Niedergange verfiel, spaltete es sich wieder in eine große Zahl von kleinen Staaten, in denen sich der geschichtliche Fortschritt verkörperte. Wohl erhob sich aus den Stürmen der Völkerwanderung eine neue universale Idee, aber mit der fortschreitenden Erweiterung des geschichtlichen Schauplatzes wurde es ihr schwerer und schwerer, sich zu behaupten. Die Nationen gestalteten ihre Eigenart immer schärfer heraus und Karls des Großen Reich erstreckte sich nicht mehr annähernd über den gesamten geschichtlichen Raum. Seit dem Zusammenbruch der karolingischen Herrschaft, die wenigstens die romanischen und germanischen Völker zu einer Einheit zusammengefügt hatte, und vollends seit dem Schwinden der deutschen Kaisermacht, die in christlichem Geiste noch einmal das Universalreich zu verwirklichen suchte, gehörte die Zukunft der einzelstaatlichen Entwicklung.

War damit die Stunde der kleinen Staaten wiedergekommen? In der Tat hatten sie günstige Aussichten, denn in der allgemeinen Zersetzung löste sich der ohnehin lockere staatliche Organismus beinahe in seine kleinsten Bestandteile auf und in der Zeit des Faustrechts und des Kampfes aller gegen alle führte jeder Rittersitz und jede Stadtgemeinschaft ein sozusagen kleinstaatliches Dasein. Auf deutschem und italienischem Boden, wo die zusammenhaltende politische Zentralgewalt völlig vernichtet wurde oder eine erhebliche Minderung erlitt, nahm diese Entwicklung gesteigerte Formen an, und Deutschland und Italien wurden folgerichtig die klassischen Stätten kleinstaatlichen Lebens, freilich eines solchen älteren Gepräges. Noch trat nicht die in der Großmacht organisierte große Nation dem lediglich im Kleinstaate verkörperten kleinen Volke gegenüber, wie es für unsere Zeit gilt. Noch war der nationale Antrieb nicht so stark, daß Staat und Nation gleichgesetzt wurden, und noch war der Drang zur staatlichen Zusammenfassung nicht so mächtig, daß er auf die Geschicke der Völker einwirken konnte. Die bestehenden Umstände, namentlich die Geringfügigkeit der in den einzelnen Staatswesen vereinigten Machtmittel, erlaubten ein Dasein im kleinen Raum und im Zusammenschluß weniger Menschen. Darin ist zugleich begründet, daß auch in dieser neuen Epoche kleinstaatlichen Lebens verhältnismäßig kleine politische Gebilde sich zu einer Großmachtstellung emporzuschwingen vermochten. Die Rolle, die im Altertum Athen spielte, fiel im Mittelalter Venedig zu; aber auch Florenz und Genua, reine Stadtstaaten im antiken Sinne, sind innerhalb ihrer Zeit als Großmächte anzusehen. Wie einst die Städte Griechenlands als geistige Macht die Welt beherrschten, so wurden die italienischen Gemeinwesen der Renaissance wieder die vorbildlichen Pflegestätten feinster selbständiger Kultur, und wie damals nicht nur die Weltstädte, die mit ihrem Handel und ihren Kolonien den großen Staaten nahekamen, sondern auch die binnenländischen Städtchen, die mit Verdienst an der nationalen Kulturarbeit sich beteiligten. Und in edlem Wetteifer mit ihnen waren diesseits der Alpen die Städte Flanderns und Brabants für die gleichen Kulturaufgaben tätig, ihre südlichen Schwesterkommunen an trotzigem Unabhängigkeitsdrange, an gewerblichem Eifer und an hingebender künstlerischer Wirksamkeit beinahe übertreffend. Im Nordosten aber verrichteten die niederdeutschen Städte ein unvergängliches Werk, indem sie mit kommerziellem Wagemut und in zäher Arbeit die Länder der Ost- und Nordsee der europäischen Zivilisation erschlossen; auch sie in dieser Welt unfertiger Völker, bei aller Kleinheit der einzelnen Stadtgemeinden, in ihrer Gemeinschaft eine Großmacht.

Aber dieses fruchtbare kleinstaatliche Leben ging bald seiner hohen Kulturbedeutung ver-

Digitized by Google

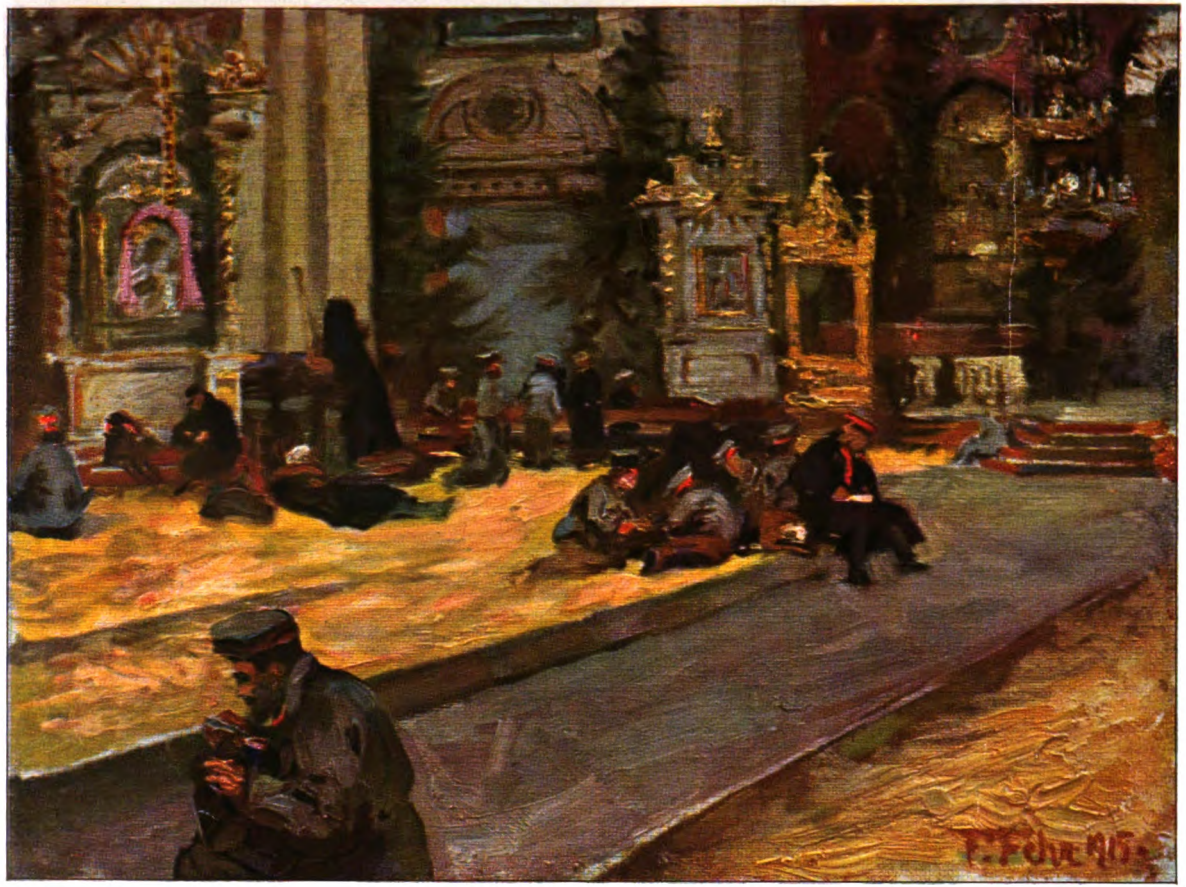
lustig. Seit dem 15. Jahrhundert entfalteten sich in schnellem Aufstieg die nationalen Staaten. Mochten sie in bezug auf kulturelle Leistungen zunächst auch hinter den Kleinen zurückstehen: an Machtmitteln waren sie ihnen bald weit überlegen, und in dem entbrennenden Kampfe entschied nur die Macht. Die ältere Generation nationaler Staaten sah wieder neben den großen auch kleine Nationen in der Führung. So war Portugal, das einstige Heimatland kühner Seefahrer, dank seiner günstigen geographischen Lage, eine Zeitlang Großmacht, um dann von Spanien abgelöst zu werden, das sich, von nationaler Leidenschaft vorwärtsgetrieben, zu einem neuen Weltreich ausdehnte und zwei Menschenalter lang über die Alte und Neue Welt die Herrschaft ausübte. So konnte sich ein Jahrhundert später die kleine Republik der Niederlande als das reiche und blühende Emporium des Welthandels zu einer beherrschenden Machtstellung emporschwingen. So vermochte schließlich Schweden in den Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts noch vorübergehend die Rolle einer Großmacht zu spielen, und sein Beispiel zumal zeigt, daß in jener Zeit eine Zusammenballung politischer und militärischer Macht dafür hinreichte. Noch ging der staatliche Machtwille nicht von der Nation unmittelbar aus, wenn sie auch die Grundlage der staatlichen Ausdehnung blieb. Noch war selbst in den kleinen Völkern die universale Idee lebendig und günstige Umstände machten es ihnen möglich, sie mit zeitweiligem Erfolge zur Geltung zu bringen. Als sich die nationalen Staaten in der fortschreitenden Entwicklung innerlich konsolidierten, fielen diese Voraussetzungen jedoch weg. Es enthüllte sich nun die ungeheuere Überlegenheit der großen Nationen über die kleinen: nur an das große Volk, das sich in zäher Arbeit sein nationales Staatswesen aufbaute, knüpfte sich der feste Begriff der Großmacht, wie er uns heute vor Augen steht.

Seit dem Westfälischen Frieden gestaltete sich dieser neue Zustand staatlichen Zusammenlebens. Es bildete sich eine Aristokratie von Großmächten, die zunächst England und Frankreich umfaßte, sowie Österreich, den führenden Staat im deutschen Bereiche, und die sich im 18. Jahrhundert um Rußland und Preußen, das aufsteigende norddeutsche Staatswesen, vermehrte. Portugal, Spanien, Holland und Schweden traten endgültig in die Reihe der Staaten zweiten Ranges zurück, und je bestimmender die großen Nationen für die geschichtliche Entwicklung wurden, um so mehr büßten die kleinen an Bedeutung ein. Der jüngeren Generation von Kleinstaaten fiel die Aufgabe zu, die Kosten der Ausbreitungspolitik der Großmächte zu zahlen, wie sie auch die Opfer für die Durchführung der Idee des europäischen Gleichgewichts wurden. Nicht einmal im nationalen Geltungsbereich hatte dieses Aufzehrungsverfahren seine Grenze. Das polnische Volk verlor mit größter eigner Schuld seine politische Selbständigkeit und mehrmals wurde der Versuch gemacht, auch westeuropäische Kleinstaaten von der Landkarte verschwinden zu lassen. Schrankenlos waltete das Großmachtinteresse.

Indessen noch hatten nicht alle großen Nationen an dieser Entwicklung Anteil. Das italienische Volk blieb weiter unvertreten im „Senate Europas". Die Deutschen hatten zwar durch zwei Großmächte darin Sitz und Stimme, aber Österreich und Preußen standen in offener Nebenbuhlerschaft und zwischen ihnen bewegte sich die große Zahl selbständiger Kleinwesen. Italien und Deutschland waren auch in dieser jüngeren Zeit die klassischen Stätten der Kleinstaaterei alten Stils, die Nationen ohne nationale Einheit, die das Gewicht ihrer Volkskraft gar nicht oder nur in geringem Umfange in die Wage der weltgeschichtlichen Entscheidungen zu werfen vermochten. Auch der Wiener Kongreß, der nach den aufwühlenden Kämpfen der napoleonischen Epoche die europäischen Verhältnisse neu ordnete, änderte an diesem Zustand nichts. Erst nach langwierigen Bemühungen und nur mit Waffengewalt konnten die beiden Völker ihren nationalen Einheitsstaat durchsetzen.

Dagegen geht das Nebeneinander von Großmächten und Kleinstaaten, wie es in dem Staatensystem des 19. und 20. Jahrhunderts zum Ausdruck gelangt, unmittelbar auf die Beschlüsse der Wiener Versammlung von 1815 zurück. Gewiß beruhten die Entscheidungen allein auf den Vereinbarungen der fünf Großmächte, deren Stimme für die ganze Welt schlechthin maßgebend sein sollte. Aber in ihrem politischen Programm stand der Schutz der Nationen an vorderster Stelle. Vom Kalischer Aufruf an, der die Erhebung Europas gegen den französischen Welteroberer einleitete, bis zu den Wiener Verhandlungen wiederholten die Kundgebungen der Großmächte: die Nationen würden künftig ihre gegenseitige Unabhängigkeit achten; man werde kein politisches Gebäude ferner auf den Trümmern vormals unabhängiger Staaten errichten; der Zweck des Krieges und Friedens sei, die Rechte, die Freiheit, die Unabhängigkeit aller Nationen sicherzustellen. Das war eine furchtbare Übertreibung. Schon das Schicksal, das über das deutsche und italienische Volk verhängt wurde, brachte das Gegenteil zum Ausdruck. Ebenso widersprachen die Einrichtung der Belgien mitumfassenden Niederlande, die Überlassung Schleswig-Holsteins und Lauenburgs an Dänemark, die Vereinigung Norwegens mit Schweden und die Auslieferung Finnlands an Rußland diesem nationalen Programm wie schließlich auch die Ordnung der polnischen Frage. Es siegte im einzelnen eben immer wieder das Großmachtinteresse in all seiner Willkür, und die Geschichte des 19. Jahrhunderts ist zu einem guten Teil ein immer erneutes Ankämpfen gegen die in

Digitized by Google



In der Kirche zu Slonim. Ölskizze von Prof. Friedrich Fehr

Digitized by Google

Digitized by Google

Wien getroffenen Entscheidungen. Trotzdem wurde in dem so beschränkten Rahmen dem Dasein der kleinen Staaten und Völker Rechnung getragen. Ja, es wurde die neue Klasse der neutralen Staaten geschaffen, deren unveränderter Fortbestand durch die internationalen Abmachungen der Großmächte gewährleistet wurde. So wurde 1815 die Schweiz neutralisiert, für die eine nationale Grundlage nicht geschaffen werden konnte. Aus demselben Grunde wurde 24 Jahre später, nach dem Auseinanderbrechen des künstlichen niederländischen Staatswesens, das neubegründete Belgien unter die internationale Obhut genommen. Aber vollends für die Schaffung dieser neutralen Gebilde gilt die Tatsache: nicht die Rücksicht auf bestimmte Interessen der beteiligten Nationen und Stämme gab den Ausschlag, sondern die gegenseitige Eifersucht der Großmächte, die die wertvollen Gebiete einander nicht gönnten oder sich ihrer als Schutzwälle bedienen wollten. Es ist kein Zufall, daß Belgien und die Schweiz innerhalb der kleinstaatlichen Welt die besondere Gruppe bilden, die sich nicht auf nationaler Grundlage aufbaut.

In den Grenzen, die das Machtwort der Großen schuf, führten die Kleinen seitdem ihr Dasein. Selbstverständlich behielten die Großmächte auch weiterhin die Entscheidung über die politische Ordnung der Welt fest in der Hand. Aber hinsichtlich der internationalen Zusammenarbeit ließen sie ein Verfahren Platz greifen, das innerhalb der großstaatlichen Interessenverflechtung auch das besondere kleinstaatliche Lebensinteresse anerkannte. Die Kleinen wurden zu Kongressen und Verhandlungen herangezogen, wenn sie an der Streitfrage unmittelbar beteiligt waren, und es wurde ihnen in diesem Falle die Gleichberechtigung eingeräumt. Im Grunde freilich waren und blieben sie nur abhängige und geduldete Erscheinungen, von denen erwartet wurde, daß sie auf alle eignen politischen Wünsche verzichteten und sich mit ihrem Besitzstand begnügten. Je weiter die von starken Machttendenzen getragenen großen Nationen um sich griffen, um so schwieriger wurde ihre Stellung, und als gar die imperialistische Idee mit ihren politischen und wirtschaftlichen Zielen sich der Völker bemächtigte, war ihr Dasein unmittelbar bedroht.

Gleichwohl erweiterte sich der Kreis der kleinen Staaten im 19. und 20. Jahrhundert noch bedeutend. Zu der älteren Gruppe gesellten sich im europäischen Bereiche nach der Befreiung von der türkischen Fremdherrschaft die unter dem nationalen Gesichtspunkt sich abgrenzenden Balkanstaaten. Auf amerikanischem Boden trat die große Zahl von Einzelstaaten hinzu, die sich vom spanischen und portugiesischen Mutterlande lösten, und selbst Ostasien entwickelte bald ein eignes politisches Leben, das bei aller Großräumigkeit der dortigen Verhältnisse zunächst mehr kleinstaatliches Gepräge hatte, aus dem jedoch schließlich nach europäischem Vorbilde auch eine neue Großmacht emporwuchs. So gestaltete sich als Niederschlag eines niemals still stehenden Entwicklungsprozesses jene bunte Reihe von Staaten zweiten und dritten Ranges, die wir heute um uns sehen: in sich völlig ungleich an Umfang, Bevölkerungszahl und Machtmitteln; völlig ungleich auch in ihren Daseinsgrundlagen und Zielen. Neben dem Rentnerstaat, der wunschlos sich seines behäbigen Besitzes freut, steht der Emporkömmling, der hungrig seinen staatlichen Umkreis auszudehnen strebt, so weit noch ein Stammesgenosse wohnt. Neben dem Staatswesen, das als Träger einer alten Kultur in sich selbst Genüge findet und dessen Volkstum mitschaffend an den Fortschritten der Weltkultur Anteil hat, steht ein anderes, das in kultureller Unreife nichts zu geben imstande ist und bei einem größeren Anlehnung sucht. Neben einem Volke, das auf eine reiche Vergangenheit zurückblicken kann, schließlich ein solches, das sich höchstens auf Zukunftsaussichten berufen kann.

Wie aber war angesichts des schrankenlosen Wirkens der Großmächte diese Ausgestaltung der kleinstaatlichen Welt möglich? Sicherlich hätten die großstaatlichen Beherrscher des Erdballs mit einem Federstriche diese Entwicklung aufhalten können, um durch eine mehrmalige Erneuerung ihrer Vereinbarungen den Aufzehrungsprozeß zum Abschluß zu bringen. Es hat doch einen tiefen Sinn, daß das nicht geschehen ist. Nicht nur die Gegensätze zwischen den Großmächten selbst standen dem im Wege. Bis zu einem gewissen Grade ist zwar der Kampf der Großen das Leben der Kleinen, aber der geschichtliche Hergang lehrt, daß die Kleinen dabei doch eher in die Lage kommen zu verlieren als zu gewinnen. Was den Großen vornehmlich Einhalt gebot, war die im eigenen Staatsleben wurzelnde Achtung vor dem nationalen Prinzip, das sich überall wirksam zeigte und Anerkennung heischte. So wie sich im Bereiche der großen Völker trotz aller entgegenstehenden Hemmnisse Deutschlands und Italiens nationale Einigung vollzog, setzte sich die nationale Idee auch für die Kleinen siegreich durch, und immer war eine Großmacht vorhanden, die dem Vorschub leistete. Man darf es aussprechen, daß auch das polnische Volk trotz all seiner großen Schuld nicht aus der Reihe der selbständigen Nationen verschwunden wäre, wenn sich sein Geschick nicht gerade in jener Zeit erfüllt hätte, wo es sich mit der Staatsauffassung vertrug, hier Länder und Völker fortzunehmen und dort anzufügen, und wo die rohen und unbezähmbaren Machtinstinkte Rußlands einwirken konnten. Die Folge war, daß sich die Ausbreitungspolitik der Großmächte mehr und mehr den kolonialen Gebieten zuwandte. Mochte sich der eigentliche

Digitized by Google

Machtkampf weiterhin auf europäischem Boden abspielen: die Kampfobjekte befanden sich bald nahezu ausschließlich auf den anderen Kontinenten. Nur die Balkanländer und in gewissem Sinn auch Belgien blieben in Europa die strittigen „Zutaten" in der Wage des Gleichgewichts zwischen den Großmächten.

Trotzdem begreift man, daß die kleinen Staaten ihrerseits von heftigem Mißtrauen gegenüber den übermächtigen Nachbarn erfüllt waren. Sie alle hegten die stete Sorge, doch einmal von einer der begehrlichen Großmächte verschluckt zu werden. Mit einer erfahrungsmäßig sich auf die bestehenden Gegensätze einstellenden Staatskunst trugen sie dieser Gefahr Rechnung und dank einer klugen Zurückhaltung verstanden sie es, ohne ernstliche Kollisionen sich durch die Wirrnis der staatlichen Interessenkämpfe hindurchzuwinden. Es verdient Beachtung, daß außerhalb des Balkangebiets, in dem die nationale Entwicklung noch ganz unfertig geblieben war, die europäischen Kleinstaaten sich während der letzten hundert Jahre beinahe jeder kriegerischen Auseinandersetzung enthalten haben. Die Spaltung des 1815 eingerichteten niederländischen Königreichs und die Begründung des belgischen Staates forderten nur sehr geringe Blutopfer, die Kämpfe zwischen Spanien und Portugal hatten vorwiegend demonstrative Bedeutung und die Trennung Norwegens von Schweden vollzog sich ohne Waffengang. Mit einer Großmacht die Klinge zu kreuzen hatte nur Dänemark den Mut, und man kann nicht sagen, daß hierbei das Recht auf seiten des kleinen Staates lag.

Der letzterwähnte Fall vermittelt uns noch eine andere bedeutsame Erkenntnis, denn er wirft auf die besondere Rolle Englands in dem Problem der kleinen Staaten ein helles Licht. Während die kontinentalen Großmächte ein mehr oder weniger verhülltes Mißtrauen, teilweise sogar eine geheime Feindschaft der kleinen hinnehmen mußten, erfreute sich die britische Seemacht auf allen Seiten des gleichen Vertrauens. England wurde in aller Augen „der Beschützer der kleinen Völker". Es wäre lohnend, einmal festzustellen, wann und wo dieses Schlagwort geprägt worden ist; vermutlich stammt es von einem Engländer selbst. Indessen war es den Briten nicht schwer gemacht, die Schützerrolle zu spielen. Ihre traditionelle Politik ging dahin, keinen Staat auf dem Kontinent zu überragender Machtstellung aufsteigen zu lassen. Was aber konnte ihnen zur Erreichung dieses Zieles dienlicher sein als die Verteilung einer möglichst großen Zahl kleiner Staaten über Europa, die von England geleitet sich den kontinentalen Großmächten hemmend zur Seite legten und ein übermächtiges Anwachsen hinderten? Es ist durchaus verfehlt, den Briten wegen ihres Eintretens für die kleinen Staaten selbstlose Beweggründe zuerkennen zu wollen, die sie ihrerseits in listiger Täuschung für sich in Anspruch nahmen. Man denke an die völkerrechtswidrige Beschießung Kopenhagens (1807) mitten im Frieden, man denke an die Inbesitznahme Gibraltars, Maltas, der ionischen Inseln und Helgolands, um sich die Verletzung des nationalen Grundsatzes zu vergegenwärtigen, zu der England auch damals schon bereit war, wenn es sein Interesse erforderlich zu machen schien.

Aus selbstsüchtigen Gesichtspunkten betrieb England 1814/15 die Einrichtung des niederländischen Königreichs, das dem gefürchteten Frankreich gegenüber das schützende Bollwerk, für es selbst aber das leicht benutzbare Einfallstor in den europäischen Kontinent sein sollte. Aus demselben Grunde setzte es nach dem Auseinanderfallen des künstlichen Gebildes die Herstellung eines neutralen Belgien durch. Um die nationale Einigung der europäischen Mitte zu hindern, warf es sich zum Schützling des übermütigen Dänemark auf, das sich der Verwirklichung der nationalen Idee hartnäckig entgegenstemmte. Es förderte die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker, da es hoffen konnte, damit Rußland und in einer veränderten Weltlage die Türkei zu treffen.

Wie gesagt: England tat das alles nicht aus einer inneren Vorliebe für die kleinen Völker, sondern um seiner selbst willen. Die von britischer Sonne Bestrahlten aber nahmen die Begünstigung durch das mächtige Inselreich als ein wertvolles Geschenk hin und erwiderten es mit einer zur festen Tradition sich gestaltenden Hinneigung. Es sprach dabei die Vergötterung mit, die die englischen Verfassungsverhältnisse in den demokratisch regierten Kleinstaaten genossen. Man ließ sich über den wahren Charakter des britischen Weltreiches täuschen und übertrug die Hochschätzung des staatlichen Englands auf das englische Wesen überhaupt. Mit ihrer Rechts- und Staatslehre aber nährten die Briten geflissentlich diese Hochschätzung bei den Kleinen, die ihnen einen hohen politischen Vorteil brachte und die öffentliche Meinung der Welt zu Füßen legte. England war nicht nur der Beherrscher der Meere, sondern auch der Welt der Kleinstaaten.

Dieser Zustand schien unerschütterlich. Denn auch als „der Beschützer der kleinen Völker" neue politische Bahnen einschlug, änderten sich die Dinge nicht. Wohl brach England, dem Gedanken des Imperialismus Raum gebend, mit der Politik territorialer Enthaltsamkeit, die es in den Jahrzehnten nach 1815 beobachtet hatte. Aber indem es seine neue Politik der Erwerbungen klug vom europäischen Bereich ausschloß und sich hier auf die „friedliche Durchdringung" beschränkte, die ihm Länder wie Portugal und Norwegen völlig auslieferte, gelang es ihm, die Gemeinde seiner Gläubigen fest an sich gekettet zu halten. Man trug es ihm nicht nach, daß es rücksichtslos die kleinen Völker nie-

Digitized by Google

derzwang, die der Durchsetzung seines Imperiums hinderlich waren. Auch jetzt kam niemandem zum Bewußtsein, daß die Behandlung Irlands und Indiens nichts anderes war als Knebelung und Vergewaltigung schwacher Nationen. Bis an den Ausbruch des Weltkriegs blieb Englands beherrschende Stellung im Lager der kleinen Staaten unverändert bestehen.

Ja die Ereignisse, die zu dem großen Ringen führten, schienen diesen geschichtlichen Tatbestand zu besiegeln. England trat in den Krieg ein, um — wie es behauptete — getreu seiner Schützerrolle die von den mitteleuropäischen Militärstaaten bedrohten kleinen Völker zu retten. Man hat ihm geglaubt und es hat lange Monate gedauert, bis sich die Briten selbst zu dem Geständnis bequemten, daß es eigenste Interessen waren, die sie in den Krieg führten. Und dann erfolgte der weitere Schritt. Rücksichtslos wurden die kleinen Völker, die unbeteiligt an der großen Auseinandersetzung bleiben wollten, in den Wirtschaftskampf hineingezogen, den England und seine Verbündeten gegen die Zentralmächte eröffneten. Nicht nur die völkerrechtlichen Garantien, die unentbehrliche Voraussetzung kleinstaatlichen Daseins, wurden mit Füßen getreten, sogar die staatliche Souveränität selbst wurde schnöde verletzt, ohne die von einer Selbständigkeit keine Rede sein kann. Es wurde nun deutlich erkennbar, welche Bewandtnis es mit dem Schutze der kleinen Völker seitens Englands hatte: daß es dem Inselreich nur darauf ankam, in ihnen gefügige Werkzeuge zur Aufrechterhaltung seiner Seeherrschaft und zur Niederhaltung aufstrebender Gegner zu besitzen. Seitdem fing man auch in England feindlichen Kreisen an, günstiger über Deutschlands Einmarsch nach Belgien zu urteilen, der dort zunächst als die Freveltat einer barbarischen Militärmacht verdammt wurde. Es wuchs das Verständnis für das große Unrecht, das der neutrale Kleinstaat mit seiner aktiven und parteilichen Politik auf sich geladen hatte, und für das tiefsittliche Recht der Großmacht, die trotz der verwerflichen Haltung des mitschuldigen Verschwörers zu jedem Schadenersatz bereit war und deren Beweggründe in den elementarsten Lebensinteressen eines großen Kulturvolkes wurzelten. Wie ganz anders geartete Motive bestimmten beispielsweise dem gegenüber doch die gewalttätige Behandlung Griechenlands seitens der Ententemächte!

Auch den kleinen Völkern erteilt der Weltkrieg wertvolle Lehren, die ihre Wirkung üben werden. Was sie vor allem lernen müssen, ist das Verständnis für die besonderen Lebensbedingungen der großen Nationen, denen sie bisher nur ganz einseitig gerecht wurden. Daraus aber wird ein ganz neues Vertrauensverhältnis zwischen Großen und Kleinen hervorgehen, das unmittelbar auf das staatliche Zusammenleben zurückwirken wird. Hand in Hand damit muß die Erkenntnis wachsen, daß der Kreis der kleinen Staaten ein durchaus ungleichartiger ist, daß nicht jedem von ihnen die gleichen Rechte zustehen und daß sie alle auch Pflichten binden, die sich aus der Anerkennung der besonderen großstaatlichen Aufgaben und Interessen im kontinentalen Zusammenleben und aus dem Verzicht auf eine eigene Machtpolitik ergeben. Die mannigfachen, seit dem Kriegsausbruch unternommenen Versuche, zur Sicherung ihrer bedrohten Stellung eine Gemeinschaft der kleinen Staaten herzustellen — wobei man gewöhnlich von den Rechten der Neutralität ausgeht, deren Betrachtung hier ausscheidet — sind gewiß nicht unbegründet, aber sie nehmen viel zu wenig Rücksicht auf ein dauerndes Zusammenleben und bewegen sich noch allzusehr auf dem alten Boden des gleichmäßigen Mißtrauens der Kleinen gegen die Großen, der Zusammengehörigkeit der Schwachen gegenüber den Starken und der einseitigen Betonung der Rechte ohne die Pflichten im internationalen Leben. Es täte not, daß man sich im kleinstaatlichen Lager einmal endgültig von den politischen Vorurteilen freimachte, die in demokratischen Staatswesen besonders fest zu wurzeln pflegen, aber den Blick für die Wirklichkeit trüben. Dann würde vielleicht auch den behäbigen Angehörigen eines geruhig seiner friedlichen Kulturarbeit lebenden kleinen Volkes der männliche Rat nicht mehr allzusehr schaudern machen, den der Schweizer Staatsrechtler und Politiker Heinrich Escher, der Bürger eines kleinen Staates also, vor fünfzig Jahren dem kleinen Staate erteilte: sich einem größeren Gemeinwesen anzuschließen, wenn es ihm an physischer oder moralischer Kraft fehle, seine Souveränität gegebenenfalls mit Waffengewalt zu verteidigen, und in der größeren Gemeinschaft sich selbst wiederzugewinnen.

Das ist die entscheidende Zukunftsfrage: Werden die kleinen Staaten ihr selbständiges Dasein weiterführen können? Großstaatliche Politiker und Staatsmänner haben immer wieder der Meinung Ausdruck gegeben, daß in der Welt stetig wachsender Großreiche die aus der Vergangenheit herübergeretteten Kleinherrschaften kein Lebensrecht mehr besäßen. Aus dem Gesichtskreis des „größerbritannischen" Imperialismus heraus sprach es Lord Salisbury mit aller Klarheit aus: Die großen Staaten würden immer größer und die kleinen immer kleiner und weniger. Ebenso hat in unseren Tagen Friedrich Naumann der Zukunft der „politischen Kleinbetriebe" eine außerordentlich ungünstige Diagnose gestellt.

Hochschätzung oder Geringschätzung kleinstaatlichen Daseins haben mit solchen Urteilen noch nichts zu tun. Aber das Problem des Fortbestandes selbständiger Kleinvölker steht im engsten Zusammenhang mit der Frage nach dem Werte der kleinen Gemeinschaften für den geschichtlichen Fort-

Digitized by Google

schritt. Es ist auffällig, daß von großstaatlicher Seite in letzter Zeit nicht programmatisch dazu Stellung genommen worden ist. Die frühere Generation, die dabei das kleinstaatliche Leben in der Gestalt nationaler Zersplitterung vor Augen hatte, stand ihm meist scharf ablehnend gegenüber; Heinrich von Treitschke hat mit dem Pathos staatlicher Sittlichkeit gegen das Ungesunde geeifert, das sich im Dasein und Anspruch des kleinen Staates verkörpert. Auch aus dem kleinstaatlichen Lager erschollen damals ähnliche Stimmen; der genannte Schweizer Heinrich Escher hat den großen Staat dem kleinen als in jeder Hinsicht überlegen hingestellt, auch in kultureller Beziehung. Ein solches Urteil von kleinstaatlicher Seite ist heute undenkbar. Jeder Angehörige eines kleinen Staates ist jetzt von dessen uneingeschränktem Lebensrecht überzeugt. Besonders eindringlich haben neuerdings die Schweden Gustaf Steffen und Rudolf Kjellén den Kulturwert der kleinen Staaten betont. Sie sehen den letzten Inhalt der geschichtlichen Entwicklung in dem Fortschritt, der auf der gemeinsamen menschlichen Kulturarbeit beruhe. Diese aber werde am besten durch das vereinte und einander ergänzende Wirken von großen und kleinen Staaten geleistet, denn zur Lösung mancher Kulturaufgabe sei der kleine mehr befähigt als der große. Sie erwarten deshalb für den Kleinstaat, auch von einem höheren Rechtsanspruch aus, seitens der Großmacht in Ruhe und Frieden gelassen zu werden.

Die Geschichte erweist den Kern dieser Anschauungen als berechtigt. Die von wahrer Kultur erfüllte große Nation hat ihnen, wie wir sahen, seit langem schon Rechnung getragen und wird es weiterhin tun, sofern das kleine Volk seinerseits sich handelnd auf den Standpunkt stellt, daß seine besondere Stellung auch verdient sein will. Der hohe Stand der geschichtlichen Entwicklung verbietet heute mehr denn je der Großmacht, den kleinen Staat willkürlich in Unterordnung und Knechtschaft zu zwingen. Der Grundsatz der freien Einordnung soll statt dessen Anwendung finden. Der Großstaat, der gegen diese sittliche Pflicht verstößt, wird mit der Strafe zu rechnen haben, die sich auch im geschichtlichen Leben unausbleiblich aus der Schuld ergibt. Eine bedingungslose Bürgschaft für den kleinen Staat ist das freilich nicht. Daß der Großmacht schließlich doch das Recht zusteht, wenn es ihr eignes Lebensinteresse unerläßlich fordert, über das selbständige Dasein der Kleinherrschaft hinwegzuschreiten, ist mit Entschiedenheit zu betonen. Diese Schranke, an die die Mission des kleinen Staates gebunden bleibt, gehört zum Wesen der Geschichte, die den Starken liebt, in dessen Schoß eine größere Summe von Kulturfaktoren vereinigt ist. Und durch keinen anderen Richtspruch als den des geschichtlichen Rechts läßt sich das schwankende Verhältnis zwischen den Großen und Kleinen bestimmen. Anderseits erscheint der stete Wechsel staatlicher Zusammenfügung und Spaltung wie ein festes Gesetz in dem großen geschichtlichen Lebensprozeß. Ein absolutes Werturteil ist deshalb unmöglich und die Berechnung, die der schwedische Kleinstaatler Kjellén aufstellt, kann nicht grundsätzlich zurückgewiesen werden: daß an die Stelle des heutigen „Latifundienwesens im Staatensystem" in späterer Zeit vielleicht wieder „der politische Kleingrundbesitz" tritt.

Das aber sei zum Schluß ausgesprochen: In die Einbeziehung der Kleinen in den Geltungsbereich der Großen braucht durchaus nicht das Gewalttätige und Tötende zu treten, das die kleinstaatlichen Menschen befürchten. Die moderne Staatsidee ist versöhnlicher als die frühere. Sie will sich nicht mehr auf die einzelne Nation beschränken, sondern sucht über diese hinweg weitere Verbindungen. Im Sinne der sich formenden Riesenreiche will sie sich in vielgestaltigem Zusammenschluß schonend und erhaltend über eine Mehrzahl von Nationen erstrecken, mag auch der Kern des größeren Gebildes ein nationaler Großstaat sein. Ein solches Gemeinwesen kann organischer erwachsen als jene künstliche Verbindung kleiner Staaten, die man jetzt in der Not der Zeit erträumt, und es wird den Lebensinteressen des einbezogenen kleinen Volkes gerechter als jene Gemeinschaft, die aller natürlichen und geschichtlichen Voraussetzungen entbehrt und zum Schaden aller Glieder wirken würde. Freilich nicht alle Großmächte geben diese Gewähr. Und das ist vielleicht die bedeutungsvollste Erkenntnis, die der Weltkrieg schafft.

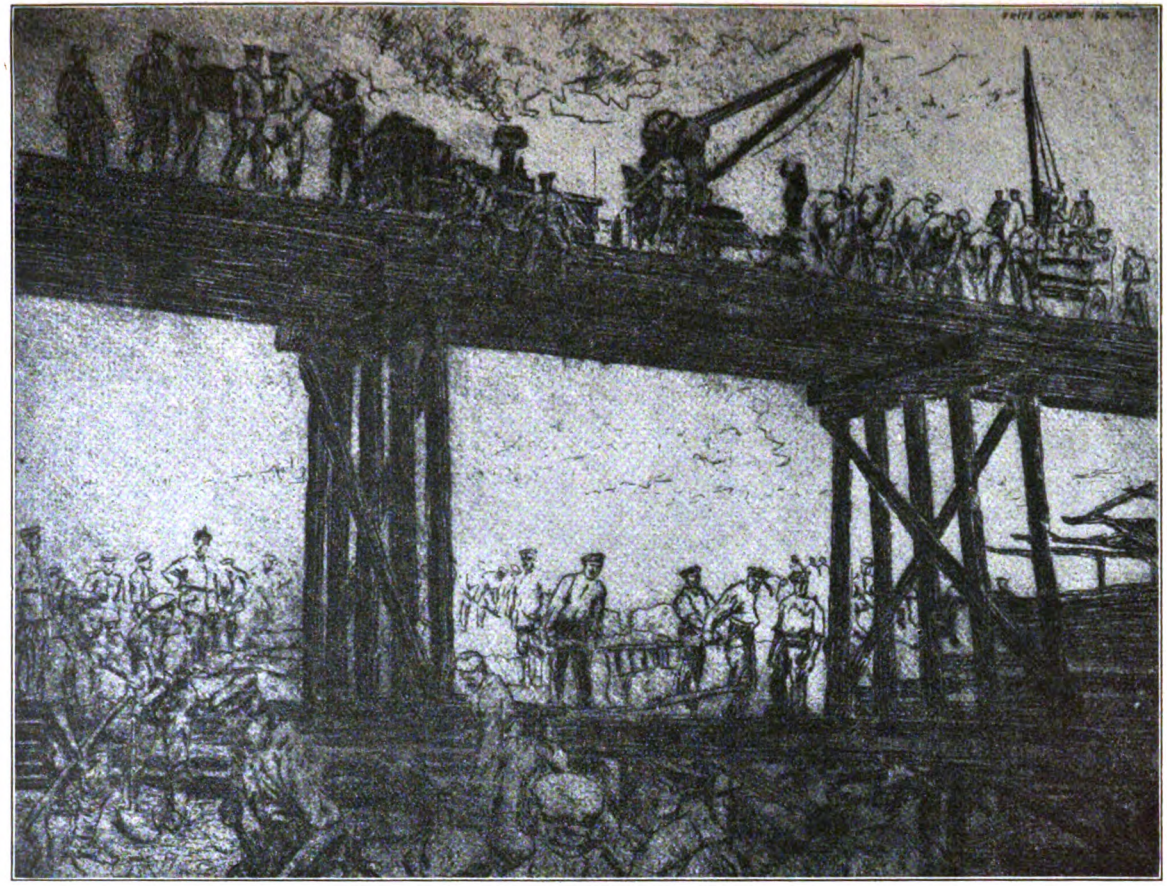
An Schillers Sterbelager

Sommer 1916

Wir haben an dem Bett gestanden
In dem einst Schillers Geist verhaucht,
Geflohn aus engen Lebensbanden,
Das schwache Staubhaus war verbraucht,
Und gassenwärts ein klingend Wehen,
Die Jungwehr singt zum Tor hinaus,
In hundertfachem Auferstehen
Zieht da sein Geist im Jugendbraus.

Otto Romberg

Digitized by Google



Pioniere. Radierung von Fritz Gärtner. Aus dessen „Fünfzig Radierungen aus der Kriegszeit"
(Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

Digitized by Google

Der Kuß. Von Hans Heinrich Ehrler

Weil Seltsames zu erzählen ist, so sei vorausgeschickt, daß das Erzählte sich in Wahrheit in einer süddeutschen Stadt begeben hat, aber trotzdem etwas von einem Zeichen und Gleichnis an sich zu haben scheint.

In den Sommertagen des Aufbruches unserer Heere stand neugierig auch ein junges, schönes Mädchen auf der Gasse und schaute dem ausgewechselten Triebwerk zu. Es war ein Bild jener holden, von einer edlen Mutter gepflegten Jungfräulichkeit, die noch nichts in ihrem Grund angerührt hat. Im weißen Kleid stand das dunkelblonde Morgenwesen an der Ecke, von der Sonne und frischen Winden in freundlichem Spiel gehalten.

Der hochbewegte Gang der Stunde ließ indes den kecken Versuch zu, daß plötzlich ein junger Feldsoldat aus der Menschenflut vor die helle Gestalt hin heraustauchte und ihr unversehens einen Kuß gab. Dieser galt wohl der betroffen zurückweichenden Wange, traf aber oben an der Brust die Mitte des kleinen, vorne spitzen Halsausschnittes. Die heftig Erschrockene sah in auffälligem Gegensatz zu solcher Kühnheit ein Paar auch beinahe in Schrecken geratene Augen, die vielleicht braun waren, und hörte von bittend durchwärmter Stimme etliche Worte der Entschuldigung. Dann war der Angreifer wieder verschwunden.

Sie griff mit der einen Hand rasch bedeckend nach der überfallenen Stelle, in der andern Hand hielt sie neben dem schwarzseidenen Beutel eine vorher nicht dagewesene rote Rose, die jetzt schier weggeworfen wurde, aber dennoch zögernd blieb. Die Mauerwand des Eckhauses war nicht weit zurück und bot Platz, sich daran zu lehnen. Eine Freundin kam wehend des Weges, staute ihre Eile und frug: „Was hast du denn, Elisabeth?“

Die Gefragte konnte nur weinen und ließ sich, wie von einem Unfall betäubt, heimbegleiten. Niemand, auch nicht die sonst in allem zur Vertrauten gemachte Mutter, erfuhr etwas von dem Vorfall.

Am nächsten Tag und fortan trug das Mädchen ein um den Hals geschlossenes Kleid. Die unscheinbare Änderung aber verwandelte dennoch die ganze Erscheinung. Mit dem geborgenen Fleck barg sich auch diese und zog die sprühende Lust des ungestörten Zustandes um ihre Ränder ein; über Nacht war aus dem Mädchen ein ernstes, zugefaltetes Fräulein geworden. Wer es sah, sagte, ohne zu wissen warum, auch seinen Namen anders, schwerer betont.

Fräulein Elisabeth stand darauf an, Krankenpflegerin draußen im Feld zu werden, bei diesem Wunsch auf das Vorbild ihrer edlen thüringischen Patronin verweisend; und seltsam sah zunächst niemand mehr die eben noch kindhafte Jugend oder fand sonst einen Einwand. Es war natürlich, daß die von dem Ereignis des Krieges Ergriffene ihren Weg ging; auch die Mutter gab nur eine zärtliche, leis stolze Befriedigung kund.

Erst der die samaritanischen Anwärterinnen auswählende Arzt traf kühlen Blickes den Mangel; er sagte, solch früher Eifer werde sonst genug Arbeit kriegen.

Und da geschah von neuem Überraschendes; als hätte das Wort des Kenners die Hülle jener inneren Abschließung wieder gelockert, wendete die Fortgewiesene sich den mancherlei äußeren Gelegenheitsdiensten der bedürftigen Zeit zu. Gleich einem Vogel war sie bald bei den Geldsammlerinnen, bald in den Armenstuben, bald in den Nähsälen, bald an den Truppenzügen mit der Kaffeekanne, bald in den Lazaretten unter freiwilligen Konzertgebern.

Von einem Drang der Allgegenwart getrieben wollte sich jede ihrer Stunden der allenthalben rufenden Not verschenken. Die ganze Stadt wurde ein Gehäus und Gangwerk ihrer Füße, denen nimmerruhende Schuhe anzuhaften schienen. Dennoch brachte die Willkommene jedem Ort und jeglichen Menschen eine Rast. Wo man sie kannte, wartete man fortan auf ihren Tritt und ihre Art, die Türklinke zu drücken; wo sie zum erstenmal erschien, wurden auch trübe Augen vor dem Begehrnis klar. Wohltat ging mit ihr aus und ein.

Einmal am Bahnhof winkten die abfahrenden Soldaten aus den Wagen noch der Trankspenderin zu; dabei stürzte der

Digitized by Google

Dankbarste auf den Bahnsteig hinunter. Wenige Tage nachher saß der Mann mit geschienten Armen unter den Zuhörern, als Elisabeth wieder den Verwundeten sang. Das ist ein Beispiel.

Der Sängerin zumal wuchs bald eine Glorie um das schon an sich scheinende Gesicht. Es war etwas gleich einem Wunder, wie die meist einfachen, oft gehörten Lieder von dem Mund der Achtzehnjährigen ausgingen, als hätte noch kein Mund vorher ihre Worte und Weise gesungen, als entdeckten die Horcher den bisher taubgebliebenen Sinn ihrer Schönheit und ihres Inhalts. Wurde es danach wieder still im Raum, dann frugen alle Augen: Du junges Mädchen, woher hast du das?

Diese begnadeten Reize wirkten denn auch aus den Vorgängen, die gehütet dahinter spielten.

Elisabeth hatte den Groll gegen den verwegenen Abenteuerer eher verloren, als die Scham es wahrhaben mochte, und sich ihm bald als demjenigen zugekehrt, der ihr Schicksal geworden war. Sie wurde das Geschöpf dieser absonderlich entzündeten Liebe. Wohl konnte die Vorstellung nicht nach deren Gegenstand greifen, und keiner der inneren Spiegel brachte es fertig, das vorübergeglittene Bild des Jünglings zu stellen. Vielleicht hatte er braune Augen...

Sie wußte nur, ein fremdes Wesen war über ihr Wesen gekommen und hatte davon Besitz genommen. Nichts, denn der Treff des Kusses blieb, der den geschreckten Körper bis durch die Seele hindurch schlug und auslieferte.

Ihre Gedanken und Gefühle mußten überallhin, zu suchen, und fanden nirgendhin. Sie waren in die weiserlose Kreuzung von tausend Wegen gestellt nach Schlachtfeldern hinaus; unter jedem Himmelsstrich konnte der Geliebte kämpfen, unter jedem Sternbild schlafen. Alle Gefahren der Ferne rundum umlegten ihn und kein Zeichen der Geängstigten kam nahe. Diese zitterte unter jeder besorglichen und hob sich unter jeder siegreichen Nachricht. Sie stand mitten inne, die argen Geschehnisse liefen wie in ein Gefäß auf ihren Platz zu. Die europäische Karte hing an der blauen Wand des Mädchenzimmers.

So geschah es, daß die Braut des Namenlosen auf rätselhafte Art etwas wurde, wie die Braut auch eines jeden der draußen stehenden Streiter und gleichsam das Sinnbild der Frauen, die ihrer einen fortgegeben hatten. Das Herz des Inbegriffs aller daheimgebliebenen Liebe war sie geworden. Manchmal verhielt die plötzlich Bewegte es nicht, auf der Straße einem Urlauber die Hand zu geben, dann aber, selber betreten, nur nach Gleichgültigem zu fragen oder eine Blume zu schenken. Auch ließ sie sich von Freundinnen über deren Verlobte erzählen und Briefe zeigen, stille, unbestimmte Vergleiche zwischen das Vernommene webend.

Der Quell solcher schier zauberhaften Wandlung war der von dem Fremdling berührte Fleck auf ihrer Brust, den seither kein Auge mehr gesehen hatte. Es hing jetzt über dem Kleid an der Stelle eine kleine Goldkapsel, nur mit einem Rosenblatt darin. Nachts lag die rechte Hand dort im Schlaf und legte sich des Tages dorthin bei einer Überraschung, bei einem inständigen Wort, auch wenn etwa die Sängerin dem Beifall ihrer Zuhörer dankte. Aus diesen unwillkürlichen Angewöhnungen wäre gewiß dreist zu schließen, daß alle Regungen der Gefühle und alle Flüsse des Blutes durch die empfindsamen Filter gingen; man dürfte indes nicht eindringlicher fragen, wieviel verwundenen Rückstandes und Wirrsales dahinter liegen blieb. Denn das Hervorkommende strahlte.

Eines Morgens — etwa anderthalb Jahre nach dem Kriegsbeginn — kam Elisabeth schwarz angezogen zu der Mutter herab, erzählte ihre Geschichte und sagte, ihr Anvertrauter sei gefallen. Dann öffnete sie das Kleid, ein rotes Mal zeigend, das in der Nacht entstanden war. Abends ging sie wieder, zu singen.

Bald darauf offenbarte sich, daß das von einem so merkwürdigen Geschick heimgesuchte Frauenwesen an den Erlebnissen mehr und mehr von seinem irdischen Gewicht verlor, dünnwandig wurde und sich versehrte. In den Tagen der Sommeschlacht fing die Hinfällige an, über ein Opfer zu sprechen, das ihr zu bringen aufgetragen sei. Dann starb sie und wurde mit dem roten Mal auf der reinen, weißen Brust begraben.

Digitized by Google

Der neue Tod

Was war der Tod noch vor drei Jahren?
Er griff nach dem, was krank und alt.
Wir weinten an den Trauerbahren,
Bestürzt ob seiner Allgewalt.
Auch wenn wir ihn seit vielen Wochen
Anschleichen sahn an unser Haus,
Es war uns, wenn er eingebrochen,
Als löschten Sonn' und Sterne aus.

Wir betteten den Trautgenossen
In blüh'nde Rosen weich und dicht
Und blickten, bis der Sarg verschlossen,
In das entseelte Angesicht.
Wir streichelten die kalten Hände,
Versonnen über sie gebückt,
Gedenkend mancher lieben Spende,
Mit der sie lebend uns beglückt.

Dann ging es unter Glockenklingen,
Gesang, Musik und schwarzem Flor
Ans festliche Zubettebringen
Im Gärtlein hinterm Kirchenchor.
Da hing der Blick am Totenschreine
Mit letztem Lebewohl und Dank,
Bis daß er aus dem Sonnenscheine
Im Heimatsboden untersank.

Das war der Tod noch vor drei Jahren.
Und doch, wie lange scheint es her!
Heut stirbt der Mann in hellen Scharen
In Feld und Feuer, Luft und Meer.
Es ist ein schwärmendes Verhauchen
In Sturz und Eile, Sturm und Schwung,
Ein abschiedloses Untertauchen
Im Blauen der Erinnerung.

Altmodisch klagt aus Turmgerüsten
Des Zügenglöckleins Vorweltklang.
Wer jung ist, stirbt an fernen Küsten
In Taumel und in Tatendrang.
Des Kämpfers Augen zuzudrücken,
Besorgt ein Kamerad der Not,
Sein Grab mit Rosen auszuschmücken,
Das übernimmt das Abendrot.

Oft lange nach der Sterbestunde,
Behutsam, wie ein Echo spricht,
Kommt in das Heimatland die Kunde:
»Auf den und jenen wartet nicht!
Er starb den neuen Tod im Weiten,
Der euch des Anblicks Qual erspart,
Den Tod der großen Aufgangszeiten,
Der Zukunft schafft aus Gegenwart.«

Johann Friedrich

Digitized by Google

Straßentypen in Konstantinopel

Malerwanderungen zur Front auf Gallipoli

Erinnerungsblätter von Georg Wagenführ

„Bedaure sehr, der Zug geht nicht weiter!“ erwiderte mir höflich auf dem Wiener Nordwestbahnhof der Beamte.

„Erlauben Sie, bitte — — —“

„Bedauere sehr, ich weiß gar nichts!“

„Ich auch nicht!“ ergänzte noch ein zweiter Bahnbeflissener.

Endlich gelang es mir, meine Reise vom Staatsbahnhof nach Konstantinopel weiter fortzusetzen. Wachsame Augen in Gestalt eines k. ungarischen Feldwebels nebst zwei bajonettierten Gehilfen beobachteten ständig sämtliche Abteile des Zuges, und bald hatten sie entdeckt, daß ich der Spionage verdächtig war, da ich mich hier mitten im Ungarlande mit meinem harmlosen Gegenüber gedämpften Tons deutsch unterhielt. Unter Bedeckung führte man mich in ein geschlossenes Abteil. Eingehendste Untersuchung aller Empfehlungsschreiben, aller Papiere und des Passes halfen nichts. Das Auge des Gesetzes wacht schärfer. Das Gepäck mußte jetzt herhalten, und erst nachdem Koffer, Bücher, Kasten und Kisten und ich nochmals auf Herz und Nieren geprüft waren, folgten tausend Entschuldigungen und meinerseits freundliche Mine zum bösen Spiel.

Mein Gegenüber war verschwunden, wohin? weiß ich heute noch nicht.

„Bedaure sehr, der Zug geht nicht weiter,“ dröhnte es wiederum über den Bahnsteig. Rumäniens Grenze war gesperrt und wir waren genötigt, in Kronstadt, Siebenbürgens malerischer Hauptstadt, dessen Straßen heute vom Tritt rumänischer Soldaten widerhallen, der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Nach zwölf Tagen der Ungeduld, Ratlosigkeit und Verzweiflung, der endlosen Fragen, der peinlichsten Verhöre und Untersuchungen fauchten wir endlich durch Rumänien und Bulgarien unserem Ziele zu. Nach dreizehntägiger Fahrt grüßten uns die von südlicher Morgensonne übergossenen alten Mauern von Konstantinopel.

Wie weit spannt die Phantasie ihre Flügel aus bei dem Namen „Konstantinopel“! Und in der Tat, unbeschreiblich ist dieses aus Land und Meer, aus Natur und Architektur, aus Farbe und Leben gewobene Schönheitswunder, um das sich zärtlich die Sonne wie eine Woge des Leuchtens schmiegt. Malerisch an Hügel hingebettet, ergießt diese herrliche Stadt ihr Häusermeer über zwei Weltteile. Zwei Weltanschauungen stehen sich hier gegenüber: die alte islamitische, durch keine Zeiteinflüsse getrübte, und neuzeitliches, in allen Variationen schillerndes Kulturleben: Stambul und Pera.

Digitized by Google

Gleichsam wie eine schützende Wacht, die mit eiserner Faust dieses alte Stambul zusammenhält, krönt seine höchste Erhebung der große Bau des Kriegsministeriums. Dort ist das Reich Enver Paschas, des Generalissimus, dort waltet die deutsche Militärmission. Zu ihr lenke ich zuerst meine Schritte. Im Lichthof lege ich ab, ein Schuhputzer sorgt schnell noch für äußeren Glanz, während ein Muezzin von der Galerie zum Mittagsgebet einladet. Von dem stets liebenswürdigen, hilfs- und auskunftsbereiten Adjutanten der Mission erfahre ich, wie und unter welchen Umständen sich eine Malerfahrt an die Front gestalten wird.

Die Verhältnisse sind hier in jeder Beziehung viel schwieriger als im Ost und West, und da „draußen" absolut nichts zu haben ist, wie eindringlichst betont wird, drückte man mir einen Zettel in die Hand, der alle nötigen Bedürfnisse enthielt, die zu besorgen jedes einzelnen Pflicht sei.

Meine Augen schweifen über die Fülle des Gewünschten hin, und da neben dem Feldbett, der dazugehörigen Matratze, den Kamelhaardecken, Moskitonetz und Bettvorleger, den Waschutensilien eine so reiche Zahl anderer unbedingt notwendiger Gebrauchsgegenstände aufgemerkt war wie: Petroleumofen und -kocher, eine Laterne mit Lichten, Handwerkszeug, wasserdichte Pferdedecke und Halfter, Konserven, Medikamente usw. usw., so konnte erst in tagelangen Einkäufen die Ausrüstung zusammengestellt werden. Mit höchster Spannung wird dann der Tag der Abreise erwartet. Eine Spannung, die genährt wurde durch das Bewußtsein: Hannibal ad portas.

Das Ringen draußen auf Gallipoli warf auch seine Schatten auf diese Lichtstadt, über deren Straßen und Plätze die Autos des Roten Halbmonds unbekümmert des Menschengewirrs rasten, über deren Brücken die Trupps der gefangenen Engländer gleichmütig dahinzogen, um irgendwo friedliche Arbeit zu leisten.

Die Abfahrtsstunde nahte!

Zwei Wege führen zu den Kampfplätzen Gallipolis. Über Usum-Köprü, mit der Bahn und zu Wagen der eine, durch das Marmarameer auf Torpedobooten und Schleppern der zweite.

Usum-Köprü ist eine Bahnhaltestelle zwischen Konstantinopel und Adrianopel

Offiziers-Unterstände auf Gallipoli

Digitized by Google

Im Trinkertal auf Gallipoli, dem Quartier der Südarmee

Digitized by Google

Kamele beim Mahl

und Durchgangsstation all der Truppen und schweren Geschütze, die in mehreren Tagemärschen zur Front gebracht werden.

Der zweite Weg ist nur wenigen beschieden, das Panorama, das man durchfährt, unendlich reich an malerischen Eindrücken. Immer wechseln die Bilder, und die Geschichte der historischen Gestade des Hellespont können wir fast durch vier Jahrtausende in den uns allen geläufigen klassischen Geschichtszeugnissen verfolgen.

Ein emsiges Leben und Treiben am Kai in Galata leitet jeden Transport für die Dardanellen ein. Mahonen, in der Art unserer Oderkähne, und Schlepper werden befrachtet und große Gepäckstücke auf Kanonenbooten verstaut. Jetzt, endlich, geht's hinaus! Die Schlepper, die Mahonen ziehen durch das tiefe Blau ihre Linien, und wie Delphine auf hoher See den Kiel der Schiffe umspielen, so ziehen hier Torpedoboote ihre Kreise. Sie sind auf der Wacht, denn manches feindliche U-Boot sucht unter diesen Transporten sein Opfer.

Das vom Gold der Sonne übergossene Panorama von Galata und Pera liegt hinter uns. Nun gleitet Stambul an uns vorüber. Seine Moscheen und Minaretts, seine öffentlichen Gebäude und grünen Anlagen grüßen noch einmal herüber. Drüben auf asiatischer Seite flutet das malerische Scutari von der Höhe herab, die gekrönt wird von den alten Zypressen des berühmten Friedhofs. Jetzt folgt Haidar-Pascha, der Ausgangspunkt der anatolischen Bahn, die einst die letzte Wegstrecke Helgoland — Persischer Golf bilden wird. Wuchtig liegt droben ein mächtiger Bau; es ist die größte Kaserne der Welt.

Die Vororte Stambuls lenken bald unsere Aufmerksamkeit auf sich und verraten durch hochragende Schornsteine ihre Regsamkeit. Da winken auch die lichten Häuserreihen San Stefanos, des beliebten Sommerwohnortes.

Wir gleiten ins Marmarameer. Auf Asiens Seite schimmert über die Vorberge hinweg der duftige Kamm des phrygischen Olymp. Hinter uns lassen wir die Marmara-Inseln liegen, die mit ihren Marmorbrüchen schon das alte Byzanz, ja wohl auch Troja versorgt haben dürften.

Die Nacht steigt hernieder, und das bleiche Licht des Mondes umspinnt märchenhaft Küste und Meer. Alles scheint

Türkischer Fußartillerist

Digitized by Google

friedlich und ruhig, daß man sich immer wieder mit Gewalt in die rauhe Wirklichkeit versetzen muß. Ich gebe mich ganz dem zauberhaften Bild hin, das nur gestört wird durch den gleichmäßigen Schritt der Wache, die scharfen Ausguck hält.

Ein leises Flüstern dringt zu mir und ich bemerke die dunkle Gestalt eines Kriegers, der die Knie beugt und betet:

„Lob sei Allah, dem Weltenherr,
Dem Erbarmer, dem Barmherzigen,
Dem König am Tag des Gerichts!
Dir dienen wir und zu dir rufen um Hilfe wir.
Leite uns den rechten Pfad!
Den Pfad derer, denen du gnädig bist,
Nicht derer, denen du zürnst, und nicht der Irrenden!“ — —

In einer geräumigen Kabine, die ich mit einem befreundeten Oberleutnant teile, schlafe ich dem dämmernden Morgen entgegen.

Im Frühnebel passieren wir Gallipoli, eine Stadt von fünfzehntausend Einwohnern, die der Halbinsel den Namen gegeben. Nun umspülen uns die Wellen der Dardanellen, die hier ihren Anfang nehmen und sich in einer Länge von 60 km und einer Breite von $1^1/_4$ bis $7^1/_2$ km bis zum Einfluß ins Ägäische Meer hinziehen.

Mühle auf Gallipoli

Auf dem Wogenband der Dardanellen gleiten wir vorüber an wechselnden Bildern von berauschender Farbenpracht an dem unsterblichen, mit der Blüte von vier Jahrtausenden getränkten Schlachtboden, auf welchem unzählige Völkerkriege ausgekämpft wurden seit prähistorischer Zeit bis zu Englands tollkühnem Unterfangen. In weiter Ferne schwimmt der Kamm des phrygischen Olymp im zartesten Duft, und gleich ziseliertem Silber schimmert aus indigoblauem Gewoge der beschneite Gipfel des Götterberges Ida.

In der Mittagsglut wird an Asiens Gestaden haltgemacht. Im Hafen von Bergas werden Schlepper und Mahonen verankert. Vorsicht ist geboten. Vom Ägäischen Meer jagen die Engländer ihre 35- und 38-cm-Geschosse über die Halbinsel auf die Buchten an den Dardanellen. So ist man gezwungen, des Nachts auf diesen Landungsplätzen die Ladungen zu löschen, die an Asiens Küsten weit vom Schuß liegen.

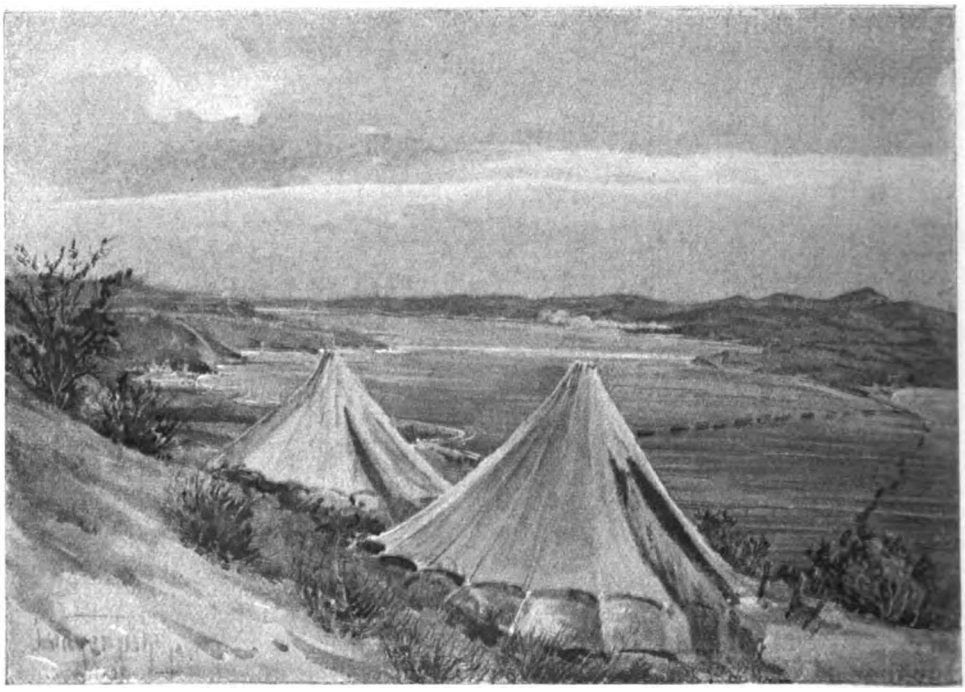
Mit wachsender Spannung betrete ich den Boden von Gallipoli. Die Bucht von Akbasch nimmt mich auf. Hier dehnt sich das Lager der letzten Etappe vor der Front, hier ist der Stapelplatz für den Nachschub

Digitized by Google

von Proviant, Munition und all den Dingen, die ein Heer täglich benötigt. Von hier aus strahlen die Wagen-, Pferde-, Maultier-, Ochsen- und Kamelkolonnen aus. Sie ziehen sich durch die breiten Täler und sanft geschwellten Kalkhügel auf den neuen, breiten Straßen der Halbinsel bis zu den Fronten hin, um diese aktions- und lebensfähig zu halten. Einem großen Ameisenhaufen gleicht das Leben und Treiben auf diesem Lagerplatz. Man ist gerade dabei, ein großes Geschützrohr von einer gewaltigen Fähre aufs Land zu bringen. Dicke Balken bilden die Brücke, und Hunderte von Händen halten zu beiden Seiten mit starken Tauen das Gleichgewicht des Kolosses, der mit seiner Schwere Fähre, Balken und Menschen zu erdrücken droht. „Jawasch, jawasch“ (Ruhe, Ruhe)! Und langsam, lautlos gleitet die stählerne Wucht auf den knirschenden Sand.

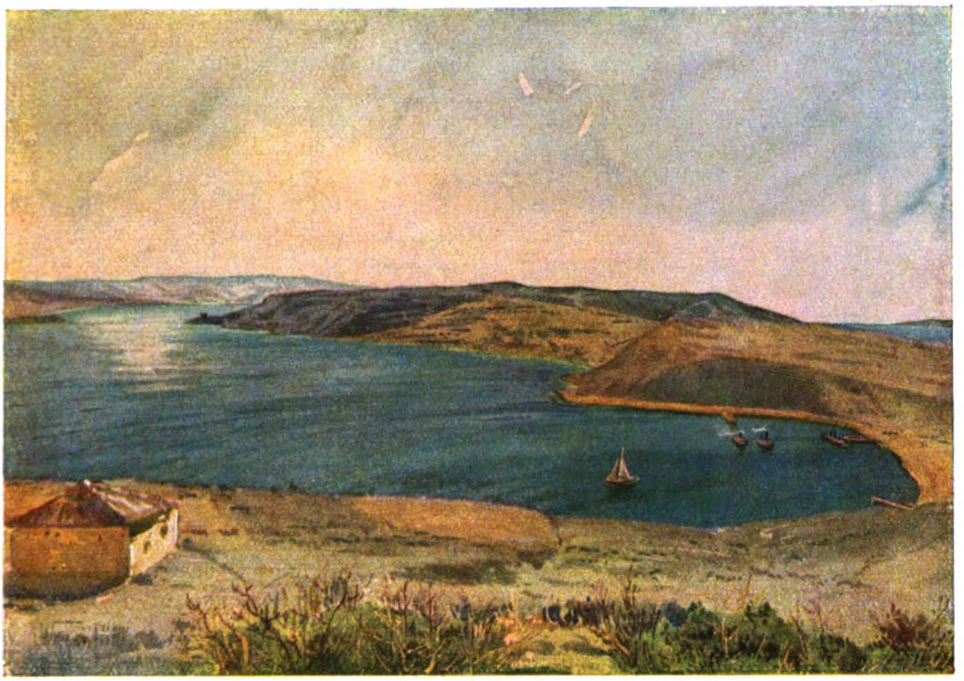
Dort liegen Hunderte von Kamelen und harren geduldig der Last, die auf ihren Rücken festgebunden wird. Es sind meist Getreidesäcke oder Kisten mit Munition. Schwankenden Schrittes, zu fünf bis acht mit Stricken verbunden, folgen sie nacheinander willig einem kleinen Esel in allen seinen Launen, um ihre schwere Bürde an eine der drei Fronten zu bringen. Maultiere scheinen mit ihnen zu wetteifern; sie ziehen die langen, schweren Baumstämme nach sich, die, aus Anatoliens reichen Baumbeständen herübergeholt, den Schützengräben und Unterständen zugeführt werden. Hunderte von Armierungssoldaten, von Lastträgern laden ab, laden auf, schleppen Ballen, Kästen, Kisten und Säcke, rennen und hasten, da — — „Teiora gelior!“ (feindliche Flieger kommen!) ertönt's von der Höhe, und eine Glocke läutet Sturm. Wie vom Winde verweht, liegt plötzlich menschenleer die Bucht da. Die bombensicheren Unterstände, in das Kalkgestein der Uferfelsen gehauen, verschlingen den großen Schwarm der Flüchtenden. Mit spannender Aufmerksamkeit erblicke ich sechs feindliche Flieger, die in rasender Eile, vom offenen Meere kommend, einem gemeinsamen Ziele zustreben. Unheildrohend, unbekümmert der Schrapnells, die als weiße Lämmerwölkchen um sie herumzuspielen scheinen, nähern sie sich und streuen Tod und Verderben aus.

Da fällt auch schon ein blitzender Funke. Zerrissene, schründige, lechzende Erde, das



Blick von Kilia-Tepe auf die innere Dardanellenstraße

Digitized by Google



Blick von Kilia-Tepe auf die äußeren Dardanellen

zackige Gemäuer eines zerstörten Dorfes erzittert vom donnernden Krachen. Ein zweiter Wurf dort, ein dritter hier — haushoch spritzt die schäumende Gischt der Dardanellen — da, der Atem will mir stocken, stürzt sich pfeilschnell einer unserer wackeren Flieger hinein in die wilde Jagd, in die feindlichen Mordgesellen. Verwirrung und Entsetzen treibt sie auseinander. Sie jagen davon wie von Furien gepeitscht, doch der „Falke" fordert sein Opfer und schnellt mit unerhörter Kühnheit auf den Gegner, der ihm zu entfliehen sucht. Er stellt ihn. Da — ein kurzes Geknatter, ein wohlgezielter Schuß — und die Reste eines englischen Doppeldeckers treiben in den Fluten des Ägäischen Meeres.

„Flieger außer Sicht!" ruft droben die Glocke. Neues Leben durchflutet die Bucht.

Der Wagen, der mich ins Armee-Oberkommando bringen soll, steht bereit, und bald entführen mich diesem lebhaften Treiben die flinken Anatolier. Die Augen schmerzen vom blendenden Weiß der Straßen, die durch eiserne Tatkraft und rastlose Arbeit durch Marschall Liman von Sanders aus dem Chaos und Nichts geschaffen.

Die Halbinsel Gallipoli macht, trotzdem die Höhen 350 m nicht übersteigen, einen stark bergigen, fast alpinen Eindruck. Einige verlorene Nadel- und Olivenbäume lassen auf einstigen reichen Baumbestand schließen. Jetzt bedeckt nur niedriges Gestrüpp, eine Art Eiche, die schroffen und scharfen Formationen. Der Boden ist hart und felsig, die Täler voll Geröll. Nur Saumpfade bildeten die Verbindung der griechischen Ansiedelungen, die zu Beginn des Krieges auf Veranlassung der Heeresverwaltung geräumt wurden. Überall aber wurden Wege angelegt und Straßen gebaut, die über die ganze Halbinsel weg den Fronten zustreben. Nicht nur taktische Gründe geboten die Notwendigkeit, nein, auch der Zuzug von Reserven, der geordnete Nachschub von Verpflegung und Munition, der Abtransport von Verwundeten wurde dadurch gewährleistet.

Eifrig ist man noch tätig, um diese Kunststraßen der Vollendung nahezubringen. Da stehen sie denn, die malerischen Gestalten der Arbeitssoldaten mit ihren Karren, Schippen und Steinklopfern. Es sind nicht muselmanische Untertanen der Türkei; Armenier, Griechen, Juden, deren Einstellung in die vordersten Linien

Digitized by Google

nach den Erfahrungen des Balkankrieges sich nicht als zweckentsprechend erwies. Jeder einzelne von ihnen ist ein Gedicht in seiner bunten Hülle, die die Reste irgendeines verschlissenen, undefinierbaren Gewandes ahnen läßt, und deren Farbenharmonie in Gemeinschaft des dunklen, von der Sonne gebräunten Fleischtones das Auge des Malers stets von neuem entzücken. Die Arbeit scheint sie nicht zu beflügeln; und dennoch ruhen sie meist von ihr aus. Ein Klarinettenbläser macht vor einer Gruppe halt. Er entlockt seinem Instrument klagende Töne, die ein begleitender Paukenschläger noch eindringlichst unterstreicht. Mit einem Stückchen Brot und etwas Salz wird der Kunstgenuß quittiert.

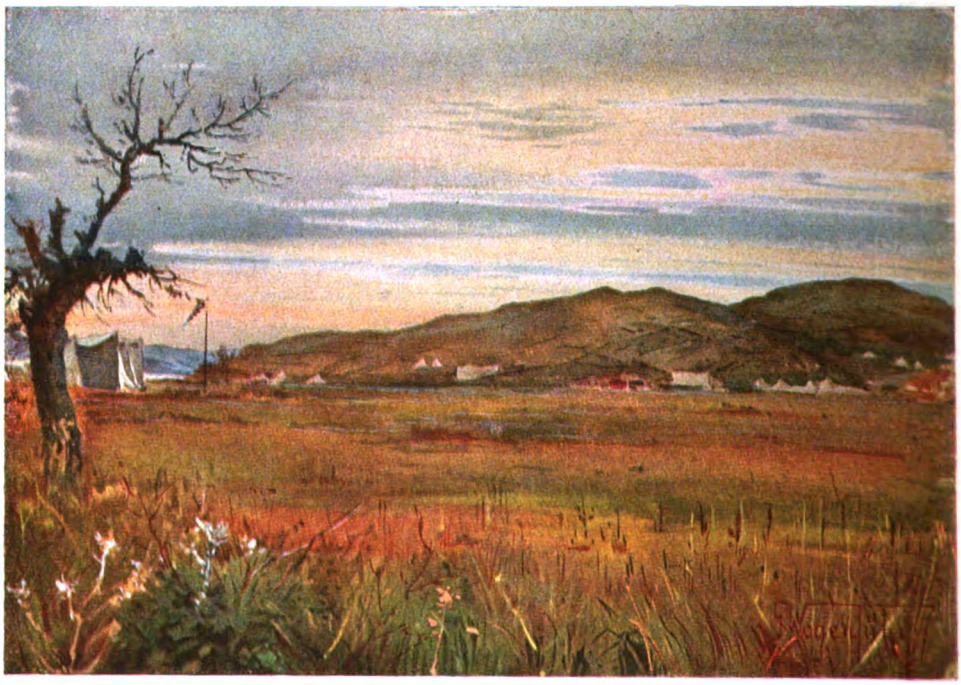
Was staut sich dort an einer leuchtenden weißen Mauer? Ein Brunnen ist's!

Ein immer wechselndes Bild flutet vom frühen Morgen bis zur sinkenden Sonne an ihm vorüber: Reiter steigen ab und tränken ihre Pferde, die Arabatschi (Wagenführer) lenken ihre munteren Anatolier zum erfrischenden Naß, und Maultiere, Esel, Kamele tauchen ihre geblähten Nüstern tief in den fließenden Sprudel. Soldaten rasten, waschen sich und ihre Linnen, und Wasserträger füllen Kannen und Fässer, um Unterständen, Lagerplätzen, Feldküchen und Lazaretten den erfrischenden Lebenstrunk zuzuführen.

Jetzt noch eine Berghöhe, und vor dem Armee-Oberkommando hält unser Wagen.

Unsichtbar den Blicken liegt das große Lager der deutschen Offiziere sowohl wie das des benachbarten türkischen Generalstabes in einem mit Nadelholz bestandenem Tal. Gute Kameradschaft wird hüben und drüben gehalten, und die geschäftlichen Fäden ziehen sich, wie der Dienst es fordert, von Zelt zu Zelt, die den Blicken der feindlichen Flieger nicht nur durch das Grün der Bäume, sondern auch durch Gesträuch und Zweige entzogen sind. Doch da Vorsicht nie schadet, hatte man der Fliegerbomben und etwaiger Beschießung wegen in verschiedenen Zelten eine Art unterirdischer Höhle angelegt, in die man im geeigneten Falle flüchtet, die aber auch auf einen vorzüglichen Weinkeller schließen lassen könnte, wenn — — ja wenn — —!

„Sieh da, der Maler!" Freundlichster Händedruck empfängt mich, und der allezeit unermüdliche, umsichtige und liebens-



Im Sernotal bei Galata

Digitized by Google

Das Dorf Kumkoy (Sanddorf)

würdige Kommandant des Lagers, Oberstleutnant von Freſe, bringt mich in einem großen Zelt unter, das ich, leider nur kurze Zeit, mit dem ſchwediſchen Schriftſteller, Grafen Mörner, teile. Wiederauftretende Malaria, die er ſich an der Südſee geholt, und neue Krankheitserſcheinungen zwingen ihn bald ſchon im deutſchen Krankenhaus zu Konſtantinopel Geneſung zu ſuchen.

Inzwiſchen iſt nun auch Exzellenz Liman heimgekehrt. Meiſt ſchon vor Morgengrauen begibt er ſich an die Front, begleitet von ſeinem Adjutanten und einem türkiſchen Rittmeiſter, der, vorzüglich deutſch ſprechend, zum Dolmetſch ſeiner Befehle wird. Ich laſſe mich bei ihm melden.

Das Gefühl überkommt mich, einem Manne gegenüberzuſtehen, den das unbegrenzte Vertrauen ſeines oberſten Kriegsherrn auf dieſen ganz beſonders bedeutungsvollen Poſten geſtellt, deſſen Taten und Erfolge für immer der Weltgeſchichte angehören werden, und deſſen ganzes Weſen ſeinen felſenfeſten Entſchluß zum endgültigen Siegen ausſtrömt. Seine Offiziere und Soldaten hat er mit ſich fortgeriſſen, und ſein eiſerner Wille führte ſie ſiegreich zur völligen Vernichtung der Feinde. Außerordentlich herzlich heißt mich der Marſchall willkommen, und in liebenswürdigſter Weiſe gewährt er mir für die ganze Front ſowohl wie für meine Tätigkeit hinter ihr Bewegungsfreiheit und Unterſtützung.

Das Leben im Armee-Oberkommando iſt rege und reich an Abwechſlung. Gäſte kommen und gehen und immer neue Erſcheinungen tauchen für längere oder kürzere Zeit auf, Befehle entgegennehmend oder an oberſter Stelle Bericht zu erſtatten.

Nach des Tages Müh' und Arbeit trifft ſich dann alles im neu erſtandenen Kaſino. Allgemeine Intereſſen und perſönliche Erlebniſſe werden ausgetauſcht und würzen manche Stunde der ernſten Zeit, an die der immerwährende Donner mahnt, der von den ſchweren engliſchen Schiffsgeſchützen herüberrollt. Freudig begrüßt man dabei ſtets die elegante Erſcheinung des General Greßmann, der ſich auch im Weſten hervorragende Verdienſte erworben, den Helden der Dardanellen, Oberſt Wehrle, den ſtets heiteren und verdienſtvollen Adjutant der V. Armee, Major Prigge. Auch Graf Carmer, immer von gleichmäßiger Liebenswürdigkeit, erſcheint, wenn es ſeine eifrige Tätigkeit geſtattet, gern an der Tafel, über

Digitized by Google

deren Güte das Auge des auch hier bewährten Lagerkommandanten wacht.

Mustapha und Achmed, einfache türkische Soldaten, üben die Würde einer Ordonnanz, doch unverständlich bleibt ihnen, daß wir uns beim Essen eines Löffels bedienen, ja sogar Messer und Gabel gebrauchen. Mustapha ist auch Haarkünstler und Barbier in seinen Mußestunden. Wenn er zunächst mal einem der höheren Offiziere, der sich ihm anvertraute, in eifrigster Gewissenhaftigkeit seine Finger in den Mund steckte, um ihn à la Turka „über den Löffel" zu barbieren, so nahm er in der Folge auch hier europäische Sitten und Gewohnheiten an und wurde bald ein würdiger Vertreter Habys in Berlin W. Seine Kundschaft reichte bis zur höchsten Charge hinauf. —

Armierungstruppen bei der Arbeit

Ein Chor gefiederter Sänger weckte mich stets am dämmernden Morgen, und eifrig nützte auch ich den Tag, um alles Malerische der näheren und weiteren Umgebung im Bilde festzuhalten. Stets stand mir da zur Verfügung ein gesattelter Anatolier, im Lager das „Malerpferd" benannt, lammfromm und willig, und ein Subari (bewaffneter Kavallerist), wachte dabei über meine persönliche Sicherheit.

Die Reize der Natur auf dieser eigenartigen Halbinsel versuchte ich auf die Leinwand zu bannen. Das farbige Bild, das Straße und Täler belebte, an Brunnen und Flüssen sich regte, unter alten schattigen Bäumen groteske Silhouetten formte, das Leben und Treiben hinter der Front, den Lagerplätzen für Menschen und Tiere ließ mich nicht rasten, und wie oft wünschte auch ich zum Augenblick zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön!" —

Nun zu den nahen Lazaretten der Nordgruppe! Sie werden das Ziel meines Studiums und Bewunderung und Hochachtung entlocken mir Lage und Einrichtung. An luftige, geschützte und sonnige Höhen angelehnt liegen die Zelte der drei Abteilungen: die innerlich Kranken, die chirurgisch zu Behandelnden und die Leichtverwundeten. Türkische und deutsche Ärzte in Gemeinschaft der türkischen Wärter üben hier die schweren Pflichten der Nächstenliebe.

In den Fels gehauen führen breite Stufen hinauf, und ein wundervoller Blick auf Täler und Höhen, auf die Dardanellen und Asiens Küste lohnt schon allein den Besuch. Die langen, luftigen Zelte, im Winter Baracken, sind blitzsauber, und freundlich nicken blühende Blumen hinein zu diesen armen Leuten mit ihren treuen, zuverlässigen, unbestechlichen Gesichtern. Nie hört man lautes Sprechen oder einen Streit. Ja selbst der Schwerleidende unterdrückt heroisch Schmerzensäußerungen. Allah schuf ihm das Leid, Allah sei gelobt!

Größere Bewegungsfreiheit genießen die „Leichtverwundeten", damals ungefähr fünfzehnhundert an der Zahl. Langgestreckte Laubhütten schützen ihren Schlaf, und der schönste Speisesaal der Welt nimmt sie bei ihren Mahlzeiten auf. Im breiten Tale liegt er, umgeben von einem herrlichen Panorama, durchflutet von Licht und Luft. Zweimal täglich strömen sie da zusammen, und je zu acht, auf dem Boden kauernd, in einem von Staket eingefaßten Kreise vereinigt, in der Mitte die flache,

Digitized by Google

Zur Zeit des Wasserholens an einem Brunnen auf Gallipoli

Digitized by Google

Brunnen bei Akbesch

runde Schüssel, verzehren sie ihr bescheidenes Mahl. Kein Laut stört ihre Andacht, kein Ruf ertönt.

Im blauen Äther über ihren Häuptern zieht der Adler seine Kreise. Adlergleich stieg auch das Flugzeug in die Höhe, das mir einen unvergeßlichen Anblick des Landes und des Meeres bereitete. Hier im Gedränge überfüllter Straßen fühlte ich mich kaum so sicher als auf der deutschen Flugmaschine in der Führung eines deutschen Fliegers.

Steil fuhren wir gen Himmel über die Halbinsel in ihren großen ruhigen Linien hinweg. Wie winzig klein erscheinen all die Punkte da unten, zu denen wir nicht gehörten, die kleinen Spielhäuschen, in denen Menschen lebten! Die Maschine steigt und hebt uns höher in die flimmernde Wärme der Sonne. In der Weite vermählt sich das Meer mit dem Duft des Äthers, doch unter uns liegt der Spiegel des Marmarameeres, das Seidenband der Dardanellen. Immer näher rücken die Ufer Europas und Asiens zusammen, machen aus dem Meer einen See, aus dem See einen Teich, aus dem Teich einen Tümpel. Doch als ob flüssiges Gold darüber gegossen, so glitzert und gleißt es in der Sonnenpracht.

Endlich war die Zeit gekommen, wo ich meine Tätigkeit an die Front selbst verlegte, an die drei Kampfplätze Anafarta mit der Suvlabucht und den Salzseen im Norden, in der Mitte Ari Burnu mit dem vorspringenden Kaba Tepe, und die Südspitze mit Sed-ul-Bachr, Kap Helles und der Mortobucht. Hoch zu Roß, zu Auto oder auf dem Gallipoli-Wagen, einem hinten geschlossenen zylinderartigen Gefährt, wurde eine solche Ausreise angetreten, das Feldbett mit allem Zubehör, Konserven, Getränke, ein Koffer für die täglichen Bedürfnisse waren darin verstaut.

Meist in frühester Morgenstunde brechen wir auf. Herrlich geht die Sonne auf und prächtig klar und durchsichtig ist die Luft, die von ferne lebhaftes Artilleriefeuer zu uns herüberträgt. Der Arabatschi fährt uns über eine Höhe. Der Blick weitet sich und grüßt in der Ferne das blaue Meer, aus dem sich die schroffen Felsmassen der Inseln Imbros und Samothrake erheben. Mehrere tiefe Täler durchfahren wir. Zahlreiche Schaf- und Rinderherden weiden dort. An zerstörten Dörfern geht's vor-

Digitized by Google

über, aus deren klagenden Ruinen die schlanken Minaretts in strahlendem Weiß in den blauen Himmel hineinragen.

Wegweiser, die neben türkischen auch oft deutsche Inschrift tragen, zeigen uns weiter den Weg, der jetzt gekreuzt wird von einem Trupp verwundeter Soldaten, die die Front zurückgibt. Da, ein anderer Trupp! Kräftige Soldatengestalten, gut ausgerüstet, Entschlossenheit auf ihren ernsten, dunklen Gesichtern, streben der Front zu. Keine frohe Weise erklingt, kein Lied begleitet ihren Marsch. Der türkische Soldat kennt nicht den schönen, meist sentimentalen Gesang unserer Leute, der auf Märschen und Wanderungen erklingt, nicht das: „Gloria, Viktoria", die eisernen Klänge eines strammen Soldatenschrittes. Erst in allerjüngster Zeit wird der Gleichtakt des türkischen Soldatenmarsches durch Lieder belebt, deren eigenartige Weisen die Heimat besingen oder den Mut zur Vernichtung des Feindes anspornen sollen.

An einem sprudelnden Borne, dem Essadbrunnen, wird haltgemacht, die Pferde werden getränkt. Und was für einen reinen Quell sie schlürfen! Berühmt ist er, denn schon vor Jahrhunderten wanderte er auf die Tafel der Sultane in Konstantinopel.

Ich streife durch den nahen „Kamelpark", der u. a. zweitausend dieser außerordentlich brauchbaren und genügsamen Tiere beherbergt. Auch sie sind beim Mittagsmahl. Der vor ihnen zusammengekauerte Führer reicht ihnen aus Häcksel geformte Ballen, die sie umständlich kauend verzehren. Dann zur Tränke und die Tagesmahlzeit ist beendet. Ein Blick in das „Kamellazarett" überzeugt mich auch, daß im Krankheitsfalle vorsorglich an diese brauchbaren Gehilfen gedacht ist.

Weiter geht's nun in das Hauptquartier einer der Fronten, deren Gast ich jetzt bin.

Ich schreite an den mit außerordentlichem Geschick gebauten Lagerwohnungen vorüber, werfe einen Blick hinein und bin überrascht von der Sauberkeit und praktischen Anordnung. Jedes Eckchen im Zelt ist ausgenützt, alles steht auf seinem besten Platz, dem ihm eine langjährige Erfahrung ausgesucht, denn jahraus, jahrein führt der kriegerische Geist der Türken dieses Nomadenleben. „Fünf Jahre lang habe ich meine Familie nicht mehr gesehen!" sagte mir einmal, mit einem sehnsüchtigen Blick

Straßenbau auf Gallipoli

Digitized by Google

in die Weite gerichtet, ein türkischer Hauptmann.

In außerordentlich gewinnender Weise heißt mich nun der hohe türkische Führer der Gruppe willkommen. Deutsche und türkische Offiziere sind ihm beigesellt und wetteifern miteinander in Mut und Entschlossenheit, die Verteidigung der Halbinsel bis zum endgültigen Siege durchzuführen. Sie können sich dabei aber auch auf ihre „Asker" (Soldaten) unbedingt verlassen. Uneingeschränkt hörte ich deren Lob. Was sind das aber auch für prächtige Kerle! Meist Söhne Anatoliens, die die Härte des Lebens zu gesunden, kräftigen Männern heranwachsen ließ. Stählerne Gestalten mit prachtvollen antiken Köpfen, Meisterwerke der Natur, mit uralt rassigen, herrlich schönen Händen. Mit ihren kurzen Spaten verstehen sie auch dem härtesten Felsen schnell die nötige Deckung abzugewinnen. Geschickt wird Gestrüpp zur ausreichenden Fliegerdeckung zusammengeflochten, und von ihren Geschützen, aus ihren Schützengräben weichen und wanken sie nicht. Doch wehe, wenn sie vorstürmen. Dann tun sie ganze Arbeit, dann wird ihr eiserner Wille zur Tat.

Durch einen Friedhof angelegter Hohlweg bei Anaforta

„Haben Sie die Güte, Exzellenz, mir zu gestatten, alles Typische und Charakteristische dieser Front im Bilde festzuhalten," war meine bescheidene Bitte, und mit größter Liebenswürdigkeit und bereitwilligst wurden dann die Malerwanderungen durch die Front festgesetzt.

Doch schnell noch eine Stärkung! Und ein türkisches Mahl, bestehend aus Dolmas, Feigenblätter mit Reis, in Öl gesotten, aus Pilaw, gebratenem Hammelfleisch, und einer süßen, mit Rosenöl begossenen Speise, Muhalebi genannt, aus Halwa und dem stets bekömmlichen Yoghurt offenbarten mir die Geheimnisse türkischer Kochkunst.

Wie ein farbiges Kaleidoskop wechselt jetzt die Fülle der Eindrücke. Wir gehen an einem Friedhof vorüber. In treuer Kameradschaft liegen dort Ungläubige und Mohammedaner nebeneinander. Eine Zypresse hält Wacht, eine alte, verwitterte Eiche breitet schützend ihre knorrigen Äste darüber aus.

In einer Feldküche, deren Düfte uns jetzt entgegenströmen, ist geschäftiges Treiben. In Kesseln brodelt dort Bohnensuppe mit Hammelfleisch, und Hunderte von hungrigen Mäulern harren geduldig des kommenden Genusses. Auch ein Verband-

Digitized by Google

platz, in einem Seitental liegend und geschützt durch die Flagge des Roten Halbmondes, zeigt reges Leben.

Nun heißt's Vorsicht, Obacht geben! Die Gräben, Treppen, Wege, in den steinigen Fels hineingearbeitet, nehmen uns jetzt auf. Ja wirklich, es war Vorsicht geboten! Sssst: wie an einem Draht heranflitzend pfeifen über unseren Köpfen die Gewehrkugeln hinweg.

„Hören Sie den dumpfen Ton?" fragte mein Führer, „das ist ein Schiffsgeschütz. Sehen Sie dort — —" und krachend berstet metertief die Erde.

Wir durchzogen gut angelegte, saubere Schützengräben, und ich bin überrascht zu sehen, wie der türkische Soldat die Lage beherrscht. Ernst und ruhig sitzt er, wenn seine Kompagnie zur Reserve gehört, im Gewirr der langen Gräben oder in den unterirdischen Höhlen. Keinen Laut hört man, alles ist still. Da der Graben meist sehr eng ist, muß man oft über die Soldaten hinwegschreiten. Mit Gleichmut lassen sie es geschehen.

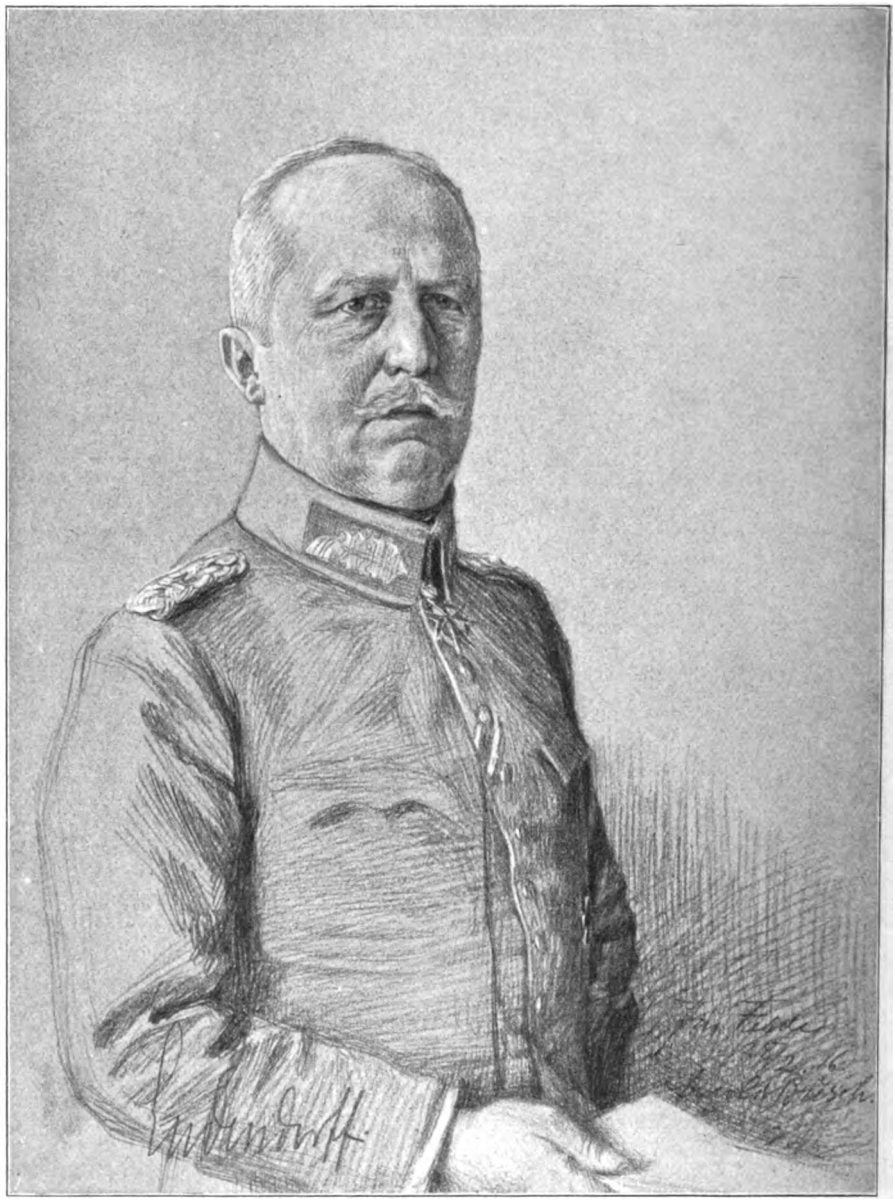
Jetzt sind wir in den vordersten Stellungen, und wie Statuen stehen diese braunen Burschen an den Beobachtungsposten der Schießscharten. Nichts stört sie. Plötzlich aber kommt Bewegung in den starren Körper. Das Auge blitzt, die Muskeln dehnen sich. Unabläßig, mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt er die Bewegung des Feindes. Die Spannung steigt aufs höchste. Da — ein Schuß — und eine Mutter in der fernen Heimat trauert um ihren Sohn. —

Freundliche Gesichter unserer wackeren blauen Jungen begrüßen uns jetzt. Wir sind auf dem Beobachtungsposten einer Marinestation angelangt und ein wundervolles Bild breitet sich zu unseren Füßen. Greifbar vor uns am Meeresstrand liegen Zelte, über denen die Genfer Flagge weht. Reges Leben der Engländer umgibt sie. Man reitet, man badet, Autos fahren hin und her, und sorgsam verbirgt man unter großen grünen Planen Vorräte an Lebensmitteln und Fourage. An der Höhe ziehen sich feindliche Stellungen und Schützengräben hin, die gerade von unseren Batterien beschossen werden. In der Weite dehnt sich das Ägäische Meer, unterbrochen von stillen Eilanden, die dem Feinde als Basis dienen. Auf blauen Wogen Schiffe aller Gattungen.

So fanden meine Wanderungen ihren Höhepunkt in einem Bilde, schimmernd und gleißend in der herrlichen Sonne des Südens.

Türkischer Heldenfriedhof

Digitized by Google



General der Infanterie Erich Ludendorff

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Das Schwein. Von Wilhelm Bölsche

Ja die Zeiten haben sich geändert. Vor Jahren, als ich mich zuerst in Schreiberhau in einem alten Bauernhäusel eingerichtet, die Brennesseln vor der Tür gejätet, blaue Clematis unters Dach gezogen und den braven Pfeifenknaster ehrwürdiger Generationen etwas ausgelüftet hatte, geschah es wohl noch, daß einer in unbeirrter Überlieferung an mein Fensterchen klopfte, wo ich über meinen Büchern saß: ob ich nicht „Schweinla" kaufen wollte. Heute steht die wirkliche Ankunft eines Schweines im Mittelpunkt des Interesses meiner ganzen Familie, ich lerne die Rechtsparagraphen über den Unterschied eines eigenen Schweinehaltens und eines (unzulässigen) Pensionsschweins auswendig (viel Geschick, wie ich für so etwas habe), es heißt, daß das Schwein heute mit der Bahn von Hirschberg heraufkommen wird, und man zählt die Stunden, — ich höre sogar, daß es zur Vermeidung amtlicher Verwechslungen an irgendeiner verfügbaren Breitseite mit meinem Namen bezeichnet ist, den ich, nach Verwertung auf Impfscheinen, Pässen und überflüssigen Büchern, jetzt endlich an seiner zeitgemäßen Stelle begrüße. Unwillkürlich muß ich an meinen alten Freund Rabelais denken, der es vor ein paar hundert Jahren verstand, der ganzen Welt ein Schweineschwänzchen anzuhängen: — wie sein Held Pantagruel mit seinen trinkfesten Mannen über Meer fährt und zur Wurstinsel kommt, wo die Würste als streitbare Armee unter kriegerischer Musik daherziehen, Cervelater als Generalissimus die Rotwürste anführt, die Saucischen die Flanken decken, und die Sülzen mit furchtbarem Geschrei aus dem Hinterhalt brechen. Das Schwein ist jetzt auch unser aktuellstes Kriegstier, noch mehr als das Schlachtroß, das steigt, wenn die Drommete schmettert, als der kluge Sanitätshund, als Hagenbecks feldgrauer Elefant, der in Flandern Bäume fällt und Waggons rangiert. Man fühlt die Pflicht, sich neu mit ihm zu beschäftigen, als wäre es noch einmal ein plötzlich aus dem Nichts getauchtes Naturphänomen.

Als Chamisso und seine Leute zu den polynesischen Radackern kamen, die noch nie eine Ziege oder ein Schwein gesehen hatten, rissen sie aus vor diesen dämonischen Ungeheuern; nachher sollen die in der Südsee dann gelegentlich ihre Naturgeschichte so eingerenkt haben, daß es, da es nicht Ratten noch Hunde wären, nur eine Art neuer Vögel sein könnte. Es hat aber jedenfalls eine Zeit gegeben, da das Schwein überhaupt so vollkommen fremd in den Gesichtskreis der Menschheit eintrat — das unbedingt älteste bekannt gewordene Schweineporträt finde ich an der Decke der berühmten Höhle von Altamira in Spanien, gemalt von der Hand eines Steinzeitmenschen der Diluvialzeit. Es ist übrigens vorzüglich und stellt einen riesigen, blindwütigen Eber in tollem Ansturm dar. Als einen solchen wilden Teufel haben sie ihr erstes Schwein damals erlebt, diese verschlagenen Paradiesier, — neben ihren Mammuten und Wildstieren. Es ist eine lange Reise: zwischen diesem Urschwein der Kunst, dem manche Forscher seine dreißigtausend Jahre vor unserer Zeit geben, und dem guten Dünnferkel Hans Dralles beim Meister Busch, das durch Bienenstiche plötzlich fett und in dieser Ballongestalt vom Schweinetreiber für zwanzig Taler erworben wird, (was notabene noch nicht der halbe Preis heute auch ohne Bienenstiche wäre). Zweifellos, daß man an solchem Wilhelm Busch-Schwein ein ganzes Stück Kunstgeschichte seither entwickeln könnte, vom ängstlichen Naturporträt zur souveränen Vergeistigung des Humors. Aber auch das Schwein selber ist in diesen Zeiten, wie lang wir sie nun nehmen mögen, körperlich durch die Menschenhand gegangen, ist in Fleisch und Bein umgesehen worden von diesem Menschen wie das schöne Mädchen Pygmalions, das aus einem Kunstwerk Leben wurde, — ausgenommen, daß es immer noch kein schönes Mädchen dabei geworden ist.

Wenn ich mir das Schwein so besehe, mit dem meine Kinder eben im Triumph angeschleppt kommen, so lese ich diese ganze heute wieder so wichtige Geschichte an seinem Leib geschrieben noch unendlich über meinen kleinen Besitzernamen hinaus, — in einer natürlichen Reihenfolge, die sich ziemlich genau an das altbewährte Schema des Schullehrbuchs schließt vom Kopf, Rumpf und Schwanz, in die jedes überhaupt anständige und schulzulässige Tier zu zerfallen hat. Im Kopf steckt seine ursprüngliche Natur; im Mittelstück der Mensch; im Schwänzchen, nun dieses Schwänzlein muß wohl noch etwas ganz Besonderes haben.

Im Schweinskopf unverlöschlich eingeschrieben steht der Sumpf. Es ist ein alter Kinderglaube im Volk, daß Tiere noch heute unmittelbar aus den Schwaden und Faulstoffen des Sumpfes entstehen könnten; auf kein Geschöpf würde das, wenn es überhaupt möglich wäre, so gut passen wie auf das Schwein. Dieser Kopf ist ein einigermaßen dreieckiger Riesenkeil, hinten steif zum Buckelnacken verankert, — bei unserer Wildsau sitzt noch heute der ganze Restleib nur wie ein Anhängel daran. Aber der Kopf ist zugleich sozusagen ganz Nase, eine ungeheure Rüsselnase. Wieder diese Nase mit ihren Zutaten doch hat die Gabe der Kasperlefigur

Digitized by Google

Hänneschen in meiner guten Vaterstadt Cöln: Hänneschens ungeheurer hölzerner Riechkolben haut, wenn es sein muß, Türen und Wände ein und verprügelt als Pritsche die lieben Mitmenschen; über nichts wird dort mehr gelacht. So ist auch der Nasenkopf des Schweines ein Pflug, ein Mauerbrecher, ein Generalhebel; wo diese Nase im halbwegs bewegbaren Grunde einsetzt, da fliegt der Stoff alsbald in Garben hoch, furcht sich das Feld, tieft sich ein Trichter, wird die flache Gotteserde zu Berg und Tal. Der dazu gegebene Grund aber ist der Sumpf. Mit dieser Hebelnase muß man sich das wirkliche Urschwein der Natur hervorbrechend denken aus den unermeßlichen Sümpfen der Vorwelt, etwa den verschlammten Zypressengründen der alten Tertiärzeit, wie sie noch heute in unserer Lausitz sich ab und zu durch kolossalste Wurzelstubben der Braunkohle offenbaren. Drei eng verwandte Tierschöpfungen gingen damals aus: das Nilpferd, das, ins reine Wasser verschlagen, dort zu dem bekannten formlosen Fleischklumpen auseinanderfloß; Hirsch und Antilope, auf graziösen Füßchen stolz und schön nach oben orientiert, mit freiem Kronenhaupt, eine Schöpfung des lichteren Waldes und der sonnigen Buschsteppe; als drittes aber das Schwein verharrend in der schwankenden Mitte des Sumpfes. Seine verhältnismäßig feinen Beine wahrten auch ihm einen Hirschzug, aber der groteske schwere Rüsselkopf ohne Stirnkrone blieb erdwärts gewandt in die Halbnässe, — Sumpfkreatur. Dabei behielt der finstre Geselle mit dem von unten lauernden Blick der sumpfverkleisterten Augelchen zugleich die Lebensart kleiner altertümlicherer Sumpftiere: er blieb ein wahlloser Allesfresser ohne den Spezialistenzug des Vegetariers, — was in seiner schwarzen Suppe schwamm, das wühlte er hervor, ob Wurzel, ob Wurm, er schlug die Beißscheren seines proletarisch groben Gebisses, das noch keinen Zahnverlust der Verfeinerung wie Hirsch und Antilope kannte, in die Frucht des nassen Waldgrundes selbst wie in die Ratte oder die Maus, die daran knabberte; was nur weich, sumpfhaft war, das gefiel ihm, — bis zum Unmöglichsten, das irgendwo vom saubern Tisch der Natur in die Schmutzhölle fiel. Vielköpfige Fruchtbarkeit aber mehrte sein Geschlecht, als sei auch da der ewig brütende Sumpf verkörpert in ihm; und das Leben im Pfuhl zog zugleich wie einen angewachsenen dauernden Dreck- und Nässepanzer eine dicke Schwarte um es her. In diesem Stand und Bilde, als der Nasenbrecher und Zuunterst-Zuoberstkehrer im Naturursumpf, eine Sorte Riesenmaulwurf (bei dem ja allein eine ähnliche Rüsselscheibe vorkommt), hat das Schwein seine ersten rein wilden Jahrtausende auf Erden verbracht, — ein schmutziger, struppiger, böser Zwerg Nase ohne jeden Liebreiz, dem man nur ganz da hinten begegnete, wo die Welt ohnehin wie verwunschen und vernagelt war.

Wie aber ist dieser Dämon und Schratt des Naturchaotischen zu dem Lichtgeist der Ordnung und Kultur gekommen, — dem Menschen?

Hier muß von diesem Lichtgeist selber doch etwas ganz unter uns Brüdern gesagt werden. Tiere sind ja auf sehr verschiedenen Wegen zum Menschen gelangt. Der Hund wegen seiner Schläue und Treue des kleinen Jägers, der sich an den großen schloß; das Pferd als altes Herdentier, das, auf feinste Signale gedrillt, den Reiter Mensch als Leiter duldete. So geistig ist uns das Schwein niemals nahe gerückt, wir stehen noch heute zu ihm mit der bekannten Liebe, die durch den Magen geht, und so muß auch seine Vermenschlichung zunächst eine Magenfrage gewesen sein. Die Magenfragen des Schweines gingen aber über den Sumpf und, um es kurz zu sagen: das Schwein ist zu uns geführt worden durch den Kulturstumpf. Besagter Lichtgeist hat zwar als oberes Stockwerk die Kultur geschaffen, aber unter deren vier Pfählen sozusagen dehnt sich seit alters der Kulturstumpf. Er umgibt, auf Nase wie Auge abgestimmt, jeden Bauernhof. Er zieht als Müll- und Kehrichtring um unsere Städte, blinkt aus den fettigen Papierhaufen des Berliner Grunewalds, glänzt in Scherben und rostigen Konservenbüchsen hier oben aus dem jungfräulichen Kristall meines schäumenden Gebirgsbachs; er nimmt zu nach Süden wie nach Norden, im Lande Italia brandet er über die Marmorfliesen hoher Dome wie in jede Nische ehrwürdigen Altertums; laßt uns von den Tropen schweigen. Aber seine Blume duftet verstärkt aus der Geschichte, kein alternder Faust hat je diesen Sumpf am Gebirge lang zu bannen vermocht, sein Nebel liegt auf der Biedermeierzeit, wie er das romantische Mittelalter wirklich verfinstert, — dieser Sumpf gürtete Rom, Athen, Troja, Babylon, bis er endlich ums Morgenrot der Kultur wie eine wahre geologische Schicht, ein ältestes versteintes Sediment unter allem liegt, wo immer wir graben. Was wir von jenen Prähistorikern von Altamira näheres wissen, das wissen wir durch den Kehrichtschutt ihrer Höhlen, dauerhafter als Volk, Name und Mensch, als Glück und Leid; um die Küsten Schwedens ziehen sich wie ein wirklicher geologischer Wall noch die Kjökkenmöddinger, die uralten Küchenabfallhaufen der sonst gänzlich verschollenen ersten Besiedler; die Pfahlbaudörfer selbst über dem fortschwemmenden Wasser ihrer Seen waren wohl nichts anderes als ein früher Fluchtversuch vor den Miasmen dieses selbstgehäuften Morasts.

Diesen neuen Sumpf aber entdeckte eines Tages das Schwein. Der rodende, lichtschaffende, entwässernde Mensch wäre stets nur sein Feind gewesen. Aber noch heute kommen in den Tropen nachts die wilden Schweine freiwillig aus ihren Waldgründen und wühlen, wenn der „Lichtgeist“ schläft,

Digitized by Google

ihm seinen Kultursumpf bei den Hütten auf Nahrung, die so gar nicht wählerische Schweinenahrung, durch. Der Mensch selber aber, auch eines Tages, merkte, daß die gütige Naturordnung ihm hier etwas noch viel Wunderbareres beschert als bloß die reinigende Welle unter dem Pfahlbau: einen Weg nämlich, wie nicht nur aufgeräumt wurde (ein Glück, hat schon weiland Martin Luther gesagt, daß die Natur immer wieder aufräumt, sonst hätten die Menschen gar wohl schon die ganze Welt zugeschmissen!), sondern wie der Kultursumpf selber sich in lebendiger Umschaltung unmittelbar wieder neu verwandeln ließ in reines Fleisch und Fett, erneut lecker zu essen für uns selbst. Immer ist er ein Verschwender gewesen, der Mensch — auch in seinem Kultursumpf. Wie sich Spatzen und Mäuse bei uns mästen, so das Schwein, — wieviel mehr aber, wenn der Mensch das selber in die Hand nahm. Hier hat die Schweinezucht begonnen. Die rationelle Umzüchtung des Sumpfs in Fett. Im Bilde des Schweins von heute aber jetzt die Geschichte des Schweinerumpfs. Die künstliche Anzüchtung des Schweinebäuchleins. Einmal im Zuge, hat sie allerdings sich noch weit über das alte Sumpfproblem hinaus entwickelt. Dieses rosige Bäuchlein da, das jetzt am Mastschwein umgekehrt darauf und daran ist, das ganze Schweinebild für sein Teil zu erobern, verkündet das gelungene Experiment, ein besonders gefügiges Tier überhaupt ganz im Fett aufzulösen. Kirke in der Sage verwandelt Menschen in Schweine; eigentlich noch wunderbarer aber, wie der Mensch selber das Schwein verwandelt hat, indem er es zur wandelnden Proviantkiste schuf. Schon eine andere Geschichte als echten Naturvergleich muß man da heranziehen, — die von der Honigameise.

Ameisenvölker in Mexiko wissen sich auch in der eigenartigsten Weise für Zeiten der Not zu verproviantieren, indem sie so und so viele aus ihren Staatsbürgern alljährlich in weiser Staatsräson zu lebendigen Honigflaschen verzaubern. In üppigen Tagen (deren in der großen Dürre dort nur wenige sind) schleppen sie Honig, der jetzt aus Gallen ihrer Eichbäume träufelt, in gewaltigen Massen an. Den Überschuß aber müssen im Nest jene dazu delegierten Ameisen unerbittlich in ihren Kropf einsacken, bis ihre Bäuchlein davon schwellen wie große Korbflaschen, zwischen deren Reifen das goldene Naß köstlich durchschimmert. Und ganz wie solche Flaschen werden sie einstweilen auch von den anderen an der Deckwölbung des Baues aufgehängt, wo sie nun zunächst so ruhig verharren wie ein totes Werkzeug. Später in den Hungermonaten aber wird eine nach der anderen wieder herabgelangt und muß nun ihren wohl konservierten, nicht verdauten Honiginhalt zum Nutzen der Gesamtheit wieder hergeben, indem man ihn einfach von ihr abtrinkt wie frisch vom Lagerkeller. Die Flasche selber kommt hier allerdings mit dem Leben davon, und so gut hat es das Schwein im Einzelfalle nicht gehabt. Auf die Praxis, ihm etwa bloß das überflüssige Mastfett durch einen angesetzten Schlauch abzuzapfen, übrigens es aber leben zu lassen, haben wir es nicht gebracht, die Sache läuft gewaltsamer. Sonst aber ist die Ähnlichkeit des Vorgangs frappant, wie sich denn auch noch andere hübsche Insektenbeispiele dazu anziehen lassen; so mästen die Termiten systematisch ihre Königin, wobei in dem Falle das Überfett wirklich und wahrhaftig außen am Leibe abtröpfelt und von den andern Termiten wie eine Art narkotischen Luxusstoffs in regelrechter Staatskneipe vertrunken wird. Den jeweiligen Verlust des Einzellebens aber ersetzte beim Schwein gewissermaßen immer wieder die fabelhafte Fruchtbarkeit seiner Art, so daß man für diese Art im ganzen immer noch von einem bis zu gewissem Grade beiderseitig nutzbringenden Zusammenleben zwischen Schwein und Mensch sprechen kann, wie es der Naturforscher mit dem Wort „Symbiose" bezeichnet. Das Schwein als wilde Tierart würde zweifellos vom Menschen heute allmählich ausgerottet werden: sind doch in unsern Kulturländern die Wildsauen trotz Jagdschutz schon arg auf der Wohnungsnot, und wie jedes Moor, das wir entwässern, gewisse Pflanzenarten bedroht, so würde an Hygiene und besserer Volkswirtschaft zuletzt auch diese alte Sumpfblüte eingehen müssen. So aber bleibt das Menschenschwein als Art erhalten im Menschenschatten, wenn auch um die Repressalie so und so vieler Einzelschlachtungen in der Blüte des Specks; Arträson deckt sich eben niemals ganz mit Individualräson, und so ungefähr könnte man dem Schwein, wenn es irgendwo noch einmal bei der Weltordnung Klage erheben sollte, antworten, unbeschadet, daß doch vielleicht noch nicht die ganze Weltethik darin steckt.

Inzwischen wissen wir aber heute ziemlich sicher, wo diese Überführung aus einem gelegentlichen Kultursumpfdurchstöberer zur rationellen „Fettameise" begonnen hat. In Asien war's, dem alten Wunderlande aller Kultur; von wo uns die tiefsten ethischen und philosophischen Wahrheiten zugewandert sind, wie sollte von dort nicht auch der Schinken gekommen sein. Blasiertes Menschenherz, du weißt heute ja wieder, was Schinken bedeutet ... Also dort in Südasien lebt heute noch ein wildes Schweinetier, mit einem weißen Strich an der haarigen Backe wie vorgezeichnet von der Natur zu seinem hohen Beruf, das sogenannte Bindenschwein, und von ihm scheint aller Schweinekultur Morgenrot ausgegangen zu sein. Es ist ein seltsam Ding auch darin um dieses alte Asien: Mensch und Tier scheinen sich dort noch paradiesisch leichter zusammengefunden zu haben als anderswo; dort im Süden ist ja auch die erste Tierethik ausgegangen, die wir heute zur schönen Blume

Digitized by Google

des Tierschutzes veredelt haben. Von Südasien muß das Kulturschwein in dieser Rasse aber dann schon in prähistorischer Zeit einerseits bis China im Osten, auf der anderen bis zu uns selber ins Herz von Europa gekommen sein. In den Pfahlbauten hegten sie bereits indische Zuchtschweine, deren Blut sie dort und später erst mit eigenem europäischen Wildschweinblut aufgefüllt und verschnitten haben, ähnlich wie das auch ursprünglich indische Rind im Kulturkreise des Mittelmeers und Nordens nachträglich mit dem heute ganz verschollenen grimmen Ur versetzt worden ist. Von solcher breiten Basis hätte das gesegnete Borstenvieh nun, sollte man meinen, rasch und unhemmbar die ganze Erde erobern müssen, indem der Mensch ihm bald seine Kosen mit künstlich gehäufter Eichelmast füllte weit über den alten Waldsumpf selber noch hinaus, bald den ganzen Abhub seiner wachsenden Landwirtschaft in sein Bäuchlein ableitete, das ihn wie der Breikessel des Märchens immerfort zu Wurst kochte. Und wenn man hört, daß auf dieser Wurferde heute schon über 200 Millionen Kulturschweine leben, also im Durchschnitt auf siebeneinhalb Menschen eins; daß es in Deutschland allein vor Kriegsausbruch rund 24 Millionen gab, macht fast auf je drei Köpfe eins; daß Nordamerika, dessen einheimisches Schwein nie gezähmt worden war, in den letzten vierzig Jahren von 33 Millionen auf 50 gestiegen ist, daß China als uraltes Schweineparadies fortblüht und in die Zuchten der ganzen Welt fortgesetzt hineinarbeitet; und selbst das ferne antipodische Neuseeland, das bei seiner Entdeckung kein einziges echt einheimisches Säugetier besaß, schon nach weniger als hundert Jahren stellenweise so mit wieder verwildernden Kulturschweinen überschwemmt war, daß man deren in ein paar Monaten an gleichem Fleck 20000 Stück erlegen konnte und eine allgemeine Landplage darin zu sehen begann — so würde man aus dieser Statistik nicht ahnen, was für ein Knacks doch dazwischen noch einmal durch die Weltgeschichte gerade des Schweins gegangen ist.

Ich sagte, das Schwein sei nie eigentlich wie Hund oder Pferd an den Menschen *geist* angeschlossen worden. Es hat doch noch einmal mit diesem Geist auf Leben und Tod ringen sollen, ob unser Planet ein Schweineplanet bleiben sollte oder nicht. Noch heute geht durch die Erde als Schweineland ein ungeheurer Riß, eine Öde, eine Wüste im Sinne des Schweins — sie reicht in ganzer Breite von Zentralasien über den asiatischen Orient bis uferlos weit hinein in das große Afrika. Kein Haustier sonst hat eine so wunderliche Lücke. Man könnte meinen, die vielfache Trockenheit der Gegenden widerstrebe dem Sumpftier, aber in diesem Sinne ist das Menschenschwein ja längst kein Sumpftier mehr. Anderseits war doch auch gerade der Orient einst die offene Brücke für jene ursprüngliche Wanderung des Zahmschweins nach Europa, die also erst innerhalb der geschichtlichen Zeit nachträglich erst wieder so radikal verödet sein muß. In Wahrheit stehen wir hier vor einem Phänomen des Menschengeistes: dem in der Tat nachträglich noch einmal einsetzenden religiösen Schweineverbot. Es geht in seinen Anfängen, scheint es, bis in die alten Reiche, Babylon und Ägypten, zurück. Von Palästina kennen wir es alle. Zu einer wirklichen Weltmacht ist es aber doch erst durch den Übergang auf den Mohammedanismus geworden. Durch ihn sind wirklich erst jene ganzen ungeheuren Landgebiete, zusammen der Raum eines großen Erdteils, zu einer „Schweinewüste" geworden, teils unter Wiedervernichtung ihrer schon blühenden alten Schweinekultur, teils durch Hemmung neuen Wurzelns, wie im mohammedanischen Afrika. Was hatte das Schwein dem Menschen plötzlich getan?

Es gibt zwei Erklärungen, die doch zuletzt beide auf die Urnatur des ganzen Schweinewesens zurückgreifen. Die eine, rein rationalistische, denkt an Hygienisches in der Schale des Religiösen. Das Schwein umschließt ein bitteres medizinisches Mysterium. Es erzeugt Krankheiten. Wie sehr das in seinem Falle mit dem alten Sumpf zusammenhängt, braucht man sich bloß an der Trichine zu vergegenwärtigen. Das alte Sumpftier war ein Allesfresser. Indem es sie frißt, infiziert es sich an dem eigentlichen Trichinenträger, der Ratte, und verheert damit den Menschen; es war eben doch nicht immer ein ganz reinliches Exempel, mit dem der Sumpf (die Ratte gehört ja auch zum Kultursumpf!) sich in Fett für unseren Tisch umsetzte. Im alten Priester steckte aber immer auch der alte Arzt, möglich wäre also, daß wir die Stimme des einen durch den andern in dieser Tiefe der Weltgeschichte hörten, und jene Zeit hätte dann als Mittel nur das alte, radikale der Natur selbst gehabt: die Erzeugung eines ganz allgemeinen Abkehrinstinkts.

Wahrscheinlicher aber, daß diese Erklärung, wie alle rein rationalistischen, doch nicht genug mit den Phantasiekräften der ringenden Menschenseele rechnet. Wir finden, vielleicht sogar uralt, das Schweineverbot auch im Adoniskult der Antike, wo es sicher nichts mit Hygiene zu tun hatte, sondern bloß an ein altes Phantasiemärchen anknüpfte vom schönen Adonis, den ein böser Eber tötete. Und so ist der Sumpf wohl auch in den Geheimnissen der Völkerseele nicht bloß ein medizinischer, sondern auch ein dämonischer und symbolischer Begriff gewesen. Die Phantasie bevölkerte ihn mit unreinen Nachtgestalten und stattete sie mit Zügen des Schweines aus. Spielt doch das Schwein noch im Aberglauben des Alltags als letztem Walpurgiswinkelchen eine Rolle selbst bis in unsere hellste Kultur von heute hinein. Eine höhere, lichtbegierige Schau (wenn auch noch auf beschränkter Stufe) nahm dann den ethischen Kampf gegen das

Digitized by Google

Unreine auf und verwertete das alte Bild als Symbol. Die Macht solcher symbolischer Wertungen ist aber im Guten wie im Bösen wieder eine ganz ungeheure zu allen Zeiten gewesen, die einfach herrisch in die Realität eingriff und ihre Eigenwerte willkürlich verschob.

Jedenfalls doch, ob so, ob so, hat das Schwein zuletzt noch einmal für seinen Ursumpf büßen müssen, und lange Jahrhunderte hat sein Schicksal tatsächlich auf der Schwertesschneide gestanden zwischen Orient und Okzident. Es ist gewiß ein seltsamer Gedanke, daß in all den vielen Schlachten und Entscheidungen um die Hegemonie dieser beiden, strenggenommen von Salamis an bis in alle späten Araber- und Türkenkämpfe hinein, immer in gewissem Sinne auch um das Schwein mitgekämpft worden ist und die guten Würste ihre Position mit den Waffen zu halten hatten wie in Rabelais' Scherz. Untergekriegt aber ist es doch nicht worden. Und nur wie ein letztes Aufflackern im eigenen Lager konnte bei uns die wirkliche Trichinenkrisis im Gefolge der mikroskopischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts gelten. Hier war bereits die neue Macht, die Wissenschaft selber, im Spiel, und wie rasch hat sie im Bunde mit straffer staatlicher Organisation von heute den „Dämon" bezwungen; uns macht der Sumpf nicht mehr bange, und wenn unsere vorgeschrittene Ethik das moralisch Unreine bekämpft, so wünscht sie sich dazu wohlgenährte Menschen in der Fülle der Kraft für ihre Saat des sittlich Reifen und Reinen; dazu aber können wir nichts entbehren, was unsere irdische Natur an Schätzen in unsere Volkswirtschaft legt.

Niemals aber, das dürfen wir getrost prophezeien, hat die Geschichte des Schweins wohl einen solchen positiven Ruck und Fortschritt erfahren, wie durch den gegenwärtigen Krieg, der, neu und überbietend, wie er in allem ist, auch diesen Nationalwert des Schweines noch einmal in eine ganz neue Beleuchtung gerückt hat.

Ich muß noch ein Wort zum Schweineschwänzlein sagen. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein." Es hängt am Schwein wie ein humoristisches Nachwort, ein Verslein am Ende einer dicken Chronik, die Arabeske einer Schlußleiste. Man könnte die Laune bekommen, langweiligen Folianten zum Tort an ihm die ganze Nuß unserer Ästhetik zu entwickeln: in der Spirale das Grundschmuckmotiv aller Ornamentik — wie es sich umbiegt, anklingt und doch graziös wieder an sich vorbei und weiter schreitet, die Urmelodie der Musik wie den Vers mit seinem Kuß im Reim. Vielleicht ist aber sein bester Witz, daß es auch naturgeschichtlich etwas wie einen ästhetischen Bezug zu haben scheint. Ist es etwa bloß ein bequemer Henkel für den guten Fettopf, den wir Menschen uns aus dem alten Sumpfschratt gemacht haben? Wir haben mit Insekten verglichen, und gewisse Termiten dort haben wirklich Fliegen, die sie gewohnheitsmäßig bei sich beherbergen und deren Saft sie kneipen, so umgezüchtet, daß ihre Flügel zu einer regelrechten Art Henkel geworden sind, an denen die Termite das lebendige Bierseidel herumschleppt. Aber wir haben keinen Anhalt, daß der Mensch erst das Kringelschwänzchen so dem Schwein anerzogen habe. Ich glaube, daß wir in ihm vielmehr eine wirkliche „Kunstform der Natur" vor uns sehen. Das wilde Schwein als Sumpftier legte auf das Schwänzchen schon wenig Wert. Im Kulturschwein scheint es dann völlig im Sinne der Nützlichkeit degeneriert zu sein. Aber gerade so geraten Naturorgane vielfach in die Linie einer anderen, noch höchst geheimnisvollen Bildungstendenz der Natur, die in der Tat unserer Kunst ähnliche, jedenfalls rhythmisch stilisierte Gebilde begünstigt. Wozu? Ja das ist wie bei unserer Kunst. Wozu stilisieren wir oder machen Sätze zu gänzlich unnützlichen (nein, Lyrik bringt wirklich nichts ein) Versen und so weiter? Die lebendige Natur ist an allen möglichen Stellen tatsächlich voll von solchem ornamentalen „Luxus". Das Schweineschwänzchen selber wäre nur ein ganz milder Anlauf. Man denke an Schneckenhäuser oder die Ornamentenpracht eines Schmetterlingsflügels.

Aber gestreift hätte diese rätselvolle Fee doch auch das gute Borstentier. Und ich werde bestärkt in dieser Ansicht durch ein afrikanisches wildes Schwein, das Pinselschwein, das man ab und zu in unseren zoologischen Gärten sieht. Aus irgendeinem Grunde hat dieses Schwein, sonst Schwein wie alle, sich doch in eine Luxustoilette gekleidet mit buntester Farbenornamentik, wahrhaft blütenhaft bunt; dazu aber hat es nun sozusagen Schweineschwänzchen in tollster Übertreibung in Gestalt geschwungener Quasten überall an sich erzeugt, nicht nur sein Schwanz selber, sondern auch Ohren und Bartkoteletts laufen in die lustigsten Zipfel und Zwickel derart aus. Hier kann an einer wahren Orgie jenes Ornamentalprinzips kein Zweifel sein, dabei aber ist eben gerade das Kringelmotiv. Es muß also auch im Schwein gesteckt haben, und so ist's bei unseren wohl wenigstens im Schwänzlein zu einem bescheidenen Luxus gediehen, der, wenn nicht ihm selber, so doch dem Geist, der es umgriff, dem Menschen, von je eine unbändige Freude gemacht hat.

Schließlich ist aber doch die hübscheste aller Schweinegeschichten jene, an die ich oben schon einmal gerührt habe — wie Kirke, die stolze Inselkönigin, alle Menschen in ihre Eichelkofen zu sperren gedachte —, bis der Held Odysseus kam, an dem aller Zauber abprallte, und sein Schwert zog . . . Diese Geschichte will mir nicht aus dem Sinn, und mir ist, als sei sie gar nicht so sehr ein Märchen aus alten Zeiten.

Digitized by Google

Der Spion. Von Ida Boy-Ed

Das Kind, im hellen Kleidchen, saß auf einem Stück mißfarbenem Ziegenfell im Sonnenschein, der den kleinen Garten füllte. Manchmal schlug es mit den dicken Händchen, wie ein Küken mit seinen noch unentwickelten Flügeln. Dazu rief es dann: „Mama — Mama —“

Der Garten lag zwischen Wänden. Zwei gehörten den Nachbargrundstücken rechts und links und da sie völlig fensterlos waren, wirkte ihre steinerne, betünchte Einförmigkeit gefängnishaft. Rankrosen, an ihrem Fuße angepflanzt, hatten noch kaum Meterhöhe erreicht. Aus der Rückseite des Hauses führte über flacher Schwelle eine Tür auf diesen umschrankten Fleck Erde, der an der vierten Seite von einer fast mannshohen Mauer begrenzt war. Über sie herein schaute der weite blaue Himmel; vor ihm, zur Linken, gleich einer Kulisse von unerhörter Großartigkeit, erhoben sich über noch teilweise sichtbaren, sich vor- und durcheinander schiebenden Dächern, die bleichen ragenden Türme der Kathedrale von Laon; zart in all ihrer Kühnheit, als habe die Hand eines Zauberers versteinertes Ast- und Blätterwerk emporgebunden zu einem Wundergebilde.

Eine junge Frau ging auf den schmalen Wegen zwischen den Blumenrabatten und bückte oft den blonden Kopf, wenn sie mit sorgsam wählender Hand weiße Narzissen, Goldlack und die feinen Stengel, an denen die Herzblumen schwankten, herausschnitt. Es gab hier keinerlei Baum oder Strauch, hinter den Blumen zog sich in sauberen Reihen junges Gemüse hin. Die Traulichkeit des deutschen Gärtchens fehlte; aber auch die Ungepflegtheit eines französischen Hofplätzchens.

Die Luft war sanft und warm, von einer wunderlichen schmeichelnden Süßigkeit. Die Mauern umschützten das Gärtchen gut und hielten die Sonnenheizung förmlich in ihm zusammen. So kam der Wind nicht herein, der allzeit den Höhenrücken umspielte. Fast hufeisenförmig ragte er auf aus den breiten, weichen Linien der Landschaft, wuchtig vom Häusergehocke der alten Stadt bekrönt.

Nun kreischte das Kind auf, und die Händchen schlugen in zappelnder Ungeduld. Der Papa war in der Tür erschienen, und der kleine Junge wußte: gleich reiste er auf zwei starken Armen hoch in die Luft und sein Gedächtnis bewahrte wohl die Empfindung von etwas ganz atemlos Herrlichem. Und der Mann, dunkel, nicht nur durch Haar und Bart, sondern vor allem durch die tiefe Glut seiner schwarzen Augen, nahm das blonde Kind und erfüllte die Erwartung der Luftreise, indem er ihn einige Male hoch über sein Haupt emporhob und dann wieder tief zur Erde hinabließ. Die Mutter lächelte herüber. Ihr Gesicht, das vorher gespannt wie von schweren Gedanken gewesen, bekam einen beruhigten, fast frohen Ausdruck, als sie sah, mit welcher Leidenschaftlichkeit ihr Mann das Kinderköpfchen gegen seine Wange drückte.

‚Um seinetwillen wird er Wort halten!‘ sagte ihr Herz, mit der überredenden Inbrunst, die nur Furcht aufbringt.

Er plauderte dem Kinde allerlei vor, in jenen zärtlich entstellten und verstümmelten Worten, mit denen Erwachsene wohl auf das erste Gestammel der Kleinen einzugehen suchen. Wie fremdartig der jungen Frau das klang. Auch sie hatte ihre Sprache aus drollig zerbrochenen Lauten — und das Kind jauchzte ebenso dazu — Vielleicht erfaßte es nur instinktiv Klang der Liebe. Unterschied noch nicht, daß zweierlei Sprachen an sein Ohr schlugen —

Nun kam die Frau zwischen den Rabatten heraus. Und da bemerkte der Mann die Blumen in ihrer Hand; es war ein großer Strauß, und er hatte gerade, indem er durch das Eßzimmer schritt, gesehen, daß die Schale auf dem Tische schon frisch gefüllt war. Er erriet demnach sofort, zu welchem Zwecke sie diese Blumen abgeschnitten habe.

„Du willst wieder die Gräber deiner Landsleute schmücken!“ sprach er und setzte zugleich das Kind nieder.

Digitized by Google

„Es ist nicht unserm Vertrag zuwider," antwortete sie und vermied seinen Blick, mit liebkosenden Fingern ihre Blumen umordnend; „und dort schlafen auch Franzosen — Blaise — sie bekommen auch Blumen."

„Die zwei, drei! Sie möchten es sich verbitten, von einer Deu —"

„Blaise!"

Er machte eine Gebärde, vielleicht der unterdrückten Ungeduld, vielleicht auch der Entschuldigung.

Dann saßen sie um den Tisch. Das Kind in seinem hohen Stühlchen, in der kleinen Faust einen Löffel als Zepter, ernsthaft und gnädig annehmend, was die Mama ihm an Milchbrei ins Mäulchen hineinfütterte. Eine ältliche Person trug das einzige Gericht auf: Suppe, in der Fleisch, Porree und Brot sich mengten. Vor dieser Magd lebte die junge Frau in unbestimmter Angst. Immer wieder kam das Gefühl, als stehe dieses Wesen ihrem Manne näher als sie selbst. Es war keine Eifersucht, vielmehr Furcht vor undeutlich Bedrohlichem. Hatte sie nicht mehr als einmal einen raschen Blick zwischen beiden bemerkt? Was tat ihr Mann so oft auf dem Dachboden? Er wolle versuchen selbst das Blech der Rinne auszubessern, sagte er. Einmal, allein mit dem Kinde im Hause, schlich sie hinauf und sah auch Werkzeug liegen. Sie wagte, zitternd, ob sie gleich keinen Zeugen hatte, an Babettes Kammertür zu fassen. Die war verschlossen. Aber rührte sich nicht drinnen etwas? Schien es nicht? Unerklärbare, sehr zarte Laute — War dort jemand versteckt? Konnten diese Geräusche von der Straße durch das offene Fenster kommen — falls Babettes Fenster offen war? — Und nachts? Wozu stand ihr Mann manchmal nachts auf? Schlich treppan? Er sagte ihr wohl, daß es ihm keine Ruhe lasse — es zwinge ihn, aus der Dachluke hinüberzusehen, wo an der Front, bei Soissons, die tags nur als graublau nebelnder Horizont zu erraten war, nachts die platzenden Granaten Glühpünktchen in die schwarze Luft malten. Wie war es natürlich, daß die Not seines, vom Feinde besetzten Vaterlandes ihm den Schlaf raubte. Und diese Feinde waren die Landsleute seiner eigenen Frau! Erwuchs ihr aus dieser übermenschlich schweren Lage vielleicht der Verdacht, als bestehe zwischen ihrem Manne und Babette ein geheimes Bündnis? Vielleicht nur das unausgesprochene der gemeinsamen Leiden — sie waren beide Franzosen. Wie todtraurig — und doch wie begreiflich —

War ihr Mann nicht heute besonders finster und schweigsam? Nicht einmal für den, von ihm mit fanatischer Liebe vergötterten Theophile hatte er noch Aufmerksamkeit. Hatten ihn die Blumen so verstimmt? Die Gefallenen ruhten doch in Frieden. An Gräbern hörte die Feindschaft auf.

Nach dem Essen schlief das Kind. Babette hantierte in der Küche und ihr Mann, der die ganzen Vormittage rastlos in der Stadt umherzugehen pflegte, schloß sich in seinem Büro ein, obschon seine Geschäfte ruhten. Dann unternahm die junge Frau ihren täglichen Gang, der sie für ein Stündchen vom Gefühl der Gefangenschaft und Gefahr befreite. Durch die abschüssigen und steigenden Straßen der uralten grauen Stadt wanderte sie, dem Halbbogen des hohen Hügelrückens folgend, vorbei am Lyzeum und der Ecole normale. Vor ihrer hochgetreppten Front stand ragend jenes Denkmal dreier Franktireurs, die 1870 standrechtlich von den Deutschen erschossen worden waren. Und die fanatischen Gesten, die finster vergrämten Mienen der Todgeweihten riefen jeden Tag, seit Jahrzehnten, den französischen Kindern stumme Mahnungen des Hasses und der Rache zu. Jetzt wehte über ihnen, am Dachfirst, die weiße Flagge mit dem roten Kreuz. Und dann betrat die junge Frau das Gelände des deutschen Militärfriedhofes. Er lag auf dem abschließenden, höchsten Punkt des gekrümmten Hügels, gerade gegenüber dem vieltürmigen Wunderbau der gotischen Kathedrale, der noch die Zitadelle vorgelagert war. Auch ihr eigenes Häuschen, mit der, den Gartenplatz gegen den Abhang abschließenden Mauer, konnte sie von hier sehen. Sie starrte hinüber; es schien unfaßlich, ganz verwirrend, daß sie dort wohne, daß es dort einmal Stunden des Glücks für sie gegeben habe. —

Und weit hinaus schweifte ihr Blick.

Digitized by Google

Das Departement de l'Aisne lag da, im Sonnenschein hingebreitet, voll sanfter Lieblichkeit, wie von zarten Pastellfarben getönt. Wohlbestellte Äcker — hineingestellt wie Spielzeuggruppen die Ruinen zusammengeschossener Dörfer und Gehöfte. Und dort im Westen — der Krieg. Gerade murrte ein dumpfes Rollen durch den linden Wind, der mit den Lauten der Vernichtung schmeichelnd spielte. Und nah um die junge Frau Gräber — Gräber. Alle geschmückt von treuen Kameraden. Dort eine riesige Holztafel, mit den Namen vieler, die zusammen in einem Grabe schliefen — und weiter noch Massengräber, aus jenen harten Tagen vom Ende September 1914, wo in den kaum eingerichteten Lazaretten der Tod seine Sense unaufhörlich schwang. Auf der Höhe des ansteigenden Geländes arbeiteten Architekten, Steinmetze und Gärtner an der monumentalen Ausgestaltung der Stätte, die in der ersten Not gewählt worden war und die nun die strengen Formen eines für immer geheiligten Platzes erhalten sollte.

Die junge Frau verteilte ihre Blumen auf die nächsten Gräber . . . Sie hätte in sie hinabrufen mögen, die Grenzen der Menschheit zerbrechend: Eine deutsche Frau weint hier um euch . . . Und ihr eigener, immer unterdrückter Jammer mischte sich in die Bewegung, steigerte sie und Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Aber Madame Lambert!" sagte da hinter ihr eine herzliche Stimme. Ach — der liebe Hauptmann von der Etappenkommandantur, der immer mit ihr sprach, wenn er ihr begegnete. Er kannte sie gut. Man kannte sich jetzt mit jedem Landsmann nach wenigen Minuten, als sei man sich seit Jahren Freund. Sie lächelte schon.

„Das bißchen Weinen. Nachher ist einem besser," sagte sie.

„Behauptet meine Frau auch. Aber Sie haben unsern Helden wieder schöne Blumen gebracht. Das ist treu von Ihnen. Mag Ihr Mann denn das?"

Er sah sofort in ihren grauen, schwimmenden Augen das Flimmern der Verlegenheit — und ihr Blick wich ab.

Wie ihm die reizende, mädchenhafte Frau mit dem ganz wunderbar vollen blonden Haar immer leid tat! Er hätte sie am liebsten nach Deutschland, in die Obhut seines eigenen, grundgütigen Weibes geschickt. Alle Herren hier kannten sie. Zu Beginn hatte sie wohl als Gelegenheitsdolmetscherin gedient. Und da sich das unabweisbare Gefühl ihr aufdrängte, als seien sie und ihr Mann besonders bewacht, erzählte sie gerade diesem Hauptmann einst offen: als ihr Mann und sie die furchtbare Lage begriffen, hatten sie einander gelobt, daß keiner Land und Volk des andern hassen und schmähen, keiner mit irgendwelcher Tat dem Feind des andern Schaden bringen wolle. In gegenseitiger Schonung wollten sie den Krieg ertragen, um des eben geborenen Kindes willen, in dessen Adern das Blut beider Völker floß.

Mit väterlichem Wohlwollen sah der stattliche Mann, dem der Krieg eine scharfe Narbe schräg über die Wange geschrieben hatte, auf sie herab.

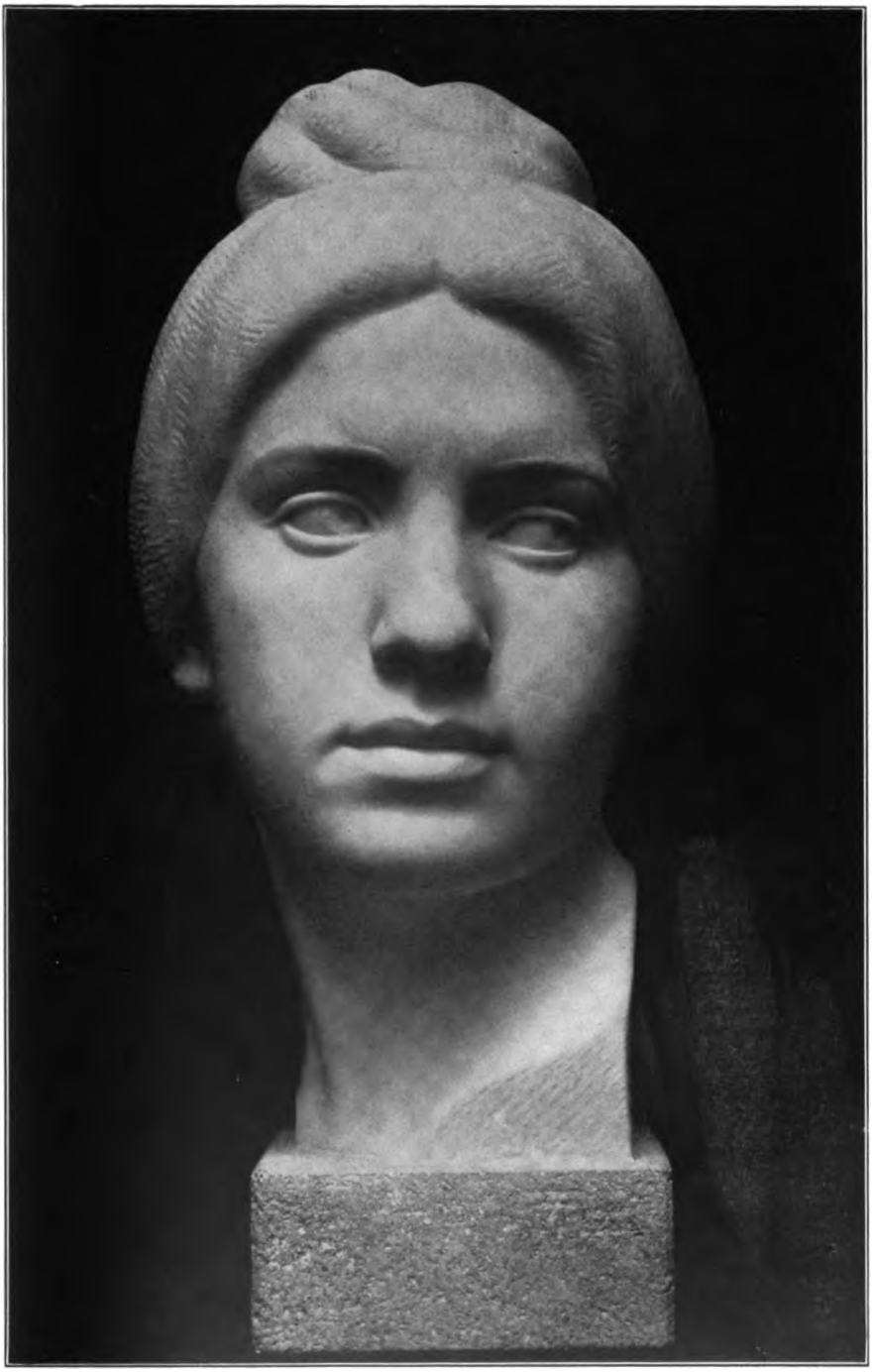
„Mal ehrlich, Madame Lambert — wie ist's? Die Länge trägt die Last — Ist's so? Oder umgekehrt? Sind Sie an die Lage mehr gewöhnt?"

„Ja — nein — ich weiß nicht — der Krieg — das Schwere — dies halb gefangen sein — ja. Aber mir ist — als sei's meinem Mann zuerst leichter gewesen, schonend sein — tragen — damals, als er noch dachte: Frankreich siegt. Aber seit er sieht, daß die Deutschen hier Herren sind — Und dann: der Junge will nun sprechen. Blaß vor Zorn wird mein Mann, wenn ich Theo deutsche Worte lehre — Es ist aber doch auch mein Kind — es soll auch meine Muttersprache — Aber mein Mann — jawohl, er hat auch recht, daß Theo französisch . . ." Sie sprach gequält, abgebrochen, hastig.

„Na ja — das ist sein Recht. Aber Sie auch — Zum Donnerwetter, wie kam denn das überhaupt, daß Sie . . ."

„Es war so natürlich damals! Jetzt ist es unbegreiflich. Ich war als Kinderfräulein zum Baron de la Perouge engagiert — mit familiärer Stellung — für drei Jahre — Und als ich angekommen war, sah ich: alles war anders. Schlechter als bei uns eine Dienstmagd hatt' ich's — grobe Arbeit von früh bis spät — ich dachte zuletzt: lieber sterben — Blaise Lambert verkehrte im Schloß, verkaufte dem Baron

Digitized by Google



Studienkopf. Marmorbildwerk von Prof. Hugo Kaufmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Wiesen, vermittelte Getreideverkäufe — so derlei mehr. Vielleicht verliebte er sich in meine blonden Haare, es klang so drollig, wenn er sagte: ‚deutsches Gret—schen.' Und er sprach so ritterlich — ich fühlte solchen Trost. — Und war überwältigt, daß er mich aus der Dienstbarkeit befreien wollte — ich hatte ihn lieb. — Vielleicht deshalb. — Und seine Augen — als bezwängen sie mich — Augen, wie man träumt —" Sie würgte den leidenschaftlichen Tränenausbruch nieder, der abermals in ihr hochquellen wollte und schloß mit tapferer Festigkeit: „Jetzt ist's ja mehr und mehr, als seien wir ganz fremde Menschen voreinander — aber nach dem Krieg, nicht wahr? Dann wird es wieder besser. — Und das Kind, ja — mein Kind ist auch sein Kind — deshalb müssen wir stillhalten — hoffen . . ."

„Freilich," sagte der Hauptmann gutmütig, „nach dem Kriege gleicht sich alles wieder aus."

Und ganz unmittelbar schloß er eine Frage an: „Ihr Mann hält ja wohl streng den gewissen Pakt?"

Durchbohrte sein blaues, blitzendes Auge sie? Von welch tödlichen Ängsten waren diese Sekunden der Stummheit erfüllt? Kam es nicht über sie wie eine jähe Lähmung? Schwieg der Hauptmann nicht, wie in schwerem Warten? Und zu ihrem Entsetzen fühlte sie, daß sie erblaßte — ihre Lippen wurden ihr schmal und eng. —

„Ja," sagte sie mit spröder Stimme, „das tut er gewiß."

„Sowie Sie Gegenteiliges bemerkten, müßten Sie auch Meldung erstatten, sonst kämen Sie selbst noch in eine furchtbare Lage."

„Das weiß ich. Aber — ich — schwöre Ihnen, Herr Hauptmann, daß nichts . . ."

Er sah, sie hielt sich kaum aufrecht. Ja, das arme Frauchen, das bebte in bangen Zuständen — den Donnerwetter auch — Und mit ein paar festen, warmen Worten entließ er sie gewissermaßen —

Mit bleiernen Füßen ging sie zurück — Ihre Blicke schweiften wieder ins weite, besonnte, schöne Frankreich hinein — es lag da wie im Frieden und die Sonne wärmte die junge Saat auf den Feldern, während in die zitternden Lichtwellen manchmal ein Ton fuhr, als schlüge ein umfilzter Riesenhammer dumpf auf die erbebende Erde — Und vor dem Horizont wehte eine breite Rauchfahne.

‚Was kann ich denn beschwören?' dachte die junge Frau. ‚Ich weiß nichts. Nur Angst hab' ich, unerträgliche Angst.'

Mit Namen ließ sich gar nichts nennen. Ja, gewiß, diese undeutliche Beklemmung erwuchs ihr nur aus schweren Einbildungen, die sich wiederum aus der ganzen Lage erzeugten.

Der Tag schlich hin, wie jeder andere. Mühsam in den nur allzu rasch erledigten Sorgen für Haus, Kind und Mann. Aber in der Nacht horchte sie zitternd auf die Schritte, die über ihrem Haupte erklangen. Wozu gingen sie hin und her und her und hin — vielleicht zwischen Babettes Kammer und der Dachluke, die gegen Westen sah, wo die Glühpünktchen der Granaten in der Nacht aufblitzten? War das ferne Schauspiel stärker als sonst? Holte er Babette heraus, es mit ihm zu betrachten? — Ihre Blicke durchforschten am Morgen sein bleiches, düsteres Gesicht. Es schien einen Ausdruck von Zufriedenheit zu tragen. Er löffelte aus der Kumme den Milchkaffee, als sei es Suppe. Das Kind legte sich weit vornüber, um von seinem Stuhle aus nach dem Weißbrot des Papas zu langen und es kreischte vor Freude, wenn der Papa neckend das Brot bald näher schob, bald zurückzog. Und die junge Frau lächelte wie erlöst dazu.

Da hörte man laut und scharf den Klopfer gegen die Haustür schlagen. Dann auf den Steinfliesen des schmalen Flurs Babettes Pantoffel, und gleich darnach harte Tritte.

Die Tür wurde aufgerissen. Babettes Gesicht, grau fast und mit jäh vertieften harten Linien, sah herein.

„Herr," stammelte sie, „Herr . . ."

Und Mann und Frau fuhren schon in die Höhe — In stolzer Haltung stand er und sah dem eintretenden deutschen Unteroffizier und den beiden Soldaten, die an der Tür mit Gewehr bei Fuß Stellung nahmen, fest entgegen. Die Frau aber, sich an die Stuhllehne klammernd, fühlte ihre Pulse pochen, so sehr, daß es in ihren Ohren brauste und ihr alles, was geschah, undeutlich ward. Sie begriff wie in einen Nebel hineinsehend, nur ohngefähr — Man

Digitized by Google

beschuldigte ihren Mann — er hatte dem Feinde Spionendienste geleistet — Nachts aus seiner Dachluke Brieftauben entsendet — alle Räume wurden durchsucht — Lärm von treppauf und treppab stapfenden schweren Stiefeln scholl durch das kleine Haus. Und man hörte das Krachen einer Tür, die eingeschlagen ward. Babette, in der Ecke des Zimmers kauernd, darin sie neben ihrer Herrschaft bewacht blieb, duckte ihren Kopf tiefer.

Es kam jemand mit einigen kleinen Käfigen herein — hinter Stäben waren die weichen Körper grauer Tauben vor Angst regungslos. Aber dann erwachte die junge Frau — sie sah, daß ihres Mannes Hände gefesselt wurden . . .

„Blaise!" schrie sie auf.

Und jammernd kam der Klagevorwurf hinterher: „Warum hast du uns das angetan?"

Er hob die Stirn — sein Blick ging langsam über Frau und Kind — Eine Bewegung zuckte über sein Gesicht und ward schon von ihm unterdrückt — Das Kind, zuerst verdutzt und stumm vor den fremden grauen Männern, fing plötzlich an zu weinen. Da rötete sich jäh das vordem ganz entfärbte Gesicht des Mannes. Und mit rauher Stimme, befehlshaberisch sagte er: „Nur vorwärts . . ."

Auch Babette, sich zu haßvollem Trotz aus ihrer schlotternden Angst aufraffend, mußte sich die Hände fesseln lassen. Zögernd trat der Unteroffizier an die junge Frau heran — Sie wich zurück.

„Ich!" schrie sie — „Ich? Ich bin ja deutsch — Und das Kind — ich kann nicht vom Kind —" Sie kniete neben dem Kinderstuhl, umfaßte den Kleinen, der immer lauter weinte, da er seine Mutter schluchzen sah — Sie war von aller Selbstbeherrschung verlassen. Der Schlag zerbrach sie völlig . . . Sie bemerkte nicht, daß ein Oberleutnant das Zimmer betrat und leise mit dem Unteroffizier sprach . . . Es entging ihr lange, daß es still um sie wurde, daß endlich nichts im Hause sich mehr regte — Langsam weinte sich das Kind aus und fing an, mit den blonden Haaren der Mutter zu spielen und die Kämme, die es hielten, herauszuziehen.

Und dann fuhr sie empor — das Kind jauchzte auf — Sie sah sich um — Frost lief durch ihre Glieder — Sie erkannte: sie sei allein — Ein entsetzliches Gefühl kam über sie: allein in einem fremden französischen Haus — allein in Feindesland — vielleicht auch mit todbringendem Verdacht beladen — Fliehen! Wohin? — Sie lief an die Haustür. Verschlossen. Dann bemerkte sie: ein Posten schritt vor dem Hause auf und ab. War das Bewachung? War sie der Mitschuld verdächtig? Oder war das Schutz? Vielleicht gegen haßvolle Belästigungen von Blaises Landsleuten?

Die Zeit schlich. Die grauenvolle Stille im Hause bedrängte ihr Herz so sehr, die Furcht in ihr ward so qualvoll, daß sie sich davor retten mußte. Hastig nahm sie ihre häuslichen Pflichten auf, dachte, daß das Kind Essen haben müsse — Das half ihr — Und doch erbebte sie, als käme nun der Tod, da der dröhnende Schall des Klopfers wieder durchs Haus scholl. Aber es war ihr Gönner, der gutherzige Hauptmann. Sie weinte auf, als sähe sie ihren Retter. Er sagte ihr, daß sie in der nächsten halben Stunde noch zu einem Verhör abgeholt werden würde, trotzdem ihr Mann und die Babette ihm schon die Unkenntnis der Vorgänge bezeugt hätten; Angst brauche sie keine zu haben. Sie würde wahrscheinlich nach Deutschland abgeschoben; sie solle nur ihre und des Kindes Sachen schon vorbereiten — das Haus werde unter Sequester gestellt, ebenso die paar Hektar Ländereien, die ihr Mann verpachtet gehabt. Und sonst? Habe sie Mittel?

Doch — ja. Ein paar tausend Francs waren im Haus. Aber sie wußte nicht, ob sie die nehmen dürfe. Schnell, sagte der Hauptmann: unbedingt! Denn der Kleine sei doch des Vaters Erbe — Das war in diesem Augenblick ein fürchterliches Wort — Die Frau starrte ihn an, kalt vor Entsetzen, starrte ihm gerade ins Gesicht . . . Er sah weg. So einen Blick auszuhalten, dazu gehörte mehr Mut, als sein großmütiges Herz vor einem Weibe aufbrachte — Er fragte dann mit etwas undeutlicher Stimme, ob sie noch Eltern in Deutschland habe.

„Niemand," sprach sie tonlos, „keine Eltern mehr — Niemand."

Ja, dann solle sie nur erstmal zu seiner Frau reisen. Jawohl. Die sei nämlich eine — Für alle Beladenen wisse sie Rat.

Digitized by Google

„Und — mein — und Blaise?“ fragte sie. Seine Narbe flammte ganz rot auf und er sah fast hilflos vor sich hin.

„Wann?“ fragte sie.

„Noch vor Nacht. —“

War sie selbst es, die so viel Kraft aufbrachte, neben einer Ordonnanz her zum Verhör zu gehen? Zu antworten? Ihr Haus zu bestellen? Der Hauptmann schickte ihr aus dem Schwesternheim eine Schwester. Sie fühlte wohl die milde schonende Nähe irgendeiner, die ihr Beistand leisten wollte — Sich des Kindes annahm — Ihr nicht mit Trostworten lästig fiel — Bis zum Abgang des Nachtzuges wollte dies stille, sicher im Hause waltende Wesen neben ihr bleiben.

Nun ward es Abend. Der weite Himmel entfärbte sich noch nicht — und die bleichen Türme der Kathedrale waren so stark im Licht, wie nur die sinkende Sonne es auf sie warf. All das Wunderwerk der sich aufeinander emporstufenden, immer schlanker werdenden Säulenbündel, mit dem versteinten Blattschmuck ihrer Kapitäle, zeigte sich in scharfer Deutlichkeit.

Da verließ die junge Frau das Haus — mit ihren unsicheren Füßen schritt sie noch einmal über die harten Platten des Straßenpflasters, der rötlich umstrahlten Kathedrale zu. An ihren hellen, vielgegliederten Mauern vorbei, die emporwuchsen in all der stolzen Gewalt kirchlichen Prunkes — Links grünten die Anlagen, breit und väterlich beschatteten blühende Kastanien Wege und Bänke. Feldgraue saßen da ruhevoll und dachten ernst in das weit vor ihnen sich hinbreitende Feindesland hinaus — Und nun, vor ihr — die Zitadelle. . . Als grauer, wuchtiger Endpunkt des Hügels — Und ein verschlossenes Tor? Was hatte sie gedacht? Weshalb kam sie? Sie fühlte: es ist gewiß schon geschehen! . . . Und da ist ein Grab . . . Man wird mir gestatten zu knien und zu beten — Aber sie fand nur ein verschlossenes Tor — Sie wartete. Worauf? Sie wußte es nicht — drängte sich hart gegen dies mit Eisen beschlagene Tor.

Ihre Gedanken sprachen zu ihm, der drinnen vielleicht schon in der eisigen Stummheit des Todes lag — vielleicht grub man ihm gerade sein Grab.

Ihre Seele dankte ihm heiß, für die Liebe, mit der er sie einst aus schmachvoller Dienstbarkeit befreit — Ihre Seele bat die seine um Vergebung, daß sie nun fortgehe und in ihrem Vaterlande aus ihrem Knaben einen deutschen Mann erziehe! Aber er hatte sein Wort zerbrochen — Er hatte ihrem Lande und ihren deutschen Brüdern Schaden getan — Das war Verrat auch an ihr, das machte sie frei von allen Fesseln, mit denen ihres Kindes Blut und ihres Herzens Dankbarkeit sie sonst für immer an dies Land gekettet . . . Er hatte sein Vaterland mehr geliebt als sein Weib.

Heiße Ströme schmerzlichen Glücks, weinenden Trostes fluteten durch sie hin.

‚Und ich — und ich?‘ dachte sie — und begriff, daß auch sie ihr Vaterland mehr liebe als sie ihn je geliebt.

So verstand sie ihn ganz — verzieh — und war doch erhoben in Freiheit.

Mitten in ihren Gefühlsekstasen schrak sie wild und furchtbar zusammen. Ein hartes, rasches, knatterndes Geräusch — Schüsse? Eine Salve? Drinnen? Geschah es in diesem Augenblick?

Sie brach in die Knie.

„Gott sei seiner Seele gnädig —“ rief sie laut.

Sie wußte: stolz und in starker Haltung würde er zu sterben wissen für sein Vaterland. Sie hatte eine Vision — sah ihn stehen, und mit erhobener Stirn, die glühenden Blicke fest auf die Gewehrläufe gerichtet — so unerhört deutlich erlebte sie dieses Gesicht, daß ihr Ohr, wie im Nachhall den Ruf zu vernehmen glaubte: Vive la France! — und erschauernd fühlte sie, wie der Ruf jäh im ewigen Schweigen erstarb.

Ihre Tränen flossen. Sie betete still.

Und im Gebet erwuchs ihr die Kraft dem Leben entgegenzugehen, wie er dem Tode: stolz und aufrecht. Heimzukehren als deutsche Frau, ihrem Lande einen Knaben zu bringen.

‚Aber hassen — hassen will ich ihn nicht lehren‘, dachte sie aufschluchzend.

Digitized by Google

Karl Loewes Bilder aus deutscher Vergangenheit

(Zum 120. Geburtstag des Meisters, 30. November 1916)

Von Dr. Leopold Hirschberg

Jedes Gedicht prägt sich als Lied dem Gedächtnis leichter, bisweilen unverlöschlich ein. Die nach Volksliedern fahndenden Forscher lassen sich bekanntlich deshalb die Volksgedichte von den einfachen Leuten auch nicht vorsprechen, sondern vorsingen; denn es ist ja ein sehr häufiges Vorkommnis, daß ein Sprecher stockt, sich verwirrt und wiederholt und am Ende ganz steckenbleibt; ein Mißgeschick, das dem Sänger fast niemals zustößt. Höchlich zu preisen wird darum der Mann sein, der die historischen Sagen in Töne kleidet und dadurch die Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit des Volksgemütes stärkt und festigt. Das hat für uns Deutsche in reichstem Maße Karl Loewe getan. Man mag über den Meister denken, wie man will — Verunglimpfungen war er von solchen, die sich in seine Eigenart nicht zu versenken verstanden, in besonders hohem Grade ausgesetzt — die erzieherische Bedeutung seiner Tätigkeit als Komponist historischer Sagen wird gerade heute weniger denn je unterschätzt werden dürfen. Und niemand hat dies nachdrücklicher und freudiger anerkannt als König Friedrich Wilhelm IV., dessen Gast der Tondichter häufig war und dem er fast ausschließlich seine geschichtlichen Balladen vortragen mußte.

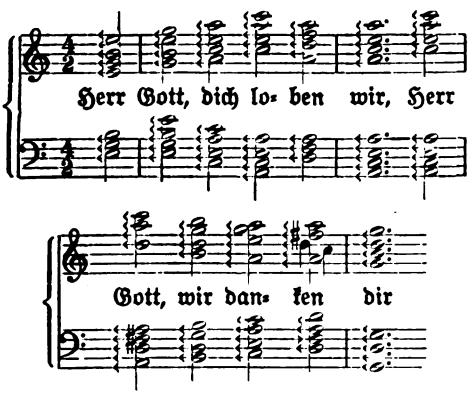
Sie in Töne zu geben, dazu war gerade Loewe vor allen andern Meistern berufen durch seine naive, wahre, ungekünstelte Art. Hatte er doch die Ballade, die vor ihm ein irrlichterierendes, haltloses Dasein führte, auf dem Boden des Volksliedes erstehen lassen und für alle Zeiten fest begründet. Neben der Geschlossenheit der Form ist es namentlich die einfache, volkstümliche Melodik seiner Werke, die so viele davon zu wirklichen Volksliedern machte. Wehe dem aber, der es wagt, diese Melodik „banal" oder mit einem ähnlichen Ausdruck zu benennen! Der müßte ja dasselbe „Urteil" über Haydns Paukenschlag- und Beethovens Freude-Melodie fällen.

Über ein Jahrtausend erstrecken sich die „Bilder aus deutscher Vergangenheit", die Loewe gemalt hat. Sie beginnen mit Karl und endigen mit Wilhelm dem Großen, welch letzterer allerdings damals diesen Ehrennamen noch nicht führte. Bald ist es eine Ballade, bald eine Romanze oder Legende, bald ein größeres Chorwerk, die uns die Gestalten früherer Zeit in lebenswahrer Deutlichkeit erstehen lassen. So wird es klar, daß bei kaum einem Tonmeister das vaterländische Empfinden in solcher Reinheit ausgeprägt ist, wie bei Loewe, und daß Richard Wagner ihn mit vollem Recht, wie seinen Hans Sachs, einen „Meister deutsch und echt" nannte.

Die „Taufe Wittekinds durch Karl den Großen" ist, chronologisch betrachtet, das erste der historischen Sagenbilder Loewes; der österreichische Balladendichter Johann Nepomuk Vogl der Verfasser des Gedichtes. Während Platen, der denselben Stoff als Ballade behandelte, von örtlichen Angaben vollkommen absieht, läßt Vogl den grimmen Sachsenherzog durchs Wesertal nach Aachen wandern und verlegt alsdann die Hauptszene in den Dom dieser Stadt. Die geschichtliche Stätte ist aber die Stadt Attigny gewesen; auch hat Wittekind die Taufe nicht auf Grund einer plötzlichen Überraschung und Rührung begehrt, wie Platen und Vogl es darstellen, sondern aus politischer Klugheit und nach langwierigen, zu Paderborn gepflogenen Friedensverhandlungen. Dem Musiker aber bietet sich durch die dichterische Freiheit eine Fülle prächtiger Momente dar, und Loewe nützt sie in ungewöhnlich reicher Weise aus. Die herbe und düstre Monotonie des Anfangs spiegelt unübertrefflich das Grausen des nächtlichen, von Sachsenleichen besäten Schlachtfelds und den unversöhnlichen Grimm des heidnischen Helden wider; kaum jemals hat Loewe das Unisono mit solcher Hartnäckigkeit zur Anwendung gebracht, wie in der Einleitung des „Wittekind". Es hält

Digitized by Google

bis zu dem Augenblicke an, wo dieser „rasch und wild“ durch des Domes Pforte eindringt; das nunmehr durchaus plötzliche Hervorbrechen starker Akkorde von typisch kirchlicher Färbung und hierarchischer Pracht ist für den Empfindenden von gleicher Wirkung, wie die plötzliche Veränderung szenischer Bilder, in denen Wagner seine so bekannte Meisterschaft entwickelt. Ich stehe nicht an, den eben geschilderten Meisterzug Loewes der Verwandlung des Venusberges in das Wartburgtal oder des Klingsor-Turmes in den Zaubergarten als völlig ebenbürtig zur Seite zu stellen. Noch einmal tritt für kurze Zeit das monotone Wittekind-Motiv hervor, wie um die völlige Ratlosigkeit des von dem nie geschauten Glanz geblendeten Sachsenfürsten auszudrücken; noch ist sein Grimm, als er sich einigermaßen gesammelt hat, nicht gebrochen und er greift ans Schwert, um den demütig am Altare knienden Kaiser zu durchbohren — da bricht mit einem Male und in ungeheurer Stärke, wie von tausend Harfen geschlagen, der Cantus Ambrosianus:



in der Begleitung hervor und vollendet durch seinen überwältigenden Eindruck die innere Bekehrung des Verstockten. Der Tondichter aber läßt nicht nach, das berühmte Kirchenlied, unbekümmert um den Bericht der erzählenden Singstimme, bis zu seinem Ende, bald an-, bald abschwellend, durchzuführen, und durch den dreimaligen Silberklang des Sanktusglöckleins die künstlerische Täuschung zu vollenden und zu einer gewaltigen Szene der Gottesverehrung in wahrhaft erhabener Weise auszugestalten.

Das liebliche Idyll von der Wahl Heinrichs des Voglers zum deutschen Kaiser, wie es Loewe in seiner bekannten Ballade mit nicht zu überbietender Volkstümlichkeit zeichnete, hält natürlich auch einer strengen historischen Kritik nicht stand. Es ist eine uralte Mythe, durch Gottfried von Viterbo zum ersten Male vollständig erzählt und in ihren Grundzügen mit der römischen Sage vom Cincinnatus und der böhmischen vom Przemisl, dem Vater der Libussa, übereinstimmend. Wir danken es aber dem Dichter, daß er dem Tonsetzer Gelegenheit gab, in einem echt deutschen Landschaftsbild mit Lerchensang und Nachtigallenschlag schwelgen, den deutschen Lenz in Tönen ausdrücken zu können.

In den „Suevischen Annalen“ des alten Martin Crusius und der „Chronika der freyen Reichs-Stadt Speyer“ wird die Geschichte vom Grafen Eberstein erzählt, auf dessen Burg der Kaiser Otto, während der Graf sich auf glänzendem Turnier vergnügte, einen infolge rechtzeitiger Warnung vereitelten Überfall machte. Ludwig Uhland hat sich nicht im geringsten darum gekümmert, daß die Verräterin des Anschlags, „des Kaisers holdseliges Töchterlein“, damals (938) erst acht Jahr alt war, also füglich mit dem Grafen auf einem öffentlichen Feste nicht tanzen konnte; er hat auch keine Rücksicht auf die von Historikern erwiesene Tatsache genommen, daß ein Eberstein niemals eine Kaiserstochter heiratete, sondern mit Hintenansetzung alles Geschichtlichen seine überaus köstliche Ballade gedichtet, sogar mit einem so zweideutigen Schlusse, wie man ihn bei einem so keuschen Dichter am allerwenigsten erwartet. In Loewe hat Uhland einen seiner würdigen Betöner gefunden; ob es gilt, den zierlichen Reigentanz im Kaisersaal oder den wilden Kriegstanz auf dem Festungswall des Ebersteiners zu malen, oder über die kleine Frivolität der Schlußworte mit unnachahmlicher Grazie hinwegzuhuschen — alles hat Loewe zu einem Gebilde wunderbarster Einheitlichkeit derart gestaltet, daß diese Ballade zu den bedeutendsten Meisterwerken auf diesem Gebiete gezählt werden muß. Zu Heinrich von Mühlers „Kaiser Ottos Weihnachtsfeier“, die der Dichter in den Quedlinburger Dom verlegt, gibt der gelehrte Komponist selbst die berichtigende Erklärung, daß Otto I. das Weihnachtsfest, an dem er seinem jüngern Bruder Heinrich verzieh, 941 zu Frankfurt gefeiert habe. Zum Unterschied von „Wittekind“, bei dem der Festgesang erst im Verlaufe der Erzählung eintreten konnte, erklingt hier vollkommen sinngemäß das „Veni redemptor gentium“ des heiligen Ambrosius schon bei Beginn des Werkes, so daß der Hörer sofort in das mit andächtigen Betern gefüllte Gotteshaus geführt wird. Durch die flehende Bitte des Herzogs, das unerbittliche Urteil des Kaisers, die in ihrer Einfachheit überwältigende Ausgestaltung der Worte:

Bleich werden rings die Fürsten,
Der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise
Gleich wie im Totenreich usw.

wird das streng kirchliche, plagalische Motiv unterbrochen, bis es von neuem zum Vorschein kommt, wenn der Abt als Vermittler zwischen die feindlichen Brüder tritt. Auch hier zeigt sich Loewe als bedeutungsvoller, geistiger Vorgänger Wagners, wie ich das schon für andere Stellen in mehreren Ar-

Digitized by Google

beiten nachwies; wie im Tannhäuser die vernichtenden Papstworte ohne jede Begleitung gesungen werden, um das Gesprochne dadurch zu ganz besonderem Nachdruck zu steigern, so läßt auch Loewe bei den Worten des Geistlichen die Begleitung völlig verstummen und verwendet für den Gesang eine archaisierende Weise (Intonatio hypophrygica).

Welche Verwirrung die Sage unter der exakten Geschichtsforschung anrichtet, wird an den beiden Saliern Heinrich IV. und V. besonders deutlich. Denn die Gustav Schwabsche Ballade „Kaiser Heinrichs Waffenweihe" dichtet dem Vater an, was dem Sohne erst ein Jahr nach des Vaters Tode (1107) zugestoßen sein soll: „Er wurde zu Goslar durch einen Donnerschlag gerühret, welcher ihn an seiner großen Zehe verwundete und einen Teil von seinem Degen und Schilde wegnahm." Anderseits läßt die berühmte Ballade „Die Glocken zu Speyer" Vater und Sohn zu gleicher Zeit sterben, während in Wirklichkeit neunzehn Jahre dazwischen lagen. Was aber kümmert Sänger und Hörer diese historische Entgleisung, wenn dafür ein so vollendetes Meisterwerk geboten wird, das mit den einfachsten Mitteln die Seele aufs tiefste zu erschüttern vermag! Die mächtige Tonfülle der „Kaiserglocke", mit deren Klange sich alle Glocken der Stadt zu einem wahren Harmonienmeer vereinigen, und im Gegensatz dazu das klagende Gewimmer des bis zu seinem letzten, ersterbenden Schlag allein durch die Luft zitternden Armensünderglöckchens — es ist, als ob die Seele dessen, der an seinem Vater gefrevelt, zagend vor den ewigen Richter tritt.

Die Sage vom Grafen von Habsburg hat Schiller nach eigner Angabe Tschudis „Chronicon Helveticum" entnommen, sie findet sich jedoch schon bei weit älteren Schriftstellern. Einiges Wenige ließ Loewe bei der Komposition der Ballade weg, nahm auch hie und da kleine Änderungen vor; verwandelte doch auch Beethoven in Schillers Freudehymnus das ihm zu scharfe Wort „frech" in „streng". Prunkvoll und prächtig, wie es sich für die Schilderung einer Kaiserkrönung gebührt, setzt der Anfang von Loewes Werk ein; über die ganze Erzählung des Harfners aber breitet sich eine Schlichtheit, die die Einfachheit und Demut des gottesfürchtigen Grafen um so deutlicher hervortreten läßt. Höchst ergreifend ist der Schluß; kaum jemals hat Loewe so innig und rührend die tiefe Erschütterung einer großen Seele gesungen. Auch sonst finden sich viele feine Züge; schon die ganze Erzählung des Sängers auf eine Art Jagdmotiv zu stellen, ist ein äußerst glücklicher, der Situation angemessener Gedanke; und die Nachahmung des Meßner-Glöckchens in der Klavierbegleitung ist direkt aus dem Leben gestohlen.

Das Erdenleben des Johannes Parricida geriet infolge seiner selbst für damalige Zeiten unerhörten Schreckenstat alsbald in ein mystisches Dunkel, und nicht weniger als drei Orte streiten sich darum, seine sterblichen Überreste zu bergen: Pisa, Schloß Ledenburg bei Osnabrück und Königsfelden. Hätte der Balladen-Skribifax Joh. Nep. Vogl seinen „Mönch zu Pisa" nicht gedichtet, so wäre für die Literatur nichts verloren gewesen; und selbst Loewe wußte mit dem langweiligen Stück nicht viel anzufangen. Im Schluß allerdings erkennen wir in der mächtigen Deklamation des Mörder-Namens die Klaue des Löwen; wie in Erz gemeißelt stehen die durch sieben > bezeichneten sieben Silben da, als wollten sie eine Ewigkeit überdauern, bis zur Posaune des Jüngsten Gerichts.

Zwei Großen, die eine neue, lichtere Zeit begründen halfen, zwei Märtyrern, wenn auch nur der eine von ihnen eines schmachvollen Todes starb, Huß und Gutenberg, hat der Meister je ein historisches Chorwerk gewidmet. In den Werken unserer großen Tondichter findet man nichts Ähnliches; Spohrs „Befreytes Deutschland" (ungedruckt) und Webers „Kampf und Sieg" bewegen sich in ganz allgemeinen, hymnenartigen Worten; Schumanns Plan eines Luther-Oratoriums kam nie zur Ausführung. Um solche Gebilde, wie den „Huß" und „Gutenberg" zu gestalten, war eine typische Balladenbegabung vonnöten; denn sie sind nichts anderes als dramatisch erweiterte Balladen. Loewe als Berufenster äußert sich über diesen schwierigen Teil der Balladen-Ästhetik u. a. folgendermaßen: „Die besten Balladen sind die, welche die Erzählung ganz ausschließen, und dafür den redend handelnden Personen den dramatischen Faden gleichsam so in den Mund legen, daß ihn der Leser sich von selbst schon denken kann, statt der Erzählung Handlung geben und dadurch völlig in das Gebiet der höheren dramatischen Kunst überstreifen." Trotz mancher Schwächen, die zumeist dem philologenhaften Text August Zeunes zur Last fallen, gewährt der Loewesche „Huß" viele so großartige, ihrer Zeit weit vorauseilende Episoden, daß die wenigen Gemeinplätze gänzlich verdeckt werden. Die Gestalt des böhmischen Glaubenshelden vor allem ist meisterhaft gezeichnet und ragt mächtig über die anderen Personen hervor; mag er nun den urkräftigen „böhmischen" Choral: „Was mein Gott will, das g'scheh allzeit" anstimmen, oder im Kreise schlichter, einfältiger Hirten das liebliche Psalmidyll „Der Herr ist mein Hirte" im Abendsonnenschein ertönen lassen, oder vor seinem letzten Gang die tieferschütternden Worte des Assaph-Psalmes: „Herr, laß mich nicht straucheln" in demütiger Hingebung sprechen. Mit das Merkwürdigste ist ein „aus der Ferne" von vier Solostimmen gesungener Einleitungsprolog, dessen Dichtung zweifellos Loewe veranlaßt, vielleicht selbst verfaßt hat. Das tiefe Ethos des Sagenhaften in Hussens Persönlichkeit kann durch nichts schöner und erhebender zur Geltung gebracht werden als durch die Loewesche Musik.

Digitized by Google

Daß die zur Vierhundertjahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Mainz eingesetzte Festleitung Loewe mit der Komposition des Chorwerkes „Gutenberg" beauftragte, läßt uns die richtige Empfindung der Männer bewundern; denn in der Tat gab es damals keinen dafür Geeigneteren als eben unsern Meister. Dichterisch steht das Werk Ludwig Giesebrechts ungleich höher als Zeunes Huß; der edle Freund und Amtsgenosse Loewes konnte nur etwas Tiefes, Gediegenes schaffen. Dramatische Glanzpunkte gewährt es nicht und kann es seinem Wesen nach nicht gewähren; ja, ich möchte als Grundzug seines ruhigen Charakters, gegenüber dem wilden Fanatismus des andern, Gutenbergs entsagungsvollen Gesang betrachten:

Einsam, in mein Werk vertieft,
O wie war ich lichten Sinnes!
All ihr Sorgen des Gewinnes
Laget ferne, lagt und schlieft.

Als zweite Gutenberggabe Loewes sei das feierliche Chorlied „Gutenbergs Bild" erwähnt, das, gleichfalls von Giesebrecht gedichtet, bei der Enthüllung des Denkmals gesungen ward. Es muß ein erhebender Augenblick gewesen sein, als nach dem letzten Anruf:

Und die Kunst, die mächt'ge, hat geboten:
Gutenberg, erstehe von den Toten!

die Hülle fiel und Thorwaldsens Werk sich den Blicken der Menge entschleierte. Wie einst der Heiland rief: „Lazare, komm heraus!" so rief hier Karl Loewe und zauberte durch seine Kunst ein hehres Bild deutscher Vergangenheit ins gegenwärtige Leben.

Mit einer romantischen Sage aus dem Leben des „reichsten Fürsten", des Württembergers Eberhard im Bart, nimmt Loewe gewissermaßen Abschied von dem ihm so lieben Gebiete der geschichtlichen Sage. Er wählt dazu Uhlands hold-träumerische Legende „Graf Eberhards Weißdorn" und versteht es, dem frommen Grundgedanken des Gedichts durch eine gewisse, Sebastian Bach abgelauschte, Strenge der Stimmführung in der Begleitung Rechnung zu tragen. So sehen wir durch diese Töne den biederen Grafen, der sein Haupt in jedes Untertanen Schoß beruhigt legen durfte, ins heilige Land ziehen; wir sehen ihn, mit dem grünenden Trieb des Weißdorns geschmückt, in die Heimat zurückkehren und das Reis einpflanzen; wir werden mit ihm „alt und laß" und sehen den greisen Herrn im tiefsten Traum unter dem mächtigen Hagdorn zu Tübingen sitzen. Und ganz leise, wie Sphärenmusik, verklingen die Dichterworte:

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land —

abermals ein Bild aus der Vergangenheit unseres gesegneten Vaterlands.

Nicht weniger als neun Balladen widmete Loewe Maximilian I. und seinem Sohn Karl V. Vier davon gehören dem „letzten Ritter" und sind dem gleichnamigen „Romanzenkranz" Anastasius Grüns entnommen. Dieses Gedicht weist alle Fehler und Nachteile der geschichtlichen Reimchroniken auf; man wird aus ihm den trefflichen Schöpfer so vieler schöner lyrischer und epischer Gedichte nicht liebgewinnen können. Die „Reiherbeize" erzählt den 1482 zu Brügge erfolgten Tod der Maria von Burgund; die drei übrigen bilden den in Grüns Werke als „Max in Augsburg 1518" bezeichneten Abschnitt. Man sollte kaum glauben, daß ein derart ungeschicktes Bild, wie es Grün gleich in der ersten Verszeile gibt („Es hat das Herz des Menschen ganz eigne Länderkarten!") in Töne gegeben werden könne; und doch hat es Loewe so sinnig und einfach getan, daß aus ihm und den folgenden Gedichten („Max und Dürer" und „Abschied") die Gestalt des alternden Kaisers in milder Abgeklärtheit und Ruhe entgegenleuchtet.

Schilderte der Meister bei Maximilian den Lebensabend des Kaisers, so geleitet er Karl V. gleichsam von der Wiege bis zum Grabe. In die Dichtungen dieser poetischen Biographie teilen sich Anastasius Grün mit zwei, Platen, Kopisch und ein gewisser Hohlfeld mit je einem Stücke. Um für sie Loewes Kunst in allen Einzelheiten würdigen zu können, bedürfte es einer besonderen Monographie; wie im „Wiegenfest zu Gent" die einzelnen Gabenspender, in „Karl V. in Wittenberg" der Edelmut des Kaisers und der Fanatismus Albas, im „Heinz von Lüder" die Frechheit des kaiserlichen Herolds und die Großmut des Landgrafen Philipp geschildert sind, das ist hohe Kunst bei denkbar größter Anspruchslosigkeit der verwendeten Mittel. Der „Pilgrim vor St. Just" aber gilt mit Recht als eines der großartigsten Werke deutscher Gesangsmusik überhaupt — ein Rembrandt-Gemälde in seltsamem Helldunkel. Auch das Schlußstück „Die Leiche zu St. Just" enthält zahlreiche wundervolle Einzelheiten, aus denen ich besonders die rührende Rückerinnerung an das „Wiegenfest" hervorheben will:

Wie des Regenbogens Himmelstiege
Glomm der Tag, der ihm das Licht beschied,
Kön'ge schaukelten da seine Wiege,
Königinnen sangen ihm das Lied

Und nun verstummt Loewes Kunst für ein Jahrhundert deutscher Geschichte, das traurigste, mit dem durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges der Begriff unsäglichen Jammers und Elends verknüpft ist. In um so strahlenderem Licht erscheinen vier der gefeiertsten deutschen Heldengestalten des achtzehnten: Prinz Eugen, der alte Dessauer, Schwerin und Friedrich der Große. Ich brauche nur die Überschriften der vier Balladen: Prinz Eugen der edle Ritter, Der

Digitized by Google

seltne Beter, General Schwerin und Fridericus Rex zu nennen, um selbst in der Seele des Amusischen die Vorstellung eines Bedeutenderen und im edelsten Sinn Volkstümlichen zu erwecken. —

Beim Beginn der Freiheitskriege war Loewe ein sechzehnjähriger Jüngling, zu seinem Schmerze jedoch körperlich untauglich, an der Erhebung des geliebten Vaterlandes als freiwilliger Krieger teilzunehmen. Unauslöschlich prägten sich ihm (seine Selbstbiographie gibt Kunde davon) die wilden Kämpfe in und um Halle, wo er damals lebte, ins Gedächtnis; sah er doch zuerst Napoleon, kurz darauf Blücher in der Stadt, war er auch Zeuge zahlreicher von Kosaken verübter Roheiten. Aber nichts geht in einem wahren Künstlerleben verloren; was er damals als Knabe erschaute, fand später, in Jahren der Reife, seinen künstlerischen Niederschlag in hohen Meisterwerken. Erst in jüngster Zeit ward ein solches, den Heldentod der Eleonore Prochaska verherrlichendes, aufgefunden, „Die preußische Kriegerin" betitelt, das ein so urgewaltiges Kampfgemälde im engen Rahmen einer Ballade entrollt, wie es Beethoven in der Eroica, wie es Weber im „Gebet während der Schlacht" geschaffen. Vom letzten entscheidenden Siege zu Belle-Alliance erzählt Rückerts köstliche Humoreske „Der Papagei", die Loewe in fast toll-übermütiger Weise nachtönt. Selbst eine Anekdote vom Wiener Kongreß tritt in der „Kaiserjagd im Wiener Wald" anschaulich ins Leben. Und um auch das Sagenhafte nicht fehlen zu lassen, komponiert Loewe noch, vierzig Jahre nach dem am 5. Januar 1814 aus Schleswig in den „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten" berichteten Ereignis von der „Gottesmauer", Rückerts gleichnamige Legende, jenes „schöne Beispiel von Gebetserhörung", das auch Clemens Brentano zu einem Gedichte begeisterte.

Für den Deutschen aber ist es unmöglich, sich das neunzehnte Jahrhundert ohne den alten Goethe vorzustellen. Der „Olympier" in Weimar war allmählich zu einer fast sagenhaften Gestalt, sicher zu einer Art Orakel geworden, zu dem man pilgerte, um ein paar Worte von ihm mit auf den Lebensweg zu nehmen. Den Werken des Altmeisters sind Beethoven und Schubert, Schumann und Mendelssohn unzählige Male, Loewe selbst in einem halben Hundert genaht, und sie alle haben den Dichter und sich damit unsterblich gemacht; der Person aber ist einzig und allein Loewe gerecht geworden. Beethoven und Mendelssohn ward die persönliche Bekanntschaft Goethes zu Teil und in weit intimerem Grade als Loewe, der als schüchterner Kandidat der Theologie mit einem höchst impertinenten „Empfehlungsschreiben" Zelters im Herbst 1820 an die Tür des Dichters klopfte — aber nur ihm war es vorbehalten, die zahllosen Darstellungen Goethes in Bild, Stein und Wort durch eine musikalische zu ergänzen und abzurunden. Mit dem ihr zugrunde gelegten Gedicht ist etwas sehr Merkwürdiges passiert; es hat sich fälschlich unter die Goetheschen verirrt, zum erstenmal im 7. Band der „Nachgelassenen Werke" (Stuttgart und Tübingen 1833). Sein wirklicher Verfasser ist Friedrich Förster, der die anmutigen Zeilen 1826 in das Stammbuch des braunschweigischen Malers Rebbers für seine Goethe-Tasse schrieb:

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder die bleiben fern;
O Traum der Jugend! O goldner Stern!

Den Galgenhumor des Gedichtes hat Loewe in der Musik höchst glücklich getroffen; an der Stelle „wie der alte Fritz" entfesselt er einen förmlichen kleinen Wutanfall, der dann durch die träumerisch-sanften Schlußtakte so schön ausgeglichen wird, daß wir nicht den Gott, sondern den Menschen Goethe erblicken.

Im reifen Mannesalter hat dann Loewe sich keinem wichtigen Ereignis, das sein Vaterland betraf, verschlossen; alles mußte irgend einen Widerhall in seiner Kunst finden. Als streng konservativ gesinnter, königstreuer Preuße gibt er seiner Empörung über die Unruhen von 1848 im „Preußischen Hurrah-lied" Ausdruck und läßt alsbald „Des Königs Zuversicht. Segenswunsch für sein Volk" folgen. Von höchstem Interesse sind Loewes Bestrebungen zur Bildung einer deutschen Flotte; in wahrhaft prophetischer Weise deuten seine beiden Lieder „Deutsche Flotte" (1848) und „Preußisches Marinelied" (1856 nach dem Gefecht bei Tres Forcas entstanden und dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmet) auf die künftige Größe Deutschlands auch zur See. Die Thronbesteigung Wilhelms I. feiert er mit den schwungvollen Tönen des Chorliedes „König Wilhelm".

Hätte der Tod den fast Dreiundsiebzigjährigen nicht kurz vor der glorreichen Erhebung der deutschen Waffen, am 30. April 1869, von der Erde abberufen; hätte nicht schon fünf Jahr vorher ein Schlaganfall seine Schaffenskraft gänzlich aufgehoben, so würden wir sicher von 1864, 1866 und 1870 „Bilder aus deutscher Vergangenheit" besitzen. Aber auch ohne dies hat er in dem, was seines Amtes war, mehr für sein Vaterland getan als irgendein Meister der Töne; was er selbst bei der Enthüllung des Hermann-Denkmals im Teutoburger Wald gesungen, vollbrachte er durch seine Werke:

Überall, Germania,
Tönen deines Ruhmes Lieder;
Unsrer Heimat Preisgesang
Hallt von deutschen Hügeln wider.

Digitized by Google

Drachen und Koggen

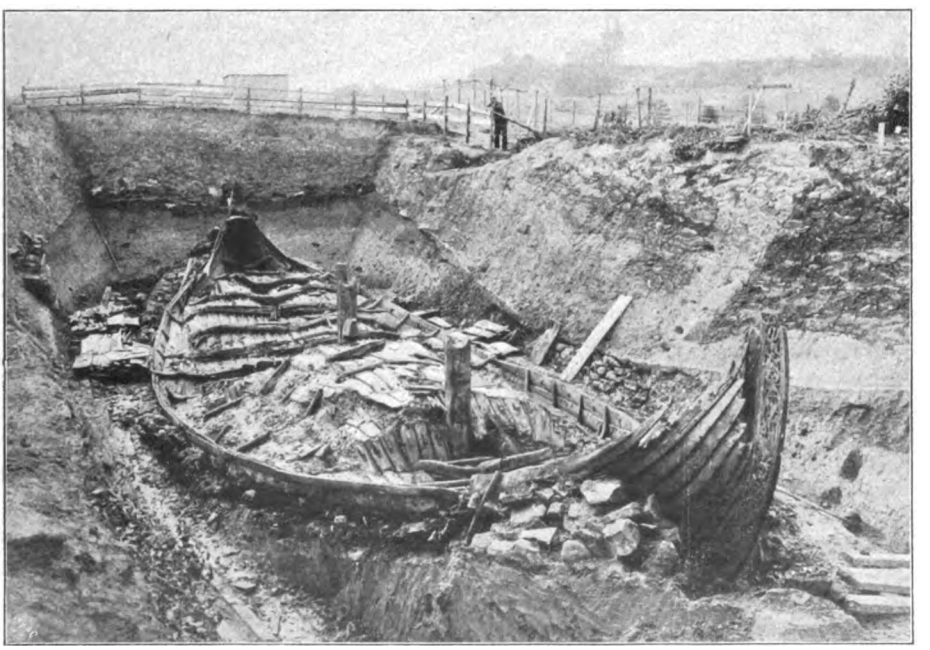
Bilder aus der Seeherrschaft der Germanen

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Geschichtslos erscheint der Norden. Im deutschen Westen begegnen uns die alten Erlebnisse auf Schritt und Tritt und sie sind nicht der geringste Reiz, in diesen Gegenden zu wohnen. Karolingenbauten leben mit dem Alltag der Gegenwart weiter, im Bauernhause stecken römische Ziegel mit vermauert oder Hausteine mittelalterlicher Burgen, zwischen Tabak- und Rübenfeldern erkennen wir den Lauf der Wege nach Bergkuppen orientiert, auf welche der militärische Straßenbau der Römer sie gerichtet hat.

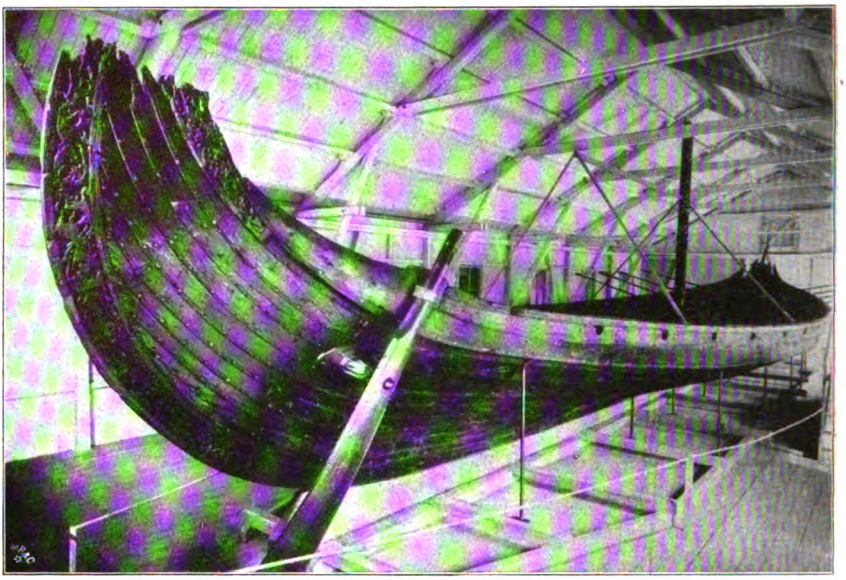
Anders der Norden. Es ist alles wie von heut oder wie von Urzeit, was in diesem Fall dasselbe ist. Dem Sichtbaren fehlt der Unterbau der Geschichtlichkeit. Die Gegenwart steht auf diesen Felsen, wie die Holzhäuser der Fischer daraufstehen: kellerlos, mit ein paar untergeschobenen Geröllblöcken auf das natürliche Gestein gesetzt. Das Holz vergeht, und der Fels ist zu hart, als daß ihn eine Spur verletzt. Wir wissen: von diesen Schärensunden, diesen Fjorden fuhren einst die Drachenschiffe der Wikinger aus; aber nichts mehr lenkt die Erinnerung hierauf, die Menschen selber wissen nichts davon. Es ist alles wie von gestern, von heute, das Leben sieht uns an, als ob es jeden Frühling neu erstehe, wenn der Schnee von den verwaschenen nackten Felsen und den moorigen Weideflächen weicht. Auch die Menschen dort und ihre gepriesensten Dichter — wir halten zuweilen inne und denken: sind sie so modern, oder sind sie so eintägig bloß?

Ich sage dies natürlich nur für Leser, die mir nicht erwidern: aber man hat doch Wikingerschiffe ausgegraben, es gibt Altertümermuseen, man baut Hotels im Wikingerstil, man setzt kleine silberne Drachenschiffe als Salzfaß auf den Tisch, allgemein trägt man Nachahmungen altnordischen Goldschmucks als Brosche und Armband! Gewiß, die Bildung tut dies. Sie geht in diesen Ländern bis weit zu dem, was wir Volk nennen, herab und sie ist stolz und von geschichtlich-nationalem Sinne erfüllt. Aber ohne die antiquarische Vermittlung solcher von den Hauptstädten ausgehenden Bildung könnte man an diesen Gestaden sein Leben verbringen, ohne je daran erinnert zu werden, daß sie vor tausend Jahren schon rege



Das Wikingerschiff von Oseberg unweit Tönsberg.

Digitized by Google



Das Oſebergſchiff nach ſeiner Aufſtellung in Kriſtiania

und ringende Menſchen geſehn. Dieſe Meerlande behalten etwas Unberührtes, Jungfräuliches dem Treiben der Menſchen gegenüber; man denkt leicht an die Hochwelt der Alpen, wo gleichfalls Jahr um Jahr das Leben aus der Schneeſchmelze taucht: hölzerne Sennhütten, Viehkoppeln, große Gaſthäuſer und die Telephonſtangen.

Das bewegte Leben war von je an dieſen ſtarren Küſten, nicht drinnen im Lande und droben auf dem Fjeld. An den Fjorden und Inſeln ſpielte es ſich ab, auf den Wellen, die durch die Sunde fluten. Die Landſchaft bleibt immer dieſelbe: ablandig wehende Winde laſſen den blauen Himmel über den weißlichgrauen Felſen leuchten, oder ſie kommen von der Weſtſee und jagen die ſchleppenden naſſen Wolken heran. Aber Geſchehniſſe von epiſcher Buntheit und Stärke ſieht dieſe immer gleiche Szenerie.

Vor tauſend Jahren waren die Nordländer viel beweglichere Menſchen, als unſere Deutſchen zu jener Zeit, die ſo friedlich aufaßen, was ſie gepflanzt hatten. Auch jene waren Bauern, aber eben nicht ſtillſäſſig gedeihliche, ſie konnten es nicht ſein. Notwendigkeit zwang viele, dadurch zu leben, daß ſie unterwegs waren. Zum Wandern und Erkunden, das dem Germanen im Blut ſteckt, kommt das Müſſen hinzu. Aber der Sinn der ſtarken Menſchen will es niemals wahr haben, daß er nur Unvermeidliches tut. So macht er auch hier einen Ehrenpunkt daraus, ein trotzig keckes Heldentum. Fahr aus, ſieh dich um und bring etwas heim. Wiſſen und Schätze bring heim; wie du ſie erlangſt, iſt deine Sache. Wer daheim hockt, bleibt ein ungebildeter Tölpel, er hat keinen Auftrieb, er iſt nichts Rechtes. Mit deutlichen bewußten Worten wird in den alten Sagas dieſe Anſchauung vertreten. Und ſomit fahren auch die Söhne der Wohlhabendſten und der Volksführer aus, damit ſie Männer werden, die berechtigt ſind, im Volk daheim zu gelten. Dies ſind die echten Wurzeln des Wikingertums. Nicht politiſche Gründe, nicht Landnot, Ausdrängung und was noch immer in unſeren Büchern gefabelt wird.

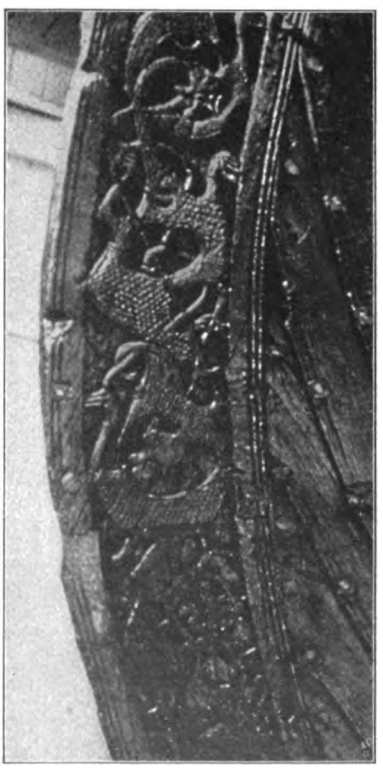
Die Wikinger ſind Händler und Krieger zugleich. Wo das Land kein ſolches iſt, das einen behaglichen breiten Bauernſtand nährt, da macht es immer ſeine Leute zu Gewerbetreibenden und Händlern, ſchon auf viel früheren Stufen, als es die alte Wirtſchaftstheorie von der Aufeinanderfolge der Berufe zu erkennen vermochte. Damit ſie leben können, fahren die Nordleute aus mit dem, was ſie haben, mit Fiſchen, Pelzwerk, Tran, Federn, Teer und Bauhölzern, und bringen es zu denen, die ihnen das abnehmen. Dafür holen ſie heim, was wieder zu Hauſe gebraucht wird und ſie dort weiterhandeln können: aus Dänemark Korn, Honig, Wachs, aus England dasſelbe nebſt Eiſenwaren und Leinwand, aus Rußland alles, was ſein Süden bietet, und dazu die angeſtaunten Koſtbarkeiten von Byzanz und aus dem Orient, womit die ſüdöſtlichen Kaufleute, Griechen, Juden, Syrer und Araber durch Rußland und durch die Weichſelgegenden ziehen. Auf ſolche Händlerweiſe fahren aber nicht nur diejenigen Nordleute, die es nötig haben, ſondern auch, die nur eine Reiſe machen wollen. Denn es gibt für ſie noch kein gemünztes Geld; die auf dem Kontinent umlaufenden Münzen der Griechen, Orientalen, Deutſchen und Weſtnationen

Digitized by Google

Das bei Gotestad ausgegrabene Wikingerschiff

nimmt man wohl, aber man bringt sie nur als gewogenes Metall heim, das sich dann wieder vertauschen oder als Material für Schmuck verwenden läßt. Wer also reisen will, nimmt von seinem Besitz mit, was er unterwegs vertauschen kann, und da liegt es für den noch so Reichen nahe, so viel mitzunehmen, daß durch den Umsatz ein Gewinn erzielt wird und die Reise sich bezahlt macht. Sie handeln alle, selbst später die Priester und Rompilger der christlichen Zeit fahren als Handelsleute. Aber niemand will von Beruf ein Kaufmann sein. Sozial sind sie Hofbesitzer, Bonden, oder deren Söhne.

Überall ist es der Handel, der die Menschen gewalttätig macht. Er setzt das gastfreundliche, naive Rechtsgefühl, welches die Hirten- und Bauernvölker haben, wieder herab und zerstört das freiwillige in ihm, den Sinn für innere Gerechtigkeit. Im Handel liegt einmal die Weiterverlockung zum Gewinn ohne Arbeit und zum ungeduldig raschen Reichtum. In den alten Zeiten führt das nun nicht zu den rechnenden Wagnissen des Börsengeschäfts, sondern zum Leib und Leben einsetzenden Abenteurertum. Der seefahrende Händler wird zum Faustrechtskrieger, auf gewissen argonautischen Frühstufen der Griechen genau so, wie zur Zeit der nordischen Fahrmänner. Diese Räringer handeln oder plündern je nach Gelegenheit und gänzlich bedenkenlos, auch untereinander; zunächst ist jeder für den andern da, daß er an ihm gewinnt. Dagegen gilt schon das künstliche Recht: daß der Mann das Besondre ehrlich hält, was er verabredet hat, und der Wortbrüchige bei allen verfemt ist.



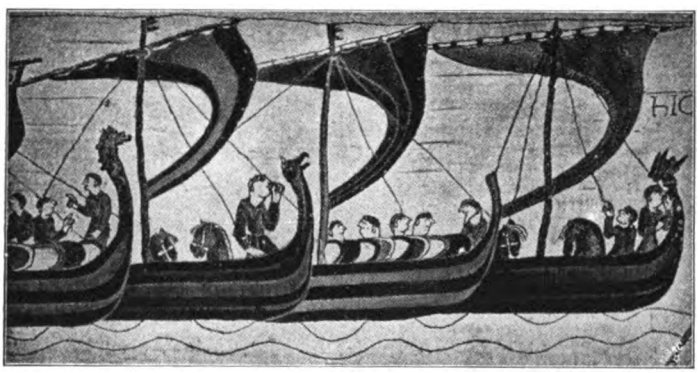
Verzierung am Vordersteven des Osebergschiffes

Zu wunderlichen Folgerungen führt diese Nordmannsmoral, die ja noch keine öffentlichen Gesetze nach unserer staatlichen Art über sich kennt. Zum Beispiel wird vor einer Landung ausgemacht: vierzehn Tage ist Marktfriede, nach dieser Frist aber soll Feindschaft sein, von jedem Teil zum andern, und jeder behalten, was er raubt. — Solange nichts abgemacht ist, ist überhaupt Feindschaft, der Fremde ist nun nicht mehr „Gast“, sondern Feind. Deshalb ist auch das fremde Schiff gefundene Beute, so gut wie die Habe der Küstenbewohner, und so bildet sich ein Zweig des Wikingertums aus, der sich in erster Linie auf die

Digitized by Google

Beraubung anderer Schiffe verlegt. Ob es die von Volksfremden oder von Landsleuten derselben Sprache sind, macht etwas, aber wenig Unterschied. Staatlich sind diese Länder noch gänzlich ungeordnet, und so gibt es wohl ein Heimats-, aber kein Vaterlandsgefühl. Reiselust, Händlerwesen, Landplünderung, Seeraub, Seeräuberjagd gehen bunt durcheinander, und was allein diese Dinge mit einer Art von Thinggewalt ordnet, ist nur erst die Übereinkunft von Mann zu Mann; die aber gilt und steht fest.

Anschaulich und mit der ganzen Genauigkeit solcher gedächtnisstarken Überlieferungen erzählt die isländische Vatnsdälasaga die Vorgeschichte der norwegischen ersten Besiedler des Vatnsdals, ehe sie nach Island kamen: das Treiben und Ergehen dieser Ahnen im neunten Jahrhundert — also aus derselben Zeit, da die Wikingerscharen auch tief nach Deutschland und Frankreich hineinliegen. Da erhebt sich, wie nun das Gefecht ruht, auf einem der gegnerischen Schiffe ein Mann von hohem Wuchs und ruft zu Ingimund und Grim hinüber: „Wer sind diese Männer, die sich heute mit uns geschlagen haben? Nicht herkömmlich ist es, daß man kein Wort miteinander wechselte, da einer Unterredung nichts im Wege liegt, soviel ich weiß.“ Ingimund nennt nun sich und Grim; der Mann von drüben erklärt: er sei Sämund, am Sognefjord daheim. Er habe Gutes gehört über Ingimund und Grim und tue den Vorschlag, gemeinsame Sache zu machen. Das wird denn nun verabredet, bei großer Vorsicht auf beiden Seiten, um ja nicht vermuten zu lassen, daß die Feindschaft aus Mangel an Mut aufgegeben werde. Von da an fahren diese zusammen, die nächsten drei Jahre; im Winter sitzen sie jeder daheim und jeweils im Frühjahr treffen sie sich. Sie liegen und kämpfen die drei Sommer auf dem westlichen Meer, das heißt auf der Nordsee, wozu sie durch ihre Vereinigung stark genug geworden sind. Reichtum und großen Ruhm erwerben sie und bewähren sich als freigebige und hochsinnige Männer, so daß jedermann sieht, daß sie, wenn sie älter werden, gleich ihren lebenden Vätern zu besonderen Volksehren unter den Heimatgenossen berufen sein werden.



Normannische Schiffe des 11. Jahrhunderts mit Bewaffneten und Pferden
Aus dem Bayeux-Teppich, die Bezwingung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellend, 1061 gestickt

Ingimund und Sämund, die sich hier als Führer zusammen streiften und endlich König Arnulf sie vom deutschen Boden vertrieb.

Die Norweger Ingimund und Grim, Söhne von volksangesehenen Bonden im Romsdal, sind die Führer und Unternehmer kleiner jährlicher Wikingsfahrten. Sie fahnden zunächst auf andere Wikinger, aber Ingimund hat dabei den Grundsatz aufgestellt, den ich wörtlich wiedergebe: „Wenn keine großen Kampfestaten vorkommen, so ist es selbstverständlich, daß wir kühn auf Plünderung (Landplünderung) losgehen.“ Einmal treffen sie, als der einträgliche Fahrsommer schon zu Ende geht, in den schwedischen Schären auf fremde Schiffe und rüsten ohne weiteres zum Kampf. Sie beschießen sich mit Steinen aus den Wurfgeschützen, und beiderseits werden viele Männer verwundet. Man kämpft demnach doch mit einiger Vorsicht, wie es denn auch heißt: sie griffen nicht an, wenn es keine Aussicht bot. Sie kämpfen ja nicht für Ideen, sondern um Gewinn. In diesem Falle sind aber die Streitkräfte gleich.

Der Abend macht ein vorläufiges Ende, nahe beieinander bleiben die beiden Flottillen

mentun, sind also Norweger, von der atlantischen Westküste. Eine Hauptgegend der Wikingerausfahrt ist sonst auch der felsige Küsten- und Schärenstrich vom Kristianiafjord bis Gotenburg, um Tönsberg, Uddevalla, Lysekil und Marstrand. Es ist noch heute eine eigentümliche Bevölkerung, die hier in See und Felsen wohnt; sie sind nicht schlechtweg Schweden, wie denn die Gegend des Bohuslän überhaupt erst 1658 an die Krone Schweden gekommen ist. Sicherlich kamen von den „Dänen“, die in der Geschichte der drei großbritannischen Reiche eine so große Rolle spielen, viele von hier. Rannafylke nennen die altnordischen Sagas die Bohuslän-Schären und ihre Leute. Sie sind vor anderen das Meervolk, „Volk der Ran“, und wer diese landlosen Küsten kennt, begreift es, daß sie es mit solchem Vorzugsruhm haben sein müssen und gewesen sind.

Natürlich wurden neben der Beutemacherei in den Seekämpfen auch Gefangene gemacht, die sich dann lösen mochten, und Bewohner fremder Küsten wurden in die Dienstbarkeit weggeraubt. Die interessante Lebensbeschrei-

Digitized by Google

Koggen in niederdeutschen Miniaturen des 15. Jahrhunderts

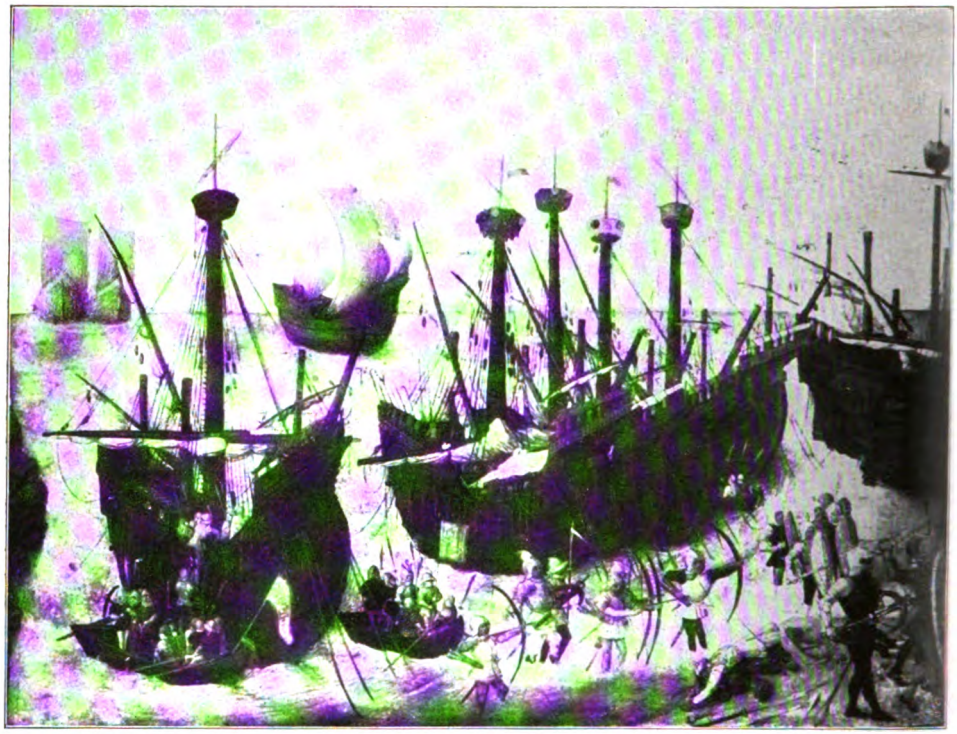
bung des heiligen Ansgar, des deutschen Apostels des Nordens, die Rimbert, sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl in Bremen schrieb, erzählt davon. Als Ansgar 829 das erstemal nach „Birka" — das ist die Insel Björkö in den Mälarschären westlich von Stockholm — kam, wobei er auf der Reise durch die Ostsee selber eine böse Begegnung mit Wikingern hatte, fand er zahlreiche Christengefangene bei den Schweden vor.

Das heute völlig belanglose Björkö war damals in Schweden der belebteste Schiffahrtsplatz, Händlerort und demnach auch Thingversammlungsort; entsprechend ist es eine der wichtigsten nordischen Fundstätten von Altertümern aus den Begräbnisplätzen. (Die jetzige Hauptstadt Stockholm ist erst 1187 als eine sperrende Außenfeste am Mälar entstanden.) In Birka waren „viele reiche Kaufleute und Überfluß an allen Gütern", es war ein frühes üppiges Wisby oder Jumne-Vineta, wie wir aus der weiteren Beschreibung ersehen. Deshalb gelingt es auch bald nach jener Reise Ansgars einem schwedischen flüchtigen „König", bei den Dänen ohne weiteres einundzwanzig Schiffe aufzubringen, die zu einer Raubfahrt nach Björkö ausziehen.

Norweger, Dänen, Schweden sind unterschiedslos die Völker der Wikingfahrt. Ost- und Nordsee sind ihr hauptsächlicher Schauplatz, aber auch die englischen, französischen, spanischen Gewässer erleben die Wikinger und bis tief in seinen Osten hinein das Mittelländische Meer. Deutschland dagegen ist für Handel und Seefahrt noch lediglich Objekt. Es liegt in agrarischem Stilleben, soweit die Fremden es in Ruhe lassen, und die Lehnsverfassung trägt weiter bei, es der See mit dem Rücken zuzuwenden. Ein eigenartiger vergleichender Eindruck ist es, stellt man der armseligen weltlichen Literatur der damaligen Deutschen die Lebendigkeit der berichtenden geschichtlichen Sagas des Nordens gegenüber. Wo wir hier

Koggen in niederdeutschen Miniaturen des 15. Jahrhunderts
(Dargestellt sind die Griechen vor Troja)

Digitized by Google



Anſegelnde und ankernde Schiffe, Mannſchaften zum Angriff auf eine Seefeſte landend
Aus einer franzöſiſchen Handſchrift von 1450—1470

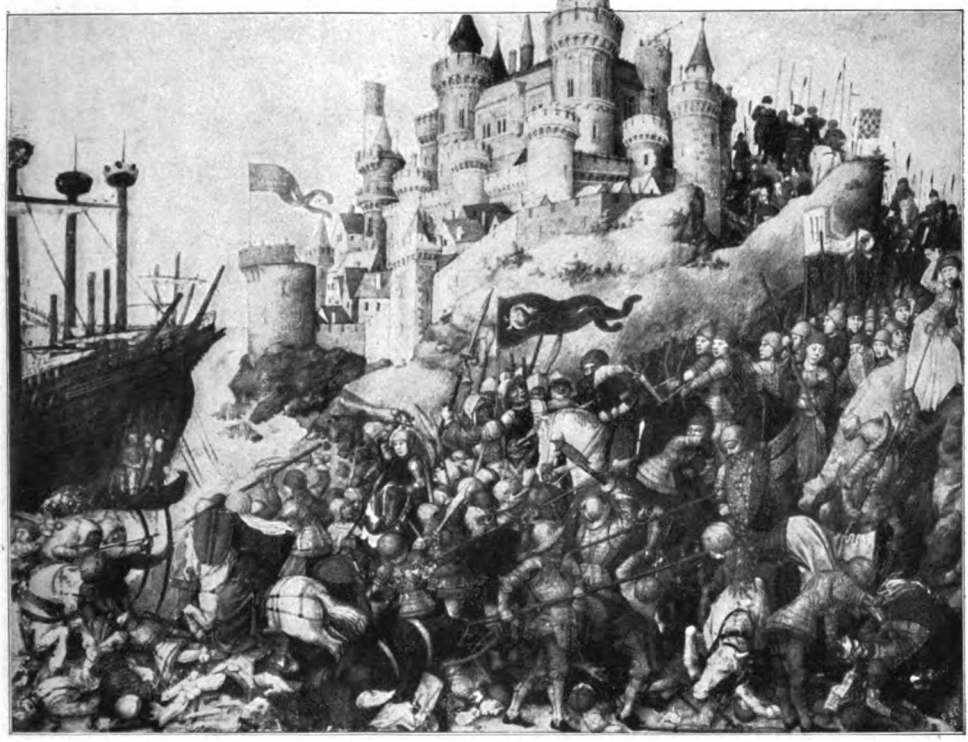
tatenfrohen, reichen Geſchichtsſinn haben, bis in die einzelne Familiengeſchichte hinein, haben wir aus Deutſchland über ganze Stammesgebiete ſo gut wie nichts, als die Beſitzurkunden und Gründungsgeſchichten der Klöſter, erzählender Aufbewahrung wird in Deutſchland nur die Tatfreudigkeit entſchloſſener Männer der Kirche würdig befunden.

Eine Ausnahme machen allein die Frieſen, die ſich damals noch wieder dem Reiche und der Kirche ſo gut wie ganz entzogen hatten. Die Verhältniſſe ihrer uneingedeichten amphibiſchen Gebiete zwingen ſie zu Gewerbe und Fahrt, ſo gut wie die Nordmänner an ihren Felſenküſten. Darum ſind ſie die Händler inmitten des agrariſchen, naturalwirtſchaftlichen Deutſchlands, deren Schiffe bis Mainz und Straßburg hinauf wohlbekannte Erſcheinungen ſind. Sie vertreiben auf kaufmänniſche Weiſe ihre einheimiſchen wollenen „Fries“waren und — ſie wikingern auch. Als 1097 eine unvermutet erſcheinende Frieſenflottille dem erſten Kreuzzug vor Tarſos zur Hilfe kam, ward ihr Führer Winmark von den Byzantinern beim Kreuzheer als ein ſchlimmer Freund erkannt, der viel Seeraub im öſtlichen Mittelmeer getrieben hatte. —

Die aus Totenhügeln ausgegrabenen Wikingerſchiffe der Sagazeit ſind zu oft aufgezählt worden, als daß es wiederholt zu werden braucht. Das von Goteſtad und das von Oſeberg (Abb. a. S. 369 bis 371) ſind die wichtigſten, beide vom Kriſtianiafjord, aus der Gegend des ſeefahrerberühmten Tönsberg, der älteſten norwegiſchen Stadt. Zu dem, was uns dieſe guterhaltenen Schiffe unmittelbar veranſchaulichen, geſellen ſich zahlreiche beſchreibende Mitteilungen der altnordiſchen Literatur.

Die Wikingerſchiffe waren große offene Boote, für Rudern und Segeln eingerichtet, von langem Kiel und im Boden ſo breit ausladend, daß ſie ſich als ſteife Segler hielten. Die Norm der größeren Schiffe war, daß 12 bis 16 Mann an jeder Seite ruderten und das Schiff im ganzen 60 bis 80 Mann faßte. Die Raumverhältniſſe ſind dann folgende — ich nehme die des ſechzehnrudrigen Goteſtader Schiffes —: 72 Fuß Länge von Steven zu Steven, nahezu 17 Fuß Breite, $5^1/_2$ Fuß Höhe in der Mitte und $8^1/_2$ Fuß an den Enden. Ein Ganzdeck gab es nie, aber die größeren Schiffe waren an der Back und am Heck mit einem kurzen Deck verſehen, von wo aus hauptſächlich gekämpft wurde, und ſie hatten eine an den Längsſeiten hinlaufende Zimmerung. Der offene Raum war in viele Abteilungen geteilt. Es waren Plätze da für die Waffen, für den Proviant der Mannſchaft, andere für die Ladung, die mit Häuten überſchnürt wurde, damit ſie feſtlag und geſchützt war. Auch zwei Schöpfräume wegen des eindringenden Waſſers gab es; in dieſen wurden

Digitized by Google



Der Kampf gegen die Landenden (Fortsetzung des Bildes der nebenstehenden Seite)
Aus einer französischen Handschrift von 1450—1470

später, seit etwa 1100, richtige Pumpen verwendet.

Wie alle wirklichen Schiffe, laufen die der Wikinger vorne und hinten spitz zu. (Die breiten Bauten am Heck, wo sie anderweitig vorkommen, beginnen ja immer erst über dem Wasser.) Vollendet schwingen sich die Planken über dem feinfühlig geformten Spantengerüst von starken Eichenrippen; moderne Jachtenbauer haben erklärt, sie könnten es nicht besser machen. Die Fahrgeschwindigkeit der Wikingerschiffe läßt sich schon hiernach als eine gute annehmen. Wir können sie aber näher bemessen aus zahlreichen Zeitangaben der Quellen über die Reisedauer von und nach Island; sie war annähernd die der neueren Segler, welche doch mehr Segel führen. — Die Planken waren „klinkerweise", wie bei unseren Fischerjollen noch, mit den Kanten übereinandergelegt und so mit dem Gerippe verbolzt. Die beiden hochgereckten Steven hießen da, wo sie an den Kiel ansetzten, Barte, ohne Frage mit demselben Wort, welches in Hellebarte steckt. Über der Barte war der „Nacken", und der oberste Teil hieß Brand. Die Barte war oft mit Eisen beschlagen und zum Rammen eingerichtet, wenn auch nie mit solchem langen Sporn, wie die mittelländischen Galeeren ihn führten.

Der obere Vordersteven konnte durch Reliefschnitzerei verziert sein; sehr schön ist dies der Fall bei dem Oseberger Schiff, wo (s. Abb. a. S. 371) das Motiv des Drachen und Drachenschiffes wiederkehrend verwendet ist. Nicht selten war er mit Goldblech beschlagen, das etwa wieder über eine Schnitzerei gepreßt war. Das Haupt des Stevens trug Verzierungen; Menschenköpfe, Köpfe von Wisenten, Stieren, Geiern, Kranichen werden genannt. Besonders beliebt war aber der Drache, und zu dessen Schwanz wurde dann der Hintersteven geformt, so daß das ganze Schiff als der Leib des Drachen erschien. Die plastische Naturphantasie der Germanen, welche den alten Rechtsbüchern eine so wundervolle Sprache gibt, will sich begreiflicherweise besonders betätigen bei etwas, das dem Nordmann ein so stolzer und vertrauter Besitz ist, wie sein Schiff. In der späteren Wikingerzeit nannte man überhaupt die großen Schiffe als Gattung „Drache". Daneben gab es, mit ähnlicher Naturvorstellung, die kleinere Art der „Snekkja" oder Schnicke, die auch die Hansezeit noch kennt. In der älteren Wikingerzeit dagegen heißt das wehrhafte Schiff seinen Gattungen nach „Ellidi" und „Askr" (Esche). Nach letzterer werden die Wikinger in den deutschen Berichten als Aschmänner bezeichnet. Von Booten führte das einzelne Wikingerschiff in der Regel zwei verschieden große mit. Sie standen am Mast oder es mochte auch eines von ihnen in Schlepp genommen werden.

Digitized by Google

Gesteuert wurde bis etwa 1300, wie auf dem Mittelmeer auch, durch ein großes seitliches Ruder. Nordisch war dieses steuernde Ruder durchweg an der rechten Seite (daher „Steuerbord") angebracht, während sonst auch die linke Seite vorkommt. Vom Mittelmeer aus beobachten wir das Aufkommen von je einem Steuerruder an beiden Seiten. Dies hat dazu geführt, schließlich beide durch ein an den Achtersteven gehängtes Ruder zu ersetzen.

Der Mast der Wikingerschiffe war zum Niederlegen eingerichtet. Er trug ein Raasegel, an einer oberen Raastange, die schon altskandinavisch den Namen Ra führte. Sie konnte durch ein Fall auf- und niedergeholt werden. Eine untere

Einschiffung von Reisigen. Aus einer Roman-Handschrift mit Miniaturen von 1462 (Die vier Haimonskinder)

Stange im Raasegel gab es nicht, wenn auch kleine neuere Handbücher das erzählen. Das Raasegel war vielmehr mit Ringen, Tauen und Reffleinen so eingerichtet, daß es während der Fahrt entweder im unteren Teil aus dem Winde gelassen werden konnte, oder daß es reffend nach oben hin aufgezogen wurde. Auf letztere Weise, durch Aufgeien, wurde es überhaupt eingenommen und festgemacht. In der sackartigen Verschnürung des festgemachten Raasegels hat sich bei manchem Abenteuer ein kühner Mann versteckt.

Das Segel„tuch" — wie sogar noch wir sagen — bestand aus weißem festen Wollenfries, der aber allmählich von der ausländischen Leinwand verdrängt wurde. Gerne besetzte man das Segel mit grellen bunten Streifen. Oder man stickte ganze Bilder darauf, was auch bei anderen Nationen üblich war und um 1200, als die Wappen wichtig wurden, zu deren Anbringung führte. Ähnliche Farbenfreude der Segel ist uns heutzutage ja besonders noch vom Adriatischen Meer bekannt.

Bei nicht großen Schiffen waren die Ruderbänke identisch mit den Querbohlen, welche dem Spantengerippe verbindenden Halt gaben. Bei den großen Drachen saßen die Ruderer auf den erwähnten seitlichen Zimmerungen. Natürlich spannten sich auch dann die Querhölzer über den Raum, und sie gaben das Schema seiner Einteilung. Zum bequemen Verkehr wurden sie teilweise mit Laufbrettern belegt, so daß also doch schon ein primitives Deck entstand.

Die Ruder waren sehr lang, aus Fichtenholz gefertigt. Jedes regierte ein Mann. Sie wurden bei den größeren Wikingerschiffen durch ein Rundloch gesteckt, das unter der Reeling war. Beim Segeln wurden diese Löcher durch Schieber von innen verschlossen. Dann, beim Segeln, überhöhte man auch die Reeling durch abnehmbare Borde, um Mannschaft und Ladung vor Spritzseen zu schützen. Ferner läßt der öfter erwähnte Ausdruck Sonnenbord schließen, daß man auch gegen die Strahlung und Blendung der Sonne solchen erhöhenden Bretterrand anbrachte.

Endlich gab es Zelte. Doch scheinen sie nur dann aufgeschlagen zu sein, wenn das Schiff vor Lande stillag oder wenn es ganz auf Land gezogen war. Letzteres tat man bei jedem längeren Aufenthalt; man brachte es mit Hilfe von Walzen hinauf und stützte es an den Seiten ab. Ein etwas gewaltsames Rechtsherkommen verpflichtete die Bauern oder Bewohner der Küsten zur Mithilfe — wir denken an Pferdestellung — bei diesem Auf- oder Von-Land-bringen; andernfalls büßten sie durch Plünderung. So unterwirft der herrische Wikingstolz sich schon den freien, aber friedlichen Mann zur frondenden Pflicht. Nicht anders sind diejenigen Wikingerschiffe auf Land geschafft worden, welche vornehmen Personen zur Grabkammer gegeben und über denen dann mit blauer Tonerde und Sand die Totenhügel aufgeschichtet wurden.

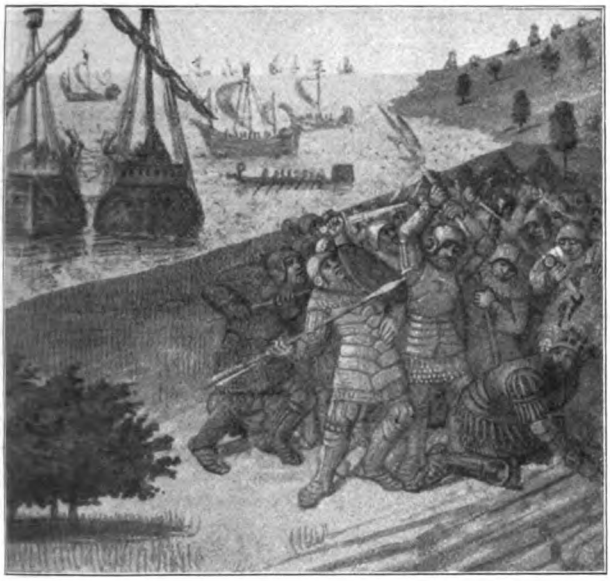
Jene Zelte wurden in der Weise aufgeschlagen, daß man über Stützen, die je zu zwei gegeneinander gestellt wurden, ein Längsholz legte und darüber die Zeltdecke hängte. Sie war in diesem Falle auch aus Wollfries — nahm man etwa das Segel? — und wurde unten noch weiter befestigt. Es ist

Digitized by Google

Hafenszene
mit einer Dreimastkogge vom Ende des 15. Jahrhunderts
Dem Schiffsrecht vorangesetzte Miniatur im Hamburgischen Stadtrecht vom Jahre 1497

Digitized by Google

Digitized by Google



Schiffe aus der Zeit um 1458. Miniatur von Jean Foucquet

im Prinzip die uralte Art, Zelte zu bauen, dieselbe, die von der fellbehangenen länglichen Wohnung des herdenweidenden Nomaden zum Langfirst und Strohdach des ansässigen Bauern geführt hat. Bemerkenswert genug finden wir die Pferdeköpfe vom Giebel des germanischen Bauernhauses auch als den geschnitzten Schmuck der gabelig aufgestellten Zeltstangen bei den Wikingerschiffen. Der Hausgiebel selbst heißt im Norden Gafvel, Gabelung, was ein Schlaglicht auf die sachliche und sprachliche Herkunft unseres Wortes Giebel, das nur im Vokal auf die Hochstufe gestellt ist, wirft.

Dieselbe Liebe, die noch den toten Seehelden sein Drachenschiff mit ins Jenseits nehmen läßt, hat diese Wogengänger auch so kunstreich geschmückt. Daher wird die Außenseite keineswegs nur immer geteert, sondern sie wird, wie wir es in dem Bilde a. S. 372 bei den Schiffen der französischen Normannen sehen, auch bemalt. Deshalb ferner wurden so viele einzelne Geräte ornamental verziert und geschnitzt, die nun in den Totenschiffen wieder aufgefunden sind.

Die Mannschaft bestand aus freien und freiwilligen Genossen des Schiffsführers. „Es leuchtete allen ein, was Ingimund sagte, und darum gehorchten sie ihm willig.“ In solchen Wendungen der Sagas drückt sich das Verhältnis beider Teile aus. Dieses ist also kein anderes, als genau das der altgermanischen Volksfreiheit und ihrer Führer überhaupt. Die Mannschaften der Wikingerzeit fahren auf Anteil am Gewinn. Viel jünger ist in den nördlichen Meeren die Werbung gegen feste Löhnung. Dagegen ist sie schon mittelalterlich das Verfahren der Genuesen und Venezianer. Erst das jüngste, letzte ist die Verwendung von Gefangenen und Sträflingen zum Rudern der (muselmännischen und christlichen) mittelländischen Galeeren.

Zum Schlafen bei schlechtem Wetter hatten die Leute ihre Schlafsäcke mit. Ebenso sorgte jeder für seine Beköstigung, mit Hartbrot, Schmalz, gedörrtem Fisch und anderen solchen Sachen. Gekocht wurde in der Wikingerzeit nur erst außerhalb des Schiffes, bei Landungen. Das Getränk wurde gemeinsam mitgenommen, in Tonnen, und aus diesen in den Deckelkübel, der am Mast stand, nach Bedarf gefüllt.

Das sind diese Wogengänger, welche ganz Europa kannte, und zwar mit wehrlosem Schrecken zumeist. Daß die Nordmänner bis ins Mittelmeer kamen, zeigt sich u. a.

Schiffe aus der Zeit um 1458. Miniatur von Jean Foucquet

Digitized by Google

darin, daß die Sagas ganz gut die dortigen hauptsächlichen Schiffsgattungen kennen und nennen. Als „Galeiden“ und „Dromundar“ bringen sie sie in ihre Sprache: die wehrhaften Ruderschiffe der Italiener (galea, galiotus, galionus usw.) und die Kriegsdromonen der Byzantiner. Der Ausdruck Büse für kleinere Schiffe ist sogar beiden Meereskreisen gemeinsam; sie heißen im Latein des italienischen Mittelalters buzus, buzius, butius, nordisch heißen sie buza, und holländisch als buis, Heringssegler, kennt sie noch jedermann. Auf die Ableitung des Wortes und die Priorität des Gebrauchs möchte ich hier nicht eingehen; es gibt auf dem Gebiet der

Hansische Kauffahrteischiffe vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (Ausschnitt aus dem a. S. 379 wiedergegebenen Bilde)

Schiffsarten und Schiffsnamen noch sehr vieles aufzuhellen und noch viel wissenschaftliche Arbeit zu tun. —

Das mittelalterliche Verhältnis Deutschlands zur Meerschiffahrt war, wie schon gesagt, zunächst recht negativ. Es war das der entbehrenden — Sehnsucht und Phantasie. Die Epen und romantischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Literatur sind voller Seefahrt und Schiffsabenteuer. Aber sie müssen sich mit ihrer Vorstellung an die Fremden halten, teils an das, was die Pilger- und Kreuzfahrerzeit vom mittelländischen Schiffswesen kennen lernte, teils an das Seewesen der Friesen und Nordländer, was z. B. in der Gudrun der Fall ist.

Eine deutsche Schiffsmacht haben dann jedoch die Städte der Hanse ins Leben gerufen. Die Zeiten sind nun verändert, der Kaufmann ist kein Gelegenheitshändler mehr, wie der ältere Nordmann und Isländer, der niemals Kaufmann heißen will und durchaus diese Bezeichnung vermeidet. — Der Kaufmann zeigt in allem vom dreizehnten Jahrhundert ab eine selbstbewußtere Entschlossenheit und Solidarität. Diese Zeit der entstehenden Hanse, die auch territorial um „Landfrieden“ und sicheres Straßengeleit sich müht, will die Seeräuberei nicht mehr als eine Norm gelten lassen, wie frühere Zeiten. Das Kriegshandwerk zur See soll jetzt dazu da sein, den geregelten Handel zu schützen, und letzterer ist es, der als die Norm betrachtet wird. Deshalb bauen die Hansen Schiffe, die in erster Linie Frachtfahrer sind, für gewöhnlich keine große und teure Mannschaft haben und die nur unter Segeln, ohne Ruderer, gehen. „Rundschiffe“ nennen wir sie als Gesamtgattung von der bauchigen Form.

Der Unterschied von „rundem“ Kauffahrteischiff und „langem“ Kriegsschiff geht vom Altertum her durch die ganze Geschichte. Auf dem Mittelmeer finden wir die vielhundertjährige Scheidung zwischen den vom Wind unabhängigen, rudernden und kriegstüchtigen Galeerenarten und dem nur segelnden runden Frachtschiff. Jene Galeeren, Galeassen und sonstigen Ruderschiffe sind bis ins siebzehnte Jahrhundert in vollwichtigem Gebrauch geblieben und noch darüber hinaus bekannt gewesen. Auf den Meeren des Nordens dagegen beschränkt sich viel früher das Rudern auf das kleinere Boot. Im vierzehnten Jahrhundert hat das „reine“ Segelschiff bereits die Oberhand erlangt, und insbesondere ist es die breitbauchige, im Profil rundbordige Kogge, die die Führung übernimmt.

Der Ausdruck Kogge kommt auch französisch, spanisch, italienisch vor, als coquet, coca, cocca und ähnlich. Deshalb haben romanistische Philologen an die Ableitung von dem lateinischen concha, Muschel, gedacht. Das ist verlockend, aber es spricht vieles und allzuvieles dagegen. Das romanische Vorkommen des Ausdrucks ist spärlisch gegenüber der wichtigen Verbreitung des Wortes in der ganzen Nord- und Ostseewelt. Das mittelländische Schiffssystem hat ohnehin für Koggen keinen Platz. Beides beweist noch nichts. Aber das Wort ist von Hause aus maskulin, „kocho“ heißt es althochdeutsch,

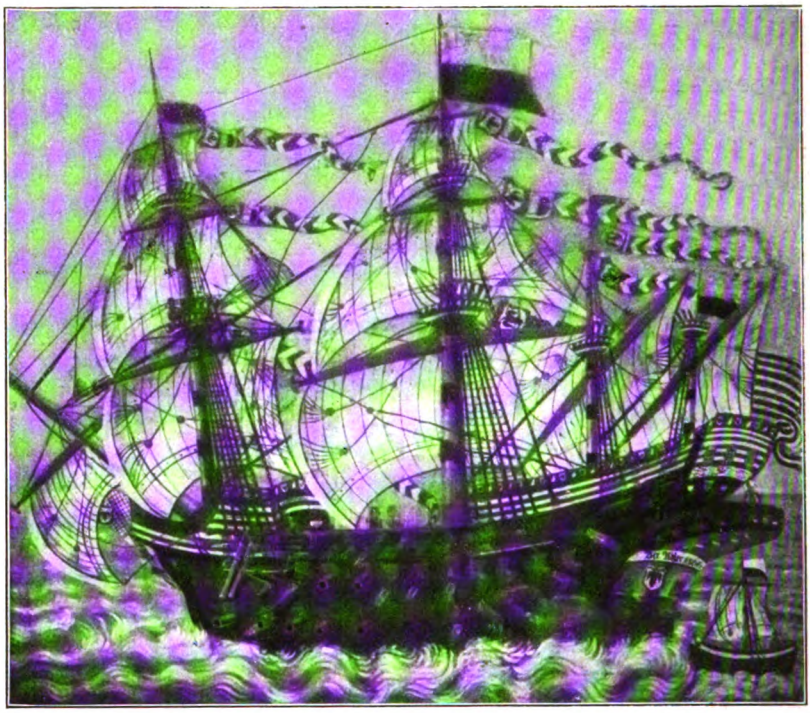
Digitized by Google

Der Schiffbruch des Bergenfahrers Hans Ben
Votivbild aus dem Jahre 1489 in der Marienkirche zu Lübeck. (Vgl. den Ausschnitt a. S. 378)

wenn die Deutschen dieses Fahrzeug erwähnen; altnordisch heißt es kuggr, isländisch kuggi, altschwedisch koggr, dänisch kog, englisch cog und cock. Die Neigung, Handelsschiffe als weibliche Personifikationen aufzufassen und danach auch die Einzelnamen zu geben, hat aus dem Kog die Kogge gemacht, und dann erst, nachdem dies geschehen, ist das Wort in die romanischen Sprachen zum gelegentlichen Gebrauch übernommen worden. — Die Bedeutung von Kog und Kogge scheint die des Hohlen, Fassenden, Geräumigen zu sein, wobei man denn auch an das sprach- und sinnverwandte „Köcher" denkt. Und weiter, in paralleler Hinsicht, denkt man an die noch immer nicht ganz geklärte Beziehung, die sprachlich zwischen dem Schiff und dem Schaff besteht, dem hölzernen Bottich, den die Schäffler oder Böttcher herstellen. Auch ein nordisches Wort „kagge" mit der Bedeutung Schaff oder Bottich entspricht dieser Deutung, und isländisch ist kugge nach uraltem Ausdruck der aus einem Baum gehöhlte Trog.

Die Koggen der historischen Zeit sind nun zwar längst keine trogartigen Einbäume mehr. Sondern es sind fest gezimmerte, rundliche, gedeckte Handelsschiffe, die unter Segel fahren. Ihr Heck mußte schon deswegen besonders hoch sein, damit der Steuer-

Digitized by Google



Der „Adler". Lübisches Kriegsschiff vom Jahre 1566
Gemälde in der Schiffergesellschaft zu Lübeck

mann Ausblick hatte. Außerdem hat das Bedürfnis, im Kriegsfalle oder gegen Seeräuber auch diese Schiffe wehrbar zu machen, zu erhöhten Plattformen über dem Heck und Bug geführt, wo dann die Wurfmaschinen nebst ihrer Mannschaft, sowie Armbrustschützen und Enterer standen. Von diesen Wehrbauten her ist noch heute der Ausdruck Kastell — Vorder- und Hinterkastell — in unseren Küstengegenden nicht verschollen. Bis gegen 1500 sieht man die Kastelle bei den großen Segelschiffen immer augenfälliger anwachsen, ähnlich wie gegenwärtig bei den Panzerschiffen die Aufbauten immer abenteuerlicher werden. Um 1500 werden die Kastelle wieder minder auffällig, dadurch daß sie sich in die Form des Schiffes hineinstrecken, als oberes Achter- und Vorderdeck, und damit beginnt also die moderne Entwicklung zur Form unserer Vollschiffe, Barken, Briggen und anderer großer Segelschiffe.

Wir lassen zur Illustration der spätmittelalterlichen Kauffahrtei- und Reiseschiffe in den nördlichen Meeren auch einige bisher noch nicht bekannt gewordene Miniaturen sprechen. Allerdings verfahren die im Raum sehr beschränkten Maler der Miniaturen gerne nach ihrer bekannten Manier, die Menschen im Maßstab zu groß zu machen, um sie genügend deutlich in das Bild zu bringen. Wenn z. B. Pferde mittransportiert werden, wie auf dem Bilde a. S. 376, so haben wir doch an Schiffe zu denken, auch wenn letztere der Maler der Miniatur bootartig verkleinert und wenn er die Deckbauten fast unterdrückt. Besonders wertvoll ist es, daß uns die feine Abbildung a. S. 377 unten Schiffe ihrer Zeit einmal richtig und wirklichkeitsgetreu unter Segeln zeigt und daß wir auch die Ausbootung von Landungstruppen gut beobachten können.

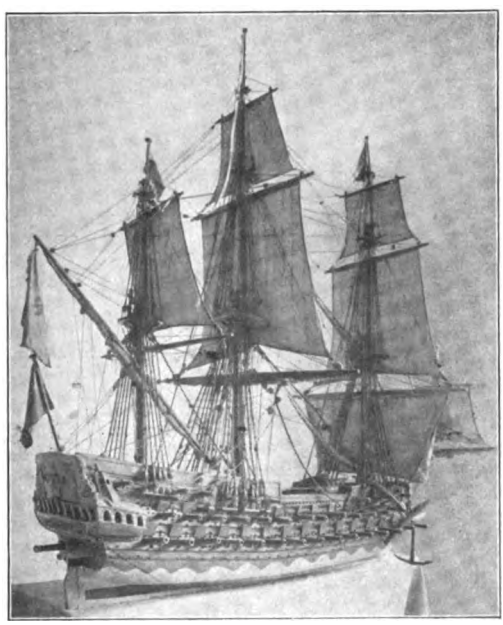
Durchaus dominiert bei diesen alten Seglern ein Mast. Es ist noch „der" Mast, und oben hat er den richtigen Mastkorb, der davon, daß er aus Weidenruten geflochten war, seinen Namen führt. Stengen am Mast, Verlängerungen über den Mastkorb nach oben, treten erst vom sechzehnten Jahrhundert an auf. Früher schon bringt man auf dem Achter- und Vorderkastell Nebenmasten an. Zuerst sind sie klein und ganz nebensächlich, im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts gewinnen sie an Bedeutung, und sie sind es, aus welchen schließlich Besanmast, Fockmast und Bugspriet hervorgegangen sind.

Die Skandinavier verwandten schon vor den Deutschen die Koggen. Im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit als die reichsverräterische Politik Kaiser Friedrichs II. dem Dänenkönig die deutsche Ostseeküste preisgab, hat die notgedrungene Selbsthilfe der deutschen Seestädte auch die richtige Entschlossenheit zum eigenen Flottenbau mit sich gebracht. Damals

Digitized by Google

vollzieht sich etwas, daß sich unserer Flottenbewegung der jüngsten Zeiten vergleichen läßt. Zunächst bleiben zwar die dänischen Koggen viel zahlreicher und sie sind auch noch die größeren gegenüber den von Lübeck erbauten. Aber von da ab überflügeln die Hansen die nordischen Reiche nicht nur an Stattlichkeit und Macht der Flotten, sondern stetig auch in der Größe der einzelnen Schiffe. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert verdrängen sie geradezu die Skandinavier von den Meeren. Damit ist das alte Verhältnis aus der Wikingerzeit vollkommen umgekehrt. Die Deutschen jetzt beherrschen die Ost- und Nordsee, sie sind die Kaufleute, die an den nordischen Küsten gesehen werden und deren Schiffe dort beinahe ein Monopol ausüben. Die eigene Schiffahrt der einst so wagenden Nordmänner ist zur Fischerei und zum kleinen Küstenverkehr herabgesunken.

Neben den Koggen gab es andere, sehr mannigfaltige Schiffsgattungen, und wenn wir die Barsen, Büsen, Ewer, Hulks, Pleien, Prahms, Schuten, Schnicken nennen, so sind das sehr wenige von vielen. Im Durchschnitt hatte die Kogge, wovon wir als der wichtigsten Art hier reden, im vierzehnten Jahrhundert, zur Zeit des Hanseaufstiegs, eine Größe von 100 Tonnen. Man rechnet, daß die älteren Koggen, wenn sie im Kriege verwandt wurden, außer der zur Segelbedienung notwendigen Mannschaft hundert Gewappnete und zwanzig Pferde fassen konnten. Von da ab aber sind die Koggen in immer stärkeren Maßverhältnissen gebaut worden. Manche Einwirkung übte, daß sie etwa seit 1400 anstatt der Schleuder- und Wurfmaschinen die neuen Pulvergeschütze führten, die zuerst auf dem Mittelmeer verwendet waren. Lübeck und Danzig genossen den Ruhm der größten und stärksten Schiffe auf den nordeuropäischen Meeren. Vereinzelt wurden auch andere große Fredekoggen — d. h. wehrbare Koggen, die Ruhe, Frieden stifteten — berühmt. So die „Bunte Kuh", welche dem Simon von Utrecht gehörte, der sie im Interesse der Hamburger zum Siege gegen Störtebecker und Gödecke Micheel führte.



Modell einer Dreimastkogge. 1658
Im St. Annen-Museum zu Lübeck

Unter dem Einfluß der sich mehrenden Bestückung mit Geschützen kommt nun die alte Koggenform mehr und mehr ins Schwinden. Die Kastellbauten vorne und hinten verlieren Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit, die Breitseiten mit ihren Stückpforten und Kanonenmäulern dagegen werden ausschlaggebend. Kurzum, das alte Rundbauchschiff verwandelt sich in den gestreckten Mehr- und Vieldecker. Auch solche hat die endende Ära der wehrhaften deutschen Hanse noch verwandt. Das gewaltigste Kriegsschiff seiner Zeit war der „Adler" von Lübeck. Es wurde 1566 erbaut, im nordischen Kriege, wo Lübeck mit den Dänen gegen Erich von Schweden hielt, in der Hoffnung, durch diese Politik die sehr erschütterte Stellung im Norden wieder zu gewinnen. Der „Adler" von Lübeck war ein für damals ungeheuerliches Schiff. Er maß in der Länge 112 Ellen, in der Breite 25, in der Tiefe 36, und hielt 3000 Tonnen, die Bemannung bestand außer 400 Matrosen aus 500 Soldaten und 150 Büchsenmeistern für die 75 Kanonen. Der Bau dieses Schiffes hatte tatsächlich den Erfolg, daß kein schwedischer Gegner zur See sich während der letzten Kriegsjahre bis 1570, bis man Frieden machte, ins Gefecht mehr wagte. Aber nach dem Frieden taten die Nordstaaten, was sie Lust hatten: daß sie die papierenen Verbriefungen der Hansen, auch die erneuerten, verlachten und sich selbst als Herren ihrer Meere betrachteten. In Wirklichkeit wurden sie es doch nicht, sondern nun wurden es die Niederländer, die dies aber nicht so unangenehm fühlen ließen, wie die Norddeutschen es getan hatten, und mit der gelassenen Manierlichkeit einer Weltmacht, die bis zu den indischen Molukken reichte, ihre Überlegenheit gebrauchten. Damit tritt nun die nordeuropäische Schiffahrt in ein drittes Stadium, das sich abermals, wie die älteren, durch eine Schicht von Fachausdrücken in der Sprache der Nautik anzeigt. Und etwa um 1700 sinken wieder die Holländer zurück, unbesiegt durch die Engländer, doch in der politischen Klugheit von ihnen überflügelt, im richtigen Entschlußwillen, der die starke Seite der festländischen Generalstaaten bei großen Entscheidungen nie gewesen ist.

Digitized by Google

Der Vater

Ein Skizzenblatt von Walter von Molo

Mitten auf der ungeheuren, dampfenden, naßkalten, fahlbraunen, von Feldrainen durchstrichelten Ebene, die voll von den Narben des Schützengrabenkämpfens, voll von versumpften, eingesunkenen Massengräbern ist, liegt, winzig schmal und endlos lang, die kotbedeckte, zerfahrene Landstraße. Ruinen armseliger Häuschen versuchen, trostlos vergeblich, die Straße zu säumen; zerschmetterte, halbabgebrochene Stämme einst schattenspendender Bäume ragen vereinzelt, schamvoll, rechts und links des schmutzigen Straßenbandes, in die neblige Ferne stolpernd, in der es blitzt und sonderbar murrend donnert. Die geduckte Landschaft hält ängstlich den Atem an. Hoch drüben liegt, entfernter denn je, der blasse, verweint-verwaschene, verschüchterte Regenhimmel, unter dem dunkle, grau-schwarze Wolkenriesenfetzen gespenstisch schnell frontrückwärts rennen, übellaunig, vom Sturm zur Seite geworfen, der Muße haben will, in die tief unter ihm endlos brodelnde, kochende, krachende, heulende Schlacht zu blasen, damit er das Gewimmel und mordende Gerenne der Gattung Mensch, vom Pulverrauch ungestört, gierfreudig zu sehen vermag. Hier und da stöhnt er, heulend im Triumph, auf und schlägt fauchende Hände ineinander, wenn das metallene Klirren, Brüllen und Hämmern des rastlos peinlich genau arbeitenden Selbstvertilgungs-Apparates unter ihm sich in der furchtbaren Großartigkeit seiner ehernen Tonart der Unablässigkeit noch verschärft. Unablässig saugt, auf allen Wegen, Stegen und Geländerillen, die losgelassene Hölle des pedantischen Maschinengemetzels, das größte Fabriksunternehmen aller technischen Errungenschaften, die zu erarbeitenden Menschenbäche an sich: Reserven.

Blutjunge Rekruten, kaum zwanzig und jünger, stehen auf der kotbedeckten, zerfahrenen Landstraße. In zwei Stunden sind sie Männer oder tot. Sie haben gegessen, Tabakrauch wirbelt, zart, ängstlich behütet, zwischen frostroten Fäusten. Die letzte Rast! Mitten in der schlanken Jugend ein Fels: ein klotziger, überriesiger Soldat, dessen erdfarbige Rekrutenkappe zwei harte Striche auf schneeweiße Schläfen des Alters schneidet. Das Gesicht ist dunkelrot, von Falten und Runzeln zernagt, wie eisenhältiger Stein, über den jahrzehntelang Sorge floß. Wie eine Baumflechte hängt rechts und links, unter zwei tiefen Furchen, der Schnauzbart, die Nase ist hakig und kühn, die Augen sind groß aufgetan, der fernen Schlacht zu, starr und weiß. Der Mund spricht, ohne sich zu bewegen: „Als die Frau g'weint hat und die Händ' zum Himmel g'worfen hat: ‚Unser einziger!', hab' ich g'sagt: Ruhig, Mutter, jetzt geh' ich 'raus! Ich seh mir die an, die ... Jetzt geh' ich 'raus!" Hornruf: Das Signal! In Reih' und Glied springen die Rekruten, mit zwei weitgreifenden, gierigen Tigersätzen, daß der Mantel fliegt, ist der riesige Alte ganz vorn, rechts am Flügel! Die Schlacht heult hungrig auf, der Blutmagnet zieht an, der Trupp, verloren in der riesigen Weite, schreitet. Ganz vorn, rechts am Flügel, das Gewehr wie ein gefährliches Spielzeug in die klobigen Riesenfäuste gekrampft, den weißhaarigen Stierschädel ungeduldig dem schnellmarschierenden, klotzigen Körper, lauernd und drohend, weit vorgestellt, als hinge ihm die ganze junge unausgewachsene Schar hinter sich, wie eine schwere, verantwortungsvolle Last, die er eiligst schleppen muß, an die angespannte Stirn und den Nacken gehängt, so zieht durch den in plötzlicher Abwehr fallenden Regen, durch den peitschend abmahnenden Sturm, auf kotbedeckter, zerfahrener Landstraße, unentwegt, schon wie ein Punkt, der Vater dem Sohne entgegen.

Digitized by Google

Die blaue Lore

Von Hanns von Zobeltitz

(Schluß)

Eigentlich hatte ich gar keine Lust, Tante Wiwi weiter zu begleiten. Die kurze Unterredung mit ihr hatte mich innerlich mehr erregt, als das heftige Zwiegespräch mit Hilde. Merkwürdig — und dabei hatte Tante Wreschen doch kein Wort gegen meine Wünsche und Hoffnungen gesagt.

Trotzdem klomm ich gehorsam die drei Treppen mit hinauf.

Wir schellten. Das öffnende Mädchen erklärte: Ja, Frau von Beltow sei zu Hause, habe aber Besuch.

‚Aha,‘ dachte ich, ‚Otto!‘ Wunderlich wie wenig ich doch an beide gedacht hatte in den letzten Tagen. Nun standen sie plötzlich wieder vor meiner Seele.

Da öffnete sich schon eine Tür, eine alte, einfach gekleidete Frau erschien auf der Schwelle; hinter ihr sah ich das zarte Gesicht Magdas. Als die alte Frau sich aber umdrehte, schrak ich zusammen, wie unter einem Peitschenhiebe.

Es war Frau Nennemann aus der Klosterstraße.

Auch sie erkannte mich sofort. In dem vielfaltigen, ehrpusseligen Gesicht tauchte ein mildes, freundliches Lächeln auf, und sie nickte mir ordentlich wohlwollend zu: „Ihr Dienerken, Herr Leitnant! Untertänigsten guten Abend, gnädigste Frau.“

Und als wir nun eintraten, da sah ich am Fenster einen großen vergoldeten Bauer und hörte das Aufkreischen der schäbigen Lore, der berüchtigten blauen Henne mit den goldenen Eiern.

‚Kanaille!‘ hab’ ich wohl zwischen den Zähnen geknirscht. Ich lasse dahingestellt, wem das galt —

Magda war sehr befangen. Das Gespräch wollte trotz aller Gewandtheit Tante Wiwis gar nicht in Gang kommen.

Ich freilich beteiligte mich überhaupt nicht daran. Mochten mich die Beiden immerhin für ungezogen halten, ich konnte es nicht. Es hämmerte in meinem Hirn, ich war wie im Fieber. Zuerst sicher noch unter der Nachwirkung von Tante Wreschens Worten. Aber bald verblaßten doch die Eindrücke, die sie wachgerufen. Ich mußte ja immer wieder auf das blaue Untier hinsehen und dann in das blasse, erregte Gesicht Magdas. Wie sie sich doch verändert hatte in den letzten Wochen.

Wie eine junge Blüte erschien sie mir, noch frisch und doch schon im Begriff zu welken —

Etwas Fremdes, Unruhiges, Hastendes war an ihr. Kaum hatte sie einen Satz begonnen, so brach sie wieder ab. Ihre kleinen zierlichen Hände waren in einer unaufhörlichen Bewegung; bald griff sie nach einem Buch, bald zerrte sie an ihrem Taschentuch oder tastete die Schnur der Tischdecke entlang. Dabei immer ein angstvolles Bemühen, sich nichts anmerken zu lassen. So etwas Unsicheres, Gequältes. Es mußte einem ins Herz schneiden.

Und trotz alledem sah sie so reizend aus. Nicht mehr im schwarzen Kleide, sondern in einem lichten Hausrock; mädchenhaft knospig — und so traurige Augen.

Merkwürdig: ich hatte Magdas Augen immer hübsch gefunden, jetzt nicht mehr. Und mir fiel plötzlich ein, daß die Cousinen Magda früher wohl ‚den Puppenkopf‘ genannt hatten. Heut hätte das schlecht gepaßt.

Es brodelte und brodelte in mir. Ich hatte die deutliche Empfindung: Du mußt etwas tun, du mußt handeln. Es ist die höchste Zeit — wenn es überhaupt noch Zeit ist. Und dabei war immer ein unsicheres Gefühl: Du bist noch so jung, verbrenn’ dir nicht die Finger! So etwas wie eklige moralische Feigheit. Wie im Fluge schoß mir wohl sogar durch den Kopf: Das erste, was Otto tut — er fordert dich!

Aber endlich hielt ich doch nicht mehr an mich. Ich sah, daß Tante Wreschen, die uns beide schon ein paarmal mit verwunderten Blicken gestreift hatte, bereits zum Aufbruch rüstete. Nein — jetzt oder nie!

Und, um einen Anfang zu machen, stieß

Digitized by Google

ich plötzlich heraus: „Wo haben Sie den Papagei her, Magda?“

Sie erschrak. Aber sie faßte sich doch ziemlich schnell: „Den ... die Frau, die soeben hier war, brachte ihn.“

„Im Auftrag von Otto — nicht wahr? Und Sie haben ihn teuer bezahlt ... lassen Sie mich nur reden, ich muß reden ... teurer, als Sie wohl selbst ahnen! Sie haben irgendein Papier unterschrieben, einen Schuldschein, einen Wechsel! Ich kenne diese ehrwürdige Alte nur zu gut. Sie ist die abgefeimteste Wucherin in ganz Berlin. So ist es! Lassen Sie nur, Magda — Tante Wiwi kann, soll das alles hören. Es ist sehr gut, daß sie dabei ist. Und ich kann mir nun auch denken, was Sie neulich mit Otto zu dem Notar in der Niederwallstraße geführt hat. Ich sah sie beide nämlich da. Ich Tor dachte ... aber das tut schließlich nichts zur Sache ... nur das muß ich Ihnen sagen, Magda, Sie richten sich zugrunde ... und er heiratet Sie ja doch nicht!“

Ich hatte mich immer mehr in die Erregung hineingeredet, hastend, ohne jedes Wort abzuwägen. Ich hatte kaum darauf geachtet, daß Magda sich ganz langsam erhoben hatte und nun starr, fast wie eine Geistesabwesende, an ihrem Stuhl lehnte. Auch Tante Wreschen war aufgestanden und näher zu der armen Frau herangetreten. Sie winkte mir ein paarmal zu.

Mitleidslos, erbarmungslos war ich gewesen. Aber ich konnte nicht anders — es mußte herunter vom Herzen.

Bis zuletzt hatte Magda geschwiegen.

Nun aber, bei meinen letzten Worten, zuckte sie zusammen. Und dann rief sie, mit erhobenen Händen und einer ganz fremden Energie: „Das ist gelogen! Das ist nicht wahr!“

Mir stieg das Blut ins Gesicht.

„Es ist doch wahr! Er hat es mir ja selbst gesagt!“

Da schrie sie auf. Ich sah sie schwanken und in Tante Wiwis Arme fallen.

Und die blaue Lore kreischte auf und wetzte mit dem Schnabel gegen das goldene Gitter.

Mir wurde plötzlich mordselend zumute —

Mordselend! Hilflos elend! So wie jemand zumute ist, der eine riesengroße Dummheit, eine gar nicht wieder gutzumachende Torheit hinter sich hat und über den nun die klare Erkenntnis davon hereinbricht.

Ich wäre am liebsten davongelaufen.

Die arme liebe kleine Frau da! Ohnmächtig ... vielleicht schlimmer ... Herzschlag! Was denkt man nicht in solch blödsinnigen Augenblicken!

Ah! Ah! Ich riß den Kragen auf. Ich meinte ersticken zu müssen.

Da kreischte die scheußliche Kreatur wieder auf.

Und — wie's kam, weiß ich eigentlich kaum — ich stürzte auf das goldene Bauer los. Ich riß die Tür auf. Vielleicht wollte ich das Biest abstrafen, zur Ruhe bringen. Ich hörte noch, daß Tante Wreschen rief: „Nimm dich in acht! Das Biest beißt!“ Da hakte das Luder auch schon auf meine Hand ein, ich sah mein eigenes Blut — ich griff hinein, mit fester Faust, zog das sich sträubende, um sich schlagende, flatternde Tier heraus — drehte ihm den Hals um und schmiß es dann zurück zwischen die goldenen Stäbe. Mir war's fast wie 'ne Erleichterung. „So — du Racker!“ Im Menschen ist eben ein Stück Bestie. Als ob das arme dumme Tier eine Mitschuld gehabt hätte ...

* * *

Ja, es war ein wahres Glück, ein Segen, daß Tante Wiwi dabei war.

Sie hatte inzwischen geklingelt. Das Mädchen kam: „Frau von Beltow ist unwohl geworden. Helfen Sie mir doch, gnädige Frau ins Schlafzimmer bringen!“ sagte Tante Wreschen. Und zu mir leise: „Du wartest hier, Hans! Unbedingt — ich muß dich sprechen!“ Und dann noch, mit einem Blick auf meine Hand: „Geh in die Küche, wasch dir das Blut ab. Recht tüchtig. Mit solchen Schnabelbissen ist nicht zu spaßen.“

Alles ganz ruhig, ohne ein Wort, nicht ein Ton des Vorwurfs. Es war geradezu wohltuend.

Ich empfand das so recht: wenn Tante Wiwi auch manchmal komisch war, im gegebenen Augenblick traf sie immer das Richtige. Man tat dann auch unwillkürlich, was sie wollte.

Ich wusch mir also in der Küche die Hand, die recht schmerzte. Der Papagei hatte

Digitized by Google

Der wackere Schwabe

Holzbildwerk von Joseph Zeitler

Digitized by Google

Digitized by Google

gut zugeschlagen — ich hab' heut hier noch 'ne Narbe am Daumen. Die Köchin band mir mein Schnupftuch über die Hand mit unzähligen „Nee — aber so wat?! So'n Biest! Die Karnallje!" Dann ging ich gehorsam in das Zimmer zurück, setzte mich auf einen Stuhl am Fenster und brütete vor mich hin.

Es mag ziemlich lange gedauert haben, bis Tante Wreschen wiederkam. Es dunkelte schon. Und mir fiel plötzlich ein, daß ich ja noch die Unteroffizier-Instruktion und die Flickstunde zu revidieren hatte. Aber das war nur wie ein Gedankenblitz. Übrigens — was kam es heut darauf an!

Tante zündete die Lampe an: „Magda ist zu sich gekommen und ruhiger als ich dachte," sagte sie. „Ich bleibe vorläufig hier, hab' schon zu Hilde geschickt. Nun aber erzähle mal. Alles, was du weißt! Alles, Hans! Es ist jetzt keine Indiskretion mehr, und es ist auch besser — für dich!"

Mit dem Bericht wollte es aber gar nicht recht gehen. In meinem Hirn schwirrte alles durcheinander. Ohne die verständigen Fragen von Tante Wiwi wär' ich kaum zu Rande gekommen.

Schließlich muß sie doch ein leidlich klares Bild gewonnen haben.

Denn sie sagte endlich: „Ob du klug und richtig handeltest, lieber Junge, so wie du hier gehandelt hast, das jetzt nachträglich zu untersuchen, wär' mindestens unpraktisch. Jedenfalls hast du wie 'n anständiger Kerl gehandelt. Komm, gib mir die Hand — nee, die andere! Und gut ist es, daß Magda die Augen geöffnet sind — Gott sei Dank! Nun aber zu dir. Es wird einen Mordskrawall geben — natürlich — denn Otto wird selbstverständlich leugnen, was er irgend leugnen kann, und ich stehe nicht dafür ein, daß Magda sich doch wieder betören läßt, das Kind, das sie ist! Also ... was willst du tun?"

Ich sah ratlos vor mich hin. Das Prävenire spielen — Otto fordern? Ein Duell zwischen uns war ja doch wohl unvermeidlich ... und dann kam die ehrengerichtliche Untersuchung —

„Lieber Junge, Frauen sollen sich nicht in Männerangelegenheiten mischen. Gewiß — und so jung du bist, in dieser Sache mußt du eben deinen Mann stehen. Aber einen Rat möchte dir die alte Tante doch mit auf den Weg geben. Fahr jetzt gleich zu einem älteren Kameraden, zu dem du Vertrauen hast und der im Regiment Stellung, Autorität hat — sag' ihm alles, was du mir eben gesagt hast und bitte ihn um seinen Rat. Fahr gleich! Gott befohlen, lieber Junge!"

Eh' ich's mir versah, hatte mich die gute Tante umfaßt und mich herzlich geküßt. Und dann kam wieder etwas Komisches. Während ich mir langsam, immer noch halb wie im Traum, den Kragen zuhakte, zog sie ihr Portemonnaie, kramte eine ganze Weile drin und sagte dann: „Guter Junge, ich bin jetzt selbst nicht gerade sehr bei Kasse. Aber hier hast 'n Taler ... zur Droschke ..."

Nun, ich bin nicht zu stolz gewesen, den Taler zu nehmen. Er wurde ja aus so gutem Herzen gegeben. Und 'n Taler ist doch immer — 'n Taler ...

⁂ ⁂ ⁂

Ich fühlte, Eile tut not, wenn ich heute noch jemand treffen wollte.

Aber ich bin doch kaum je so langsam eine Treppe hinuntergestiegen als damals. Das Überlegen hing sich wie mit Bleigewichten an meine Füße: zu wem sollte ich fahren?

Ich hatte ja die Wahl zwischen mehreren älteren Kameraden. Sie würden ja alle pflichtmäßig handeln — selbstverständlich — und mit dem gebührenden Wohlwollen. Aber es mußte doch einer sein, zu dem ich das vollste Vertrauen hatte, mich ganz offen aussprechen zu können. Und das hat doch nun einmal solch junger Leutnant nicht zu jedem.

Da stieß ich zufällig mit der rechten Hand gegen das Treppengeländer, und der Schmerz rief in mir in solch 'ner merkwürdigen Ideenverbindung, die wohl jeder schon mal erfahren hat, die Erinnerung an den Augenblick wach, in dem ich, mit unserem Regimentsadjutanten über den Kasernenhof gehend, oben an Karlchens Fenster das vermaledeite grüne Biest gesehn hatte.

Mit 'nem Male wußt' ich's: Zu dem mußt du gehen! Das ist der Rechte!

Ich hab' ja schon von ihm gesprochen. Er ist heut noch im Dienst, in sehr hoher Stellung — darum möcht' ich lieber seinen

Digitized by Google

Namen verschweigen. Was tut auch der Name!

Aber bezeugen möcht' ich's noch einmal: er war ein ganzer Mann. Ein Mann von echter Kameradschaftlichkeit, der rechte Mann für seine verantwortliche Stellung. Denn die Stelle als Regimentsadjutant ist verantwortlich, wie keine zweite, in die ein jüngerer Offizier kommen kann. Er soll nicht nur der Vertraute seines Kommandeurs, er soll auch der des Offizierkorps sein. Ich hab' solche Herren kennen gelernt, die sich blähten wie 'n Pfau, immer dienerten, immer etwas zu muscheln und zu tuscheln haben mußten, dabei aber immer nur das kleine Ich und die liebe Rücksicht auf das eigene Vorwärtskommen im Auge hatten. Das sind die Streber. Der richtige Regimentsadjutant soll das Wohl der Gesamtheit allem voranstellen, er muß still und ruhig seines Weges gehen, ernst und bescheiden, verschwiegen, hilfsbereit, — er muß auch mal Rückgrat genug haben, in persönlichen Angelegenheiten seinem Brotherrn gegenüber eine eigene Ansicht zu vertreten.

Solch einer war unser Adjutant: uns Jüngeren Vertrauens- und Respektsperson zugleich.

Ich hatte Glück, ich traf ihn zu Hause. Mir schien das fast schon eine gute Vorbedeutung.

Er saß über den Mobilmachungsakten, mitten in der schwersten Arbeit des Jahres. Aber er hatte Zeit für mich. Tüchtige Menschen haben immer Zeit.

Sein Gesicht wurde sehr ernst bei meinen ersten Worten, so ernst, daß ich unwillkürlich stockte. Aber er brachte mich schnell wieder zur Besinnung, daß ich fortfahren konnte. Er fragte dies, er fragte jenes: bis er wohl schließlich solch ein vollständiges Bild gewonnen hatte, nicht nur was Otto betraf, was ich über diesen wußte, sondern auch über manches andere, was sich unter uns Jüngeren in den letzten Monaten abgespielt hatte.

Als ich endlich nichts mehr zu sagen hatte und nur noch fragte: Was soll ich tun?" — sann er ein paar Augenblicke nach. Dann meinte er: „Sie selbst — zunächst gar nichts. Daß Sie später vertreten müssen, was Sie mir da erzählten, ist selbstverständlich. Sie müssen's verantworten, wenn Ihre Beschuldigungen gegen Otto sich nicht aufrechterhalten lassen. Aber, ich fürchte, Sie haben nur zu recht. Und dann kann man Ihnen nur den einen Vorwurf machen, zu lange geschwiegen zu haben. Der Pfahl muß heraus aus unserem Fleisch und Blut! Pfui Geier — das Vertrauen, die Neigung einer Frau in solch schmutziger Weise zu mißbrauchen!" Er schwieg einen Moment. „... die Witwe eines Kameraden, ihm anvertraut draußen in heilig-ernster Stunde! Es ist kaum auszudenken! Aber das Spiel, das unselige Spiel verdirbt jeden Charakter."

Ein paarmal schritt er rasch durch das Zimmer. Dann trat er an seinen Schreibtisch, schloß die Akten fort und schellte nach seinem Burschen. „Selbstverständlich, Spielberg, schweigen Sie gegen jedermann. Nicht nur im Interesse unseres Offizierkorps, auch in dem der armen Frau von Beltow. Ich bitte Sie, auch Ihre Frau Tante um absolute Diskretion zu ersuchen. Ich gehe sofort zum Herrn Oberst."

⁂ ⁂ ⁂

Ein Alp war mir von der Seele gewälzt, als ich unten auf der Straße von ihm Abschied nahm. Ich merkte an seinem kräftigen Händedruck: ich hatte einen guten Fürsprecher gefunden.

In der Kaserne ließ ich mir vom Lazarettgehilfen du jour die Hand ordentlich verbinden. Der schüttelte den Kopf über die starke Anschwellung und riet, ich sollte sofort zum Oberstabsarzt. Aber ich dachte nicht daran. Ich ging auf mein Zimmer, ich hatte nach der Aufregung der letzten Stunden eine unüberwindliche Sehnsucht nach dem Alleinsein, nach stiller Sammlung.

Nur: als ich bei dem kleinen Petroleumlämpchen in meiner Sofaecke saß, da kam erst recht die Unruhe über mich. Eine brennend heiße Unruhe, die mich die Stube auf- und abtrieb, in rastlosem Hinundher. Ich mußte an Kati denken und dann wieder an Magda Beltow, und daß jetzt wohl der Oberst schon irgendeine Entscheidung getroffen habe... immer das gleiche und in immer neuen Wendungen.

Das ging so, bis ich endlich kurzen Prozeß machte und wieder hinausstürzte, mich in die erste Droschke warf, der ich begegnete, und nach der Potsdamer Straße

Digitized by Google

fuhr. Wenigstens, wie es Frau von Beltow ging, wollte ich doch wissen.

Als ich die Haustür aufklinke, wer kommt mir, die Treppe herunter, entgegen?

Otto —

Die beiden Hände in den Paletottaschen, die Mütze etwas schief auf dem Kopf, zwischen den Lippen solch 'ne große Schlemmer-Importe. Gesicht etwas verdrossen, wie mir vorkam, bei meinem Anblick aber erstaunt, mißtrauisch.

„'n Abend, Spielberg?" Er blieb stehen und streckte mir die Hand hin, und als ich, wohl ein wenig zögernd, die linke gebe, bemerkt er den dicken Verband um die rechte und fragt: „Was haben Sie denn da gemacht?"

Mir lag's auf der Zunge . . . bei 'nem Haar hätt' ich gesagt: ‚Nennemanns Lori den Hals umgedreht.' Aber ich besann mich noch rechtzeitig auf ein ausweichendes Wort: „Hab' mich verletzt —"

„Wohl beim Turnen? Tut's weh?"

„Es geht . . ."

„So — so?! Übrigens — zu wem wollen Sie denn hier?"

„Zu Frau von Beltow."

Da war schon wieder der lauernde Blick. „Ist ausgegangen. Können sich die Treppe sparen . . ."

‚Dann will ich wenigstens meine Karte abgeben. 'n Abend —" Und ich stieg ein paar Stufen bergauf, an ihm vorbei.

„Komische Besuchszeit... Abends neun Uhr!"

„Sie waren doch auch hier. n' Abend!" wiederholte ich noch einmal.

Ich sah, wie er die Zigarre fast zerbiß zwischen seinen großen Zähnen. Aber er beherrschte sich: „Na — meintwegen. Komm'n Sie doch nachher 'n bissel zu Dressel in die Katakomben, Hardingen ist auch da."

„Vielleicht! 'n' Abend!"

Und nun hatte ich ihn endlich abgeschüttelt.

Oben empfing mich Tante Wreschen. Magda sei furchtbar erregt; als es vorhin geklingelt habe, hätte sie gleich geahnt, daß es Otto sei und ihn durchaus sprechen wollen. Nun — da habe sie, Tante vorgebeugt. Diskretion . . . „aber doch selbstverständlich, lieber Junge! Ich will übrigens die Nacht hierbleiben. Du könntest mir eigentlich den Gefallen tun und zu Hilde gehn. Sie soll sich nicht beunruhigen und mir ein bissel Nachtzeug herschicken . . ."

Also, ich ging nach der Bernburger Straße.

Und — dort saß Kati bei Hedwig in der Sofaecke, und beide hatten — ich fühlte das sofort — über mich gesprochen. Konnte ja auch gar nicht anders sein.

Es ist doch mit der Menschenseele so... na, so wie mit 'ner Laterna magica. Wird ein neues Bild vorgeschoben, so verlöscht das alte mit einem Schlage. Das neue erscheint, alles beherrschend, auf der Projektionsfläche.

Als ich Kati sah und 'nen knappen Augenblick ihre Hand in der meinen hatte, tauchten alle meine anderen Sorgen in die Versenkung. Ich dachte nur noch an sie. Kaum daß ich meine Bestellung an die Cousine notdürftig ausrichtete und ihre vielen Fragen mit leidlichen Ausflüchten abwehren konnte. Und dabei empfand ich sofort, daß zwischen Kati und mir alles anders war als sonst. Sie bemühte sich freilich, sich ganz als die alte, als gute Freundin, als der gute Kamerad, zu geben. Aber ich merkte eben: sie b e m ü h t e sich.

Es war etwas Gezwungenes, Fremdes in ihrem Wesen, das mir schmerzlich ins Herz schnitt. Sie lachte soviel, sie fragte so hastig — und im nächsten Augenblick saß sie still, stumm und hörte wohl kaum meine Antwort.

Aber einmal, als sie sich unbeobachtet glaubte, sah ich, wie sie sich heimlich mit dem Handrücken über die Augen fuhr, und sah etwas . . . wie eine in ihren langen seidigen Wimpern glitzernde Träne. Und — merkwürdig! — als ich das sah, empfand ich es wie eine Glücksverheißung.

Dann brach sie bald auf. Ich mit ihr, von Hilde, die auch ganz anders war als heut nachmittag, mit einem stummen Händedruck entlassen.

Draußen, vor der Tür, sagte Kati mir Gute Nacht. Sie wolle sich eine Droschke nehmen, da das Mädchen zu Hause unabkömmlich gewesen sei. Ich widersprach, ich bat flehentlich: warum sollte ich gerade heute sie nicht begleiten dürfen?!

Ein paar Minuten wohl kämpfte sie, mit niedergeschlagenen Augen, als wollte

Digitized by Google

sie mich nicht ansehn. Aber endlich sagte sie, aufblickend: „Gut denn, Hans! Wir wollen gehn —“

Und so schritten wir durch die kalte Winternacht, die todöden Straßen entlang. Über den Askanischen Platz, die Anhalter Straße hinauf, durch die lange Kochstraße. Es war wie ausgestorben. Und wir immer dicht nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen.

Das ist ja meist so: wenn zwei Menschen sich recht viel zu sagen haben, schweigen sie. Als ob sie sich innerlich sammeln wollten zu einem entscheidenden Wort.

Ich fühlte auch ganz deutlich, dies Wort werde, müsse jetzt fallen.

Es war ein fiebriges Verlangen danach in mir, wie Glut unter dem Eise. Ich fürchtete mich und sehnte mich. Ich glaube, ich fieberte wohl auch körperlich. Die Rechte brannte mir in dem Verbande, als sei der zu eng, als müsse ich ihn herunterreißen, und dann und wann strahlte ein stechender Schmerz bis in das Ellbogengelenk hinauf.

Als wir in die Oranienstraße einbogen, begann es sachte zu schneien. Einzelne Flocken erst, dann solch tüchtiger, regulärer Flockenfall. Ganz dicht, aber ganz sanft, ohne Wind. Er wickelte einen förmlich ein.

Einmal fragte ich doch: „Wollen wir bei dem Schnee eine Droschke nehmen?“ Aber sie schüttelte nur den Kopf und schritt weiter mit ihrem gleichmäßigen, elastischen Gange, die Augen immer geradaus gerichtet, das Haupt hoch. Wenn wir an einer der damals so dünn gesäten Gaslaternen vorüberkamen, dann sah ich, wie sich die Schneeflocken in ihren schwarzen Locken fingen.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus, dies stumme Ausschreiten an den eintönigen Häuserreihen entlang.

Ich blieb stehen und schöpfte tief Atem. Die kühle Luft, die ich einsog, tat mir wohl, so brannte es in mir.

Auch sie war unwillkürlich stehen geblieben. Und da faßte ich nach ihrem Muff und schob meine heile Hand wie suchend hinein zu ihren warmen Händen, und drückte sie und flüsterte leise: „Kati — liebe, liebe Kati —“

Nicht wahr, das war außerordentlich geistreich? Aber der Geier soll mich holen, wenn ich nicht glaube, unter tausend Liebeserklärungen fangen neunhundertneunundneunzig ganz ähnlich an. Vorläufig gewiß, dem Himmel sei Lob und Dank! Wenn mal die Mädchen allgemein sich schon als Backfische das Gehirn mit Wissensballast vollpfropfen bis zum Platzen und nachher Medizin und Jura und Mathematik studieren, bloß um der lieben sogenannten Selbständigkeit willen —, na dann wird's wohl geistreicher zugehen müssen. Gott sei's gesungen und gepfiffen, daß ich nicht mehr beteiligt dabei bin. Und vielleicht haben die letzten schweren Jahre auch manchen Wandel geschaffen —

Jedenfalls war meine Kati anders als 'n Tauentziengirl oder 'n Blaustrumpf. Sie hielt ein Weilchen ganz still. Bis sie dann langsam und sachte meine Hand herausschob. Mit 'ner eigenen fast zärtlichen Abwehr. Und ich hörte auch, wie ihr Atem schneller ging.

Dann schritten wir wieder aus, aber Kati nun wohl noch rascher als vorhin.

Ich war so dicht neben ihr, daß sich dann und wann ihr Jäckchenärmel mit meinem Paletot streifte; dann sprang's jedesmal über, wie ein elektrischer Funke.

„Kati —“

„Kati ... ich ... ich muß es endlich sagen, wie lieb ich Sie habe! Sie wissen's ja auch — lange schon, lange. Kati, und — nicht wahr? — da drinnen, in Ihrem Herzen ... nicht wahr, da ... haben Sie mich auch lieb, Kati?!“

Ein paar Schritte ging sie noch, ganz schnell, mit fliegendem Atem.

Dann blieb sie stehen, zog die Hand aus dem Muff und faßte mich am Handgelenk und sagte innig: „Ja, alter Hans! Lügen kann ich nicht: Sehr lieb! Sehr lieb! Aber auch nicht mehr, Hans! Und das ist nicht genug! Und nun — nun, bitte nichts mehr davon. Kommen Sie! Kommen Sie —“

Und sie hastete schon weiter, immer noch mit ihrer Hand um mein Handgelenk.

Ich war wie betäubt. Da war's also, was Tante Wiwi vorausgesehen hatte ...

Oder war's das doch nicht?

Plötzlich packte es mich, wie eine grimmige Wut auf Hildegard. Es schoß mir durch den Kopf, sie ... sie müsse heut auf die arme Kati eingeredet haben, mit all

Digitized by Google

ihren klugen Weltkindsideen. Ja, so mußte es sein: Kati liebte mich — was war denn das für ein Unsinn mit dem gekünstelten Unterschied von Liebhaben und Lieben! — aber sie sah eine endlose Kette von Schwierigkeiten vor uns, und die wollte sie mir ersparen.

Und so redete ich auf sie ein, in sich überstürzenden Worten. Wie es für mich gar keine Hindernisse geben könne, wo sie für mich auf dem Spiele stünde und mein Lebensglück! Wie meine große Liebe zu ihr auch in ihrem Herzen die volle Liebe erwecken würde, wie Liebe ja immer Gegenliebe erzwinge. Wie ich alles von mir werfen wolle, wenn es sein müsse, Beruf und Stellung, ein neues Leben beginnen, um sie, für sie, für unser Glück ...

Was spricht man nicht, wenn das Herz überquillt! Die Worte strömten mir, glaub' ich, über die Lippen, und ich fand in einer mir fremden, heißen Beredsamkeit Gründe und immer neue Gründe, Aussichten, Hoffnungen. Ich sprach wie im Rausch, in einem schönen Taumel voll goldiger Träume.

Dann —

Ich bin wahrhaftig nicht sentimental. Aber ich habe doch später den Fleck noch oft aufgesucht. Es ist wohl eine der häßlichsten Stellen Berlins, der Treffpunkt der Oranien- und der Adalbertstraße. Öde und trist. Aber was tut das? Ich konnte ja lange, lange die Erinnerung nicht verwinden an die Minuten, wo wir hier standen, vom Schnee überrieselt —

Es war ja auch wirklich kein Glückserinnern, das mich so oft an diese Ecke zog. Alles andere eher. Aber es können uns auch solche Orte geweiht erscheinen, wo unser Herz von einem großen Schmerz, von einer schweren Erkenntnis betroffen wurde. Das erst recht. Das haftet fest im Gemüt, unauslöschlich. Ja unauslöschlich, wenn natürlich die Jahre in solch einem jugendlichen Gemüt auch die ganze Wucht der Eindrücke abschwächen, das Leben sie übertäubt mit neuen Freuden und neuem Leid! So schnell oft! Die Erinnerung löscht darum doch nicht aus, sie schlummert nur. Und wenn ich heute an jener öden, tristen Ecke bin, dann taucht sie wieder auf. Es ist ja nun längst kein Schmerz mehr in ihr ... ich lächele sogar und denke: es war doch schön in der goldigen Jugendzeit ...

Kati war stehen geblieben. Sie hatte mein Handgelenk freigegeben, aber meine Hand selbst ergriffen und sah mich mit großen klaren Augen an.

Und dann sagte sie ganz ruhig, nur mit leise bebender Stimme: „Alter, lieber Hans! Ich danke Ihnen — recht von Herzen. Und es schmerzt mich so sehr, daß ich Ihnen weh tun muß. Aber es muß ja sein. Ich hätte schon längst abwehren, vorbeugen sollen, ich hätt's auch getan, wenn ich Sie nicht eben so lieb hätte, mein alter Hans! Ich kriegt's einfach nicht übers Herz. Aber nun ... nun will ich auch ganz ehrlich und offen zu Ihnen sein: wie Sie's verdienen! Sehen Sie, Hans — und glauben Sie nicht etwa, daß Hilde mich beeinflußt hat; das könnte sie gar nicht — sehen Sie, ich glaube ja selbst, aus dem Liebhaben könnte wohl die ganze volle Liebe herauswachsen. Ich weiß auch, ich würde dann sehr glücklich sein. Aber das wäre nur möglich unter anderen Verhältnissen. Heut spielen Sie mit all den Schwierigkeiten — morgen würden die mich und Sie zu Boden drücken. Das ist's eben: hätt' ich schon die große, volle, siegessichere Liebe in mir, dann fürchtete ich nichts in der Welt. Aber eine herzliche Neigung, die erst zur Liebe werden soll, Hans, das ist wohl wie eine Blume, die des glücklichen Erdreichs bedarf, sonst verwelkt sie, eh' sie sich noch recht entfaltet hat. Nein, Hans, dazu bin ich ... und dazu sind Sie auch nicht stark genug. Drum muß ich verständig sein ... für Sie mit ... und — — —"

Kati unterbrach sich, sie rang nach Atem, und es klang nun doch wie ein leises Aufschluchzen zwischen ihren letzten, kurz herausgestoßenen Worten hindurch: „— und nun Adieu, mein lieber alter Freund. Adieu —"

Ich fühlte noch einmal, wie ihre Hand die meine fest, zärtlich umspannte, und dann stand ich und stand und sah vor mir die schlanke Gestalt durch das Schneegerinsel enteilen — entschwinden.

Nein! Nein! So nicht scheiden — so nicht!

Ich hastete ihr nach — ich erreichte sie gerade noch vor der Tür ihres Hauses. Sie hatte bereits aufgeschlossen, der Flur

Digitized by Google

gähnte dunkel hinter ihr, als sie sich jetzt umwandte und mich stehen sah.

Ich wollte sprechen. Ich wollte sie an mich reißen ... sie anflehen ...

Aber sie hob plötzlich beide Arme, legte ihre Hände auf meine Schultern und sah mich mit ihren feuchten, dunklen Augen in stummer Bitte an.

Und nun beugte sie sich ein wenig vor, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinen.

Es war nur ein Hauch ... es war wie ein Traum ... Gleich darauf stand ich allein. Im rinnenden Schnee.

Vielleicht ist es wirklich auch nur ein Traum gewesen, daß sie mich geküßt hat — zum Abschied — —

⁂ ⁂ ⁂

Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht genau, wie ich an jenem Abend nach Hause gekommen bin. Ich habe nur ganz undeutliche Vorstellungen von eine Droschke, daß der Kutscher und ein Mann der Kasernenwache mich auf mein Zimmer gebracht haben, daß ich dann gegen Morgen mit fürchterlichen Schmerzen im rechten Arm und quälendstem Durst aufwachte, daß ich meine ganze Wasserkaraffe austrank und mich mühsam bis zur nächsten Mannschaftsstube schleppte, um meinen Burschen zu wecken —

Und weiter, daß unser guter graubärtiger Oberstabsarzt an mein Bett kam — von einer Tragbahre, in der ich zum Lazarett geschafft wurde und einem letzten lichten Moment, in dem drei, vier Doktoren mit weißen Schürzen um mich herumstanden, daß der eine sagte: „Der Arm ist unrettbar verloren“ und ich laut aufschrie —

Als ich dann endlich wie aus einer tiefen Betäubung erwachte, mit einem Gefühl unendlicher Schwäche im Kopf, im ganzen Körper, da war alle Erinnerung an Magda und Otto und Kati wie ausgelöscht in mir und ich dachte nur: Hast du deinen Arm noch? Wie solch Kranker ist, faßte ich mit der Linken herüber — gottlob, ja: er war noch da! Einbandagiert, wie eine ägyptische Mumie, schwer wie leblos, lag er an meiner rechten Seite. Aber es kam doch wie ein Gefühl seliger Beruhigung über mich. Nicht daß ich mir irgendeine Einzelheit hätte klarmachen können, nur in der dunklen, dumpfen Vorstellung: Also doch kein Krüppel! Und ich schloß sachte wieder die Augen und drusselte ein.

Das ging viele Tage so. Ich weiß wohl, daß ich dann und wann mal heftigere Schmerzen hatte, daß die Ärzte kamen und den Verband erneuerten, daß sich dann in der Achselhöhle noch eine schwere Geschwulst bildete, daß ich manchmal im Opiumdusel lag und merkwürdige Träume hatte — aber das ist auch fast alles. Merkwürdige Träume — Fieberträume —

Dann sah ich die blaue Lore, das Biest, aber es hatte Ottos Kopf und der fletschte die Zähne gegen mich. Oder war's doch nicht Otto? Etwas Unerklärliches saß auf dem bunten Federhals, etwas seltsam Gespenstiges, eine Fratze, über die ich vielleicht aufschrie. Alle Schlechtigkeit der Menschheit schrie mich aus dem grinsenden Ungetüm an, erbarmungslos, mitleidslos, höhnend — — —

Gräßlich war's, furchtbar!

Unbeschreibbare, unwirkliche Augen starrten, glotzten mich an. Medusenaugen. Und dazu flatterten die Papageienflügel und waren plötzlich Spielkarten oder Wechselformulare, was weiß ich. Und mit einem Male saß Mutter Läugner da, hatte das Biest zwischen den Knien und stopfte ihm riesige weiße Nudeln in den Rachen, eine, und noch eine, und die dritte. Im Hintergrunde aber stand eine schlanke Mädchengestalt, und das Mädchen weinte — weinte —

Und dann lag plötzlich mein Herz offen. Die blaue Lore hackte mit schlagenden Flügeln auf meiner Brust und hackte mit dem harten Schnabel auf die berühmte größte Muskel des Menschenleibs. Wieder und wieder, und ich konnte mich nicht wehren. Rasend weh tat es. Aufgeschrien hab' ich. Bis der alte Mader kam.

Der alte Mader war die einzige wirklich körperliche Erscheinung, die aus jenen Leidenstagen vor meiner Seele greifbar deutlich steht. Ein dicker schneegrauer Lazarettgehilfe — den sah ich kommen und gehen, an mir mit dem Fieberthermometer hantieren, Eisblasen auflegen, mir ein Süppchen einflößen. Aber er war für mich nicht immer er selbst; der krumme Mader nahm auch alle möglichen Gestalten an in meiner Phantasie: bald war er unser Oberst und bald Herr Nennemann und bald Tante Wiwi und ich weiß nicht wer noch alles.

Digitized by Google

Er hatte die Gewohnheit, leise vor sich hinzureden. Mit solch einer dicken langsamen Stimme, die wie Öl floß. Als sich die lichten Momente bei mir zu mehren begannen, verstand ich wohl auch einiges. Aber auch wenn ich die Worte gar nicht unterscheiden konnte, die leise, dumpfe Rederei tat mir wohl, sie wirkte so einschläfernd. „Jaja ... nu wird's wieder werden ... wie alles hier auf Erden ... Erst wollten die Doktors schneiden ... der Wilms, der tat das nicht leiden ... nun wird er den Arm behalten ... und alles bleibt jetzt beim alten ..."

Das ist so ungefähr das Stück Maderscher Rede, das ich zuerst im leidlichen Zusammenhang verstand. Und ich hatte dabei auch den dunklen, schattenhaften Gedanken: ‚Das ist ja aber 'ne ganz verrückte Kruke. Der Kerl spricht ja in Reimen. Aber sie sind auch danach.'

Oder: „Ein Löffelchen noch, Leutnant ... es ist ja allgemein bekannt ... der Mensch muß essen und einen heben ... will er satt werden und bleiben leben ... Nun das Bläschen mit Eis ... auf die Pelle so heiß ... Eis ist dafür gut ... zu kühlen das Blut ..."

Als es mir dann etwas besser ging, stellte ich ihn einmal zur Rede: „Mader, warum machen Sie eigentlich bloß Verse, wenn's niemand hört? Man soll sein Licht doch nicht unter den Scheffel stellen!" Aber da leugnete er rundweg und behauptete steif und fest, ich müßte das nur so im Fieber herausgehört haben.

Die zweite Lazarettserscheinung, deren ich mich erinnere — aber auch erst aus besseren Tagen — ist der Chefarzt mit der väterlich wichtigen Miene und der barschen Art: „Geht's gut? Nein? Unsinn: es geht gut! Vortrefflich geht's! Morgen werden wir uns ein Glas Tokaier genehmigen. Addio, mein Lieber."

Und dann war solch ein säuselnder, eleganter Assistenzarzt da; was der Chefarzt zu wenig, sprach der zu viel. Von dem erfuhr ich dann auch zuerst, daß der infame Kakadu sich an mir mit einer bösen Blutvergiftung gerächt habe; daß sie mir wirklich den Arm hatten amputieren wollen, daß aber dann im letzten Augenblick noch Geheimrat Wilms auf Ersuchen des Regiments hinzugezogen worden war und den Versuch einer anderen Behandlung eingeleitet hätte. Der elegante Doktor klappte, wenn er von Wilms sprach, immer die Handflächen leise zusammen, wie in anbetender Bewunderung: „Das ist ein Mann! Und überhaupt unsere Fortschritte in der Chirurgie ... be — bewunderungswürdig!"

Ganz langsam nur, ganz allmählich lenkten sich meine Gedanken wieder von dem eigenen elenden Ich ab. Ich wollte die Kameraden sehen und sprechen. Tante Wreschen sollte kommen. Aber da hieß es zunächst immer noch: „Ruhig liegen, mein lieber Herr Leutnant. So weit sind wir noch nicht. Geduld! Geduld!"

Sie hatten ja recht. Es kam sogar noch ein böser Rückschlag mit neuen heftigen Fiebern und neuer gesteigerter Schwäche. Wie 'ne Fliege im Winter lag ich da. Eigentlich war mir alles gleichgültig geworden, was mit mir und um mich her geschah.

Bis dann die Jugendkraft doch überwand, und es aufwärts ging. Kurz vor Weihnachten trat eine entschiedene Besserung ein, und ich weiß noch deutlich, wie ich mit den hoffnungsfrohen Augen des Genesenden am heiligen Abend auf den kleinen Lichterbaum blickte, den die Kameraden für mich im Kasino aufgeputzt und mir herübergeschickt hatten. Das war auch ein Heilmittel, ein seelisches — diese Freude zu wissen: sie haben an dich gedacht.

Ein paar Tage später kam als erster unser Regimentsadjutant. Er hatte Erlaubnis, mit mir zu sprechen. Man war jetzt ohne Sorge um mich. Nun, er war freilich auch dazu der Mann, einem Genesenden in der rechten Weise Ernstes und Wichtiges beizubringen.

Grüße von allen Kameraden brachte er mir und besonders auch vom Oberst, der mich bald selbst besuchen wolle. Im übrigen sei alles geregelt — ich solle mich nicht sorgen. Es sei doch gut, sehr gut gewesen, daß ich damals zu ihm gekommen. Otto? Otto habe den Abschied, mit der Erlaubnis zum Auswandern. „Ruhig liegen bleiben, lieber Spielberg — sonst sprech' ich kein Wort mehr. Ich dachte mir gleich, daß der Herr Oberst sofort ins Militärkabinett fahren und die Geschichte so in der schnellsten Art aus der Welt schaffen

Digitized by Google

würde, möglichst ohne Aufsehn. Otto versuchte natürlich noch große Worte zu machen, aber die Sachlage war zu gravierend. Es bedurfte gar nicht einmal einer Untersuchung. Nun ... vielleicht ist er für die Yankees der richtige Mann. Frau von Beltow? Ach so — das vergaß ich. Ich habe damals selbst mit ihr im Auftrag des Herrn Oberst verhandeln müssen. Unter uns gesagt: eine reizende Frau, aber welch ein sensitives Pflänzchen! Gar kein Nerv, gar kein eigener Wille! Eine Blume, möcht' ich sagen, die immer nur duften und blühen kann, aber nie reifen. Verstehen Sie mich? Ihr pekuniärer Verlust ist übrigens durch Ottos Verwandte auf unsere Vermittelung zum größten Teil gedeckt worden — und die Wunde, die er ihr sonst geschlagen, wird, glaube ich, schneller vernarben, als Sie heut vielleicht denken. Und nun Gott befohlen, lieber Spielberg. Die Zeit, die mir Ihr gestrenger Arzt gewährte, ist um!"

Am nächsten Nachmittag kam Karlchen Kalruth. Er war ein paar Tage zu Hause gewesen und brachte mir eine pommersche Schlackwurst mit, die sich sehen lassen konnte. Gutes Karlchen, essen durfte ich sie ja noch nicht. Aber dem krummen Mader hat sie vorzüglich geschmeckt — und mir hat sie auch so wohlgetan. Kalruth war übrigens lustig und guter Dinge. Im R'ment habe ja das Gewitter eingeschlagen; er und noch 'n paar Jeuratzen seien eingebrummt gewesen, und alle Kasinoreste hätten berappt werden müssen. Nun aber wäre der Himmel wieder klar und sonnenhell — nur der Herr Oberstwachtmeister, der alte Metten, sei grob wie Bohnenstroh.

Es ging bergauf — bergauf.

Ich konnte den Säuselfritzen von Assistenzarzt bitten, in meinem Namen an Tante Wreschen zu schreiben. Aber er fühlte sich so gekratzt, daß er sich höchstselbst in ein Droschkong warf und die Tante — „eine charmante Frau, eine Frau von Welt" — zu mir geschleppt brachte. Und sie saß an meinem Bett und mußte erzählen — erzählen. Von Hilde und ihren Ballerfolgen, vom Theater, von der Rousseauinsel, vom Weihnachtsfest, vom alten Kaiser und was für Hoffeste in Aussicht stünden, daß sie eine Liebhabervorstellung arrangieren würde und wohl glaube, ich könnte mitwirken.

Nur von Kati kein Wort. Ich fragte nicht ... und sie schlug diese Saite nicht an, als wisse sie, daß ich noch eine andere Wunde trage, als die an meiner rechten Hand.

Dann kamen Tage, lange Tage, in denen ich las, von früh bis spät. Bis mir der krumme Mader einfach das Buch fortnahm und die Lampe auslöschte. Droysen .. Mommsen ... Ranke! Damals erwachte in mir das heiße Interesse an der Historie, dem ich vielleicht die schönsten Stunden meines Lebens verdanke.

Mitte Januar war's denn — ich durfte schon ein wenig aufstehen und am Fenster im tiefen Lehnstuhl sitzen —, da meldete mir Mader einen merkwürdigen Besuch.

Ich wollt's gar nicht fassen: Max August war's ... Max August Läugner!

Er hatte sich ordentlich fein gemacht, trug einen kostbaren Gehpelz, dazu freilich einen Zylinder von wahrhaft antediluvianischen Formen, und in den Händen einen irdenen Topf, den er gleich neben mir auf das Tischchen stellte: „Bisken Kaviar ... von Schischin ... vom besten, lieber Herr Leitnant ... det kann der kränkste Mann prepeln ...

„... und 'n recht scheenen Jruß von meine Frau und der Kati und dem Justel. Ick wär' ja schon lange jekommen, mal gucken nach Ihnen, lieber Herr Leitnant ... jottedoch so'n Biest, da sin mer meine Jänse doch lieber ... lange wär' ick schon jekommen, aber Se müssen nämlich wissen: wir sin verreist gewesen — vier Wochen — in Italien —"

Na, ich muß wohl bei dieser Eröffnung ein bißchen überraschtes Gesicht gemacht haben. Er fuhr dann auch gleich, nach einigem Prusten, fort: „Sie, Männeken von der militärischen Heilerei, nehmen Sie mich mal meinen Pelz ab. Höllisch einjekachelt habt ihr hier, Sie oller Lazarettwurm! Haben Se mich och meinen lieben Herrn Leitnant ornt'lich verpflegt? Er sieht immer noch mau aus, zum Durchpusten, Sie Karbolonkel!" Der krumme Mader grinste vor Vergnügen.

„... nämlich!" wandte sich Max August mir nun wieder zu: „nämlich, wir hatten och zu doktern. Mit meine Käte: Herr-

Digitized by Google

In der Dämmerung

Gemälde von Prof. Caspar Ritter

Digitized by Google

Digitized by Google

jesses, erschrecken Se doch nich so. Die lange Latte ist längst wieder uff'n Damm. Aber so Ende November, da fiel se ab, wie 'ne kranke Pflaume vom Baume. Sie klagte nich, sie machte nich Pips, ne, aber man merkt das doch so. Muttern ließ unsen Geheimen kommen und der meinte: Luftveränderung. ‚Soll ick vielleicht mit ihr nach Pankown in die Sommerwohnung jehn? Jetzt, mang Eis und Schnee?' fragte ich ihn. Nee — aber nach Italien. Scheeneken! Mir war's schon recht, ick wollte mir lange schon mal den ollen Papst in die Nähe ansehn un die Speierei vom Vesuv — er hat aber nich mal gespien. Also wir sin gereist. Es war sehr scheen — bloß höllsch kalt. Jottedoch, daß man in Italien aber so frieren muß. Waren Se schon da unten, lieber Herr Leitnant?

„. . . jekost't hat's ja auch 'n Batzen, denn so auf'n Reisen läßt sich Max Aujust nicht lumpen. Immer zweite Jüte und beste Hotels — manchmal war'n se aber doch faul. Und die Kirchen, und sonst so — die Kunst! Ick danke! Ne, aber was die Hauptsache ist: Kätchen ist's jut bekommen. Ornt'lich rausgebiestert hat sich das Mädel, 'n bisken Fett anjesetzt —"

Er prustete wieder ein paar Male und drehte sich dann zu Mader um, der nach seiner Art an der Tür stehengeblieben war: „Sie . . . hören Sie mal, liebe Lazarettpflaume, Sie können sich mal 'n bisken drücken. Nachher jibt's och 'n Trinkjeld, Sie Oberjefreiter von der reitenden Bettenbatterie. Machen Sie aber die Tür mal von außen zu!"

Und als Mader hinaus war, gab mir Max August einen kleinen sanften Rippenstoß mit seinem dicken Zeigefinger und lachte merkwürdig geheimnisvoll: „Famoste Reisebekanntschaft, lieber Herr Leitnant! Oder nee: so'ne alte Bekanntschaft wiedergefunden. In Rom nämlich, ick denk', der Deubel bellt mich an, steht mit 'nem Mal der Junge, der Fritz, vor mir, meinem alten Freunde Wilhelm Könnecke sein Alt'ster. Feiner Junge — fast so groß wie Sie und's Eiserne Kreuz hat er auch! Und sehr jebildet. Nämlich: Könnecke, das wissen Se ja, hat doch die jroße Tischlerei in der Reichenberger Straße. Na, und da hat er seine Jungen nu so drei, vier Jahr ins Ausland studieren lassen, prakt'sch und bisken, wie heißt's doch? Kunstgeschichte und so. Er hat's ja dazu, und Wilhelm is überhaupt immer sehr für die Bildung jewesen . . . jrade so wie ick. Man muß doch mitjehn mit die Zeit, das meint ja sojar die Tante Vossen. Ne, wat ick sagen wollte: Fritze Könnecken is denn so bei uns, wie heißt man's doch gleich? richtig — der Kikerone gewesen. Er hat sich jar nicht mehr von uns trennen wollen —"

Ich kriegte wieder einen sanften Rippenstoß, und Max August lächelt wieder so verschmitzt. So verschmitzt, daß in mir eine heiße, unaussprechbare Angst vor dem emporstieg, was er nun noch sagen würde.

Aber ich hatte mich geirrt. Er grinste nur noch ein Weilchen, und dann stand er langsam auf und tätschelte mir auf die Schultern: „Ick soll meine drei Schwalben doch wiederjrüßen? Was, lieber Herr Leitnant? Na, und nu mausern Sie sich man ornt'lich raus. Ick komme mal bald wieder, und Sie sollen auch sonst bald was von uns zu hören kriegen. Und lassen Sie sich den Kaviar gut schmecken! Bleiben Sie bloß um Jotteswill'n sitzen, Sie Patiente, — Adjes, lieber Herr Leitnant!"

⁂ ⁂ ⁂

An jenem Abend schüttelte der Doktor den Kopf bei der Visite. Mader mußte die Temperatur messen, und der Assistenzarzt klappte mit seinen feinen Händchen aneinander und meinte: „Diese vielen Besuche, lieber Herr von Spielberg, diese vielen Besuche! Schon als ich noch auf der Pepinière war, lehrte Geheimrat Frerich . . ."

Aber am nächsten Morgen war das Fieber verschwunden. Ich hatte geschlafen wie ein Murmeltier, und ich fühlte selbst: jetzt hielt ich schon wieder einen Ruck aus. Gut war es aber doch, daß noch vierzehn Tage vergingen und ich mich schon gesund gemeldet hatte, als ich eine goldgeränderte Karte erhielt, auf der Herr Max August Läugner und Frau die Verlobung ihrer ältesten Tochter Katarina mit Herrn Fritz Könnecke, Leutnant der Reserve im xten Pionier-Bataillon, anzeigten.

Gut war das schon: denn so kam ich wenigstens mit 'nem kleinen Weinkrampf, den ich in der Stille meines Zimmerchens absolvieren konnte, davon. Ganz hielten die verfl— Nerven doch nicht stand.

Digitized by Google

Gut war's auch, daß mich unser Oberst im Komplott mit dem Regimentsarzt damals zunächst zu vier Wochen Wiesbaden verdonnerte: sofort anzutreten! Gut war's, denn ich wurde so Berlin entrückt und allerlei Erinnerungen —

Als ich mich abmeldete, sah mich der Oberst ganz mitleidig an: „Nun erholen Sie sich recht, mein Lieber! Reisen Sie mit Gott und werfen Sie alles hinter sich, was Sie gedrückt hat. Ein Rekonvaleszent soll ohne Sorgen leben. Nein, daß Sie diese Geschichte so mitgenommen hat!"

Der gute alte Herr! Er wußte ja nur ein Bruchteil von dem, ‚was mich so mitgenommen hatte . . .'

⁂ ⁂ ⁂

Mein Urlaub lautete bis Ende März. Aber der hohe Rat in der Knochenheilmühle, das heißt, die Herren Ärzte der Kaiser Wilhelms-Heilanstalt, fanden eine Verlängerung für notwendig. So blühte schon der Flieder, als ich heimkam, nun allerdings ein ganz Genesener. Genesen an Leib und Seele.

In meiner alten Kasernenstube, die mich jetzt so wunderlich anheimelte, lag ein Brief für mich.

Es war die Einladung zu Katis Hochzeit. Kirchliche Trauung in der Melchior-Interims-Kapelle; Dejeuner bei Huster. Ich hörte Max August förmlich: ‚Natürlich bei Huster. Wir haben's ja dazu!'

Ich hatte doch noch nicht ganz überwunden —

Denn ich griff sofort zur Feder. Ich wollte umgehend abschreiben. Der Wurm fraß doch noch leise in mir: wenigstens so schnell hätte sie mich doch nicht vergessen sollen!

Aber ich besann mich schließlich eines anderen und fuhr zu Tante Wreschen. Die fand ich samt Hilde in vollster Beratung über eine Brautjungfertoilette, und sie faßten es als ganz selbstverständlich auf, daß ich zusagte. Um so mehr, als Hilde ohne die Mama ging und daher auf mich rechnete.

Tante Wiwi meinte, mit einer gewissen Betonung: „Das Brautpaar war natürlich bei uns. Der Bräutigam ist ein feingebildeter, sehr gut aussehender Mann. Ich muß sagen: er hat mich überrascht!"

„Mich hat vieles überrascht!" warf ich mit einem letzten Anflug von Bitterkeit ein, worauf Hilde, auch sie mit einer gewissen absichtlichen Betonung, erklärte: „Kati macht einen sehr glücklichen Eindruck. Sie liebt ihren Fritz wirklich!"

Diesmal erwiderte ich nichts. Ich dachte nur: ihn liebt sie — mich hatte sie nur lieb. Es war ein Traum . . . und er ist ausgeträumt. Aber es war in mir doch auch der Ansatz der Erkenntnis, daß es gut für mich war, daß ich allen Grund hatte, Kati — dankbar zu sein. Ja, sie war für mich mit verständig gewesen —

Ende Mai war die Hochzeit. In der kleinen Kapelle, an deren Stelle sich heut das stattliche Gotteshaus wölbt. Ein winziger Raum, der Altar provisorisch, anstatt des festen Gestühls einfache Rohrsessel.

Als ich die Braut zuerst erblickte — wie schön sah sie aus mit dem Myrtenzweig im schwarzen Haar — da quoll es doch wieder übermächtig in mir empor. Die kaum verharschte Wunde brannte. Merkwürdig: die Herzenswunde und zugleich die an der Hand, die mir das Biest geschlagen. Ich mußte mich gewaltsam zusammennehmen, mich nicht äußerlich zu verraten.

Hilde und ich waren etwas spät gekommen, weil Tante Wreschen immer noch an Cousinchens Toilette herumzudoktern hatte. So saßen wir recht weit hinten in der Kapelle, oder vielmehr Hilde saß und ich stand hinter ihrem Stuhl.

Mein Atem mochte wohl etwas schwer gehen; sie wandte sich während der Predigt ein paar Male um und sah mich mit 'nem lächelnd warnenden Ausdruck an.

Als dann aber Kati ihr ‚Ja' sprach — laut und freudig —, da war's vorbei mit meiner Fassung. Ich griff nach der Rücklehne des Stuhls, es gab einen kleinen Knacks ... und ich hatte die Lehne alleine in der Hand.

Wunderlich — das half mir. Der Ruck, die lütte Kraftanstrengung, nicht zuletzt die kleine Beschämung, als ich so mit der braunen Lehne zwischen den schneeweißen Glacees dastand und nicht recht wußte, wohin mit der Pracht. Die Herren Doktors machen das ja auch so: wenn's einem innerlich in den Knochen wo weh tut, setzen sie einem äußerlich 'ne spanische Fliege. Sie nennen das Ableitung nach außen, glaub' ich, durch 'n Hautreiz. Nun, bei mir war's

Digitized by Google

ganz ähnlich: auch 'ne Art Ablenkung dummer Gedanken durch 'nen motorischen Reiz.

Meine rückenlehnlose Hilde benahm sich übrigens sehr nobel. Sie tat, als ob gar nichts passiert wäre. Nur als sie sich nachher erhob, ich ihr den Arm reichen sollte und immer noch das Ding mechanisch zwischen den Händen hatte, sagte sie leise: „So stell' doch endlich dies Symbol deines zerbrochenen Herzens beiseite! Es wird ja schon wieder geflickt werden!" Was letzteres sich ebensogut auf das Symbol bezüglich die Lehne, wie auf mein Herz beziehen konnte und ja in beiden Fällen richtig war.

Ja, Hilde benahm sich sehr nobel gegen ihren leidtragenden Ritter von der traurigen Gestalt. Sie führte und leitete ihn und sein Elend in möglichst unauffälliger Weise zum Wagen, der uns von der Kapelle zu Huster führen sollte und dessen Berappigung Tante Wiwi großmütigerweise übernommen hatte. Und als wir endlich in der Klapperkutsche geborgen saßen — ich so links in der äußersten Ecke, mit herunterhängendem Schädel — und sie ihr Rosaseidnes säuberlich zurechtgestrichen hatte, da faßte sie meine Hand und sprach mir gut und verständig zu — in einem langen Weltkindssermon, der mit den denkwürdigen Worten schloß: „Eins aber tu mir zu Gefallen, Hans, suche heute nicht etwa deinen Katischmerz in zu vielem Champagner zu ersäufen!"

Was die blonde zwanzigjährige Hilde die Welt und die Männer kannte — erstaunlich war's.

Dann trat ich endlich im langen Husterschen Vorsaal glückwünschend vor das Brautpaar. Und da ging's mir wunderlich — In der Kirche hatte ich nur auf Kati gesehen. Der Mann neben ihrer strahlenden Schönheit war mir nichts als 'n schwarzer Frackfleck gewesen.

Nun ich aber so dicht vor beiden stand und Kati mir mit einem leisen Lächeln, in das ich vergebens einen wehen Zug hineinzudeuten suchte, die Hand gab und sagte: „Alter Hans, ich freue mich so sehr, daß Sie heut hier sind" und dann: „Das, Fritz, ist mein lieber alter Jugendfreund, von dem ich dir schon soviel erzählt habe —" da mußte ich mir doch auch den beneidenswerten Helden des Tages ansehn.

Und — Herr Fritz Könnecke imponierte mir in seiner ruhigen Männlichkeit. Ein stattlicher Mann, im Ausgang der Zwanzig, mit prächtigem blonden Vollbart, energischem klugen Gesicht — solch ein Mann, zu dem ein Mädchen wie Käti emporsehen, von dem sie sich leiten lassen mochte. Auch die Art gefiel mir, wie er mir die Hand kräftig drückte: „Meine Frau hat mir wirklich viel von Ihnen gesagt, Herr von Spielberg. Hoffentlich bleibt Ihre freundschaftliche Gesinnung die alte und gilt, wenn ich bitten darf, nun auch ein wenig dem Manne. Mann und Frau sind ja eins — für das ganze Leben."

Ja, ehrlich gestanden, der Mann gefiel mir, er imponierte mir. Und noch ehrlicher gesagt, ich empfand in diesem Augenblicke zum ersten Male recht deutlich: du hättest ja doch nicht hier stehen können, du armes kleines Leutnantchen, trotz deiner stolzen Adlersfittiche da auf den Schultern. An ihre Seite gehört ein Mann.

Es war ein recht deprimierendes Gefühl, aber ein sehr nützliches. Selbsterkenntnis ist ja immer bitter, aber bittere Medizinen sollen ja auch immer die besten sein.

Das Hochzeitsdiner — allerhand Achtung! Max August ließ sich nicht lumpen und „wenn's 'n Taler acht Groschen" kostete. Die Gesellschaft von spaßiger Ehrpusseligkeit, bis der Sekt die Zungen löste und eine Rederitis, die schwerste aller Dinerkrankheiten, ausbrach, die beispiellos war. Ich glaube, daß alle beiderseitigen Familienangehörigen gewissenhaft einzeln gefeiert wurden, bis auf die kleine rundliche Gustel herunter, der ein alter Onkel sogar einen gereimten Toast widmete, den mein braver Lazarettgehilfe, der „Feldwebel von der reitenden Bettenbatterie", hätte verbrochen haben können:

„Nun ist noch eine
Eine ganze Kleine.
Aber sie wächst schon heran
Und kriegt auch noch 'nen Mann.
Ich wünsch' ihr mit Seherblitz
Solch einen wie Koenneckens Fritz."

Unmittelbar nachdem die Tafel aufgehoben worden war, verschwand das junge Ehepaar.

Aber kaum, daß ich das bemerkt hatte, kommt der alte Läugner auf mich zu — er steckerte 'n bissel mit den Füßen und der Zunge — und schiebt mich 'raus in

Digitized by Google

die Garderobe. „Leitnantchen . . . hi . . . hi! Komm'n Se mit zum Potsdamer? Die fahren mit 'n Elfuhrzug nach München. Dat muß ick mir mit angucken, wie die in ihr Coupeechen erster Jüte klettern tun . . . hi . . . hi! Jottedoch, wenn ick so denke, wie ick und Kätes Mutter unsre Hochzeitsreise jemacht haben. Zu Kreideweißen nach Tempelhof. Un nu die nach München, zu di neien bayerschen Bundesbrüder. Und dann in die Berje, wo se am höchsten sind — nich über 'n Kreizberg, wie wir Anno Dunnemals. Na, se können's ja. Max Aujust läßt sich nich lumpen . . ."

Ich weiß nicht recht: es widerstrebte mir, aber — ich fuhr doch mit. Ich hatte Hildes Warnung von wegen des Champagners auch wohl in den Wind geschlagen.

Als ich dann aber auf dem Bahnhof war, hätten mich nicht zehn Pferde auf den Perron gezogen. Ganz in eine Ecke der Vorhalle gedrückt, stand ich, sah zu, wie der alte Läugner Kati und Fritz immer wieder umärmelte, wie ihm die Tränen der Rührung über die dicken roten Backen perlten und er dann dem jungen Gatten noch heimlich 'ne schwere Börse in die Paletottasche steckte. Und wie sie dann einstiegen und Kati noch einmal winkte — da pochte mir das junge Herz doch wieder zum Zerspringen. Ich hatte damals so verd— scharfe Augen. Trotzdem mir es auch ganz eigen feucht um die Wimpern war, konnte ich von meinem Versteck aus ganz genau die Wagennummer lesen. Ich weiß sie heut noch: 1359.

Wie der Zug sich nun so in Bewegung setzt und ich noch einmal Katis schlanke Gestalt und ihr Profil an der Wagentür sehe, da schießt mir ein scheußlicher Gedanke durch den Champagnerschädel — solch richtiger dummer Jungenswitz. Und ich laufe zum Telegraphenbureau und setze fünf Depeschen auf: Zug elf, Wagen 1359 — nach Bitterfeld, Leipzig, Hof, Regensburg, Ingolstadt. Immer nur: „Herzlichsten Glückwunsch. Hans."

Der Wahrheit die Ehre: ich hab' mich nachher sehr geschämt. Aber ich war eben zwanzig Jahre — was überlegt man mit zwanzig Jahren denn groß! Ich hab' später, als ich wußte: Junge Koenneckes sind von der Hochzeitsreise zurück, mich so geschämt, daß ich mich gar nicht zu ihnen hintraute. Bis ich mir dann doch ein Herz faßte, hinging, und — sie mich beide lachend begrüßten und Kati mit dem Finger drohte: „Sie alter dummer Hans, Sie! Na warten Sie mal, was wir anstiften, wenn Sie Ihre Hochzeitsreise machen."

⊠ ⊠ ⊠

Wir sind gute Freunde geblieben.

Ich bekam zwar damals bald ein Kommando nach der Unteroffizierschule Biebrich und blieb drei Jahre von Berlin fern. Aber so zu Neujahr flog doch immer ein Briefchen hin und her. Dann kam ich in ein anderes Regiment, hoch oben in Holstein — wo ich übrigens die kleine Frau von Beltow recte nun Frau von XYZ höchst getröstet und in Marinekreisen vielbewundert traf. Erst nach fast fünfzehn Jahren sah ich Kati wieder.

Sie war eine stattliche, etwas komplette Madame geworden, an deren Schürzenbändern vier prächtige Rangen hingen. Aber sie war immer noch eine schöne Frau, ihre dunklen Augen hatten den alten Glanz, in ihren vollen Locken, die sie der Mode des Tages zum Trotz trug — „Fritz will es so" — war noch kein Silberhaar.

Wir haben lange, lange zusammengesessen und uns von unsrer Jugend erzählt, von allen Freunden und Bekannten — und von unserer Liebe. Ganz offen, mit lächelnden Lippen. Wir haben sogar ein wenig gespöttelt, wie eben würdige und kluge ältere Herrschaften über die liebe Jugend spotten . . .

Aber dann faßte Kati plötzlich meine Hand, drückte sie, wie damals, innig und herzlich, sah mich an mit dem feuchten, lieben Blick, wie damals im Schneegestöber an der Ecke der Oranienstraße, und sagte so recht warmherzig, mit dem tiefen Klang ihrer Stimme: „Alter lieber Hans! Gelt . . . schön war es doch!"

Und ich neigte meinen Scheitel, und auch mir feuchteten sich die Augen in Rückerinnerung: „Ja . . . es war schön!" sagte ich. Aber ich hab' dabei, glaub' ich, doch nach dem Herzen gefaßt. Merkwürdig: es war da ein schmerzliches Zucken. Das dumme Ding da drinnen biß um sich . . . trotz der fünfzehn Jahre und allem, was dazwischen lag.

Ende

Digitized by Google

Harzlandschaft. Gemälde von Caspar David Friedrich. (In der Nationalgalerie zu Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Maler aus napoleonischer Zeit

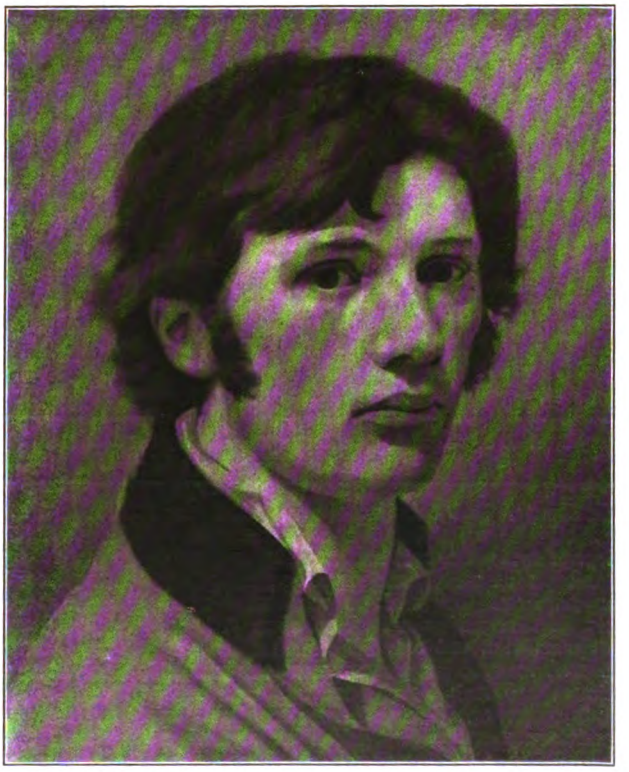
(Philipp Otto Runge — Caspar David Friedrich — Georg Friedrich Kersting)

Von Prof. Dr. Fritz Knapp in Würzburg

Nicht alle Schlachten werden auf irdischen Gefilden mit gewappneten Heerscharen geschlagen, nicht nur Lanze und Schwert sind die Waffen des Kampfes. Als Deutschland dahinsank unter den Schlägen des französischen Imperators, als das eben erst hoch aufgerichtete Preußen zerschmettert wurde von dem stärkeren, bewußteren Willen des tyrannischen, aber genialen Feldherrngeistes, da verhüllte sich die Volksseele in Trauer und Schmerz. Indes die in herbem Leid schwer geprüfte, jedoch nicht zu zerstörende Volkskraft stand auf, sich das Recht zum Leben zu erstreiten. Von Denkern und Dichtern, von Fichte und Kleist, Körner und Arndt künden die Geschichtsbücher, daß sie Bannerträger im Kampf um die Freiheit Deutschlands gewesen sind, daß es mit dem Volksbewußtsein voran der Dichterwille und dann der Staatswille waren, die den neuen Aufschwung unter Entbehren und Entsagen zeitigten. Nicht materielle oder politische Interessen allein, sondern vorzüglich ideale, poetische Begeisterung für das Vaterland flammte die Glut. Das war die größte Tat deutscher Romantik. Goethe und Schiller hatten uns gelehrt, daß es auch deutsche Dichter gibt; Grimm, Arnim, Brentano wie die Romantiker enthüllten die deutsche Märchenwelt der Phantasie. In der Poesie rang sich deutsches Wesen zur Selbständigkeit und Einheit durch; wir wissen die anderen Geistesgebiete, vor allem die Philosophie, hielten gleichen Schritt.

Jedoch nicht nur Denker und Dichter, auch Maler und Bildner sind uns als heldenhafte Streiter für deutsche Art erstiegen. Wir wissen es heute, aber bis vor wenigen Jahren waren sie vergessen. Es gereicht unserer deutschen Geschichtswissenschaft nicht zu besonderer Ehre, daß es vorzüglich ausländische Forscher waren, welche die Wertschätzung auch jener Künstler uns gebracht haben, während wir ins Ausland gingen und es für unsere Pflicht hielten, fremden vergessenen Größen gerecht zu werden. Schmerzlich ist das und bezeichnend zugleich für die kleinmütige Natur der Deutschen.

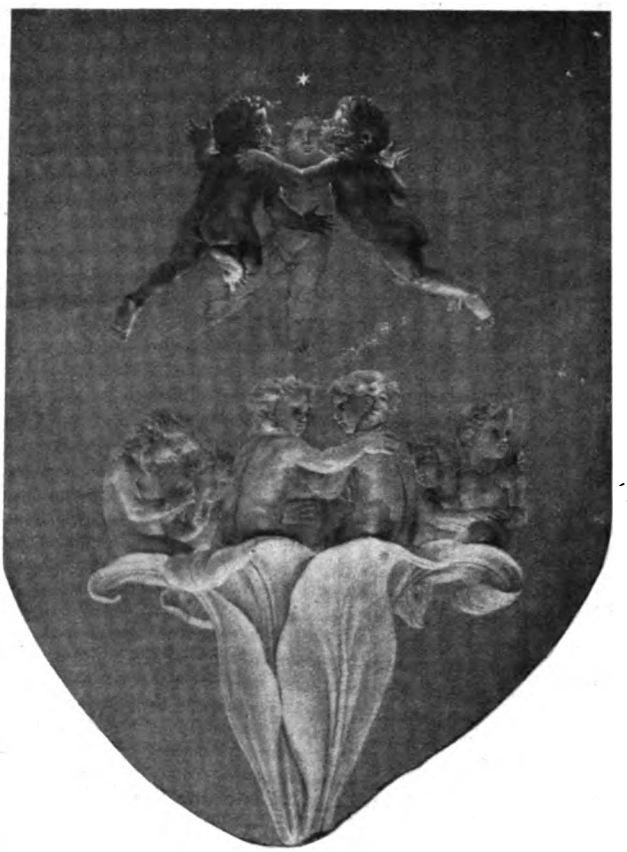
Natürlich waren die Befreier nicht die Klassizisten oder Nazarener, die über die Alpen wanderten hin zu dem antiken oder dem mittelalterlichen Rom, und es hat nicht in Düsseldorf oder München, von denen jedes ein zweites Florenz sein wollte, die Wiege dieser Kunst gestanden. In dem norddeutschen Heideland, das so gerne als das Land künstlerischer Barbarei gilt, ist diese Schar von Künstlern erstanden, deren Namen heute noch in Süddeutschland kaum genannt sind. In Hamburg, Berlin und Dresden muß man sie studieren. Die Berliner Nationalgalerie führt in dem Sinne mit vollstem Recht ihren Namen, da man diese nationalen Helden hier am besten kennen lernen kann. Es sind die Hamburger Philipp Otto Runge (1771—1810),



Selbstbildnis von Philipp Otto Runge. Gemälde

Digitized by Google

Julius Oldach (1804—1830), Friedrich Wasmann (1805—1886), der in Greifswald geborene Caspar David Friedrich (1774—1840), der später in Dresden Akademieprofessor war, die in Berlin tätigen Franz Krüger (1797—1857) und Karl Blechen (1798—1840). Die deutsche Landschaft in ihrer ureigensten Stimmung entdeckt und wiedergewonnen zu haben, ist ihr Verdienst. Ihre Heimat haben sie geliebt und gehütet, fern von jener Narretei, daß nur Italien das Heimatland der Kunst sein könnte. Und das Imposanteste an ihnen ist, daß sie nicht bei den Italienern oder Franzosen, nicht bei den Engländern und Constable in die Schule gegangen sind, daß sie durchaus originell waren und alles aus sich heraus haben. Sie haben still für sich gearbeitet, mit dem Stück Natur, in dem Winkel, in dem sie geboren wurden, gelebt, haben herb und hart, zart und fein eine Landschaftsmalerei, eine Stimmungskunst im Interieur oder Freilicht geschaffen von einer Intimität und Charakterfestigkeit zugleich, wie sie nur bei Menschen, die sich durchaus auf sich stellen und in voller Bewußtheit ihr Ich ausleben, möglich ist. Sie waren die ersten, wahrhaft deutschen Maler, getragen von jener leidenschaftlichen Glut, von dem gerechten, jene hohe Zeit erfüllenden Zorn gegen die französischen Eindringlinge.



Fragment aus der zweiten Fassung des „Morgens" von Ph. Otto Runge. (In der Kunsthalle zu Hamburg)

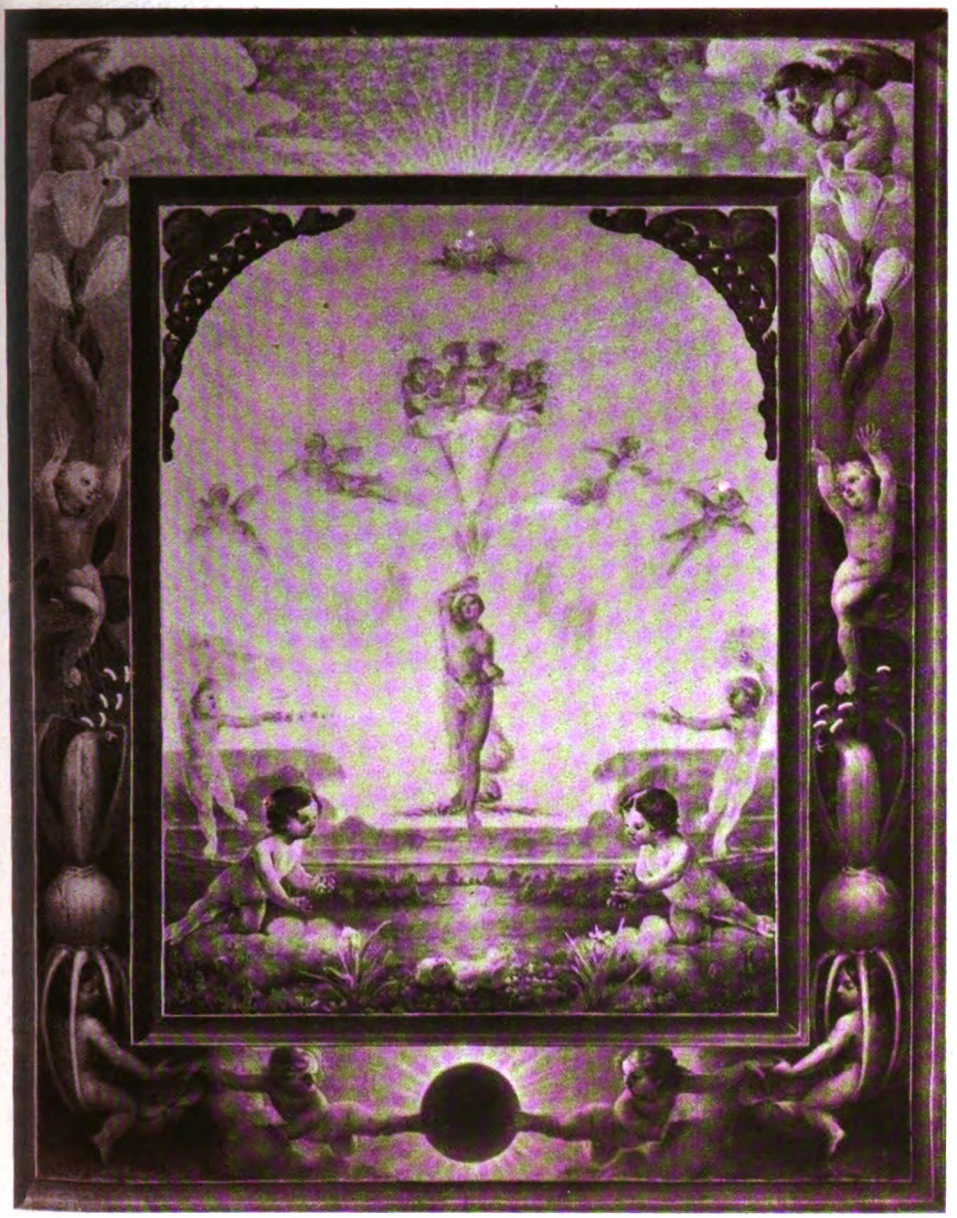
Wie wundervoll klingen folgende Sätze, die ich voranstelle:

„Es ist ein trauriger und jammervoller Zustand in der Welt und muß so ein jeder fühlen. Und gegen das alles kann man nichts weiter tun als tapfer kämpfen. Es wird mit jedem Schritt, den die Franzosen tun, unmöglicher, daß sie ganz siegen können, da die Stimmung jedes einzelnen immer bestimmter sich dawider richtet. Dadurch, daß sie siegen, zwingen sie die Verbündeten, immer einen höheren und gründlicheren Standpunkt gegen sie zu ergreifen ... Es ist ein Großes und Herrliches, das wir erfahren und Gott erhalte uns, daß wir das Ende erleben."

So schreibt der geistige Führer der Gruppe, Runge, 1805 noch vor der Schlacht bei Austerlitz. Es sind Worte, die uns heute tief zu Herzen klingen; uns ist ja jene Angst und Not um Sein und Nichtsein, um die Existenz als Volk wieder aufgegangen. Und wie sehr berührten uns jene in schwerfälligem, pastoralem Stil geschriebenen Gedichte des Caspar David Friedrich, die er nach der Befreiung Dresdens von den Franzosen 1812 niederschrieb:

„Lasset uns singen ein hohes Lied, ein Lied voll Dankbarkeit und Liebe.
Lobsinget dem Herrn, ihr Befreiten, lobpreiset seine Güte für und für.
Denn er hat gnädiglich abgewendet von uns die Not, da wir flehten um Hilfe,
Er hat erhört unser Schreien und verjaget unsere Feinde.
Sie sind in Staub getreten die Schnöden, so seiner vergaßen und nicht achteten.
Der Heimat eilen sie zu die Flüchtigen, vom Schwerte des Nordens verfolgt,
Vom Fluche des Allmächtigen getroffen.
Zertreten sind die Saaten, verheeret die Früchte der Felder,
Städte und Dörfer in Schutt und Asche verwandelt mit frevelnder Hand.

Digitized by Google



Der Morgen (Aus der Folge der Tageszeiten)
Gemälde von Philipp Otto Runge
(In der Kunsthalle zu Hamburg)

Digitized by Google

Aber der Zorn Gottes ruht schwer auf ihnen;
vom Hunger gequält,
Ohne Obdach und Hilfe, ohn' Mitleid und Erbarmen
Hauchen sie des Lebens letzten Atem aus."

Oder in einem andern dichterischen Gebet heißt es in Angst vor dem russischen Joch:

„Deine Hand, o Herr, züchtet uns hart, aus Süden und Osten sendest du Peiniger zu uns.
Wir möchten schier im Elend vergehen, wende ab von uns deinen Zorn.
Schnöde Willkür hält das Zepter und die Habsucht führt das Regiment.
Die Freude ist von uns gewichen seit Jahren; unter dem Druck der Fremdlinge seufzen wir.
Wir flehen zu dir, o Herr, der du uns befreit hast vom Joche der Franzosen, erlöse uns auch von den Russen.
Daß der Arbeiter sich freue seiner Mühe und genieße deines Segens Fülle im Frieden.
Gib Regen und Sonnenschein zu seiner Zeit, daß alles blühe und Früchte bringe.
Und lasse ferner nicht zu, daß wilde Horden verwüsten unsere Felder und Fluren."

Wie treffen uns auch diese schlichten Sätze. Die Gleichheit der Zeiten von heute und damals, die Einheit des Verlangens nach Friede und Freiheit, in Leiden und Entbehren wird zur Weihe und schließt uns wieder mit jenen vergessenen Meistern der Befreiungskriege zusammen.

Ferne von dem breiten Strome des Lebens, weitab im rauhen Norden haben diese Künstler gelebt und geschaffen, denen das kleinste Stück Natur, die kahle, stille Heidelandschaft, denen die deutsche Heimat auch da, wo sie rauh und herb ist, wert war und Schönheit, Ausdruckskraft genug besaß zur Verkörperung eigner Individualität, zur Versinnlichung eines reichen, innerlichen Geisteslebens im Kunstwerk. Sie wurden die wahren Befreier zu einer subjektiv nationalen Kunst, sie, die wieder die Landschaft, und zwar die ungeschminkte deutsche Landschaft zum Objekt ihrer Kunst wählten. Da wurde endgültig gebrochen mit der Salonkunst des Rokoko, mit der höfischen Eleganz des französischen 18. Jahrhunderts. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß sowohl Winckelmann wie Carstens, diese Vorkämpfer des Klassizismus, Norddeutsche waren. Die neue Bewegung, die mehr in der nationalistischen Romantik wurzelte, hat ihren geistigen Führer in Philipp Otto Runge gehabt. Dichterischer Einfluß des Wolgaster Poeten Ludwig Theobul Kosegarten, der zugleich sein Lehrer am Gymnasium war, hat zunächst eine phantastisch-sentimentale Empfänglichkeit für die Naturereignisse geweckt. Innig verknüpft mit dieser dichterischen Schwärmerei ist eine tiefe, religiöse Begeisterung. Wilhelm Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797), Ludwig Tiecks „Phantasien über die Kunst" (1799), dessen Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798) kamen dazu. Aus dieser fast mittelalterlich verklärten, religiös verhüllten Ideenwelt hat sich Runge nie ganz hinauswinden können. Interessant ist, wie die Fäden da hin- und hergehen. Wir sehen Runge zu Goethe und Tieck, zu den Brüdern Schlegel und Fichte wandern. Der geistige Gedankenaustausch, persönlich oder brieflich vermittelt, war damals ja von einer Lebendigkeit und befruchtenden Frische, die uns leider gänzlich abhanden gekommen ist. Heute wird alles gleich zu Papier gebracht und ge-

Das Söhnchen des Künstlers. Gemälde von Philipp Otto Runge

Digitized by Google

Die Eltern des Künstlers. Gemälde von Philipp Otto Runge
(In der Kunsthalle zu Hamburg)

Digitized by Google

Der Künstler mit Frau und Bruder. Gemälde von Philipp Otto Runge (In der Kunsthalle zu Hamburg)

druckt. Aber Papier ist schweigsam, gibt nicht Antwort, der Begriff der geistigen Diskussion ist aus dem Programm der modernen hastenden Zeit fast geschwunden.

Viel wichtiger als diese phantastischen Verklärungen poetisch-religiöser Art ist das, was Runge Positives der bildenden Kunst gebracht hat. Die Landschaft ist ihm die neue Kunst, in ihr soll der Künstler sein seelisches Leben, sein Verhältnis zu Gott widerspiegeln lassen. Die Landschaft ist ihm Symbol. Aber er geht weiter in der Erkenntnis der Natur. Nicht seine philosophisch-spekulativen Betrachtungen, die ja die ganze Zeit, alle Klassizisten und Nazarener mit ihm gemein haben, sondern seine realen Naturbeobachtungen, deren seine als theoretische Schrift beinahe das Beste der Zeit ausmachende „Farbentheorie" so übervoll ist, sind hier zu nennen. Er opponiert gegen die nüchterne akademische Erziehung. In seiner wundervoll lebendigen Phantasie sieht er Rembrandt als Traumerscheinung in solch' eine moderne Künstlerwerkstatt herabsteigen, und hintretend zur Staffelei seines Freundes läßt er ihn sprechen: „Mit gräßlicher Kälte ergreift ihr Buben das Werkzeug, welches euch die Muse darreicht, und so kalt, wie euer Herz ist, streicht ihr den Kalk dahin und wollt mit eurem armseligen Verstand ergründen, was die Empfindung der ganzen Welt noch nicht erschöpft hat" (Brief von 1799). Er möchte fast als Antipode Winckelmanns erscheinen. Dieser gibt all sein heimatliches Erbteil, seinen väterlichen Glauben hin, nur um nach Italien zu kommen, Runge leistet freiwilligen Verzicht auf eine Reise nach Italien und Frankreich. „Man muß sich selbst bezwingen, der Teufel führt uns auf die Zinne des Tempels, wo wir unsere ganze Herrlichkeit zeigen sollen und führt uns zuletzt gar in die alte abgelebte Welt hinein, deren Herrlichkeiten er uns alle geben will, wenn wir niederfallen und ihn anbeten... Sollte es Ossian wohl gut gewesen sein, wenn er den Homer studiert hätte?" (5. Nov. 1802). „Wozu wäre noch die alte Mythe notwendig, wozu noch irgend etwas, das gesagt ist? Was gesagt ist, ist vollendet; was zum zweiten Male gesagt wird, ist gut, in Bibliotheken oder auf Kornböden geschüttet zu werden, aber auf beiden gedeiht kein Same zu neuen Gewächsen, außer: der Kornboden verfault und stürzt zusammen, da kann nun wohl manches Korn aus dem Sturz aufwachsen."

Heiliger Ernst, aber gepaart mit echter Künstlerleidenschaft lebt in den Schriften Runges: „Es kommen mir bisweilen Stunden, wo mir ist, als sähe ich die Welt sich in ihre

Digitized by Google

Elemente zerteilen, als ob Land und Wasser und Blumen, Wolken, Mond und Felsen Gespräche führten, als sähe ich diese Gestalten, und es ist, als wenn ich halb wahnsinnig wäre" (18. Dezember 1802). Es klingt wie ein jubelnder Hymnus an das Licht, was er über die Sonne sagt. Seine allegorisch-mystischen Darstellungen der Tageszeiten, 1803 im Stich erschienen, sind Versuche dieses Lichtsymbolismus. „Licht und Farbe und bewegendes Leben" ist ihm das Ziel der Kunst. In einem Brief an Goethe, dessen Farbtheorie er beeinflußte, sagt er 1806: „Das Verhältnis des Lichtes zur durchsichtigen Farbe ist unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und Verschwimmen ist wie das Odemholen in großen Pausen von Ewigkeit zu Ewigkeit bis in die einsame und ewige Stille in den allertiefsten Tönen." Realer und positiver in seinen Beobachtungen wird er in dem 1809 erschienenen Werk „Farbenkugel oder Konstruktion des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zueinander und ihrer vollständigen Affinität; mit angehängtem Versuch der Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben." Blau, Gelb und Rot sind ihm die Grundfarben, „sie stehen zueinander wie die Eckpunkte eines gleichseitigen Dreiecks. Aus Blau und Gelb bildet sich durch Mischung bekanntlich Grün, aus Gelb und Rot Orange und aus Blau und Rot Violett". Er tritt in Widerspruch zu dem System der Newtonschen Spektralfarben. Von Bedeutung für die Malerei ist die allmähliche Loslösung von mystisch-philosophischen Spekulation und das Übergehen zu einer vielmehr realen Anschauung auf Grund klarer Naturbeobachtung.

Sein Symbolismus hält ihn bis zuletzt befangen. Vorzüglich die Blumen sind ihm Symbole in ihrer Farbigkeit; bald ist es die rote Rose, bald die weiße Lilie, die er auch in poetischen Worten als das Symbol der Seele im Licht verehrt. So in einem Gedicht von 1803:

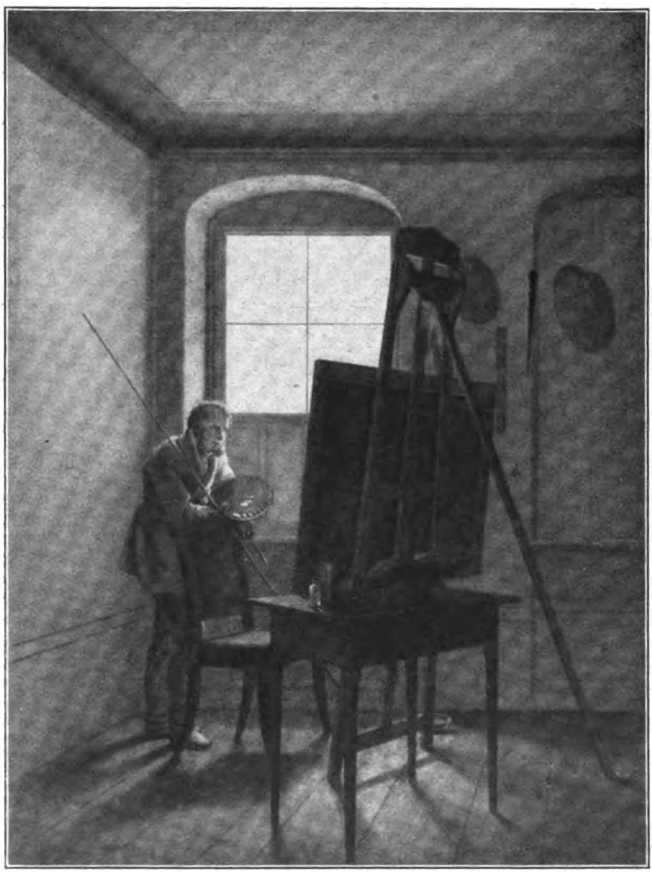
„Die rote Rose kommt hervorgeflogen.
Sie kündet nur der Blumen Königin,
Und schmückt als Botin ihr den Ehrenbogen;
Die Herrlichste kommt bald ihr nach gezogen
Mit stillem, sanftem, unschuldvollem Sinn.
Der Lilie Stengel strebt hoch in die Lüfte,
Aus reinem weißen Kelch ergießend süße Düfte.

Die Hülsenbeckschen Kinder. Gemälde von Philipp Otto Runge
(In der Kunsthalle zu Hamburg)

Digitized by Google

Und erst entquillt der Erde nun das Leben.
Die Bäume schütteln ihr Geschmeid herab.
Des Lichtes Rang der Lilie nur zu geben.
Sie soll in einzig süßem Glanze schweben;
Die Blüten sinken willig in ihr Grab;
Und Blumen sprechen duftend wie die Zungen:
Das Licht, das Licht ist in die Blumenwelt gedrungen.

Und Segen tauet auf die Erde nieder.
Die Lilie senket schon ihr schönes Haupt.
Hell jauchzend preisen sie der Vöglein Lieder,



Der Maler Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt
Gemälde von Georg Friedrich Kersting (In der Nationalgalerie zu Berlin)

Und auch die Rose blüht noch röter wieder —
Und ist die Erde jetzt des Lichts beraubt?
Sie hat ein schönes Feuer sich gezündet:
Die Farben haben duftend rings ein Lob verkündet.

Die rote Blume schön vorangegangen,
Sie spiegelte sich in dem klaren Tau,
Und wie die Vöglein in den Zweigen sangen,
Der Lilie gedrängte Knospen sprangen,
Sank perlend er herab zur grünen Au'.
Da haben wir der Lilie Schein gesehen:
Doch was die Hohe sprach, wer konnt' es ganz verstehen?

Die Farben sind's, die erst das Wort gesprochen,
Was wohl der Lilie süßes Wesen war.
Und hat ein Dorn der Lilie Glanz erstochen,
So hat die Rose doch von ihr gesprochen,
Uns lebt das Licht in Farben offenbar,
O hätten näher wir das Wort gehöret,
Das durch den Hochmut doch nicht ganz uns ward zerstöret.

Wenn jetzt die Sonne weiß am Himmel stehet;
Es dampft die Flur in reichem Blumenduft
Vom warmen Wind, der durch die Lüfte wehet.
Ein wogend Wallen über Felder gehet.
Zum Widerklange blauer Himmelsluft:
Es wehen Glöckchen blau von allen Hügeln,
Ein Himmel will sich in des Kornes Blume spiegeln.

In gleicher Weise mysteriös verhüllt sind seine Bilder, vorzüglich die allegorischen Darstellungen von „Morgen und Abend", „Tag und Nacht". Immer ist es die Blume, die seiner Phantasie vorsteht als Symbol des Lebens: „Diese lebhafte Beweglichkeit in den Formen der Blumen und Gewächse, die von ihrer ersten Keimung bis zur Reife der Frucht wie ein Epos darin sich offenbart, ist der genaue Zusammenhang, der durch die analoge Veränderung der vier Tages- und Jahreszeiten sie mit unserem eignen Leben, Wachsen und Wirken in Verbindung bringt, welchen Zusammenhang ich wie eine einzige Blütenentfaltung in der Vollendung neuer Bilder (eben der Tageszeiten) darstellen möchte."

Überall drängt er auf eine Beseelung der Natur im Kunstwerk. Nachdem er einmal darauf hingewiesen hat, daß in der alten Kunst alle Künstler immer dahin gestrebt haben, in den Menschen das Regen der Elemente und Naturkräfte zu sehen und auszudrücken, sagt er: „Die Landschaft bestände nun natürlich in dem umgekehrten Satze, daß die Menschen in allen Blumen und Gewächsen und in allen Naturerscheinungen sich und ihre Eigenschaften und Leidenschaften sähen." Er fühlt sich in strengem Gegensatz zu Goethe.

Der Tod kam zu früh, schon 1810 riß er ihn hinweg. Den letzten Schritt zu freier künstlerischer Gestaltung hat Runge nicht mehr

Digitized by Google

Landschaft mit Regenbogen. Gemälde von Caspar David Friedrich. (Im Großherzoglichen Museum zu Weimar)

Digitized by Google

Digitized by Google

Greifswald im Mondschein. Gemälde von Caspar David Friedrich
(In der Nationalgalerie zu Kristiania)

getan. Er starb als ein Unfertiger, der für all seine hohen Gedanken nicht die letzte Ausdrucksform gefunden hat. Trotzdem offenbaren einige Bilder schon den Realisten. So vor allen das Porträt seiner Eltern. Schlicht und groß in der Erscheinung sind sie kraftvoll charakterisiert, in braunen Farben aufgesetzt. Seine farbigen Beobachtungen und den liebevollen Realismus im Detail entwickelt er an den bläulich-grünen Blättern und den Blumen. Die Freude am Licht und lebendigen Schein entfaltet er bei der kleinen Gruppe der Kinder rechts, wo sich ein reiches Spiel in der verschiedenfachen Lichtgestaltung entwickelt. Breiter gemalt ist die Gruppe der Hülsenbeckschen Kinder, und den gleichen Charakter einer gewissen plastischen Massivität trägt das Porträt von sich, seiner Frau und seines Bruders. So erscheint er im Porträt als der Realist, während die Bilder symbolistischen Inhaltes mehr zart und durchsichtig, ungegenständlich sind und den romantischen Geist seines Wollens vertreten.

Wenn so diesem geistigen Führer der neuen Bewegung die Parzen den Lebensfaden zu früh zerschnitten, als daß er seine Ideen in künstlerische Tat umsetzen konnte, in Caspar David Friedrich erstand der Meister, welcher dies Ideal der Landschaftsmalerei in Formen gegossen hat. Wenn wir anknüpfen an die Auseinandersetzungen des Norwegers Aubert, der als Ausländer den Deutschen erst den Schöpfer deutscher Landschaft nahegebracht hat (vgl. C. D. Friedrich, Berlin 1915, als Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft), erscheint auch Friedrich als ein begeisterter Vorkämpfer des Deutschtums, wie ja schon die angeführten Gedichte seiner Hand erweisen. Er greift aber auch mit den realen Schöpfungen seiner Kunst bedeutsam in das Geistesleben der Zeit hinein. Um seine ersten, 1810 in Berlin ausgestellten Bilder, besonders das „Der Mönch am Meer" entfacht sich ein leidenschaftlicher Streit. Brentano und anderen Romantikern genügt die Schlichtheit des Motives nicht, aber ein größerer, Kleist, setzt sich voll und ganz dafür ein, was dem deutschen Maler gewiß zu höchstem Ruhme gereicht. Vor diesem Bilde, dem jedes Schema, sei es das des theatermäßigen Kulissenaufbaues, sei es das der poetischen Stimmung, fernsteht, hält der Dichter an. Zunächst getroffen, abgeschreckt von der kahlen Leere der Leinwand, sagt er: „Und da es in seiner Einsamkeit und Uferlosigkeit nichts als den Rahmen zum Vordergrund hat, so ist es, wenn man es betrachtet, als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären. Gleichwohl hat der Maler zweifelsohne eine ganz neue Bahn im Felde seiner Kunst gebrochen; und ich bin überzeugt, daß sich mit seinem Geiste eine Quadratmeile märkischen Sandes darstellen ließe, mit einem Berberitzenstrauch, worauf eine Krähe einsam plustert, und daß dies Bild eine wahrhaft

Digitized by Google

In Betrachtung des Mondes. Gemälde von Caspar David Friedrich
(In der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden)

Ossianische oder Kosegartensche Wirkung tun müßte."

Beide Künstler, der Dichter der Hermannsschlacht und der Maler der niederdeutschen Landschaft, haben in Dresden jahrelang freundschaftlichst zusammen verkehrt. In des Malers schlichter, jeden Luxus entbehrender Wohnung haben sie oft beieinander gesessen. Gotthilf Heinrich von Schubert erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er „bald vertraute Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen habe mit einem Manne, bei dem man von dem Toben der äußeren, politischen Stürme am öftesten etwas hören konnte. Das war kein Kriegsmann oder berühmter Diplomat, sondern der edle Pommer Caspar David Friedrich, der zu seiner Zeit und in dem Kreise, der ihn erkannte, hochgeachtete Landschaftsmaler. Friedrich wohnte draußen an der Pirnaschen Vorstadt . . . Man sah da nichts als einen hölzernen Stuhl und einen Tisch, auf denen die Gerätschaften seiner Arbeit standen. Kam einer zu ihm, den er wollte sitzen lassen, dann wurde aus der Kammer noch ein alter hölzerner Stuhl, und wenn zwei kamen, eine hölzerne Bank von dem Vorplatz bei der Treppe hereingetragen. Denn in der Kammer befand sich außer dem Stuhl auch nichts, als ein diesem ebenbürtiger Tisch und ein Bett, über welches eine wollene Decke ausgebreitet lag. Ich kam seitdem oft zu Friedrich . . . und hörte gerne die Ergießungen seines deutschgesinnten Herzens über die damalige Lage der Dinge an."

Ein Bild von Fr. Kersting, das auf S. 404 wiedergegeben ist, zeigt uns den Meister in seinem schlichten Atelier, mit dessen einfacher Einrichtung wohl heute nicht jeder Kunstjünger zufrieden sein würde.

Runges Geist weht auch in Friedrichs Denken und Schaffen, dies gleiche streng religiös gestimmte Wesen, nur in weniger mysteriöser Fassung, vielmehr auf das Real-Künstlerische gerichtet. Das erweisen folgende Sätze aus seinen „Ansichten über das, was Kunst und Kunstgeist in dem Menschen ist":

„Willst du dich der Kunst widmen, fühlst du den inneren Beruf, ihr dein Leben zu weihen, o, so achte auf die Stimme deines Inneren; denn sie ist Kunst in uns.

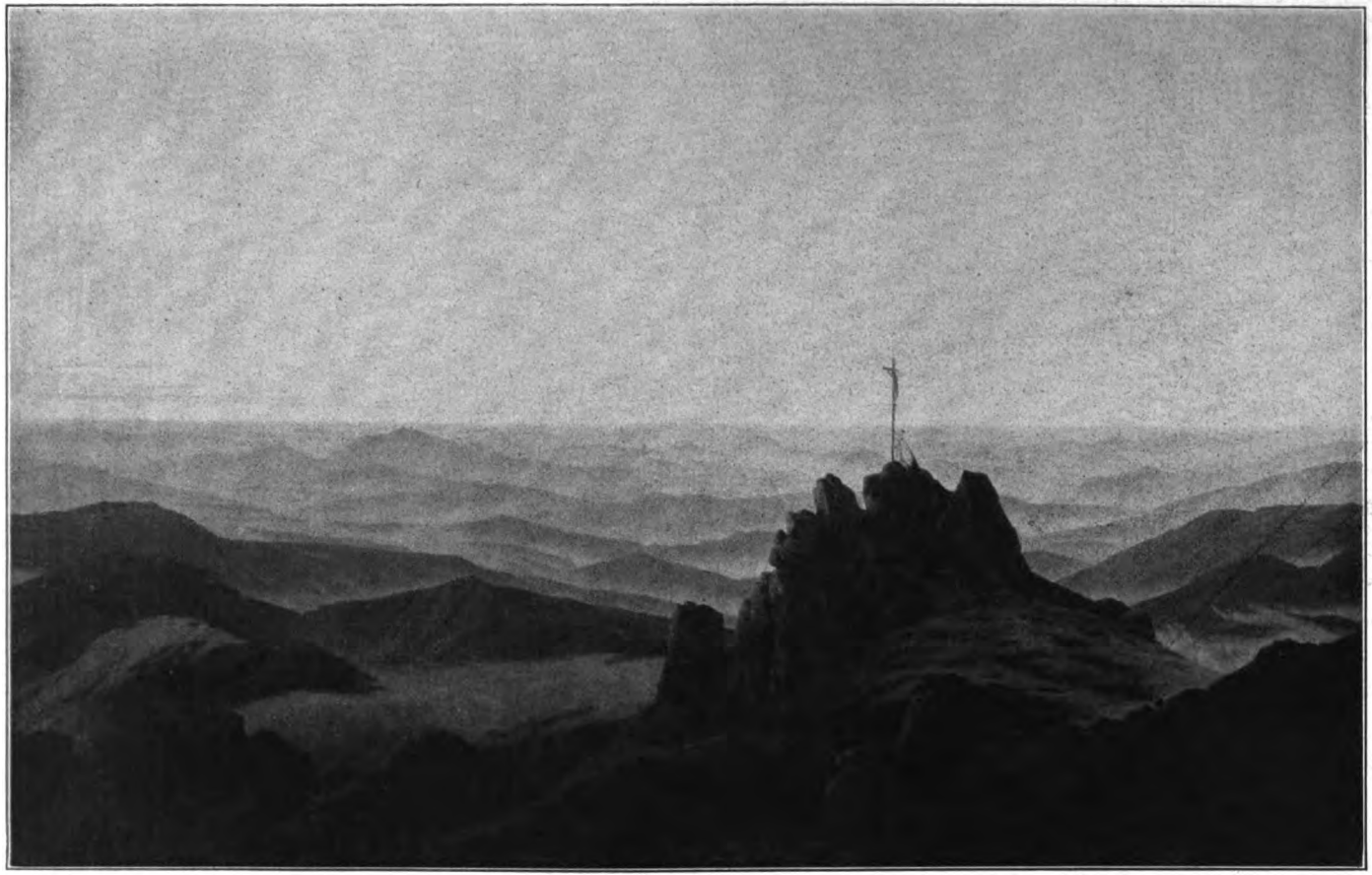
Bewahre einen reinen kindlichen Sinn in dir und folge unbedingt der Stimme deines Inneren; denn sie ist das Göttliche in uns und führt uns nicht irre.

Heilig sollst du halten jede reine Regung deines Gemütes; heilig achten jede fromme Ahndung; denn sie ist Kunst in uns!

In begeisternder Stunde wird sie zur anschaulichen Form, und diese Form ist dein Bild."

Man wird Runges Gedankenwelt den höheren, poetischeren und auch philosophischen

Digitized by Google



Das Kreuz auf der Felsenspitze. Gemälde von Caspar David Friedrich. (Im Königl. Schloß zu Wiesbaden)

Digitized by Google

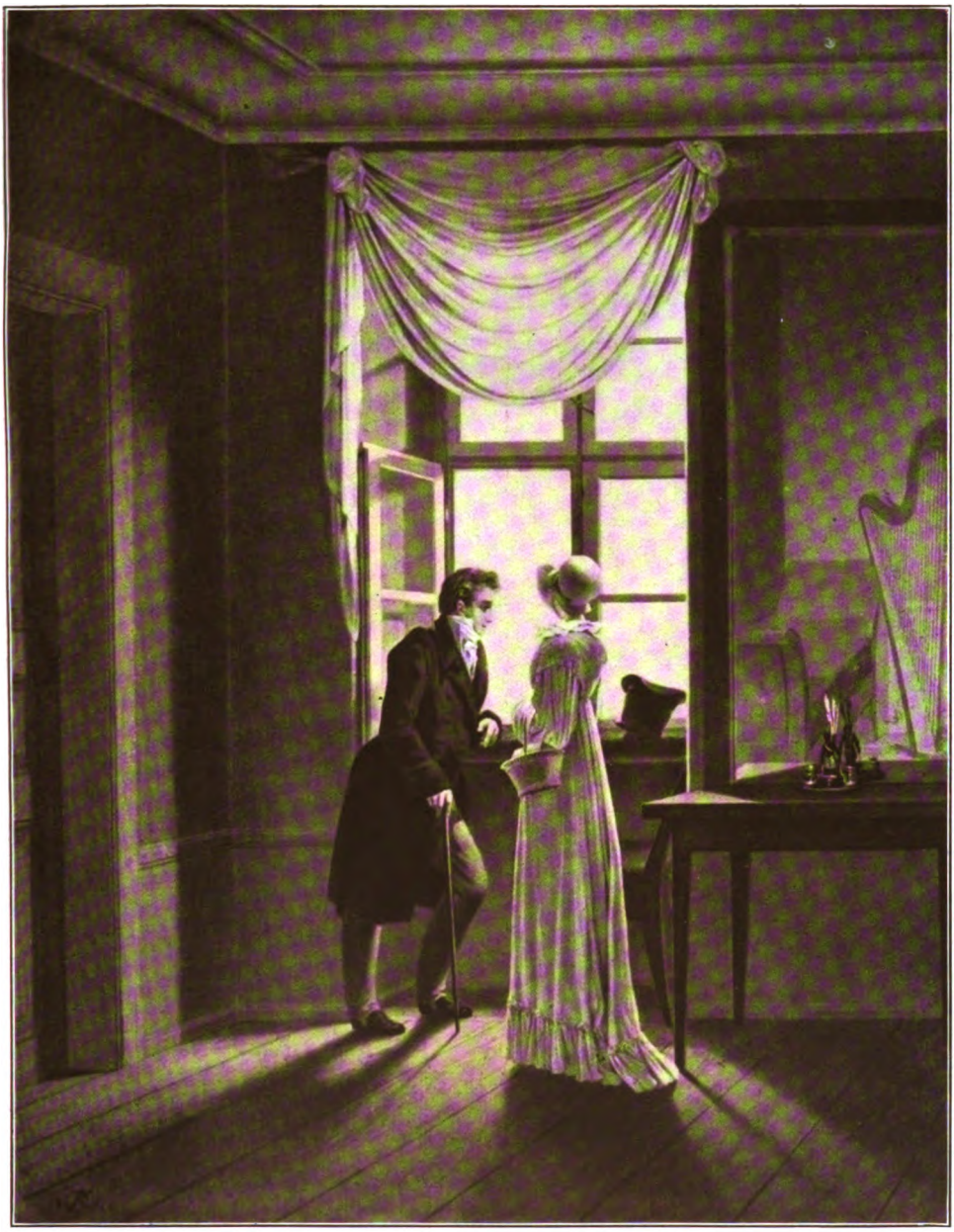
Gehalt zusprechen und es als ungeheuren Verlust ansehen müssen, daß er all' diese Ideen nicht mehr ins Bild umsetzen durfte, aber schließlich fragt man sich: War solch tiefdenkerische Natur überhaupt für die Kunst geboren? Der viel nüchternere Friedrich besaß in der klaren Anschaulichkeit seines Denkens vielleicht eben die Gaben zur schöpferischen Gestaltung in dem Reich der sinnlichen Erscheinungen. Jedenfalls hat er das, was Runge einmal als das Ziel seiner Kunst, die eben Landschaftsmalerei sein sollte, bezeichnete, zu verkörpern vermocht. Runge stellt bezugnehmend auf seine Allegorien „Der Morgen" einmal als Ziel hin: „Eine glatte Meeresfläche, in welcher ein heiterer Himmel rein spiegelt, ohne alles Weitere und so, daß die Spiegelfläche horizontal, der Himmel gewölbt erschiene; so auch Sonnenaufgang und -untergang als bloße Erscheinung in der Luft charakterisiert; wie auch Mondschein und andere allgemeine Effekte. Dieses ist nach meiner Meinung das Ziel, welches wir erreichen, und wir sind alsdann wahrlich einen Schritt weiter gekommen, wenn wir den Moment auszudrücken imstande sind nicht bloß der Zeit, sondern auch des Wirkens der Elemente im Universum der Erscheinungswelt." Schon Arnim erkannte 1810 in Friedrich den Landschaftsmaler, der auf die wunderbaren Konjunkturen des Jahres und des Himmels achtet, die auch in der ärmsten Gegend die ergreifendsten Wirkungen hervorbringen.

Dies Wirken der Elemente im Universum ist eigentlich das Ziel in Friedrichs Landschaftsmalerei. Sturmwetter und Sonnenglanz, Schneesturm und Nebelschleier hat er geschildert. Immer erscheint ihm die Stimmung des Tages als ein anderes Gesicht. Überall ist es der Raum, der weite, unendliche Raum, den er mit dieser Stimmung erfüllt, in dem diese seine Psyche in neuer Gestalt in Erscheinung tritt. Es liegt etwas Tiefreligiöses in dieser kosmischen Weltphilosophie, in diesem Pantheismus. Wir haben gut Grund, das besonders herauszuheben. Denn darin liegt eigentlich der Angelpunkt der Originalität dieser Meister, hier gründet sich auch der Unterschied der deutschen zur französischen Kunst. In Frankreich ist der Ausgangspunkt das Dekorative und erst in Millet kommt jene religiöse Weihe hinzu. In Deutschland geht der Weg umgekehrt. Aber das Ausschlaggebende, Bedeutsame dieser deutschen Meister ist, daß dieses philosophisch-universelle Empfinden, dieser Begriff vom kosmischen Ganzen, für den die Religion das Wort Gott setzt, eine künstlerisch-reale Darstellung findet, klar und bewußt: „Raum! Raum! brich Bahnen, wilde Brust!" (Dehmel). Das ist die Devise der modernen Malerei und nicht anderswo, als im barbarischen Norden Deutschlands ist sie zuerst ausgesprochen. Dort wurde der einzig wahrhaft große Klassizist Carstens geboren, dort die beiden großen Führer zur freien Landschaftsmalerei zur modernen Kunst. Wir werden sie alle nur halb fassen, diesen Carstens, wie Runge und Friedrich, wollten wir nicht den tiefen sittlichen Ernst und Religiosität ihres Ichs betonen. Das erhebt ihre Kunst weit über alles andere heraus, auch wenn spätere Geschlechter in besserer Schulung ein höheres technisches Können entfalteten. Das immer wieder über alles emporgehaltene Motto l'art pour l'art verblaßt vor solchen Meistern, denen eben Kunst nicht dekorativer Selbstzweck ist, sondern Mittel zur Versinnlichung höchster, psychischer Empfindungen sein muß.

Alle diese Künstler haben sich in Kopenhagen gefunden, dessen Bedeutung für die napoleonische Zeit als Sammelplatz einer eigenen Kultur nicht genügend beachtet ist. Nach Paris zu laufen ist damals niemand eingefallen. Wie Carstens und Runge wanderte auch der in Greifswald geborene Friedrich nach Kopenhagen, wo das Atelier des Christoffer Wilhelm Eckersberg (1783—1853) der Sammelplatz der jungen Künstler war. Es ist erstaunlich, mit welch einfachen Mitteln Friedrich jenen großen inneren Wesen Ausdruck zu geben vermag, ein neuer Beweis, wie Geisteskraft und klare Bewußtheit ein wichtigeres Moment im künstlerischen Schaffen ist als raffinierte Technik, Virtuosentum.

Friedrich hat zweierlei Arten Bilder gemalt. Die einen sind die Stücke, in denen sich die dichterische Seele in der Phantastik der Motive auslebte, Stücke, wie etwa „Das Kreuz auf der Felsenspitze", oder „Hermanns Grab" u. a. Sie machen allein schon durch den poetischen Gehalt Eindruck auf das große Publikum. Aber bedeutungsvoller ist unbedingt die andere Gruppe, wo allein der malerische Gehalt des gewaltigen Raumbildes in der Natur zu uns spricht. Es sind einfache Flachlandschaften in Breitformat gehalten und mit geradezu lächerlich geringen Mitteln zur Darstellung gebracht. Die modernen Impressionisten werden spotten über diese Einfachheit. Die hohe Weite des Himmelsdomes, wie er sich über der weiten Flachlandschaft wölbt, die „stille Größe und edle Einfalt" der Unendlichkeit tut sich uns auf; dazu die monumentale Architektonik, mit der sich so ein Stück wie die „Harzlandschaft" (s. d. Einschaltblatt zw. S. 396/397) aufbaut. Vorn ein stilles Wasser im Halbschatten, und die knorrige Eiche, die in ihrer zerrissenen, dunklen Silhouette in die Höhen emporragt, die dasteht wie der Mittelpfosten eines Portales: rechts und links öffnen sich die Tore, und wir schauen in die weite, von zitterndem Sonnenlicht durchwebte, versponnene Tiefe der Räume. Dunkle und helle Streifen schichten sich hintereinander und in der Ferne ragen die hohen Berge empor, ebenfalls hineingewebt in die atmosphärische Stimmung, den zarten Luftton. Monumental ist diese Größe, aber sie ist herb zugleich. Nichts von weicher Süßigkeit und verschwommener Feinheit, nichts von schöner Farbe und zarter Delikatesse, rein nichts

Digitized by Google



Am Fenſter

Gemälde von Georg Friedrich Kerſting

Digitized by Google

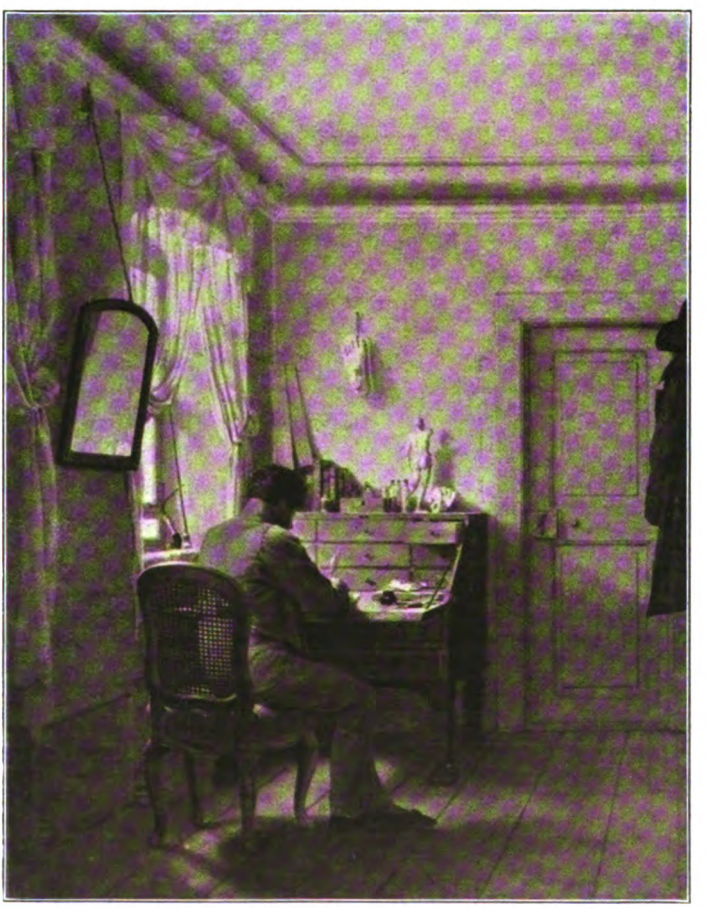
Digitized by Google

mehr vom dekorativen Rokoko, vom wesenlosen Rosa oder Lichtblau. Ein kühler Gesamtton, Grau und Violett der Schatten oder Gelb des Lichtes überspielend, dominiert; das Grün der Wiesen kommt hinzu. Nichts von prickelnder Pikanterie des Farbauftrages, an sich eine harte, tote Glätte. Und doch ist dieses harte Gesicht, dieses in Sturmgebraus und Entbehrungen festgeschnittene Gesicht so lebensvoll und charakterstark.

Das Wort Stimmung hat hier nicht jenen Beigeschmack von Sentimentalität, die sonst der Romantik eigen ist, sie ist durchaus begründet, nicht in der Schönheit des Schemas, sondern in der Wahrheit der Erscheinung, in der Einheit der Empfindung, der Geschlossenheit der Vorstellung. Das sind aus dem Leben, aus dem im Anblick der Natur, in der Stunde des Tages, wo wir voll sind von Empfindung, herausgegriffene Stimmungen, die in uns widertönen. Das Volk der Dichter und Denker, der großen Komponisten, wie hätte dieses Volk so arm sein können im Bild!

Runges und Friedrichs Monumentalität ist uns Deutschen ein neuentdecktes Land allerhöchster Künstlerkraft. Wie wundervoll eingetaucht in die verhüllte Stimmung des feuchten Nebeltages ist sein „Greifswald im Mondschein“ (Abb. a. S. 405)! Wie träumerisch verklärt das Adagio des Bildes „In Betrachtung des Mondes“ (S. 406)! Wie heiter sprühend und jubelnd das Allegro seiner „Landschaft mit Regenbogen“ (s. d. Einschaltbild zw. S. 400 u. 401). Das Gewitter hat ausgetobt, die innere Beklemmung ist überwunden und nun schweift das Auge in wechselnden Lichtern über verschiedenfach schillernde Grün und Gelb von den dunklen Schatten des Vordergrundes bis in die zart gelöste duftige Durchsichtigkeit der Ferne, wo aus dem Blaugrün des Meeres die lichten Kalkfelsen Rügens emporragen.

Freilich ein herber Trank ist auch diese Kunst, wie vielleicht jede Monumentalität mehr Bitternis als weiche Süßigkeit in sich trägt. Und ohne Sinn für das Reale der großen Naturerscheinung, wie es sich in diesen Bildern widerspiegelt, ohne den Wert der hohen Kunst in der Wahrhaftigkeit der Erscheinung zu erkennen, ohne unsere Seele und ihr leidenschaftliches Wogen im „Wirken der Elemente im Universum“ zu entdecken, wird auch diese menschliche Größe, diese Schönheit der Seelen verschlossen bleiben. Dazu mußte man den Geist dieser nordischen Heidelandschaft schon erfaßt haben, um die grandiose Wahrhaftigkeit und lebensvolle Charakteristik dieses Naturporträts wertschätzen zu können. So düster der Himmel sich da verhüllen kann, wenn er sich ein dumpfes Schweigen auferlegt, so ungestüm der Sturmwind toben wird, wenn er alle Fesseln sprengen will, so herrlich strahlen und jubeln kann da die Natur, wenn der Wolkenschleier zurückgezogen wird und die Fluten zitternder Sonnenlichter, nicht gehemmt von der Berge starren Wand über



Am Schreibtisch. Gemälde von Georg Friedrich Kersting (Im Großherzogl. Schloß zu Weimar)

Digitized by Google

Die Stickerin
Gemälde von Georg Friedrich Kersting
(Im Großherzoglichen Schloß zu Weimar)

Digitized by Google

Frau Beate und ihr Märchen

Novelle von Heinrich Lilienfein

Noch spät am Abend, kurz vorm Schlafengehen hatte ihr der Depeschenbote die dienstlich kurze Nachricht gebracht: „Komme morgen. Zug unbestimmt. Jost.“ Eigentlich hatte Frau Beate daraufhin gar nicht schlafen gehen wollen. Die ganze Wohnung erleuchtete sie festlich, wanderte von Zimmer zu Zimmer. Als sie sich dann doch niederlegte, geschah es mit dem festen Entschluß, wachzubleiben. Sie beschäftigte sich immerzu damit, was alles während des Urlaubs, den Jost plötzlich bekommen haben mußte, unbedingt zu unternehmen sei. Wie es in Reiseführern üblich ist, verteilte sie die bevorstehenden Genüsse auf acht, fünf, mindestens drei Tage. Die Erledigung in acht Tagen gelang ihr ganz leidlich; bei fünfen hatte sie große Mühe, auszukommen, und der Gedanke, es könnte sich nur um drei Tage handeln, machte ihr soviel Kopfzerbrechen, daß sie mitten in der Einteilung unversehens einschlief. Nur die elektrische Lampe neben ihrem Bett, die entschlossen die Nacht durch brannte, zeugte noch am andern Morgen von Frau Beates „festem Entschluß“, wachzubleiben.

Nun gab es aber wirklich vom Frühstück an entsetzlich viel zu tun. Jost konnte jede Minute kommen. Also durfte sie nicht, auch nur für einen Sprung, aus dem Hause. Sie ließ sich zuerst soviel lose Blumen holen, als der nächste Gärtnerladen hergeben konnte, ohne für den Rest des Tages schließen zu müssen. Dann füllte sie mit beängstigendem Eifer sämtliche Gläser, Tonvasen, Schalen, deren sie habhaft wurde, mit Rosen, Sternblumen, Alpenveilchen und brachte sie an allen möglichen und unmöglichen Plätzen unter. Dies Ab- und Zulaufen, dies Auf- und Umstellen, je nach dem Ergebnis sorgfältiger Prüfung, war sehr anstrengend. Sie lehnte denn auch schließlich die Stirn ganz erschöpft gegen eine Scheibe und schaute verzweifelt hinunter auf die Straße, die mit ihren hohen, steifen Häusern, ihrer doppelten Zeile von entlaubten Bäumen trotz des fortschreitenden Vormittags noch immer im öden Nebelgrau des November lag. Sie würde nie fertig werden, das war ausgemacht. Und doch: jedes Auto, das da in der Ferne brummig aufstöhnte und dann ungefüg aus dem Nebel hervorschoß, konnte Jost bringen. Da war es schon das beste, sie setzte sich resigniert in den kissengepolsterten Lehnsessel in der Ecke ihres eigenen, bequem eingerichteten Zimmerchens, statt sich noch mehr und doch umsonst abzujagen. Es war sogar — doch das nur unter uns — das einzig Mögliche: denn es gab beim schönsten Willen gar nichts mehr zu tun. Den ganzen Haushalt leitete nämlich die würdige Dörte, ein Erbstück von Josts Eltern, so sicher und still wie im Märchen, daß man ihr ja nicht hineinreden durfte.

Wie im Märchen, ja. Und wie eine Märchenprinzessin kauerte auch Frau Beate in ihrem Sessel. Das lichte Kleid umfloß in weichen Linien die schlanke Gestalt, die zwischen den Polstern wohlig geborgen sich hinschmiegte. Die zarten Arme, von denen die Ärmel zurückgeglitten waren, verschränkten sich hinter dem Kopf, der von der unbändigsten Fülle blonden, ins Rötliche spielenden Haars umschimmert und umwirrt war; darunter sahen große, rehbraune Augen, lang bewimpert, in träumende Weiten und beherrschten mit ihrem Glanz das mattfarbige, in zierlichen, ungewissen Umrissen schwankende Gesicht. Warum hätte sie auch keine Märchenprinzeß sein sollen? Nicht nur das geräuschlose Walten Dörtes — ihr ganzes Leben und nicht zuletzt die Vorgänge dieses Sommers waren ja ein Märchen, in das sie jetzt, erst mit weitoffenen, dann mit sich leise schließenden Augen hineinträumte. Immer war es gekommen, wie es gar nicht schöner hätte kommen können. Immer, wenn es einmal nach bewölktem Himmel hatte aussehen wollen, war gleich die Sonne doppelt strahlend vorgebrochen. Da waren ihr hintereinander — sie war noch nicht sieben Jahre alt — die beiden Eltern weggestorben, gerade, als sie zu begreifen anfing, daß die väterliche Gutsherrlichkeit da oben in Pommern nicht auf dem festesten Grund ruhte; verwaist und so gut wie mittellos sollte sie in einem engen, kinder-

Digitized by Google

vollen Pfarrhaus bei Verwandten einen grämlich gebotenen Unterschlupf finden — als die gute Tante Irmela auftauchte, sie furchtbar bedauerte und abküßte und mit sich nahm in die große Stadt, mitten hinein in das sorgloseste, wärmste Dasein, das eine kinderlose, längst verwitwete Tante nur bereiten konnte. Und später — gerade hob sich vom sonnigen Hintergrund winterlicher Tanzvergnügungen und sommerlicher Badereisen ein ehrbarer, aber ebenso steifleinener Assessor mit gefahrdrohender, von Tante Irmela nicht ungern gesehener Deutlichkeit ab, als der Hauptmann Jost von Hellwig, ein näherer Verwandter von Tante Irmela als der Assessor, im Sturm jedem Nebenbuhler den Rang ablief. In den bewegten Tagen vor Kriegsausbruch — man war eben aus einem thüringischen Bad jäh zurückgekehrt — bat der hochgewachsene, stattliche Offizier mit überraschender Entschiedenheit um ihre Hand. Sie hatte ihn kaum im Winter etwas kennen gelernt: er war mit einemmal öfter, als gerade nötig, bei Tante Irmela „vorgekommen", um sich nach deren Befinden zu erkundigen, war da und dort in der Gesellschaft neben ihr aufgetaucht, und sie hatten sich gern in die Augen gesehen, er in ihre dunklen, träumerischen, sie in die stahlgraue Festigkeit der seinigen. Seine Werbung hatte sie dann doch erschreckt: er war fünfzehn Jahre älter als sie; sie hatte noch gar nicht ernsthaft an Verlobung oder gar Ehe gedacht. Aber wie er so vor ihr stand, so in männlicher Kürze und doch mit innerer Bewegung seine Bitte vortrug — da war es, sie wußte nicht wie, geschehen, daß sie sich an seine Brust duckte und er die Arme über ihr zusammenschlang ... Und dann ging es weiter auf Sturmesfittichen: nicht nur die Liebe, die Macht der Zeit riß alle und alles mit sich fort. Die Herzen, erregt und erhoben von Sorge und Begeisterung, pochten noch einmal so schnell wie sonst, und die Stunden schienen wie Jahre zu wiegen. Der Verlobung folgte die Kriegstrauung. Die unvergeßliche Feierstunde in der Kirche, ein einfaches Mahl im engsten Kreis, bei dem Freude und Wehmut sich seltsam mischten, das kurze, heiße Glück der Zusammengehörigkeit, der Abschied... Wie Rausch und seliger Reigen wirbelte es an Beate vorbei; kaum Ereignis schon Erinnerung. Und jetzt, wie sie so sinnend da lehnte, öffnete sie mitunter zwinkernd ein halbes Auge, wie um sich zu überzeugen, daß die Gegenwart das Vergangene bestätige: aber es war schon alles wirklich — der Sessel mit dem Lesepult dran und der Leselampe drüber, die hellfarbigen, warmen Möbel um sie her; und draußen lag die weite Wohnung mit den schweren Teppichen und Vorhängen, den gediegenen Erbstücken Josts an alten Bildern, Truhen, Schränken, wertvollen Majoliken. O, es war schon wirklich so ...

Im Nu war es Mittag geworden. Das Essen war aufgetragen, auf dem gewaltigen Eichentisch unter dem vielhörnigen Leuchter aus Geweihen. Frau Beate konnte nur von allem nippen. Später las sie, wieder drüben in ihrem Zimmer, schlummerte, wachte auf, als die Standuhr nebenan in drei verschiedenen Tonarten, zuletzt so tief wie auf einer Baßgeige, vier Uhr schlug. Vier Uhr! Sie rieb sich die Augen. Jetzt wurde die Sache schlimm. Unerträglich. Und da — sie mußte mit den Ohren noch gar nicht recht wach sein, daß sie die Schritte überhört hatte: der Türvorhang wurde zurückgeschlagen, ein hoher Schatten füllte den Rahmen. „Jost!" Sie flog auf und hing an seinem Hals.

„Da wär' ich!" Er hielt sie im Arm wie mit Klammern und hielt sie dann von sich ab: „Also so was gibt es? Gibt es wahrhaftig?" Ein ungläubiges Leuchten ging über das wettergebräunte, von schwerer Ernsthaftigkeit fast starre Gesicht. „Gibt es wahrhaftig!" murmelte er wieder und küßte sie.

Sie war beinahe ein bißchen froh, als er sie losließ. Er hatte so kräftig zugefaßt, daß sie kaum einen leichten Schrei unterdrückt hatte. Und so groß und wuchtig war er: sie hatte ihn gar nicht mehr so in Erinnerung. Auf seiner Stirn die Furchen, der zusammengepreßte Mund unter dem kurzen Schnurrbart, der massige Schädel mit der knappen Millimeterbürste von falbem Haar. Das ernste Feldgrau, die braunen Stulpen. Man mußte sich an all das erst gewöhnen.

Jost zog ihren Arm durch den seinen. So ging er mit ihr durch die Zimmer. „Nun erzähl' mal! Wie geht's uns? Was treibt die kleine Frau?"

Digitized by Google

Sie schwatzte drauflos, was ihr einfiel, lachte, schwatzte wieder. „Aber du hörst mir ja gar nicht zu!“ unterbrach sie sich. „Und wie ich alles herausgeschmückt habe — siehst du auch nicht!“

„Natürlich seh' ich's! Wunderhübsch, Bea! Hab' Dank!“ Er nickte nach der Blumenfülle, wie jemand, der sich zwingt, aufzumerken. Aber schon wieder führte er sie weiter, aus dem Wohnzimmer in sein Herrenzimmer, ins Besuchszimmer. Dort machte er wieder kehrt.

„Du, wollen wir eigentlich immerzu marschieren?“ fragte sie mit schelmischem Entsetzen. „Wollen wir nicht auch ein bißchen sitzen?“

„Versteht sich! Versteht sich! Es ist nur die Unruhe. Die steckt einem so im Leib!“

„O, das begreif' ich gut! Ich war auch furchtbar aufgeregt vor lauter Warten und —“

„So mein' ich's nun gerade nicht. Oder nicht nur so. Da draußen, weißt du — —“ Er brach ab, machte eine Handbewegung vor den Augen, als schöbe er dort etwas fort. „Das ist nichts für dich!“ Er hob sie in den Armen auf, trug sie zurück in ihr Zimmer, setzte sich in ihren Ecksessel und sie auf seinen Schoß. „Nu weiter! Ich möchte immerzu von dir hören. Hast dich also 'n bißchen gefreut auf mich?“

„Doll!“

„War auch das reinste Wunder mit dem Urlaub. Truppenverschiebung, weißt du. Es geht von Westen nach Osten.“

„Du bleibst aber doch ordentlich lange, ja? Hast dir das hoffentlich ausbedungen!“

„Ausbedungen ist gut! Sehr lange ... Für unsere Zeitrechnung gibt's eigentlich lange und kurz nicht mehr. Da findet man Stunden ewig und köstlich lang. Tage geschwind wie Minuten.“

„Also laß' mich mal raten!“ Sie machte ein pfiffiges Mäulchen. „Acht Tage?“

„Närrchen! In 'ner Woche da könnten sie ja ohne mich halb Rußland erobern!“

„Fünf?“

„Aber Kind — wer wird denn davon jetzt reden wollen?“

„Bitte, bitte, Jost! — Doch — doch nicht bloß drei?“ Sie schaute sehr bedenklich drein.

„Wenn du's denn wissen mußt, Bea —“ seine Brauen zuckten flüchtig. „Wir haben ein Mordsglück. Volle sechsunddreißig Stunden!“

Beates Augen standen ratlos offen und ihre Lippen verzogen sich. „Das ist ja — — das wäre ja nur bis übermorgen früh! Und das nennst du ‚Mordsglück‘?“

„Mordsglück, jawohl! Und nun Schluß damit!“ Er stellte sie auf ihre Füße, sprang auf. „Es geht noch nicht mit dem Stillsitzen. Sei mir nicht bös!“ Er nahm wieder ihren Arm, wanderte. Und sie folgte. Nur mitunter schüttelte sie wie trostlos den Kopf: Sechsunddreißig Stunden!

In richtiger Erkenntnis hatte Dörte das Essen zeitig fertiggestellt. Diesmal saßen sie zu zweien an dem großen Tisch unter dem Geweihleuchter, der mit allen Kerzen brannte. Der Hauptmann entwickelte einen frischfröhlichen Hunger. Frau Beate hatte ihren Spaß dran und legte ihm immer neu vor. Nachher setzten sie sich ins Herrenzimmer, er mit einer Zigarre, sie auf einen Schemel ihm zu Füßen. Jost Hellwig schwieg. Man sah es ihm an: die friedliche Ruhe der Häuslichkeit tat ihm wohl, hatte die Unrast untergekriegt. Sein Blick folgte den Rauchringeln und streifte mitunter über die kleine Märchenfrau, die, ihre Ellbogen auf die Knie gestützt, die Wangen zwischen den Händen zu ihm aufsah.

„Jetzt erzähl' mir aber auch vom Krieg!“ unterbrach sie das Schweigen nach einer Weile. „Du mußt doch fabelhaft viel Interessantes erlebt haben!“

Es fuhr um seinen Mund, nervös, wie wenn er einen schmerzhaften Stich verspürte, und über die zufriedene Ruhe der festen Züge glitt es trüb. „Weißt du, Liebling,“ sagte er bedächtig, „sprechen drüber — vom Krieg sprechen — wollen wir so wenig wie möglich. Am liebsten gar nicht! — Oder doch jetzt noch nicht,“ setzte er hinzu, da er ihre enttäuschte Miene sah.

„Aber darauf freu' ich mich ja gerade,“ kam es gedehnt von ihren Lippen. „Aus deinen Briefen allein kann ich nicht klug werden. Und du schreibst auch immer so kurz, Jost.“

„Ich war nie ein Briefschreiber, Bea. Überhaupt kein Erzähler. Fürs Erzählen hab' ich mir just so 'ne kleine Else geholt wie dich!“ Er spielte mit den Fingern durch ihr üppiges Haar, wollte scherzend über den Gegenstand fortkommen.

Digitized by Google

„Nicht mal, wie du dir das Kreuz verdientest, hast du richtig geschrieben!"

„Das war auch kein Spaß. Und meine Kerle — die Prachtkerle gaben das Beste mit dazu! Sind auch genug dabei geblieben ...!" Er paffte an der Zigarre, daß der Rauch sein Gesicht dicht umzog.

„Bitte, bitte, Jost!" bettelte sie, den Qualm mit flinken Händen auseinanderstreuend. „Nur ein klein wenig erzähl' mir! — Was macht denn auch Persius, der nette, flotte Leutnant mit dem Jungensgesicht, den du so gern mochtest?"

Jost Hellwig paffte noch stärker. Und dann kam es schwer, wie grollend aus dem Gewölk: „Den haben wir vorgestern begraben — den armen Jungen!" Und in gleichem Ton, widerwillig erst, dann allmählich wie an einem düsteren Feuer sich entzündend, begann er zu erzählen. Ohne Kunst, spröd, in anschaulichen, gedrungenen Bildern, die er von sich losriß. Der Krieg, groß und wild, herzerhebend und niederdrückend, gewitterte vorbei.

Beate horchte und horchte. Die Hände unter dem Kinn hatten sich geballt. Die glänzenden Augen blickten in die lebensvolle Ferne, in der sie es kommen und ziehen sah. Ihre Phantasie spielte mit den Eindrücken, las wie in einem spannenden Buch, wollte immer neue Seiten umblättern.

„Weiter, weiter!" drängte sie, als er atemholend innehielt.

Jost schien sie zu überhören. Seine Züge hatten sich mit einemmal zugeschlossen. Wie ein kühles, eisernes Visier deckte es sich darüber, unter dem vor nur die Augen mit einem eigentümlich scharfen, nüchternen Ausdruck auf Beate zielten.

„Bitte weiter!" wiederholte sie.

„Nein. Es ist genug, Beate," sagte er mit einer Stimme, in der der barsche Stahlklang des Kommandos fern auftönte.

Sie sah ihn betroffen an. Jetzt erst gewahrte sie auch die Veränderung in seinem Antlitz. „Aber was gibt's denn?" fragte sie tonlos.

„Nichts weiter, als daß die Geschichte keine Fortsetzung hat!" Er erhob sich, trat ans Fenster, riß unsanft an der Vorhangschnur, öffnete einen Flügel, schaute unbeweglich hinunter in die nächtliche Straße, auf eine Laterne, die im Nebel einen blassen Lichthof um sich bildete. Zum erstenmal hatte er die kleine Märchenfrau mit dem sachlichen, parteilosen, mit dem ‚dienstlichen' Blick betrachtet, der sich an der ehernen Wirklichkeit des Feldes noch geschärft, vielleicht überschärft hatte. All das Mächtige, Herzergreifende, das zu enthüllen er sich hatte verführen lassen — faßte sie es denn in der erschütternden Gewalt, wie es ihn packte, während er darüber sprach, es in der Erinnerung nacherlebte? Waren es für sie nicht nur farbige Bilder, aufregende Szenen, interessante Abenteuer, die ihre lebhafte Einbildungskraft reizten, ihre luftige, unwirkliche Traumwelt bevölkerten, ohne bis an ihre Seele zu dringen? Und sie drängte wie ein ungeduldiges Kind, schien gar nicht zu fühlen, was ihn dies Reden kostete. Ein Kind — das war es! Gerade der Duft dieser unbewußten Kindlichkeit, der ihm als ihre köstlichste Mitgift erschienen war, erschreckte ihn jetzt. War es nicht eine Kluft zwischen ihr und ihm, den diese Kriegswochen noch über seine Jahre ernst und in sich fertig gemacht hatten? Würde sie sich je überbrücken lassen...?

Und Frau Beate auf ihrem Schemel kroch in sich hinein, ließ nur gerade die Augen frei, um ihn zu beobachten. Der Mann, der da am Fenster stand, ihr nur seitwärts zugekehrt, den Rahmen des offenen Flügels haltend, als wollte er ihn zerdrücken — er war ihr ein Fremder. Sein Antlitz hatte etwas Stieres, Brutales: die Stirn war herrisch gefaltet; es malmte unter den braunen Wangen, in den starken Kieferknochen; der Mund war spöttisch und grimmig aufgeworfen, das Kinn breit und eckig vorgeladen. So wenigstens sah sie ihn. Was sie leise, unklar beim ersten Wiedersehen empfunden hatte — jetzt empfand sie es deutlich und mit Erschrecken. Am Ende kannte sie ihn gar nicht? Was hatte sie getan? Sie wollte nur teilnehmen an dem, was er fern von von ihr erlebte, Großes und Schweres zu schauen und zu ertragen hatte. Hatte sie sich nicht tapfer damit abgefunden, daß er sie, die sich um ihn sorgte, nur so spärlich mit Nachrichten beruhigte? Und nun versagte er ihr auch diese Entschädigung, schloß sie gleich wieder von seinem Erleben aus. Sein letzter Ton klang ihr noch in den Ohren. Und so schroff abzubrechen, von

Digitized by Google

Vor dem Aufbruch

Gemälde von Prof Heinrich von Zügel

Digitized by Google

Digitized by Google

ihr fortzulaufen, das Fenster aufzureißen. Ohne Rücksicht. Aus dem Schrecken wurde gekränkte Empörung. Sie erhob sich geräuschlos. Sie wollte ebenso geräuschlos aus seinem Zimmer.

Da wandte er sich, suchte sie auf dem Schemel, fand sie bei der Tür. „Wohin?“ fragte er erstaunt, wieder beherrscht und fast freundlich.

„Mich friert!“ gab sie halb schmollend, halb am Weinen zurück, und die Tränen schossen ihr in die Augen.

„Es war ja nicht böse gemeint, Bea. Siehst du — das kommt davon! Ich wollte nicht vom Krieg reden. Und du nahmst mir die Sache zu — wie sag' ich gleich — zu romantisch, zu — zu unterhaltungsmäßig. Das vertrag' ich nicht. Nun ist's vorbei. Nicht weinen, kleine Frau!“ Er umschlang sie und küßte ihr die Tränen fort ...

Sie saßen beim Frühstück am andern Morgen. Der Hauptmann löffelte mit Behagen in seiner Tasse, sah mit Behagen bald auf Beate in ihrem hellblauen Morgenrock, die ihm Brötchen zurechtmachte, bald hinaus zum Fenster, wo ein sattgoldener Sonnenschein über alle Nebel Herr geworden war. Sie plauderten, aßen, scherzten über fröhliche Nichtigkeiten.

„Und nun hab' ich auch mein Programm fertig, Jost,“ sagte Frau Beate ernsthafter. „Ordentlich ausgetüftelt. Heute morgen, als du noch schliefst. Hör' mal zu.“ Sie entwickelte mit arglosser Wichtigkeit ihren Plan. Mittag essen mußten sie bei Tante Irmela, das war ausgemacht. Vorher wollte sie mit ihm bummeln, durch die Stadt und die Anlagen. Es war ihr ja noch so neu und verlockend, mit ihrem feldgrauen Mann durch die Straßen zu gehen. Ganz unverhofft wollten sie dann im Vorbeigehen eine Freundin überfallen, die ihn noch gar nicht kannte. Und nach Tisch, da mußte er mit zu Helmrots kommen! Sie waren ja, nächst Tante Irmela, die einzigen Verwandten, die sie hier hatte. Die sich immer so gütig um sie annahmen, und mit der einzigen, steifen Aufwartung vor der Hochzeit eigentlich zu kurz gekommen waren. Sie hatte ihnen sein Kommen verraten: nun sollte Jost und ihr zu Ehren eine richtige kleine Willkommfeier stattfinden. Abendbrot nahm man dann wieder daheim. „Hab' ich's getroffen? Sonderwünsche werden berücksichtigt!“ schloß sie mit schalkhafter Lustigkeit.

„Hm, hm,“ räusperte sich Jost und blickte, den Schnurrbart zupfend, in die leere Tasse. „Darf ich einen Gegenvorschlag machen, Kind? In aller Hochachtung vor deinem Programm!“ Er forschte mit einem halben Lächeln in ihrer Miene, die ziemlich verwundert war. „Um ehrlich zu sein, ich möchte auf all die Herrlichkeiten verzichten. Ich habe auch so was wie ein Programm. Schon gestern mitgebracht. Das heißt sehr einfach: du und ich. Nur du und ich, Bea!“

„Wie meinst du das?“ Ihre Finger machten sich an den Spitzen ihres Morgenkleides zu schaffen.

„Ich meine, wir nehmen, sobald meine Frau sich fertig gemacht hat, ein Auto. Fahren irgendwohin, wo's recht still und friedlich ist, am liebsten ans Wasser. Dort essen wir ganz unter uns Mittag. Nachher spazieren wir nach unserm Geschmack, steigen irgendwo wieder in irgendeinen Wagen, fahren heim und machen uns hier noch ein paar gemütliche Stunden. Wie wär's damit?“

Frau Beate zögerte mit der Antwort. Sie war jetzt ausschließlich mit den Spitzen am Morgenkleid beschäftigt. Ihre Lippen schoben sich dabei wiederholt seltsam vor und zurück, ehe sie sich öffneten. „Das könnte ja am Ende auch ganz hübsch sein. Aber es geht doch nicht ...“

„Geht nicht? Muß gehen, wenn wir wollen! Niemand hat doch zu bestimmen außer uns zweien!“

„Erst mal: Tante Irmela rechnet bestimmt auf uns!“

„Wir entschuldigen uns. Ich telephoniere.“

„Sie würde es uns nie verzeihen, Jost! Nein, nein — das dürfen wir nicht! Und dann —“

„Dann?“ Es kam scharf und unwillig, dies Dann, daß Beate aufblickte und den Kopf unwillkürlich in den Nacken bog.

„Verzeih, Jost. Ich hatte gedacht, es wäre auch in deinem Sinn so. Und ich habe es nun versprochen, alle freuen sich auf dich und es ist doch so natürlich, daß ich dich zeigen möchte!“

Er stieß den Stuhl zurück.

„Natürlich kann ich das nun nicht fin-

Digitized by Google

den! Natürlich ist, daß ich in den paar Stunden, die mir wie 'ne Gottesgabe in den Schoß fielen, meine Ruhe haben möchte! Nicht herumrennen, schönen Tag sagen und die Zeit verplempern! Natürlich ist, daß ich haben möchte, was ich sonst da draußen im Feld nicht habe: dich, nur dich und unser Heim! Und ich möchte, daß du das einsiehst!" Diesmal klang der stählerne Kommandoruf, der gestern nur angeklungen hatte, sehr vernehmlich. Daran änderte auch der Schlußappell an die Einsicht nichts. Und Hauptmann Jost zerknitterte noch überdies die Serviette und warf sie zur Bekräftigung weithin über den Tisch.

Ein peinliches Schweigen folgte. Beate stand abgewandt am Büfett, drehte am Schlüssel eines Schubfachs.

Jost stand auf, trat hinter sie, legte ihr die Hand auf die Schulter. „Du verstehst doch, warum ich es so möchte, nicht wahr?" fragte er versöhnlich.

Sie schüttelte nur trotzig den Kopf. Es ging ihr ja längst nicht mehr um ihren oder seinen Plan. Daß er nun wieder, noch schroffer als gestern, auffuhr, weil sie nicht gleich zusammenstimmten, das war es, was sie nicht einlenken, was sie in unnachgiebigem Schweigen beharren ließ.

„Liebes Kind!" Er ging mit lauten, großen Schritten durchs Zimmer, die linke Hand fest über den Brustsaum des Waffenrocks gekrallt, die rechte stoßweise in kurzen Bewegungen ausreckend. „Ich wünsche, daß wir unter uns bleiben! Darauf habe ich mich gefreut, und dabei bleibt es. Ich glaube auch nach wie vor nicht, daß du dafür kein Verständnis hast. Will es nicht glauben!" Er stand still, blickte mit gebietendem Warten auf sie. Je länger keine Antwort kam und sie sich nicht rührte, um so heißer stieg ihm die Entrüstung zu Kopf, um so bitterer faßte ihm die Ernüchterung ans Herz. Schlimmer, unheilvoller als gestern: da wo er, mit Besorgnis aber doch gerecht, unfertige Jugendlichkeit gesehen hatte, sah er jetzt nur noch oberflächlichen Sinn, kindlichen Widerspruchsgeist. Sie hatte keinen Sinn für seinen Wunsch des Stilleseins und Nureinandergehörens, den er in glücksfroher Selbstverständlichkeit aus dem Lärm des Kampfes nach Hause getragen hatte. Sie wollte nur mit ihm Staat machen, sich unterhalten, war nur zutunlich und anmutig und elfenhaft, wenn kein andrer Wille ihren Zauber störte. Das durfte nicht sein. Das durfte er nicht dulden — und wenn die ganze Freude dieses Urlaubs vollends drüber in die Brüche ging! „Dann verstehen wir uns eben nicht!" stieß er barsch heraus. Mit sporenklirrendem Tritt ging er, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer.

Frau Beate stand wie versteinert. Nicht einmal Tränen traten in ihre entsetzten Augen. Ein gutes Wort hatte ihr auf den Lippen geschwebt. Sie hatte es wohl gefühlt, was es hieß, daß er nur sie haben wollte; er sollte nicht denken, daß sie aus kindischem Eigensinn oder aus ängstlicher Rücksicht für andere nicht das bißchen „Programm" opfern könnte. Nun war es zu spät! Nun hatte er ohne Geduld jede weitere Aussprache abgeschnitten, hatte sie doppelt gekränkt, weil er sie vor sich selber und vor ihm kleinlich und gefühllos erscheinen ließ. „Wir verstehen uns nicht" hörte sie es wieder und wieder in ihrem Kopf summen. Es war, wie sie gefürchtet hatte. Kein Zweifel mehr: sie kannte ihn gar nicht. Sie hatte ihn verklärt. Er war nicht der hohe, glänzende, ritterliche Mann, wie er in ihrem Märchen um sie warb, sie freite, fortzog, heimkehrte. Er war brutal, herrschsüchtig, roh. Aus dem gütigen Prinzen war er im Begriff sich in einen bösen, finstern, feindlichen Unhold zu wandeln, der sie in Banden hielt . . .

Es kam dann doch nicht ganz so schlimm, wie sie fürchtete. Der Unhold ging nicht bis zum Äußersten. Wenigstens diesmal nicht. Nach einigem Hin und Her einigten sich beide auf einer mittleren Linie. Nachdem Frau Beate sich so schmuck herausgeputzt hatte, als es der frische Novembertag nur zuließ, fuhren sie Seite an Seite aus der Stadt — hinaus in den bunten Herbstwald und im weiten Bogen dahin an schimmerndem Seerand. Sie plauderten über unverfängliche Dinge; sie schoben auch wohl die Hände ineinander und küßten sich ein-, zweimal — aber es war und blieb etwas zwischen ihnen, ein Fremdes, Erstaunliches, etwas Kühles, wie es in der herben Herbstluft war und im Schein der herbstlichen Sonne, die auf den Wassern mit Funkeln lag und der man doch an-

Digitized by Google

merkte, daß sie nicht die richtige Wärme mehr hervorbringen konnte.

Dann fuhren sie zurück und zu Tante Irmela, um bei ihr zu speisen . . .

Die Dämmerung war schon weit vorgeschritten, als Jost und Beate nach ihrer Wohnung zurückkehrten. So viel überströmende Aufmerksamkeit die alte Dame aufgeboten hatte, so wohlbesetzt ihr Tisch war — erquickliche Stunden waren es nicht gewesen. Ein harmlos-unseliger Versuch Tante Irmelas, den Hauptmann erneut auf seine Felderlebnisse zu bringen, hatte vollends den Nachmittag verdorben. Frau Beate war scheu und verstört. Er wurde nur immer steifer und zugeknöpfter. Warum hatte er seinen Wunsch, nur mit seiner Frau zusammenzusein, nicht unbarmherzig durchgesetzt? Nun ging die Zeit nutzlos verloren, die Freude an dem so dankbar begrüßten Urlaub war unwiederbringlich dahin!

Oben wartete eine Ordonnanz. Jost ahnte nichts Gutes. Während Beate ablegte, fertigte er den Mann ab. Die Farbe seines Gesichts schien um einen Ton heller, seine Augen flackerten und um den Mund spielte es herb, als er ihr ins Wohnzimmer folgte.

„Es tut mir leid, Bea, erschrick nicht! Ich erhielt eben Befehl: statt morgen früh muß ich in einer Stunde reisen."

„In einer Stunde?" stammelte sie verständnislos. „Gleich — gleich von der Stelle weg? Das ist ja nicht möglich!"

„Nicht möglich gibt's bei uns nicht!" erwiderte er knapp. In einem Nu überblickte er das Notwendige, drückte alles Bittere, das der jähe Abschied gerade unter den jetzigen Umständen an sich hatte, in sich nieder.

„Ich mache mich sofort zurecht, fahre dann umgehend zur Bahn. Ich meine, du solltest mich nicht begleiten. Wir sagen uns am besten hier Lebewohl!"

Sie nahm diese letzte Enttäuschung ohne weiteren Einspruch hin. In dumpfer Benommenheit ließ sie alles über sich hingehen. Eine Viertelstunde später hielten sie und Jost im Flur sich für einen Augenblick umschlungen. Keines konnte die rechten Worte finden. Die Plötzlichkeit des Scheidens war nicht dazu angetan, die Entfremdung, die kalt zwischen ihnen beiden stand, zu heben. In befangener Hast rissen sie sich voneinander los . . .

Erst als Frau Beate allein war, überfiel sie ein fassungsloses Schluchzen. Sie warf sich in ihren Sessel, wo sie ihn vor kaum vierundzwanzig Stunden erwartet hatte. Es hatte nicht einmal der sechsunddreißig Stunden bedurft, die ihr doch erst viel zu wenige hatten scheinen wollen, um ihrem Glück die leuchtendsten Farben zu stehlen. Der häßliche Abschied vollendete ja nur grell die Erfahrung von gestern, von heute: daß sie ihn nicht gekannt hatte, wie er in Wahrheit war, daß er schon jetzt eine schroffe Lieblosigkeit hervorkehren konnte gegen sie, die doch ihre junge Ehe gleich mit dem Opfer des Verlassenseins hatte beginnen müssen. Das Mitleid, das sie mit sich selbst empfand, ließ kein gerechtes Urteil über ihn mehr aufkommen; es schlug über ihr zusammen wie eine weiche Flut, in der sie schwamm, sich erholte, aus der sie hervortauchte: ein leidvoller, entsagender Schmelz lag in den großen, braunen Augen, wie ein Schmerzenskrönchen lastete es auf der schimmernden Fülle ihrer Haare. Aber es blieb doch immer ein Märchenkummer und auch das Schmerzenskrönchen war ein Märchenkrönchen . . .

Wochen vergingen. Weihnachten stand vor der Tür. War Jost Hellwig schon früher kein Briefschreiber gewesen, seit dem Wiedersehen im November wurden seine Nachrichten noch spärlicher. Er entschuldigte sich, wenn er es überhaupt tat, mit dem triftigen Hinweis auf die schweren Kämpfe in Polen, an denen sein Regiment in vorderster Reihe teilnahm. Sein wortkarges Verhalten bestärkte Frau Beate nur in der Gewißheit ihres Duldertums. Wenn sie jetzt, hingeschmiegt in die Kissen ihres Lesestuhls, Vergangenes und Gegenwärtiges übersann, lag über Nähe und Ferne ein schwermütiger Duft; ihr wurde zumute, als umspinne sie der Bann einer unheilvollen Gefangenschaft und nur ein Wunder, das irgendwie, irgendwann geschähe, könne den schmerzlich-süßen Bann lösen. Aber auch wenn sie Zerstreuung suchte in Konzerten, im Theater, in kleiner Geselligkeit, blieb der Bann um sie, um ihre Worte, ihre Bewegungen wie eine stumme, ergebungsvolle Musik. Am heiligen Abend und am Christfest war die süß-

Digitized by Google

bittere Stimmung auf der Höhe: Jost hatte es unterlassen, des Festes auch nur mit einer Zeile zu gedenken . . .

Es war am zweiten Feiertag. Beate war spät aufgestanden, als ihr ein Besuch gemeldet wurde. Oberstleutnant Röhse, ein Freund der Eltern ihres Mannes und ihr nun obenhin bekannt, ließ die gnädige Frau um einige Minuten bitten. Sie empfing ihn etwas verwundert in ihrem Zimmerchen. Der Oberstleutnant, schon ein guter Fünfziger mit grauem Schnauzbart und flammenden, aber gütigen Soldatenaugen, entschuldigte sein Kommen mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit, die ihr nicht recht geheuer war. Tastend kam er auf Jost zu sprechen.

„Sie sind wohl schon längere Zeit ohne Nachricht von ihrem Herrn Gemahl?"

„O ja," erwiderte sie mit einem Anflug schmerzlicher Empfindlichkeit. „Sehr häufig schreibt mein Mann überhaupt nicht. Zu Weihnachten erhielt ich keine Zeile von ihm."

Der Oberstleutnant räusperte sich, rückte unbeholfen auf dem Stuhl. „Ich habe Ihnen Nachricht von ihm zu bringen, meine Gnädigste", begann er mit benommener Stimme. „Leider ist sie nicht so wie ich wünschte. Der Chef seines Regiments, der ihn besonders schätzte — schätzt und meine nahen Beziehungen zum Hellwigschen Hause kennt, hat sich gestern drahtlich an mich mit der Bitte gewandt, die mich herführt . . ." Er stockte, strich sich verlegen über seine Ärmel.

Frau Beates Augen hafteten mit hilflosem, erschrockenem Staunen auf ihm.

Mühsam, so schonend wie möglich, tastetete er weiter, kam zu Ende. Bei einem tapferen Sturmangriff hatte das Bataillon, das Jost von Hellwig führte, vor der Übermacht weichen müssen. Die Leute hatten nach übereinstimmender Aussage den Hauptmann, von mehreren Kugeln getroffen, fallen sehen, nicht bergen können. Es war nach den angestellten Ermittlungen kein Zweifel: er war auf dem Feld der Ehre geblieben . . .

Was der Oberstleutnant noch hinzusetzte, wußte Beate nicht. Sie kam aus einer Ohnmacht erst wieder in Dörtes Armen zum Bewußtsein, als der Unglücksbote nicht mehr zugegen war. Es dauerte auch dann noch mehrere Stunden, ehe sie voll begriff, was vorgefallen war. Oder begriff sie es auch dann nicht? Sie empfand wohl einen dumpfen Schmerz; auch als Tränen erlösend sich einstellten, zitterte sie immer wieder unter der Nachwirkung ihres grausen Erschreckens. Aber war es der warme, weiche, wortreiche Mantel des Bedauerns, den gleich die Freunde, die Verwandten teilnehmend um sie schlugen, war es wieder zuviel des Mitleids, das sie von vornherein mit sich selber hatte: der Riß ging nicht bis in die Tiefe ihres Herzens, wirkte nicht mit der Gewalt eines Blitzes, der ihr ganzes junges Leben in zwei Teile zu spalten drohte. Oder doch, ehe er das konnte, wandelte schon ihre Phantasie das harte Los seltsam um, tauchte sie und das Erlebnis in ein magisches Zwielicht. Es war furchtbar und unausdenkbar traurig, was da hereingebrochen war, gewiß. Aber ließ sich nicht auch eine eigentümliche Schönheit daraus ziehen, wieder ein herbsüßer, fast noch betäubenderer Duft? Es war ja doch ausgemacht: sie hatte ihn nicht vollkommen gekannt. Eben hatte sie angefangen, ihn anders zu sehen, sich ein Bild von ihm zu machen, das sich nicht mit dem ihrer Träume vertrug, Nahes und Fernes beschattete, das zukünftige Glück bedrohte. War nicht das Wunder da, ein so leidvolles Wunder es war? War es nicht gekommen wie immer bei ihr: das Lied brach ab, ehe es in einen unerträglichen Mißklang überging? Nun durfte, nun konnte sie Jost in der Erinnerung ganz so behalten, wie er im Juli um sie geworben, sie im Flug der Begeisterung gewonnen, zum Altar, in sein Heim geführt hatte! Und Frau Beate trauerte um ihn. Aber das Schwarz, in das sie sich hüllte, der Schleier, der um ihr blasses Gesicht und über die rötlich-blonden Haare wehte — sie hatten wieder den Märchenschimmer, und sie wandelte wie in und auf einer Wolke, deren Säume silbern blitzten von Märchentrauer . . .

Das Jahr neigte sich zum Ende. Es war Silvester. Beate verbrachte den ganzen Tag in Tante Irmelas Haus. Nur vor Abend kehrte sie für einen Augenblick in ihrer Wohnung ein, wollte nachher gleich wieder zu Tante Irmela zurück, die sie heute weniger denn je von der Seite

Digitized by Google

lassen mochte. Beim Eintritt in den Flur sagte ihr das Mädchen, es sei eine Depesche für sie eingetroffen.

„Von wem?" fragte sie gedankenlos, mußte über die törichte Frage sogar ein wenig lächeln und ließ sich das Telegramm einhändigen. Sie war nicht sonderlich gespannt auf den Inhalt. Vielleicht daß irgendeine Freundin heute besonders ihrer gedachte. Sie ging erst durch die Zimmer, schaltete möglichst viel Licht ein, denn sie mochte die halbdunklen Stuben nicht. Dann erst nahm sie das gefaltete Papier wieder auf und öffnete es. Eine Festungsstadt im Osten stand als Ort der Absendung drüber. Die Unterschrift lautete: „Bekker, Oberstabsarzt." Wer wer das? Dann las sie den Text: „Ihr Gatte, Hauptmann von Hellwig, schwer, aber nicht unbedingt lebensgefährlich verwundet, in hiesigem Krankenhaus, wünscht dringend Ihren Besuch."

Frau Beate traute ihren Augen nicht. Sie mußte sich verlesen haben. Sie überlas das Telegramm noch einmal laut, Wort für Wort. Und dann zum drittenmal mit fliegendem Atem. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, griff sich an die Schläfen. Alles drehte sich um sie im Kreis. Es war ja Unsinn! Ein Versehen mußte vorliegen! Aber sie hatte es gelesen, schwarz auf weiß: „Ihr Gatte, Hauptmann von Hellwig." Von seinem eigenen Wunsch war die Rede ... Sie wollte an den Fernsprecher eilen, mit Tante Irmela sprechen, sie bitten, herzukommen. Aber sie konnte sich nicht rühren. Es war als ließe der Stuhl sie nicht los ... War es denn auszudenken? Auszudenken, daß er — lebte? Daß Jost nicht gefallen war, sondern lebte? Daß alles was sie die letzten Tage her gedacht, gefühlt, zurechtgeträumt hatte, um- und umstürzte? Sie bohrte die geballten Hände in die Augen, um nichts, gar nichts zu sehen; um nur das Unglaubliche zu fassen, zu denken ...

Nach einer guten halben Stunde steckte Dörte den Kopf in die Tür, wollte fragen, ob Beate doch zu Hause Abendbrot äße und fand sie in der gleichen zusammengebückten Stellung, die Hände vor den Augen. Sie wollte nichts essen. Überhaupt nichts. Sie wollte — ja doch, sie wollte zu Bett gebracht werden, schlafen ...

Frau Beate lag im Bett. Dörte hatte sich nicht nehmen lassen, wenigstens eine Tasse Tee neben sie zu stellen. Sie ließ alles geschehen, lag gegen die Wand gekehrt. Aber schlafen — an schlafen war nicht zu denken. Ob sie fieberte? Sie griff sich an den Puls, vergaß gleich wieder, warum sie es tat. Es war wie Feuer vor ihren geschlossenen Augen, fließendes Feuer. Es dröhnte ihr in den Ohren, wie wenn immerzu schwere Dinge, Steine um sie her niederfielen, niederprasselten — ein Regen von Steinen. Und dann wurde es auf einmal still, geisterhaft still und aus der Stille flüsterte ihr jemand das Telegramm Wort um Wort zu ... Also Jost lebte. Er war schwer verwundet. Er rief nach ihr und sie sollte zu ihm reisen. Ob sie das jetzt begriff? Sie begriff es, aber gleichzeitig befiel sie eine Angst, eine rasende Angst, daß ihr die Zähne schlugen: was immer sie bis heute gelebt, empfunden, gedacht hatte, wäre nichts, gar nichts, nur Schein, nur flimmernder Traum — und das andre, das Neue, Unbekannte, was da vor ihr stand, grausamfest, roh-leibhaftig, behauptete Wirklichkeit zu sein? Die Wirklichkeit, das Leben. Nein, nein — so durfte es nicht sein! Davon wollte sie nichts sehen, nichts hören, nichts glauben. Das Märchen war ihre Welt. Das gehörte zu ihr, sie zu ihm. Die Märchenweise mußte die wahre sein, die andere die Lüge. Die Reise, eine ferne, fremde, graue Stadt, ein Krankenhaus, ein entstellter Verwundeter, ein Sterbender vielleicht — das Grauen packte sie. Ihr Herz rang zwischen der zauberhaften Wunschwelt, in der sie heimisch war, und der unerbittlichen Wahrwelt, die sie zu sich forderte. Und so sehr sie sich mühte, ihre immer willige Phantasie fand keinen Ausweg, wußte keinen siebenfarbigen Regenbogen zu bauen von hüben nach drüben, der sie trug. Sie sollte, sie mußte hinüber zu ebener Erde. Er verlangte nach ihr, Jost; sie, sie war sein Weib — wie das klang? — und er hatte ein Recht zu verlangen. Es gab kein Entrinnen. Und das Märchen verblaßte, sank in sich zusammen, zerflatterte. Nur die Notwendigkeit blieb ...

Längst war der Glockenschall verrauscht, der das neue Kriegsjahr grüßte und Frau

Digitized by Google

Beate hatte ihn überhört vor den lauten Stimmen, die in ihr kämpften. Erst gegen Morgen fiel sie in Schlummer. Die gutwillige Nachttischlampe überdauerte mit ihrem Licht wieder Frau Beates Wachen, aber nicht solange wie im November. . . Als sie aufstand, erhob sich die Notwendigkeit mit ihr. Es gab noch ein letztes, kurzes, verzweifeltes Ringen; dann ergab sie sich. Sie tat es etwa mit dem Gefühl des Verbrechers, der zur Richtstätte muß, ob er will oder nicht. Und doch regte sich schon gleichzeitig in diesem trostlosen Sichfügen eine winzige, schüchterne, jüngstgeborene Kraft . . .

Sie machte sich auf den Weg zu Oberstleutnant Röhse, der ihr seinerzeit die Trauernachricht gebracht hatte. Der alte Herr war überrascht von dem was sie brachte, beglückwünschte sie zu dem unerwarteten Hoffnungsschimmer. Der bald einsetzende Gegenangriff eines neuen, anderen Truppenteils mußte die Auffindung des doch nur verwundeten Jost herbeigeführt haben. Er stellte sich ganz zu Beates Verfügung. Er begleitete sie auf all den unerläßlichen Gängen, half ihr die nötigen Papiere beschaffen, wich nicht von ihr, bis er sie in später Abendstunde in den Zug gesetzt hatte . . .

Am nächsten Vormittag — dank der Erschöpfung hatte sie einen Teil der Nacht leidlich geschlafen — erreichte Frau Beate die Festungsstadt im Osten. Es war das erstemal, daß sie allein gereist war: so grauenvoll wie es vor ihr gestanden hatte, war es nicht gewesen. Es war auch das erstemal, daß in den nächsten Stunden ein gewisser Widerschein und Widerhall des Kriegs — nicht des spannenden Bilderspiels ihrer Einbildung, sondern des großen, des erhebenden und niederbeugenden wirklichen Kriegs — bis in ihre Seele drang: lange Züge von Truppen begegneten ihr, die singend und blumengeschmückt auf Schlacht und Tod zuzogen, endlose Bagagekolonnen, Verwundetentransporte. Am Nachmittag betrat sie das vielfenstrige Krankenhaus: beim Pförtner auf Auskunft harrend sah sie in endlose Gänge, sah Gruppen von Leichtverwundeten, Krankenträger mit schweren, traurigen Lasten und doch wieder so viele Gesichter voll Zuversicht, voll Entschlossenheit, voll Lebensfreude.

Man wies sie in einen stillen Nebenbau im Garten. Eine Schwester empfing sie. Sie wurde in ein Wartezimmer geführt. Ein Arzt begrüßte sie, redete ihr Mut zu, wenn er auch den kritischen Zustand des Kranken nicht verhehlte; geleitete sie in ein weißes, freundliches Zimmer. Was da lag — den Kopf bis auf Augen und Mund umwickelt, auf dem Rücken steif ausgestreckt, mit matter Hand herwinkend — das war Jost, der wirkliche Jost. Und doch ein ganz anderer, als den sie je gesehen hatte. Und sie selber, trotz all ihrer atemversetzenden Scheu, war eine andere. Und das sagten sich beider Augen hinüber und herüber, als der Arzt ihr einen Stuhl hingeschoben hatte und sie Josts Hand in der ihrigen hielt.

„Ich danke dir, Bea!" brachte er mit Mühe, fast unverständlich hervor. In seinen Blicken lag mehr, als er in seine Worte legen konnte: Liebe, Anerkennung, ein leises Eingeständnis seines Fehls, ein glückliches Leuchten, vor dem das Vergangene hinschwand.

Sie konnte nichts sagen. Sie sah ihn nur immer an. Vor ihren Augen war der träumerische Schleier zerrissen; aus ihnen glänzte echtes Mitgefühl, bange Sorge, die Ahnung echter, lebendiger Liebe . . .

Und in den Tagen, den Wochen, die folgten, rang sie den Kampf mit dem Tod um Jost Hellwigs Leben. Während und nach einer schweren Operation drohte sein Verlust. Sie wußte jetzt, was es war und hieß, ihn verlieren. Und er, je mehr er ihr wiedergeschenkt wurde, fühlte, daß nun die Brücke geschlagen war über die Kluft, die sie, das Kind, und ihn, den Mann, hatte trennen wollen . . .

Als Frau Beate mit dem Genesenden in die Heimat fuhr, hinaus in einen funkelnden Märzmorgen, wußte sie, daß das Ende des Märchens erst der Anfang des Lebens war.

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 12. Oktober 1916

Das Eintreten Rumäniens in den Weltkrieg ist gleichsam das Stichwort für unsere Gegner gewesen, um noch einmal vor Beginn des Winters und nun in einer einheitlichen Aktion gegen alle unsere Fronten anzustürmen. So ist in der zweiten Hälfte des Septembers der Kampf zu einer bisher unerhörten Heftigkeit entbrannt. Aber die Feder des Chronisten ist außerstande, von diesen ungeheuren Schlachten auch nur annähernd ein anschauliches Bild zu entwerfen. Sie kann nur die allgemeinsten Linien herausheben und das Fazit ziehen, und wer in Überblicken wie diesen die militärischen Ereignisse begleitet, wird sich immer klarer, wie wenig er im Grunde den Leistungen unserer Truppen und ihrer Führung gerecht zu werden vermag. Die stärksten Lobes- und Dankesworte greifen sich allmählich ab; nur eine Schilderung mindestens bis zur einzelnen Armeegruppe, besser bis zum Korps herab, vermöchte den daheim die Dinge Verfolgenden vor Augen zu führen, was in diesem Kampfabschnitt draußen geleistet wird, aber dazu fehlen Möglichkeit und Raum.

Eine neue Phase des Krieges, sagten wir, hat mit der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn begonnen. In derselben Weise hat auch der Reichskanzler in seiner letzten Rede vor dem Reichstage am 28. September den jetzigen Kriegsabschnitt als reinen Verteidigungskrieg bezeichnet. Unbedingt ist er das im Westen und im Osten. Seit nunmehr 15 Wochen dauert im Westen die Somme-Schlacht, in der eine englisch-französische Armee von sicher über eine Million Mann, mit Kolonialstreitkräften verschiedenster Art verstärkt und mit amerikanischer Munition überreich versehen, in sich an Heftigkeit immer mehr steigernden Artillerie- und Infanterieangriffen gegen unsere Linien anrennt. Es handelt sich dabei um deren zu beiden Seiten der von Westen nach Osten fließenden Somme sich hinziehenden Teil, im wesentlichen um Thiepval im Norden, an der Ancre, bis nach Vermandovillers oder auch Chaulnes im Süden. Diesen hält die feindliche Heeresleitung für einen Durchbruchsversuch günstig. Ihr nächstes Ziel scheint die Straße Bapaume-Péronne zu sein; zwischen beiden Stellen hindurch denkt sie anscheinend am ehesten auf Maubeuge und Mons nach Belgien durchbrechen und den Krieg über den Rhein tragen zu können. In 22 Kilometer breiter Front gelang es den Gegnern, die an Menschenzahl und Artillerie unseren Verteidigern erheblich überlegen waren, am 1. Juli in die deutsche Linie einzubrechen. Diese lief damals: Beaumont — Hamel — Ovillers — Fricourt — Mametz — östlich Maricourt — Curlu — Frise — Dompierre — Fay — Soyécourt — Vermandovillers —, östlich Lihons — Mancourt — Chilly; damit ist die weiteste Erstreckung der Linie des feindlichen Durchbruchsversuchs bezeichnet. Fast vier Monate dauert nun diese Schlacht an. Am 15. September griffen 20 Divisionen an, am 17. September tobte sie auf 45 Kilometer Front. Um die Steigerung der Angriffe wenigstens einigermaßen anschaulich zu machen, führte unser Heeresbericht am 1. Oktober die neue, sehr plastische Bezeichnung: Großkampftag ein, und wir alle wissen aus den verschiedenartigsten Mitteilungen und Berichten, daß diese Kämpfe im Westen heute alles im Krieg bisher Erlebte übersteigen. Und der Erfolg der Gegner? Daheim wurde mancher bedenklich, wenn der Tagesbericht mit der Offenheit, die wir an diesen Kundgebungen kennen und lieben, auch wenn sie Unangenehmes und Peinliches sagt, da den Verlust eines Dorfes, dort eines Grabens meldete. Sehen wir aber die Karte an, die heute die deutschen Stellungen zeigt, und die neue Linie: Beaumont — Hamel — Beaucourt — Thiepval — Courcelette — Gueudécourt — Morval — Rancourt — Bouchavesnes — Biaches — la Maisonette — Barieux — Berny — Pressoir — vorwärts Chaulnes — Chilly, so sehen wir: die Straße Bapaume — Péronne ist kaum berührt, in der breitesten Entfernung ist der feindliche Angriff 10 Kilometer vorangekommen. Was macht dies Eckchen im Verhältnis zu dem gesamten, von uns in Frankreich besetzten Gebiet aus! Es gleicht noch nicht einmal das von uns bei Verdun seit Beginn des Angriffs im Februar 1916 auf diesem Punkt gewonnene Gebiet aus. Sehr wohl ist möglich, daß an der Somme noch weiter Raum gegeben werden muß, aber — das war ein gutes Wort des Kanzlers — „durch kommen sie nicht!“ Es ist keine Rede davon, daß unsere Gegner im Westen einen Durchbruch großen Stils, eine Aufrollung unserer Front und einen großen strategischen Sieg davontragen; die Front steht fest und ungebrochen da. Ermöglicht aber wurde dieses Ergebnis durch eine unvergleichliche Anspannung unserer Truppen. Das wollen wir um so nachdrücklicher betonen, als sehr törichte Betrachtungen, die in einzelnen deutschen Blättern an die Ernennung des Feldmarschalls von Hindenburg zum Generalstabschef geknüpft wur-

Digitized by Google

den, den westlichen Kriegsschauplatz gerade dann, als diese Kämpfe am stärksten wogten, wegwerfend als nur von zweitem Range behandelten gegenüber dem im Osten, auf dem angeblich allein die Entscheidung fallen soll.

Die Kämpfe um Verdun dauern neben dem Ringen an der Somme fort. Aber das Kampfgebiet selbst ist jetzt beinahe nur das Terrain vor den nordöstlichen Hauptforts der Festung. Wann hier eine Entscheidung fallen wird, vermag niemand zu sagen.

* * *

Als der rumänische Vorstoß nach Siebenbürgen rasch ein ganzes Stück dieses ungarischen Gebietes gewann, konnte man auf unserer Seite wohl etwas besorgt werden. Zeit genug haben die Rumänen ja gehabt, um den Feldzug nach allen Seiten wohl vorzubereiten, dessen Hauptziele sie selbst — ihre neuen Verbündeten weniger — in Siebenbürgen suchten. Die 1. rumänische Armee zwischen Orsova und dem Roten Turmpaß hatte rechts auf Hermannstadt, in der Mitte über den Vulkanpaß auf Hötzing, links auf die Linie Orsova-Herkulesbad vorzugehen. Daran schloß die 2. Armee an, links auf Kronstadt und rechts (von Ost nach West vorgehend) auf Kezdivasarhely vorstoßend. Die 3. Armee hatte über das Görgenygebirge in das Marostal einzudringen und mit ihrem rechten Flügel bei dem in den Heeresberichten oft genannten Dorna Watra die Verbindung mit der russischen Karpathenarmee in der Bukowina zu halten. Diese Anlage ergab sich wohl aus den geographischen Verhältnissen von selber und führte zuerst zu Erfolgen, über die das halbamtliche Blatt Rumäniens, die französisch erscheinende Indépendance Roumanie, begeistert ausrief: „Ein Drittel Siebenbürgens ist in unserer Hand. Kronstadt, Fogaras und Hermannstadt sind für immer (!) in Rumänien einverleibt. Der Traum Großrumäniens ist früher in Erfüllung gegangen als wir dachten. Die Eroberung von Schäßburg ist nur noch eine Frage von wenigen Tagen. An der Bistriza steht die doppelte Vereinigung unserer Truppen mit denen unserer ruhmgekrönten Verbündeten bevor. Wir gehen getrosten Muts und in gehobener Stimmung den kommenden Ereignissen entgegen, mit der Gewißheit, daß uns der Sieg nicht genommen werden kann."

Wieviel Wasser ist in anderthalb Kriegsmonaten in diesen Wein gegossen worden! Die überlegene Führung der Gegner, die trotz aller Schwierigkeiten — eine gewaltige Leistung — möglich machte, deutsche Truppen nach Siebenbürgen zu befördern, hat den ganzen rumänischen Kriegsplan in Stücke geschlagen. Erst wurde Rumänien im Süden, in der Dobrudscha angegriffen. Nach der Einnahme von Tutrakan (6. September) und Silistria (9. September) rückte die aus Bulgaren, Türken und Deutschen bestehende, vom Feldmarschall Mackensen geführte Armee zwischen Donau und Schwarzem Meere weiter nach Norden vor. Am 14. September erfocht sie einen Sieg 45 Kilometer südlich der wichtigen Verbindungslinie Constanza—Cernavoda (Ort der großen Donaubrücke, auf der Rumäniens Verbindung mit dem Schwarzen Meere beruht). Die rumänisch-russische Armee ging auf die Linie Rasova—Cobadinu—Tuzla zurück (17. September), halbwegs zwischen dem Schlachtfelde des 14. Septembers und jener Eisenbahnlinie. Auf dieser 65 Kilometer langen Front nahm sie befestigte Stellungen ein und verstärkte sie sich durch Nachschub, der zu Wasser und zu Lande herangebracht wurde. Daher hat in der Dobrudscha einstweilen der Krieg den bekannten Charakter des Stellungskrieges angenommen. Jedenfalls aber ist ein Stoß der Rumänen und Russen vom Donaudelta her in das Herz Altbulgariens herein oder gar darüber hinaus auf Konstantinopel schon vereitelt. Die Vorbereitungen der Feinde haben dazu nicht ausgereicht. Bulgaren, Türken, Deutsche waren trotz der Überraschung der rumänischen Kriegserklärung die schnelleren, und die rumänisch-russischen Truppen liegen hier ohne Nutzen für den Gesamtangriffszweck der Entente fest.

Ein Versuch, unserer Dobrudschaarmee durch einen unvermuteten Donauübergang in den Rücken zu kommen, endete so schnell und so kläglich, daß er kaum ernst genommen zu werden verdiente. Direkt südlich von Bukarest, bei Rahowo, waren rumänische Truppen auf einer Pontonbrücke über die Donau gegangen. Die altbewährte österreichisch-ungarische Donaumonitorflottille, die monatelang bei Rustschuk gelegen hatte, schoß indes diese Brücke entzwei, und die auf dem rechten Ufer angekommenen Rumänen stießen auf bulgarische und deutsche Truppen und wurden von diesen prompt geschlagen (3. Oktober). Auch dies Manöver, das, gut vorbereitet und umfassend ausgeführt, gar wohl hätte gefährlich werden können, scheiterte vollständig.

Nun sollte ja zugleich auch die Armee Sarrail von Süden her Bulgarien und damit uns bedrängen. Ihre Angriffe haben auch, besonders auf dem westlichen Flügel, ununterbrochen fortgedauert und sind energisch anscheinend durch die serbischen Truppen, die ja auch nichts mehr zu verlieren haben, vorangetragen werden. Auch russische Soldaten sind zu dieser Saloniki-armee gestoßen und haben sie noch buntscheckiger gemacht. Die Stellung der Deutschen und Bulgaren war am 13. September durch die Besetzung von Kawala abgerundet worden. In diesen Kämpfen ist die Salonikiarmee etwas vorangekommen, bei Florina und am See von Ostrowo; der Feind freut sich, daß einige Quadratkilometer des neuserbischen (den Türken in den Balkankriegen abgenommenen) Gebiets wieder gewonnen seien. Aber nicht im entferntesten etwas Entscheidendes ist hier geschehen. Die Hauptsache bleibt, daß die Bulgaren Kawala in der Hand haben und die Hauptlinie einstweilen gehal-

Digitized by Google

ten wird, weil die wesentlichen Kampffelder, auch für die Bulgaren, im Norden liegen.

Hier ist nun im Westen, in der Linie Orsova-Herkulesbad, der rumänische Vorstoß nicht weiter gekommen, dafür in der Mitte und im Osten herzerfreuend zurückgeschlagen worden. Wieder einmal hat ein Gegner die Krallen des deutschen Generalstabs gespürt! Am 12. September traten zuerst deutsche Truppen mit den Rumänen in Gefechtsfühlung, am 14. September standen sie zusammen mit Österreichern und Ungarn bei Hötzing im Kampf, am 19. September wurden die Rumänen schon über den Szurdukpaß zurückgeworfen, am 22. September der Vulkanpaß von unseren Truppen genommen, am 26. September begann eine Umfassungsschlacht bei Hermannstadt und auf den dahinter gelegenen Roten Turmpaß zu, die am 29. September mit einem vollen glänzenden Erfolge endete. Dieser drückte sich sofort in der Rückeroberung von Hermannstadt und Kronstadt aus; der großrumänische Traum hat in bezug auf diese beiden alten Stätten deutscher Bürgerkultur nicht lange gedauert. Damit ist heute schon im wesentlichen der Gewinn der ersten Kriegstage den Rumänen in Siebenbürgen wieder abgejagt, die 1. und 2. rumänische Armee schwer aufs Haupt geschlagen worden. Der Führer gegen die Rumänen war der General von Falkenhayn, unter dem der bayrische Generalleutnant Krafft von Delmensingen die Umfassung nach dem Roten Turmpasse ausführte. So hat sich der frühere Generalstabschef schnellstens den Lorbeer des Schlachtensiegers geholt und mit größter Frische und Tatkraft nutzte er diesen Sieg sofort auch aus. Im ganzen war's wieder ein außerordentlicher Triumph des deutschen Generalstabs, Hindenburgs und Ludendorffs, die imstande waren, so schnell eine Armee in Siebenbürgen, das dem rumänischen Angriff preisgegeben schien, zu formieren und in genialem Plane, vor allem aber mit einer unheimlichen Raschheit den Gegner zu schlagen. Man darf doch nicht vergessen: die rumänische Kriegserklärung kam trotz allem, was wir von Rumäniens Kriegsvorbereitungen und Abmachungen mit der Entente wußten, für uns und Österreich-Ungarn überraschend. Die Gegner aber hatten Zeit gehabt, sich vorzubereiten, die Rumänen gegen Siebenbürgen und Südungarn, und im Bund mit den Russen, die von niemand gehindert aus Bessarabien heranmarschieren konnten und dazu die Seeverbindung hatten, gegen Bulgarien. Trotzdem sind wir nach dem ersten Kriegsmonat die Sieger, dank dieser planmäßigen Schnelligkeit und Sicherheit unserer Heeresleitung — am 23. September schrieb die italienische Zeitung „Tribuna": „Das Schlimmste des bulgarisch-deutschen Dobrudschavorstoßes ist bereits vorüber, ein vollständiger Sieg über Rumänien, so, wie über Serbien, ist nicht zu erwarten." Liegt darin nicht eine unbeschreibliche Naivität oder auch Unverfrorenheit? Die Entente trieb doch Rumänien zum Offensivstoß und erwartete davon den Zusammenbruch Ungarns und Bulgariens, sogar, wenn es ganz gut ging, auch der europäischen Türkei. Und noch nicht einen Monat nach Rumäniens Kriegserklärung muß sich ein maßgebendes italienisches Blatt damit trösten, daß das Schlimmste des feindlichen (!) Vorstoßes gegen Rumänien vorbei und dessen völlige Niederlage nicht zu besorgen sei! Wir meinen, diese Überlegenheit unseres Bundes und seiner militärischen Leitung müßte in der ganzen Welt imponieren.

⁂ ⁂ ⁂

Mit diesen Siegen sind auch die erhofften Wirkungen der rumänisch-russischen Vereinigung in den Karpathen in das Wasser gefallen. Wohl lesen wir auch hier immer wieder von schweren Kämpfen, aber keine Rede ist davon, daß Rumänen und Russen Hand in Hand in das Szeklerland und die ungarische Ebene tief eindringen könnten. Dadurch ist weiter — so wirkt eins auf das andere — die Entlastung und Unterstützung der Offensive der russischen Südwestfront unter dem General Brussilow nicht erzielt worden, sondern müssen deren Angriffe isoliert weitergehen. Das tun sie auch wieder in gewaltigem Maße, sowohl im Süden (Zlota Lipa und Novajowka) wie im Norden, westlich Luck. Vom 22. August an war ein Stillstand eingetreten, im wesentlichen bis zum 16. September. Da setzte hier einer der bekannten russischen Generalangriffe ein gegen die Armeen Böhm-Ermolli und Bothmer im östlichen Galizien, namentlich aber gegen die Heeresgruppe des General von Linsingen. Auch hier gilt dasselbe oder noch mehr als im Westen: trotz dieser unausgesetzten Versuche ist die Lage seit dem 10. August wesentlich nicht verändert, nicht einmal geringe Raumgewinne haben die Russen mit ihren großen Menschenopfern erkauft. Indirekt ersah man das aus den russischen Heeresberichten, die große Kämpfe an dieser Ostfront in der zweiten Septemberhälfte entweder gar nicht oder völlig ungenügend meldeten. Bei seinem Besuche an der Ostfront hat Kaiser Wilhelm diesen Truppen, deutschen wie österreichisch-ungarischen — auch Türken kämpften hervorragend in Galizien mit — seinen Dank für ihre Tapferkeit ausgesprochen und den General von Linsingen besonders ausgezeichnet.

⁂ ⁂ ⁂

Vom Pripet bis zur Ostsee, in dem früheren Befehlsbereich Hindenburgs und des Prinzen Leopold, den jetzt dieser bayrische Prinz kommandiert — sein Generalstabschef ist der soeben auch mit dem Pour le mérite ausgezeichnete Oberst Hoffmann, der bisherige erste Mitarbeiter des Generals Ludendorff —, herrschte im allgemeinen Ruhe. Doch sei darauf hingewiesen, daß die Heeresgruppe Linsingen auch zur Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von

Digitized by Google

Bayern gehört, so daß also die schweren Kämpfe der ersteren auch einen Teil der Verdienste der letzteren bilden.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze wurde vorübergehend gekämpft. Vom 14. bis 19. September unternahmen die Italiener wieder einmal, zum siebenten Male, eine große Offensive gegen die Isonzofront, besonders gegen das Karstplateau. Erfolge haben sie nicht erzielt.

Die türkischen Kriegsschauplätze im Kaukasus und in Südpersien, wo die Stadt Ispahan den Russen von den einheimischen Bachtiaren entrissen wurde (4. Oktober) sind ohne Pause in Bewegung. Doch schwanken die Operationen in ihren Erfolgen, ohne entscheidend für die oder andere Seite voranzukommen, hin und her. In Mesopotamien und an der ägyptischen Front hat sich, die Dinge im ganzen betrachtet, überhaupt nichts verändert. Indem aber die Türkei Truppen nach Galizien und in die Dobrudscha abgeben konnte und auch auf alle von Griechenland her zu erwartenden Wechselfälle militärisch voll gerüstet ist, zeigt sie, was ihre Kenner nicht überraschte, daß im Gegensatz zu allen anderen Kriegführenden ihre militärische Kraft mit der längeren Dauer des Krieges nicht ab-, sondern zunimmt. Und daran erkennen wir vor allem den großen militärpolitischen Wert, den dieser Bundesgenosse für uns hat, jetzt im Kriege und erst recht nach ihm.

Fast überall laufen in diesen Herbstwochen die Gegner gegen unsere und unserer Verbündeten Linien an, aber außer den lokalen Erfolgen an der Somme sind ihre Angriffe überall mit Erfolg abgewehrt worden. Die Gesamtoffensive der Entente hat ihr Ziel nicht erreicht, und mit dem Hereinziehen Rumäniens sich militärisch gar nichts genützt. Wie sieht Griechenland diesem Ringen zu, das sich immer mehr erweiterte, immer größere Massen in seinen Strudel zieht?

Griechenland können wir heute schon kaum mehr als neutral rechnen. Sein König wehrt sich noch immer heldenmütig gegen den Druck der Entente. Aber er ist nicht mehr Herr seines Landes. Venizelos hat, unter Förderung der Entente, die Revolution schon entfesselt. Allerdings ist ihm das in Altgriechenland noch nicht gelungen, wo sich seiner Bewegung im Heere und im Volke, wie es scheint, sehr erhebliche Widerstände entgegenstellen. Aber in Mazedonien, das allerdings in der Hand der Entente ist, in dem ewig unruhigen und aufstandsbereiten Kreta, wo seine Heimat ist, und im ganzen Archipel ist er heute bereits der Regent. Wir wundern uns bei der finanziellen und militärischen Schwäche Griechenlands und seiner völlig schutzlosen Lage, daß die letzte Entscheidung überhaupt solange auf sich warten läßt. Die Gründe scheinen uns zu sein die feste Haltung des Königs, der, als siegreicher Feldherr der Balkankriege, auf das Heer und Offizierkorps wenigstens zum Teil zählen kann, und die Abneigung Italiens und Rußlands gegen die Ententepolitik in Sachen Griechenlands. Italien will Stücke der Balkanhalbinsel für sich, die Griechenland erhalten würde, wenn es mit der Entente geht. Rußland aber hat keinen Grund, eine haltlose Republik Griechland (König Konstantin ist, wie bekannt, ein naher Verwandter des Zarenhauses) zu wünschen, die nichts als ein Vasall Englands sein würde. So geht anscheinend die Ententepolitik in Athen nur unter starken inneren Hemmungen und Reibungen vor sich, und das kommt dem König zugute. Ganz große Erfolge unseres Bundes über Rumänien würde ihm vielleicht sogar noch über die Krisis hinweghelfen und Venizelos seine Karten aus der Hand schlagen.

Was die Bundesgenossenschaft der Entente nützt, sieht Griechenland an Rumänien. Dessen perfide Haltung ist vom Reichskanzler gebührend gekennzeichnet worden, auch welche unehrliche Rolle König Ferdinand dabei gespielt hat. Und doch ist schließlich durch das Ultimatum Rußlands der letzte Entschluß König Ferdinand und seinem Ministerpräsidenten Bratianu über den Kopf gekommen. Wir sehen jetzt, daß Rumänien noch nicht fertig war, und so steht es schon jetzt als der betrogene Betrüger da. Es muß sich heute sagen, daß es Siebenbürgen nicht erhält und die neue Dobrudscha, die König Karols überkluge Politik den Bulgaren abnahm, verliert — das ist Lohn eines, der mit England ein Bündnis abschließt. Aber das darf uns nicht hindern, uns offen Rechenschaft darüber zu geben, daß solche Schicksale seiner Verbündeten England doch nützen. Ihm gilt es gleich, ob Serbien verschwand, Rumänien zerschlagen wird, Griechenland ruiniert wird, Rußland und Frankreich sich verbluten.

Der wundervolle Geist der Offensive leuchtete auch wieder auf in dem Ergebnis der fünften Kriegsanleihe, das sich als ebenbürtiger Sieg neben Falkenhayns Erfolge in Siebenbürgen stellen kann. 52 Milliarden Mark Kredite sind bisher für den Krieg bewilligt, 47 Milliarden dafür in Form langfristiger Anleihen dem Reiche zur Verfügung gestellt worden. Das hat uns kein anderer der kriegführenden Staaten nachgemacht, nicht einmal das viel reichere England.

Am 2. Oktober feierte der Feldmarschall von Hindenburg seinen 69. Geburtstag, getragen vom Vertrauen des deutschen Volkes, aller verbündeten Völker — so sagte der Kaiser in seinem Trinkspruche auf ihn bei der Geburtstagsfeier. Blicken wir auf den Kriegsverlauf des ersten Monats zurück, in dem er zusammen mit General Ludendorff die gesamten Operationen als Chef des Generalstabs leitete, — so dürfen wir mit tiefem Danke bekennen, wie der große Feldmarschall dieses Vertrauen ohne Grenzen rechtfertigt!

Digitized by Google

Artillerie zieht durch das brennende Parux
Zeichnung von Anton Bär (als Kanonier im Felde)

Digitized by Google

Nacht im Felde

Auf der Nacht geheimnisvolle Schwelle
Tritt des Mondes lösendweiche Helle.
Alle Geister in den Lüften schweigen:
Wie ins Blau der Toten Seelen steigen!
Lebend Herz, auch du aus diesem Grauen
Blick' empor, wo Sterne niederschauen,
Wo im Glanz der fernsten Einsamkeiten
Deine Träume selig leuchtend schreiten.
Wie die Welle steigt und sinkt im Meere,
So zerfließt der Menschen Werk ins Leere;
Kleiner Tropfen, du wirst's nimmer schauen,
Fortgerissen mußt du niedertauen —
Aber funkeln darfst du still im Lichte
— Namenlos — der schreitenden Geschichte,
Wenn der steten Sonne neue Gluten
Strahlen auf die stillgewordnen Fluten.
Heb dich hoch zu jenen kühlen Welten,
Und dein Schicksal wird dir nichts mehr gelten.

(Bei Soissons) Hans Heyck

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Hermann Löns, Aus Forst und Flur (Leipzig, R. Voigtländers Verlag) — Rudolf Hans Bartsch, Unerfüllte Geschichten (Leipzig, L. Staackmann) — Hermann Bahr, Himmelfahrt (Berlin, S. Fischer) — Friedrich Freksa, Gottes Wiederkehr (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Adeline Gräfin zu Rantzau, Hein Spinners Feldzug (Berlin, Martin Warneck) — Peter Rosegger, Das lichte Land (Leipzig, L. Staackmann) — Timm Kröger, Novellen. Gesamtausgabe (Hamburg, Alfred Janssen)

Das war im Jahre des Herrn 1891: da half ich, eben der Schule entsprungen, im alten Augsburg ein literarisches Blättchen redigieren. Es war ein großartiges Unternehmen. Der Herausgeber war einige Monate älter als ich, das heißt, er hatte sein neunzehntes Lebensjahr immerhin bereits vollendet. In prophetischen Voranzeigen, worin er Meister war, lud er die deutschen Dichter ein, mit ihm zusammen eine neue Kunst zu schaffen, und im Tone messianischer Weissagungen verkündete er die herrliche, von uns heraufzuführende deutsche Zukunft. In einem Stübchen der Kaiserstraße zu Augsburg machten wir uns daran, der neuen Kunst auf die Beine zu helfen — teils durch eigene Gedichte, teils durch Aufnahme der uns zuströmenden Lyrik in unser Blättchen. Im zweiten Vierteljahr seines Bestehens erlebte dieses Blättchen seine leider nur kurze Glanzzeit: man sprach von fast 200 Beziehern. Da wir jugendlichen Idealisten aber zu viele davon durch Nichtberücksichtigung ihrer Einsendungen gekränkt hatten, kam es im dritten Vierteljahr zu einem erschrecklichen Sturz der Abonnentenziffer, den das hoffnungsvolle Unternehmen nicht überstand. Es ist klar, daß wir seitdem die Zukunftsaussichten der deutschen Kunst sehr gering bewerteten.

Doch mit dem tragischen Ende habe ich bereits vorgegriffen. Ich wollte von der Blütezeit sprechen. In der Blütezeit nämlich sandte uns einst aus dem nördlicheren Deutschland ein unbekannter junger Dichter ein paar Verse zu. Und da mir die Pflicht oblag, mit dem auf Halbpart gekauften Papiermesser der Redaktion die einlaufenden Briefe zu öffnen und Vorentscheidungen zu treffen, so hatte ich als erster den Genuß davon. Der Genuß bestand diesmal hauptsächlich in zwei Zeilen. Der Unbekannte, der sich als Hermann Löns unterzeichnet hatte, begann ein Gedicht mit den Versen:

„Braune Kormorane flogen
Mächtig klafternd übers Meer."

Diese „Kormorane" haben mich dazumal geradezu berauscht. Sie machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Vielleicht, weil sie so exotisch vokalreich waren, vielleicht weil dieses wohltuend unbekannte Viehzeug meiner Phantasie die schönsten Möglichkeiten ließ. Ich weiß bis heute nicht, ob das Kormorangedicht jemals gedruckt worden ist, aber seit 25 Jahren bewahrt mein Gedächtnis die beiden Zeilen auf, und immer, wenn später einmal der Name Hermann Löns an mein Ohr schlug, sah ich die großen Schwimmvögel übers Wasser streichen.

Es hat Summa Summarum zwei Jahrzehnte gedauert, bevor Löns dann für die weitere Öffentlichkeit entdeckt ward, und seit er im Westen einen schönen und schnellen Soldatentod starb, beklagen es viele Stimmen, daß die Nation ihn zu wenig gewürdigt hätte. Aber man wird im Durchschnitt immer damit rechnen müssen, daß ein Dichter Mühe und Arbeit eines Vierteljahrhunderts braucht, um sich durchzusetzen. Löns war also durchaus nicht schlimmer daran als andre. Er stand in der Mitte der Vierzig, als seine schöne Bauernchronik „Der Wehrwolf" erschien und ihm einen starken Erfolg verschaffte. Das Beste seines Wesens prägte sich darin aus: das Natureinige, das Volkhafte, das Männliche.

Doch dieser wunderliche Mensch war durchaus nicht die starke, einheitliche, ruhige Natur, als die er vielen erschien. Wenn er sein „zweites Gesicht" aufsetzte wie in einem späteren Roman, dann erkannte man ihn im Gegenteil als ein krankes, zerrissenes, gehetztes Kind der Zeit. Schuld oder Unglück hatten seine persönlichen Verhältnisse verwirrt, und man hat manchmal den Eindruck, als hätte er sich zu eigener Rechtfertigung in ein amoralisches „Herrenmenschentum" frei nach Nietzsche hineingesteigert. Bei seiner nationalen Verankerung nahm es die Richtung auf das Urteutonische, lehnte den ganzen „christlichen Schwindel" ab und war in der auftrumpfenden Stärkelei nicht gerade sympathisch. Dieses Doppelantlitz erklärt die verschiedenen Urteile, die man über Löns hörte. Der eine schwärmte für ihn, der andere zuckte schweigend die Achseln. Soviel steht fest, daß er ein glückloser Mensch war. „Innere Unrast, leidenschaftliches Gequältsein," sagt einer seiner Freunde, „folterten ihn durch Jahre. Vom Leben enttäuscht, von Frauenliebe verraten, unfähig, sein Herz je wieder ganz zu öffnen, hat er

Digitized by Google

unsäglich an innerer Vereinsamung gelitten. Weidwund schleppte er sich durch die letzten Jahre; nur die treue Büchse war ihm geblieben. Hand an sich zu legen hätte er verschmäht. So holte er sich die Kraft immer und immer wieder auf seinen einsamen Gängen und Pirschfahrten im unwegsamen Moor, im menschenleeren Wildland. Er und seine Büchse waren unzertrennliche Gefährten, auch dann noch, als der dritte im Bunde — ein lieber Hund — ihm starb. Aber immer müder und hoffnungsloser ward der Ton seiner letzten Arbeiten."

Unter diesen Umständen mochte der Kriegsausbruch dem seelisch halbvernichteten Manne wie eine Erlösung kommen. Er stellte sich sofort als Kriegsfreiwilliger, und im Schützengraben soll er ordentlich aufgelebt sein, so daß Offiziere und Mannschaften sich um ihn rissen. Unauffällig versuchte man ihn von der Teilnahme an besonders gefährlichen Unternehmungen fernzuhalten, aber er bettelte solange, bis man ihn nicht wohl mehr ausschließen konnte. Von geradezu ausgelassener Glückseligkeit soll er nach allen Nachrichten an jenem 24. September 1914 gewesen sein, an dem seiner Kompagnie Sturmangriff befohlen war. „Um 5 Uhr ging der Tanz los. Löns mit einem Kameraden voraus, ohne Deckung über weite Stoppel dem Feinde entgegen. Da prasselte auch schon Infanteriefeuer in die Reihen, und ehe die Kompagnie, die sich niedergeworfen hatte, um kriechend die nächste Deckung zu erreichen, eine kurze Strecke vorwärtsgekommen war, brach Löns auch schon in einem gezirkelten Herzschuß zusammen."

Karl Soffel erzählt dies und manches andere in der Einleitung zu den vierzig Tiernovellen „Aus Forst und Flur" von Hermann Löns (Leipzig, R. Voigtländers Verlag). Und wer dem gefallenen Kämpfer dankbaren Herzens nachsinnen, wer sein von menschlichen Trübungen befreites Bild in guter Erinnerung behalten möchte, der kann kaum etwas Besseres tun, als nach diesem Buche zu greifen. Im Wald und auf der Heide hat sich Löns zeitlebens am stärksten und sichersten gefühlt, hier war seine stete Kraftquelle, hier gebot er mit unbestrittener Meisterschaft über alles, „was da kreucht und fleucht." Schon der westpreußische Gymnasiast verfaßte eine Wirbeltierfauna des Kreises Deutschkrone; in Münster schrieb er eine „Molluskenfauna Westfalens" und eine „Schneckenfauna des Münsterlandes", um sich dann „der schwierigen Systematik der Holzläuse (Psocidae)" zu widmen. Er entdeckte mehrere neue Arten dieser Lebewesen und verdankt, wie er schmunzelnd zu sagen pflegte, also den Läusen eine gewisse Unsterblichkeit. Aber vom Studierzimmer drängte es ihn auf die frische grüne Weide hinaus, und wie ein Jäger aufnehmend, wie ein Dichter schildernd hat er das Kleinleben der Natur in menschenferner Einsamkeit belauscht. Was in Bruch und Rohr, auf der Feldmark und im Walde pfeift und trillert, läuft und fliegt, kriecht und krabbelt, war ihm vertraut wie keinem zweiten Poeten der Zeit. Besonders die Lüneburger Heide hat ihren besten Verkünder in ihm gefunden und verloren. Als Menschenschilderer war er tüchtig, aber nicht bedeutend. Er brachte wohl das Allgemeine, das Volks- und Standeshafte, die Natursubstanz in seinen Gestalten heraus, doch das Persönlichste, das, was die einzelnen unterscheidet, die besondere Entwicklung vermochte er nicht scharf und klar zu erfassen. So sind seiner rein erzählerischen Begabung enge Grenzen gesteckt. Sowie er aber den Menschen ausschaltet und sich rein an die Natur hält, strömt ihm ein solcher Reichtum des Allgemeinen und Besonderen zu, daß er die Fluten kaum halten kann und sie fortwährend eindämmen muß.

Man sieht es hier. Ich habe mir bisher eingebildet, in Wald und Flur leidlich gut Bescheid zu wissen, aber seit ich Löns gelesen habe, gebe ich für meine botanischen und zoologischen Kenntnisse keinen Dreier mehr. Die verschwenderische Fülle der Natur dringt in seiner Schilderung übermächtig auf uns ein. Er macht nicht nur das einzelne Tier lebendig, sondern mit ihm das unendliche Leben seiner Umwelt; er stellt es in den großen Zusammenhang. Wenn er z. B. von der Rohrweihe erzählt, dann öffnen sich gleichzeitig alle Geheimnisse der Seelandschaft und Sumpfniederung, dann sieht und hört man die Enten und Wasserhühner, die Kiebitze und Bekassinen, die Rohrammern und Wachtelkönige, die Regenpfeifer und die Frösche, die Haubentaucher und Kiebitze, dann schlagen die laichenden Hechte und rascheln die blitzenden Eidechsen, und diese ganze Welt erschrickt und zittert nun vor dem großen Raubvogel, dem braunen Tod, dessen Schatten über sie fällt. Von hier aus läßt sich auch verstehn, weshalb Löns seine Schilderungen als „Tiernovellen" bezeichnet. Denn er gibt den ganzen Umfang des Tier-Erlebens mit Lust und Leid, Liebe und Tod, er gibt des Getiers Schicksale, er strebt von der Schilderung immer zur Darstellung und Erzählung, die sich hier und da zu fast dramatischer Spannung zuspitzt. Dennoch kann die Novellen-Betitelung leicht irreführen; es wäre besser gewesen, sie zu vermeiden. Und da wir gerade bei möglichen Einwänden sind, so wird man im Vorübergehn noch bemerken, daß Löns in der Hast, die hereinbrechende Fülle zu bergen, hin und wieder mit aller Lebendigkeit auch eine gewisse Flüchtigkeit des Stils vereint, daß er sich ab und zu wiederholt und es vielleicht manchmal allzugut meint, so daß der ahnungslose Leser im Fett zu ersticken droht. Aber das ist der Fehler eines Vorzugs. Wo man auch antippt, ob Brachvogel, Birkhuhn und Kranich, ob Hase, Hamster und Marder, ob der wenig bekannte Triel oder das allbekannte Eichhörnchen und Freund Sperling in ihren verschiedentlichen Lebens-

Digitized by Google

läufen vorgeführt werden — immer entzückt nicht nur das feine Beobachterauge, sondern mehr noch die Liebe, die Löns aller Kreatur entgegenbringt. Und als ich sein Buch zuklappte, mußte ich noch einmal lächelnd an die beiden Verse denken, die sich in meinem Gedächtnis festgehakt hatten. Eigentlich weisen sie doch wirklich schon auf den ganzen Löns hin: auf den Wild-, Wald- und Vogeldichter.

Auch in dem folgenden Buche taucht allerhand Federvieh auf, das in der Dichtung selten genug eine Gastrolle gibt: Großtrappen stehn weit auf den Feldern und machen lange Hälse; der Eisvogel, das lebende Geschmeide aus Türkis, Lapislazuli und Karneol, fliegt das Schilf entlang. Und überall duftet der Buchweizen! Der Geruch seiner „honigschweren Blüte, der zugleich süßtraurig und sinnlich macht, ist wie der Dunst heißer Frauen, die vom Tanze kommen". Schon dieser Vergleich, der nicht ganz nach meinem Geschmacke ist und den der niederdeutsche Löns niemals gebraucht hätte, würde auf einen süddeutschen Dichter schließen lassen, auf das Kind eines sinnlicheren, tanz- und musikfrohen Volksstammes. Und man braucht nur den Namen Rudolf Hans Bartsch zu nennen, um sofort tief in österreichischer Musik und österreichischer Romantik zu stecken.

In seiner neuesten Gabe, den „Unerfüllten Geschichten" (Leipzig, L. Staackmann), bringt er die alten lieben Lieder, ohne daß sich doch das alte Entzücken davor einstellen will. Wieder verschwendet er viel Stimmung, viel Farbe, viel Gefühlsseligkeit, viel Süße und Weh, vor allem gießt er aus vollen Schalen seine Musikschwärmerei über die kleinen Erzählungen aus. In der ersten, im „Heidenjuxerl", klingen Hackbrett, Schwegelpfeife und Geige, begleitet ein stiller Musikant seine Angebetete auf dem Klavier zu Löweschen Balladen. In der zweiten spielt der Erzherzog Karl vor der Schlacht bei Wagram Bach und alte strenge Kirchenmusik, aber er spielt auch den Rakoczymarsch des Musikanten und Klaviermeisters Ruziczkat, und „nur ein Lied" ist es, das Ungarn wieder an Österreich bringt. „Wer in Österreich nicht schläft, macht Musik," sagt lachend ein junger Offizier. Auch durch alle übrigen Stücke zieht „das Heimweh nach Geigen, Lauten und Orgelton", Beethoven büßt seinen letzten „Gang zum Glück", Klänge von Couperin und Rameau, Lully und Palestrina tauchen auf, ernste Sarabanden stehen neben schlichten Kärntnerliedern, und leise wird gefragt, ob die Musik, das rätselhafteste Geschenk dieses Lebens, nicht das einzige irdische Ding sei, welches die Irrtümer eines kurzen Diesseits in der Sprache des Jenseits beantwortet.

Das ist ganz romantisch. Im Gegensatz zu dem plastischen Charakter der antiken und der Goetheschen Dichtung stimmte sich die romantische Poesie von vornherein musikalisch ab, und die Macht der Töne zu preisen, war für alle ihre Jünger natürliches Gebot. Schon Jean Paul hat mit ganz ähnlichen Worten davon geschwärmt wie Rudolf Hans Bartsch. Dichter dieser Art haben stets einen ausgeprägten Lyrismus, einen oft bestrickenden Reiz, viel ahnungsvoll Verschwimmendes, eine süße Trunkenheit des Gefühls, aber wie ihr Lyrismus nur die Prosa durchtränkt, ohne je seine starke natürliche Form im Vers zu finden, ermangeln sie auch sonst des festen Tons und der sichren Zeichnung. Sie sind durch den Überschwang des schwärmenden Gefühls stets in der Gefahr, manieriert zu werden. Der bei Menuett und Ländler in den traulichen Gemütsschätzen des biedermeierlichen Bürgertums schwelgende Rudolf Hans Bartsch hat gleichfalls die Anlage, sich in eine Manier festzurennen, und besonders in kleinen substanzlosen Nettigkeiten wirkt er manchmal etwas zuckrig. Ich denke dabei an die „Tulipanen und braunen Strümpfe", viel weniger schon an das „Heidenjuxerl". Denn zwar ist auch dieses nichts weniger als eine Novelle, zwar scheint es gleichfalls etwas zusammengesucht, aber hier spricht noch die alte innige Anmut, und wenn sich gar ein so allerliebster Humor damit verbindet, wie er etwa in der Tränenszene zwischen Galauner und Schanett zum Vorschein kommt, so lächelt man und ist gewonnen. Außerdem gibt es so viele literarische Essigfabriken im Lande, daß man eine honigduftende Süßigkeit auf den Lippen gern einmal vertragen kann. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß sie nicht Sirup wird.

Wir kommen nun zu dem neuen Roman von Hermann Bahr, der „Himmelfahrt" heißt und seiner Tendenz halber einigen Staub aufgewirbelt hat (Berlin, S. Fischer). Sein gräflicher Held, der oft enttäuscht ward und weder in der Kunst noch in der Wissenschaft Befriedigung fand, ist wieder einmal auf dem Punkte angelangt, wo es in der alten Richtung nicht weitergeht. Sein ganzes Leben besteht darin, „immer wieder ein neues Leben anzufangen", aber wenn er später zurücksieht, war es doch immer dasselbe Leben, nur in andrem Kostüm. Wie man bemerken wird, ist der Graf Flayn also das zweite Ich des durch seine Häutungen und Verwandlungen berühmten Hermann Bahr. Diesmal packt ihn der Katzenjammer vor dem „Geräusch der Zeit", vor allen Göttern, die er bisher angebetet hat, und da er wahrnimmt, wie viele Menschen sich jetzt auf einmal wieder dem Glauben zuwenden, so fragt er sich, ob nicht auch er im Glauben das finden könnte, was Wissenschaft und Kunst ihm schuldig geblieben sind. Der Glaube ist an der Tagesordnung, der liebe Gott ist die große Mode, und auch der Graf Flayn fühlt das Bedürfnis, sich einen Weg zu ihm zu suchen. Die einzige Religion, die für ihn in Betracht kommt, „die einzige, die wenigstens noch weiß, was Religion soll", ist für

Digitized by Google

ihn die katholische. Er grübelt, beobachtet, fragt, er hat lange Gespräche mit einem klugen Domherrn, und die schon im Gang befindliche Entwicklung wird dann durch den Ausbruch des Weltkriegs und persönliche Erfahrungen vollendet. Am Schluß des Romans steht der Beichtstuhl.

Da der malende Graf zu den Leuten gehört, die „nie ins Leben hineinkommmen, die immer draußen bleiben und nur ihren Verstand daran üben", so denke ich mir, daß weder Gläubige noch Ungläubige seine Bekehrung besonders wichtig nehmen werden. In keinem Augenblicke wird unser Gemüt erschüttert, wohl aber wird unser Geist durch Problemstellungen, Debatten, hübsche Bemerkungen fortwährend in eine angenehme Bewegung gesetzt. Mit nicht geringem Vergnügen liest man, wie hier der Typus des Intellektuellen den Intellektualismus in Verruf tut, wie er über die „Bedenklichkeit unserer Bildung" den Kopf schüttelt, wie er sich einen katholischen Goethe konstruiert und auf welch verflucht gescheite Weise er sich auf Rom zu entwickelt. Mit genau dem gleichen Vergnügen habe ich früher den entgegengesetzten Übungsmärschen Hermann Bahrs zugesehn: nur immer von Weg und Marsch angeregt, aber gleichgültig gegen sein Ziel. Er unterscheidet einmal zwischen den Menschen, die einen Zweck, und denen, die eine Bewegung brauchen. In diesem Sinne ist er selber der reine Bewegungsmensch, für den es die Hauptsache ist, in Tätigkeit zu sein. Jedes Ziel ist für ihn also nur ein Durchgang, ein Übergang, und wie er den Sozialismus, den Naturalismus, den Symbolismus und ein Dutzend andre Ismusse überwunden hat, so wird er morgen oder übermorgen den Katholizismus überwinden.

Aus dem Menschenleben, sagt er einmal, sei der reinste Debattierklub und Diskussionsabend geworden. Ob das aufs Leben zutrifft, sei dahingestellt, aber auf seinen Roman paßt es ausgezeichnet. Er ist vom ersten bis zum letzten Wort zusammengeredet und bringt eine Unzahl wirklich geistreicher Bemerkungen. Sie haben vielfach allerdings die Eigenschaft der Panamahüte, daß man sie nach jeder beliebigen Seite stülpen und kniffen kann. Alles in allem: gar kein Dichterbuch, aber ein Zeitbuch, ein Wetterfähnchen, an dem man den wehenden Wind prüfen kann und das eine Bestätigung an anderen, in ähnlicher Richtung weisenden Wetterfahnen findet.

Es ist nämlich, wie ich schon im vorigen Bericht sagte, an religiösen Romanen kein Mangel. Nächstens wird jeder moderne Schriftsteller die Nötigung fühlen, seine Himmelfahrt anzutreten. Ich gestehe, daß mir bei dieser Geschichte nicht ganz wohl ist.

Unter den besseren Büchern deutscher Bekehrung sei der Roman „Gottes Wiederkehr" von Friedrich Freksa hervorgehoben (Berlin, E. Fleischel & Co.). Im Vorwort berichtet der Verfasser, er hätte schon 1910 den Plan gefaßt, unter dem Gesamttitel „Die Welle" eine Bücherreihe zu schaffen, die das deutsche Volkstum vom Jahre 1870 bis zum Beginn eines neuen großen Krieges schildern sollte. Ein neuer Krieg erschien ihm notwendig, damit das deutsche Volk wieder seinen Gott erkennt. So ergaben sich die Titel des Anfang- und Endwerkes von selbst: „Gottes Untergang" und „Gottes Wiederkehr". Es war zu schildern, wie der göttliche Volksgedanke überwuchert wird von anderen Trieben der Zeit, bis endlich „die karge Sonne der Not aus der versunkenen Ackerkrume des Volkstums neue, edle Früchte emporreifen läßt".

Der Krieg hat nun den letzten Band der geplanten Romanreihe zuerst gedeihen lassen. Er soll zeigen, wie die Gewalt der Zeit alles überrennt und alle Menschen, selbst die widerstrebendsten, zu Werkzeugen des deutschen Volksgottes macht.

Zu diesem Zwecke führt Freksa eine Anzahl alter Schulfreunde zusammen, die durch gemeinsame Erinnerungen verbunden, aber sonst durch Wesensart, Beruf und Glauben durchaus getrennt sind: Landwirte, Fabrikanten, Zeitungsbesitzer, Schriftsteller; Konservative, Liberale und Sozialisten, kurz, eine ganze Galerie zeitlicher Typen. Der ausbrechende Krieg wirkt grundverschieden auf sie, aber selbst die Pazifisten, Ästheten, die guten Europäer, die erst an den Wahnsinn der allgemeinen Völkerzerfleischung nicht glauben wollen und sowohl einen deutschen Sieg wie eine deutsche Niederlage als Weltunglück betrachten, finden im Felde, in allerlei großen oder gar schaurigen, sehr packend dargestellten Erlebnissen ihren Gott wieder oder anders ausgedrückt den Glauben an ihr Volk. Denn eigentlich abstrahieren sie Gott aus der Gewalt und Herrlichkeit des kämpfenden, alles tragenden Volkes, und es kommt nun ganz darauf an, ob man diese Schlußfolgerung mitmachen will oder nicht. Alle solche Romane sind ja auf Leser angewiesen, die von vornherein ähnlich fühlen wie der Verfasser. Der Gläubige wird sich also gern überzeugen lassen; der Ungläubige wird den Kopf schütteln. Aus den großen Weltereignissen läßt sich schließlich alles und gar nichts beweisen, und es erscheint mir ein wenig vorschnell, heut schon sagen zu wollen, in welcher Linie die folgende Entwicklung der Nation liegen wird. In zehn Jahren dürften wir klüger sein, und erst dann wird sich beurteilen lassen, ob Freksa recht oder unrecht hat.

Vorläufig ist also über den Roman nicht viel zu sagen. Nach mäßigen Anfangskapiteln wächst er in den Kriegsszenen stark empor, aber sein Wert ist doch wohl rein zeitlich. Man notiert einen leichten Fußtritt gegen Nietzsches Gefolgschaft, einen Fußtritt schwereren Kalibers gegen die von allen Seiten geprügelten Intellektuellen, ein paar mehr oder minder überzeugende Worte über Volk, Krieg, Gott und Deutschtum. Ich schreibe hier nur den Satz ab,

Digitized by Google

den ein Engländer spricht: „Ihr Deutschen seid in der Welt verhaßt, weil ihr die neuen Juden seid!“ Das wird sehr hübsch ausgesponnen. Warten wir bis zum endgültigen Urteil weitere Bände der Freksaschen „Welle“ ab.

In schlichterer Weise religiös durchempfunden ist der Roman „Hein Spinners Feldzug“ von Adeline Gräfin zu Rantzau (Berlin, Martin Warneck). Er ist etwas weiblich redselig und mit etwas zu viel Tantchengemüt geschrieben, die fromme Romantik von Eichendorff und Brentano sprenkelt ihn mit Versen, romantisch liebt der Dichter Hein Spinner, der zuletzt einen Fliegertod stirbt, und wenn meines Vaters Sohn auch nicht begreift, was alle die Männer an dem dürftigen Tinchen so Begehrenswertes finden, so bescheide ich mich doch mit dem alten Weisheitsspruch: Wo die Liebe eben hinfällt, fällt sie hin! Zum Vorlesen am Familientisch mag das Heidebuch, das „kein Kind betrüben soll“, wohl geeignet sein.

Von zwei weiteren Kriegsromanen, die ich außerdem noch genossen habe, will ich absehn. Ich fühle, daß ich nicht mehr weiter kann. Man muß da wirklich bremsen. Liest man noch ein paar mehr, so glaubt man am Ende wirklich, daß der Krieg ein Glück und der Friede ein Unglück ist und daß man die Verpflichtung hat, sein bißchen Verstand totzuschlagen.

Bevor es dazu kommt, rette ich mich mit einem Hechtsprung an die Brust von Peter Rosegger, der noch im Abendrot an die dreißig Geschichten aus allerlei Tagen, Lagen und Launen zu einem bunten Büchel „Das lichte Land“ zusammengefügt hat (Leipzig, L. Staackmann). Der Strauß ist vielleicht nicht mehr so taufrisch wie am Morgen, aber der alte Steirer versteht sein Handwerk und bekommt es noch immer fertig, aus einem Nichts, einem Einfall, einem Anekdötchen, einer alltäglichen Kleinigkeit eine rechtschaffene Geschichte zu machen. Wenn es der Stoff nicht zuwege bringt, so muß das Bügeln, das er als Schneiderlehrling erlernt hat, das Weitere besorgen. Es ist äußerst lehrreich, ihm einmal auf die Finger zu passen und zuzusehn, was er alles aus einem alten Lappen herausholt. Manch Junger mag sich denken: ‚Das mach' ich dem Alten nach!‘ Aber es ist nicht so einfach. Mit der Handfertigkeit allein ist es nicht getan, und ob man fünfzig Jahre übt. Es gehört auch die Natur dazu; es gehört dazu, daß Kopf und Herz auf dem rechten Fleck sitzen. Und wer dies letztere mit Rosegger teilt, der hat es nicht mehr nötig, ihm nachzumachen.

Schicken wir zu guter Letzt dem steirischen Bauernbuben einen holsteinischen Artgenossen hinterdrein! Der steirische war flinker, aufgeschlossener, assimilationsfähiger und kam deshalb schneller in der Welt voran. Der holsteinische, namens Timm Kröger, war schwerfälliger, spröder und hat sich nur langsam eine kleine Gemeinde geschaffen. Aber in der Gesamtausgabe seiner „Novellen“ (Hamburg, Alfred Janssen) weist er auf Peter Rosegger mit dem Finger und sagt: Wir gehören zusammen! Beide sind Kleinmeister, Volks- und Heimatsdichter. Beide bleiben meist im Skizzenhaften und Episodischen stecken, ja beide sind eigentlich dann am glücklichsten. Je weniger Stoff sie haben, um so mehr entzücken sie. Es ist schöner, wenn sie plaudern und mit den Lippen lächeln, als wenn sie unter dem Zwang einer führungsbedürftigen Handlung erzählen. Nichts steht ihnen besser als die Formlosigkeit. Deshalb konnte Timm Kröger seine dörflichen „Döntjen“, seine Geschichten und Erinnerungen eigentlich nicht unglücklicher benennen als „Novellen“ — ich sage das trotz der auch sonst anfechtbaren Einleitung, die den Titel verteidigt. Man kann an Sommerabenden hinter der Scheune auf der Harmonika sehr schön konzertieren, aber man wird keinen strengen Satz darauf spielen. Und wie Peter Rosegger „Zither und Hackbrett“ benutzte, so der Holsteiner die Harmonika ... die Harmonika des Kleinknechts Hinnerk Butenschön. Aus dem Blasebalg zieht er die heimatlichen, manchmal nicht recht verbundenen Töne, und das grüne Fleckchen seiner Dorfjugend taucht empor. Aus Stall und Scheune kommt Hein Wieck, in seiner Ofenecke lauscht der alte Jasper Thun mit der symbolischen Zipfelmütze, Fritz Twisselmann sieht wie der junge Timm Kröger aus, die Dreschflegel schlagen klipp, klapp! duff, duff! im Takt auf die Tenne, draußen dämmert und duftet die Heide, der Torfstich lockt, und alles, was einst in der Jugend war, wird wieder rappelmunter, füllt das Herz des Kieler Justizrats bis zum Springen und bettelt: „Lat mi rut, lat mi rut!“

Er hat es hier in den sechs Bänden der Gesamtausgabe nun „herausgelassen“.

Meeresstille

Nun laß ich beide Riemen los,
Fahr wohl, ins Blaue hin.
Ihr Köpfchen ruht in meinem Schoß
Und all ihr Eigensinn.

Du golden Ding, so sonnerhellt,
Was mach ich nur mit dir?
Versunken ist die ganze Welt
Und alles Sein sind wir.

Philipp Witkop

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die Deutsche Bücherei in Leipzig — Klöppelarbeiten von Else Vogel in Freiberg i. S. — Silberarbeiten und Schmuckgegenstände aus den Wiener Werkstätten — Das Königl. Bayrische Militärkurhaus in Bad Kissingen — Zu unsern Bildern

Kein schöneres Zeugnis für die getroste, vertrauensvolle Ruhe, mit der das deutsche Volk allem Ansturm feindlicher Gewalten entgegenblickt, wie es, eingeengt von allen Seiten, von allen vier Wänden mit Vernichtung umdroht, stetig und sicher sein Kulturwerk daheim fördert und ausbaut. Das danken wir unserm unvergleichlichen Heer. Weil die Armeen draußen stehen, können drinnen die Werke des Friedens ihren ruhigen Fortgang nehmen, wir brauchen noch längst nicht alle verfügbaren Kräfte für Munition und Abwehrkanonen; und was wir in Friedenszeiten begannen, das ist uns gegeben, inmitten der Kriegsgewitter zu Ende zu führen.

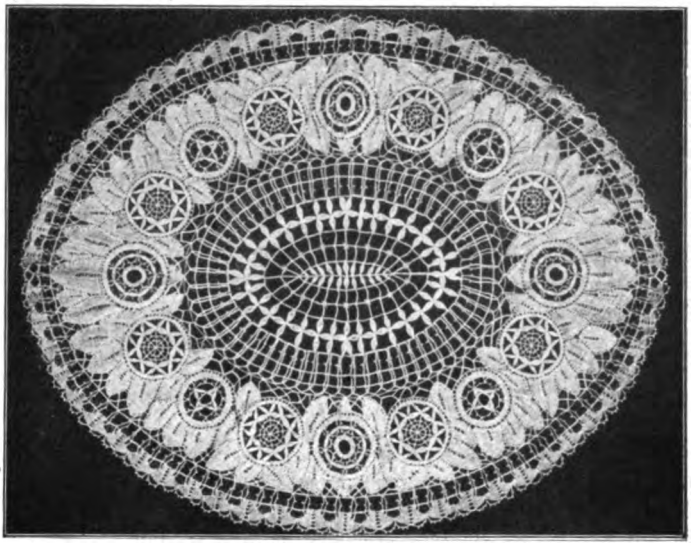
Als zur Jahrhundertfeier der Völkerschlacht an der Stätte des dreitägigen Ringens das Denkmal des deutschen Volkes enthüllt ward, legte man auch den Grundstein zu einem anderen bedeutungsvollen Denkmal deutschen Geistes: zu der Deutschen Bücherei, und heute erhebt sich der Bau, der bestimmt ist, alles was das neue Deutschland an geistigen Werten geschaffen hat, aufzunehmen, in gewaltigen Massen, innerlich und äußerlich in seiner bewunderungswürdigen Durchdachtheit ein herrliches Beispiel deutschen Organisationsvermögens. Schon lange war der Mangel einer großen Zentralbücherei, die alle Erzeugnisse deutschen Schrifttums lückenlos sammelt, schmerzlich fühlbar geworden. Das Land der großen geistigen Interessen, des idealsten Buchhändlerstandes der Welt, dessen jährliche Produktion größer ist als die Englands und Frankreichs zusammen, entbehrte einer Stätte, die seinen geistigen Reichtum würdig zusammenfaßte und darstellte. Die Universitäts- und landesherrlichen Bibliotheken enthielten zum Teil kostbare Schätze der Vergangenheit und waren unter trefflicher wissenschaftlicher Leitung auch nach Kräften bemüht, allen Ansprüchen zu genügen, aber die begrenzten Mittel zogen auch den bestunterstützten Einrichtungen ziemlich enge Grenzen im Verhältnis zu der Größe des Bedürfnisses und der ungeheuren Verschiedenheit der geistigen Interessen. Das hatte man schon lange und schmerzlich empfunden. Wie zur Zeit des verfrühten Kaisertraums der Nation der Gedanke der deutschen Flotte zuerst geboren ward, so entstand damals auch der Gedanke der Reichsbibliothek. Der Verleger der Monumenta Germaniae stellte der zu Frankfurt tagenden Nationalversammlung seinen gesamten Verlag als Keimzelle des großen patriotischen Unternehmens zur Verfügung, die anderen

Der jetzt vollendete Mittelbau der Deutschen Bücherei in Leipzig

Digitized by Google

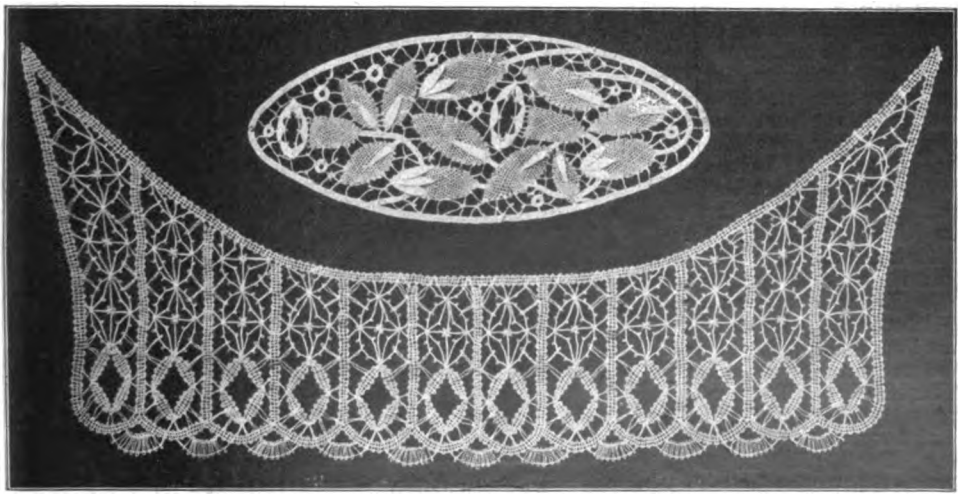
deutschen Verleger bleiben nicht dahinten, die Sammlung umfaßte bald über fünftausend Bände, die auf der Galerie der Paulskirche aufgestellt wurden, um dem deutschen Parlament als „Vorbild eines einigen geistigen Deutschland" vor Augen zu stehen.

Auch heute ging die Verwirklichung des schönen nationalen Gedankens vom deutschen Buchhandel aus, indem der Börsenverein der deutschen Buchhändler im Verein mit der Staatsverwaltung des Königreichs Sachsen und der Stadt Leipzig nicht allein den gewaltigen Bau schuf, sondern auch seinen Fortbestand samt den nötigen Erweiterungen auf Menschengedenken sicherstellte. Mit welcher Gediegenheit, Materialbeherrschung und künstlerischen Pracht der Bau durchweg ausgeführt ward, davon gibt die Abbildung nur einen schwachen Begriff.



Tischdeckchen. Klöppelarbeit entworfen und ausgeführt von Else Vogel in Freiberg i. S.

Ein anderes Werk des Friedens, das freilich kriegerischen Zwecken dient, ist das Königlich bayrische Militärkurhaus in Kissingen. Bereits im Frühling des Jahres 1914 ist es seiner Bestimmung übergeben worden, und wie bald es nicht nur Friedenskrankheiten, sondern dem furchtbaren Gefolge eines Weltkrieges würde dienen müssen, wußte dazumal keiner. Mit desto größerer Behaglichkeit und Schönheit empfängt es jetzt, die so lange draußen jedem Ungemach preisgegeben waren, denn die Ausführung des Ganzen macht dem Kunstsinn der Besteller wie der Erbauer höchste Ehre. Vornehmlich trägt zur malerischen Erscheinung des Hauses die sorgsame Schonung des alten, schönen Baumbestandes bei, und die glückliche Art, mit der die infolge der Lage an einer Berghalde nötigen Stützmauern und Anlagen zur Ableitung des Bergwassers zugleich der Erhöhung des künstlerischen Reizes dienstbar gemacht sind. Besondere Erwähnung verdienen, so geschmackvoll und ruhig in der Wirkung auch alle Innenräume ausgefallen sind, die von dem Düsseldorfer Lorenz Bösken mit Fresken ausgeschmückten Offiziersdielen. Ein Kunst-



Kragen und Füllmotiv. Klöppelarbeiten entworfen und ausgeführt von Else Vogel in Freiberg i. S.

Digitized by Google

Gehänge. Arbeiten von Hans Bolek, Mila Weltmann und Oskar Dietrich

werk für sich sind diese Teile des Baues. Wer die Doppeltüre der Wohnzimmer hinter sich schließend in die Diele des ersten Obergeschosses eintritt, fühlt sich in den Bannkreis eines Raumes gekommen, von dessen Wänden und Decken mächtige geschlossene Farbenakkorde klingen, deren leuchtende, kernige Gestalten ihre Kraft auf den Beschauer überströmen. Ungewohnt nach Technik und Empfinden üben diese in alter Art frei auf den Wandputz komponierten Malereien starke Wirkungen aus. Sie folgen den rhythmischen Teilungen der Architektur im Sockel, gliedern sich den tief kassettierten Decken an und gehen gleich den alten Malereien des Quattrocento in strengem Stil mit der Raumarchitektur.

Zwischen den verschiedenen Figurenpfeilern stehen Spruchfelder, wie Muster alter Wandteppiche anmutend, den Figurenzyklus durch tiefe Worte deutscher Dichtung begleitend: Gestalt und Wort in gleich kerniger germanischer Art. Gegenüber dem Treppenaufgang stürmt eine kämpfende Gruppe, nackte Reiter zwischen einem Hagel sausender Pfeile auf Pferden ohne Sattel, Bogenschützen und Schwertkämpfer. Die vorderen Pferde in fliehender Flucht, die hinteren in wuchtigem Ansturm der Verfolgung. Die Reiter aber, weder Fliehende noch Verfolger, als kämpfende, sehnige Gestalten mit angespannten Muskeln: ein Bild wuchtigen Männerkampfes. Auf der nächsten anstoßenden Wand gliedern sich drei Bildmotive aneinander. In einem ersten Feld eine leuchtende Flamme, darunter die Worte:

Heilige Glut, rufe die Jugend zusammen,
Daß in den lodernden Flammen wachse der Mut.

Dann folgen die Goetheschen Worte aus dem zweiten Teil des „Faust“:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß,
Und so vollbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Hierauf folgt eine nackte Männergestalt. Sturmwind peitscht die Haare, alle Muskeln gespannt, schaut sie, trutzig den Speer querüber in beiden Händen haltend, dem Feind entgegen. Und hinter ihr wächst in mächtigen Speeren und Lanzen das Eisen aus dem Boden: eine Illustration zu dem nun folgenden Arndtschen Vers:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte.

Die Goetheschen Worte leiten dann zum nächsten Bildmotiv über:

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben,
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben!

Als Symbol der im Gesetz gebundenen Freiheit zeigt sich auf stolz dahinschreitendem Roß ein nack-

Gefäß in Silber. Entwurf E. O. Czeschka
Ausführung Wiener Werkstätte

Digitized by Google

Schließe von Josef Hoffmann (Wiener Werkstätte)

ter Reiter, der als Zeichen des Gesetzes die Fahne trägt.

Den Beschluß macht das Wort:

Von der Gewalt,
die alle Wesen
bindet,
Befreit der Mensch
sich, der sich über-
windet . . .
Und solang' du das
nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Der ganze Zyklus in Worten und Figuren gibt als ideellen Zusammenhang den Kampf gegen Unterdrückung für Freiheit und Recht und den Kampf zur eigenen Vervollkommnung: beginnend mit der Flamme als Symbol der Begeisterung, weiterleitend zu dem Symbol wehrhaften Männertrotzes und weiterhin des Gesetzes klingt er aus mit der Besiegung des eigenen Ichs. —

Auch die anmutigen Gebiete der Kleinkunst haben durch den Krieg kaum eine Störung erfahren; soviel junge, vielversprechende Künstler der Dienst des Vaterlandes fordert, der Nachwuchs scheint unerschöpflich. Niemand wird ohne Freude die hier wiedergegebenen Werke der Edelschmiedekunst, die einer Veröffentlichung des Wiener Werkbundes, die Max Eisler unter dem Titel „Österreichische Werkkultur" herausgegeben hat, entnommen sind und an deren Anmut und Feinheit somit junge Künstler des Nachbarreiches gearbeitet haben, betrachten können. Es sind Gegenstände des Luxus, gewiß, aber der Heimat steht wohl an, sich denen, die sie draußen verteidigen, geschmückt und heiter zu zeigen, und die alte Wahrheit, daß der Luxus des Besitzenden weiten Kreisen Begabter zu Gedeihen und glücklicheren Lebensbedingungen verhilft, besteht auch in Kriegszeiten zu Recht, zumal der Frauenschmuck so bescheiden, ohne jede Protzerei mit Gold, Schmucksteinen und Perlen, allein durch die liebevolle Versenkung in die Natur des Materials gebildet ist, und was die silbernen Gefäße angeht, es wohl nichts Dankbareres und für lange Generationen Brauchbareres gibt als schönes Silbergerät. Welcher Unterschied zwischen den köstlichen Werken deutschen Gewerbefleißes aus der Zeit vor dem großen Krieg und etwa den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts! Den wundervollen Erzeugnissen der Wiener Werkstätten wird man zugestehen, daß sie sich neben keinen altmeisterlichen Silberschmiedereien zu schämen brauchen. — Ebenfalls dem Schmuck des Hauses und der Frau wollen die feinsinnig entworfenen Klöppeleien Else Vogels

Schließe von Josef Hoffmann (Wiener Werkstätte)

Schale in Silber. Entwurf Eduard Wimmer
Ausführung Wiener Werkstätte

Nadeln und Gehänge. Arbeiten von Dagobert Peche und Oskar Dietrich

Digitized by Google

Das Königl. Bayrische Militärkurhaus in Bad Kissingen
Erbaut nach den Plänen des Bauassessors K. Reuter

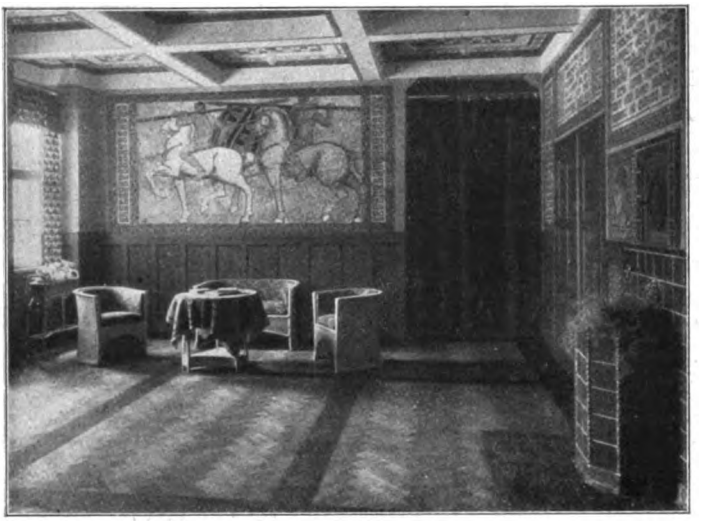
dienen. Die tüchtige Künstlerin lebt in Freiberg und tut durch ihr Schaffen dar, daß die alte Spitzentradition des Sächsischen Erzgebirges frisch und entwicklungsfähig weiter lebt. —

Eingangsflügel vom obenstehend abgebildeten Königl. Bayrischen Militärkurhaus in Bad Kissingen

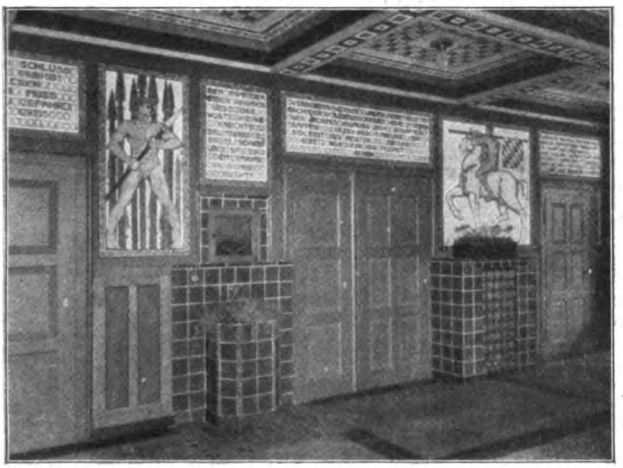
Von den Dingen des Friedens führen die Radierungen Fritz Gärtners (S. 325 u. S. 333) unvermittelt in den schweren Ernst des Krieges. Die Blätter sind der Mappe „Fünfzig Radierungen aus der Kriegszeit“ entnommen, die unter dem Obertitel „Feld und Heimat“ die Absicht des Meisters ausspricht, mit seiner Kunst der Heimat das Leben des Feldes nahezubringen. Das erste von uns wiedergegebene Blatt leitet in schöner Erfüllung eines der rührendsten Gegensätze aus dem Kriegsleben die Sammlung gleichsam symbolisch ein und kann in seiner Einfachheit, Klarheit und Wucht sehr wohl als eine Durchsichtigmachung der Art gelten, in der Deutschland diesen Krieg führt. Gibt die Radierung „Feldfrüchte und Waffen“ so mehr in erhobener Auffassung das innerste Wesen des deutschen Krieges, so führt das Blatt „Pioniere“ mitten hinein in jene Fülle von Arbeit und Leistung, die gleichsam doch erst die Vorbereitung für den eigentlichen Feldkrieg abgibt, ihn überhaupt erst ermöglicht. Die klare plastische Art, wie das verwirrende Gewimmel eines drangvollen Treibens gegliedert und in die Einzelgruppen zerlegt ist, verdient höchste Anerkennung. Die anderen Blätter der Mappe stehen gleichfalls auf entschiedener künstlerischer Höhe. In ihrer Gesamtheit geben sie alle Kriegsereignisse die-

Digitized by Google

ser beiden ersten Jahre in ihrem innerlichen Gehalt wieder. Schon die Bezeichnungen: Mobilmachung befohlen — August 1914 — Abschied — Ave Maria — Vormarsch — Österreichischer Doppelposten — An den Feind — Dolomitenwacht — Am Drahtverhau — Bayrische Landsturmmänner — Begegnung — Rotes Kreuz — Kameraden — Nach dem Sturm — Das ewige Schweigen — geben aus unmittelbarster Anschauung Ausschnitte aus dem

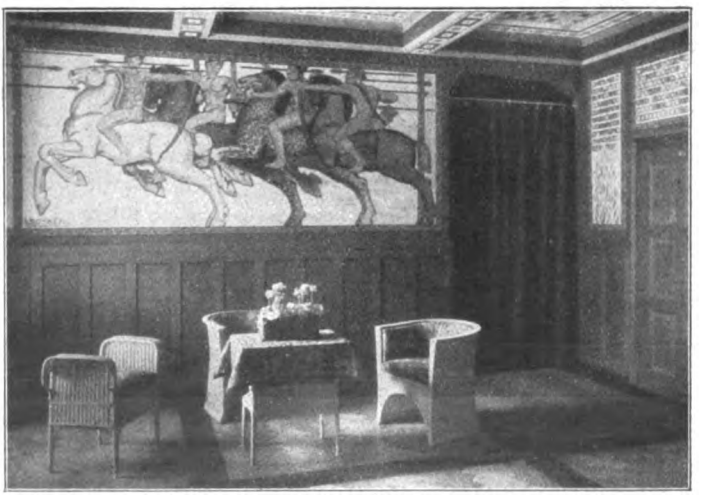


Diele im Offiziersgeschoß des Militärkurhauses in Bad Kissingen



Bilder von Lorenz Bösken auf der Diele vom Offiziersgeschoß

Soldatenschicksal wieder. Ein ebenso packender Symbolismus wie in den Waffen und Feldfrüchten spricht im gemordeten Wald und in dem Blatt Blüten und Stacheldraht. Doch auch der Wackeren in der Etappe ist nicht vergessen; die Blätter Arbeitssoldaten — Nächtlicher Etappendienst — Befestigungsarbeit — Meiler-Kommando — Transportschiffe — Feldgrau beim Melken — Neue Eisen — Feldgraue Leute geben vortreffliche Einblicke in diese mannigfachen Arbeitskreise hinter der Front. Das religiöse Erlebnis der Krieger wird in den Blättern Dankgebet und Feldandacht in ergreifender Weise festgehalten. — Auch der sonstige Bilderschmuck unseres Heftes hält die Mitte zwischen Heimat und Feld. Darf die famose Holzplastik des wackern Schwaben „der sich nit forcht", von Josef Zeitler, als hübsche Symbolik auf das geschützte Land, das auch „seines We-

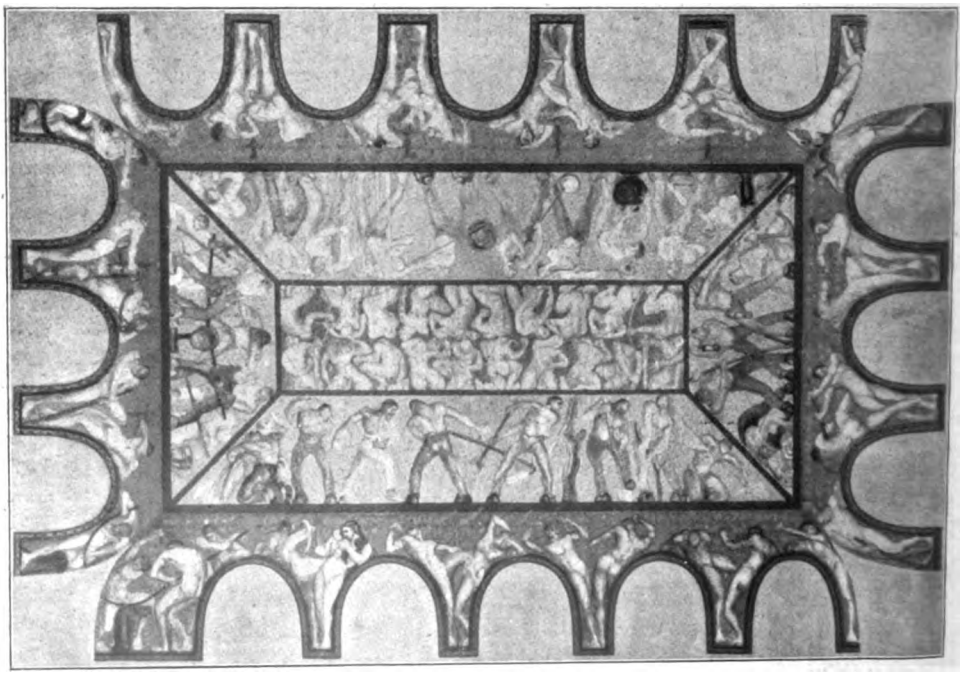


Weiteres Bild aus der Diele im Offiziersgeschoß des Militärkurhauses Wandgemälde von Lorenz Bösken in Düsseldorf

Digitized by Google

ges Schritt vor Schritt" vorwärts geht, ohne sich um das Toben ohnmächtiger Wut rechts und links zu kehren, gelten, so geben die „Kriegskinder" des kürzlich verstorbenen Otto Greiner die tröstlichsten Aussichten auf den kräftigen Fortbestand der Nation, über der man den köstlichen Humor in der Auffassung der behaglichen kleinen Ringer nicht übersehen wird. Aus dem eigentlichen Kriegsgebiet kommt nur die Ölskizze Prof. Fehrs, die mit ihren prächtigen malerischen Werten neben dem Interesse des Inhalts alle Feinheiten einer erlesenen Farbstudie vereinigt. Die schöne Novemberstimmung Prof. Dettmanns und die beiden wundervollen Landschaften Friedrichs vertreten aufs würdigste die Herrlichkeit deutscher Heimat, zumal das tiefe Friedensbild mit dem Bogen der Versöhnung in den Wolken wird zum Herzen sprechen. Der beseelte weiche Mädchenkopf Professor Kaufmanns stimmt gut zu dem interessanten Genrebildnis Kaspar Ritters, und die feine Farbenstimmung des Stillebens von Hans Erpff gibt ein friedliches Gegenstück zu der Fehrschen Skizze. Den Beschluß macht das sonnenüberflimmerte Tierstück von Zügels unvergleichlicher Meisterhand, den reichen Bilderschmuck des Heftes in trefflichster Weise abrundend. J. H.

Wandgemälde von Lorenz Bösken im Militärkurhaus in Bad Kissingen



Skizze des Deckenschmucks von Lorenz Bösken im Bayrischen Militärkurhaus in Bad Kissingen

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.75
(einschließlich Kriegszuschlag).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Dezemberheftes:

	Seite
„Uns ist ein Kind geboren!" Gedicht von Marx Möller. Mit zwei Zeichnungen von Franz Stassen	441
Das schlesische Fräulein. Roman von Juliane Karwath	443
Zu Oskar Zwintschers Gedächtnis. Von Ferdinand Gregori. Mit zwei Einschaltbildern und vier Textbildern in Faksimiledruck	476
Einschlafen. Gedicht von Ina Seidel	484
Wir Barbaren! Eine Betrachtung von Prof. Dr. Theodor Birt in Marburg	485
Ehe. Gedicht von Ina Seidel	489
Gaudeamus. Eine Kriegserzählung von Georg Felix Lippert	490
Boelcke †. Gedicht von Adolf Victor von Körber	496
Marschall Vorwärts und die Diplomaten. Von Prof. Dr. Karl Berger in Darmstadt	498
Elektrische Großkraftwerke. Von Artur Fürst. Mit sechs Abbildungen	505
Unsere Mutter. Die Geschichte einer Reue. Von Marie Diers	513
200 Jahre Kleiderkunst. 1700—1900. Von Max von Boehn in Berlin. Mit vier Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und vierundzwanzig teilweise mehrfarbigen Textabbildungen	537
Der „Matin" und seinesgleichen. Von W. Fred	553
Goethe und Christiane. Von Dr. Franz Servaes. Mit einem Bildnis	560
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse	567
Abschied im Winter. Gedicht von Gerhard Kirchwehm	571
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin	572
Illustrierte Rundschau: Holzbildwerk „Feldmarschall Hindenburg als Deutschritter" von Gustav Schmidt-Cassel. — Neuere Arbeiten der Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal: „Eitelkeit" und „Taran-	

Digitized by Google

Seite

tella" von Ferdinand Liebermann — Neue Puppen von Käthe Kruse — Künstlerische Arbeiten der Kriegsbeschädigten in Danzig — Ein „Unterstand" an der Front — Zu unsern Bildern 578

Kunstbeilagen:

Der Dorfgraben. Gemälde von Frank Behrens. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Straßenarbeiten. Aquarell von Albrecht Leistner. Faksimiledruck . . . . . 448—449
Stilleben. Gemälde von Albert Gartmann. Faksimiledruck 456—457
Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde von Professor Oskar Zwintscher. Faksimiledruck . . . . . 472—473
Rosenfest. Gemälde von Professor Oskar Zwintscher. Faksimiledruck . . . . . 484—485
Prinz Friedrich Franz von Mecklenburg mit seinem Erzieher von Usedom. Gemälde von Georg David Matthieu. Faksimiledruck. . . . . 536—537
Bildnis aus der Zeit Ludwigs XV. Gemälde von François Boucher. Faksimiledruck . . . . . 544—545
Der letzte Tropfen. Gemälde von Professor Otto Seitz. Faksimiledruck . . . . . 568—569

Einschaltbilder:

Beethoven. Bildwerk von Prof. Peter Breuer. Tondruck. 464—465
Dorfpolitiker. Gemälde von Max Buri. Tondruck. . 504—505
Märchen. Gemälde von Prof. Julius Diez. Tondruck. 520—521
Die alte Rüstung. Gemälde von Hermann Graf. Tondruck 528—529
König Anton von Sachsen mit seiner ersten Gemahlin Charlotte. Pastellgemälde von Joh. Heinrich Schmidt. Tondruck 540—541
Bildnis der Gräfin Therese Fries. Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein. Tondruck . . . . . 548—549

Selbständige Textbilder:

Fliegerhauptmann Oswald Boelcke. Zeichnung von Professor Arnold Busch 497
Mädchenkopf. Zeichnung von Prof. Josef Scheurenberg. . 512
Rozenhoedkaai in Brügge. Radierung von Roland Anheißer 577

Inserate:

Literarischer Weihnachtsanzeiger. 1–16
Vorherer Anzeigenteil 1–16
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate. 6
Unterrichtsanstalten. 6
Heilanstalten 6–7
Hotels. 7
Wintersport und Winterkur . 7–8
Anzeigenteil am Schluß 1–4

Digitized by Google

Der Dorfgraben
Gemälde von Frank Behrens

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXXI. Jahrgang 1916/1917 — Heft 4. Dezember 1916

„Uns ist ein Kind geboren!“

Von Marx Möller

Zehntausende werden hingestreckt
Zur Linken wie zur Rechten,
Mit Leichen wurde der Boden bedeckt
In mordenden Gefechten.
Wer zählt all der Verlassenen Zahl,
Die Vater und Gatten verloren?
Da klingt's frohlockend mit einemmal:
„Es ist ein Kind geboren!“

Die Trüben, die im Glauben blind,
Die können es sich nie deuten,
Daß blos um so ein armes Kind
So tausend Glocken läuten!
Ein Kind, das wie im Unterstand
Auf kargem Stroh gefroren.
Sein Weinen echot jetzt durchs Land:
„Es ist ein Kind geboren!“

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Es blickt der kindliche Verstand
Tiefer als kaltes Geträume!
Und ein Samenkörnchen in Gotteshand
Wiegt schwerer als aller Welt Bäume.
Tote türmten sich zu Hauf;
Donnern betäubte die Ohren:
Eine Krippenkunde wiegt alles auf:
„Uns ist ein Kind geboren!“

Selig, die hingegangen sind
Kämpfend in diesem Vertrauen.
Sie dürfen jetzt das ewige Kind
In ewiger Glorie schauen!
Die haben jetzt Frieden. Die zogen ein
Zu den goldenen Toren!
Ihr tapferer Glaube soll mit uns sein:
„Uns ist ein Kind geboren!“

Digitized by Google

Das schlesische Fräulein

Roman von Juliane Karwath

Die von Logisch und Smolltitz, schlesischer Uradel, sollen zuerst auf einer Burg Logiecz im Reichenbacher Kreise gesessen haben. Späterhin gehörten ihnen als Lehen des Herzogs von Brieg Smolltitz im Neißetale, Groß-Niemkau und Gierschdorf unterm Walde in der Grafschaft Glatz. Im Laufe der Zeit ging dieses Besitztum aber zum größten Teil wieder verloren, so daß ihnen zuletzt nur noch das Gut Smolltitz bei Neiße verblieb. Wie aller protestantischer Adel in Schlesien lenkten die Logischs rasch in das Lager Friedrichs über, und Hans von Logisch und Smolltitz wurde schließlich ein erfolgreicher Reitergeneral, dem Friedrich nach dem Siebenjährigen Kriege ein Regiment verlieh, das nach des Königs bevorzugter Stadt Neiße und in einige Orte der Umgegend gelegt wurde. Es hatte die Gunst, stets so stark zu sein, wie es sein wollte, und bekam aus des Königs Säckel immer die Mittel dazu. In seinen Reihen diente der beste schlesische und polnische Adel.

Einige Jahre nach des Generals Tode erhielt sein ältester Sohn Karl das Regiment. Der zweite, Amilius, stand bei der Garde, während der dritte, Lazarus, als stiller Gelehrter in Neiße lebte.

Inzwischen waren für das Regiment freilich andere Zeiten gekommen, von einer Bevorzugung war nicht mehr die Rede, und die Sparsamkeit regierte, wie bei allen anderen Dingen, auch bei den Husaren.

Der Oberst war mit Maria Hedwigis, Reichsgräfin Treschin, Freiin von Rab und Tschirach, Edle von Malabor, vermählt, die einer uralten schlesisch-österreichischen Familie angehörte, welche die neben den Proskauer bedeutendsten Fayencefabriken der Provinz besessen hatte und deren schlesischer Zweig durch seine merkwürdigen Streiche und Sonderbarkeiten weithin bekannt war.

Maria Hedwigis aber hatte ihrem Ehegemahl nichts weiter zugebracht, als eine ziemlich mäßige Summe von Reichstalern, eine Anzahl der berühmten Fayencen ihres Hauses, mehrere seltsame rote Gläser und eine sehr wertvolle alte Handschrift, die „Hedwigslegende". Ihr Vater war jener Graf Adam Magnus Treschin gewesen — alle männlichen Familienmitglieder mußten den Namen Adam, die weiblichen den der heiligen Hedwig führen —, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, die verloren gegangene Technik der Glasmalerei wieder zu entdecken. Darüber und wegen etlicher anderer Unternehmungen ging ihm alles verloren, was ihm verloren gehen konnte und wurde alles verpfändet, was sich verpfänden ließ. Schließlich starb er im Auslande.

Maria Hedwigis war in Wien erzogen und hatte die Formen der großen Welt, vermochte sich aber in das Landleben auf Smolltitz und in die preußischen Offiziere zu schicken. Sie erlebte, daß ihre einzige Tochter Benigna eine große Schönheit wurde, und Schmeidler lieferte eine Anzahl der lieblichsten Porträts des jungen Fräuleins, das bald wie ein Stern unter der Bewunderung der Offiziere glühte. Der Name ‚Fleur', den ihr die vergötternde Liebe der Mutter gegeben hatte, klang in den Romanzen so manches sentimentalen Kornetts oder Leutnants. Eines Tages traf auch von dem fast immer auf Reisen befindlichen Stiefbruder der Mutter, dem Grafen Adam Matthias Treschin, eine nicht schlecht gereimte französische Epistel ein, in der er die Schwester zu ‚Fleur' beglückwünschte und ein Bild von ihr erbat.

Im Winter auf Anno sechs begann man Benignas Namen mit dem des Rittmeisters von Zaczski zusammen zu nennen, der einer bei Warschau glänzend begüterten Familie entstammte. Er stand auch bei den Husaren, hatte aber nicht den besten Ruf. Frau von Logisch war unschlüssig und mochte weder zu- noch abreden; ihr stach die künftige große Erbschaft Zaczskis in die Augen. Das Spiel zog sich hin, und der Rittmeister begann Benignas Widerstand ein auf-

Digitized by Google

regendes und leidenschaftliches Werben entgegenzusetzen.

Da war noch der Vetter Alexander von Ginstrum, dessen Großmutter eine Treschin gewesen war, ein überschlanker, schmaler Mensch mit stillen grauen Augen, Leutnant im Regiment und mit Benigna von Jugend auf befreundet. Auch der begann seine Absichten zu zeigen, und eines Tages kam es zu plötzlicher Entscheidung.

Es war im Juni, man hatte sich auf Smolltitz über die hohen Getreidepreise des vorigen Teuerungsjahres gefreut und lebte wohliger als sonst, trotzdem schon eine Mobilmachung im vorigen Herbst vorüber war. An dem Tage dachte man jedenfalls nicht an irgendwelche Katastrophen.

Außer Alexander von Ginstrum war die Tochter des inzwischen verstorbenen Lazarus von Logisch, die junge rotbäckige Muhme Mechthild da, ferner Benignas Freundin Marianne von Kantz, deren Vater als Major im Regimente stand, ein seltsames, nicht eben schönes Mädchen, und der ältere der beiden Brüder Benignas, Hans Thurzo, der im Regiment Alt-Larisch diente und den Urlaub dazu benutzen sollte, um mit der Mechthild ins reine zu kommen, denn er bedurfte durchaus einer Hand, die ihn regierte. Er verwandte die Zeit aber bedauerlicherweise nur dazu, um mit der merkwürdigen Marianne zu scharmutzieren.

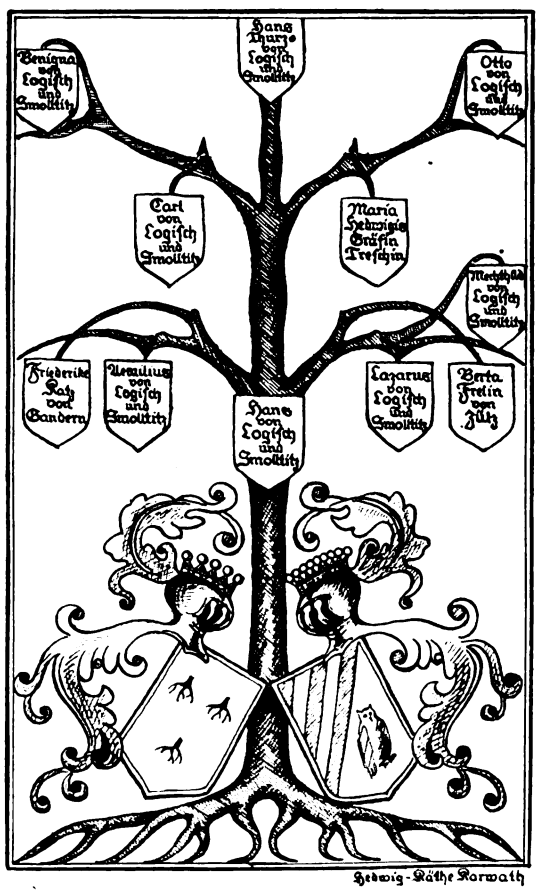
Im letzten Augenblick kam noch Zaczski, der irgendwie Wind von der Gesellschaft bekommen hatte, auf seinem prachtvollen Normannen unvermutet angeritten.

Die Nebenbuhler maßen sich mit schweigenden Blicken, in der jungen Benigna aber regten sich Übermut und Stolz und die kühne Freude am Spiel mit zwei en. Sie sah die rasende, kaum verborgene Aufregung des Polen, dessen Hand auf dem Säbel lag, um den Rivalen niederzustoßen. Als Benigna immer übermütiger wurde, stieß er plötzlich einige Worte hervor, die man so oder so deuten mochte und stürzte fort.

Jetzt wurde Benigna von Angst gepackt. Sie hatte ihn nicht verlieren wollen, konnte ihn nicht verlieren. Heimlich eilte sie ihm nach und fand ihn an der Fontäne, wo er ihr brutale Worte entgegenschleuderte. An diesem Abend verlobte sie sich mit ihm.

Der Vetter Ginstrum mied seitdem ihr Haus.

Wochen vergingen, ohne daß Benigna von den Eltern ihres Verlobten eingeladen wurde. Er suchte ihr durch sein Temperament zu ersetzen, was ihr drüben am Weichselstrand an Zustimmung zu fehlen schien. Sie machte manche Entdeckung an ihm, auch, daß er, trotz seiner slawischen Anmut, innerlich noch roher war als manche der derbsten Offiziere. Aber etwas an ihm reizte sie und hielt sie fest und wurde für sie immer



Stammbaum derer von Logisch und Smolltitz

Digitized by Google

gefährlicher, je unsicherer die Dinge blieben.

Da kam die neue Mobilmachung. Und die letzte Nacht vor dem Ausrücken der Husaren. Benigna wußte bereits, wie solche Nächte in der Soldatenstadt zu vergehen pflegten. Sie hatte geheime Botschaft von ihrem Verlobten, der schon offiziell Abschied von ihr genommen hatte: er erwarte sie. Sie wachte und weinte, biß die Zähne zusammen und blieb auf ihrem Zimmer auf Smolltitz, blieb das Fräulein von Logisch bis zur letzten Stunde, auf ein Nimmerwiedersehen.

Der von Zaczski fiel nicht. Er war bald nach der Affäre von Jena mit einigen anderen, meist fremdblütigen Kameraden, zum Ysenburger Korps übergegangen und wurde kassiert.

Inzwischen brach die Katastrophe über die Logischs herein, wie über so vielen anderen schlesischen Adel. Bei der Belagerung Neißes wurde Smolltitz in Grund und Boden gestampft, und die neue Agrargesetzgebung machte es unmöglich, es aufzubauen und zu halten. Sie mußten froh sein, daß es wenigstens nur in die Hände der Muhme Mechthild kam. Frau von Logisch suchte erst bei Bekannten Unterkunft und ging dann mit den Kindern nach Berlin, wo sie infolge der Aufregungen starb. Ihr Gatte war dimittiert worden; sein Regiment war in der Thüringer Schlacht fast vollkommen untergegangen.

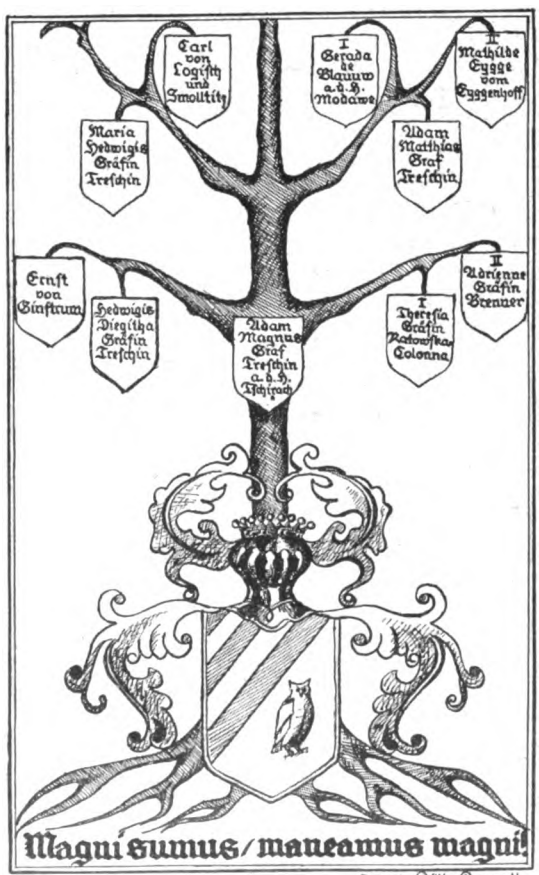
Nach sechs Jahren entschloß er sich, mit den beiden jüngsten Kindern nach Neiße zurückzugehen und statt der Berliner Demütigungen die alten Erinnerungen auf sich zu nehmen.

⁂ ⁂ ⁂

An einem Februarabend kam er mit Benigna und dem sechzehnjährigen Junker Otto in der alten fürstbischöflichen Stadt an.

Vor der Postexpedition in der Bischofstraße begrüßte ihn als erster Kamerad sein Major von Nostra, der hier eine Versorgung als Postmeister gefunden hatte. Zu ihm gesellte sich bald seine Frau, die noch immer die demütige und verlegene Art besaß, die sie im Verlauf ihrer von dreizehn lebenden Kindern gesegneten Ehe angenommen hatte. Sie nötigte die Gäste ins Wohnzimmer, da Alexander von Ginstrum, der die Verwandten abholen wollte, noch nicht da war.

Dort verlor sie sich in die Schilderung der vergangenen bösen Zeiten, bis der Major das Gespräch auf die Kameraden brachte. Einer von ihnen sei hier Salzfaktor, ein anderer helfe in der ‚Neiße-Grottkauer Landschaft' aus, andere säßen auf den Gütern ihrer Verwandten. Einige jüngere Offiziere, deren Mittel es erlaubten, benutzten die Zeiten der erzwungenen Untätigkeit, um auf verschiedenen Universitäten zu studieren. Herr von Ginstrum hätte mit dem Freiherrn von Danz zu-



Stammbaum der schlesischen Grafen Treschin

Digitized by Google

sammen die Reitbahn an der Wiese ... Auch vom Regiment Holtzendorf, von den Gettkandt-Husaren, vom Regiment Rüts aus Warschau, von den Dragonern aus Mlawa und von den Henckel-Kürassieren säßen verabschiedete Offiziere in der Nähe, und man spräche davon, daß einer vom Regiment Oranien zu Falkenau in einer Bauernkabuse hause und Wächterdienste verrichte ...

Der Frieden von Tilsit hatte eine große Anzahl preußischer Offiziere — und nicht nur solche, die versagt hatten — übrig gemacht. Napoleon hatte den preußischen ‚Militarismus' vortrefflich beschnitten. Da keine Pensionen bezahlt werden konnten, mußten viele Offiziere mit Frau und Kindern ins Elend.

Und mit Einberufungen rückte es nicht voran, immer noch nicht. „Neue Regimenter wohl," sagte Nostra halblaut, „so weit es möglich ist. Aber auch neue officiers ...! Scheint aus mit dem preußischen Herkommen, daß ein Offizier ein Mann von naissance sei, kommen immer mehr Bürgerliche hinein ... Neues Reglement ... Neue officiers ..." Er hob den Kopf: „Und ... wir? Wir?" Es wurde still.

Frau von Nostra warf sich ins Mittel und erzählte, daß das Fräulein Mechthild kurz vorher noch einmal dagewesen sei und es sehr bedauert habe, nicht bis zur Ankunft der Chaisen in der Stadt bleiben zu können.

„Am Sonntag zu heilige drei Könige waren wir draußen," fuhr sie fort. „Das Fräulein hat viele Verbesserungen eingeführt, und mit den Leuten kommt sie auch zurecht. Einzelne Herren sind oft draußen ..."

„Die Kantz sind auch hier," sagte sie dann, als sie keine Antwort erhielt.

„Marianne?" fragte Benigna überrascht.

„Sie wohnen an der Töpfermühle. Die schwarze Majorin kocht für etliche officiers. Macht auch Carmina für die Leute. Auch mit dem Kartenlegen soll sie es noch haben ..."

Draußen klang Alexander von Ginstrums Stimme.

Die Erregung über seine Verspätung half dem Leutnant über die Erschütterung des Wiedersehens hinweg. Seine Blicke gingen vor allem zu Benigna. Sie fühlte, daß endlich wieder eine Seele an ihrem verdunkelten Geschick Anteil nahm. Ja, eine ... Seele.

Die Brücke über die Neiße war eines Schadens wegen gesperrt gewesen, und so hatte Alexander das Eis auf einem Umwege kreuzen müssen. Ihre Blicke berührten sich wieder.

In Benigna regte es sich. Nicht Sehnsucht nach Liebe, nein. Ihr Herz war ruhig und vernünftig und konnte keinen großen Schlag mehr tun. Ihr Blut war über eine Katastrophe hinweggekommen und begriff die Liebe nicht mehr. Sicherlich nicht.

In den Berliner Jahren war ihr dann so vielerlei Demütigung begegnet, daß ihr ganzes Herz jetzt nur nach der Seele verlangte. Ja, nach dem Freund.

Sie machten sich nun auf den Weg nach der Friedrichstadt, der von dem großen König gegründeten Soldatenstadt, einem Klein-Potsdam, auf dem anderen Ufer der Neiße, wo eine Wohnung in der alten Bergapotheke gemietet worden war. Es schien noch ungewiß, ob sie über den Fluß gelangen würden, jedoch lehnte der Oberst die Einladungen der Nostras ab. Ein Invalide fuhr ihr Gepäck auf einer Radwer vor ihnen her.

Es schneite wieder. Und doch war der Winter nicht mehr recht da. Ein wenig Wärme war in der Luft, etwas von einem anderen Spiel.

Die Giebelhäuser an Ring und Paradeplatz standen schneebeladen, tief winterlich da, und vor der Hauptwache schilderte der Posten.

Alexander beobachtete verstohlen den Onkel, der unsicher auftrat und den die alten Dinge zu beunruhigen schienen.

Hinter dem Münsterbergertor und der Mühle des Bischofs von Sinzendorf kamen sie an die Neiße, und es fand sich, daß die Brücke noch immer gesperrt war. Der Invalide lenkte mit seiner Last ohne weiteres in einen Weg über das Eis ein, den schon viele benutzt hatten, und verschwand im Dunkel. Die Logischs folgten. Das Schneegestöber wurde noch stärker. Die Luft schien voll von rasend wirbelnden Flocken, und die letzte Spur verwischte sich. Auf einmal wurden sie unsicher. Wo waren sie? Wo war die Friedrichstadt? Wan-

Digitized by Google

derten sie etwa den Fluß entlang, dem Wehre zu? Sie riefen und riefen vergeblich. Dann blieben sie stehen. Der Schnee umwirbelte sie noch immer, und mächtig umhüllte sie dabei eine verräterische Wärme in der Luft. Ein Teufelsspiel war um sie, ein böser, jäher Frühling mitten auf dem Eise.

Benigna merkte auf einmal, daß Alexander sie umfaßt hatte. Dicht aneinandergepreßt standen sie und starrten in das Ungewisse. Dann machte sie sich frei und schaute nach Vater und Bruder. Und plötzlich mußte sie an eine Prophezeiung der Frau von Kanz denken, noch aus jener Zeit, da alles im Guten lag und mit ein wenig Reiz und Aufregung dem besten Ziele zuzugehen schien. Damals hatte sie etwas prophezeit von einem Tod im Wasser.

Wem? Wem?

Alexander war weiter vorgedrungen und rief von neuem nach dem Invaliden. Da kam mitten im Flockenwehen die Erlösung heran: der Zapfenstreich in der Friedrichstadt. Nahe und deutlich tönte er herüber.

Nun fanden sie bald das Ufer und entdeckten auch den Invaliden, der ruhig gewartet hatte. Jetzt ging es in die Soldatenstadt hinein, der Schnee glänzte hier strenger, das Treiben mäßigte sich auch, es war, als ob hier in des Königs Stadt nur Ordnung sein könnte. Rechts und links standen die ein- oder zweistöckigen Häuser, Schuppen und Magazine, und Kasernen, Kasernen. Und im Hintergrund ragte das Fort ‚Preußen'.

Die Bergapotheke lag ziemlich auf der Höhe, und in ihr hatte der König oft genug gewohnt, wenn er wieder in die von ihm geliebte Stadt Neiße kam, die er der Kaiserin Marie Thersia hart genug abgerungen hatte. Jetzt gehörte das Haus dem Müller Andrä aus Smolltitz, der nebenan wohnte. Er selbst ließ sich nicht blicken, aber die Müllerin stand mit einer Laterne vor der Tür und geleitete die Ankömmlinge mit vielen Begrüßungsworten hinauf.

Der Oberst von Logisch ging in den niederen Räumen hin und her.

Da prallte die Tür zurück und der Invalide warf die betauten Sachen auf den Estrich.

Logisch wandte sich und starrte den Mann an.

War das nicht einer aus seinem Regiment? War das nicht ein Husar? Die Dinge stürzten vorüber.

— — Er sah die Schwadronen vor dem Ausrücken zum letztenmal auf der Exerzierwiese versammelt. Bursche für Bursche so adroit wie nur je in fritzischen Zeiten, prunkend die Uniform, der Kolpak, das Lederzeug, blank gestriegelt die kleinen polnischen Pferde. Bursch für Bursch, Gaul für Gaul genau gerichtet, und dazu die Stimme des Feldpredigers, der Gott bat, „so zu regieren, daß ein jeder bei allen Begebenheiten, in Bataille, bei Belagerung und in allen Rencontres der Fahne treu bleibe ..."

Und dann die ... Kampagne!

Nur keinen Husaren mehr sehen! Keinen vom Regiment! Nichts mehr!

Alexander kam heran und lohnte den Mann ab. „Scher' Er sich jetzt!"

Der Invalide stampfte hinaus.

„Verzeihen Sie, Onkel," sagte Alexander.

Des Herrn von Logisch Blick glitt durch die niederen Räume. Ein Großer war hier gewesen, aber an ihn durfte man nicht mehr denken. Hier nicht. Er — nicht.

„Verzeihung, Onkel ..." Alexander begann von neuem und verstummte. „Es ist Ihnen gewiß bekannt, lieber Onkel, daß eine Menge Kameraden in der Stadt sind," versuchte er dann sein Glück von neuem. „Wir pflegen uns öfters in der alten Reitbahn zu treffen ..."

„Ich komme auch." Der Oberst heftete jetzt den Blick auf ihn. „Ja, ich komme. Ich danke dir, mein lieber neveu." Er gab ihm die Hand. „Du warst uns eine rechte Hilfe. Die beste und einzige."

Alexander erkannte, daß er entlassen war.

Er wandte sich an Benigna. Sein Blick war weich.

Was mochte sie schon durchgemacht haben?

„Ich bin dein Freund," sagte er leise, dicht vor ihr.

Sie sah ihn an.

„Ich weiß es, Alexander. Auf morgen!"

Ja, auf morgen. Das war die einzige Hoffnung.

⁂ ⁂ ⁂

„Was träumtest du?" fragte der Junker Otto die Schwester, als die in der Frühe aus ihrer Kammer kam. „Vom König Friedrich, der hier noch umgehen soll?"

Digitized by Google

Sie schwieg.

„Von Smolltitz?“ sagte er leise.

„Von Marianne,“ sagte sie mit einem kurzen Lachen.

„Ich war wieder auf der Neiße,“ erzählte er, die tiefgrauen Augen weit öffnend. „Das Eis brach. Es war kein angenehmer Traum.“

Der Vater war wach, wollte aber einstweilen noch nicht aufstehen. Von Zeit zu Zeit übermannten ihn des Nachts schwere Erstickungsanfälle, die ihn dem Tode immer näher brachten.

Die Müllerin schickte ihnen eben das Frühstück hinüber und kam dann selbst, um sich mit vielen Knicksen nach dem Befinden und den Wünschen der gnädigen Herrschaften zu erkundigen. Es war vereinbart, daß sie ihnen zunächst, bis alles geordnet war, alle Mahlzeiten liefern sollte. Die Logischs wohnten auch noch zwischen den Kirschbaummöbeln aus der Mühle, denn beim Brand des Gutshauses war ihnen damals fast das ganze Meublement abhanden gekommen, darunter auch ein kostbarer Rokokoschreibtisch aus dem Hause Treschin, der in seinen Fächern leider auch die Hedwigslegende enthalten hatte. In Berlin hatten sie auch Chambre garnie gewohnt. Aber so konnte es nicht bleiben.

Nachher machte sich Benigna auf den Weg in die Stadt. Die Müllerin spähte ihr aufmerksam nach, auch aus den anderen Fenstern lugten die Leute der Friedrichstadt. Der erste, der ihr auf der Gasse begegnete, war eine hochangesehene Persönlichkeit: der Schneidermeister Johann Joseph Tomalla, der dreißig Jahre lang als Flügelmann unter Friedrich dem Großen gestanden hatte und als Belohnung den Gnadentaler genoß.

Die Soldatenkinder, die eben aus ihrer Schule, welche ein ausgedienter Korporal verwaltete, entlassen waren, stürmten mit Geschrei den Berg hinab und warfen sich mit Schnee. Ringsum war alles weiß, aber der Himmel leuchtete tiefblau.

Die Brücke war ausgebessert. Ein Strom Volkes kam von hüben, einer von drüben. In der Mitte marschierte die Invalidenkompagnie. In der Stadt läuteten die Glocken. Das ‚schlesische Rom‘ trug die Notzeiten mit Frömmigkeit.

Auf dem Ringe war Markt. Bei den ‚Sonnebuden‘ standen Fuhren aus Smolltitz. Die Mechthild hatte Getreide und Kartoffeln hereingeschickt. Vom Kirchplatz her, auf dem die Pfarrkirche mit ihrem graugrünen Riesendach aufragte, kam ein geistlicher Herr und wandte einen resigniert hoffnungsvollen Blick nach den Soldaten an der Hauptwache.

Benigna bog in die Breslauer Straße ein, wo sich das zierliche Eisenwerk des ‚Schönen Brunnens‘ erhebt, der noch immer den goldenen Adler der Kaiserin trägt.

„Untertänigster Diener, gnädigste Demoiselle!“

Das war der Bastian. Er war aus seiner Handlung, die dicht hinter dem Brunnen lag und über der der Zuckerhut baumelte, herausgestürzt und dienerte: der größte Krämer und Neuigkeitskrämer der Stadt.

Nun würde bis zum Abend jedermann wissen, daß die Logischs wiedergekehrt waren.

Da schrillte ein silbernes Geläut heran, dicke Schecken prallten, an den Zügeln gerissen, dicht beim Brunnen zurück, und über Pelze und Decken hinweg rief eine hellaute Frauenstimme: „Bon jour, ma chère . . . bon jour! Soeben wollte ich zu euch!“

Die Mechthild.

Da stand sie, mit Federhut und seidenem Pelz, frisch und rotbackig, blühend und sicher, keinen Blick nach dem Krämer wendend, der sich auch eiligst zurückzog. Sie küßte Benigna nach polnischer Art die Wangen, drehte sie hin und her und betrachtete sie.

„Du Arme . . . Nun wird es doch wieder besser mit euch! . . . Warum kamt ihr nicht eher? Und kamt nach Smolltitz? Es steht immer offen für euch, das ist euch doch bekannt! — — Wie würde der teure oncle sich erholen, was für ein angenehmes Leben könnte es werden!“ Ihre blauen Augen umflorten sich, dann aber hatte sie sich wieder in der Gewalt, packte Benigna in ihren Schlitten und fuhr mit ihr nach der Friedrichstadt. Unter den Decken verborgen steckten allerlei gute Sachen, die sie den Verwandten mitgebracht hatte.

Als sie angelangt waren, schob sie Benigna etwas gönnerhaft vor sich her die Stiege hinauf und plauderte und lachte aufgeregt.

Digitized by Google

Straßenarbeiten

Aquarell von Albrecht Leiſtner

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Oberst war inzwischen aufgestanden, rasiert und frisiert und empfing sie.

Sie küßte ihm die Hände, getraute sich aber doch nicht, den Vorschlag von der Übersiedlung nach Smolltitz, den sie schon so oft gemacht und auf den sie nie eine Antwort erhalten hatte, zu wiederholen.

Er fragte sie mit Haltung, ob ihr nicht aus dem Dorfe oder bei anderer Gelegenheit Stücke ihres einstigen Meublements zum Kauf angeboten worden seien, denn es war anzunehmen, daß nicht alles verbrannt, sondern das meiste geraubt worden war. Sie wußte nichts darüber zu sagen. War jedoch auf einmal in ihrem Fahrwasser und sprach von Smolltitz. Unablässig, zäh und ein wenig triumphierend sprach sie von Smolltitz und von dem, was sie für das Gut geleistet hatte. Sie hatte Schloß, Ställe und Pfarrhaus neu aufgebaut und eine Zichorienfabrik errichtet, las die Schriften Thaers und kaufte Maschinen. Ein Amtmann ging ihr in der Wirtschaft zur Hand, eine alte Doktorin im Hause.

Die Logischs schwiegen.

Und doch: für wen hatte Mechthild das Gut erworben? Für wen plagte sie sich damit? Für wen steckte sie ihre Taler hinein? Nur für Hans Thurzo, den Leutnant in Berlin. Ihre Liebe hatte sein unzuverlässiges Verhalten und alle Erschütterungen der Zeit überdauert, auf ihn wartete sie, und sein Name schwebte ihr in jeder Sekunde auf den Lippen.

Vor Jahren hatte sie den Ausspruch getan: „Ich will eine Logisch werden!"

Sie war es nicht. Trotz der Kirchenbücher gehörte sie im geheimen nicht zu den Damen von ‚famille'.

An die Ehe ihres Vaters, des jüngsten Bruders des Obersten, Lazarus von Logisch, knüpfte sich eine sonderbare Geschichte. Er war mit einer Zülz vermählt gewesen, die, selbst sehr vermögend, dem einsamen Naturforscher aus herzlicher Liebe gefolgt war. Aber die Ehe blieb kinderlos. Nach Jahren schien es Lazarus, als ob das Wesen seiner Frau sich sonderbar änderte, und er zweifelte bald nicht, daß ihre Liebe einem Vetter gehörte, einem Freiherrn von Zülz und Groß-Malzdorf, der auf Besuch weilte. Nach langem stillen Kampf mit sich sagte er ihr eines Tages, daß er nicht von ihr lassen könne, aber daß er, wenn ihr Herz nach einem Kind begehrte, nicht — fragen würde. Einige Zeit, nachdem der Vetter abgereist war, ward es offenbar, daß Frau von Logisch ein Kind haben würde. Lazarus hielt sein Wort und nahm das Neugeborene an sein Herz. Aber in einer Nacht ertränkte sich die junge Frau in der Neiße und bekannte ihm in einem hinterlassenen Briefe, daß Mechthild das Kind eines gewissen Bastian sei, der damals in dem Hause am Paradeplatz, in dem sie wohnten, die Stelle eines Handlungsdieners versehen hatte. Da ließ Lazarus das Kind in ein Kloster bringen. Einige Jahre vor seinem Tode aber holte er es sich zurück, und als er starb, war Mechthild die Erbin seines Vermögens, wie sie ja auch das ihrer Mutter besaß. Sie kam nun nach Smolltitz zu den Verwandten und wurde mit den Kindern erzogen. Als Hans Thurzo als Leutnant auf ersten Urlaub kam, verliebte sie sich heftig in ihn und ließ auch nicht davon, als er ihr die dunkle Herkunft vorwarf. Sie erduldete jede Zurückweisung, immer noch in der Hoffnung, daß sich die Dinge eines Tages ändern könnten ...

Und sie hatten sich geändert.

Jetzt merkte sie, daß der Oberst ihr nicht mehr ganz so gleichgültig begegnete wie früher, wo er alles Scheitern der Pläne ziemlich ruhig hingenommen hatte, sondern daß in ihm der Wille war, diese Mariage zustande zu bringen.

In hellem Triumph dankte sie ihm, als er mit seiner leise gewordenen Stimme sagte, daß der Sohn bald zu Besuch kommen und daß man ihr seine Briefe zu lesen geben werde. Wieder und wieder küßte sie ihm die Hand.

Ihr Wesen war auf einmal Sturm. Man vermochte sich vorher kaum zu denken, daß Augen so blau sein konnten und Backen so rot. Sie wurde schön. In lachender Seligkeit verabschiedete sie sich.

Die Geschwister begleiteten sie bis vor die Haustür, und als der Schlitten eben abklingelte, kam ein Leutnant der Infanterie von der ehemaligen Husarenkaserne her, die in einem Seitengäßchen lag, grüßte die Logischs und verschwand im Nachbarhause. „Weißt du, wer das war?" fragte der Junker, während Benigna noch in

Digitized by Google

ihrem Gedächtnis suchte. „Der junge Andrä aus Smolltitz. Stephan Andrä. Ich erkannte ihn."

⁂ ⁂ ⁂

Einige Tage später suchte Benigna Marianne von Kantz auf. Otto wurde vom Magister Neunherz in der Hundsgasse unterrichtet, und der Vater, der sich eben aufgerafft hatte, schrieb an seiner Rechtfertigung, obwohl er deren schon verschiedene an die „Untersuchungskommission der Vorfälle im Kriege" eingereicht hatte. Ein Urteil war ihm noch nicht zugegangen, und diese Ungewißheit war es vor allem, die an ihm nagte und ihn dem Ende immer näher brachte. Seine Erstickungsanfälle mehrten sich, das Herz wurde immer schwächer, und er hatte Hans Thurzo durch Benigna dringend um seinen Besuch bitten lassen.

Der Töpfermarkt hielt sich schmal im Häuserwinkel hinter der Pfarrkirche, und auch um ihn standen die für Neiße charakteristischen Bauten: ein Kloster, eine Kirche und eine Kaserne. Auf dem Sand des Platzes glänzte zwischen dem Stroh in den braunen Feuern der Glasuren das Bunzlauer Geschirr. Darüber weg schwirrten die unzähligen Tauben und Dohlen, die in den Neißer Walltürmen nisten.

Benigna mußte unwillkürlich an die Fayencen der Treschins denken.

Die schwarze Majorin wohnte drei Stiegen hoch. Unter ihr hauste ein Stabstrompeter, dessen grelle Signale eben das Haus durchtönten.

Marianne öffnete mit einem fast gierigen Ausdruck in den Augen. Doch war es, als ob Benignas Anblick sie enttäuschte. Aufmerksam maß sie die einstige Freundin vom Kopf bis zu den Füßen. Die Mutter war aus, um die Brotration zu empfangen, die ihr der König in Gnaden bewilligt hatte. Der Major war an den Anstrengungen der Kampagne gestorben. Eine Pension erhielt sie nicht.

Marianne war beim Waschen gewesen. Ein hölzernes Schaff war ganz mit warmem Schaum gefüllt, ihre schönen Arme waren gerötet. Ihre Augen waren dunkel und schmal, ihr Gesicht hatte slawischen Schnitt, aber die Gestalt war geschmeidig, voll, und in den Bewegungen lag ein heimliches Feuer.

Die Mädchen saßen auf dem Tritt am Fenster. Vor der Scheibe tappten und gurrten wilde Tauben.

„Hast du die Billetts noch?" fragte Marianne endlich, nachdem sie sich alles erzählt hatten, während ihre Augen eigentümlich aufschimmerten. „Ich war ja oft dabei, wenn der Husar sie brachte."

„Sie sind verbrannt."

„Mon Dieu, verbrannt!"

„Sie sind nicht mehr."

Marianne stand auf und nahm von dem tannenen Schrank eine Truhe, aus der sie ein vertrocknetes Sträußlein holte. Darüber hinweg sah sie Benigna wieder mit dem schillernden Blick an.

„Das blieb mir von meiner amour ... Karl von Tarnast pflückte mir den Quendel vor sechs Jahren am hohen Retranchement, kurz bevor er die Regimentspferde auf Grasung brachte. Wir sahen uns nicht wieder. Du weißt, daß er blieb. — — Du verlorst den deinen so, ich den meinen ... so ..."

Sie starrte vor sich hin und zerrieb den Quendel plötzlich zwischen den Fingern und streute ihn auf den Boden.

Dann atmete sie heftig auf.

„Wie hat uns Zaczski doch genannt?" fuhr sie dann fort, während sie Benigna von neuem maß. „Dich ... Fleur, mich ... la Bête!"

Die Majorin kam.

Sie mußte sich unter der Tür bücken, denn sie war sehr groß. Ihr Gesicht war schön gewesen, das Haar flockte grau und weich über der hohen Stirn. Sie war jenes blutarme Fräulein von Zadel aus dem Hause Kalkau gewesen, das, von den Verwandten dem Kloster bestimmt, ihm in letzter Stunde entfloh, um die Frau des nicht gerade angenehmen Rittmeisters von Kantz zu werden. Charlottens Familie reichte weit zurück. Zu Friedrichs Zeiten waren sie arme Zadels gewesen, ein paar hundert Jahre früher Strahowskis von der Pforten, vorher vielleicht Dzialecs, weiter zurück Slavas, je nach dem augenblicklichen Besitz. Schlesischer Adel hatte seine Namen ja sehr oft gewechselt. In der Majorin war noch etwas von der Art jener gelehrten adligen Nonnen um die heilige Hedwig, aber sie hatte das Kloster nicht ertragen können, und hernach hatte

Digitized by Google

sie das bezahlt, schwer bezahlt. Nun mußte sie Kenntnisse und Klugheit grob anwenden. In dem einzigen Kinde war nur ihr heißes Blut, nicht ihr Geist. Marianne hatte nie ein Wort Latein begriffen und kannte kaum die deutsche Schrift.

Frau von Kantz legte ein Bündel Kräuter auf ein großes Regal, auf dem zahllose Krausen, Gläser und Flaschen standen. „Salbei und getrocknete Herzjesublumen — sind bei den Leuten gegen allerhand Leiden beliebt." Sie kochte Arzneien und verfertigte allerlei Tränke.

Dann nahm sie das Stadtblättchen zur Hand und überlas aufmerksam ein über zwei Seiten langes Poem, das ein Gatte seiner eben verstorbenen Frau der Sitte nach in die Ewigkeit nachrief. Dann das eines Mädchens, einer früh verschiedenen Freundin gewidmet, fünfzehn Verse, und die gereimte Verherrlichung eines Kantors, beim fünfzigjährigen Dienstjubiläum. Die Majorin hatte alles gedichtet. Darüber weg musterte sie Benigna verstohlen. Sie hatte gewiß herzlichen Anteil für sie in der Zeit gehabt, da sie sich dem von Zaczski zuzuneigen schien und der Leutnant von Tarnast Marianne verehrte. Aber jetzt hatte Benigna das Gefühl, als ob sie nicht imstande sei, ihr noch etwas zu gönnen.

Vom Töpfermarkt klang plötzlich der schrille Ton der Querpfeifen. Alle blickten durch das Fenster, vor dem die grauen Tauben jetzt steil und ruhig, Kopf an Kopf saßen. „Sind die Füsiliere, die vom Schießplatz kommen," sagte Marianne kurz.

Die Majorin stieß einen kurzen Laut aus. Dann blickte sie Benigna an.

„Was sagen Sie dazu, liebste Demoiselle?"

„Was meinen die Frau Majorin?"

„Nun ... da unten stolziert doch der junge Andrä mit dem Portepee. Der Müllerssohn aus Smolltitz. Sollte er sich Ihnen noch nicht präsentiert haben? Ist ja mächtig stolz darauf, daß er es so weit gebracht hat. Soll beim Obersten auch sehr in Gunst stehen."

„Ich meine, der junge Andrä hätte Theologie studiert?" erwiderte Benigna.

„Hat er auch. Hat aber umgesattelt, als die neue Bestimmung kam: ‚Jeder Unterschied des Standes hört beim Militär auf.' Ist aus einem Studenten rasch offizier geworden ... Das wundert mich aber, daß er sich bei Ihnen noch nicht zeigte, liebste Demoiselle ..."

Benigna schwieg.

„Die Andräs sind ja sehr vermögend," fuhr die Majorin fort, „die Mühle haben sie verkauft, jetzt aber drei Häuser in der Friedrichstadt ..."

Sie beobachtete Benigna und bog sich dann vertraulich näher. „Sind die neuen Zeiten. Man muß sich halt damit abfinden ... den Söhnen von famille geht es ja jetzt nicht gut. Der Andrä ist ein tüchtiger Mensch."

Benigna verabschiedete sich und ging.

Nachher öffnete Marianne das Fenster und warf Körner und Brocken unter die Schar der Tiesen und Tauber. Alles schnappte, hackte und schlang. Sie sah finster zu.

Da kam die Mutter heran. „Wie findest du die Logisch?"

Marianne blickte auf. „Schön," sagte sie hart.

„Ja ..." sprach die Majorin abgerissen.

„Malheureuse Zeiten," murrte sie vor sich hin und ging wieder nach der Küche zurück, um das Abendessen zu bereiten. Ob einer von den Herren heute kam? Ob der von Ginstrum jetzt überhaupt noch kam ...?

Marianne schlug das Fenster zu. ‚Malheureuse Zeiten,' dachte auch sie erbittert.

Immer wieder ein Hindernis. Immer wieder. Und dieses neue war sehr schwer.

Aber wieviel hundert und hundert Jahre Kampf hatte ihr Blut schon durchgemacht und hatte sich immer wieder nach oben durchgebissen! Die Majorin kam wieder heran und spähte nach der Tochter.

Drüben in der Barbarakirche läutete es zum Angelus. Sie bekreuzte sich nicht. Um des Mannes willen hatte sie ihren Glauben abgeschworen, war exkommuniziert und hatte nie danach gefragt.

„Marianne!"

„Ich komme doch durch die Zeiten," sagte das Mädchen langsam vor sich hin.

Die Mutter fuhr auf und legte den Arm um ihre runde Schulter. „Ja! Ich ... ich kam ja auch hindurch!"

In der ehemaligen Reitbahn der Husaren an der Exerzierwiese fochten Alexander von Ginstrum und der neuernannte Leut-

Digitized by Google

nant der Infanterie Andrä gegeneinander. Andrä als Schüler, der seine noch immer ein wenig fehlende Gewandtheit durch ein burschenhaftes Draufgehen zu ersetzen suchte, das Ginstrum immer wieder rügte. Sie waren keine Freunde und verkehrten außerhalb der Bahn nicht miteinander. Die jüngeren Herren von der Infanterie nahmen aber auf Anregung ihres Obersten von der Aysße manche Reit- und Fechtstunde in der alten Bahn, die gegenwärtig zu keinem anderen Zweck gebraucht wurde und dem verabschiedeten Offizier gegen geringe Miete überlassen worden war. Andrä war immer guter Laune, pfiff und sang den ganzen Tag. Warum nicht? Die ganze Stadt begriff es. Er war jung, vermögend und sah eine Karriere vor sich, wie sie seinen Wünschen entsprach. Mit wiegendem, zufriedenem Schritt kam er immer in die Bahn: prall, fest und rund in der knappen Uniform, ein hübscher Kerl.

Rudl Freiherr von Danz-Promnitz stand an der Seite und beobachtete lässig. Von allen Schülern pflegte er gerade den Leutnant Andrä am aufmerksamsten zu beobachten. Der Freiherr, gleichfalls dimittiert, war durch seine hohe österreichische Verwandtschaft vor jeder Sorge geschützt und beteiligte sich an Alexanders Unternehmen nur aus Freundschaft und um einen Zeitvertreib zu haben und weil ihn irgendwelche Passionen mit Neiße verknüpften.

Schweigend hörte er an, was Andrä am Schluß der Übung noch erzählte, irgendein harmloses Abenteuer: er lachte unbändig dabei und hieb mit dem Degen durch die Luft. Der Freiherr von Danz folgte dem schmalen Blitz der Waffe, sein Blick traf Alexanders Augen, in der Sekunde war in ihnen beiden der gleiche leidenschaftliche Gedanke: i h n e n gehörte der Degen!

Lebhaft und vergnügt verabschiedete sich Andrä. Für heute waren keine Schüler mehr zu erwarten.

Danz ging in seinem lässig und bubenhaft gewordenen Schritt über den Sand der Manege, sprang wie eine Katze auf die Futterkiste und öffnete die Fensterluken. Der Knecht war in der Stadt. Dem Freiherrn von Danz-Promnitz machte es nicht die geringsten Umstände, auch die gröbsten Arbeiten zu verrichten, vorausgesetzt, daß es unter Kameraden geschah.

Alexander sah nach den paar Gäulen, die sie besaßen, armselige, ausgediente Ukrainer, die sich in dem einstigen Schwadronsstall wunderlich genug ausnahmen, aber wenigstens auch den schlechtesten Reiter nicht in Gefahr brachten.

— So ging das Leben Tag für Tag. Das war preußisches Offiziersleben nach dem Krieg. Nach diesem Krieg. Und der künftige? — — —

Es schien nicht vom Flecke zu gehen. Und gerade jetzt standen die Dinge so, daß fast keine Aussicht mehr war. Der eine oder andere erzählte wohl Gerüchte, daß das Regiment wieder errichtet werden würde, oder daß Einberufungen bevorstünden, aber es waren immer wieder vergebliche Hoffnungen.

Danz begab sich zu seinem abendlichen Bummel in die Stadt, und Alexander ging in sein Zimmer hinauf, das vormals die Kammer des Regiments-Stallmeisters gewesen war. Die Wände waren frisch gekalkt, der Boden gebürstet und mit hellem Sand bestreut. An der Wand hingen ein Bild des einzigen Bruders, der Schattenriß der Eltern und ein alter Stich der Burg Trecin, des Stammsitzes der schlesischen Grafen Treschin. Die Ginstrums waren schon seit Jahrhunderten in Schlesien angesessen. Alexanders Vater starb zeitig, und das Gut Sommerseite geriet in die Hände des zweiten Gatten der Mutter, der es verspielte. Die beiden Söhne standen schon seit ihrem zwölften Jahre in der Armee. Bei Vierzehnheiligen fiel Ernst.

Das war alles.

Alexander starrte in das Kerzenlicht, das sich im Luftzug eng und blau im Wachs zusammenkauerte, um dann gierig wieder hochzuflackern. Die hereinrinnende Märzluft durchfloß ihn mit leidenschaftlicher Gewalt. Er empfand das bunte Gemisch seiner Vorfahren in sich, das Blut der Slawen und Deutschen und vor allem das der Treschins mit ihrem hochmütigen Herrentum. Er w a r Herr und hätte nach vielem greifen mögen, begehrte aber nur das einzig eine ...

Wie hatte er Benigna geliebt und wie furchtbar um sie gelitten, und wie den Krieg und alles Unglück gesegnet, das den polnischen Rittmeister in die Armee des Kor-

Digitized by Google

sen fegte, und ihm die Geliebte wieder zuführte. — Die verwandte Seele.

Er holte sich den Band her, in den er aufzeichnete, was an Familienerinnerung, Sage und Legenden in ihm klangen, und den er Benigna einmal geben würde. Dabei horchte er in den Abend hinein, in dem noch ein Rest des verwirrenden Dämmerungsblaus schwang und mit der Sternenwelt kämpfte. Von der benachbarten Kaserne her tönte das wohlbekannte Summen, Rufen, Pfeifen in das Gässel hinab, in dem die Mädchen strichen.

Die Luft kam vom Kamm des Gebirges her und ließ südschlesische Heimat deutlich werden: Äcker, Wälder und Schlösser.

Welle auf Welle schlug in sein Blut.

Die verwandte Seele.

⁂ ⁂ ⁂

Leutnant Andrä war nach der Königstraße zugeschritten. Mit einer gewissen Freude erwiderte er noch immer das stramme Salutieren der Soldaten. Heiliger Martin, wenn er nun im geistlichen Rock stecken und sanft reden müßte, statt, wie jetzt, bei passender Gelegenheit recht ausgiebig und von Herzen weg zu fluchen! Wenn er jetzt Konfirmanden unterrichten und an der Predigt studieren müßte, statt den Körper in freier Luft zu dehnen und den Kerls das beizubringen, was einzig den Mann macht: das Zuhauen!

Wenn er jetzt mit biederen Amtsbrüdern und dem hohen Konsistorium zu tun hätte, statt mit dem preußischen Kommiß!

Etwas vom Landsknecht war an ihm, vom Wandern, vom Reiten, von der Tat. Wenn er nicht in die militärische Laufbahn gekommen wäre, so hätte es ihn wahrscheinlich in das Abenteurertum hineingetrieben, in fremde Armeen und in eine ausländische Karriere. Aber da kam das neue Edikt, und die Mutter brachte ihren unruhigen Studenten in die Armee. Der Oberst von der Aysße nannte ihn nur den frommen Leutnant, was aber weniger Stephans früherer oder jetziger Lebensführung galt, sondern der Art, in der er mit den Leuten fertig wurde: er konnte zwar gewaltig fluchen und hielt auch eisern auf die Autorität, aber er sah in der Mannschaft nicht nur eine tote Maschine. Trotz aller Forschheit war etwas unbewußt Lehrhaftes an ihm, ein Spähen nach dem heimlichen Menschentum bei jedem; das waren Rousseausche Ideen und das Pfarrerblut.

Sein Großvater war der berühmte Pfarrer Materne, der in einem Dorfe in der Nähe von Kosel seinen Alterswinkel gehabt hatte: Bienenstöcke, Blumen und sehr viel Gänse. Da kam die bayrisch-französische Einquartierung, zerstörte die Bienenstände, zertrat die Blumen, nahm die Gänse und trieb Laufgräben gegen die Festung. Als die Belagerung zu lange dauerte, durchstach eines Tages ein ungeduldiger Bayer das Christusbild über dem Pfarrerbett: „Herrgott, mach' Kosel auf!" Und vierundzwanzig Stunden später brachten sie ihn tot aus dem Laufgraben. Inzwischen kam der Ausfall des Leutnants von Witowski, mit dem zog der alte Pfarrer, kämpfte mit der Reiterschar und kehrte mit ihr glücklich in die Festung zurück. Als die Belagerer dann endlich unverrichteter Sache abgezogen waren, wurde das Bild in die Stadt geholt, im Rathause ausgestellt und gleich seinem kriegerischen Besitzer viel bewundert. Jetzt hing es in der besten Stube der Müllerin Andrä.

Die Tochter des Pfarrers hatte den Smolltitzer Müller in dem Gefühl geheiratet, ein wenig herabzusteigen, doch war ihr Leben bei ihm vortrefflich geschützt. Ihre Interessen konnten sich freilich nicht vereinigen.

Der Müller hatte die Entwicklung seines Sohnes mit sehr viel Hohn begleitet, aber er hatte sie nicht gehindert. Er haßte den Adel und war, seiner Angabe nach, zu jeder Stunde bereit, kräftig mit ihm abzurechnen; aber wenn jemand dergleichen zu ihm kam, dann zog er sich mit Bunzelkanne und Pfeife in die Küche zurück.

Er war wütend, daß man in die Friedrichstadt gezogen war.

Man könnte noch Müller auf dem Dorfe sein, statt hier in dieser verdammten Soldatenstadt zu stecken und nichts zu hören als Hörner und Knüppelmusik, nichts zu sehen als die bunte Jacke und den armselig zerzausten preußischen Kuckuck! Warum waren die Franzosen nicht im Land geblieben, mit ihnen die Freiheit und die Gleichheit? Aber kaum sei die Fuchtel vom Volk genommen gewesen, da drängte es ihr selbst schon wieder zu!

Dennoch blickte er dem Sohne nach,

Digitized by Google

wenn der zum Dienste ging. Er stand hinter der Gardine und sah ihn kommen. Den roten Jakobiner freute es im Herzen, daß sein Sohn Offizier geworden war.

Trotzdem durfte man ihn natürlich nicht gleich in alle weiteren Zukunftspläne einweihen, sondern ihn nur sacht und allmählich daran gewöhnen.

Das verstand die Müllerin.

Auch heute hatte sie wieder einen solchen Plan und war bereit, ihn dem Sohne mitzuteilen. Für ihn war sie kühn und romantisch, erfinderisch und verwegen, aber immer praktisch.

Als Stephan da war, horchte sie auf den Flur hinaus und sagte recht laut — denn der Müller, der am Tisch bei der Rüböllunzel saß und langsam und schwerfällig einen der ‚Feuerbrände' des Herrn von Cölln studierte, war etwas schwerhörig —: „Ich glaube, die Demoiselle von Logisch kommt. Ich höre sie schon."

Da nahm der Müller seinen Schlafrock zusammen, faßte mit der einen Hand die Pfeife, mit der anderen den ‚Feuerbrand' und verschwand durch den langen Gang hinter der Küchentür, die er fest hinter sich zumachte. Die große Kuckucksuhr, die er immer selbst aufzog, tickte heraus.

Die Müllerin, eine breite graublonde Frau, ländlich von Kopf bis zu Fuß, gesund und tüchtig, faßte den Sohn am Ärmel und streichelte über die Rabatte: es war doch schade, daß die Monturen jetzt so einfach waren! Aber es war doch immerhin die kostbare preußische Offiziersuniform.

Sie erzählte, daß der lange Schneider am Gallenfieber krank sei, und daß die Mamsell Stenzel von drüben sich mit einem Kommißbäcker verlobt habe.

Dann nahm ihre Stimme unbewußt einen mehr hochachtungsvollen Ton an. Sie schwenkte zu den Logischs über. Über den Herrn Obersten war nun freilich nichts Hoffnungsvolles mehr zu sagen. Aber der Junker sei manchmal doch vergnügt und spränge oft zu ihr herein. Gestern habe er ihr gesagt, daß er, wenn er alt genug sei, beim Regiment von der Aysße eintreten werde. Stephan nickte langsam.

Da kam sie auf das Fräulein.

Er verzog keine Miene. Wartete.

„Wie gefällt sie dir?"

„Das Fräulein von Logisch?" Er lachte sie mit seinen schönen, weißen Zähnen in vollem Entzücken an. „Aber Mutter, wem sollte die nicht gefallen!"

„Geld wird nicht viel da sein, wenn der Alte stirbt," meinte sie nun laut, „die Möbel, die sie sich jetzt gekauft haben, sind auch nicht viel wert, nur ein paar gute Betten sollen sie haben: die sind noch aus Smolltitz. Erbschaften stehen auch nicht mehr in Aussicht, soviel man weiß ..."

Sie beobachtete den Sohn.

Seine Zähne entschleierten sich noch mehr. In seinem guten und fröhlichen Gesicht erschien ein Ausdruck, den die Mutter selten sah ... Er saß ruhig.

„Die Sache mit der Jungfer Sperling würde ich mir an deiner Stelle doch überlegen," sagte sie nun.

Die Jungfer Sperling war die Schwester seines Freundes, der jetzt auch in das Regiment von der Aysße getreten war. Es war eine harmlose Sache, versprochen hatte er ihr nichts.

Er sann über anderes nach ... und horchte dann auf das, was die Mutter ihm nun ausmalte. Erst wollte er auffahren: Stand er denn nicht auch so gut im Regiment? War er nicht beim Obersten vortrefflich angeschrieben? Brauchte er die Demoiselle von Logisch, die Tochter eines verabschiedeten Offiziers, überhaupt für seine Karriere? Allerdings die Verwandtschaft ... er entsann sich betroffen ... die Reichsgrafen Treschin erschienen vor ihm ... Donner und Doria, das war doch nicht ganz zu verachten für seiner Mutter Sohn ...

Er kniff die fröhlichen, braunen Augen eng zusammen. Jetzt sah er Benigna schon als seine Frau. Andere Bewerber kamen wohl für sie jetzt kaum in Betracht. Seit dem Kriege saßen die Jungfern nur so in Scharen da. Zumal die vom Adel.

Er zerbrach in Gedanken etwas, das ihm bisher schwerer gewogen hatte als die kleine Liaison mit der Jungfer Sperling. Treue und Leidenschaft, die in einem Gäßchen in der Altstadt für ihn wohnten.

Für ... ‚Fleur' ...

Da ging die Tür vorsichtig halb auf. Die Kuckucksuhr tickte stärker, der Müller spähte um die Ecke, die Pfeife in der Hand.

„Nun? Doch kein Besuch?"

Digitized by Google

„Doch. Wir hatten Besuch," sagte die Müllerin und tauschte einen Blick mit ihrem Sohn.

* * *

Die Tochter des Majors von Booth hatte sich mit einem Registrator von der Neiße-Grottkauer Fürstentums-Landschaft, an der ihr kränklicher Vater einen Hilfsposten hatte, verlobt, einem schlichten, jungen Mann mit Namen Philipp Weidlich. Sie aber hieß Adelheide Elsebethe Florentine, Edle von Booth. Die Schwestern neideten ihr noch die Partie.

Vor sechs Jahren war Adelheide ein wunderschöner Backfisch gewesen. So schön, daß fast zu fürchten war, sie werde ‚Fleur' verdunkeln. Und Zaczski hatte ihr oft genug glühend den Hof gemacht, um Benignas Eifersucht zu erregen.

Jetzt war sie kaum noch hübsch. Die bitteren Erlebnisse hatten ihren Schmelz verwischt. Sie hatte ein etwas hartes Knabengesicht bekommen, aus dem die kühnen grauen Augen herbe blickten.

Der Registrator ... nun, ein Registrator ...

Benigna fühlte sich außerstande, Adelheide zu begreifen. Aber in ihre ohnehin bedrückte Stimmung war seitdem eine böse Verwirrung gekommen, mehr als je erfüllte sie der Gedanke an die Zukunft, und schließlich stürzte sie in ein solches Dunkel der Hoffnungslosigkeit, wie nur schlesische Seelen stürzen können.

Da ließ sich der Leutnant Andrä wieder einmal melden. Er konnte nicht abgewiesen werden, denn die Müllerin erwies ihnen eine Gefälligkeit nach der anderen.

Sein Anblick beruhigte etwas. Er sah nach befriedigtem Leben aus und war überhaupt nicht unangenehm anzusehen.

Erkundigte sich nach des verehrten Herrn Obersten Befinden, und einige Minuten verloren sie sich beide in Melancholien. Als er aber ihre Stimmung merkte, riß er sich rasch und fröhlich auf und war sofort dabei, sie abzulenken. Seine Worte waren ein wenig burschikos, aber dennoch voll geziemender Ehrfurcht, und dabei empfand sie doch allmählich, daß ein blauer Frühling draußen lag, und daß es ein Betrug an ihrem Leben sei, wenn sie von ihm keinerlei Notiz nähme.

Er verstand die Worte zu setzen. Sie wunderte sich, da er ihr als derb geschildert worden war, und sah ihm prüfend in die Augen. Da erblickte sie ein Lächeln, das ein wenig auf sie überging.

Draußen, im Garten des alten Fritz, pfiffen die Vögel.

Andrä erklärte ihr die Stimmen. Sie war darin auch nicht ganz unbewandert. Dann versuchten sie, sich auf Smolltitz zu besinnen, wie es da gewesen war. Er erzählte von einem Rotkehlchen, das er als Knabe lange gehabt habe, und sie erinnerte sich noch schmerzlich an den Schlag einer einsamen Nachtigall im Park. Resigniert erklärte sie dem Leutnant, daß ihr Vater bisher keine noch so flehende Invitation der Muhme angenommen habe, noch ihr selbst oder dem Bruder erlaubt habe, hinauszugehen.

Er ereiferte sich tröstend. Die Stadt sei ja so schön. Trotz aller Zerstörung sei noch immer viel Strauch- und Baumwerk vorhanden. Und die Sümpfe in den Gräben, die Überschwemmungsgebiete der Festung blühten bald am wildesten. Die Ufer der Neiße würden blau von Veilchen sein.

In Benigna glitt die Seele empor. Sie perlte nach oben, perlte ihr fast auf die Lippen, so daß sie sich in sehnsüchtigem Lächeln verzogen.

Er ließ den Blick nicht von ihr.

Das blonde Haar fiel keiner so wie ihr, die schmale Nase war ein wenig gebogen, und die Brauen über den grauen Augen so hochmütig gezogen, als ob das Staunen ihrer Vorfahren über die vielen unadligen Dinge dieser Welt vollkommen darin ausgedrückt sei. Die Gestalt war so feingliedrig, daß man hundert und hundert Jahre vornehmes Geliebtsein darin spürte, und jede Bewegung atmete eine Verwöhnung, die keine der Frauen, von denen er abstammte, je gekannt hatte. Nein, keine.

Er fühlte das Fremde, und doch war er schon auf der Brücke, stand schon fast drüben in dem Lande, aus dem sie war.

Alle Leidenschaft, die ihn je durchtost hatte, sank mit der zärtlichsten Jugendliebe zu einem trüben Wölklein zusammen und erlosch. Es war nichts da, als das, was kommen konnte. Kommen ... mußte ...

Er begriff plötzlich, wie sie umschwärmt und vergöttert worden war.

Ahnte ... ‚Fleur' ...

Digitized by Google

Sein Herz schlug, sein Gesicht gewann jenen braunen Ton, der ihm gut stand. Die Wärme seines Blutes wurde ihr langsam fühlbar. Er dachte: ‚Waren hier welche, die sich für sie interessieren konnten?‘

Ginstrum?

Sofort fühlte er, daß es so war. Er hätte den Leutnant in diesem Augenblick erschlagen können. Jäh suchte er nach Möglichkeiten, sich Benignas zu versichern, aber dazwischen tauchten doch die Klugheit und bedächtige Überlegung des Vaters mit leichter Warnung in ihm auf.

„Kommen Sie doch einmal nach der Wiese, wenn ich meine Burschen exerziere, gnädigste Demoiselle,“ bat er etwas kühner.

Sie lächelte leicht. Wie vielen Exerzitien und Evolutionen hatte sie zugesehen ...

„Dergleichen ist mir als Soldatenkind wirklich nicht fremd, Herr Leutnant,“ sagte sie.

Zugleich dachte sie an ihre Freunde, die beiseite standen.

War es nicht seltsam, daß einer, der in Smolltitz die Müllersgäule halbnackt in die Schwemme geritten hatte, daß ein ... Bauernjunge jetzt ... officier war?

Etwas davon ließ sie ihn merken, als er sich nun etwas lehrhaft an die Reformen verlor. „Liegt in dieser Umwälzung nicht etwas von der französischen Revolution?“ fragte sie ihn.

Er zuckte leicht und sah sie ein wenig mißtrauisch an. Denn durch den Vater war ihm die französische Revolution herzlich verleidet. Dennoch sagte er mit Haltung: „Gnädigste Demoiselle, in allen Dingen, die jetzt in Europa geschehen oder geschehen werden, lebt die französische Revolution. Um zu uns nach Preußen zu kommen, schlug sie nur einen anderen Weg ein.“

Sie begriff, daß Alexander ihr eine solche Antwort nicht hätte geben können.

Und sagte in sein em Geist: „Ich meine, wie sich auch noch alles ändert und umgestaltet: das corps des officiers wird niemals revolutioniert, sondern was hineinkommt, wird ... officier ...“

„Das ist auch meine Meinung, verehrte Demoiselle,“ rief er und erlaubte sich, ihr die Hand zu küssen.

Sie sah ihn etwas befremdet an, aber im Grunde gefiel es ihr doch, denn es war ihr der Beweis, daß sie trotz aller Depression noch immer imstande war, zu zünden.

Es freute sie und besserte ihre Laune.

Aber an eine ernstliche Angelegenheit dachte sie nicht. Der Leutnant Andrä stand für sie ganz ... außerhalb.

⁂ ⁂ ⁂

Anfang Juli holten Benigna und Otto ihren Bruder Hans Thurzo von der Post. Er kam sehr elegant mit dem Burschen an, ließ sich in der Passagierstube ausgiebig bürsten und fragte, ob die Reißer Straßen sehr staubig seien? Denn daß den Logischs keine Equipage mehr zur Verfügung stand, war ihm zweifellos bewußt.

Langsam und etwas gelangweilt ging er dann mit ihnen nach der Friedrichstadt hinaus, und Benigna fand es für nötig, ihn auf den Zustand des Vaters, der ihn ja so sehnlich gerufen hatte, vorzubereiten und ihm einige Rücksicht anzuempfehlen.

„Erlaube,“ fuhr der Gardeleutnant auf, „wenn ich auch nicht das Glück hatte, ein geordnetes Familienleben jemals kennen zu lernen, so bin ich doch wohl ein Mensch von soviel Erziehung und Courtoisie, um mich in einem fremden Hause gebührend zu betragen ...!“

Zwischen dem Obersten und dem ältesten Sohn herrschte ein seltsames Verhältnis, das Hans Thurzo auf seine Erziehung schob. Denn der Vater hatte ihn, um ihn in das Regiment Alt-Larisch bringen zu können, schon mit elf Jahren in die Armee eintreten und nicht eher wieder nach Hause kommen lassen, bis er Offizier war, was viereinhalb Jahre dauerte. In Berlin mußte er, wie alle Junker, in der Kammer beim Feldwebel liegen und an dessen Tisch essen, wenn er nicht von einem der höheren Offiziere des Regiments, mit dem er verwandt war, eingeladen wurde, und war der unbarmherzigen Behandlung des rohen Soldaten vollkommen ausgeliefert. Alle Torheiten, die Hans Thurzo späterhin beging, schob er auf diese harte Jugend. Vielleicht war das der Grund, um die sonderbare unaufhörliche Feindseligkeit zwischen Vater und Sohn zu erklären, vielleicht wirkten aber auch noch andere Dinge mit, die viel weiter zurückgriffen. Vielleicht war zu Anfang der Ehe des Karl von Logisch mit der jungen Reichsgräfin

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Albert Gartmann

Digitized by Google

Digitized by Google

irgend etwas zu überwinden gewesen. Vielleicht hatte irgend etwas, ein kleiner Haß, ein erbitterter Widerstand, der späterhin vollkommen vergessen worden war, in dem Blute der jungen Frau gelebt und war auf den ältesten Sohn übergegangen. Denn er war im ganzen, auch in seinem Äußeren, in der hageren Gestalt, dem langgezogenem Gesicht und mancherlei Sonderbarkeit ein echter Treschin.

Jetzt erzählte er von den Berliner Verwandten. Des Obersten zweiter Bruder befehligte als Major eines der neuen Normalbataillone. Die ‚Katze' hatte oncle Amilius wieder arg zugesetzt, so daß er sogar in Potsdam gewesen sei, um ihrer Verwandtschaft nahezulegen, sie wieder zu nehmen, was nach den obwaltenden Umständen doch immerhin eine etwas sonderbare Zumutung sei. Die Tante, eine Katz von Gandern, die Tochter eines sehr reichen, vom zweiten Friedrich Wilhelm geadelten Amtmanns, war seit dem ersten Jahre ihrer Ehe gelähmt. Natürlich sei der Gesundheitszustand der Katze von dieser Angelegenheit nicht gebessert worden, und der Onkel hatte sich, aus Furcht, sie möchte einen Nervenschlag bekommen, sofort wieder mit ihr ausgesöhnt. Er hoffe im stillen wohl immer, daß sie bald stürbe, aber vorläufig bliebe ihm nichts anderes übrig, als nach dem Dienst ihr ständiger Gesellschafter zu sein, wie sie es aus grenzenloser Eifersucht verlange.

Benigna wußte von dieser Eifersucht auch zu erzählen.

Sie waren an dem Hause angelangt. Aus allen Fenstern schauten die Leute. Auch der kranke Flügelmann hob mit gelbdürrer Hand die Gardine und sah voller Spannung und Ehrfurcht auf den jungen Herrn Leutnant von Logisch.

Hans Thurzo sprang die Stiegen empor, sein Degen stieß an die Stufen.

Oben stand der Vater an der Tür, ein wenig vorgebeugt, hager und dünn, mit merkwürdig eisblauen Augen, die auch den Leutnant erschrecken machten.

Er schloß Hans Thurzo in seine Arme, und alle Differenz schien vergessen.

Der Leutnant warf sogleich einen Blick in den schmalen Stellspiegel mit dem gestückelten grünlichen Glas und ging dann elegant und elastisch in der Stube auf und ab.

Plötzlich fiel ihm ein: wie stand es denn mit der Affäre des alten Herrn? Zerrte sich die unerträgliche Sache noch immer hin?

Mein Gott, in Berlin kümmerte man sich längst nicht mehr um die Abgesägten! Da waren die Neuen am Ruder, da drängten Reformer und Reformgegner gegeneinander, und inmitten stand der König mit seinem unschlüssigen „Nein".

Das Bündnis mit Rußland war unterschrieben, die Dinge standen schwül.

Hans Thurzo war kein sonderlich begeisterter Offizier, aber er war eben Offizier. So unzuverlässig er im Leben war, so peinlich genau war er im Dienst. Im übrigen zerbrach er sich über die noch schwebenden Dinge nicht den Kopf.

Was ihn, wie alle seine Kameraden, erbitterte, waren die bürgerlichen Reformen. Man lebte ja in Berlin nicht gerade schlecht, und auch unter den Landjunkern waren viele, die nicht eben hungerten. Wenn nicht viel Hoffnung war, nun, so genoß man eben den Tag. Das Dasein kann sich mit allem Amüsement in einen kleinen Raum hineindrängen. Aber das Räsonnement brauchte Raum.

Hans Thurzo wußte genug Klatsch. Auch über den heimischen Adel, wußte, wie sich Hochberge, Schaffgotsche, Zedlitze, Larischs, Heydebrands und andere durch die Zeiten brachten, je nach Chance oder Vermögen, Gunst oder Glück. Wußte von dem Schicksal dieses oder jenes Gutes zu erzählen.

Plötzlich hob er den Kopf . . . sie saßen schon bei Tische . . . „Wissen Sie schon, Herr Vater, daß oncle Matthias wieder im Lande sein soll?"

„Matthias?" sagte der Oberst überrascht.

„Er war bei Onkel Amilius. Soll jetzt in Ratibor sein, wenn er nicht nach Wien hinunter ist. Die Dinge in Paris scheinen ihn doch einmal abgestoßen zu haben."

Er lächelte mit einer Überlegenheit, die ihm in diesem Falle durchaus nicht zustand.

„Vielleicht läßt er sich auch wieder hier im Kreise blicken," meinte der Oberst, ohne jedoch große Freude darüber zu verraten. Der Schwager hatte ihm niemals viel Anteil bezeugt. Es war ihm im Gegenteil, so wenig religiöse Interessen er auch hatte, sehr wider den Strich gewesen, daß eine Treschin einen Protestanten, und noch dazu einen vom heimischen Adel, heiratete.

Digitized by Google

Endlich fragte Hans Thurzo nach der Mechthild.

„Die Herren bemühen sich noch immer um sie," erzählte Benigna.

„Und was macht die Demoiselle von Kantz?" fragte er gleich darauf, und in dem Augenblick kam etwas mehr Freude, ja, Güte in sein hageres, unzufriedenes Gesicht mit den gelbbraunen Augen, Güte und ein leises, schwüles Lächeln. „,La bête' ... noch unvermählt? Na ja ..."

Der Oberst stand auf und holte aus dem Schreibbureau einen alten Ring, den er im Grübeln der letzten Zeit für den Sohn beiseite getan hatte, und legte ihn schweigend vor Hans Thurzo hin; ein altes Erbstück mit einem riesigen, fahlen Chrysopras, der vor Jahrhunderten von dem Steinschneider des später hingerichteten Grafen Ulrich Schaffgotsch auf dem Kynast mit dem Wappen der Familie Logisch, drei Klettenwurzeln, versehen worden war.

Hans Thurzo dankte erfreut.

Danach stellte der Oberst die Frage nach des Sohnes pekuniärer Lage.

Der Leutnant sah verwundert auf: das war mit der Grund der letzten Differenzen gewesen. Ja, er hatte wieder Schulden. Bei Onkel Amilius und der Katze. Bei seinem Freunde Salisch und dem Leutnant von der Herberg. Bei Longuet in der Friedrichstraße und bei der Wirtin. Hatte auch bei oncle Treschin schon geborgt.

Der Oberst zählte schon mit dem goldenen Crayon zusammen und händigte dem Sohn die Summe bald danach aus, und Hans Thurzo, der die Dinge genau verstand und begriff, erklärte sich freiwillig bereit, noch am heutigen Vormittag nach Smolitz zu fahren. „Allons, ich bin frisch. Wir wollen die Muhme überraschen."

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Stunden später rollte die vom Wagenbauer Kriebel in der Breiten Straße entliehene Kutsche mit den beiden Geschwistern auf der Straße nach Smolitz dahin. Otto war bei dem Vater geblieben. Sie sahen alle, mit welcher ungeheuren Anspannung der Oberst die Dinge verfolgte, die geschehen sollten, und wie stark er sich an die letzte Hoffnung hängte, die es noch für die Familie gab.

Die Sudeten standen gewitterblau am Horizont; man sah das mährische Gebirge, die Glatzer Berge bis zum Riesengebirge hin. Mit einer ungeheuren Wucht, erdgeboren, standen sie da. Die Felder waren alle bestellt, von freien Bauern, die Halme wogten grünbraun und gelb, das Winterkorn neigte sich schon der Reife zu, die Wachteln schlugen, und kleine Frösche sprangen über den Weg. Ein paar schaumweiße Wolken segelten nach Österreich hinüber.

Kurz vor Smolitz wurde der Weg glatter, da die einquartierten Franzosen die Bauern damals gezwungen hatten, die Straße auszubessern.

Benigna gewahrte plötzlich im eintönigen Zug der Felder etwas auftauchen, das einem kleinen Wäldchen glich, ein Bündel von Weiden und Erlen, von ein paar großen Tannen flankiert. Das stand also noch? Und sie erinnerte sich, daß Zaczski diesen Fleck isola bella genannt hatte. Hier hatten sie sich manchmal getroffen, in aller Morgenfrühe, noch bevor die Lerchen stiegen. Der Rittmeister kam auf seinem Normannen vom Zolltor her im weichen, grauen Staub der Frühe wie ein Ritter gesaust, und hier küßten sie sich verstohlen. Es war ein eigenes und romantisches Spiel. Sie waren schon verlobt.

Das ganze Gewitter des Blutes, das Leidenschaft heißt, stieg wieder vor Benigna auf. Ja, manchmal hatte ihr jetzt schon wieder davon geträumt, Gutes und Böses. Und wenn sie erwachte, dann war es ihr schwer auf die Seele gefallen, daß nichts von allem mehr wahr werden konnte, weder Gutes noch Böses.

Am Eingange von Smolitz hatten die Bauern ein neues Kreuz errichtet. Daran stand: „Gegrüßet sei du, Kreuz, o einzige Hoffnung!" Das Dorf war trotz des Namens rein deutsch.

Hans Thurzo öffnete die Augen und erhob sich etwas aus seiner nachlässigen Haltung, als er die neuen Dorfhäuser samt der Zichorienfabrik und schließlich das Schloß gewahrte, das, jetzt hochgebaut, mit Terrasse und Balkonen und einem großen Blumenparterre davor, wirklich herrschaftlich aussah.

Die Hausdame der Mechthild, die Doktorn, empfing sie im Gartensaal hinter der Terrasse, der ziemlich glücklich der Eingangshalle im Rochusschloß der Grafen Treschin nachgebildet war. Sie sagte, daß

Digitized by Google

das gnädige Fräulein mit dem Amtmann in den Ställen sei.

Sie sandte nach ihr, aber es dauerte lange, ehe sie erschien. Hans Thurzo begann ungeduldig zu werden und zupfte nervös an seiner Montur herum. Die Doktorn beobachtete ihn. Es ging ihr um die Stellung und den katholischen Glauben, dem sie das Fräulein wieder zuzuführen hoffte. Sie war weder mit ihm, noch mit anderen Freiern einverstanden.

Jetzt kam Mechthild. Einen Augenblick verhielt sie sich an den Gummibäumen auf der Terrasse, als ob sie dort etwas suche. Dann trat sie den Verwandten entgegen.

Hans Thurzo beobachtete sie mit einiger Überraschung. Sie gefiel ihm jetzt durchaus. Er sagte ihr sofort viele Schmeicheleien über ihre blühende Gesichtsfarbe und das rote Kleid.

Sie hielt sich ein wenig zurück.

Es war die Überraschung, die sie lähmte, der Triumph über das, was sie besaß, und ein wenig Rasse, die in ihr emporstieg. In ihrer Erinnerung schienen auf einmal die Demütigungen zu erwachen, die Hans Thurzo ihr bereitet hatte, seine Schonungslosigkeit und die Kälte, mit der er sie immer wieder verlassen hatte. Etwas in ihr duckte sich wie eine Katze gegen ihn.

Hans Thurzo wurde immer betroffener, und auf Benignas Gesicht verriet sich ein Staunen, das aber nicht Unbefriedigung war.

Mechthild führte die Gäste durch das ganze Haus. Oben hingen Familienbilder, so weit sie aufzutreiben gewesen waren, Logischs, Ginstrums und Treschins und vor allem Hans Thurzo in den vielen Pastellen, die seine Eitelkeit in die Welt gerufen hatte. Das versöhnte ihn wieder mit dieser ‚Ahnengalerie'. Interessiert betrachtete er auch ihre kleine Sammlung, die sie anzulegen begonnen hatte: kostbare Tassen aus der Fabrik der Gräfin Gaschin, Treschiner und Proskauer Stücke, Bottengrubersches Porzellan und die neueste Mode, eiserne Gemmen, Broschen, Medaillen: fer de Berlin.

Wie ein Fräulein aus echtem Blute schritt sie neben ihm und saß dann ihm gegenüber am Kaffeetisch auf der Veranda, in die die Düfte der Zentifolien wanderten. Dabei erzählte sie allerlei aus ihrer Herrschaft, allerdings nicht imstande, das Geschäftliche durchaus zu meiden.

Smolltitz brachte jetzt nicht viel ein, aber die Zichorienfabrik ging, des teuren Kaffees wegen, ausgezeichnet. Im vorigen Jahr war wieder eine Mißernte gewesen. Das Edikt über die Aufhebung der Leibeigenschaft hatte gar nicht günstig gewirkt: eine Schar junger Leute war einfach dem Abenteuer nachgezogen.

Die Doktorn machte eine finstere Miene und griff nach ihrem Rosenkranz: sie brachte dem gnädigen Fräulein immer erbittert Nachricht, wenn wieder ein uneheliches Kind zu erwarten war. Das war die Freiheit, wie die Leute sie verstanden.

Darüber wurde natürlich nicht gesprochen. Der Stolz des Dorfes, die hundertzwanzigjährige Annette Tschorn, lebte noch immer, säumte wie seit Jahren die großen buntschwarzen Bäuerinnentücher und lebte von Kleiebrot und Branntwein. Aber der alte Stefani, der Gemeindehirte, war tot. Und sein Nachfolger war jener Mosje Dübla ... Gott weiß, wie er hieß ... jener Franzose, der lange, lange vor dem Krieg, als Deserteur der Armee des Kaisers, wie der Vorspuk alles Unglücks, ins Dorf gekommen und geblieben war.

Man ging dann ein wenig durch den Park. Manches war anders. Aber der Teich fand sich noch, in dem in Sommernächten die Frösche geschrien hatten. Mit einem Schauer im Blut erinnerte sich Benigna wieder daran.

Heute waren die Frösche noch still. Der Flieder hing zusammengeschnurrt mit bräunlichen Blütendolden an seinen Sträuchern, aber der Holunder stand mit seinen eben geöffneten weißen Blütentellern in einem leisen, tiefen Sommertriumph da.

Benigna fand eine Gelegenheit, der Muhme ihr Einverständnis zuzuflüstern. So ... so war es recht! Sie schauten beide nach Hans Thurzo, der drüben am Teich stand und ins Wasser starrte. Scharen von Mücken umschwirrten ihn.

Dann kam er heran und schnitt Mechthild und der Schwester einige Zentifolien ab. Die Muhme nahm sie mit gleichgültiger und ein wenig ironischer Miene: er spürte auf einmal, wem alles hier gehörte. Sein Blick glitt ins Weite hinaus. Er sah die Felder und Wiesen der Herrschaft, den

Digitized by Google

ganzen reichen Besitz, der ihm nahe gewesen war wie dieses blonde Weib . . .

Kein Zweifel, die Dinge standen nicht gut für ihn.

Der Abschied war fast kühl, aber die Muhme wollte morgen zu Tische kommen.

Unterwegs bestürmte der Leutnant die Schwester mit Fragen, wer ihn denn verdrängt habe? Er legte ihr Namen vor: War es der? Der? Zuletzt kam er sogar auf den Amtmann... dachte sie an den? Wer hatte sich da eingemischt?

„Du warst es selbst," erwiderte die Schwester kühl. „Kannst du dir denn noch vorstellen, daß Mechthild verzeiht?"

Er begriff es. Aber nun wollte er es gutmachen. Er mußte sie haben!

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Vormittag ließ sich Hans Thurzo immer wieder bürsten. Das gehörte mit zu seinen Eigentümlichkeiten: unaufhörlich fuhr tagsüber die Bürste über seine Uniform, und ewig war er auf der Suche nach Stäubchen an sich. Heute aber kam es ihm besonders darauf an, durchaus propre zu sein. Immer wieder erwog er sorgenvoll die Dinge. Er verhehlte sich nicht, wie schwer es sein würde. Aber konnte ihm denn einer Hoffnung machen?

Benigna und Alexander, der mit geladen war, taten es.

Hans Thurzo klammerte sich förmlich an Smolltitz. Er hatte ja nicht mehr gewußt, wie schön es war, und die Mechthild... Er faßte die Schwester am Arm: „Glaubst du? Bist du aufrichtig der Meinung, daß sie . . ."

Da fuhr der Wagen vor.

Mechthild trug wieder das rote Kleid.

Blond und rosig trat sie ein, eine Flamme von Kopf bis zu Fuß. Er betrachtete sie glühend von weitem.

Da lief sie auf ihn zu und bat um Verzeihung ihres gestrigen Verhaltens. Sie sei zu sehr überrascht und bestürzt gewesen. In der Nacht habe sie dann kein Auge zugetan, ja, geweint habe sie über sich ... ob er denn ... ob er denn . . .?

Er starrte sie an.

Ob er . . .?

Aber ja doch. Er . . .

Er trat plötzlich zurück und sah auf seine Uniform. „Die Straße nach Neiße scheint recht staubig zu sein . . ."

„Bin ich . . . habe ich . . . oh, verzeih, mon cher Hans Thurzo . . . ich hatte es so eilig hereinzukommen . . ."

„Das schien mir so," erwiderte er trocken und sah wieder an sich herab. Dann trat er ein wenig zurück und strich vorsichtig über seine Uniform.

Bei Tische gewahrte sie plötzlich den neuen Ring, den er trug.

„Ah, die Klettenwurzeln —"

Er sah sie spöttisch an. „Das rote Kleid steht dir gar nicht, ma chère, und auch die Frisur scheint mir nicht gut gewählt . . ."

„Du sagtest gestern . . ."

„Sagte ich? Ich finde Locken à la Ninon widerlich bei einem Frauenzimmer . . ."

Sie begann mit erregter Stimme von Smolltitz zu erzählen. „Die Ställe sahst du noch gar nicht, und durch das Dorf bist du auch nur gefahren. Wenn du morgen wiederkommst . . ."

„Ich werde schwerlich kommen . . ."

„Aber du sagtest doch . . .?"

„Smolltitz interessiert mich gar nicht."

Der Oberst wandte dem Sohn einen fragenden Blick zu, aber Hans Thurzo schien wieder einige Stäubchen auf seinem Ärmel entdeckt zu haben.

Als dann ein Spaziergang nach dem Kapellenberge vorgeschlagen wurde, wollte er zuerst nicht mit, des Staubes wegen. Mit vieler Mühe ließ er sich doch zur Begleitung bestimmen. Otto blieb bei dem Vater.

Sie gingen erst an der Neiße entlang, deren Uferwildnis kräftig hochgewuchert war, und kamen dann durch Werke und Tore in jenes seltsame Dorf, das Mährengasse heißt und einst vielleicht eine Ansiedlung mährischer Brüder war. Dann nahten die freien Felder, durch die die Straße leicht anstieg. In der Nacht mochten im Gebirge Gewitter gewesen sein, jetzt war eine weiche, ruhige, erlöste Sommerstimmung über allem. Die Wachteln schlugen zwischen dem Korn, das, wie es schien, auf einmal stärker gilbte. Inmitten standen, noch von Ostern her, die kleinen, immer zu dritt in die Erde gesteckten Holzkreuzlein, die das Feld segnen. In der Ferne zog sich als dunkler Streif die seltsame Mittelalterlichkeit der Rochusallee hin, die bis zur Rochuskirche und nahe bis an das Wunderbild der singenden Mutter Gottes führt. Hier draußen

Digitized by Google

war vorzeiten alles Treschiner Besitz gewesen. Auch der Kapellenberg.

Hier spielte die Sage von der Nonne und dem Grafen Treschin.

Als Anno 1642 die Schweden in der Stadt waren, floh die jüngste Nonne eines Frauenklosters, das von der Soldateska hart bedrängt wurde, in der Not heimlich durch die Wachen zu dem Wunderbild in Rochus, um es um Rettung anzuflehen. Der junge Graf Adam Matthias fand sie ohnmächtig davor liegen, labte sie und entschloß sich, wenigstens sie vor den Schändern zu verbergen. Sie kamen bis zum Kapellenberg, auf dem eine halb eingeäscherte, dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle stand, flüchteten sich in deren Kellerung und blieben dort die ganze Nacht, nachdem sie beim Sternenschein gemeinsam das Ave Regina gebetet hatten. Am Morgen erkannten sie, daß ihnen durch die Feinde jeder Ausweg abgeschnitten war, verweilten dort unverzagten Herzens mehrere Wochen, und ein Uhu — das Wappentier der Treschins — brachte ihnen Nahrung und Trank. Dann erkannten sie, daß die Schweden im Abzug begriffen waren. Sie hatten die Stadt angesteckt, aber auf die gemeinsame Bitte des reinen Paares löschte ein plötzlicher Regen den Brand. Der Graf brachte die Nonne wieder in die Stadt zurück und verschwand aus dem Lande.

Und an diese Sage knüpfte sich noch die vom Bischof Laurentius.

Es war ein wilder Rosenbusch, der über und über hellrosenrot blühend am Wege stand, der in Benigna diese in der Kindheit oft gehörte Historie sonderbar lebendig werden ließ. Sie sah diesen alten Mann, aus edlem Hause stammend, der in dem finsteren Schlesien um 1200 die Rosen einführte und an den Rosen starb. Er konnte nicht schlafen, ohne einen Strauß Rosen im Zimmer zu haben, und sie erstickten ihn eines Nachts mit ihrem Duft.

Nun waren sie auf dem Kapellenberge, einer kleinen Anhöhe, von der man ziemlich weit sah, im Süden zu den sanft verschleierten Bergzügen, gegen Norden und Osten ins Neißetal. Von einer Kapelle war nicht das geringste mehr zu sehen, die Felder kamen bis herauf, und ganz nahe schlugen die Wachteln.

Hans Thurzo und Mechthild standen seitlich allein. Er war unterwegs sehr unliebenswürdig gewesen, und sie fragte ihn jetzt mit zitternder Stimme noch einmal: „Verzeihe mir doch noch einmal, Hans Thurzo. Es geschah nicht aus üblem Willen, du weißt ja doch . . .“

Ihre Backen waren rot, aber ihre Arme auch, wie der Leutnant eben feststellte. Sie war hübsch, aber man sah ihr die ordinäre Abkunft an. Sie war ohne jeden Charme dick und schön. ‚Dindonnette,‘ dachte er. Und zugleich an manches Fräulein, das ihn bisher viel zu wenig gereizt hatte.

Nein, das Berliner Leben sollte er aufgeben, um dieser willen? In Smolltitz, diesem abgelegenen Winkel bei den Bauern, sollte er sich vergraben? Und wenn es ein Gut sein sollte, es gab noch andere für ihn!

„Es war frevles Spiel mit deiner Seele, jetzt erst erkenne ich, was ich dir tat!“

„Pas du tout,“ sagte er trocken, „erzähle mir nun etwas von der Demoiselle von Kantz, liebste Muhme . . .“

„Von der . . .“

„Ja, von Marianne. Das Frauenzimmer interessiert mich. Sie hat keinen Geist“ — auch keinen, hätte er bald gesagt — „aber sie hat etwas anderes: Charme . . .“

Sie dachte verzweifelt an den Obersten. Ob der nicht ein Machtwort sprechen konnte? Sie ertrug es doch nicht, wenn nun wieder alles zu Ende war — —

„Ich erlaubte mir, nach der Demoiselle von Kantz zu fragen.“

„‚La bête‘,“ rief sie höhnisch.

Benigna erkannte die Sachlage und mahnte zur Rückkehr. Sandte den Bruder voraus und ging selbst mit der Muhme, die leise schluchzte.

„Ich ertrage viel.“ flüsterte sie ihr zu.

Der Abschied in der Friedrichstadt war kühl.

— — — — — — — — — — — —

Als Benigna nachher in ihre Schlafstube kam, die nach dem Garten hinaus lag, entsann sie sich wieder, daß ein großer Strauß Rosen drinnen stand. Und wußte auch, warum die alte Sage vom Bischof Laurentius solchen Eindruck auf sie gemacht hatte: auch sie liebte die Rosen und hielt sie gern im Schlafzimmer.

Digitized by Google

Die Müllerin hatte diesen, wie sie oft tat, vor einigen Tagen geschickt. Inzwischen waren sie weit aufgeblüht, mit großen porzellanweißen Blättern. Ihr Duft war nicht stark. Aber sie waren schön.

Benigna kauerte sich einen Augenblick zu ihnen hin und nahm das schweigende Leben dieser geschnittenen großen Blüten in sich auf.

Dann merkte sie auf einmal, daß es auch in der Kammer Sommer geworden war. Die dunkle Luft war weicher und trug allen Duft der Felder mit sich, das Korn, die Raden, ja, auch den Reiz des Wachtelschlags, geschnittenen Klee und die blühenden Gräser der ersten Mahd. Weit, weit entfernte Heuschober roch man, weit, weit reifendes Korn. In den Wallgräben begannen die Frösche. Ein eintöniges Konzert scholl herüber. Ein Schauer ging durch ihr Blut. Wie die riefen — — Wie die riefen — —

Beim Einschlafen dachte Benigna noch einmal an die Rosen. Durch ihren Traum schritt der Bischof Laurentius.

Mitten in der Nacht erwachte sie.

Sie wußte nur, daß etwas Sonderbares sie erweckt hatte.

Was war es? Was war geschehen?

Ihr Herz schlug jäh, ihr Blut rauschte.

Sie dachte an den Vater, lief auf nackten Füßen zur Tür und horchte, vernahm aber keinen Laut. Sie hatte wohl geträumt.

Kaum war sie wieder eingeschlummert, als sie von neuem mit schlagendem Herzen hochfuhr. Was war . . .? Was war im Zimmer?

Irgend etwas hatte sich bewegt. Jetzt wußte sie es. Ein sonderbares Rascheln war es. Das Rascheln von etwas Lebendem. Ganz nahe.

Jetzt wieder — —

Ganz nahe. Was war — — —?

Sie horchte verstört.

Noch einmal kam das sanfte Geräusch, wie ein Flügelschlag. War ein Tier hier? Eine Fledermaus? Ein Vogel?

Sie faßte sich ans Herz.

Was war mit ihr?

Und plötzlich glitt die Sage vom Bischof Laurentius wieder an ihr vorbei, und auf einmal spürte sie allen wachen, lauen Reiz der Sommernacht — —

Sie sah nach den Rosen.

Und gewahrte, daß ihre Blätter eben fielen. Locker gehäuft lagen sie schon rings um das Glas auf dem Marmortisch.

Wie etwas Lebendes fielen diese weißen Blätter mitten in der Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Am Morgen erhielt der Oberst von Logisch einen Brief aus Berlin mit königlichem Siegel. Er las, daß man ihm laut ergangenem Urteil das Zeugnis des Wohlverhaltens nach Maßgabe seiner Leistungen in der Kampagne und in der Führung des Regiments nicht habe bewilligen können, sondern ihn im Gegenteil für unfähig erachte, jemals wieder eine militärische Stellung zu bekleiden. Von einer besonderen Bestrafung sei abgesehen; das Urteil bestünde in Entlassung aus dem Offizierkorps Seiner Majestät. — Der schlichte Abschied.

Hans Thurzo kam eben frisch rasiert und gebürstet, in einer immerhin gebesserten Stimmung aus dem Gastzimmer, las begierig über die Schultern und zitternden Hände des Vaters hinweg und trat jäh zurück. Mit einem betroffenen Gesicht ging er ans Fenster und schwieg.

Benigna kam von oben und sah die Miene des Vaters. Sie wußte sofort, was der Brief enthielt. Sie ging auf den Vater zu und winkte Hans Thurzo mit den Augen.

In der Friedrichstadt ebbte das militärische Leben wie immer, und jetzt hob sich aus dem Brausen scharf und klar der Anfang des Hohenfriedbergers und kam näher. Der alte Marsch schmetterte und klang heran, die Querpfeifen schrillten auf, jetzt war die Truppe unten und zog mit Schall und Hall und festem Tritt vorbei: Das Regiment von der Aysße.

Trommeln und Pfeifen verklangen.

Benigna faßte den Vater um die Schultern. Sie wagte nichts zu sagen. In ihr war das Gefühl, mit einem Wort einen ungeheuren Abgrund aufzureißen. Sie stand und hielt den Vater.

Da kam Hans Thurzo auf ihn zu.

„Ich muß Ihnen meine Abreise verkünden, Vater. Sie werden begreifen, daß ich hier nicht gut länger bleiben kann . . .“

Digitized by Google

Der Oberst schlug eben mit schwerem Geräusch nach vorn. Er war tot.

⁂ ⁂ ⁂

Die Beerdigung des Obersten von Logisch ging mit allem militärischen Gepränge vor sich. Nahe den trauernden Kindern stand auch der Leutnant Andrä, trotz allem Ernstseinwollen mit der zufriedenen, fröhlichen Frische, die ihm eigen war.

Aus Polnisch-Höfchen bei Brieg waren die Sasterhausens gekommen. Die Gräfin war eine Jugendfreundin der verstorbenen Frau von Logisch, doch hatte sich das Verhältnis in den Geschehnissen der Kriegszeit damals recht gelockert. Jetzt aber hatte es sie samt ihrem Karl Sigismund, einem hageren, merkwürdig junggesellenhaft aussehenden Herrn dennoch hergetrieben, weil sie die fatale Situation in der Nähe beschauen wollte. Sie faßte Benigna, deren Aussehen in diesen Tagen gelitten hatte, etwas betroffen ins Auge, auch Karl Sigismund musterte sie enttäuscht, und oncle Matthias, Graf Adam Matthias Treschin, der noch im letzten Augenblick mit Eilwagen von Ratibor hergekommen war, trat zurück, ließ die Lider ein wenig sinken, und fragte lässig erstaunt: „Fleur?"

Als sich die Gesellschaft nach dem Begräbnisse im Königshause versammelt hatte, nahm schließlich Graf Karl Sigismund nach einigem Zögern das Wort, um die Zukunft der hinterlassenen Kinder klarzustellen. Onkel Amilius war nicht gekommen und konnte auch die Trauernachricht, trotz Eilboten, kaum erhalten haben. Hans Thurzo war gleich nach dem Verscheiden des Vaters in einen Neißer Gasthof übergesiedelt, da er die Nähe von Toten nicht um sich vertragen konnte. An eine Aufnahme der Schwester konnte er als garçon nicht denken, und es war auch keiner in diesem Kreise, der irgendeine Hoffnung mit ihm verknüpfte, obwohl er an der Versammlung teilnahm.

Nach des Grafen Sasterhausens Meinung sollte Otto die Liegnitzer Ritterakademie beziehen. Die Frage über Benignas Schicksal ließ er zunächst offen.

Die Gräfin, die bisher mit gnädiger Anteilnahme zugehört hatte, schien jetzt etwas zusammenzusinken und nachdenklich und fromm etwas in sich zu suchen. Ja, ein wenig war die alte Gräfin noch immer voller Mitleid und Rührung, da sie sich in dem Heim ihrer einstigen Freundin befand, das sich in den nächsten Tagen unter der Gewalt der Umstände auflösen mußte.

Da sagte oncle Matthias in der Art und mit der Miene eines gutmütigen und nicht allzu weltklugen, schlesischen Landmannes: „Wäre halt sehr erfreut, wenn ma chère nièce das Rochusschloß mit mir teilen möchte. Habe mich gegenwärtig entschlossen, Station in der alten Heimat zu machen, wenn mich nicht wieder fataler Kriegslärm daraus vertreibt. Wäre mir angenehm, meine teure nièce bei mir zu haben."

Sie stutzten alle. Es schien in der Tat keine Verabredung zu sein.

Benigna spürte, wie eine große Stille sekundenlang über alle fiel, dann aber sagte die Gräfin in liebenswürdigem und bewegtem Tone: „Da die Frage durch des Herrn Grafen Güte vortrefflich gelöst ist, bleibt uns nur übrig, der lieben Benigna Glück zu wünschen . . ."

Sigismund Sasterhausen sah vor sich nieder und sprach dann etwas von der ‚Not am größten und der Hilfe, die dann am nächsten' . . . nahm noch mehr Haltung an und legte, da Hans Thurzo schwieg, in einer kleinen Rede Seiner Erlaucht, dem Herrn Grafen, die liebe, junge Benigna, deren Los man mit dem größten Anteil verfolgen werde, gerührt ans Herz.

Das Gesicht des Grafen, lang, schmal wetterbraun und von vielen Erlebnissen versehrt, war eigentümlich unbeweglich auf ihn gerichtet; er nahm sich nicht die Mühe, auf den Sermon zu antworten, und richtete auch kein Wort an Benigna.

Der Junker Otto beobachtete den fremden Onkel betroffen.

Benigna begegnete plötzlich den Augen Alexanders von Ginstrum, der auch an der Konferenz teilnahm. In ihnen stand nichts als ein leidenschaftliches: Nein! Nein! Tu es nicht!

Aber sie war entschlossen. Was gab es sonst für sie?

Eine demütigende Existenz etwa bei den Sasterhausens? Von Onkel Amilius und der Katze war keine Hilfe möglich. Die Mechthild war mit der Doktorn in ein österreichisches Kloster abgereist. Was gab es anderes als das Rochusschloß? Viel-

Digitized by Google

leicht war es sogar ein großes, unerwartetes Glück, eine besondere Chance ...?

Sie sah den Onkel wieder an. Es war nicht zu sagen, daß er sie abstieß. Im Gegenteil hob sich etwas in ihr wie mit Flügeln zu. Eine Sympathie ... Er war das, dem ihre Seele ohne äußere Kenntnis zuneigte: der große Herr.

Die Verwandten nahmen Abschied, um sich in das Gasthaus ‚Zu den drei Kronen' am Ringe zu begeben, wo ihr Reisewagen mit frischen Pferden wartete. Hans Thurzo schloß sich ihnen an.

Jetzt nahm er sehr liebenswürdig Abschied von oncle Treschin, dankte ihm, wünschte Otto für Liegnitz Glück, trennte sich von Benigna mit der leisen Feindseligkeit, die seit dem Tode des Vaters zwischen ihnen stand, und ging mit den Sasterhausens. Graf Treschin blieb noch eine Weile, nachdem er Ginstrum kühl verabschiedet hatte.

In einer eigentümlich elastischen Art, wie sie Männer an sich haben, die passionierte Reiter sind, ging er in der Stube auf und ab, unleugbar nicht in das Milieu passend, ein Mann aus einer für Benigna unbekannten Welt und ziemlich unbekannten Schicksalen. Die leise Ähnlichkeit mit Hans Thurzo störte sie nicht; sie sah in dem Bruder nur ein etwas verzerrtes und klägliches Abbild dessen, der vor ihr stand. Graf Matthias war kleiner, schmächtiger, aber fester und sicherer im Auftreten, ohne die geringste Peinlichkeit und Gesuchtheit im Anzug, hochmütig und sicher. Nein, er hatte keinen, der ihm gleich war. Selbst die Sasterhausens lebten in seiner Gegenwart nicht. Nichts lebte neben ihm. Nur die alten Treschins standen hinter ihm.

Das Schicksal des Obersten schien ihm herzlich gleichgültig zu sein. Auch nach Benignas Mutter, seiner Stiefschwester, fragte er nicht. Sein Blick glitt über alle Logischs auf den Familienbildern vollkommen gleichgültig hinweg.

Sagte auch nicht, woher er kam. Gab nur kurz an, wann Benigna in das Rochusschloß übersiedeln konnte, das er ein wenig zu restaurieren gedachte.

Otto übersah er auch vollständig.

Benigna bedachte eben, daß sich das geplante Zusammensein etwas eigentümlich gestalten werde, da blieb er plötzlich vor ihr stehen, holte ein Medaillon hervor und ließ es aufspringen. Sie gewahrte das von Diamanten umgebene Miniaturporträt einer auffallend schönen Demoiselle mit aschegrauem Haar, großen dunklen Augen und sehr tiefem decolleté.

„Die Gräfin?" fragte Benigna und war sich im unklaren, welche der beiden Gemahlinnen des Onkels das Bild darstellte.

Er lächelte. „‚Fleur'," sagte er betont. „Das ist ‚fleur'."

Sie wandte den Kopf ab.

Er schlug die Golddecke mit rascher Bewegung zu und betrachtete Benigna darüberweg unter halb gesenkten Lidern mit lässiger Aufmerksamkeit.

„Du bist nicht ‚Fleur'," sagte er bedauernd.

* * *

Die Rochusallee bei Neiße ist nicht wie eine andere Allee im Land. Man vermag sie sich nicht voller Spaziergänger, Reiter und Kutschen zu denken; sie ist die dunkle Straße für Wallfahrer und Leidtragende, für Bittende und Bettler, sie führt zu Pestkirchhöfen, Wallfahrtskirchen und einem Marienbild. Sie ist im Mittelalter entstanden und noch immer Mittelalter: schmal, tiefgeleisig, von dicken uralten Linden beschattet, bei denen man nicht recht merkt, wann sie blühen, mit einem Kapellchen inmitten und mit riesigen alten Marmorbänken, auf denen Bettler und Krüppel sitzen; sie ist finsteres Mittelalter voller Leiden, Tod und Legende.

Dort, wo sie endet, steht die Kirche des heiligen Rochus, und bald danach kommt der Platz ‚Zum Bilde', auf dem vor vielen, vielen Jahren einem armen Hirten in den Nebeln der Frühe die singende Mutter Gottes erschien. Es war zur Hussitenzeit, und die Bürger gewannen infolge der Erscheinung soviel Mut, daß sie die Feinde in einer furchtbaren Schlacht besiegten und davontrieben. Die Stelle ward hernach zum Wallfahrtsort, in einem Kirchlein wurde ein Muttergottesbild aufgehängt, an das sich nun alle Wunderhoffnungen klammerten. Vom Frühling bis in den späten Herbst hinein, an den Heiligentagen, und besonders im Marienmonat Mai, kommen die Wallfahrer aus den südschlesischen Dörfern, aus dem Mährischen und

Digitized by Google

Beethoven. Bildwerk von Prof. Peter Breuer

Digitized by Google

Digitized by Google

Polnischen, um am ‚Bilde' zu beten. Es nimmt es fast mit der braunen Maria zu Wartha und der zu Albendorf auf.

Ein wenig hinter dem Dörfchen, das sich um die Wallfahrtskirche angesiedelt hatte, befand sich mitten im Neißetale auf einem schönen romantischen Fleck das sogenannte Rochusschloß. Es war von einem Bischof von Treschin vor Jahrhunderten als Lustschloß erbaut worden, dann im Besitz verschiedener Orden, bis es endlich wieder in die Hände der Treschins überging. Unzählig sind die Sagen, die sich mit den verschiedenen Besitztümern der Grafen beschäftigen, mit dem Rochusschloß, der Ruine Tschirach und der Burg Trecin bei Schmiedeberg, auf der ein Graf Treschin samt seiner Geliebten vom Blitz erschlagen wurde. Die Treschins gehörten zu den Familien, die sich bald zu der neuen Lehre bekannten, aber mit der einsetzenden Gegenreformation wieder katholisch wurden. Das Haus Österreich lohnte es ihnen fürstlich. Als König Friedrich ins Land rückte, gelang es nur der einen Linie, der von Tschirach und Malabor, sich ihm anzupassen, der anderen, sogenannten Hoyerschen Linie, die sich zu Österreich hielt, wurden alle schlesischen Güter konfisziert; sie siedelten nach Böhmen über, wo ohnehin ihr reichster Besitz lag, und wo sie für ihre Treue auch reichlich Entschädigung fanden. Diese Linie war heutigentags die mächtigste und reichste, während die schlesische allmählich nur die Volksphantasie mit vielen Historien und Schnurren bereicherte. Graf Adam Magnus, Matthias' Vater, hatte als letzte Hoffnung seiner merkwürdigen Existenz, durch des Königs Interesse für das Glashüttenwesen bestimmt, hinter dem Rochusschloß eine Glashütte angelegt, die nach vielem Spuk, der dort getrieben wurde, eines Nachts niederbrannte. Außerdem hatte er versucht, im Garten des Schloßes eine Maulbeerplantage und Seidenraupenzucht anzulegen, und noch jetzt gab es im sogenannten ‚Hedwigssaal' ein großes Tuch, das aus heimischem Gespinst hergestellt war und einen großen, eingewebten Uhu zeigte.

Das Schloß war nicht groß und verriet in allem seinen Charakter als Lustschloß. An der Hauptwand zeigten sich noch Spuren alten Sgraffitoschmuckes, in dem sich Treschinsche Wappen erkennen ließen; über dem schönen Portal befand sich der österreichische Adler mit der Bischofsmitra; der Stil war durch viele Änderungen im Laufe der Jahrhunderte ziemlich verwischt. Trotz der Meubles, die oncle Matthias heranschaffen ließ und der mancherlei Restaurierungen, die er in die Wege leitete, verlor es nicht das Sonderbare und Unheimliche der feuchten Lage im Flußtal und der Nähe der alten Kult- und Begräbnisstätten. Man mochte die Frage aufwerfen, was den Grafen bewogen hatte, gerade dieses Sommerschloß zur Winterresidenz zu wählen, aber dergleichen gehörte wohl mit zu den Dingen, die auch bei Hans Thurzo nicht zu enträtseln waren.

Benigna war Anfang September mit den wenigen Sachen hinausgezogen, die sie besaß. Otto war in die Ritterakademie aufgenommen worden und hatte als Stubengenossen einen Sasterhausen, mit dem er sich, wie es schien, angefreundet hatte. Seine Briefe verrieten wenigstens nichts von Heimweh. Hans Thurzo ließ nichts mehr von sich hören. Die Nachlaßreglung, die der Justizrat Welzel vom Ring vornahm, zeigte, daß er schon viel mehr erhalten hatte, als was je sein Erbteil hätte sein können. Die kleine Summe, die nach allem übrigblieb, wurde zwischen Otto und Benigna geteilt.

Mechthild war noch immer in Österreich. Die Kantz hatten die Nachricht von Benignas Übersiedlung ins Rochusschloß mit Genugtuung aufgenommen; sie gönnten ihr die Verbesserung ihrer Lage. Alexander schwieg, schien sich aber immer noch mit allerhand Plänen zu tragen.

Die Müllerin Andrä hatte Benigna eines Tages gefragt, ob sie denn nicht bei ihnen Zuflucht suchen wollte? Sie alle wären von Herzen gern bereit, die gnädigste Demoiselle aufzunehmen, und wenn es bei ihnen auch nicht fein könnte wie im Rochusschloß, so sei doch in ihrem Hause die Jugend.

Benigna konnte sich ungefähr denken, wie sie das meinte — Adelheide Booth hatte sie neulich mit ihrem Registrator besucht —, aber ihr Sinn hatte sich schon dem Neuen zugeneigt, und es interessierte sie lebhaft, zu erfahren, was es eigentlich mit diesem Onkel war, der immerhin den Stief-

Digitized by Google

bruder ihrer Mutter vorstellte, und dem sie sich schließlich ohne Sorgen anvertrauen konnte, obgleich er jetzt allein stand. So dankte sie Madame Andrä herzlich.

Über die Ehen des Onkels war nichts Klares zu erfahren.

Er hatte erst ein flandrisches Fräulein aus dem inzwischen in der Revolution untergegangenen Hause Modave, die schöne Gerada de Blauuw, geehelicht, die aber nicht lange in seinem Hause war. Man sagte, sie sei ihm nicht ungetreu gewesen, doch habe er es sich eingebildet und sollte nach Art jenes böhmischen Königs ihren Beichtiger zu bestimmen versucht haben, ihm das Beichtgeheimnis zu verraten. Als ihm das nicht gelang, habe er die schöne Gerada fortgewiesen, und sie sei in einem Kloster gestorben. Danach hatte er sich mit einem westfälischen Fräulein, einer von Eyggenhoff, vermählt, die ihm in ähnlicher Weise begegnet sein sollte. Jedenfalls war diese Ehe, vom Papste selbst eingesegnet, nach vielen Schwierigkeiten getrennt worden. Kinder waren aus keiner Ehe vorhanden, so daß das Majorat an die Hoyersche Linie fallen mußte.

Benignas Zimmer befanden sich in der Mansarde des Schlosses.

Die Feuchtigkeit, die sonst alle Mauern heimlich durchsog, drang wenigstens nicht bis hier herauf. Allerdings befand sich in ihrem Schlafzimmer eine tiefe vermauerte Nische, und der Sage nach sollte der Bischof Treschin, vom Volke bestürmt, dahinter die Pest eingemauert haben. Aus den Hinterzimmern sah sie über den ziemlich verwahrlosten, zuletzt im Stile Lenôtres angelegten Garten bis zur Neiße hin, hinter der sich nach sumpfigen Wiesenbreiten eine Waldhöhe erhob. Vorn aber schaute sie über das Dorf mit seinen Gärten bis zur Kirche von Maria-Hilf, an die ein Birkenhain stieß. Stand der Wind günstig, so fuhren die zarten Wipfel in zierlich sanftem Bewegen hinter dem Kirchdach hervor, was ein hübsches Spiel gab.

Den unteren Teil des Schlosses nahm eine einfache Halle ein, und darüber befand sich im ersten Stock der sogenannte Hedwigssaal, ein großer, hochfenstriger Raum, der an allen Ecken bischöfliche und Treschiner Insignien aufwies. An den mit stockfleckigen Gobelins überzogenen Wänden ließen sich die Porträts der heiligen Hedwig, des Herzogs Heinrich und des heiligen Rochus herausfinden. In diesem Saal befand sich auch ein halbes Fenster mit buntem Glas gefüllt, das in steifen Linien die törichten Jungfrauen vom Grafen Magnus eigenhändig zusammengesetzt zeigte; zu den klugen war er nicht mehr gekommen. Daran stießen die Räume, die oncle Matthias nun bewohnte. Darinnen befanden sich neben alten kostbaren Meubles sehr wertvolle Sammlungen von Alt-Treschiner Fayencen, Hirschvogelarbeiten, und Hedwigsgläsern; das berühmteste Stück war ein Pokal, der das Alliancewappen des Breslauer Bistums und der Familie Treschin zeigte. Auch eine große Bibliothek war vorhanden und wurde von Ratibor her noch ergänzt. Aber nicht ein Familienbild war zu entdecken, und keines kam an. Über den Schreibtisch des Grafen — er hatte übrigens die Absicht, zu arbeiten, und schon einige Komödien geschrieben — wurde nur ein großes Ölgemälde aufgehängt, das jenes schöne Fräulein zeigte, dessen Porträt er auch im Medaillon trug, und die er wiederum betont mit jenem Namen nannte: ‚Fleur‘.

Unter den Domestiken ragte der Nepomuk Eins hervor, der ihn auf all seinen Reisen begleitet hatte, ein kleiner pechschwarzer Kerl, der seine Familie, eine polnische Frau und sehr viele Töchter wieder aus den Winkeln holte, in denen sie sich während seiner Abwesenheit verkrochen hatte. Diese Brut nahm Quartier im untersten Teile des Schlosses, wo das Wasser von den Wänden lief und in den Gängen aufspiegelte; darüber befanden sich im Erdgeschoß die Wirtschaftsräume, und dort logierte das andere Dienstpersonal. Zu Benignas Bedienung war die jüngste Tochter des Einsschen Ehepaares bestimmt, Heddel mit Namen, ein scheues, dunkelhaariges fünfzehnjähriges Ding.

Alexander und Marianne kamen bald zu Besuch, zufällig an einem Tage. Gegen Marianne hatte der Graf, wie die meisten Männer, trotz ihrer Häßlichkeit nichts einzuwenden; Alexander begegnete er eisig uud ließ durchblicken, daß er es horribel fände, wenn ein junger Mensch von famille sich als Lehrer alles möglichen Plebs in einer Reitbahn herumdrücke,

Digitized by Google

während in allen Armeen Europas Platz für ihn sei.

Für Preußen, wie es sich augenblicklich präsentierte, hatte oncle Matthias nur kalte Verachtung, für Österreich die Anerkennung uralten katholischen Blutes, für Polen sympathisches Empfinden und für Frankreich trotz allem Geschehenen leidenschaftliche Liebe. Er steckte voll von Anekdoten aus allen Hauptstädten, voll der boshaftesten Historien über die Fürsten und den hohen Adel, wußte jeden Skandal, der sich zugetragen hatte — Benignas Empfinden verstand er allerdings dabei zu schonen — und redete nicht selten in einer Weise, die durchaus jakobinisch war. Hatte aber die Reitpeitsche immer zur Hand und zog sie bei der geringsten Kleinigkeit den Leuten über, auch dem Eins. Man hörte es oft.

Er war anfangs viel aus, aber um den Adel der Umgegend schien er sich nicht zu kümmern, wollte auch nicht länger als bis zum Frühjahr hier bleiben.

Benigna war viel allein.

Ein böser gelber Stern stand allnächtlich über der Neiße. Es wurde Herbst.

Sie erkannte: es gab kein freiwilliges Vergehen in der Welt. Alles dies ringsum, mochte es sommerblütenlang gelebt haben, alle diese Dinge bis zum Kraut der Wiesen, zum Ampfer am Wege hinab, hätten gierig und selig bis ins Endlose weitergelebt. Der Flieder zeigte schon wieder Knospen, das Gras frischte sich auf, und an den Kirschbäumen taten sich schon wieder schneeweiße Blütenbüschel hervor. Aber in jeder Nacht, unterm Schein des gelben Sterns, kam der Tod und löschte. Die üppigen Bohnen in den Bauerngärten raschelten fahlgrün mit letztem Fruchtansatz zusammen, das Gras erblich nach weißen Morgenröten. Noch klammerten sich Malven und Wicken im gräflichen Garten fest und zärtlich aneinander, hielten purpurne Blütenfünkchen hoch, trieben Knospenzeug nach und waren mit ihren leichten Herzen noch tief im Sommer, bis eine Nacht kam, die auch sie löschte. Der Tod ging um. Man konnte fühlen, daß er nahe war, daß er war, daß Herbst und Winter Krankheit waren, Ende.

Als die Abende kürzer und schlechter wurden, der Weg nach der Stadt oft unmöglich, und die Dinge der Übersiedlung sich einigermaßen erledigt hatten, begann sich oncle Matthias mehr seiner teuren nièce zu widmen.

Benigna hatte aus allem entnehmen können, daß ihre Erscheinung ihn enttäuscht hatte und noch immer enttäuschte. Ihre Trauerkleider mochten seinem verwöhnten Blick nicht genügen, und ihr Charme war verlöscht. Er sah ihr manchmal gespannt entgegen, begrüßte sie ritterlich, und dann trat doch wieder der eigentümlich resignierte bedauernde Blick in die halbverschleierten Augen: ‚Du bist nicht . . . Fleur.‘

Er zeigte ihr Bilder von schönen Frauen, die er in seinen Schränken verwahrte, manches davon ging eben an die Grenze dessen, was sie sehen durfte; viele schwere, gelbliche Kupfer schlug er rasch und doch mit eigentümlichem Wesen um, und ohne daß er ein Wort von seinen Abenteuern andeutete, begann sie diese doch zu ahnen, begann trotz allem wohl zu ahnen, welche Erlebnisse ein Mann haben konnte, der sich frei in aller Welt bewegte wie dieser Onkel Treschin. Er hatte Geist und konnte vortreffliche Bemerkungen machen, aber gab sich nicht viel Mühe dazu. Sie fühlte etwas wie Melancholie um diesen alternden Mann, und: ist es nicht um einen Mann, der gelebt hat und nicht mehr lange leben wird, eine viel größere Tragödie, als um eine verblühende Frau, eine von härterem Schliff? Sie begann wieder an den Tod draußen zu denken und bezog ihn mit auf den Grafen Treschin, unter dessen Dach sie weilte.

Gelegentlich begann er sie in die Familiengeschichte einzuweihen, erstaunt, daß sie von ihrer Mutter nie etwas darüber gehört. Er holte ihr den Stammbaum, den ein Treschin um 1500 ungelenk angelegt hatte, und wies ihr die Anfänge und Kämpfe des Geschlechts. Das war etwas anderes als Alexanders sentimentale Historien! Sie sah nun das alte Treschiner Wappen mit dem Uhu und dem durch die Jahrhunderte festgehaltenen Spruch: Magni sumus maneamus magni!

Wohl kamen ein Logisch um 1600, eine Sasterhausen aus dem Hause Jeschkendorf hundert Jahre später vor, aber im allgemeinen waren die Treschins fast nur mit dem hohen Adel ganz Europas verbunden. Da waren die gräflichen Häuser von

Digitized by Google

St. Valéry, Ratowski-Colonna, Brenner, Mauroy, Chotimitz-Grahotusch, Vernaletto di Laterano: französisches, polnisches, böhmisches, flandrisches und italienisches Blut floß in ihren Adern, und sie begann die seltsame Heimatlosigkeit des Grafen zu verstehen. Auch manches in Hans Thurzo. Manches in — sich.

Es ist etwas Seltsames um Vorfahren. Seltsam auf einmal Bischöfe, Feldmarschälle, kaiserliche Räte, Kardinäle, Hofleute darunter zu entdecken, Aufklärer und Renegaten, päpstliche und lutherische Rebellen und Getreue, Gelehrte, Genießer, Räuber und Künstler, Philosophen und Ästheten, aber immer große Herren. Seltsam ist es, so in die Vergangenheit des eigenen Blutes hineinsehen zu können und auf einmal schauernd zu verspüren: so ist es. Diese alle klingen auch in dir, du wußtest es nur nicht. All dies fremde Blut klingt in dir, fordert in dir, uralter Ehrgeiz hebt wieder sein Haupt, verschollene Leidenschaft und Schuld steigen wieder empor, das Wollen wacht auf: groß sein und groß bleiben!

Sie sah den Onkel mit mehr Respekt an, fand auf einmal mehr Verbindung mit der einsamen Melancholie des Rochusschlosses, fand die Tradition.

Ihr dumpfes, rastloses Heimweh verlosch, sie hielt es nicht einmal mehr störend, wenn er unten in der Halle die Kanaille, den Eins, tüchtig mit der Peitsche regalierte.

Manchmal gefiel sich der Onkel in fritzischen Aperçus: „Plus je connais l'homme, plus j'aime le chien."

Aber seine Liebe für diese Tiere war nicht groß. Eher galt sie noch den Büchern und Skripturen, der phantastischen Welt der Träumer, obgleich ein Treschin das Träumen nicht eigentlich nötig hatte. Die Sagen und Legenden Alexanders vermochten allerdings keinerlei Anziehung auf ihn auszuüben. Er liebte den Charme der Komödie. Versuchte sich jetzt, nach allerhand Entwürfen im Stil des Molière, in einer altschlesischen Komödie, indem er seinen Stoff einer bekannten Historie entnahm: dem Schicksal des Krämers, der auf der Durchreise in der Kleinstadt bestohlen, den Dieb auch herausfindet, aber nach den Stadtgesetzen — da der Henker fehlt — gezwungen ist, ihn selbst zu hängen, wenn das Spiel sich nicht umkehren und er vom Spitzbuben gehängt werden soll. Er gab eine Menge boshaft geschauter Bürgertypen, bei denen vielleicht uralter Herrenhaß die Feder führte, und er begann den großen Dialog zwischen den beiden Hauptpersonen mit solchem Esprit, daß er sich eines Abends in guter Laune sogar herbeiließ, ihn vorzulesen. Und sie war überrascht von dem heimlich heraufzitternden, mit geistvoller Ironie gegebenen Spiel — — Aber er schrieb nicht weiter.

Einige Tage später hatte er die Lust an der Arbeit vollkommen verloren.

So war es mit ihm. Die Dinge ließen ihn, den reichsgräflichen Herrn, nicht leicht, aber er war nach den Gesetzen seiner nervösen Natur gezwungen, sie zu lassen. Warf Spiel und Komödie, Liebe und Leidenschaft, Phantasie und Wirklichkeit immer wieder gleichgültig hinter sich zurück, und zwar in dem Augenblick, in dem sie am stärksten zu brennen schienen . . . War seiner beiden Frauen und vieler anderer sicherlich immer in dem Augenblick überdrüssig geworden, da sie ihm am nächsten gerückt waren. So mochte sein ganzes Leben hinter ihm liegen: in Bruchstücken, in Halbbegonnenem, spöttisch Losgelassenem, in Bildern, in kurzen Bildern, in halben Komödien.

Er war der Herr, der kostete, lächelte und verwarf.

Es war ohne Zweifel, daß er auch im Rochusschloß nicht allzulange verweilen würde. Schon in einigen Wochen vielleicht lag diese Episode so vergessen hinter ihm wie alle anderen.

Daß es sich mit jener schönen Demoiselle nicht so verhalten konnte, wie er es nur einmal anzudeuten liebte, schien Benigna endlich klar. Auch da war nicht Sentimentalität, sondern eine brüsk abgebrochene Komödie . . . waren vielleicht Tränen, irgendwo.

Ein glücklich liebender Mann verfällt jedenfalls nicht in solche Stimmungen, in die oncle Matthias in jenem denkwürdigen Winter auf Anno dreizehn verfiel. Es war ärgste Melancholie. War die Fortsetzung jener Stimmungen draußen. Adam Matthias empfand in diesen Wochen seine allmählich aufrückenden Jahre und

Digitized by Google

etliche weiße Haare als eine Sache, von der sich nicht ohne weiteres gleichgültig abrücken ließ.

Er starrte in Dunkelheiten und verfiel.

Dann löste sich die Stimmung.

Er hatte in der Stadt, am Kirchplatz, einen Barbier entdeckt, der sich mit Freuden und unter vielen Bücklingen dazu hergab, sich von dem Herrn Grafen, wenn es ihn so anwandelte, mit dem Reitstock bearbeiten zu lassen, die Friedrichsdors dann schmunzelnd einsteckte, und noch an Kunden und vielen Neidern gewann. Mit starrem Blick, den Eins hinter sich, sauste der Graf in seinem vergoldeten Schlitten, der einer Muschel glich, manchmal täglich in die Stadt zum Barbier Bogner.

Benigna gegenüber verriet der Onkel strenge Grundsätze. So hatte er sie eines Morgens mit Alexander bei der Kirche gesehen und sagte ihr in entschiedenem Tone, daß er dergleichen Promenaden für ein Fräulein von Logisch nicht für passend halte. Der neveu Ginstrum könnte ja ins Schloß kommen, wenn es ihn nach einem Zusammensein mit seiner Cousine gelüste; doch scheine er, wie man ihm berichtet habe, seine Zeit lieber in dem merkwürdigen Domizil der Majorin von Kantz zu verbringen. Man sähe in dem Fräulein seine künftige Gemahlin.

Kurz vor Weihnachten kehrte Otto im Rochusschloß ein. Er war doch nicht so entzückt von der Akademie, hatte aber an dem Sasterhausen einen guten Freund gewonnen und war der beste Reiter seines Jahrgangs.

Der Onkel behandelte ihn gleichgültig, schickte ihn in die Stadt, um Freunde zu besuchen und die russischen Gefangenen zu sehen, die eben eingetroffen waren. Napoleon hatte Moskau erreicht, aber allerhand Gerüchte durchfluteten immer mächtiger das Land, und der Junker zitterte vor Freude, daß dort im Osten ein Wunder geschehen und für Preußen und die Armee endlich andere Zeiten kommen würden. Von Alexander brachte er die Nachricht, daß die Neuformation des Husarenregiments nun bevorstände. Im übrigen hatte Ginstrum es abgelehnt, nach Rochus zu kommen.

‚Du bist nicht . . . Fleur‘ . . . sagte des Grafen verdeckter Blick zu Benigna.

Im Januar, nach Ottos Abreise, ward unverhofft Frühlingswetter. Der Schnee lief fast ohne Katastrophen in der ganzen Gegend ab, die Neiße und die Gräben stiegen nicht sehr. Das Land war braun und lila, die aufgepflügten Äcker schienen rot in der Krume, und der Himmel war von einem so unendlichen Blau, als ob die Herrlichkeit des kommenden Sommers schon wie eine goldene Glorie oben warte, bereit langsam herniederzusinken.

Benigna und der Onkel ritten aus. Es war auf den Landstraßen einigermaßen durchzukommen, die Stadt berührte der Graf dabei niemals. Er kam erst dann aus sich heraus, wurde auch erst passioniert, wenn sie draußen waren, inmitten des gärenden Baumwerks, der rötlich gestreckten Weiden, der sanftblauen Bergferne. Er wurde fast heiter, beinahe jung. Ritt vortrefflich und hielt lange aus, hatte aber an ihr viele Ausstellungen. Mein Gott, wie lange war es jetzt her, seit sie zu Pferd gesessen hatte! Sie spürte an ihm die leise Verachtung, die er für die ‚pauveren Mariagen‘ im Hause Treschin hatte. Es war ihr, als ob er sie manchmal auch nicht anders einschätzte als ‚Canaille‘.

Dennoch waren es schöne Ritte, gerade in dieser Zeit, in diesem sonderbar vorweggenommenen Frühling. Die Ammern saßen auf den Pflaumenbäumen am Wege und flogen, wenn die Reiter nahten, immer ein paar Bäume vorwärts, sich immer wieder niederlassend und von neuem aufliegend. Dabei sah man ihre kleinen gelben Körper, klein wie Kolibris, hörte ihre zirpenden Rufe, fein, wie Glas und Silber zusammengeschlagen. Von Baum zu Baum flogen sie, wie im Spiel, und dann auf einmal auf den Acker. Da saßen sie, golden wie die Erde.

Wie die Reiter so dahintrabten, lässig und frisch, gemächlich und voll guter Laune, unterm rätselhaften Schein des ersten Frühlings, kam Benigna plötzlich wieder die Erinnerung an Zaczki. War nicht manches wie damals? Hatte sie nicht einen ergebenen Ritter neben sich, der ihr heimlich stark zugewandt war? Sie wußte auf einmal, daß sie nicht an die Ironie des Onkels sich gegenüber glaubte und Alexanders auffälligem Fernbleiben ganz bestimmte Gründe unterschob, daß sie ihn aber auch nicht vermißte. Nein, keinen, keinen aus der Friedrichstadt.

Digitized by Google

Uralte Dinge hoben sich in ihr. War es nicht immer so gewesen? Paßte sie nicht ganz gut in das gräfliche Schloß, in die gräflichen Launen, paßte sie nicht wie nur irgendeine in die Anforderungen des Onkels? Was war es denn, was sie so sympathisch berührte, trotz allem, was sie sah, was er lässig kaum verbarg? Warum stieß es sie nicht ab, warum kam es ihr vor, als ob das alles sie nicht im geringsten etwas anginge, als ob nur zwei Menschen in der Welt seien, die eines Bluts und einer Rasse waren und hoch über allen anderen standen . . . Groß sein und groß bleiben . . .?

Aber war etwas Ähnliches nicht auch bei Zaczski gewesen?

Sie riß den Gedanken ab.

Und doch — —

Ja, ja, es war Zaczski. Nun ließ sie den Gedanken heran, besah ihn und fühlte: es ist vielleicht für eine Frau so, daß sie immer wieder den gleichen Mann und die gleiche Gefahr findet, auch wenn andere Zeiten und Männer kommen?

Jahrelang war sie jetzt mit totem Herzen gegangen, unfähig, sich in einen Traum zu schicken, irgendwo zu glauben, und jetzt, hier bei diesem Mann, von dem sie so viel und so wenig wußte, jetzt bei diesem sonderbaren Mann schlug ihr Blut hochauf.

Es wurden Mondnächte, und in jeder war der geheimnisvolle Duft von Blumen. In jedem Tag war der Duft von Pflänzchen, die zuerst ans Licht drängten, nachdem die Erlaubnis dazu gegeben war. Eben war Weihnacht gewesen, jetzt fing das Spiel schon wieder an. Eben war der Tod gewesen, nun war er weit davongegangen und mit ihm der böse Stern vom Himmel verschwunden. Vielleicht war schon eine erste große Hochzeit geheimnisvoller Dinge in der Welt. Ja, das Spiel hatte sich geändert. Alles durfte wiederkommen, und es kam.

Die Nächte waren schön, und die Tage waren schön.

Es war wie Rausch und seliges Wiederfinden der Jugend. So ist Leben? Ja, so ist es! Eine Gasse zeigte sich, man rannte hinein. Der Winterschlaf war aus. Erinnerungen kamen wie Vögel, die aus dem Süden heimkehren.

Ja, alles war da: Pfingstmorgen auf Smolltitz, festliche Paraden in der Stadt und die einsamen roten Frühen unter den Erlen. Isola bella war da und alles — andere.

Keine Spur von Melancholie war jetzt an dem Onkel, keine Spur resignierten Alters. Mit der zeitlosen Jugend, die gute Rasse gibt, schritt er durch das Schloß, saß er zu Pferde, ein geschmeidiger und glücklicher Herr.

Benigna freute sich auf die Ritte, die jetzt immer in Harmonie verliefen. Mit Wonne atmete sie den Dunst der sonnengelben Wiesen, der braunlila und scharfgrün schimmernden Äcker, der blauenden Fernen ein: ihr Herz war in dem kurzen Silberschlag der gelben Vögel und schlug mit in der sachten Wellenlinie des Landes.

Ihr Schritt war tanzend geworden. Sie sah das Unglück nicht mehr. Nicht mehr leiderstarrte, verhärmte Gesichter, nicht mehr rotgeweinte Augen, kein bitteres Über-den-Zaun-spähen. Sie war so voller Feuer, daß sie alle Männer hätte toll machen können, und sie wußte es.

Sie war jetzt ‚Fleur'.

Es war abwechselnd Sonnen- und Mondschein. Nicht eine Wolke kam in diesen Tagen auf. Jeder Tag klar, jede Nacht klar. Und immer länger wurden die Ritte.

Eines Abends stand Benigna noch am Fenster ihres Schlafzimmers. Die Heddel hatte sie schon verlassen. Drüben lag in geheimnisvoll hervordampfendem Nebel die Waldhöhe, über der tags ein brauner Schimmer stand, und die jetzt noch voll unruhig schwirrenden Dämmerungslebens war. Man hörte die sonderbar heiseren Schreie der Fasanen, die Laute der Wasserhühner und Enten am Fluß. Vielleicht zogen dort drüben, wo die Mondsichel jetzt nur noch als schmaler weißlicher Streif am Himmel stand, schon Schnepfen; die Natur mußte sich ja in diesen zeitig gewährten Frühling glücklich hineinstürzen.

Benignas Herrentum klammerte sich an den Wald da drüben, der dem Onkel gehörte. Es war, als sei er ihr alter Besitz. Sie horchte auf die Laute der verwirrt und sehnsüchtig streifenden Vögel und sah den Dunst näherkommen, es war nichts Unheimliches darin; er war Duft. Silbern

Digitized by Google

hoch stand jetzt der Mond, und in seinem zarten Licht dampfte die Welt.

Es pochte an Benignas Tür.

Sie öffnete und erkannte erstaunt den Onkel. „Ich vergaß, dich zu fragen, ob du morgen mit auf Preiland zu willst. In der Nähe ist schöner Wald ..."

„Gewiß, gern, mon oncle."

Sie schauten sich an. In Benignas Gesicht trat Verwirrung. Warum kam er selbst?

Sie schloß die Türe rasch.

Dann ging sie zur Ruhe, schlief aber nicht, sondern überdachte die Dinge, wie sie sich in ihr Leben gedrängt hatten. Hier ... In der Stadt lachte man über den verrückten Treschin. Sie kannte ihn. O, sie kannte ihn besser.

Ist es nicht auch etwas für ein junges Blut, die letzte Liebe eines Mannes zu sein? Die letzte große Amour, die mit ihm stirbt? Die letzte Liebe, die sich über alle anderen breitet? Sie dachte an die Gerada und die Eygge, ach, dies alles lag so weit zurück, daß es kaum noch in Rechnung zu ziehen war. Was jetzt kam, war anders, war so, wie es für sie sein mußte. Sie erkannte sich neu.

Gräfin Treschin.

Mit einem päpstlichen Dispens war das zu erreichen.

Sie wollte alles mit in den Kauf nehmen, was später etwa sein konnte, es war in ihr kein Gefühl eines jugendlichen Sichopferns, sie brachte kein Opfer. Sie liebte ihn.

Auf einmal hörte sie den Onkel unten im Garten schreiten. Sie stand leise auf. Eine Hecke stand drüben vor dem Graben. Sie sah ihn daran lehnen und zu ihren Fenstern emporschauen. Fest, sicher, ohne Scheu. Lange sah er zu ihr auf. Sie schaute zu ihm hinab. Dann ging er mit seinem geschmeidigen Tritt dem Walde zu.

Sie blickte ihm nach.

Ihr Herz hämmerte und kam in Stunden nicht zur Ruhe. Sie empfand die Veränderung, die ein solches Empfinden im Körper schafft.

Ja, kam nicht eine bessere Zeit?

Sie fuhr auf einmal aus ihrem Dämmern auf.

Ging nicht einer draußen im Garten?

Sie horchte. Es war still.

Am anderen Morgen ritten sie nach einem Walde weit draußen. Ein kleines Dorf lag, von einem Wall aus slawischer Zeit umgeben, dicht davor. Dort machten sie Rast, stellten die Tiere ein — selten begleitete sie ein Reitknecht — und wanderten dann in den Wald, der sich aber als kleiner erwies, als man erwartet hatte. Aus steilen, hohen Kiefern bestehend, war er wie eine dunkle Wand inmitten der Felder hingebaut; man ging sonderbar in ihm, wie in einer engen Schachtel. Es roch nach den Nadeln, die am Boden lagen; sie gingen weiter und gewahrten, daß sich an das Wäldchen noch ein Gehölz von Laubbäumen anschloß, deren Äste rot vom treibenden Safte waren. Es waren Erlen, Weiden und vornehmlich Birken, viele weiße Birken blitzten heraus. Ein schmaler Weg führte hinein.

„Wollen wir noch weiter, ma chère?" fragte der Onkel mit regungslosem Gesicht.

„Nein," sagte sie hastig.

Sie sah aber nach dem Weg zurück. In ihr begehrte es plötzlich: diesen Weg möchte ich gehen. Diesen Weg!

Matthias war in vortrefflicher Laune. Hochmütig ritt er durch die Bauerndörfer. Viele hoben die Mützen, manche starrten nur, etliche hatten diesen sonderbaren Blick, dem man ansieht, daß er sich nun und nimmer in die gleiche Lage zu träumen imstande ist. Der nicht haßt und nicht liebt. Der einfach nicht zu empfinden vermag, was mehr ist als sein eigenes Dasein.

Solcher Beobachtungen machten sie manche. Matthias war eben dazu gelaunt.

Endlich kam die eiserne Fahne des Schlosses herauf, die den Uhu zeigte.

Er ließ sie diesmal allein ins Schloß und ritt noch weiter, wie es schien, nach der Stadt. Die Dämmerung war so blau, wie noch niemals bisher. Amselschreie tönten auf.

Benigna kam in ihre Zimmer und sah den bräunlichen Waldberg drüben liegen. Eine einzelne Birke sah deutlich heraus. In ihr schrie es wieder: diesen Weg möchte ich gehen! Ihre Träume machten wunderbare Fahrten. Was gab es nicht zu erleben mit einem Mann, mit dem man sich verstand? Welche Wandlungen erfuhr die Natur in einem Herzen, das sich hatte wandeln dürfen? O, Matthias, was könnten wir sein!

Digitized by Google

Sie ging zu Bett und lag mit offenen Augen. Es war Nacht, blaue Nacht, in die das Leben rannte.

Da pochte es draußen.

„Heddel?“ rief sie fragend.

Es kam keine Antwort. Aber die kleine Klinke bog sich leise hernieder.

Es pochte und pochte. Jetzt raunte es ihren Namen. Es raunte: „Fleur.“

„Fleur!“

Sie rührte sich nicht.

* * *

Noch bevor der Tag dämmerte, hatte sie in aller Stille ihre Sachen zusammengesucht und in einem Bündel untergebracht, über das sie einen Mantelriemen schnallte. Nun mußte sie warten, bis der Eins das Tor öffnete, um hinauszukommen.

Endlich vernahm sie es. Sie schlich die breite, dunkle Treppe hinab und traf auf den letzten Stufen Heddel, die sich wohl zu ihr begeben wollte. Groß erstaunt und ein wenig dumm sah sie das gnädige Fräulein an. Draußen war der Eins beim Fegen der Auffahrt. Er schien sie nicht zu beachten. Aber als sie vorüber war, verstummte das Geräusch des Kehrens und sie hörte ihn ins Schloß laufen.

Sie ging eilig der Rochusallee zu. Der Himmel war ein wenig bezogen. Aber der große Reiz, die Frühlingslockung war noch in der Luft. Es war nicht herb.

In der Allee traf sie eine Prozession. Mit feuchten Schuhen, den Morgennebel in den Kleidern, wanderten sie zum ‚Bilde‘.

Und sangen ein altes Lied:

„Schön sind die Wälder,
Schön sind die Felder
In der schönen Frühlingszeit
Maria ist schöner,
Maria ist reiner,
Die unser traurig Herz erfreut ...“

Die roten Kirchenfahnen wehten. Die Prozession verschwand.

Benigna war es auf einmal, als ob in der Ferne Hufschlag laut würde. Ja, ohne Zweifel. Sie begann zu eilen. Die Bettler, die auf den Bänken in der Allee saßen, blickten neugierig ihr nach. Mit zitternden Gliedern lief sie, im Morgengrauen, durch die Allee des heiligen Rochus in die Stadt. Hinter ihr Graf Treschin.

Fern lag der Kapellenberg.

Als sie durchs Breslauer Tor ging, hörte sie den Hufschlag, deutlich, den lässigen und leichten Gang eines edlen Pferdes, den sie so gut kannte. Sie sah ihn, ohne ihn zu erblicken: den schmalen Kopf mit den regungslosen Zügen, unter hochmütig und gleichgültig gesenkten Lidern scharf ausspähend. Er gab das Spiel noch nicht verloren. Und das sollte er auch nicht. In ihr war fast eine kühne Freude an den Dingen, wie sie sich entwickelt hatten. Groß sein und groß bleiben, Graf Treschin!

Und nun ...?

Er war in den gleichen Weg eingebogen. Ohne Eile, fast bedächtig, klappte der feine Hufschlag hinter ihr. Sie gewahrte die aufmerksam werdenden Mienen etlicher Leute und Kinder. An ihr vorbei stürzte der Barbier Bogner vom Kirchplatz. Diensteifrig flog er auf den Reiter zu.

Der Hufschlag beschleunigte sich und kam nun scharf und rasch an sie heran. Sie machte eine jähe Wendung und trat durch ein Seitenportal in die katholische Pfarrkirche. Hierher konnte er ihr nicht folgen.

Sie ging langsam und schwer atmend unter der riesigen Wölbung der Kirche dahin. Der uralten Kirche voll dämmeriger Kapellen und buntverglaster Fenster, voll Gold, Silber, Purpurtuch und Farbe. Auf der Galerie über dem Hochaltar standen riesige braune, geschnitzte Heilige, die zu schreiten schienen, in den Kapellen schliefen Bischöfe unter steinernen Malen, zum Dach der Kirche war der Sage nach ein ganzer Wald verwendet worden. Nie war es ganz still im Gotteshause. Irgendwo huschte es, klappte es, knackte es immer, sprang ein Uhrwerk, wehte ein Atem, reckte und dehnte sich der verwandelte Wald.

Sie blieb in einem Kirchenstuhl inmitten der Beter sitzen und dachte an den, der jetzt draußen wütend herumirren mochte. Endlich wurde ihr schwach, sie mußte weiter und sich eine Unterkunft suchen. Matthias würde nun fort sein.

Das erste, was sie draußen gewahrte, war das Reitpferd des Grafen, das der Lehrling des Barbiers auf und ab führte, einen gewissen Stolz in den Mienen. Um den Barbierladen aber war eine kleine Ansammlung von Leuten, die lachend durch die Gardine zu spähen versuchten.

Benigna ging eilig zum Töpfermarkt und trat bei der Majorin von Kantz ein. Sie fand Mutter und Tochter bei einem

Digitized by Google

Bildnis der Gattin des Künstlers

Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher

Digitized by Google

Digitized by Google

verspäteten Frühstück. Die Majorin raffte die Reste eilig von der Decke. Nebenan in der Küche brodelte schon das Mittagessen für die Herren Offiziere.

Nichts fiel Benigna mehr auf die Seele als der Unterschied zwischen dieser Welt und der im Rochusschloß ... trotz allem.

Mit schillernden Blicken hörten Mutter und Tochter auf das, was Benigna über ihren eiligen Abschied draußen zu sagen für nötig fand: einige kleine Differenzen mit dem Onkel ... o ja, sie verstanden!

Aber nun?

Die Majorin zuckte die Achseln.

„Wir würden Ihnen ja gern ein Domizil anbieten, liebste Demoiselle, aber Sie sehen ja selbst: die Umstände verbieten uns, dem Zug unserer Herzen zu folgen."

Sie redete fast in der Sprache ihrer gereimten ‚Denkmäler'.

„Aber wenn Sie nach Berlin gingen, liebste Benigna, zu Ihren Verwandten, die die teure Nichte gewiß mit inniger Freude in die Arme schließen würden? Oder zu den Sasterhausens, die Sie mit wahrster Freude aufnehmen würden? Ich würde gern, mit dem herzlichsten Anteil ... das Postgeld ... Man sprach vorhin ... ja, Marianne, wer sagte denn, daß heute gerade eine vortreffliche Reisegelegenheit nach Brieg sei?"

Benigna dankte. Sie verabschiedete sich und kam wieder auf den Kirchplatz zurück. Das Reitpferd fehlte, der Barbierladen lag wie sonst. Der Graf war fort.

Sie trat in einen Kaffeeschank in der Glockengasse und ließ sich Kaffee und einen Kuchen geben. Die ordinäre Umgebung widerte sie an. Matthias Treschin —

Langsam ging sie dann nach der Friedrichstadt hinaus. Es blieb fürs erste nichts anderes übrig, als das Angebot der Müllerin anzunehmen. Sie konnte jetzt nicht von Neiße fort!

Als sie über die Brücke ging und in der Richtung nach der Rochusallee schaute, kam eine wilde Sehnsucht nach dem goldenen einsamen Frühling von St. Rochus über sie.

Das Wasser roch scharf herauf, die Luft hatte sich nun doch geändert, alles sah auf einmal viel weniger zuversichtlich aus. Der Dunst verstärkte sich. Das Wetter schlug um.

In der Friedrichstadt ritt mancher Reiter. Aber Graf Treschin war es nicht.

Die Müllerin schlug vor Überraschung die Hände zusammen, war aber weniger laut als früher. Ihr Mann war vor Weihnachten ganz plötzlich verstorben. Die Kuckucksuhr, die er immer aufgezogen, stand. Über dem Kanapee, neben dem Koseler, hing sein Bild, vom Porträtmaler Zimpel in der Hundsgasse gemalt und von einem Immortellenkranz umschlungen. Die Majorin von Kantz hatte ein langes ‚Vergißmeinnicht, meinem teuren Gatten in die Gruft gestreut', gedichtet. In der Müllerin war, so weit sie sich ihrem Mann auch überlegen gefühlt, und so gern sie es begrüßt hatte, wenn er sich in die Küche zurückzog, doch seit seinem Tode etwas merkwürdig geknickt. Aber voller Freude sprach sie ihre Bereitwilligkeit, Benigna aufzunehmen, aus. Sie hätten ja soviel Platz in ihrem Häuschen. Die gnädigste Demoiselle könne hinten ganz allein wohnen, mit schöner Aussicht aufs Gebirge. Wie zu Hause sollte sie sich fühlen ...

Es schien ihr durchaus begreiflich, daß es im Rochusschloß nicht länger gegangen war. Aber sie fragte nicht.

Geld mußte sie annehmen. Aber daran lag es nicht, daß ihre Freude allmählich hochschlug wie bei einer Weihnachtsbescherung, deren Reichtum man erst nach und nach erkennt. Sie wurde immer lebhafter, und nun kam der Sohn.

Benigna hörte seinen Schritt, einen leichten und frischen Schritt, aber doch nicht der Matthias Treschins. Als Andrä in die Tür trat, kam ihr sein Äußeres plötzlich recht gewöhnlich vor.

Aber so unverhüllt leuchtende Augen hatte sie schon lange nicht mehr gesehen. Wieder dachte sie an Treschin, der seine Empfindungen hinter hundert Masken zu verbergen verstand, was um so mehr reizte. Dieser hier war ehrlich in seinem Glück, dazu voll Respekt, er würde nie mit einem Schritt die Grenze zu überschreiten wagen. Das fühlte sie. Hier war sie vorläufig geborgen.

Er war wie erlöst. Die Mutter mußte Wein bringen. Es war sogar Pontac. Und mit diesem feinen, schweren und ganz und gar militärischen Wein stießen sie auf die Zukunft an.

Digitized by Google

Benigna war manchmal zerstreut. Sie erkannte, daß einige Aufregung in diesem Aufenthalt liegen würde. Alle Augenblicke mußte sie auf einen Hufschlag horchen.

⁂ ⁂ ⁂

Am andern Tage kam Alexander Ginstrum.

Die Nachricht von ihrer Flucht mußte sich schon in der ganzen Stadt verbreitet haben. Vielleicht hatte man sie und Treschin auf dem Kirchplatz beobachtet.

Alexander war steif. Sie erkannte, was sie schon geahnt hatte: der Onkel hatte getan, was nur zu tun gewesen war, um Entfremdung zwischen sie und ihn zu säen. Aber Benigna fühlte sich außerstande, die Dinge jetzt zu klären. Sie wußte wohl, was er wollte und wohin sein verhohlenes Fragen ging: er suchte nach einer Handhabe, um oncle Treschin ...

Auf keinen Fall durften die beiden aneinandergeraten. Und ihre Verteidigung führte sie selbst!

Da kam er auf einen anderen Grund seines Kommens. Sie konnte hier nicht bleiben!

Es kam ihr die Laune an, ihn zu quälen. „Ich bleibe hier, lieber Alexander!"

Seine Augen glühten auf. Sie sah ihn vollkommen verwandelt.

„Hier lasse ich dich nicht!"

„Du vergißt, daß deine Meinung leider nicht maßgebend ist," erwiderte sie kühl. „Ich muß mich nach den Möglichkeiten richten, die gegeben sind."

„Es gibt andere."

„Für den Augenblick nicht."

„Ich werde überlegen. Ich schreibe an Onkel Amilius."

„Lieber Alexander, du weißt ..."

„Einerlei, es muß etwas gefunden werden. Ich sorge dafür. Du darfst hier nicht bleiben."

„Der... Sohn...?" fragte sie spöttisch. Es schoß leicht über ihre Haut. Er sah sie mit einem, ihr an ihm ganz fremden roten Aufdämmern im Blick an. Sie wußte nicht, wie wahnsinnig er gelitten hatte und — wie schön sie während dieses Spiels mit Matthias Treschin geworden war.

„Sei ruhig," setzte sie leicht und etwas hochmütig hinzu. „Wie steht es mit dir?" fragte sie dann. „Ist deine Einberufung zu erwarten?"

Er fuhr erst nach einer ganzen Weile aus seinem Grübeln auf.

„Gewiß," sagte er dann lebhaft, „die Dinge sind in Bewegung. — Ich kann nicht oft hierherkommen, das bringe ich nicht fertig, aber ich werde unbedingt zusehen und eine Möglichkeit für dich schaffen. Wir müssen vielleicht bald scheiden ..." Seine Augen sprachen etwas. Sie wandte den Blick ab.

„Es wird sich finden, lieber Alexander."

Er hörte vor der Tür die Stimme der Müllerin und verabschiedete sich.

⁂ ⁂ ⁂

Die Majorin von Kantz legte die Karten zusammen und sah etwas nachdenklich aus. Dann ging sie an ihr Regal und suchte bedächtig, holte einige Krausen und Gläser herunter, goß allerhand zusammen, rührte Pulver hinein und drehte kleine feste Pillen. Dann und wann stützte sie sich dabei auf.

Es ging nicht mehr so. Irgend etwas in ihr stimmte nicht mehr. Sie, die mit der Natur vertraut war, fühlte, daß sie sich keine lange Rechnung mehr machen durfte. Sie hatte auf mehr gerechnet. Aber das Leben ist schmal.

Sie brachte die Pillen zu Marianne, die am Fenster Strümpfe stopfte. Das Mädchen schaute sie an. Dann trafen sich ihre Blicke eigentümlich. Die Mutter setzte sich auf einen Schemel.

„Diese pilules hatte ich früher einmal ... Wir hatten eine Laienschwester, die es verstand. Sie war aus dem Gebirge und wußte allerlei. Wußte auch, was ich wollte. Und half mir. Die pilules sind dazu, daß sie die amour erwecken oder verstärken, wenn sie schon vorhanden ist."

„Wenn sie vorhanden ist," sagte Marianne finster.

„Wenn sie nicht vorhanden ist, dann schaffen sie sie ..." erwiderte die Majorin mit Bedeutung. „Und wenn sie am besten helfen sollen, dann wirft man sie in den ... Sand. So war es bei mir. Ich wußte keinen anderen als den Kantz, der mit meinem Vater zusammen getrunken und mich manchmal übers Haar gestreichelt hatte. Er war bereit, mir aus dem Kloster zu helfen, aber ... mehr ging damals nicht in ihn hinein. Die Laienschwester ließ ihm auf ihren Botengängen die Bestellun-

Digitized by Google

gen zukommen, die ich ihm sandte. Er sollte mich abends am Tor erwarten und ins Brandenburgische hinüberbringen. Nichts tun, als mich eine Weile sicher geleiten. Und zu dem Zweck ..." sie lächelte eigentümlich, „nahm ich mir die pilules mit. Unterwegs hielt ich sie immer bereit, denn bei passender Gelegenheit wollte ich sie ihm in den Wein werfen. Er war wie ein Onkel, dachte sich nicht viel dabei, ein junges Frauenzimmer zu geleiten, dessen Vater sein Freund gewesen war. Vielleicht hatte er auch ..." sie sah Marianne scharf an, „eine ... andere. Ich wartete und wartete auf eine Gelegenheit, und als sie endlich kam, als wir am Morgen nach der nächtlichen Postfahrt zu Haynau im Gasthause zusammensaßen, da ... warf ich sie weg. Denn ich ... brauchte sie nicht mehr."

Das Feuer in ihren Augen war wieder voll geworden wie in Jugendzeiten. Sie lächelte triumphierend.

„Noch an dem Abend nannte er mich seine Braut, und als wir im Brandenburgischen waren, ließen wir uns trauen. Die Laienschwester bekam einen Brief von mir. Und ein Jahr darauf hielt ich dich in den Armen. — — Du bist nun an meinem Platz, und wenn man dich auch nicht ins Kloster zwingen will, etwas zwingt doch, dich deines Blutes zu erinnern. Du kannst sein wie ich und kannst erreichen, was ich erreichte. Vielleicht noch mehr ..."

„Noch mehr," sagte Marianne betont.

„Dann ist es gut. Dann erreiche es."

Sie ging wieder an ihren Tisch zurück.

Marianne rüstete sich, um zu Benigna zu gehen.

Madame Andrä feierte den Geburtstag des Fräuleins von Logisch.

Sie empfing ihre Gäste zwar im höchsten Staat, aber durchaus nicht freudig. Ihr Gesicht war verweint, dazu ein wenig feierlich. Sie fand sich doch nicht so in die Dinge, die sie erwählt hatte. Jetzt, wo der Krieg sicher war, fühlte sie, was es hieß, daß Stephan Offizier war. Ach ja — Offizier.

Er aber stand in seiner ganzen robusten Fröhlichkeit, ein zufriedener und glücklicher Mensch, neben der Demoiselle von Logisch, um sich herum die Freunde des Hauses Andrä. Hatte Benigna wohl schon einen Geburtstag in dieser Umgebung gefeiert? Madame Sperling war da, die Witwe eines Kaufmanns und Stadtrates, deren ältester Sohn jetzt Stephans Regimentskamerad geworden war und deren jüngster eben eintreten wollte. Und ihre Tochter, Jungfer Friederike, die sich anscheinend Hoffnungen auf den Leutnant Andrä gemacht hatte und nun Benigna mit bösen Blicken maß. Der Registrator Weidlich mit Adelheid, der es immerhin besser gelang, den Ton mit diesen Leuten zu finden ...

Benigna wußte bereits: hier in dem engen Kreise kamen ihr ebensoviel Feindschaft und Schwärmerei entgegen wie in ihrem früheren. Sie hatte hier Freunde und Feinde, Spieler und Gegenspieler, die ihr das bißchen Zuflucht, das sie hier gefunden, durch Neid und Gehässigkeit zu vergällen suchten und der ganzen Sache mehr Wichtigkeit beilegten, als sie vor ihr selbst besaß. Sie lebte ja eigentlich nur in dem Zukünftigen, ohne daß sie noch genau zu sagen vermochte, worin dieses bestehen würde, so sehr ihr Herz auch danach klopfte. Oft, wenn sie des Morgens wach wurde, erkannte sie, daß sie im Traum dahin zurückgekehrt war, wohin es sie mit Seele und Sinnen zog.

Sie hatte Matthias Treschin wiedergesehen. Er kam oft durch die Friedrichstadt, deren Wesen ihm doch durchaus unsympathisch sein mußte, kam so oft hindurchgeritten, daß die Leute aufmerksam wurden und ihren Klatsch daraus sogen. Man spähte nach ihrem Fenster, wenn der Hufschlag nur erscholl, aber sie ließ sich nie vor der Gardine erblicken. Nur einmal geschah es, daß sie gerade aus dem Hause trat, eben den Schirm aufspannen wollte, denn ein großer, schneller Gewitterregen sprang aus der weißen Frühlingswolke über ihr herab ... und die Hand sinken ließ und wie gelähmt in das Gesicht des Grafen starrte, der eben vom Fort Preußen hergeritten kam. Und in dem Augenblicke erkannte sie durch alles Dämpfende hindurch, das die Tage schon darüber gelegt hatten, wie sehr sie ihn liebte, wie ungeheuer ihr Herz an ihm hing, aber auch, wieviel die Sehnsucht in ihr an Leuchtendem schon zu zerstören begonnen hatte. Und wußte zugleich, welche Macht sie noch über ihn besaß ... (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Zu Oskar Zwintschers Gedächtnis

Von Prof. Ferdinand Gregori

Wir sind in dem gleichen Jahr, in der gleichen Stadt geboren, nur wenige Tage und wohl auch nur wenige Häuser auseinander. Vielleicht lernten wir lesen und schreiben in derselben Bürgerschule, und unser beider Gymnasien waren durch die grüne und braune Mützenfarbe auffallender getrennt als durch Felder und Straßen. Nur der „Johannapark“ und „Schimmels Teich“ lagen eigentlich dazwischen, und dort sind wir gewiß oft auf Schlittschuhen aneinander vorbeigesaust, haben gemeinsam und von ferne der schönsten Läuferin gehuldigt und die Süßigkeit solcher heimlichen Liebe gekostet, von der die Angebeteten selbst immer weniger erfuhren als die Löschblätter unserer Diarien.

Reichlich zwanzig volle Jahre — vom Frühling 1870 bis zum Herbst 1890 — sind wir so, einander nahe und unbekannt, in Leipzig gleichaltrig-strebende Knaben gewesen, und als er, der Kunstakademiker, dann Dresden aufsuchte, um nach der Dürre in Niepers Leipziger Gipsschule sich an zwei fetten Malerjahren bei Leon Pohle und Pauwels sattzuessen, da fand auch ich es geraten, Leipzigs höchste Schule ohne Dissertation zu verlassen und in der weit engeren Welt einer Provinzbühne die Bretter zu betreten, die mir die allerweiteste Welt bedeuteten.

Und ein Dreißiger gar wurde ich, ehe ich Oskar Zwintscher zum ersten Male mit Bewußtsein sah. Er malte da in Meißen, angesichts der schönen Albrechtsburg. Der Alltag kannte von ihm die frische, rotdachige Ansichtskarte dieser traulichen Stadt; die Verbraucher von Stollwerckscher Schokolade fanden seine preisgekrönten Bilderreihen unter dem Umschlage der Täfelchen versteckt, und aus jedem zweiten oder dritten Hefte „Meggendorfer“ lächelte damals schon die Abonnenten sämtlicher Lesezirkel seine wohlwollend-drollige Betrachtung beschränkten Menschentums an.

Zwintscher hat diese Arbeiten, deren Erlös ihm erst zu leben und zu schaffen erlaubte, nie über die Achsel angesehen. Und wer heute sein stattliches galeriereifes Werk überblickt, wird gern auch diese bescheidenen Blätter als gute Bekenntnisse gelten lassen. Denn nicht nur technische Sicherheit zeichnet sie aus, sie geben auch ganze Seiten seines Wesens wieder, die er in den großzügigen Landschaften und Bildnissen aus Stilrücksichten verschatten mußte. So gehört die „Wirkung in die Ferne“ Goethes zu „Iphigenie auf Tauris“; man erfährt aus den zierlich tänzelnden Versen, daß auch ein mit Likör bespritztes Hofdamenkleid und eine Pagenweste goethisch-dichterisch werden können; Iphigenie aber wollte unser Hellene nicht mit dem Frühtrunk am Munde und eine Weintraube verspeisend, das Land der Griechen mit der Seele suchen lassen. Es ist Main- und Rheinstimmung in der Goethischen Liebesneckerei, und sächsisch-wendisch blinzelt es aus dem Zwintscherschen Meggendorfer-Ulk heraus.

Als ich nun an einem Sommertage um 1900 endlich in die Iphigenienwelt Zwintschers hineinschauen durfte, hatten zwei große Ereignisse ihn fast ruckweise hochgeschnellt: die schöne, mit allen Sinnen umworbene Braut war trotz manchem äußeren Einspruch ganz die Seine geworden, und wie durch diesen Liebestrank ermutigt, hatte er wenige Monate nach der Hochzeit den Teil der Welt erobert, der ihm vom Schicksal zugedacht war. Seine erste Sammelausstellung — im nahen Dresden noch mit Vorsicht begrüßt — wuchs von Stadt zu Stadt tiefer in die Freude der Beschauer hinein. Berlin, Hamburg, Bremen, Lübeck, Leipzig, Wiesbaden, Frankfurt sahen sie, und sie vergaßen sie nicht wieder. Was heute von seinen Werken in den Museen hängt, verdankt unmittelbar oder mittelbar seinen Platz diesem ersten gelungenen Vorstoß. Zwintscher war sonst öffentlichen Schaustellungen nicht hold — wohl ein väterliches Erbe, denn der Leipziger Musikpädagoge litt geradezu an Podiumfurcht — und wirklich hat erst der Tod, im Anfang dieses Jahres, wieder die Schatzkammern aufgebrochen, die da bis zur Decke gefüllt waren, und wenn auch nicht alle Kleinodien, so doch dreihundert kostbare Stücke in die hellen, luftigen Räume des Sächsischen Kunstvereins getragen. Nicht nur die Fremden und die Vergeßlichen staunten über diesen einheitlichen Reichtum, den sie in ihrer irrlichtelierenden Zeit anzutreffen ganz entwöhnt waren, auch die treuesten Freunde, die sich alljährlich wenigstens einmal in seiner Werkstatt und seinem Leben umgetan, mußten fast Tag für Tag während dieser sechs, sieben Ausstellungswochen zur Brühlschen Terrasse pilgern, um die Fülle der edlen, warmen Kraft, die am 11. Februar 1916 von der Erde weggenommen worden war, zur Garbe gebunden in ihrer Erinnerung zu bergen.

Der Februar war seinem Leben bedeutungsvoll gewesen; das hatte sich der Tod gemerkt. Auch im Februar, als Knabe von fünf Jahren, im Krankenbette — eine Kanüle saß in seinem schmalen Hälschen, und die Brüder durften nicht bei ihm sein — hatte er, nachdem er mit der Betrachtung der Tapetenmuster und der Deckenornamente seines

Digitized by Google

Bildnis von Professor Ferdinand Gregori
Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher

Digitized by Google

Stübchens fertig war, auf abgerissene Papierfetzen gekritzelt, gekrakelt, gezeichnet, gestaltet, was ihm ins kindliche Gedächtnis kam und diese Blättchen den unfreiwillig entfernten Geschwistern als Lebenszeichen zugeschickt. In diesen Tagen der Schwäche regte sich, um über den mädchenhaften Körper zu triumphieren, die männliche Künstlerseele sichtbar zum ersten Male. Sein Lebtag sollte dieser Kampf nicht aufhören; und wohl aus Bewußtsein solchen Kampfes heraus holte er sich dann eine allerzarteste Freundin ins Haus, die in ihm mit eins die Mannheit freimachte: frei zum Kampfe, frei zum Schaffen.

Und wieder an einem Februartage wandert der Zwanzigjährige, überdrüssig der handwerklichen Kniffe, die man ihm in dem Kunstflügel der alten Leipziger Pleißenburg beigebracht, in das kunstreichere Dresden und quartiert sich dort auf zwei Jahre ein. Wie entscheidend diese Reise für den Maler geworden ist, kann man leicht erkennen, wenn man in der Dresdner Galerie ein Bildnis von der Hand Leon Pohles neben ein Zwintscherisches stellt. Gediegenheit der Arbeit und Treue zur Natur stehen als Wappenknechte an ihrer Seite. Im übrigen aber scheiden sich die Individualitäten durch die Treue, die sie gegen sich selbst üben.

Zweimal hat Zwintscher versucht, das kleine Meißen mit dem großen München zu vertauschen; es gelang ihm bloß auf kurze Monate. Die Magnetnadel seines Lebens zitterte schon frühzeitig nur ganz wenig rechts und links am endlichen Ziele vorbei; und waren's nicht durchaus Land und Leute seiner Heimat, die den festen Polpunkt wiesen, so die Geliebte. Auf einem Bildnis aus der Brautzeit sind die Augen des einfach bürgerlich angezogenen Mädchens ins musische Maß erweitert, sie herrschen über das Gesicht; so ekstatisch malte er diese Sterne, weil er sonst nicht die ganze Seligkeit hätte aussagen können, die er daraus gesogen. Und so begleiteten sie ihn damals in die Ferne und — lenkten ihn schnell wieder zurück. Wie still wurde es nach und nach zwischen diesen, ein wenig krankhaft geröteten Lidern der Geliebten, bis — etwa auf dem Bildnis mit der schwarz-weißen Haube — die Augen sich ganz demütig dem Orchester der anderen Linien und Flächen des Antlitzes einordneten, die Kinn und Nasenflügel, Ober- und Unterlippe, Braue und Wimper nachbildeten. Und wie wuchs doch die schlichte Frau wiederum ins Dauernd-Göttliche empor, als er ihr das modische Gewand lüftete und sie, Fiber für Fiber in Perlmutterglanz erstrahlen machte; in einem weichen Glanze, wie nur hohe schöpferische Liebe ihn erfinden kann.

Wie durch Zufall muß Oskar Zwintscher dann als Lehrer an die Dresdner Akademie gekommen sein. Es war im Jahre 1903. Eine Überraschung für ihn. Er legte sich's so zurecht, daß zwei Parteien je einen Kandidaten für den verwaisten Lehrstuhl vorgeschlagen hätten und daß der kleine Meißner Maler, der bisher ganz gleichgültig behandelte Sonderling Zwintscher, nur weil die Parteien unnachgiebig gewesen, als tertius gaudens eingeschleppt worden wäre. Wie dem auch sei: er folgte dem Rufe wirklich gern und hat die mit dem Amt verbundenen Pflichten bis zu seiner letzten kurzen Krankheit treulich erfüllt. War er Selbstherr in der Kunst, so als Bürger Demokrat — und das ließ er ohne Scheu merken, da er, ein echter Idealist, voll der Hoffnung war, seinen Anschauungen zum Besten der Akademie zum Siege verhelfen zu können. Zwar die segenreiche Stiftung einer Mensa academica durfte er ungehindert ins Leben rufen, indem er einen ansehnlichen Grundstockbeitrag zeichnete; aber wenn er daran rührte, den Einfluß zu vermindern, den Laien und Beamte auf künstlerische Fragen, etwa auf Anstellung von Lehrkräften, hatten, mußte er gar bald einsehen, daß er rechts und links, vorn und hinten unliebsam anstieß und keinen Schritt vorwärtskam. Gewiß war er in jedem zarteren Sinne gesellig, aber wo nach seiner Meinung Eitelkeit und Neid die Führung an sich rissen, versagte seine beschauliche Lebensbetrachtung; er nannte dann die Dinge bei ihren derbsten Namen, schlug drein und erschien grob und unduldsam. Darum zog er sich sehr früh von den Kollegen zurück und schloß sich mit seinem Werke ein. Innerlich abgerundet, wie er war, durfte er das auch, ohne daß er befürchten mußte, die Fühlung mit dem Leben zu verlieren. Vielleicht wehrte sich damals — zu seinem Glücke — die Natur in ihm rechtzeitig gegen einen nutzlosen Verbrauch von Kräften, an denen sein schmächtiger Körper wahrhaftig keinen Überfluß hatte.

Kränkungen geschahen ihm von mancherlei Art. Ein „Meisteratelier" erreichte er in den zwölf, dreizehn Jahren seiner Lehrtätigkeit nicht. Als er in dem Bildnis einer leitenden Persönlichkeit, das ihm in Auftrag gegeben war, wieder einmal ehrlich seine Meinung gesagt hatte, bestrafte man seine Ehrlichkeit und vergrub die Leinwand in irgendeinem Dunkel. Selbst eine freigesinnte Stadt wie Leipzig wagte es jahrelang nicht, einen offiziell erworbenen, mit berauschender Wärme gemalten Akt „Zwischen Schmuck und Lied" öffentlich aufzuhängen. Und weil er sich keiner ausstellungsfreudigen Gruppe verschrieb, blieb lange Jahre hindurch Bild für Bild unverkauft; es sei denn, daß die Freunde von 1899 in ihren Kreisen für ihn weiterwirkten. Er fühlte die Zurücksetzungen, aber er sah doch auch den Tag voraus, der ihn an die richtige Stelle rücken würde. Dieser Tag wurde der 15. April 1916, wo wir die Gedächtnisausstellung eröffneten — freilich mit der schmerzlichen Einschränkung, daß der Künstler selbst seiner Krönung nur im Bilde zuschauen konnte.

Als junges Mädchen hatte seine Frau einmal die Verse aufgeschrieben:

Digitized by Google

Die Gattin des Künſtlers. Gemälde von Prof. Oskar Zwintſcher

Digitized by Google

Du bist von mir gegangen,
Den ich so treu geliebt,
Ich war zum Tode betrübt —
Doch alle Vögel sangen!

So hörte auch Oskar Zwintscher fort und fort als führende Stimmen im Lebenschore die bejahenden, emporreißenden; recht in der Naturleidenschaft Gottfried Kellers, der über einen niedergebrannten Gutshof, über Asche und Vernichtung hinweg jubiliert:

Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Täler rings im Knospendrang,
Voll Quellenrauschen und voll Vogelsang!

O Überfülle, die zum Lichte schwillt,
O Blütenwirbel, der da überquillt
Und überwuchert, wo die tote Hand
Mit ihrer Spanne mißt das reiche Land.

Das ist die Nachhut, die den Rücken deckt;
Drum auf zum Werke, Menschheit, unerschreckt.
Bau' auf, reiß nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer seinen Segenslauf!

Er saß gern in kleinem, frohem Kreise und genoß da auch den einzelnen Augenblick mit Behagen. Seine Gemälde aber waren alles andere eher als Denksteine eines Augenblicks. Ich habe manches davon langsam wachsen sehen, vor allem die beiden Bildnisse, die mich selbst behandelten. Beide Male steckte ich in der Uniform; 1907 leistete ich eine kurze Friedensübung ab; 1915 war Krieg daraus geworden. Den knalligen blauen Rock mit rotem Kragen und roten Aufschlägen in seiner Derbheit wiederzugeben, reizte ihn nicht; auch sah er damals in mir den rechten Sommerleutnant, der die Waffe wie ein Schmuckstück trug. So zog ich denn für diese Sitzungen Zivil an, und das schlichte Kleid färbte auf den ganzen Menschen ab, der, aus einem Buche vorlesend, nach der geistigen Seite hin beschäftigt war und von seinem Maler auch nach der geistigen Seite hin erhöht, verstärkt wurde. Ganz anders das Bildnis von 1915: feldgrauer Rock, Säbel in der Linken, Helm zur Seite, das Buch ins Nebenamt gedrängt. Vor allem aber der Kopf ganz und gar hart geformter Soldat — von dem Haarwulst abgesehen, den ich aus friedlicher Gewohnheit beibehielt — und ganz und gar nicht mehr Vermittler von Dichterträumen!

Wenn also einseitig geartete Anhänger der künstlerischen Augenblicksanbetung die Meisterschaft solcher langsamer Maler, wie Oskar Zwintscher einer war, durch Zusätze, wie lebloses Handwerk, Mangel an Luftgeflimmer, an Beweglichkeit, gewaltsame Zurückschraubung, Blechmalerei verunglimpfen, so brauchte man sie nur vor diese beiden Bildnisse zu führen, die so grundverschiedene Eindrücke hinterlassen, als wenn sie nach zwei Menschen gemalt seien. Und doch ist der Künstler darin der Natur überall liebevoll gefolgt, wo er sie irgend mit seinem Erlebnis in Einklang bringen konnte. Hier unterstrichen, dort ausgelassen — ist diese Wechselbeziehung nicht das Wesen aller künstlerischen Nachbildung? Nirgends eine Lüge, aber an vielen Stellen eine bald geheimnisvollere, bald deutlichere Wahrheit als in der Wirklichkeit!

Überall in seinem Werke hat die Erde nicht nur Decke, sondern auch Tiefe; das Meer nicht nur Breite, sondern auch Weite; Menschenaugen verfolgen uns aus seinen Bildnissen heraus, deren Lichtquellen in den Herzkammern entspringen und auf ihrem vielverschlungenen Wege tausend Gefühlskräfte in sich saugen; gefaltete Menschenhände erzählen von dumpf erstöhnenden Gebeten der Seele. Erst spät trat Zwintscher dem Meere gegenüber, aber mit innigst zusammengeballter Kraft bändigte er sofort wie durch beschwörendes Handauflegen die verwirrende Linie erregter Wogen zu gefestigter Form, in der doch die zauberhaften Gesänge von Sirenen, Tritonen und Nereiden als Urtöne schwingen konnten. Und wieder setzte er gern sein Weib als einigenden Punkt in diese ungestüme Welt. Aus dem Wirrnis versonnenster Romantik förderte er, der Sohn und Bruder von Musikern, sein Konzert herauf, wo, wie in dem köstlichen, dem Giorgione zugeschriebenen Florentiner Gemälde drei Gleichgestimmte musizieren; nur daß das Trio sich hier aus der einzigen, zart klingenden Geige eines Jünglings und zwei erzitternd darauf antwortenden Frauenkörpern, Frauenseelen zusammenfindet.

Doch romantisch, etwa im Eichendorffschen Sinne, ist er nur in den atmosphärischen Teilen seiner Bilder, den unausdeutbaren, auf und ab webenden, denen unsere groben Sinne nicht gewachsen sind; dort also, wo es wirren und irren darf wie — bei Eichendorff:

O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —
Wirrst die Gedanken mir,
Mein irres Singen hier
Ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Demgegenüber steht — oft fast mit Schroffheit — die unerbittliche Bestimmtheit des eindeutig Erkennbaren, Erfaßbaren: der menschliche Akt in seiner anatomischen Gliederung, die Bildung des Pflanzenblattes, des Steines. Da zeichnet seine nahezu wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit auch Zufälliges ein, das dem Gesamteindruck unterzuordnen eine besondere, farbig organisatorische Behandlung erfordert. So bedingungslos vergöttert er die Natur, so folgt er sogar ihren Seitensprüngen, weil er weiß, daß dieselbe starrköpfige Natur wiederum großherzig genug ist, dem Maler zum Dank dafür auch seine seltsamsten Gedanken, seine Träume, seine Täuschungen und Unwirklichkeiten gern zu gestatten.

Aber auch wenn wir seine Landschaften, seine Menschen beim Namen nennen können,

Digitized by Google

Lenzrausch. Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher

Digitized by Google

ist denn das alles noch, ist das alles nur Natur? Menschen, die wir von der Straße her so genau zu kennen glauben, daß wir unsern Hut schon auf fünfzig Schritt Entfernung zum Gruße zurechtrücken, oder daß wir ihnen schon auf hundert Schritt ausweichen — sie sind's und sind's nicht! Und daß sie es für den oberflächlichen Blick nicht sind, ist zumeist ihre künstlerische Größe: da tritt der Künstler leibhaftiger heraus als sein Modell. Hieronymus Holzschuher aus Nürnberg, wie er sich selbst liebte und vielleicht von seinen nächsten Nachbarn geliebt wurde, ist vierhundert Jahre tot; wer mag sich noch um ihn kümmern! Der Holzschuher Albrecht Dürers hingegen ist aus seinem kleinen Nürnberg heraus und in die allerweiteste Welt eingetreten, die wir für möglich halten und die wir Unsterblichkeit nennen. Und Albrecht Dürer mit ihm, vor ihm.

Der Künstler zerlegt, wo er vor ihr steht, die Welt in Bilder, aber er zeigt auch im geringsten Bilde gerundete Welt. So gliederte auch Zwintscher — recht in Goethischer Nachfolge — die Natur und verdichtete sie, prägte ihr, wo sie tot erschien, atmende Poren ein und machte sie, wo sie in Stummheit vergehen wollte, erklingen:

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften
wüten?
Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?

Nirgends tritt diese Art der Offenbarung üppiger an uns heran als in seiner „Melodie", nirgends monumental-eherner als in dem Arcona-Felsen. Welche robuste Kraft vermochte dieser Ephebenkörper seiner starken Phantasie abzuringen in den Männerbildnissen (z. B. Lamprechts, Enkings), und in welch keuscher Fülle schüttete er die „schönen Frühlingsblüten" des Dichters auf die Pfade der farbig so oft verherrlichten häuslichen Hüterin. Wir zeigen hier einen Licht- und einen Dämmerrausch, die beide um die schlanke Gestalt gesponnen sind: ein durchsichtiges Weiß-Orange-Blau, in Sonne und Weite hineingestellt und aufgelöst; die Geliebte selbst behutsam geborgen vor jedem Sturm durch die Mauer der Mole und doch übers Meer in den Himmel hineinragend als Herrscherin; und zu zweit die geliebte Frau wie eine zerbrechliche Kostbarkeit als aufmerkender Page an die gedämpftgrüne Zimmerwand gelehnt; jedes Fingerglied und jeder Stein der Ringe beredt wie ein Dichtermund, von sorgender Liebe erzählend.

Wie reich und froh könnte die Menschheit sein, wenn sie mehr von ihren Künstlern wüßte! Wenn wir alle gelungenen Versuche deutsche Art in Worte einzufangen, an Zwintscher erproben — er spiegelt alle wider: sein waren Ernst und Liebe, Mut und Entschlossenheit, Verhaltenheit und Beharrlichkeit, Eigenwilligkeit und Phantasie; immer tat er die Sache um ihrer selbst willen, immer schied er Wichtiges deutlich von Unwichtigem, hielt er Inhalt und Form im glücklichsten Gleichmaß; unausgesetzt lernte er, um seinen Gesichts- und Urteilskreis zu erweitern. Und über allem: vor tausend Mitstrebenden bewahrte er die Kindlichkeit der Anschauung, das vornehmste Wiegengeschenk des Künstlers.

Was aber wissen die Menschen, die das alles wissen könnten, von ihm! Ein paar Zeilen über seinen Tod bleiben ein paar Tage lang bei ihnen haften! Sie nehmen sich ja nie die Zeit, den einzelnen genau kennen zu lernen, weil sie glauben, fünfzig andere auch kennen zu müssen. Kein Wunder, daß sie dabei arm und unfroh bleiben! Die Kunst als Ganzes ist ja ein Zerstreutes, weil sie sich auf tausend künstlerische Charaktere verteilt. Die lassen sich nicht, wie flüchtige Betrachter es wohl möchten, mit einer einzigen Umarmung umschließen. Nur das einzelne Werk und höchstens der einzelne Schöpfer bieten, weil sie begrenzt sind, die erwünschten greifbaren Symbole einer ins Unendliche verschwimmenden Welt dar. Wer sich in der Wirrnis der Alltagserde, der geographischen und kulturellen, nicht zurechtfindet, rettet sich am leichtesten durch die Kunst eines Auserwählten auf die selige Insel, die Ruhe und Befriedigung gewährt. Wenn aber immerhin wenigstens alle die Deutschen, die etwa den Plastiker des Naumburger Domes, die van Eyck und Memling, Matthias Grünewald und Stephan Lochner, Dürer, Cranach und Holbein, und aus dem vorigen Jahrhundert Kaspar David Friedrich und Waldmüller, Schwind und Menzel, Böcklin, Welti, Spitzweg zu Herzgesellen wählen, wenn sie alle sich einmal an sechundvierzig Lebensjahren eines Künstlers genügen ließen und nicht erst alter Gewohnheit nach auf die sechzig und siebzig warteten: sie fänden in den zeichnerischen und malerischen Bekenntnissen Zwintschers die freundlich leitende Hand, die ins allerheiligste Deutschland führt, und des Künstlers Gemeinde wäre mit einem Schlage stark wie ein siegendes Heer.

Was er mir gewesen ist, habe ich ihm nie gesagt; aber er mag's gespürt haben, weil ich jede Stunde, wo ich als Gast oder als Modell neben oder vor ihm saß, andächtig und fröhlich verbrachte. Ich ging stets reicher von ihm, als ich gekommen war. Sein Lebtag begleitete ihn die Heiterkeit eines unberührten Knaben, nur daß Kreisel und Schießgewehr, mit denen er sich vergnügte, Mensch und Landschaft hießen. Wie

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher

Digitized by Google

er sie getrennt erkundete und dann zueinander in Beziehung setzte, ist sein Geheimnis geblieben. Wir fühlen nur, mit der durch ihn gesteigerten Kraft unserer durchseelten Sinnlichkeit, überall die von der Schönheit verklärte Wahrheit, die zur Wahrheit vertiefte Schönheit. Auf seiner Staffelei funkelte es von genialisch empfundenen Farbenverhältnissen, die zwischen seiner Seele und der Seele der Natur vermittelten.

So herb und herausfordernd aufrecht sein Charakter war, so sanft und tiefgeneigt seine Liebe zu der Einen, die als ein edles Selbst und als seine begnadete Schöpfung mit ihm über allen Tod hinaus fortleben wird; tiefgeneigt bis zur Anbetung. Seinen Freunden ein Beistand und Faltenscheucher. Nie mehr werde ich von den Lippen eines klugen und bedeutenden Menschen die harmlosen Scherze hören, die ich mit innigem Behagen nur im kleinsten Familienkreise weitergab, weil sie fern, ferne von allem waren, worüber unsere großen Gesellschaften zu lachen belieben. Auch sie deutsch wie Kleinodien Spitzwegs, und zudem gut sächsisch wie Zwintschers Zeichnungen für Meggendorfer.

Ganz im stillen aber hat Oskar Zwintscher sein malerisches Werk auch mit Versen geziert. Nicht nur daß eine seiner köstlichsten Landschaften, die nun die Dresdner Galerie erworben hat, den rhythmisch beschwingten Stirnspruch trägt: „Wandern, o wandern!" — jedes Stück Natur, das er in Farben und Linien nachschuf — so auch der „Lenzrausch" mit den drei himmelsverzückten Mädchen — fällt unter die paar Zeilen, die er in seinem Hausbuch „Lebensregel" nennt:

Schlag deine Augen auf im Sonnenschein,
Laß allen Glanz der Welt tief in dich ein,
Bis ganz dein Herz davon durchleuchtet ist
Und selber du ein Stücklein Sonne bist,
Das aus sich selber wärmend widerstrahlt
Und auch noch trübe Tage goldig malt.

Und das „Rosenfest", in das er sein eignes Haus, seinen eignen Loschwitzer Garten und die Turmlinien Dresdens verwoben hat, obgleich die Gewänder der Frauen und des Pagen und die durchbrochene Hauswand südlichen Charakter tragen, dies Fest der Reife klingt etwa in der „Mittagshöhe" wieder, die freilich mehr als eine Umschreibung dieses einzelnen Werkes ist:

Du meiner Reife stilles Sommerland,
Du meine zweite, schöne Jugendzeit!
Nun fliegt der Blick durch Himmel frei und weit
Bis an die Pforten der Unendlichkeit,
Doch fest auf Erden ruht der Füße Stand.

Als „Lebensreime" wollen wir recht bald einen Teil seiner Hausdichtungen sammeln, mit ein paar Federzeichnungen schmücken, die Freundeshand zum Geleit ersonnen, und dem weiteren Freundeskreise des Verewigten vorlegen. Wem sein Werk nur schlechthin als Linie und Farbe gefällt, wem es nicht auch zugleich erklingt wie Kammermusik edelster Herkunft, der wird dann erst die volle Harmonie von Sein und Schaffen hören.

Ein Globus mit scheinbar nur geringem Durchmesser, mit nur wenigen Quadratmetern Fläche, worauf nur ein paar Dutzend Menschen herumwimmeln, umgibt uns, wo wir inmitten Zwintscherscher Schöpfungen stehen. Klein vielleicht, aber dem Mittelpunkte alles höchsten Erdengeschehens innig nahe! Die schmalen gerahmten Ebenen projizieren sich wie durch ungeheure Scheinwerfer in mächtigen Lichtkegeln auf die große Weltperipherie, wenn wir unverwandt, in Liebe und mit offenen Sinnen zwischen ihnen einhergehen. Leidenschaften und geordnete Gedankenreihen, Schönheit und Geistigkeit, Unbewußtes und Zielsicheres greifen ineinander über wie in dem Chaos, das wir — oft verzweifelnd — das Leben heißen; aber dies und das, mag es einander noch so sehr widerstreben, ist in des Malers Persönlichkeit, einem Brennspiegel, aufgefangen, zusammengebannt und unserem Auge angenähert. Das Chaos hat sich aufwärts zur Form entwickelt.

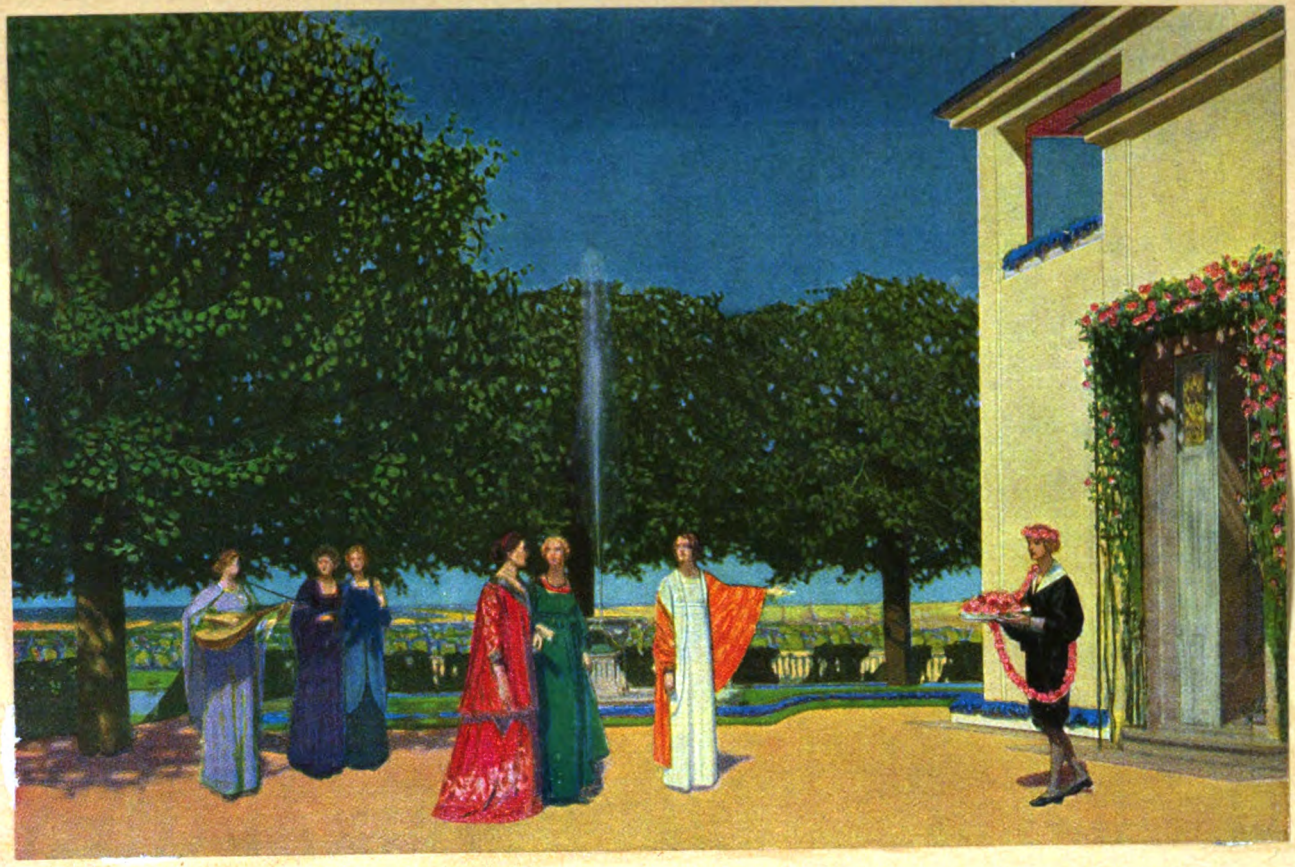
Wir können den Weg zu den „Müttern", den er nun begonnen, den Weg „ins Unbetretene, nicht zu Betretende", ins Ewige nicht verfolgen; dazu ist unser Auge zu arm. Aber diesseits des Weges, in der allgemeinen Nüchternheit der greifbaren Erscheinungen, kann die malerisch gewandelte Welt, die er hinterlassen, uns Gleichnis einer herrlichen zukünftigen und Entnüchterung, ja Rettung der gegenwärtigen Welt werden.

Einschlafen

So geb ich schlafersehnend mich an Wasser, Luft und Erde hin,
Weiß nicht mehr, daß ich Mensch und Hirn, nicht, daß ich Leib und Seele bin.
Ich liege unterm Monde da, ich rausche tief im Buchenlaub, —
Ich woge viele Felder weit, ich wölke duftend Blütenstaub, —
Ich ströme, — ströme mit dem Fluß, ich gebe mich ins dunkle Meer,
Ich ebbe ein, — ich flute auf, — Traumsegel nah'n von Osten her ...

Ina Seidel

Digitized by Google



Rosenfest. Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir Barbaren!

Eine Betrachtung von

Prof. Dr. Theodor Birt in Marburg

Ist der Krieg ein Übel? Man mag es bestreiten. Das eine steht fest: den sittlichen Höhenstand der Völker und das Gefühl für Adel und Anstand hat dieser Weltkrieg, in dem wir stehen, in erschreckender Weise herabgedrückt. Ich rede von unseren Feinden. Was ist plebejischer als das Schimpfen? Sollen wir Deutschen uns darauf einlassen? Es wirkt wie Verunreinigung; es riecht nach der Pfütze. Je lauter die Kanonen donnern, je gellender geht auch das Geschrei, und Wortführer sind die Franzosen. Vulgär nennen sie uns „Boches", offiziell aber und amtlich „Barbaren". Täglich freuen sie sich daran, und das Preßecho aus Italien und England hallt es wider. Barbaren? Was soll das heißen? Der „Temps" schrieb eben jetzt, Anfang August 1916, wieder einmal von uns: „Man soll diesen Wilden die Zähne ausbrechen!" Also die Wilden: das sind die Barbaren! So spricht das goldene Paris, das Zentrum der Zivilisation. Wir aber wissen es aus der Zeit unserer Knabenbalgereien, daß der Starke stumm ist, daß, wer die Schläge kriegt, das regsame Mundwerk hat — und der arme Wicht weiß dabei oft gar nicht, was er sagt! Ein paar Jungens gerieten sich hier in Marburg neulich auf der Gasse an die Köpfe. „Du elendiger schwarzer Kohlrabi," scholl es da. „Wißt ihr Bengels nicht, daß Kohlrabi etwas sehr Gutes ist?" Vielleicht steht es mit den „Barbaren" nicht anders. Denken wir nach. Der Deutsche zieht gern die Stirn in Falten und fragt nach dem Wie? Woher? und Warum? Und wir Universitätsleute haben auch Zeit dazu.

Was heißt „Barbaren"? Und woher stammt der Ausdruck? Man erschrecke nicht, wenn wir, um zu antworten, tief in die verstaubte Vergangenheit greifen. Denn die alten Griechen sind schuld; sie haben das Schreckenswort aufgebracht. „Barbaros" ist griechisch, aber wie unschädlich! Es bedeutet nur den, dessen Sprache man nicht versteht, er mag sonst so anständig sein, wie er will. Also der „Ausländer", der „Nichtgrieche"! Wenn ein Kirgise oder dergleichen an zu sprechen fängt, klingt es uns in der Tat zunächst nur wie ein wirres Geräusch, wie b r b r im Ohr. Daher das Wort; b a r b a r ist wie das Wauwau der Hunde, wie das Lala der Ammen. Ein Naturlaut. Wir lesen von den alten Slawen oder Sarmaten: wurden sie aufgeregt, so riefen sie: m a r h i m a r h i. Das klingt ähnlich. Daher hießen auch die zwitschernden lieben Schwalben Barbaren: kein Mensch kann sie verstehen.

Griechenland lebte von gewaltigen Fremdvölkern umgeben, eine winzige Enklave in der Barbarenwelt. Dabei war es stolz genug auf die eignen Geistesgaben. Aber sie legten nichts Gehässiges in das Wort, und von Rassenhaß wußte man nichts. Man denke nur an Hektor, den Trojaner. Obschon er gegen die Griechen streitet, ist er, der Feind, von Homer doch in alle Ewigkeit verherrlicht: Hektor der Träger des schönsten Ideals; denn er kämpft für die Altäre der Heimat. Gerade an Troja, an Priamos, Kassandra, hefteten die griechischen Dichter alle Sympathie.

Bei Salamis ist Xerxes besiegt, und er ist Perser, „Barbarenkönig"; Äschylus feiert den Sieg großmächtig auf der Bühne; aber in dem ganzen Perserdrama steht über die Barbaren kein wegwerfendes Wort. Es herrscht darin nur wieder eine Idee: die Idee, daß die Götter jede Überhebung strafen. Wie anständig, wie feingeistig und groß gedacht! Unsre Feinde sollten bei den Alten in die Schule gehen.

So auch Herodot, der wackere Vater der Geschichte, der erste griechische Weltenwanderer. Er erzählt uns eingehend und klug von den sonderbaren Sitten der Scythen, der Ägypter und anderer Völker, die er neugierig erkundet hat, ohne doch ihre Sprache zu verstehen. Barbaren sind's, aber sie schlecht zu machen, fällt ihm gar nicht ein. Es ist nur die helle Freude am Wissen; Erweiterung des Horizontes. Je mehr Völker man kennt, je mehr bereichert sich der Begriff des Menschentums. Daher nannten sich auch die Römer, die Perser ruhig selbst „Barbaren"; sie waren „Nichtgriechen"; warum sollten sie das Wort nicht brauchen?

Und so dachte auch Xenophon, der abenteuerlustig mit seinen zehntausend Griechen hinauf nach Asien zog. Er erzählt uns diese Erlebnisse selbst, und wie liebenswürdig schildert er uns dabei den jungen Perserfürsten Kyros! Mehr noch. Xenophon schwärmt für das Ideal der Monarchie; da greift er wieder zu einem Kyros, zu Kyros, dem Älteren; ihn stellt er seinen Griechen als das Beispiel des intelligenten Fürsten hin: da habt ihr den Modellmenschen! Was tut es, daß es ein Barbar ist? Niemand stieß sich daran. Denn also predigte eben damals Antisthenes: Alle Menschenrassen sind gleichwertig, ob diesseits, ob jenseits

Digitized by Google

der Grenze. In den Sklaven, die wir kaufen, fließt Barbarenblut: sei gerecht; schätze sie den Freien gleich, denn auch sie sind Menschen! Das ist ewig denkwürdig.

Interessanter ist Medea, die Barbarin. Euripides hat damals die Medea geschaffen, die noch heut wundervoll über unsre Bühnen wandelt. Zum ersten Male eine Nordländerin, und zwar von grausem Typ, von unheimlich vulkanischer Natur. Es war ein herausforderndes Wagnis, diese Dichtung. Das Schrecklichste tut Medea; sie tötet ihre zwei Söhne mit dem Schwert. Aber die Niedertracht eines Griechen hat sie dazu getrieben, und das Mitleid haftet darum an ihr. Der Grieche Jason ist ihr Gatte. Er ist perfide, heiratet eine andere und kommt ihr dabei noch mit den hohlsten Redensarten: „Sei nur nicht bös; ich bleibe dir auch jetzt noch wohlgesinnt." Da hören wir nun auch die ersten hochmütigen Worte über das Barbarentum. Jason sagt: „Du Barbarin (das heißt: du Fremdländische) kannst froh sein, daß ich dich überhaupt aus dem wilden Land nach Griechenland, in das Land der Bildung und Zivilisation, entführte." Das besagt: wir Griechen haben Staatsgesetze, wir haben eine Literatur; der Nordländer hat sie nicht. Auch dieser Ausspruch ist ewig denkwürdig. Aber der Dichter, Euripides mißbilligt ihn; denn es ist Jason, der verächtliche, den er so sprechen läßt. Daher auch der großartige Schluß des Dramas: Medea entweicht auf dem Drachenwagen durch die Lüfte, und Athen gibt ihr die Zuflucht. Athen nimmt sie gastlich auf. Die Stadt der Bildung weiß nichts von Barbarenhaß.

Nicht anders das griechische Lustspiel, das uns einen Karthager vorführt: eine rührsam heitere Liebesgeschichte von dem Kaufmann Hanno und seinen Töchtern. Auch Hanno ist ein Barbar; aber als feiner Weltmann tritt er da auf, der fließend griechisch spricht und sich amüsiert, wie die dienstefrigen Griechen im Stück sich daran versuchen karthagisch zu sprechen, wobei sie die tollsten Fehler machen. — Das Römervolk hat in seiner Angst vor Hannibal den Karthagern damals alle niederträchtigen Eigenschaften, die es selbst besaß, angehängt. Trotzdem hat Plautus dies freundliche Karthagerlustspiel seinen Römern eben damals, gleich nach dem Hannibalkrieg, vor Augen geführt. Er übersetzte es ins Latein; daher kennen wir es. Wie schön! Abdämpfung des Nationalhasses: das war klassische Bildung, und sie ist es noch heute.

Um so mehr befremdet uns Aristoteles. Dieser Halbgrieche, der große Schematiker und Büchermensch, setzte sich in seiner Stube hin und teilte alle Völker der Welt hübsch sauber in drei Klassen ein. Das Vorbild dazu war für ihn die Menschenseele. Die Seele zerspaltete man in die drei Fächer der Intelligenz, des Mutes und der sinnlichen Begierde; daraus besteht sie. So gibt es nun auch drei Sorten von Völkern: Völker der sinnlichen Begierde, das sind die Orientalen, die Barbaren; Völker des Mutes, das sind die Nordeuropäer, auch sie Barbaren; und ein Volk der Intelligenz: das sind die Griechen.

Mit einer großen Armbewegung hat gleich danach Alexander der Große dies papierne Kartenhaus seines Lehrers umgeworfen. Alexander eroberte den ganzen Orient bis Indien, und der im kleinen Hellas eingepreßte Griechengeist floß plötzlich aus wie kondensierte Kohlensäure. Die halbe Welt wurde da griechisch, moussierte griechisch, und alle Völker wurden damit gleich. Eine großartige Nivellierung.

Und dies war der erste einschneidende Wendepunkt, die große Wandlung. Die Orientalen sind jetzt nicht mehr „Barbaren", da sie jetzt eben griechisch sind. Um so mehr wurden sie von nun an gehaßt: ein instinktiver Haß. Denn die Furcht vor der Vermischung des Blutes ergreift jetzt Griechen und Römer. Sie konnten sich vor dem Zustrom der Asiaten nicht mehr retten, der sich stärker und stärker über Alexandria und Rom und den ganzen Westen, nach Marseille und weiter, ergoß. Dies gipfelte in dem Rassenhaß gegen die Syrer, wie er aufschäumt in den Satiren des Juvenal.

Für das Wort „Barbaren", die „Fremdsprachigen", aber blieben jetzt fast nur noch die Nordvölker übrig, die Völker des Mutes. Es sind die Germanen, Kelten und Slawen oder Sarmaten. Daher verbindet sich seitdem mit dem Wort die Vorstellung der Wildheit. Die Griechen, die im Geist griechisch gewordenen Römer und die Syrer sind Menschen der Zivilisation und Kultur, die Nordländer sind kulturlos.

Diese Wilden regten sich indes mehr und mehr; schon drohte die Sturmflut der Cimbern und Teutonen. Aber von Verachtung dieser Barbaren merken wir auch jetzt nichts; man hat nur Angst vor ihnen und einen namenlosen Respekt. Ich sehe dabei freilich von den Moralisten ab, von den hochstrebenden Ethikern jener Zeit, wie Seneca, die eine neue, reinere, beglückende Sittlichkeit, die Lehre von der Menschenliebe, in die Welt brachten. Sie sind es, die ausdrücklich und mit Recht auf die Germanen schelten; denn der Germane ist ein Mann des Jähzorns und übt den verhaßten Zweikampf. Aber Seneca tadelt mit der gleichen Strenge auch den Zorn des Achill, den Zorn Alexanders des Großen und alle Heroen der Leidenschaft. Im übrigen aber gehe man alle Dichter Roms durch: die Furcht vor den Deutschen äußert sich ständig, Haß und Verachtung kaum je. Im Gegenteil: es beginnt eine schwärmerische Bewunderung, eine Idealisierung des deutschen Wesens.

Der Luxus, der Kunstrausch, die Überbildung der Hochkultur war in Rom zur Krankheit geworden: Gesundung findet man jetzt im nordischen Barbarentum. Schon

Digitized by Google

bei Horaz erklingen solche Töne. „Besser," sagt er, „als wir, die wir in den Schätzen Arabiens wühlen, besser leben, so rauh sie sind, die Scythen und die Geten, deren Haus nichts ist als ein beweglicher Karren und die ihre Äcker noch nicht abmessen, also von Sondereigentum noch nichts wissen. Denn kein Ehebruch herrscht bei ihnen, und keine Stiefmutter peinigt da die lieben Kinder. Ihr einziges Erbgut, ihre einzige Mitgift ist männliche Tugend und Keuschheit des Weibes." So singt Horaz. Hundert Jahre später aber schreibt Tacitus seine berühmte „Germania".

Die Kelten in Frankreich waren von Rom längst unterjocht worden, die Germanen dagegen nicht; sie wehrten sich immer noch hartnäckig, und man hatte sie inzwischen viel genauer kennen gelernt. Aber Tacitus idealisiert sie trotzdem mit lauten Worten. Ja, Neid und Bewunderung steigern sich noch: ein Volk ohne Städte, ein Volk ohne Literatur, ein Volk ohne Geld, aber kerngesund und dem stolzen Rom an Kraft ebenbürtig. Welch Mirakel! Die Römerinnen verliebten sich damals in der Tat mit Vorliebe in diese blonden Riesen, die schon massenhaft nach Rom kamen, und wie zärtlich spricht später Ausonius von seiner Bissula, der kleinen goldblonden Schwäbin mit den blauen Augen, die er vom Rhein entführt hat!

Wir blicken mit Dank auf Tacitus. Denn seine Schrift Germania ist eine Verklärung der Kindheit unsres Volkes, und wir verdanken sie unsrem Feinde, dem Römer. Nicht anders aber steht es, wenn wir Lucian aufschlagen, den großen Humoristen jener Zeiten. Das Barbarentum war ein Ehrentitel: das zeigt auch er. Bei den vielen Tugendprotzen und Sittlichkeitsaposteln unter seinen eignen Landsleuten, da wittert Lucian nichts als eitel Heuchelei; aber Anacharsis, den Barbaren, Toxaris, den Barbaren, die verherrlicht er: Toxaris, der lehrt, daß nur der harte Nordländer die wahre Männerfreundschaft kenne, indem er überhaupt nicht Worte macht, sondern handelt; Anacharsis, der den ganzen Ordnungsstaat des Solon, die Zivilisation mit ihrer Verkünstelung und Paragraphierung der Pflichten voll Ruhe ablehnt und der schlichten Volksseele in ihrer starken, freien und lauteren Natur das Wort redet.

Warum aber hießen die Nordvölker immer noch Barbaren? Weil man ihre Sprache immer noch nicht verstand. Sie war immer noch das fremde Geräusch, nichts weiter. Der Verkehr ging auch, ohne daß man sie lernte. Denn die Germanen lernten ihrerseits rasch das nötige Latein.

Und die Hauptstadt der Welt fühlte sich völlig sicher. Denn die Germanen hatten ein Laster, das den Römern besonders einleuchtete: sie zerfielen in viele Stämme, die sich untereinander nie einigten. Sie waren ein Volk des Zwistes; sie leiteten sich selbst vom Gott Tuisto, von „Zwist", als ihrem Urvater ab. Daher dienten sie auch massenhaft im römischen Heer. Maximin wurde gar römischer Kaiser, im Jahr 235, ein Riese, acht Fuß groß und so stark, daß er das Armband seiner Frau als Fingerring trug. Ein gotischer Barbar, der römischer Kaiser ist! Und er rettete Rom vor seinen eignen Blutsgenossen, den Germanen.

Aber es blieb nicht so, und die neue und letzte Wendung kam. Der Orkan aus Norden brach los. Die Germanenvölker ballten sich zusammen. Denn die Mongolen, die Hunnen, stießen vom Ural her vor, und die ganzen Gotenvölker mußten wandern. Die Giganten kamen! Sie suchten Wohnung und setzten ihre breiten Füße plötzlich auf das Römerreich. Auf einmal wurde das Wort „Barbar" ein Wort des Hasses, und so blieb es bis heute.

Das römische Reich ist senil und schwach geworden. Um sich zu wehren, müssen sich die Kaiserhöfe in Ravenna und Konstantinopel Germanen kaufen, ganze Völker, die man umsiedelte. Das Reichsheer, Regimenter und Führer, ist jetzt germanisch. Stilicho, der Vandale, kämpft für Rom gegen Alarich, den Goten. Von den Barditen, dem Schilderschlagen der blonden Gewaltigen hallt die Welt in allen Ecken wider. Man hatte sie nun im Land. Ihre Fürsten werden „Patrizier" und „Konsulare"; sogar goldene Statuen setzte man ihnen. Eine Fülle neuer Heldennamen, Alarich, Eurich, Geiserich, Totila, Chlodewich, Fridamal, Amalaswintha, tauchen auf; sie sind rauh wie Nordwind und klirren und schwirren gräßlich in den Ohren. Die Dichter aber, deren Beruf das Huldigen und das Lobpreisen ist, müssen diese Namen jetzt in ihre glatten lateinischen Verse bringen; es nimmt sich wie Disteln aus im Veilchenkranz. Da bricht denn vernehmlich die Klage gegen die Barbaren los: „Justitia und Mars, die göttlichen, müssen fortan ihr Haupt verhüllen, wenn sie all die Barbaren in ihren Schafspelzen bei uns in den Straßen, in den Palästen sehen, die über unsre Männer im römischen Kriegsrock den Befehl führen. Als Diener waren sie gut: aber schon wollen sie unsre Herrscher werden."

Seitdem rasselt das Wort „Barbaren" wie Mißton durch alle Schriften der Zeit. Zweierlei aber wird darunter verstanden: die Leute, deren Sprache man immer noch nicht versteht, und die Berserker und Gewaltmenschen ohne Kultur und Ordnungsstaat.

Gewiß, diese Barbaren haben damals gebrandschatzt und geplündert. Aber machten es die Römer jener Zeit denn anders, so oft sie in Germanenland einfielen? Auch die Weiber und Kinder haben die Römer da planvoll umgebracht. Man wußte damals von Völkerrecht und Haager Konvention noch weniger als heute England oder als die edlen Franzosen, die uns damit drohten, unsre Kornfelder, von denen wir leben, mit Bomben vom Flugzeug aus in Brand zu

Digitized by Google

stecken. Unvergeßlich aber ist Alarich, der Westgote, der im Jahr 396 Athen einnahm und voll Ehrfurcht vor der Stadt des Äschylos und Plato die verlockenden Tempelschätze und alle Wunder der Kunst pietätvoll verschont hat. Wir werden es ihm nie vergessen. Das und ähnliches mehr wußte gewiß damals Salvian, und willkommen ist es uns, auch dieses christlichen Predigers Stimme zu hören. „Was klagt ihr über die Not der Zeit und den Andrang der Barbaren?“ ruft damals Salvian. „Die Barbaren sind im Grunde besser als wir alle, und wir dürfen Gott nicht schelten, der ihnen den Sieg gab.“

Nichts war vielleicht so anstößig wie die deutsche Sprache der Sieger. Sie wirkte als Hindernis, als ein Drahtzaun. Schon damals, seit dem 5. Jahrhundert, ist das gallische Frankreich der Hauptschauplatz der Dinge gewesen; die Gallier sprachen indes dort in den Städten nur Latein und fühlten sich völlig als Römer. Die Goten, die Burgunder, die Franken rückten nebeneinander als Sieger ins Land. Sie herrschten. Die gallischen Römer aber hatten keine Lust deutsch zu lernen. Mochten die Barbaren Barbaren bleiben. Am Sprachgegensatz haftete die Feindseligkeit. Eine Ausnahme machte z. B. ein gewisser Syagrius, von dem uns Sidonius Apollinaris mit Grauen meldet, daß er doch wirklich deutsch könne und Burgunder am Ort im Latein unterrichte: Deutsch, die röchelnde Sprache der Giganten!

So verlohnt es denn, sich diesen Schriftsteller Sidonius einmal näher anzusehen. Ein schnatternder Südfranzose von vornehmster Familie. Sein Latein ist verfallen eitel und unglaublich raffiniert verschnörkelt; nichts von Naturwuchs, nichts als verschimmelte Antike. Jedes Wort riecht nach dem Muff der Studierstube. König Eurich, der kräftige gotische Herr, hält Hof in Bordeaux; Sidonius muß ihn aufsuchen und macht große Augen, wie er den Betrieb im Palast des Barbaren sieht, zu dem alle Staaten Europas und selbst die Perser ihre Gesandten schicken. Er braucht die Gnade dieses Königs und nimmt sie auch gerne an, aber er rümpft dabei die Nase und knurrt ingrimmig verbissen: „Einerlei! Ich gehe mit keinem Barbaren um, und mag er noch so anständig sein.“

Wie anders die Germanen selber! Sie waren, wie noch heute, grenzenlos lerneifrig. Wie früh dies Lernen bei ihnen begann, haben wir schon gesehen. Denken wir nur an Ariovist, den Heerkönig, den trotzigen Gegner Julius Cäsars, zurück. Schon dieser Ariovist sprach damals Latein; vom Roß herunter verhandelte er so persönlich mit dem Römer Julius Cäsar. So aber ging es weiter; die Römer lernten nichts von den Germanen; die Germanen lernten alles von den Römern; sie wurden auch Christen und beteten lateinisch. Daher haben sie gesiegt. Das zerbröckelnde Gewölbe der alten Kultur fingen sie wie Säulen mit ihren starken Schultern auf; sie retteten es. Die Kultur selbst wurde jetzt römisch-germanisch. Schon damals ist am deutschen Wesen in der Tat die Welt genesen.

Theodorich der Ostgote, welch prachtvolle Gestalt! Er erobert sich Italien mit dem Schwert; dann aber wird er der vielgerühmte Träger der civilitas, d. h. der Vorkämpfer der Zivilisation, wird Verwaltungsmensch größten Stils, der unter tausend Aktenstücken den Tag verbringt, die ganze europäische Politik durch unermüdlichen Schriftenaustausch zu lenken sucht und voll heiligen Eifers die Kunstschätze Italiens vor Zerfall und Mißbrauch rettet. Er war kein schnaubender Recke wie Dietrich von Bern; nein, griechische Feinheit, gallisch-römische Pracht und Freigebigkeit und italienische Raschheit des Wesens, die fand man in ihm. So wird er uns geschildert. Dabei aber knapp an Worten; bei der Tafel sprach er nur das Nötigste; ein ernster Mann. Aber er konnte auch lachen. Er würfelte gern, und wenn er beim Würfelspiel verlor, dann lachte er.

So war das Germanentum jener Zeit. In Karl dem Großen aber, dem Frankenkönig und römischen Kaiser, gipfelt endlich diese germanisch-römische Kultur, die von 400 bis 900, also durch fünf Jahrhunderte, eigenartig umgestaltend, das klassische Altertum fortgesetzt hat.

Warum ging sie unter? Franken und Goten verlernten allmählich ihre deutsche Sprache. Das Deutsch verwelkte auf den Lippen dieser „Barbaren“. Sie wurden schließlich in den Ländern, in denen sie herrschten, völlig latinisiert; denn sie waren der Zahl nach zu schwach: edler Kulturdünger, über den sich die breite Ackerkrume legte; er ist verschwunden und aufgesogen, aber er hat befruchtet und neue Ernte und reiches Wachstum geschafft auf einem Boden, der längst träge geworden war.

Damit aber sind wir zu den Franzosen gelangt, zu dem Volk von heute, das uns Deutsche, die wir immer noch deutsch sprechen, mit Vorliebe und Wichtigkeit die Barbaren nennt. Wir sind in der Lage, dies Volk zu durchschauen und wollen einmal deutlich sein.

Der Franzose ist kein Tatsachenmensch; die ungeschminkte Wahrheit ist ihm peinlich, und das Absehen von den nackten Wirklichkeiten gehört geradezu zu seinem Wesen. Aus seinem Ursprung aber erklärt sich das. Seit Julius Cäsar die Gallier besiegte und zu unechten Römern machte, ist das Wesen des Franzosen Übertünchung, Verstellung und Suggestion; sie spielen eine Rolle, die Rolle des Romanen, die Rolle, der rechte Erbe Roms zu sein, der sie doch nicht sind. Das Rollenspielen aber ist Sache des Schauspielers.

So ist es. Römisches Blut haben die Franzosen so gut wie gar nicht. Sie sind immer noch die alten Gallier oder Kelten, die sich einst durch Cäsar unterjochen ließen, rasch umlernten, ihre echte keltische Sprache

Digitized by Google

völlig preisgaben und das fremde Latein zu ihrer Landessprache machten. Dann floß auch noch das germanische Blut der Franken dort ein; aber auch diese Franken nahmen das gallische Latein an, und so entstand die heutige französische Sprache, die so unecht ist; denn sie ist im Grunde nichts als „Barbarei", ein tausendfältiger flotter Barbarismus oder völlige Mißhandlung und Verderbung eines bloß angelernten Wortschatzes.

Man denke, was das heißt bei einem so hochbegabten Volke: eine uneigene Sprache haben! Muß solch ein Umstand das Wesen des Volkes nicht im tiefsten beeinflussen? So ist denn das ganze Franzosentum Drapierung, Fälschung, kein Sein, sondern Scheinen, ein anders und mehr sein wollen, als man ist. Die römische Toga tragen diese Gallo-Franken; aber sie hängt ihnen sonderbar aufgebauscht um die nervös unruhigen Gliedmaßen. Allerdings wuchs der Schauspieler schließlich in seine Rolle hinein, das ist Sache des guten Schauspielers. Er spielt die Rolle nun schon seit Jahrhunderten mit Glanz; die große Welt hat ihm Beifall geklatscht, und wir Deutschen bekennen gern, daß auch wir sein Spiel oft genug ehrlich bewundert haben. Aber um so stolzer sind wir Deutschen auf unsere eigene Echtheit, der die römische Tünche und jede Überschmierung fehlt; um so stolzer sind wir auf unsere deutsche Sprache, die seit Urzeiten unverfälscht und rein unser eigen blieb und die denen als barbarisch gelten mag, die zu träge sind, sie zu lernen.

Wir, die wir unser eigenstes Wesen seit Anbeginn in ungeschwächter Kraft frei bewahrten, wir sind die Aristokraten im Völkerleben; die Plebejer sind die Schwächlichen, die ihr Volkstum durch dauernde Unterjochung verfälschen ließen.

So lassen wir es denn auch gern über uns ergehen, daß man uns zeternd die Wilden nennt. Denn Alarichs Geist ist — gottlob! — in uns noch nicht erstorben, dem das Herz fröhlich lachte, wenn er die Überzahl der Feinde sah: „Je dichter das Gras wächst, desto besser geht das Mähen."

Im übrigen wissen wir, daß wir im Deutschen Reich die römische Zivilisation Frankreichs seit langem überholt haben; denn das neue Deutschland ist nicht römisch, es ist griechisch erzogen, und alles Römische ist Nickel im Vergleich zum griechischen Edelmetall. Homer, Plato, Sophokles, Archimedes, nicht zu vergessen das griechische Neue Testament: wir Deutschen gingen auf die Quellen des Römischen, wir gingen auf die Quellen des Guten zurück; und so ward seit Luther, Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller und Humboldt der Griechengeist, dessen wir uns rühmen, in uns lebendig: Deutschgriechentum, griechisches Deutschtum, reines Menschentum. Wir nennen es gottgewollt. Es ist der Geist, der auch den Landesfeind achtet, gegen den wir die Waffen heben, und wir fühlen: dieser Geist ist im Begriff eben jetzt, da man ihn beschimpft, vor aller Welt seine Überlegenheit zu zeigen.

So fällt unser Blick noch einmal auf Griechenland, das Griechenland des Altertums zurück. Es ist in der Tat lockend, unser deutsches Vaterland mit ihm zu vergleichen. Denn Griechenland war einst von Fremdvölkern und Barbaren, von Thrakern, Persern und wie sie heißen, just so umringt, wie auch Deutschland sich heut von überlegenen Großmächten und Völkerbünden, Engländern, Russen und Romanen, von allen Seiten eingepreßt und umzingelt sieht. Aber der arbeitsame griechische Geist floß aus und bezwang trotz allem die weite Welt. So wird auch die deutsche Kultur — wir sehen es mit Stolz — langsam und sicher, kraft ihres Fleißes, all unsere Feinde unterjochen, und sie hat längst damit begonnen. Hier aber halten wir inne, und weiter reicht das Vergleichen nicht. Denn Griechenland ging in all seinem Reichtum politisch zugrunde, deshalb, weil es in sich zerrissen war und sich, Stamm gegen Stamm, unausgesetzt selbst zerfleischte. So sind auch die Deutschen von Ursprung an ein Volk des argen Zwistes gewesen; die blutigen Jahrhunderte sind dessen Zeuge. Aber ein gutes Geschick hat uns geholfen; es hat uns rechtzeitig das ersehnte Reich geschmiedet, und der Deutsche ist unbesieglich, wenn er einig ist. Das wußte schon Tacitus, und das ist es, worauf wir bauen.

Ehe

O, daß ich dich fand,
Einzig warm und fest,
Hand in meiner Hand,
Hand, die mich nicht läßt,

Meiner Sinne Sinn,
Meiner Augen Licht,
Wenn ich nächtig bin
Wandelst du dich nicht.

Unsrer Sterne still
Ziehn wir morgenwärts,
Wie dein Blutstrom will,
Meines Herzens Herz.

Ina Seidel

Digitized by Google

Gaudeamus

Von Georg Felix Lippert

I.

Wohnzimmer des Oberlehrers Dr. Sorgenfrei. Biedermeier-Einrichtung. Der Mahagoniflügel zeigt seine Elfenbeinzähne, über denen (gleich einer hohen, weißen Menschenstirne) aufgeschlagen der Klavierauszug der „Elektra" lehnt. Auf dem Tisch liegt zwischen den Resten des Nachmittagskaffees das Schreiben des Bezirkskommandos.

Dr. Sorgenfrei (auf und ab gehend zu seiner Frau, die betrübt in der Ecke des Sofas sitzt): Also du siehst, da ist gar nichts zu machen. Morgen früh geht's los. Und schließlich, nicht wahr? ‚Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen!'

Frau Ida (dem Weinen nahe): Oh! Oh! Und du nimmst das noch so leicht! Und ich soll jetzt mit dem Kind ganz allein bleiben! Oh! Oh! Was ist das denn überhaupt mit so einer ‚Armeekolonne'?

Dr. Sorgenfrei (dozierend, nicht ohne Stolz): ‚Armierungskolonne —'! Bitte. Man braucht mich eben, um die Festung zu armieren.

Frau Ida (mit einem Blick auf seine schmächtige Gestalt, seufzend): Ja, dich werden sie gerade noch brauchen! Als ob da nicht andere dazu da wären! Du und die Festung armieren! Das ist ja schrecklich! ... Und übrigens, hat es dir denn der Arzt nicht schriftlich bescheinigt, daß du vollkommen dienstuntauglich bist? Du hast ja doch ein viel zu großes Herz!

Dr. Sorgenfrei: Als ob das überhaupt etwas mit dem Herzen zu tun hätte! Ein klarer Kopf, etwas Organisationstalent, eine gewisse Fähigkeit zu disponieren und — nun ja, man wird mich schon brauchen können!

Frau Ida: Oh! Oh! Man wird dich arbeiten lassen wie einen ganz gewöhnlichen Menschen, mit den Händen, mit den Händen!

Stimme der kleinen Berta, die die Treppe heraufkommt (trällernd): ‚Mit Herz und Hand, fürs Vaterland! Die Vöglein im Walde, die sangen, sangen, sangen so wunderwunderschön, in der Heimat, in der Heimat ...'

Die kleine Berta (ins Zimmer tretend, wirft den Schulranzen auf einen Stuhl, dann, die Hände auf den Hüften, erstaunt von einem zum andern blickend): Nanu, was ist denn los?

Frau Ida: So sag' doch wenigstens zuerst mal ‚guten Tag'. Du wirst es deinem Vater nicht oft mehr sagen können!

Die kleine Berta (zuerst sprachlos, dann plötzlich auf ihren Vater zueilend und ihn umarmend): Dann mußt du also auch in den Krieg? Lieber, lieber Vati! Wirklich? Und du bekommst eine Uniform?

Dr. Sorgenfrei (sie auf die Stirn küssend: Nicht ganz so hitzig, mein Kind, eine Binde um den linken Arm, das tut es vorläufig wohl auch. Nicht wahr?

Frau Ida: Oh, oh, oh!

Die kleine Berta (mit ihm in der Stube herumtanzend): Hurra, hurra, hurra!

II.

Vormittags 10 Uhr. Auf dem Exerzierplatz stehen einige Hundert Männer aller Stände. Die verschiedensten Arten von Kopfbedeckungen, Brotbeuteln, Feldflaschen, Köfferchen, gerollten und ungerollten Mänteln usw. sind vertreten. Begrüßungen, Gespräche, Gruppenbildungen.

Buchbinder Stein (mit Dr. Sorgenfrei etwas abseits stehend, die Uhr ziehend): Jetzt warten wir schon seit über zwei Stunden. Wie lange soll denn das noch dauern, bis endlich jemand kommt?

Dr. Sorgenfrei (lächelnd, auf die Menge deutend): Nun, gekommen wären ja bereits genug. Nur der Richtige ist eben noch nicht da.

Buchbinder Stein: Gewiß, Herr Oberlehrer, das ist aber doch gerade die Sache! Das hochwohllöbliche Bezirkskommando scheint uns ganz vergessen zu haben. Wollen wir uns nicht ein wenig hinsetzen?

Dr. Sorgenfrei (mit einem Blick auf den grasbedeckten Boden und seinen eleganten grauen Gehrockanzug): Hinsetzen? Meinen Sie? Nein, mein Lieber! Das gäbe Grasflecken! Aber ich will wenigstens ... (Er stellt den ledernen Handkoffer auf die Erde und legt sorgfältig den gelben Sommerüberzieher und den Regenschirm darauf.)

Buchbinder Stein: Dann entschuldigen Sie, bitte, aber ich kann nicht länger stehen. Das Gras ist ja auch schon ganz

Digitized by Google

getrocknet. Die Sonne meint es gut. So wird es meinen Rheumatismus wohl auch nicht verschlimmern. (Er setzt sich.)

Dr. Sorgenfrei (nervös vor ihm auf und ab gehend): Ja, allerdings. Sie haben recht. Höflich ist das gerade nicht!

Buchbinder Stein: Gewiß nicht, Herr Oberlehrer! Wir erwarten ja gerade auch keine übertriebenen Höflichkeiten, und überhaupt beim Militär ... (er stockt, denn sein Blick ist auf die Knopfstiefeletten des auf und ab Gehenden gefallen) Aber, Herr Oberlehrer ... in den Knopfstiefeletten da ... Sie werden doch nicht ...

Dr. Sorgenfrei (stehen bleibend und sein Stiefeletten betrachtend): Wieso? Was fällt Ihnen denn daran auf?

Buchbinder Stein: Na, darin können Sie doch gar keinen Marsch machen!

Dr. Sorgenfrei (beruhigt, daß es sich nur um eine solche Kleinigkeit handelt): Ach so. Nun, das lassen Sie mal gut sein. Dieses Schuhwerk ist allerdings nicht so schwer wie das Ihrige, aber ich habe doch auch auf mancher Ferienwanderung ganz beträchtliche Marschleistungen vollbracht. Und auch in diesen Stiefeln hoffe ich bis zu unserem jetzigen Bestimmungsorte zu gelangen. (Triumphierend.) Im übrigen hat mir ja auch meine Frau den Stiefelknöpfer mit eingepackt, denn es könnte doch wohl immerhin sein, daß sich dort, wo wir heute unser Haupt niederlegen werden, vielleicht kein Stiefelknöpfer vorfindet.

Buchbinder Stein (betrübt lächelnd, sanft wie zu einem Kinde): Da mögen Sie recht haben, Herr Oberlehrer. Stiefelknöpfer wird es sicherlich dort nicht geben! (Düster und ahnungsvoll) Aber vielleicht etwas anderes ...

Dr. Sorgenfrei: ??

Buchbinder Stein: Insektenpulver müssen Sie mit haben, Herr Oberlehrer! Das ist das punctum saliens, wenn ich so sagen darf. Sehen Sie, davon hat mir meine vorsorgliche Alte gleich ein ganzes Paket eingepackt und Sie können auch davon ...

In diesem Augenblick kommt Leben und Bewegung in die große Masse der Armierungsarbeiter. Ein Unteroffizier erscheint in Begleitung eines Invaliden, der rüstig mit seinem Stelzfuß einherhumpelt und ein Plakat trägt mit der Aufschrift: „1. Kompagnie der 1. Armierungskolonne."

Der Unteroffizier ordnet, indem er fortwährend irgend etwas Unverständliches in die Masse hineinruft, die Leute zu vieren hintereinander. Auch Dr. Sorgenfrei und Buchbinder Stein treten nach einigem Besinnen mit an.

Der Unteroffizier (nachdem er anscheinend genug abgezählt und gerade vor den beiden haltgemacht hat, im Kommandoton): Ohne Tritt Marsch! (Die Kolonne setzt sich in Bewegung. Auch Dr. Sorgenfrei geht mit.)

Der Unteroffizier (ihn anschreiend): Nee Sie! Ich habe Ihnen ja gar nicht mit eingeteilt! Sie gehören doch schon zur nächsten Kompagnie!

Dr. Sorgenfrei: Aber ich bitte höflichst um Entschuldigung, wir warten ja jetzt bereits seit drei Stunden!

Der Unteroffizier (ihn auf die Brust tippend, so daß er stehen bleiben muß): Mensch! Haben Sie denn gar keine Disziplin im Leibe?! —

Dr. Sorgenfrei und Buchbinder Stein bleiben mit den übrigen zurück, während sich der Unteroffizier mit der Kolonne entfernt.

Buchbinder Stein (sich setzend und sein Frühstück hervorziehend): Sehen Sie, Herr Oberlehrer, man ist wirklich beim Militär nicht gerade von übertriebener Höflichkeit.

Dr. Sorgenfrei (nachsichtig lächelnd): Allerdings! Aber es war immerhin nicht ganz richtig von mir, diesem braven Manne zu widersprechen, der doch schließlich nichts weiter getan hat als seine Pflicht und Schuldigkeit.

Während dieser Erklärung hat er seinen Handkoffer wieder hingestellt und Überzieher und Schirm darauf gelegt. Dann breitet er sein Taschentuch sorgfältig auf den Boden und läßt sich mit großer Vorsicht darauf nieder, die Hosenbeine hochziehend. Hierdurch sind seine blauseidenen Strümpfe sichtbar geworden, auf denen der Blick des Buchbinders melancholisch haften bleibt. Bekannte treten hinzu. Dr. Sorgenfrei zieht wiederholt grüßend seinen steifen grauen, halbhohen Hut. Gespräch. Picknick.

III.

Hügellandschaft im Osten der Festung. Heiße Nachmittagssonne. Stacheldrahthindernisse. Ein Posten geht auf und ab, Gewehr unterm Arm, hin und wieder gähnend. Plötzlich bleibt er stehen und tritt hinter einen Busch. Frau Ida kommt quer über die Felder den Hügel herauf. Leichte Bluse, eleganter Strohhut, Sonnenschirm. Sie trägt ein ziemlich schweres Paket.

Der Posten (hervortretend, Gewehr in „Fertigstellung"): Halt! Sie sind mein Arrestant!

Digitized by Google

Frau Ida (läßt Paket und Sonnenschirm fallen, leicht aufschreiend): Aber um Himmels willen! Was wollen Sie denn von mir!?

Der Posten (unbeirrt): Zeigen Sie mir Ihre Leschitimagtion!

Frau Ida: Was soll ich Ihnen zeigen?

Der Posten (mechanisch): Das Betreten des Festungsgeländes ist bei Strafe verboten. Zuwiderhandelnde sind sofort zu arretieren. Bei Fluchtversuchen ist von der Waffe Gebrauch zu machen. (Hartnäckig) Zeigen Sie mir Ihre Leschitimagtion!

Frau Ida (begreifend): Aber geehrter Herr Schildwachthabender, ich bin vollständig unschuldig. Ich will ja nur meinen Mann besuchen, der hier in der Nähe irgendwo arbeiten soll. Er ist bei der zweiten Kompagnie der ersten Armierungskolonne. Es ist der Oberlehrer Dr. Sorgenfrei. Könnten Sie mir vielleicht sagen ..·

Der Posten (milder, aber noch immer hartnäckig): Ihre Leschitimagtion!

Frau Ida (gefaßt und wieder ganz Dame): Aber, mein Herr, ich besitze wirklich keine Papiere. Sie müssen mir schon glauben, auf mein ehrliches Gesicht hin.

Der Posten (ihr ins Gesicht schauend, prüfend, wobei er auch seinen Blick auf ihrem von der Sonne stark geröteten Hals ruhen läßt, dann mitleidig): Na ja, es kann ja möglich sein. Jedenfalls scheinen Sie dat Gewerbe noch nich lange zu betreiben und geiebt drinne sind Sie auch nich.

Frau Ida: Aber was für ein Gewerbe denn?

Der Posten (wichtig und verschmitzt, mit erhobenem Zeigefinger): De Spionage!

Frau Ida (froh, ihn soweit zu haben): Na also, dann lassen Sie mich nur ruhig weitergehen. (Sie hebt Paket und Schirm auf und macht einige Schritte.)

Der Posten: Halt! Keinen Schritt weiter, Sie sind sowieso schon zu weit gegangen!

Frau Ida (kehrtmachend): Nun also, denn wieder zurück, wenn es nicht anders sein kann.

Der Posten: Halt! Ich habe Sie nu mal arretiert und hier herin kann überhaupt keine Zivilperson alleine gehen. Kommen Sie mit!

Er stellt sich neben sie und geht, mit dem linken Fuße zuerst antretend, vorwärts. Sie schreitet tapfer neben ihm aus. Sie kommen an ein Blockhaus. Gewehre stehen in Stützen vor dem Eingang.

Der Posten (rufend): Herr Unteroffizier!

Ein Unteroffizier kommt heraus und wirft einen prüfenden Blick auf die beiden. Er winkt den Posten zu sich heran. Leise Unterhaltung. Dann näher kommend und grüßend.

Der Unteroffizier (freundlich): Aha! Ihr Mann ist also Lehrer und arbeitet bei der Armierungskolonne?

Frau Ida (auf ihr Paket zeigend, das sie niedergesetzt hat): Ja. Ich will ihm Stiefel und Wäsche bringen. Ich bin mit der Bahn bis Courcelles herausgefahren. Nach seiner Beschreibung muß er auf irgendeinem dieser Hügel arbeiten.

Der Unteroffizier (nach einer bestimmten Richtung deutend): Ja, das war mal dort drüben, aber die sind jetzt wo anders. Der größte Teil liegt wohl in Mécleuves. Ich werde Sie von einem Manne hinbringen lassen. (Er winkt einen Soldaten heran und spricht mit ihm.)

Frau Ida (erfreut): Ich danke Ihnen sehr, Herr Unteroffizier!

(Sie nimmt ihr Paket auf und wendet sich zum Gehen.)

Der Soldat, der sie begleiten soll: Aber so warten Sie doch noch, Madame, ich muß ja doch erst laden! (Er zieht fünf Patronen heraus, zeigt sie ihr, wie etwas besonders Sehenswertes, und steckt sie dann in sein Gewehr.)

Frau Ida (die Hand vor den Augen, etwas ängstlich): Mein Gott, ich will's ja gar nicht sehen!

Der Unteroffizier (zu dem Soldaten): Das war nicht nötig, Schünemann, die Dame ist doch keine Arrestantin! (Er winkt zum Abschied nach Frau Ida hin mit einer gewissen Ritterlichkeit.)

Nach dreiviertelstündigem Marsch im Sonnenbrand. Der Soldat trägt Frau Idas Paket. Sie hat ihre gewöhnliche Sicherheit wieder erlangt, leidet aber trotz des Sonnenschirms sehr unter der Hitze.

Frau Ida (in Fortsetzung ihrer Unterhaltung): ... und wenn der Krieg zu Ende ist, wollen Sie Ihre Braut heiraten!

Der Soldat: Jawoll. — Na, nu sind wir ja gleich angelangt.

Sie gehen durch die Dorfstraße.

Der Soldat (einen Kameraden anrufend:) Du, Landsmann, wo sind denn die Leute von der Armierungskolonne? Det missen doch woll Zivilisten sein?

Der Angeredete: Jawohl, das sind

Digitized by Google

sie auch. Die sind aber ausgerückt. Nur in der Küche sind noch ein paar. Dort in der Scheune!

Sie gehen weiter und betreten die bezeichnete Scheune. Das Tor steht offen. Dunst von Erbsen und Rindfleisch. Drei große Kessel auf der einen, und ein Haufen Kartoffeln auf der andern Seite. Zwei Männer in Hemdärmeln sitzen rauchend auf einer Bank. Ein dritter rührt, auf einem Schemel stehend, mit einem ungeheuren Holzscheit im vordersten der Kessel. Bei den Kartoffeln sitzt ein vierter. Neben ihm kniet ein kartoffelschälender Bauernjunge. Dieser letztere scheint der einzige zu sein, der hier wirklich arbeitet. — Erstaunen und eine gewisse Verlegenheit, als die Kömmlinge eintreten.

Rechtsanwalt Meißner (von der Bank aufspringend und die Gesamtlage erfassend): Aber das ist ja großartig, gnädige Frau! Sie hier! Wer hätte das geahnt?! Das ist aber mal eine freudige Überraschung! Entschuldigen Sie nur, daß wir Sie so in diesem Aufzuge empfangen müssen! Wir sind mitten in der Arbeit. (Er geht Frau Ida entgegen. Händeschütteln. Dann vorstellend.) Also das ist Herr Henrion, der Weinhändler aus der Eucharius-straße! Der dort mit dem Holzscheit ist der Herr Buchbindereibesitzer Stein!

Frau Ida: Ah, guten Tag, Herr Stein, wir kennen uns ja bereits! (Sie winkt ihm zu, da er nicht von seinem Schemel herunter-untersteigt und vor Verlegenheit das im Kessel steckende Scheit mit ausgestrecktem Arm festhält, wie ein Herkules seine Keule.)

Rechtsanwalt Meißner (fortfahrend, auf den Mann bei den Kartoffeln deutend, der sich linkisch erhebt): Ja und das da ist Herr Mathien, ein biederer Kohlenarbeiter von der Firma Link & Baser. Und dieser fleißige Junge da ist unser Faktotum, er schält die Kartoffeln, die ich eigentlich selber bearbeiten müßte.

Frau Ida (lächelnd, etwas enttäuscht): Und mein Mann?

Rechtsanwalt Meißner: Nun natürlich! Das Vergnügen werden Sie auch noch haben. Der kommt mit den Pferdetransportleuten bald zurück. (Die Uhr ziehend.) Eigentlich müßte er schon da sein. Ja, nun legen Sie erst einmal ab und machen Sie sich's bequem.

Frau Ida (nachdem sie auf der Bank Platz genommen, zu Meißner, Henrion und Stein, die sich zu ihr auf Schemeln und einem umgestürzten Eimer heransetzen): Gott sei Dank, daß ich endlich hier bin. Ich habe meinen Mann auf allen Hügeln gesucht und schließlich hat man mich noch arretiert, weil ich einem von den ekligen Stacheldrähten zu nahe gekommen bin, die jetzt da überall gespannt sind. Und denken Sie sich, der Soldat hat nicht weniger als fünf Patronen auf einmal in sein Gewehr hineingetan!

Rechtsanwalt Meißner (herausplatzend): Donnerwetter, das ist aber doch eine Gemeinheit!... Entschuldigen Sie...

Frau Ida: Oh, bitte, bitte! Natürlich war das ziemlich beängstigend, aber Ihnen kommt das jetzt anscheinend gar nicht so ernst vor. Wer den Schaden hat, braucht eben für den Spott nicht zu sorgen.

Rechtsanwalt Meißner (ernst und warm): Sie haben gute Nerven, gnädige Frau! Wir können also alle beruhigt sein und brauchen diesen üblen Zwischenfall nicht allzu tragisch zu nehmen!

Buchbinder Stein (sich höflich auf seinem Eimer verneigend, bescheiden, anscheinend nicht ganz im Bilde): Gewiß, Frau Oberlehrer, Sie können beruhigt sein, hier sind Sie in Sicherheit!

Frau Ida (ungeduldig): Und mein Mann? Wie geht es ihm denn?

Rechtsanwalt Meißner: Vortrefflich, gnädige Frau! Er sieht so gut aus, daß Sie ihn gar nicht wieder erkennen werden.

Frau Ida (mit leisem Zweifel die abgerissenen Bekleidungsstücke der Hemdärmeligen musternd): Da ist wohl sein grauer Gehrockanzug auch so — ich wollte sagen, auch nicht mehr ganz in Ordnung?

Rechtsanwalt Meißner: Das ist aber nur äußerlich, gnädige Frau! Sein Gehrock natürlich ist kein Gehrock mehr, denn er mußte sich die Amputation der Taillenschöße gefallen lassen. Die haben sich bei den Erdarbeiten als unzweckmäßig erwiesen. Auch beim Pferdetransportieren sind sie unbequem.

Frau Ida (hat ihren Hut abgelegt und fächelt sich mit ihm Kühlung zu): Da ist also mein Mann jetzt zu Pferde?

Rechtsanwalt Meißner: Doch nicht ganz! Er zieht es vor, zu Fuß neben den Pferden einherzugehen, die er mit den andern auf dem Bahnhof Courcelles ausladen und zum Pferdedepot Peltre bringen muß. Er führt immer zwei Pferde an der

Digitized by Google

Hand und macht mit allem Drum und Dran so seine zwanzig Kilometer täglich zu Fuß. Die meisten setzen sich allerdings darauf, aber er hat im Anfang eine üble Erfahrung mit einem boshaften Pferde gemacht.

Frau Ida (besorgt): Oh! Er ist gestürzt?

Rechtsanwalt Meißner: Nur ganz leicht, das Pferd hat ihn abgeworfen, aber er fiel glücklicherweise in einen Kleeacker. Nur sein schöner steifer Hut erhielt dabei einige Beulen.

Frau Ida (aufatmend): Ich habe ihm eine leichte Mütze mitgebracht (auf das Paket zeigend) und ein Paar derbere Stiefel und Wäsche. (Sie geht zu ihrem Paket. Der Rechtsanwalt ist ihr behilflich, es auf der Bank zu öffnen.) Hier sind auch zwei Flaschen Wein. Darf ich Sie zu einem Glase einladen?

Der Weinhändler Henrion sucht nach Gläsern und benutzt gleichzeitig die Gelegenheit, seinen Rock anzuziehen. Dann kommt er mit einem Glas, einem Trinkbecher und zwei Blechtassen zurück. Sie stoßen an und trinken. Auch der „biedere Kohlenarbeiter" Mathien erhält eine Tasse. Er bleibt aber bei seinen Kartoffeln, von denen er hin und wieder eine schält.

Rechtsanwalt Meißner (zu dem Bauernjungen): Marcel, laß die Erbsen nicht anbrennen!

Der Junge springt zu den Kesseln und ergreift das Holzscheit.

Rechtsanwalt Meißner: Sehen Sie, wir bereiten hier das Essen für die Zurückkehrenden. So macht sich eben jeder nützlich wie er kann.

Frau Ida (zum Kessel hineinschauend, an dem der Junge ganz in Dampf eingehüllt hantiert): Ja, das ist gewiß bei dieser Hitze keine Kleinigkeit!

Rechtsanwalt Meißner: Gewiß. Aber, wie sagte doch Goethe, oder war es einer der Gebrüder Schlegel? ‚In Kriegszeiten ist der letzte Troßknecht, der den Zügel des letzten Packpferdes entwirrt, für sein Vaterland wertvoller, als der weltabgewandte Gelehrte.'

Frau Ida (nachdenklich): Ja, das mag wohl sein, aber mein guter Mann ist augenblicklich leider beides!

Rechtsanwalt Meißner: Sagen Sie „glücklicherweise", gnädige Frau! — Sehen Sie, Ihr Mann ist gewissermaßen vorbildlich für uns alle. Er ist immer bei gutem Humor und erträgt mit philosophischer Ruhe die größten Strapazen. Wir hier aber in dieser sogenannten Küche sind eigentlich schon Ausrangierte, gerade gut genug, um Arbeiten zu tun, die . . .

Frau Ida (ihn unterbrechend): . . . Die eigentlich Frauen verrichten könnten. Nicht wahr?

Rechtsanwalt Meißner (lachend): Nun, dann versuchen Sie es doch nur bitte, mit dieser Herkuleskeule dort den Erbsenbrei herumzurühren.

Weinhändler Henrion (jetzt etwas weniger verlegen, weil er seinen Rock an hat; froh, auch etwas sagen zu können): Dieser Wein ist ausgezeichnet, nur schade, daß man ihn aus einer Blechtasse . . .

Er schweigt plötzlich, denn Frau Ida streckt ihm lachend ihr halbgefülltes Glas entgegen. Während sich Henrion in Entschuldigungen erschöpft, schließlich aber doch das Glas annimmt, hat auch der Buchbinder Stein die Gelegenheit benutzt, seinen Rock anzuziehen. Nun erhebt sich Rechtsanwalt Meißner ebenfalls, und zwar anscheinend sehr lebhaft, geht quer durch die Scheune, nimmt seinen Rock mit einer gewissen Feierlichkeit von der Wand und zieht ihn an.

Frau Ida (verstehend und durchaus im Bilde, gerührt und lächelnd): Meine Herren, ich weiß diese Ehrung zu schätzen! Ich muß Ihnen offen gestehen — Sie beschämen mich wirklich. Es hat bisher noch niemals ein Mann meinetwegen seinen Rock angezogen. (Mit sehr viel Rührung.) Das, nein, das war wirklich nicht nötig!

Der „biedere Kohlenarbeiter" Mathien (indem er eine Kartoffel in den Eimer wirft, trocken): Da haben Sie recht, Madame, ich bin daheim auch immer in Hemdsärmeln!

Gelächter der Herren. Frau Ida blickt sinnend vor sich hin. Auf der Straße wird der Massenschritt einer Kolonne hörbar. Man eilt zur Türe. Ein Mann löst sich aus der Reihe und läuft herüber.

Frau Ida (ihn stürmisch umarmend): Hans, Hans, mein lieber, guter Hans!...

Sein steifer, grauer Hut ist zu Boden gefallen. Der Rechtsanwalt hebt ihn auf, beult ihn vorsichtig aus und stülpt ihn mit beinahe feierlicher Gebärde dem Oberlehrer wieder auf den Kopf.

IV.

Acht Monate später. — Kühle Märznacht, Mondschein. — Auf dem Bahnhof Louvigny steigen zehn Soldaten aus. Volles Marschgepäck.

Digitized by Google

Der Gefreite, der sie abholen soll: Heda! Hierher! (Er spricht mit einem von den zehn.) Jawohl, ihr seid schon richtig hier, immer mal ran!

Einer der zehn (lustig singend): „Immer ran ans Leder, Leder, hier heißt's ent- oder weder! Hollaheh!"

Der Gefreite (sie vom Bahnsteig herunterführend zu dem Singenden): Du scheinst mir ja ein fideler Bruder zu sein! Wie heißt du denn?

Der Fidele: Ich nenne mir Klatt. Du kannst mich aber auch Gustav rufen. Und bin ein Schuster. Wenn's was zu versohlen gibt, dann bin ich mitte mang!

Der Gefreite: Das ist recht! Ich heiße Jäckel. — Seid ihr alle so, ihr vom Ersatzbataillon?

Der Fidele: Nich so ganz, aber wir zehne sind ordentliche Kerle, wir werden die Franzosens schon was zu raten aufgeben!

Der Gefreite (lachend): Immer man sachte! (Er sammelt die Leute zum Abmarsch.)

Ein zweispänniger Kastenwagen, mit Brettern und einigen Rollen Stacheldraht beladen, steht vor dem Bahnhof zur Abfahrt bereit. Ein Wehrmann im Mantel, die Peitsche in der Hand, klettert hinauf.

Klatt: Holla! Da können wir ja gleich mitfahren!

Der Gefreite: Nein, Gustav! Da laß mal die Finger davon. Die Kutscher dürfen keinen mitnehmen.

Klatt: So? Verdammt! Ich dachte man nur. Wenn's auch grad' kein Auto ist.

Der Gefreite (bereits mit den Leuten in Marsch): Nur wer verwundet ist, kann Auto fahren.

Ein anderer: Ich werde mir beherrschen können!

Oberlehrer Dr. Sorgenfrei: Es ist ja auch sehr schön zu gehen, nicht wahr? Seht doch nur diese herrliche Mondlandschaft und hört doch nur den prächtigen Kanonendonner!

Der Gefreite: Ja, sehr schön. Das Vergnügen könnt ihr jetzt noch öfters haben, wenn ihr erst im Graben auf Posten steht.

Ein anderer: Horch, sie merken, daß wir kommen und schießen Salut!

Klatt: Nee! Kaputt, kaputt, kaputt. (Er ahmt die Schüsse nach.)

Der Gefreite: Wartet nur, wir kommen gleich auf die Höhe, da könnt ihr von dem Schlamassel auch was zu sehen kriegen!

Klatt (zu dem Gefreiten): Na, Jäckel, und wie steht's mit den Betten?

Der Gefreite (gutmütig): Ein Strohsack und zwei Decken. Aber bombensicher, das ist auch was wert!

Der Trupp hat die Höhe erreicht. Man sieht an den gegenüberliegenden Bergen das Mündungsfeuer der französischen Kanonen wie Wetterleuchten aufblitzen und hört die dumpfen Abschüsse und das bösartig bellende Geräusch der Einschläge. Weiße Leuchtraketen steigen hoch und stehen als blendende, den Mondschein überstrahlende Sterne, sich gegenseitig ablösend, lange am Himmel. Im Tale und an der nächsten Höhe liegen die dunkleren Umrisse zweier Dörfer. Sie scheinen ausgestorben. Das silberne Band eines Baches blitzt aus den Wiesen. Der Donner dröhnt, und das Echo des Kleingewehrfeuers läuft knatternd an der Höhe entlang.

Dr. Sorgenfrei (er ist aus dem Trupp herausgetreten und stehen geblieben. Dann holt er einige Male tief Atem, soviel seine flache Brust zu fassen vermag. Er fühlt sich ganz allein vor diesem ungeheueren Ereignis und er ist es auch, als der einzige, der es versteht. In der Linken das Gewehr breitet er die beiden Arme aus und ruft): Wie ist das schön, wie ist das schön!

Klatts Stimme (bereits entfernt, singend): ‚Immer ran ans Leder, Leder, hier heißt's ent- oder weder! Hollaheh!' —

Erst später holt der Oberlehrer seine Kameraden wieder ein.

V.

Mainacht. Kurz nach 3 Uhr morgens. Im Osten, über dem Delmer Rücken, wird der Himmel bereits heller. Das feindliche Feuer schweigt. Man arbeitet an der Freilegung der beiden Eingänge zu dem verschütteten Stollenunterstand. Der Gefreite Jäckels und Wehrmann Klatt drehen im Graben an der Winde.

Klatt (mit einem Blick auf den kleinen Förderwagen, der mit Erde gefüllt am Seil aus dem geneigten Stollen aufsteigt): Verdammt! Immer noch Holzsplitter dabei!

Jäckel (an der anderen Seite der Winde): Ich bin sicher, der ganze Stollen ist bis unten abgequetscht. Wo so eine Fünfzehner 'reinschlägt, da gibt's Brei.

Klatt: Und gleich beinah' dreißig Stück ganz alleinig auf unsere Stellung!

Jäckel: Ja, und keinen einzigen Toten!

Klatt (nachdem er die linke Hand von der Winde losgelassen, abergläubisch, drei-

Digitized by Google

mal mit dem Zeigefingerknöchel gegen die Holzverschalung des Grabens klopfend): Hm, hm, ja, aber der Sorgenfrei sitzt doch noch drin. Man kann nich wissen ... (Er räuspert sich und spuckt auf die Erde.)

Jäckel: Unsinn! Der Betonblock hält. Und er hat ja doch schon mit dem Hauptmann durch den Luftschacht gesprochen! (Lachend.) Dem geht's besser wie dir! Du warst heute nacht bei dem Trommelfeuer doch ein bißchen klein geworden.

Klatt: Was willst du! Wenn man so gar nichts bei tun kann.

Jäckel (gutmütig spottend): Natürlich, du möchtest ja immer ‚ran ans Leder!' Na, das kann dir schon noch ...

Er schweigt, denn um die Traverse herum kommt sein Hauptmann, gefolgt vom Unterarzt.

Der Hauptmann: Lassen Sie sich mal ablösen, Jäckel, und kommen Sie mit!

Jäckel überläßt die Kurbel der Winde einem andern und folgt dem Hauptmann und dem Arzt. Sie gelangen durch einen Nebengraben auf die rückwärtige Seite des Unterstandes.

Der Hauptmann (zum Unterarzt): Also, wie gesagt, Herr Doktor, eigentlich kann ich ja die Verantwortung gar nicht übernehmen, denn es ist jetzt schon zu hell. Aber immerhin. Vielleicht ist es besser, wenn Sie selber als Arzt ... Und legen Sie sich nur ganz flach hin, wenn Sie droben sind, sonst bekommen Sie Infanteriefeuer. (Zu Jäckel:) Also, Sie kriechen mit hinauf zum Luftschacht, verstanden! Aber vorsichtig!

Der Unterarzt und Jäckel liegen neben der dünnen, viereckigen Öffnung des hölzernen, nur ganz wenig aus der Erde herausragenden Luftschachtes.

Jäckel (zum Unterarzt): Da war auch Erde drin. Wir haben sie aber gleich heute nacht durchgestoßen.

Der Unterarzt (ihm ein Zeichen machend, das Ohr dem Schachte nähernd): Still, er singt!

Jäckel (heranrutschend und lauschend): Jawohl.

Stimme des Dr. Sorgenfrei (gedämpft, aber vernehmlich und gleichsam siegreich aus dem Luftschacht durch Beton und Erde emporsteigend): „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus; post jucundam juventutem, post molestam senectutem nos habebit humus, nos habebit humus.

Vita nostra brevis est, brevi finietur, venit mors velociter, rapit nos atrociter, nemini parcetur."

Jäckel sieht den Unterarzt fragend an, der anscheinend aufs tiefste ergriffen ist.

Der Unterarzt (während des Gesanges, erklärend): Er singt von der Kürze des Lebens. Man muß es genießen, weil es kurz ist. (Dann in schnellem Entschluß, um allein zu sein.) Kriechen Sie wieder zurück und melden Sie, daß alles in Ordnung ist.

Jäckel verschwindet.

Stimme des Dr. Sorgenfrei: „Vivat academia, vivant professores! vivat membrum quodlibet, vivant membra quaelibet, semper sint in flore!

Vivant omnes virgines faciles, formosae! vivant et mulieres, tenerae, amabiles, bonae, laboriosae!"

Der Unterarzt hat seinen Kopf auf die Arme gelegt und schluchzt. Infanteriegeschosse pfeifen über ihn hinweg.

Boelcke †

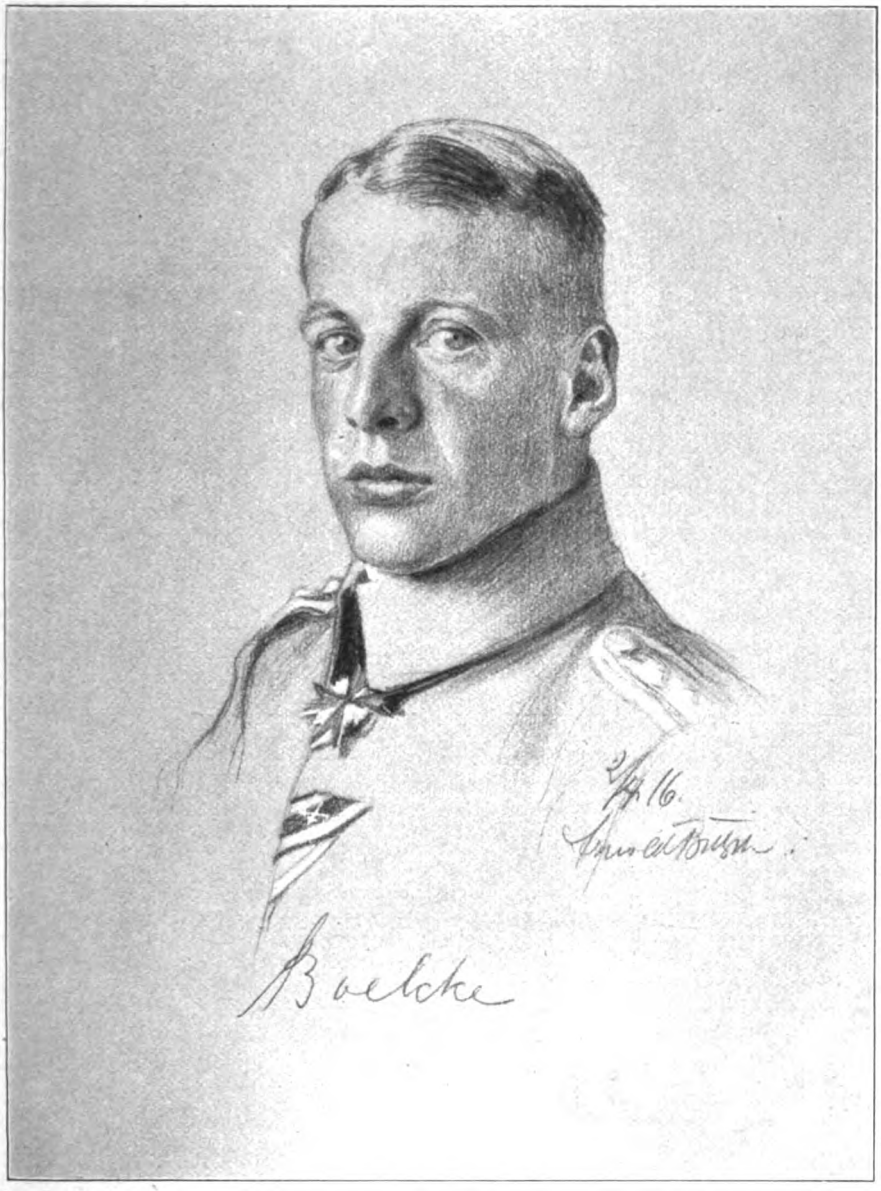
Es tönt der Trauerruf durchs Land,
Daß der kühnste Adler zur Ruhe fand —
Aus herrlichstem Fluge zur Erde.
Er schlug die Feinde vierzigmal!
Fiel des Frühscheins erstes Licht auf die Front,
Spähte mit ihm hinab sein Blick.
Auf Posten im Wolkenmeer golden umsonnt
Gab er die Parole: Luftfeind zurück!
In Sturmböen und in Nebelwogen
Hat er täglich im Feuer die Schlacht überflogen.
Er zerschlug der Feinde vierzig an Zahl.
Stieg des Abends Dämmerdunkel empor,
Schloß die Erde manch Heldengrab.
Die Feindesspäher, er stieß sie hinab. —
Nun rauschte sein Flügelschlag selbst durch das Tor,
Das stumm und ernst den Helden verhüllt,
Dessen Ruhm das Weltall mit Glanz erfüllt.

— — — — — — — — — — — —

Es tönt der Trauerruf durchs Land,
Daß der kühnste Adler zur Ruhe fand.

Adolf Victor von Koerber

Digitized by Google



Fliegerhauptmann Oswald Boelcke

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Marschall Vorwärts und die Diplomaten

Von Prof. Dr. Karl Berger (Darmstadt)

Gegensätze zwischen politischer und militärischer Gewalt hat es zu allen Zeiten und in allen Staaten gegeben. Im befriedeten Zustand der Völker ruhen auch sie oder arbeiten nur im geheimen, allein dem geschärften Blick an gewissen Beunruhigungszeichen erkennbar. Mit größerer Deutlichkeit, oft in rückhaltlosem Aufeinanderprallen, pflegen sie sich naturgemäß erst dann auszuwirken, wenn die Politik, ohne ganz auf Berücksichtigung ihrer Art und auf entscheidende Beeinflussung der Ereignisse in der ihr eigentümlichen Weise zu verzichten, ihre Fortsetzung im Gebrauch kriegerischer Mittel gefunden hat. Solche Gegensätze der Bestrebungen und Ziele werden selbst da unvermeidlich und nicht immer ausgleichbar sein, wo Staatskunst und Feldherrngeist in einer und derselben Persönlichkeit aufs glücklichste vereinigt sind. Die Geschichte von Perikles und Cäsar bis zu Friedrich dem Großen und Napoleon zeigt, daß politische Fehler oft genug kriegerischen Plänen, die demselben Geiste entsprungen waren, gefährlich geworden sind, und umgekehrt. Um wieviel verhängnisvoller aber muß jener Widerstreit zwischen Feder und Schwert sich entwickeln, wenn ein vieltöpfiger, innerlich uneiniger, von entgegengesetzten Interessen und Zielen bestimmter Staats- oder Kriegsrat, wie meistens in Koalitionskriegen, die Entschlußkraft lähmt, den Willen spaltet und die Ausführung des als recht Erkannten hemmt und hindert. Marschall Vorwärts und die Diplomaten — jedermann kennt dieses schreckende, schicksalsschwere Beispiel eines weltpolitischen Konflikts zwischen zielbewußtem, verantwortungsfreudigem, siegreichem Feldherrngeist und einer zaudernden, unsicher schielenden, ewig verhandelnden Diplomatie.

Man kennt dieses Beispiel, denkt dabei aber gewöhnlich nur an den Blücher der Kriege von 1813—14 und 1815 und stellt sich den Alten als einen hitzigen, sporenklirrenden Haudegen und Draufgänger vor, der, den Husarensäbel in der Faust, nichts weiter als den „Kerls von Franzosen eins abgeben" wollte und, weil öfters daran gehindert, derb auf das „infamigte Hundezeug von Federfuchsern und Diplomatikern" schimpfte und fluchte. Das genauere Studium der Feldzüge Blüchers, seiner Entwicklung und seiner ganzen Persönlichkeit schützt gründlich davor, Blüchers Feldherrnnatur und -größe zu verkennen. Aber auch sein Verhalten zu den Diplomaten der Befreiungskriege läßt sich nicht einzig aus seinem wagemutigen, alle Hemmungen wild überrennenden Vorwärtsdrange verstehen: es entsprang, ganz abgesehen von feldherrlichen Forderungen und militärischen Notwendigkeiten, einer klaren, unerschütterlichen Auffassung Blüchers vom Staatswohl und hatte seine Vorgeschichte in den Erfahrungen, die der Vaterlandsfreund in den Jahren der Erniedrigung anläßlich der Kämpfe um eine den tiefgebeugten Staat wiederaufrichtende Politik gemacht hatte. Lange hatte auch er, der alte Soldat, den gefahrdrohenden Zeitereignissen gegenüber eine gewisse Sorglosigkeit sich bewahrt. Selbst im Winter 1805, als er die Vernichtung des „Tyrannen" schon als seine Lebensaufgabe zu erkennen begann, Napoleons, dessen Maßnahmen immer deutlicher auf die Vernichtung Deutschlands und seiner beiden Großmächte hinzielten, selbst damals wiegte er sich noch ahnungslos in dem Gedanken an Preußens Macht und Größe. Erst der jähe Zusammenbruch des preußischen Staates im Herbste 1806 heilte Blücher, wie so manchen anderen, von dem verblendeten Vertrauen auf ein veraltetes, unzureichendes Kriegswerkzeug und öffnete ihm die Augen über die tieferen Ursachen der Katastrophe. Der Zusammenbruch war ihm ein Strafgericht des Himmels über ein morsches Staatswesen, dessen obere Schichten zum Teil entsittlicht und entdeutscht waren; dessen unselige Politik die Armee vor eine unlösbare Aufgabe gestellt hatte; dessen Heil nur in einem vollständigen inneren Neubau erblickt werden konnte, zu dessen Rettung aber auch die seitherigen, Preußen isolierenden Bahnen der auswärtigen Politik verlassen werden mußten. Es war das Programm der vaterländischen Reformpartei, zu dem Blücher sich bekannte. Mit Männern wie Stein, Hardenberg und Vincke verband ihn schon lange eine auf Gesinnungsgemeinschaft beruhende Freundschaft, die durch die Unglückszeit noch befestigt ward; die Not der auf Jena folgenden Jahre brachte ihm auch Scharnhorst, Gneisenau und andere Patrioten ganz nahe. Eine heimliche Verbündung bildete sich, eine „Koalition der Freien und Unverzagten", und Blücher, wenn auch nicht in gleichem Maße Schöpfer wie die eigentlich reformerischen Geister, war mit ganzer Seele dabei. Mit ihnen vereint führte er die langwierigen, erbitterten Kämpfe gegen alle Gegner einer stolzen, kühnen, nationalen Politik; Kämpfe gegen die Wahnbefangenen, die mitten in der Zerstörung von Menschenbeglückung, Weltfrieden und Weltkultur träum-

Digitized by Google

ten und noch so verblendet waren, in dem gleißnerischen Allesbezwinger einen Wohltäter des Menschengeschlechts zu sehen; Kämpfe auch gegen allzu versöhnliche Flaumacher, gegen Vertreter einer unwürdigen, alle Manneskraft auch im Offizierkorps ertötenden Nachgiebigkeit; Kämpfe vor allem gegen die zahlreichen Franzosenfreunde, die sich bis zu den Befreiungskriegen in allen Gesellschaftskreisen erhielten, die besonders aber bei Hofe, im Rate des Königs großen Einfluß hatten. Diese starke Partei sah im Anschluß an Frankreich die einzige Rettung, in Napoleon, selbst als er das zertrümmerte Preußen noch immer weiter demütigte, den Heiland. Es galt in diesem politischen Ringen die Seele des zagenden, mißtrauischen Königs zu gewinnen, des Königs, dem alles Verwegene und Schroffe zuwider war und der schwer sich zu neuen Entschlüssen durchrang. Von Anfang an war Blücher darauf bedacht, durch Einwirkung auf den Herrscher die rechten Männer an die rechte Stelle zu bringen, und die Staatsmänner wie die Kriegsleute hörten auf seinen Rat, weil sein Urteil immer treffend und aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpft war. Auch der König konnte sich dem Zauber dieses ungestümsten unter seinen Generalen nicht entziehen. Während sich Stein durch allzu große Schroffheit bei dem empfindlichen Herrscher unmöglich machte, und Gneisenau oft genug über die Abneigung des Königs gegen ihn klagen mußte, hat Blücher es durch kluge Mäßigung verstanden, seine Kraft dem Vaterlande unmittelbar zu erhalten. Nicht daß er es dem Könige gegenüber an rückhaltloser Offenheit mit Bitten und Vorstellungen und Mahnen hätte fehlen lassen, aber alle Äußerungen selbst flammendster Leidenschaft waren getragen von Ehrfurcht vor der heiligen und unverletzlichen Person des Königs. Um so rücksichtsloser ließ der feurige Greis seinem Unmut gegenüber der Umgebung des Herrschers die Zügel schießen; gegen sie kargte er nicht mit allerlei Liebesnamen. Einmal schließt er einen Brief an Gneisenau: „Machen sie doch, daß der König alle die Sicherheits Commissaire und Faultihre von sich entfernt: das Achselzucken und Seuffen verräth fast alle mahl einen Schufft." An den König selbst aber schreibt er: „Glauben Eure Königliche Majestät mir als Ihrem alten treuen Diener, daß alle die Menschen, die unsere Vorteile, so wir durch französische Großmut einernten sollen, zu verbreiten suchen, aus Nebenabsicht, Tummheit oder gar aus Schlechtigkeit handeln." Daß aber Blücher nicht allein stand in der Beurteilung jener Persönlichkeiten, die sich dem Erneuerungswerk entgegenstellten, bezeugen unter anderem die leidenschaftlichen Äußerungen Gneisenaus über Feldmarschall Kalckreuth, General Köckritz, Ancillon u. a. Gneisenau klagte schon 1809, daß „diejenigen, die aus Bequemlichkeit, Genußsucht oder Feigheit immer gegen den Krieg sprechen, triumphieren" und „daß der König und Staat um des Egoismus einer verabscheuungswürdigen Horde zu grunde gehen sollten". Blücher scheute sich nicht, ebensowenig wie Stein, auch die Selbstsucht der deutschen Fürsten gebührend zu brandmarken. Daß aber der leidenschaftliche Mann sich auch zu zähmen wußte, wenn es das Staatswohl erheischte, hat er oft genug bewiesen. Der König bezeugte bei Gelegenheit ausdrücklich seine Zufriedenheit mit Blüchers „ganz der Politik angemessenem Verhalten" und lobte die zurückhaltende Vorsicht des Generals, der von sich selber mit gutem Gewissen sagen konnte: „Ich weiß wohl, man hält mich für einen Mann, der sich von seiner Hitze hinreißen läßt; aber ich berufe mich auf alle Menschen, die mich in kritischen Augenblicken umgaben, besonders auf den General von Scharnhorst, ob ich mich je von Hitze habe hinreißen lassen, wenn es darauf ankam, etwas Nachteiliges befürchten zu müssen." Blüchers zum entschiedenen Handeln geneigte Natur wurde besonders in den kritischen Jahren 1809 und 1811 auf die härteste Probe gestellt; damals sah sich der Freiheitsliebende oft stark versucht, auf eigene Faust loszuschlagen, aber noch größer als sein Tatendrang und sein Feindeshaß waren seine Königstreue und sein Pflichtgefühl. Und so bezwang er seinen trotzigen Mannesmut wieder und wieder, mochten auch „Elende" ihn als einen „zweiten Schill" bei seinem Herrn verleumden. Seine ganze Größe aber zeigte Blücher bei seiner Kommandoenthebung im November 1811: er ertrug diese Demütigung mit heldenhafter Ergebung trotz des Triumphierens seiner politischen Gegner. Als gar ein Bündnis mit Frankreich geschlossen ward, ließen die Tapfersten den Mut sinken, Gneisenau, Clausewitz, Boyen schieden aus dem Dienst, um im Auslande dem Erzfeinde zu schaden, der alte Recke aber erwartete in der Stille den Tag der Vergeltung, fester als je entschlossen, den Beruf zu erfüllen, wozu er sich von Gott auserkoren fühlte: den Tyrannen zu vernichten. Mochten auch Augenblicke der Verzweiflung ihn daniederwerfen, er erhob sich immer wieder mit um so größerer Kraft zum Entschlusse seines Lebens, dem Vaterlande die Unabhängigkeit wiederzugewinnen.

Die Zeit der Erfüllung nahte. Blücher jubelte, daß die Tage des Erwägens vorüber, die des Handelns gekommen seien, aber nochmals entbrannte, wie 1809 und 1811, ein heftiger Kampf der Parteien um den Einfluß auf den schwankenden König, ein Widerstreit der Meinungen, in dem die entschiedenen Franzosenfreunde Seite an Seite mit den Napoleonhassern, die das Genie des Korsen für unüberwindbar hielten, und im Bunde mit den Unentschiedenen und Lauen gegen die Patrioten Front machten. Die rasche Entwicklung der Verhältnisse schuf

Digitized by Google

letzteren den Sieg. Blücher trat seine weltgeschichtliche Sendung an. Aber wie er im Frieden gegen die verderblichen Einflüsse der „Sicherheitskommissare“ stets hatte ankämpfen müssen, so sollte er nun auf Schritt und Tritt mit den weit verhängnisvolleren Gegenwirkungen der Diplomatie im eigenen Lager und in dem der Verbündeten, mit den Willkürlichkeiten der drei Monarchen und den Wünschen einer „hungrigen Schar“ von Fürsten zu ringen haben. Ein Glück, daß er durch jahrelange Kämpfe ähnlicher Art auf solche Konflikte vorbereitet war, wenn er auch den diplomatischen Ränken und Schlichen bei der Geradheit seiner Natur, trotz aller Husarenlist, nicht völlig gewachsen sein konnte. Als Feldherr aber zeigte er, der allein von allen nie Furcht vor Napoleon kannte, sich im Zusammenarbeiten mit Scharnhorst und dann Gneisenau jeder Lage gewachsen. Dabei kommt in Betracht, daß er nicht Oberbefehlshaber der verbündeten Heere war. Anfangs war ihm Kutusow, später der jüngere General Wittgenstein, nach dem Waffenstillstand und dem Hinzutritt Österreichs Schwarzenberg übergeordnet. Dadurch wurde jede militärische Bewegung gleichzeitig zur diplomatischen Verhandlung, diplomatisch befähigte Offiziere wie der „Einfädler“ Rühle von Lilienstern mußten ins Hauptquartier zum Vortrag gehen, ehe entscheidende Schritte getan werden konnten, und ohne den eindruckfähigsten der drei Monarchen, den Kaiser Alexander, wäre wohl oft die Zustimmung ausgeblieben. Welche verstimmenden Mißhelligkeiten gleich von Anbeginn den gern frischzugreifenden Marschall Vorwärts hemmten, davon nur ein Beispiel. Bei seinem Einzug in Sachsen, im März 1813, erließ Blücher einen Aufruf an die sächsischen Bewohner. Darüber Ärger sowohl im russischen Hauptquartier wie am preußischen Hofe! Kutusow verbat sich geradezu, daß ferner ohne seine Genehmigung politische Bekanntmachungen erlassen würden, und auch der König erklärte Blüchers Vorgehen für unzweckmäßig. Man glaubte, den schwankenden sächsischen König zart behandeln und Rücksichten auf sein Land nehmen zu müssen, um Volk und Herrscher so auf die Seite der Verbündeten zu ziehen. Aber diese ängstliche Zartheit erwies sich als durchaus verfehlt: man gewann die schonungsvoll Behandelten dadurch doch nicht, und Napoleon nahm später hundertfach, was die Verbündeten aus politischer Rücksicht nicht zu nehmen wagten. Blücher aber erklärte kaltblütig, aus dem Verweise mache er sich nichts: „Das Ende krönt das Werk.“ Schon in Dresden konnte er feststellen, was zu erwarten war: mit Komplimenten werde er beinahe erdrückt, schrieb er ärgerlich an seine Frau; das scheine aber auch alles, was man gutwillig geben möchte.

Zu den Schwierigkeiten, die aus falscher politischer Rücksicht und aus der untergeordneten Stellung Blüchers von Anbeginn erwuchsen, kamen zur Zeit des Waffenstillstandes verstärkte Intrigen seiner heimischen Gegner, die an seinem Sturze zu arbeiten schienen. Diese Leute hatten, wie der General von Krusemark, nach Blüchers Ansicht „zu viel Pariser Luft eingesogen“. Aber der Alte wollte sich von ihnen nicht unterkriegen lassen. Nach Scharnhorsts, seines geliebten Freundes und Gehilfen Tod, schrieb er an Gneisenau: „Nun mein Freund komen sie nuhn ballde zu mich, da unser Freund todt ist, so wird es nothwendig, daß wir Handt in Hand mit ein ander gehen, denn fürchte ich nicht daß wir nicht ieder Caballe begegnen werden: wir wachen!“ Während des Waffenstillstandes im Sommer 1813 tagten zwei Kongresse, der eine zu Reichenbach in Schlesien, der andere in Prag. Nun mischte sich das diplomatische Ränkespiel erst recht in den Krieg und lähmte die Entschlossenheit des Handelns. Blücher lag während der Zeit der Ruhe verwundet in Strehlen. Alle Patrioten waren voll Trauer und Niedergeschlagenheit über die Kunde von der Unterbrechung des Krieges, die leicht in einen Frieden zur Unzeit übergehen konnte, der greise Feldherr aber ließ sich von der „Pest der Hoffnungslosigkeit“ nicht anstecken. „Landwehren sie man imer drauff!“, schrieb er damals an den mit neuen Rüstungen in Schlesien beschäftigten Gneisenau und fügte im Hinblick auf die ihm selbst mißgünstig gestimmten Personen in der Umgebung des Königs hinzu: „Mich sollen sie nicht dahin bringen daß ich Früer abgehe, als bis ich sehe ob wihr wider schlagen oder nicht.“ Zu den Reichenbacher Verhandlungen wurden weder Blücher noch sein Generalstabschef Gneisenau zugezogen; sie konnten auch nicht verhindern, daß die preußische Armee getrennt wurde. „Kan es dahin gebracht werden,“ ließ Blücher dem Staatskanzler Hardenberg sagen, „daß unsere Truppen führ sich und so auch die Russen vor sich agiren, so wollte ich wohl mit mein Kobff vor den guten erwolig bürgen; aber in gemeinschaft geht es nicht guht, unsere alliirte verlangen zu vil von uns wihr haben daß mögliche geleistet, aber die Russischen Garden und so auch ihre schwehre Cavallerie werden wie im schatzkasten ufbewahrt, wehrend die unsrigen sich uffopfern.“ Auch eine unmittelbare Eingabe beim König fruchtete nichts. Unmut und Groll wuchsen im Lande, als in Prag die Komödie der Friedensverhandlungen begann, nachdem der Sieg Wellingtons bei Vittoria in Spanien am 21. Juni wieder einige Hoffnung gebracht hatte. Blücher gab seiner unverwüstlichen Zuversicht selbst einem Napoleon gegenüber Ausdruck mit dem Wort: „Laßt ihn nur machen, er ist doch nur ein dummer Kerl,“ aber jede öffentliche Äußerung der Sorge oder der Kritik an dem heillosen Diplomatenwesen wurde durch die Zensur ängstlich unterdrückt. Arndt, der später nur mit Zorn an den „schauerlichen Kongreß“ zurückdenken

Digitized by Google

konnte und nie den Ärger vergaß darüber, daß in den Zeitungen nur „von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens" zu lesen war, dieser Bannerträger der Befreiung heißt in den Zensurakten „der berüchtigte Vielschreiber", Goerres „ein gedungener Journalist", Schleiermacher wurde als „Hochverräter" mit Amtsentsetzung und Landesverweisung bedroht, weil er im „Preußischen Correspondenten" in einem Artikel über den Prager Friedenskongreß die verfrühte Sehnsucht nach Frieden mit scharfer Satire gegeißelt und den „kurzatmigen Mitbürgern" die „Hellsehenden" gegenübergestellt hatte, die nach den bisherigen Ergebnissen des Krieges noch keinen baldigen, Sicherheit gegen einen neuen Krieg gewährenden Frieden erwarten zu dürfen glaubten. Es bedürfe noch einer ungeheueren kriegerischen Kraftentwicklung und großer entscheidender Ereignisse, um den Grund zu einem würdigen Friedenszustande und einer neuen Ordnung der Dinge zu legen; nichts aber könne sich Deutschland von der Willkür sich durchkreuzender diplomatischer Verhandlungen versprechen. Sicherlich müßten bei den späteren Friedensverhandlungen auch die „hellsehenden" Patrioten, deren Ansichten sich immer allgemeiner verbreiteten, „eine Stimme" haben. Daß solche Gesinnungen nach dem Herzen Blüchers und seiner Offiziere waren, geht aus gelegentlichen Äußerungen des Feldherrn, aber auch schon daraus hervor, daß Friedrich Wilhelm III. bei einer Truppenmusterung im Juli 1813 sich ausdrücklich von seinen Generalen jeden Tadel des Waffenstillstandes und jede Einmischung in seine Politik verbat. Gegen das „politische Kannegießern" der Offiziere hatte sich übrigens Blücher selbst früher bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen.

Auch in die Verhandlungen zu Trachenberg war Blücher nicht eingeweiht worden, obwohl dort der ganze Kriegsplan für den Herbstfeldzug 1813 festgelegt ward. Und doch war er es, der den Grundgedanken des Trachenberger Planes mit schärfstem Verständnis, mit unbeirrbarer Besonnenheit und zugleich mit ausschlaggebender Tatkraft aus- und durchführte. Mit Recht hat man gesagt, daß Blücher und Gneisenau Angriffsgeist mit Vorsicht verbunden haben, während die beiden anderen Heere stärker die Vorsicht allein bevorzugten. Schon Anfang August ahnte Grolmann, damals Major in Blüchers Generalstab, daß „einige Herren die Idee hätten, durch einen zusammengesetzten Rat hinter der Gardine alles zu leiten, also daß alle Tollheiten und Schlechtigkeiten von früher wieder stattfinden sollten". Solche Vielköpfigkeit der Heeresleitung konnte um so verhängnisvoller werden, als auf der Gegenseite nur ein unbedingter Wille und dazu der eines Meisters in der Führung kriegerischer Massen regierte. Da war es Blücher, der aller „Ermattungsstrategie" zum Trotz, mit der man einen Napoleon aus Deutschland hinauszumanövrieren gedachte, den Geist des entschlossenen Angriffs walten ließ und das Ziel der Vernichtung des Gegners nie aus den Augen verlor. Und schließlich führte der Entschlußfreudige die Entscheidung herbei, indem er seine Armee durch Überschreitung der Elbe dem Netz strategischer und diplomatischer Vorsicht entzog. „Kriegsrat halte ich nicht!" war Blüchers schroffe Antwort, als ihm die „Sicherheitskommissare" um diese Zeit wieder einmal zu schaffen machten. Von „diplomatischen Künsten" erwartete er so wenig wie Stein die Neuordnung der Dinge. Und im Gegensatz zu Gentz, der den ungeheuren Erfolg der Leipziger Schlacht im letzten Grunde der schlauen Diplomatie Metternichs zuschreiben wollte, war Stein der Ansicht: „Wir verdanken diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner, elender Fürsten; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, tatenvolle, lorbeer- und tränenreiche Feldzüge." Blücher aber war der Jäger, er tat den Schuß, seine Armee leitete die Entscheidung ein und gab den Ausschlag. Mit Recht ward er schon damals von Fürsten und Völkern als Deutschlands, als Europas größter Befreier gefeiert.

Wenn der Volkskrieg bereits nach dem Waffenstillstand zum Kabinettskrieg geworden war, so sollte der alte Kriegsheld nach Leipzig erst recht schlimme Erfahrungen mit den „Federfuchsern" und „Diplomatikern" machen. Schon die Verfolgung des Feindes litt unter den Einwirkungen der österreichischen Sonderpolitik Metternichs, der von einer völligen Niederwerfung Napoleons und von Zertrümmerung Frankreichs nichts wissen wollte, da aus dessen Ruinen die Vorherrschaft Rußlands oder gar Preußens emporblühen könnte. Auch durch Eifersüchteleien zwischen den Monarchen wurde der Verfolgungsplan zum bitteren Ärger Blüchers und Gneisenaus gestört. In der Nähe des Rheines bei Köln angelangt, wollte der Feldmarschall durch rasche Eroberung Hollands und Belgiens einen dauernden Frieden sichern, dann sollten die verbündeten Heere in getrenntem Marsch von Norden und Osten her auf Paris als auf das „allgemeine Operationsobjekt" losziehen. Schon schrieb Blücher unterm 11. November an seine Frau: „Nun bin ich am Reihn und beschefftige mich damit diesen Stoltzen Strom zu Passieren ... Was sagst Du nun du ungläubige?" Er unterbrach den Brief, um sich zu Pferde zu setzen, da erhielt er von Gneisenau aus Frankfurt die Nachricht, daß der Kriegsrat anders beschlossen habe: die Schlesische Armee wurde an den Main gerufen und durch die „Federfuchser" vor Mainz festgehalten. In Frankfurt sammelte sich nun nach und nach eine „Sündflut von Prinzen und Souveränen", darunter auch die Rheinbundfürsten, mit denen nach dem Willen Metternichs verhandelt und zum Entsetzen des herbeigeeilten Stein das alte Elend der deutschen Klein-

Digitized by Google

staaterei aufs neue festgesetzt wurde. Aber auch mit Napoleon wurden Unterhandlungen angeknüpft, wobei die preußischen und russischen Staatsmänner dem österreichischen Minister in die Hände arbeiteten: die Unterbrechung des Krieges durch Kongresse wurde nun Übung, und jedesmal kamen diese Hemmungen der Waffenentscheidung Napoleon zugute. Vergebens drängte Blücher zu Frankfurt auf Weiterführung des Krieges, aber im Kreise der Diplomaten und mancher Generale war von dem Plane der „Enragierten" in Blüchers Hauptquartier, Napoleons Thron umzustürzen, nur als von einer „romanhaften, fixen Idee" die Rede. Der Feldmarschall äußerte sich über Metternich und das ganze diplomatische Treiben, über diesen Judas und seine „Mitjudasse" gegen Knesebeck, den Generaladjutanten des Königs, in so wildem Zorn, daß dieser gestand, nur von Scharnhorst habe er sich ähnlich harte Sachen ruhig sagen lassen; er sei vor Verdruß und Ärger krank geworden. Aber der Marschall Vorwärts konnte „dennoch nichts gegen dessen verkehrte Pläne ausrichten". Noch hageldichter fielen Blüchers Hiebe gegen die Diplomaten: „er sprach von Schuften, welche den Galgen verdienen, von: ihm das und jenes tun können". Auch Gneisenau vermutete verräterische Einflüsse: „Die Diplomatie," klagte er, „fesselt jetzt die Kriegsoperationen; man will erst fragen und hören, während man handeln und dann gebieten sollte. Einen vorteilhaften Frieden, meinen sie, werde man ihm ablisten, die Pyrenäen, Alpen und den Rhein zur Grenze, und das nennen sie einen vorteilhaften Frieden!" Vergeblich wären alle Mahnungen und Drohungen des „tollen Husaren", des „blinden Stürmers" mit seinem auf Paris weisenden „Vorwärts" gewesen, vergeblich auch Arndts Schrift „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", worin der „ehrliche Kerl" nach Blüchers Meinung es „den infamen Lausekerlen" ordentlich gesagt hatte, vergeblich wäre auch die drohende Mißbilligung gewesen, mit der die öffentliche Meinung in Deutschland die Ankündigung der Möglichkeit eines faulen Friedens begrüßte, wenn nicht Stein den eitlen Zaren Alexander durch die schmeichelnde Vorstellung, er sei zum Retter Europas berufen, für die Fortsetzung der „heiligen Kreuzzugsheerfahrt" gewonnen hätte. Zudem: Napoleon in seiner Verstocktheit versäumte den günstigen Augenblick, und so erließen die Verbündeten am 2. Dezember 1813 ein Manifest, worin man, zur Schmach der deutschen Sache, mit zärtlicher Rücksicht auf französische Gefühle, Frankreich groß, mächtig und glücklich zu machen versprach und den Franzosen unter vielen Schmeicheleien auseinandersetzte, daß man nicht mit ihnen Krieg führte, sondern nur mit dem übermächtigen Napoleon. Diese schielende Phrase, so hat ein neuerer Historiker treffend geurteilt, kostete noch viel Blut und verschaffte Frankreich den Vorteil, je nachdem mit Napoleon oder mit den Verbündeten, hinter denen schon der „unbemakelte Lilienthron" der Bourbonen aus der Versenkung wieder auftauchte, die Früchte des Sieges zu genießen.

So ward denn auch der Feldzugsplan auf die Bedürfnisse einer entgegengesetzten Ziele anstrebenden Politik, einer hinterhältigen Diplomatie zugeschnitten und nach einer veralteten Strategie angelegt, einer Kriegstheorie, „die sich in einem übertriebenen Berücksichtigen der Bodenverhältnisse gefiel". Man hegte den Wunsch, ohne viel Blutvergießen zum Ziel zu gelangen, und gedachte, Napoleon durch Manöver zu ermüden. Nur in Blüchers Seele, in seinem Hauptquartier blieb der alte Vorwärts-Gedanke lebendig; nach wie vor sah er in Paris das Ziel aller Anstrengungen und in Napoleons Sturz und in der Zertrümmerung seiner Heeresmacht die Vorbedingung zukünftiger Ruhe. Dazu aber war kräftiges Auftreten und Anpacken nötig. „Mit Flauheit nur sich den Franzosen liebes Kind machen, richtet man nichts aus; sie müssen haarklein herausgeben, was sie den Deutschen auf meist verräterische Weise geraubt haben. Elsaß und Lothringen gehören zu Deutschland, und der Rhein ist ein deutscher Strom, der mit seinen Gauen uns gehört, nichts davon darf hinfüro in den Händen des deutschen Erbfeindes bleiben" — das war Blüchers Politik und Willensmeinung. Nur in kraftvoller Wiederherstellung der deutschen Nation und in stärkerer Sicherung durch angemessene Erweiterung ihrer Grenzen sah er eine Gewähr zukünftigen dauerhaften Friedens, und er war sicherlich auch mit Boyen einig, der an Gneisenau schrieb, mit solchem „Rezept" komme man dem alten Weiberwunsche „ewiger Friede" wahrhaftig näher als durch Irrphilosophie und Feigheit.

Den Hoffnungen und Absichten Blüchers stellten sich aber in Frankreich bald neue Hindernisse entgegen — am meisten wiederum die Gefahr eines verfrühten Friedensschlusses. Napoleon drängte bereits Mitte Januar 1814 zu Verhandlungen. Wenige Tage vor der Schlacht bei Brienne und bei La Rothière schrieb Blücher an Vincke: „Napoleon will Negojiren alle wihr guht gesinnten wollen Schlagen. Der Ehdle Alexander auch, aber die Deplomatiquer haben hundert andre Projecte; soll die Sache guht Führ die Wienschheit werden, so müssen wihr nach Paris." Sein Generalstabschef Gneisenau beschwor in immer neuen leidenschaftlichen Auseinandersetzungen Stein, Hardenberg und Knesebeck, den Krieg rascher führen und die Heere weiter auf Paris rücken zu lassen. Aber selbst Schwarzenberg hatte so wenig wie die „Diplomatiker" Verständnis für die Triebfedern und die kühne Handlungsweise der beiden leidenschaftlichen Preußen: den Beweggrund ihres nach seiner Meinung „wahrhaft kindischen" Dranges

Digitized by Google

nach Paris sah er im Verlangen nach „parties fines im Palais Royal", dem Sammelpunkt der Pariser Lebewelt. Trotz der Siege Blüchers bei Brienne und La Rothière gelang es denn auch Metternich, die Diplomaten für einen Kongreß in Châtillon zu gewinnen, dessen Friedensbemühungen nur an der Verblendung und dem Übermut des inzwischen wieder zu glänzenden Erfolgen gelangten Napoleon scheiterten.

Erst nach manchem Hin und Her und trotz der Selbstsucht der Kabinette und alles diplomatischen Ränkespiels erreichte Blücher durch selbständiges Handeln nach monatelangem, blutigem Ringen sein Ziel: am 31. März zogen die verbündeten Monarchen in Paris ein, und Napoleon dankte bald darauf ab. Aber schwer enttäuscht wurde der Marschall Vorwärts, wie alle seine Gesinnungsgenossen, durch die diplomatischen Abmachungen, die zum ersten Pariser Frieden und zum Wiener Kongresse führten. Die von Gentz gepriesene „wundervolle Eintracht der Höfe" ließ jede Macht für sich selber sorgen und Großmut auf Kosten der anderen üben. Den größten Nutzen zog Frankreich aus dieser Lage: es behielt den Rhein und Elsaß-Lothringen, die geraubten Kunstschätze halb Europas blieben in Paris.

Das verarmte Preußen erhielt nicht einmal eine Kriegsentschädigung. „Bonaparte konnte besiegt werden und ist besiegt worden, aber unser eigener Kleinmut ist unbesiegbar," schrieb damals Clausewitz, und Stein erklärte: „Alle, alle hatten ihre Vorteile unter sich durchgehandelt und gefertigt und bebrieft, nur Preußen wird mit einem blanken Papier allgemeiner Verheißungen und Voraussetzungen zu dem Kongreß in Wien kommen." Selbstverständlich war auch Blücher äußerst unzufrieden mit den Verhandlungen und ihren Ergebnissen. Vergeblich aber brachte er seine Ansichten über die äußere Gestaltung der Staaten bei seinem König und beim Zaren mehrfach zur Sprache. Während der bayrische Feldmarschall Fürst Wrede, dann auch der Herzog von Wellington, ja sogar Talleyrand als Vertreter des besiegten Frankreich am Wiener Kongreß teilnahmen, sah er sich von aller Einwirkung ausgeschlossen. Bei jeder Gelegenheit sprach er sich abfällig über die schwächliche Vertretung des preußischen Staates aus, bitter über „den glorreichen Frieden und unsere brillante Belohnung für die Aufopferungen und Anstrengungen, die die Nation so bieder dargebracht habe."

Voll grimmiger Entrüstung darüber, daß die Diplomaten verdarben, was Feldherrnkunst und kriegerische Tapferkeit so herrlich angebahnt hatten, reichte Blücher endlich sein Abschiedsgesuch ein. Der König war noch in Wien. Aber ehe er sich über das Gesuch entschieden hatte, trat das große Ereignis ein, das den greisen Marschall nicht unvorbereitet traf: Napoleons Rückkehr. Schon im Sommer 1814 hatte er in der Überzeugung, daß Napoleon in Frankreich noch starken Anhang habe, geurteilt: „Ob uns in der Folge noch eine Fehde bevorsteht, weiß der Himmel; trauen will ich der Sache nicht. Man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt. Frankreich wird schon wieder zu laut, man hätte selbigem die Flügel beschneiden sollen." Nun war er, der zu seiner Genugtuung sich rühmen konnte, an der Ehre des Krieges, nicht aber an dem schwächlichen Abschluß eines elenden Friedens teilgenommen zu haben, über die neue Wendung der Dinge in heller Freude. „Dies ist," so rief er, „das größte Glück, das Preußen begegnen konnte! Nun fängt der Krieg von neuem an, und die Armee wird alle in Wien begangenen Fehler wieder gutmachen."

Und doch sollte er trotz herrlichster kriegerischer Erfolge in dem neuen und letzten Kriege mit den Diplomaten noch schlimmere Erfahrungen machen als früher. Der Sorge freilich, daß „auch die heutige Politik aufs neue fehlgreifen werde", konnte er sich schon nach seiner Ankunft zu Lüttich, im Hauptquartier seiner Armee, nicht völlig entschlagen. Er sollte mit Wellington zusammenarbeiten, er, der stürmische, offenherzige preußische Oberbefehlshaber, dem dieser Krieg Sache des Herzens war, mit dem kalten, diplomatisch berechnenden Taktiker, der den Krieg nur vom Standpunkt englischer Machtpolitik faßte und führte. Blücher wollte sofort losbrechen, der „eiserne Herzog" aber, anfangs auch dafür, nahm Rücksicht auf das englische Parlament und auf die, einem sofortigen Angriff zuwiderlaufenden Befehle der hohen Mächte. Blücher machte dem Engländer, machte Hardenberg drängende Vorstellungen. Er warnte vor den Nachteilen des Zauderns, nannte „die große Macht, die sich die Sicherheitskommissare von Bonaparte machen, ein Hirngespinst". „Ich mache es wie in Schlesien und schlage los," rief er aus.

Aber Wellington war zu einer kühnen Unbotmäßigkeit nicht zu bewegen, und der immer ungeduldiger werdende Alte erschöpfte bei seiner Regierung vergeblich alle Mittel, um Leben und Bewegung in die Sache zu bringen. Da begann Napoleon selber den Kriegstanz, und in einigen gewaltigen Schlägen war sein Schicksal besiegelt. Daß der nur auf Englands Vorteil bedachte Wellington die entscheidende Schlacht von Belle-Alliance nach seinem außerhalb des Schlachtgebietes liegenden Hauptquartier Waterloo benannte, daß er, der ‚Gentleman', seinen Schlachtbericht fälschlich so faßte, als ob die preußische Hilfe nicht von entscheidender Bedeutung für den Ausgang des blutigen Ringens gewesen wäre, daß er noch Jahrzehnte später seine bewußte Lüge im Parlamente aufrechterhielt, geschah nicht etwa nur, um dem britischen Hochmut zu schmeicheln, sondern vielmehr, um später das Gewicht des englischen

Digitized by Google

Verdienstes voll in die Wagschale der diplomatischen Verhandlungen werfen zu können. In der Tat verschwand der preußische Feldherr nach der zweiten Einnahme von Paris wiederum von der Bühne der Entscheidungen, während sein „Bruder" Wellington dabei noch größeren Einfluß gewann als beim ersten Male. Doch eins gelang dem deutschen Marschall: die Demütigung eines zweiten Einzugs der siegreichen Truppen blieb der französischen Hauptstadt nicht erspart, wie sehr Wellington aus selbstsüchtigen Gründen heuchlerischerweise Schonung empfahl. Auch das setzte Blücher noch durch, daß endlich die geraubten Kunstschätze ihren früheren Besitzern herausgegeben werden mußten und zwar schleunigst, damit die „verfluchten Diplomatiker" ihm nicht noch dazwischen kämen. Dann wollte er die Jenabrücke, in der die preußische Schmach verewigt war, sprengen lassen. Nur das Einschreiten König Friedrich Wilhelms vereitelte die Absicht.

Mit der Ankunft der Staatsmänner in Paris war Blüchers Freude dahin. Mit warmen Worten drang er in den König, „die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat". Ähnlich äußerte er bei einem von Wellington veranstalteten Festmahl den „frommen" Wunsch: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was die Schwerter der Soldaten so mühsam erkämpft haben". Alle Führer der deutsch-patriotischen Partei, Männer wie Stein, Gneisenau, Boyen, verlangten einmütig, daß, was vor einem Jahre so schmählich unterlassen worden, jetzt nachgeholt werde. Blücher bestürmte die diplomatischen Hauptvertreter Preußens, Hardenberg und Humboldt, wieder und wieder mit der Bitte, Deutschland sicherzustellen, den Störenfried Frankreich durch Abschneiden eines tüchtigen Stückes Land gehörig zu schwächen, eine angemessene Kriegsentschädigung zu fordern und statt der Bourbonen eine republikanische Regierung einzusetzen. Zu Hardenberg sagte er: „Wenn Ihr Herren von der Feder doch nur einmal in ein etwas scharfes Feuer kämet, damit Ihr wüßtet, was es heißt, Eure Fehler wieder gutzumachen." Aber der Staatsmann erklärte dem Feldherrn, bei den Verhandlungen könne die Armee nicht mitsprechen. Damit wollte Blücher sich einverstanden erklären, aber warum würden dann Schwarzenberg, Wrede und Wellington zu den Beratungen zugezogen? Gleiches Recht mit diesen forderte Blücher, nicht gesonnen, sich „der Despotie der Diplomaten" zu unterwerfen. Alle Auszeichnungen konnten ihn über die persönliche Beleidigung nicht hinwegtrösten, zumal da mit ihr eine Schädigung des Staatswesens verbunden war.

Und doch war alles vergeblich! Die Staatsmänner Preußens waren mit dem, was sie erreichten, freilich selbst nicht zufrieden. Wilhelm von Humboldt, der sich darüber in den Briefen an seine Gattin äußert, war der Ansicht, daß die Friedensbestimmungen für Preußen weder so glorreich noch so nützlich geworden seien, als die Kriegserfolge hätten erwarten lassen. Und in merkwürdiger Übereinstimmung mit dem von ihm hochverehrten Blücher schreibt er: „Es wird allerdings jetzt diplomatisch verdorben, was gut erstritten ist, und auch diesmal wird Frankreich viel zu gut davonkommen."

Es fand sich eben damals zum Verhängnis Deutschlands kein preußischer Staatsmann, der die berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes gegenüber den Großmächten wirksam hätte vertreten können. Das erschöpfte Preußen, von einem wohlmeinenden, aber nicht rücksichtslos energischen König geleitet, von Österreich nur lau oder gar nicht unterstützt, konnte die deutschen Interessen gegen das im Einverständnis mit dem Zaren auftretende England, das damals schon jeder Machterweiterung und Erstarkung Deutschlands todfeindlich war, nicht nach Recht und Gebühr schützen. So wurde auch beim zweiten Pariser Friedensschluß das siegreiche Deutschland machtlos, das besiegte Frankreich mächtig über alle Gebühr und Würdigkeit gelassen. England aber ging mit dem wieder gesicherten Anspruch auf See- und Weltherrschaft aus der langen Kriegszeit hervor.

Blücher hatte trotz allen Verdrusses über Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen bis zuletzt in Frankreich ausgeharrt. Auf der Heimreise aber, von Aachen aus, machte er seinem Unmut über das Erlebte in einem Bericht an den König Luft. Die Zeit, seit der König abgereist sei, gehöre zu den unangenehmsten seines Lebens: „Von unentschlossenen und schwankenden Diplomaten abhängig, habe ich recht gefühlt, wie traurig und nachteilig es ist, von Premierministern abzuhängen, und wie störend für die Armee es sein würde, wenn dieser Einfluß fortdauerte und E. K. Majestät nicht die unmittelbare Leitung der Armee beibehalten." Den Friedensvertrag kennzeichnete er als „ein elendes Machwerk", das verschulde, daß „Preußen und Deutschland trotz seiner Anstrengungen immer wieder als Betrogene vor der Welt dastehen und Englands Einfluß auf Deutschland sich ganz fest begründet habe".

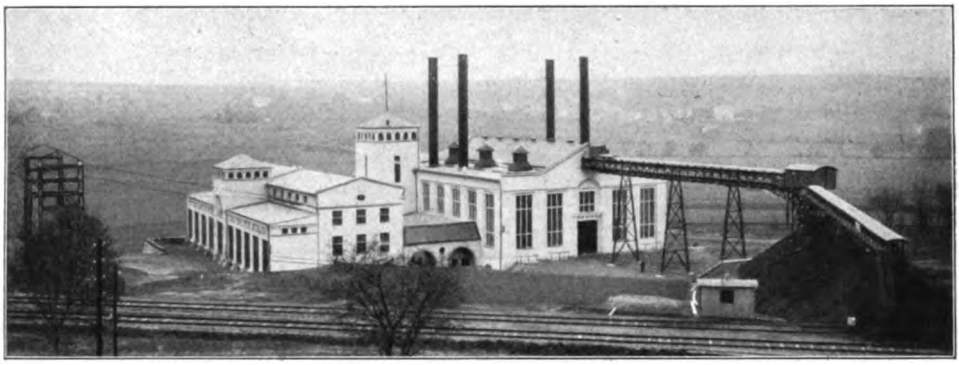
Was Blücher und mit ihm die Männer der Reform und Erhebung zu ihrer Zeit vergeblich erhofft und angestrebt hatten, das sollte nach einer fünfzigjährigen Friedens- und Leidenszeit zur Erfüllung gebracht werden von einem Staatsmanne, dessen heroische Politik kriegerische Errungenschaften nicht nur auszunützen, sondern sie selbst auch vorzubereiten verstand. Unter Bismarck haben wir trotz aller, auch 1866 und 1870/71 unvermeidlichen Reibungen zwischen Politik und kriegerischer Leitung die segensvolle Harmonie dieser Gewalten erlebt.

Digitized by Google

Dorfpolitiker. Gemälde von Max Buri
(Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, aufbewahrt in der Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel)

Digitized by Google

Digitized by Google



Ein modernes elektrisches Großkraftwerk (Arzberg in Bayern) mit Kohlenbahn
Rechts Kesselhaus, links Maschinen- und Schalthaus

Elektrische Großkraftwerke

Von Artur Fürst

Emil Rathenau, der geniale Schöpfer der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, hat einmal erklärt, daß es technisch heute ein leichtes sein würde, ganz Deutschland von einer einzigen Riesenzentrale aus mit elektrischem Strom zu versorgen. Der Gedanke ist von einer unübertrefflichen Großartigkeit. Seine Verwirklichung würde einem Schöpfungsakt nicht ganz unähnlich sein.

Der Ursprung der gesamten Energie, die der Erde zur Verfügung steht, ist gleichfalls zentralisiert. Alles was auf Erden sich regt, entnimmt die für die Bewegung notwendige Kraft mittelbar oder unmittelbar dem Zentralgestirn, der Sonne. Die Riesenzentrale nach Rathenaus Idee würde ein ähnliches Zentralgestirn für das ganze Deutsche Reich sein. Kraft, Licht, Wärme, alle diese segensvollen Formen der schaffenden Natur, würden ihr entströmen. Sie würde die Räder der Maschinen drehen und die Wagen der Eisenbahn, wie der Straßenbahn über alle deutschen Lande ziehen. Der Mann im Bergwerk, die strahlende Bühne in der Hauptstadt, der Bauer in seinem kleinen Häuschen, sie alle erhielten des Lichts herrliche Gabe von ihr; ein Druck auf einen Knopf würde überall die Wohnungen angenehm durchwärmen, wenn draußen klirrender Frost herrschte. Chemische Prozesse würden sich an unzähligen Orten durch die einzig von dem Großkraftwerk gelieferte Energie vollziehen. Freilich: wenn an einem Winterabend eine Katastrophe, etwa ein Erdbeben, die Zentrale zerstörte, so käme das fast der Vernichtung der Sonne durch die Eisriesen gleich: alle Kraftimpulse verschwänden, Dunkelheit bräche plötzlich über unser ganzes Vaterland herein, zitternd säßen die Menschen in ihren kalten Wohnungen.

Diese Riesenzentrale von annähernd kosmischer Macht ist ein Traum, der niemals in Erfüllung gehen wird. Und das ist gar nicht lebhaft genug zu bedauern. Gegen jedes Versagen einer so wichtigen Kraftquelle ließen sich ohne weiteres verläßliche Hilfsmittel schaffen, und mit einem Wanken der Erde braucht man ja im Herzen Deutschlands nicht zu rechnen. Diese Energiequelle würde aber imstande sein, die Krafteinheit zu einem bescheidenen Teil des Preises zu liefern, den wir heute überall dafür bezahlen müssen. Sie würde die Segnungen des elektrischen Stroms überallhin tragen können und auch den wenig Bemittelten den Anschluß unschwer gestatten.

Keine technische Schwierigkeit behindert die Verwirklichung dieses Idealzustands, wohl aber sind es unüberwindbare ökonomische Hindernisse, die für immer entgegenstehen. Als es zum erstenmal gelang, die elektrische Energie von ihrem Ursprungsort freizumachen, als zum erstenmal eine durch Menschenwerk hervorgerufene Kraft an einem Ort Arbeit leistete, der fast 200 Kilometer von der Entstehungsstelle entfernt war, da fand der große Augenblick leider ein kleines Geschlecht. Es war im Jahre 1891, als der Strom einer Dynamo-Maschine, die durch den Wasserfall des Neckars bei dem Örtchen Lauffen in Württemberg getrieben wurde, am Ufer des Mains, in der elektrotechnischen Ausstellung zu Frankfurt, tausend Glühlampen zum Aufleuchten brachte und eine Wasserpumpe antrieb. Alles war über die außerordentliche Leistung begeistert. Hatte man doch mit dieser ersten Kraftübertragungsanlage eine Raumüberwindung erreicht, die märchenhaft erschienen wäre, hätte die Technik nicht schon damals die Menschen so sehr verwöhnt. Die Kraft der strudelnden Neckarwellen war still durch Drähte über das Land geflossen und äußerte sich nun in weiter Entfernung als Licht und Antriebsimpuls. Unerhörtes war geschehen, aber man erkannte den praktischen Nutzen nicht gleich.

Anstatt zu kraftvoller Vereinigung der elektrischen Kraft zu schreiten, baute man weiter kleine Zentralen, die nur örtlichen

Digitized by Google

Wert haben. Vier Fünftel des heutigen Strombedarfs wird in Kleinwerken erzeugt, deren Vorhandensein den Riesenzentralen den Weg stark beengt. Dennoch ist jetzt die Verbilligung der Stromerzeugung durch solche Anlagen allen so klar geworden, daß man, wo es noch irgend angängig ist, zur Errichtung von Großwerken schreitet. Überlandzentralen wachsen heut an vielen Orten aus dem Boden. Sie strecken ihre Leitungsnetze über ganze Kreise aus. Und gerade jetzt ist auch der Augenblick gekommen, in dem die Staaten auf die Fragen der vereinheitlichten Stromerzeugung aufmerksam geworden sind. In Bayern wird eine sehr große Zentrale am Walchensee errichtet, Sachsen will alle seine noch nicht mit Strom versorgten Gebiete von zwei Großwerken her speisen, und in Preußen sucht man eifrig nach der besten Lösung dieser wichtigen Aufgabe.

So ist das elektrische Großkraftwerk heute ein volkswirtschaftlicher Faktor von sehr großer Bedeutung. Es ist darum wohl auch für weitere Kreise interessant, seine technischen Grundlagen und typischen Einrichtungen kennen zu lernen. Diese lassen sich am besten darlegen, wenn wir — nach Erörterung einiger theoretischer Voraussetzungen — den Weg der Energie durch eine solche Anlage verfolgen.

Die Möglichkeit, Elektrizität für weite Gebiete an einem Mittelpunkt zu erzeugen, wurde dadurch erschlossen, daß man sich über die Vorzüge der Hochspannung klar wurde. Nur in der Form hochgespannter Ströme kann diese Kraft ökonomisch durch lange Drahtleitungen geschickt werden. Denn Drähte, auch wenn sie aus dem besten Material bestehen, das hierfür in Betracht kommt, nämlich aus Kupfer, setzen der Energie bei ihrem Durchgang einen Widerstand entgegen; das heißt mit anderen Worten, jedes Zentimeter der Leitung erhebt von dem hindurchfließenden Strom einen Zoll, indem es einen Teil seiner Energie verzehrt. Dabei wird aber, wie es die Eisenbahn gegenüber den wechselnden Arten von Gütern tut, in der Höhe der zu erhebenden Gebühren ein Unterschied bei den verschiedenen Stromarten gemacht. Ströme mit hohen Spannungen läßt man billig hindurch, man schwächt sie nur wenig, während große Strommengen sehr scharf hergenommen werden, also nur noch einen geringen Teil ihrer ursprünglichen Kräfte am Ende der Leitung äußern können.

Ein paar Worte zur Erklärung der Begriffe Spannung und Strommenge. Stellen wir uns vor, der elektrische Strom bestünde, wie sein bildlicher Name es ausdrückt, wirklich aus Wasser, das aus einem Behälter hinunterläuft. Dann würde seine Energie sich zusammensetzen aus der Höhe, in welcher der Behälter steht, dem Wasserdruck und aus der vorhandenen Wassermenge. Bei der fließenden Elektrizität entspricht dem Wasserdruck die Spannungsdifferenz, die zwischen zwei Punkten der Leitung herrscht, kurz Spannung genannt; sie wird in Volt gemessen. In Ampere wird die Strommenge ausgedrückt, die in der Zeiteinheit durch die Leitung fließt. Die elektrische Energie ist also das Produkt von Volt und Ampere. Man sagt statt Volt mal Ampere, auch Watt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß man große Energien, also hohe Wattzahlen, ebenso erreichen kann, wenn man einen Strom von vielen Volt und wenigen Ampere herstellt, wie wenn man die Zahl der Volt niedrig und die Amperezahl hoch hält. 10 Volt mal 1000 Ampere sind 10000 Watt, aber auch 1000 Volt mal 10 Ampere sind 10000 Watt.

Jene Zollerhebung, die nichts anderes ist, als eine nutzlose, energieverzehrende Erwärmung der Leitungsdrähte, richtet sich aber, wie wir bereits gehört haben, gegen große Strommengen, gegen hohe Amperezahlen. Darum sendet man also in große Netze nur hochgespannte Ströme, die verhältnismäßig wenig geschwächt am anderen Ende der Leitungen ankommen. Aber die Hochspannung ist ein gefährlicher Geselle, ein Riese, der sich nur schwer bändigen läßt. Überall möchte die Spannung aus den Drähten ausbrechen und in Masten oder Gebäude hineinschlagen. Erst die Bemeisterung der Hochspannung hat jene Lauffener Anlage, die Urzelle der heutigen Großkraftwerke, möglich gemacht.

Man hat auf diesem Gebiet sehr rasch weitere praktische Erfahrungen gemacht und glänzende Erfolge erzielt. Von Lauffen nach Frankfurt ging man im Jahre 1891 mit 15000 Volt, und sehr viele maßgebliche Techniker sahen das damals als einen äußerst kühnen Versuch an. Abenteuerliche Schilderungen über die Gefährlichkeit der drei Hochspannungsleitungen waren in Süddeutschland verbreitet, und man verlegte vorsichtshalber die Drähte trotz der dadurch entstehenden Umwege auf Eisenbahngelände, damit nur niemand in ihre Nähe kommen konnte. Wenige Jahre später aber verwendete man schon Betriebsspannungen von 50000 Volt. Noch im vorigen Jahrhundert gelangte man zu 75000 Volt, und heute sind 100000 Volt nichts Erschütterndes mehr. Anlagen mit einer Spannung von 150000 Volt sind bereits im Entstehen, und nichts zwingt zu der Annahme, daß man hierbei wird haltmachen müssen. Freilich ist eine außerordentlich sorgfältige Isolierung der Leitungen, in die eine so riesige Spannung hereingepreßt wird, Voraussetzung zur praktischen Bewährung. An den Aufhängungspunkten und vor allem bei dem Durchgang durch Häusermauern müssen kolossale Porzellansäulen als Isolatoren angewendet werden, alle Sicherheit muß gegeben sein, daß unter keinen Umständen ein Mensch auch nur in die Nähe solcher Drähte gelangen kann. —

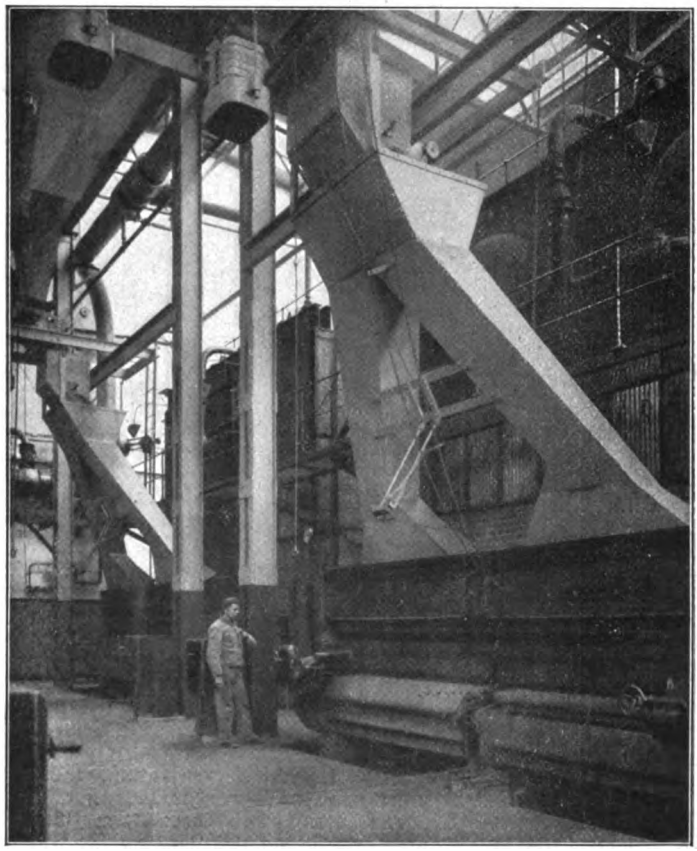
Bei der Verfolgung des Wegs der Energie wollen wir uns in eine Zentrale begeben, die mit kohlebeschickten Dampfkesseln betrieben wird. Dieser Gattung gehört immer noch die Mehrzahl der Kraftstationen an, obgleich

Digitized by Google

für weitreichende Großwerke gerade die Wasserfälle und künstlich aufgestauten Becken ein vorzügliches Kraftmittel sind. Ihre Verwertung wächst immer mehr an, hat aber zahlenmäßig bis heute den Dampfbetrieb noch nicht zu verdrängen vermocht.

Der Ausgangspunkt unserer Energie ist also die Kohle. Wir werden sehen, daß von ihrer Ankunft am Werk bis zum Hinausfließen des Stroms in das Leitungsnetz fast alle Hergänge sich vollkommen selbsttätig vollziehen. Die Kohle kommt, wie wir annehmen wollen, auf dem Wasserweg an. Wenn der Kahn an der Ufermauer festgemacht hat, stürzt sich sofort von oben, von dem Auslegerarm eines Krans her, ein großes raubtierähnliches Gebilde mit Gebrüll auf die schwarze Masse hinab. Man sieht ein weitgeöffnetes Maul mit furchtbarem Gebiß. Es ist das automatische Greifergefäß. Hungrig fällt es auf die Kohle, gräbt die Zähne tief ein und schlägt sie dann knirschend aufeinander. Mehrere Zentner Kohle liegen nun, ohne daß sich auf dem Kahn ein Mensch darum bekümmert hat, in dem Gefäß. An seinem Drahtseil steigt es hinauf, um droben seinen Inhalt sofort in einen eisernen Bunker auszuspeien. Auf einem Gleis, das hoch über dem Kohlestapelplatz des Werks liegt, kommt ein kleiner Wagen angefahren. Er öffnet, während droben immer weiter geladen wird, selbsttätig eine Klappe im Boden des Bunkers, wodurch er gerade bis zum Rand mit Kohle gefüllt wird. Darauf schließt sich die Klappe, der schwer beladene Wagen fährt automatisch auf dem etwas schräg liegenden Gleis hinunter, hebt aber hierbei ein Gewicht an einem Seil empor, das an ihm befestigt und am oberen Ende des Gleises über eine Rolle geführt ist. Wenn der Wagen eine gewisse Strecke zurückgelegt hat, stößt er an einen Anschlag, seine Seitenwände öffnen sich, und die Kohle stürzt hinaus auf den Stapelplatz. Auf den leichter gewordenen Wagen wirkt nun aber das vorher emporgehobene Gewicht ein, es zieht ihn zum Bunker zurück, und das Spiel beginnt von neuem. Durch Verrücken des Anschlags und seitliche Verstellung der Gleisbahn kann auf diese Weise der ganze Stapelplatz gleichmäßig voll Kohle gelegt werden.

Sein Boden ist jedoch nicht eben, sondern wie jener des Bunkers oben am Kran trichterförmig gestaltet. An der tiefsten Stelle der Trichter im Boden des Stapelplatzes, dort also, wo alle Kohle allmählich hinsinken muß, befindet sich wieder je eine Verschlußklappe. Darunter, also in einem Kellergeschoß, läuft

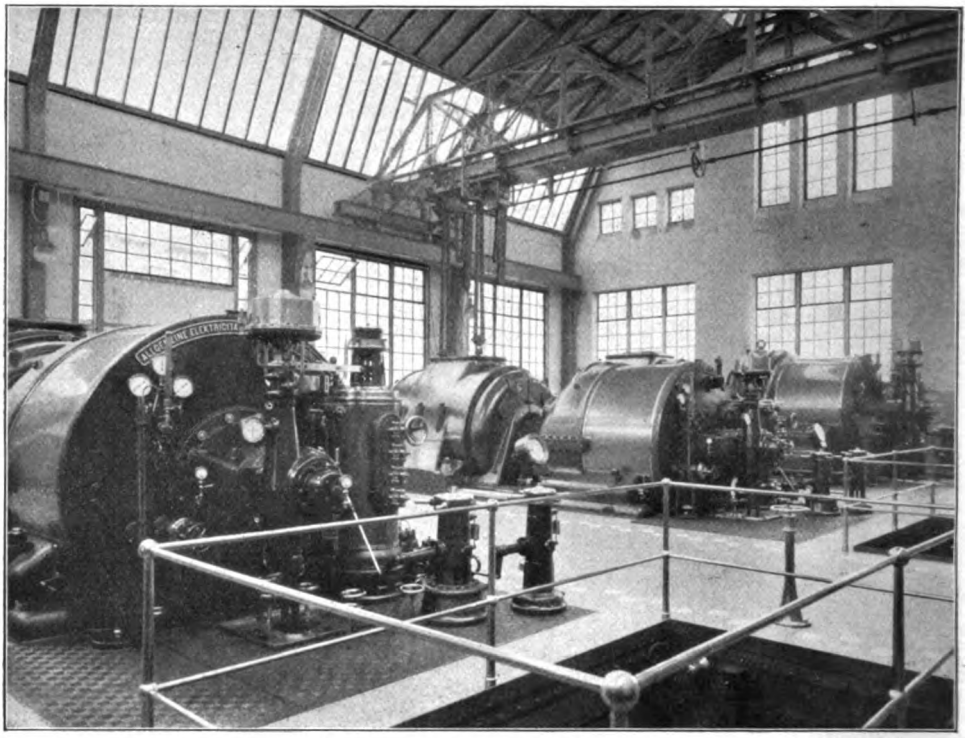


Kesselanlage eines Kraftwerks mit selbsttätiger Kohlenzuführung und mechanischen Kettenrostfeuerungen

eine Becherbahn, die zu anderen Bunkern unter dem Dach des Kesselhauses hinaufführt. Die Becher zapfen selbsttätig Kohle vom Stapelplatz und schütten sie ebenso automatisch in die Kesselhausbunker. Sind diese vollgeladen, so stellt sich die Becherbahn von selbst ab.

Vom Dachbunker des Kesselhauses laufen nun so viele schräge Fallröhren herab wie Dampfkessel vorhanden sind. Durch sie rutscht die Kohle langsam und in ihrer Fallgeschwindigkeit regelbar der Feuerung zu. Die Roste, auf denen die Kohle dann verbrennt, liegen nicht fest, sondern sind beweglich. Ganz langsam, aber unaufhörlich schie-

Digitized by Google



Maschinensaal eines Turbo-Dynamos

ben sich die Roststäbe, die Glieder einer breiten Gelenkkette sind, von der vorderen Schmalseite des Kessels der Hinterwand zu. Sie nehmen die vorn heraufrutschende Kohle mit und führen sie so in immer gleichmäßiger Schicht durch die ganze Feuerung hindurch, so daß sie gründlich verbrannt wird. Auf ihrem ganzen Weg ist die Kohle nicht ein einziges Mal mit einer Schaufel in Berührung gekommen.

Der nicht brennbare Rest, die Schlacke, stürzt am Ende der Roste in feuerfeste Kellerbunker hinab. Von hier wird die Schlacke in die eisernen Wagen einer dritten Bahn gezapft, die den Abfall der Feuerung entweder zur Verladestelle oder zur Schlackenhalde bringt, wo das Material vorläufig liegen bleibt, um später zu Anschüttungen oder zur Herstellung von Ziegeln verwendet zu werden. Auch die Schlackenbahn arbeitet an einzelnen Orten selbsttätig.

Der in den Kesseln erzeugte Dampf, der meist recht hohe Spannung hat — 12 bis 15 Atmosphären — strömt den Antriebsmaschinen für die Stromerzeuger, die Dynamos, zu. Allermeist sind die Antriebsmaschinen jetzt Turbinen, welche die Kolbenmaschinen langsam verdrängen. Die Turbine stellt den echten Typ der modernen Maschine dar. Die Vertreter der älteren Dampfmotorengattung waren breit hingelagerte Maschinen mit drei bis vier Zylindern, in die der Dampf hintereinander einströmte, um überall Kolben zu bewegen. Sie hatten ungeheure Schwungräder, gewaltige und vielgestaltige, hin- und hergehende Getriebe. Beim Anblick dieser Maschinen sah man ein Gewirr sich drehender Räder, wirbelnde Kurbeln und in oft krausen Bewegungen zappelnde Gestänge. Die Turbine scheint, wenn man an sie herantritt, ganz stillzustehen. Eine Blechkappe bedeckt vollständig den beweglichen Teil, der keine fortwährend umkehrende Bewegung mehr kennt, sondern sich in immer gleichbleibendem Umlauf befindet. Mit annähernder Geschoßgeschwindigkeit trifft der hochgespannte Dampf die vielen Hundert kleiner Schaufeln, die im Innern der Turbine auf den Laufrädern sitzen und treibt diese in rasendem Lauf um. Aber diese Bewegung geschieht, nachdem Menschen ihr einmal die geeignete Bahn geschaffen haben, weiter ohne jegliches menschliche Zutun. Aus der hochgewölbten Blechkappe tönt ein dumpfes Sausen heraus, sonst sind für Auge und Ohr nur Ruhe und Schweigen vorhanden. Keinerlei Stopfbuchsen gibt es mehr, die nachgezogen werden, keine immer durstigen Lager, die fortwährend geölt werden müssen. In ruhiger Majestät und Einsamkeit läuft die vieltausendpferdige Maschine um, die nur einen kargen Raum im Maschinensaal einnimmt.

Und welche Arbeit leistet sie in ihrer stillen Weise! Nicht mehr in riesenhaften Größenverhältnissen aufgerichtet, wie es beim Kolben-

Digitized by Google

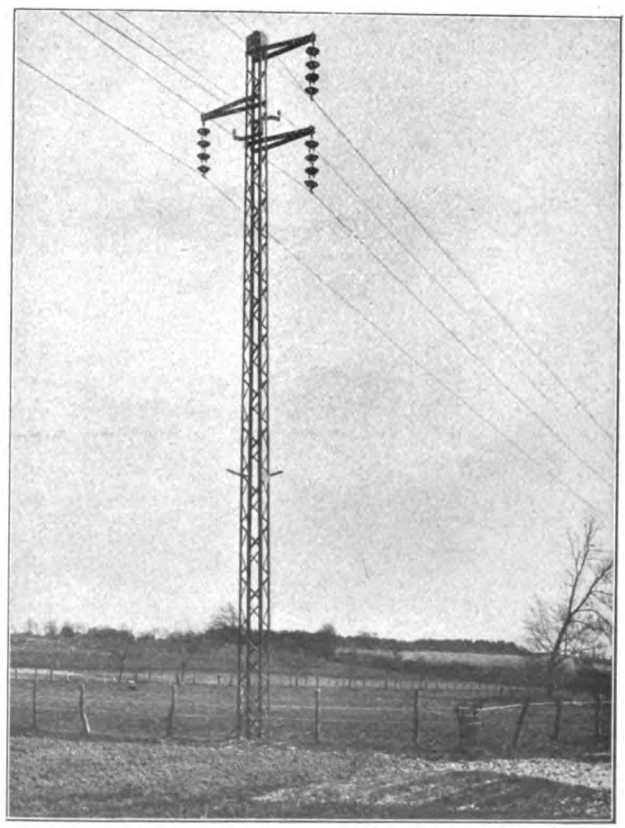
maschinenantrieb notwendig war, hängt die Dynamo an der Turbine, sondern der Stromerzeuger kann hier verhältnismäßig klein und gedrungen gebaut werden. Er ist gleichfalls vollständig eingekapselt. Die langsam laufende Kolbenmaschine bedingte große Durchmesser der Spulenkränze an den Dynamos, weil nur auf diese Weise jeder einzelne Spulenteil eine genügend rasche Fortbewegung erhalten konnte. Die Turbine mit ihrer sehr hohen Umdrehungszahl reißt auch einen niedrigen Anker mit genügender Geschwindigkeit herum. Furchtbar freilich sind die Fliehkräfte, die in diesem Fall im Motor der elektrischen Maschine auftreten. Er besteht aus sehr vielen Einzelstücken, und diese müssen darum auf dem Grundkörper, der aus bestem Gußstahl besteht, außerordentlich stark befestigt sein. Lange Messingkeile, die durch hydraulische Pressen mit furchtbarer Gewalt eingezogen werden, halten die Spulen unverrückbar fest.

Die Eigenart der Turbine bringt es mit sich, daß die Dynamo gleich auf die Achse der Antriebsmaschine selbst aufgesetzt werden kann. Das ist der große Vorzug der Turbine, der sie als Sieger über die ältere Kollegin mit Kolbenhub rasch in alle neueren Elektrizitätswerke geführt hat. In einer einzigen Linie ausgestreckt, steht die ganze Anordnung, die Turbo-Dynamo, da und liefert gewaltige elektrische Energiemengen, ohne daß sie gewartet und beaufsichtigt zu werden braucht. Großkraftwerke besitzen stets mehrere dieser Maschinensätze.

Wir wissen schon, daß der Strom, der die Zentrale verläßt und in das weit ausgedehnte Leitungsnetz fließt, stets hochgespannt ist. Bei Überlandzentralen von größerem Bereich wird man heute unter 30000 Volt kaum hinuntergehen. Aus den Dynamos kann man direkt aber nicht mehr als 10000 Volt Spannung gewinnen. Die Isolation der einzelnen Wicklungsteile gegeneinander würde sonst allzu schwierig werden. Es ist darum notwendig, die Spannung, bevor sie ins Netz geschickt wird, außerhalb der Stromerzeuger durch besondere Apparate zu verändern. Hierzu gebraucht man die Transformatoren. Sie nehmen im gesamten Bereich der Maschinen eine Sonderstellung ein. Wenn irgendeine Maschinengattung als automatisch bezeichnet werden kann, so ist es diese. Die Transformatoren können menschlicher Beihilfe bei ihrer Arbeit ganz besonders deshalb völlig entbehren, weil sie gar keine beweglichen Teile besitzen. Es findet in ihrem Innern nichts als eine Wellenbewegung des Äthers zwischen verschieden gewickelten Spulen statt. Alles Materielle ruht vollkommen, es gibt hier keine Reibung und keinen Verschleiß. Dabei ist die Energie, welche die Transformatoren als Bezahlung dafür einfordern, daß sie die Spannungswandlung vornehmen, äußerst gering, ihr Nutzeffekt also sehr hoch; er beträgt heute 98 bis 99 Prozent. Spannungswandlung ist also etwas, das man sehr billig haben kann, und das hat die Anwendung der Hochspannung auf Grund von Wechselströmen, die allein transformiert werden können, bedeutend erleichtert.

Der hochgespannte Strom fließt von den Transformatoren den Schaltapparaten zu. Es sind dies große eiserne Kästen mit starken beweglichen Kupferteilen, die alle in Öl eingebettet liegen, um eine Funkenbildung beim Ausschalten zu vermeiden. Und von da aus führt der Weg zur Schalttafel, dem Gehirn der ganzen Anlage.

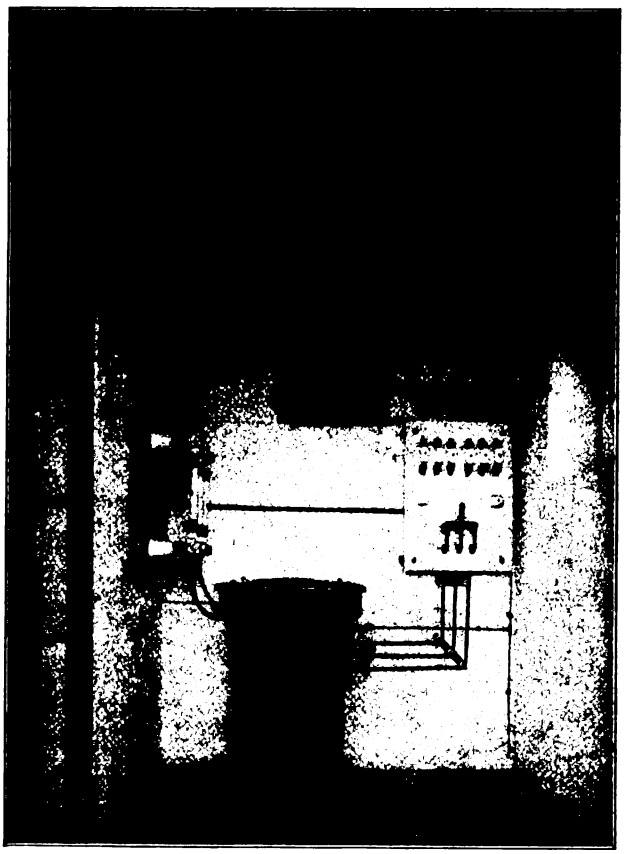
Wir haben bis jetzt, mit einer einzigen Ausnahme, nur solche Einrichtungen in der



Mast einer 50000 Volt-Leitung mit Hunyn-Isolatoren

Digitized by Google

Zentrale angetroffen, die selbsttätig, ohne Zutun des Menschen ihre Arbeit verrichten. Nur der Steuermann des Krans, der den Greifer zum Kohlenkahn hinuntersteigen und ihn wieder hinaufkommen läßt, steht als lebendes Glied in dieser anorganischen Kette; der Kran liegt aber oft tagelang still. Wenn natürlich auch an anderen Stellen Aufsichtspersonal, namentlich an den Kesseln, stets gegenwärtig sein muß, so könnte doch die Zentrale viele Stunden ohne jedes menschliche Zutun arbeiten. Erst an der Schalttafel greift die Hand wieder ein. Sie muß hier vorhanden sein, um, den wechselnden Anforderungen entsprechend, Regelungsapparate zu betätigen.



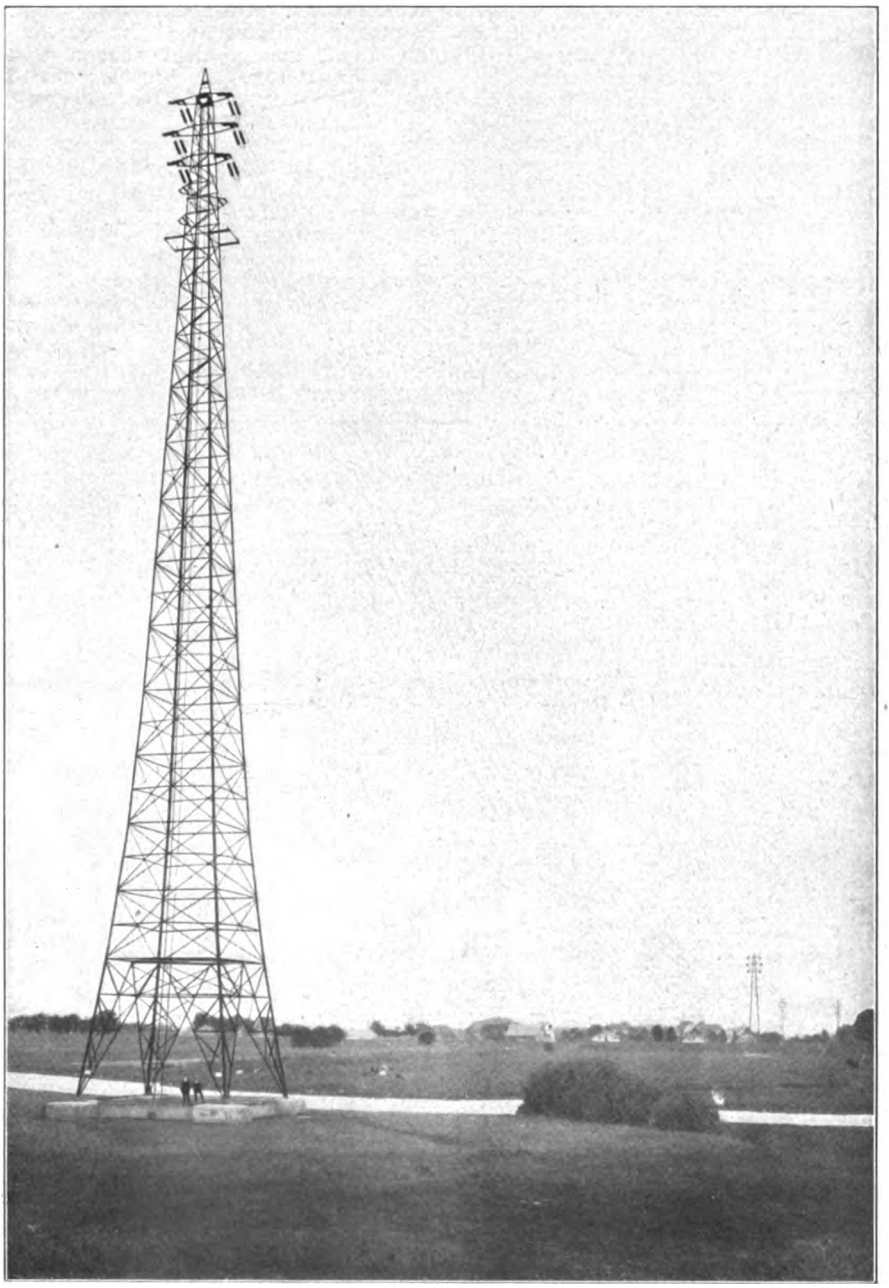
Transformatoren-Anlage zur Umformung der Hochspannung auf die Gebrauchsspannung eines kleinen Ortes

Die Schalttafeln sind allmählich zu Riesengebilden herangewachsen. Solche von 30 und 40 Metern Länge sind in Großkraftwerken keine Seltenheit mehr. Um dem Wärter noch eine Gesamtübersicht zu ermöglichen, werden die Tafeln nicht mehr eben, sondern gerundet ausgebildet, so daß auch die Wege zwischen den einzelnen Teilen sich verkürzen. Auf prächtigen Marmorplatten sieht man eine Unzahl der feinsten Meßinstrumente verteilt. Schalthebel sind in Scharen darunter ausgestreut. Aber diese Hebel sind auffallend klein im Verhältnis zu den Kräften, die durch sie bemeistert werden können. Und das wird dadurch möglich, daß hier keine unmittelbare Schaltung des hochgespannten Stroms stattfindet. Durch die Instrumente der Schalttafeln fließt keine Hochspannung. Das dürfte auch selbst bei den besten Sicherheitseinrichtungen nicht der Fall sein, wenn die Zentrale z. B. mit 100000 Volt arbeitet. Denn die Gefahr eines Überschlags auf den Wärter wäre zu groß; springen doch die Funken bei einer solchen Spannung über eine Luftstrecke von 30 Zentimetern bequem hinüber. An die heutigen Schalttafeln sind darum nur noch sogenannte Betätigungsströme herangelegt.

Alle Apparate, die Hochspannung führen, namentlich also sämtliche Transformatoren und Ölschalter, sind in besonderen, aufs strengste abgeschlossenen Räumen aufgestellt. Diese dürfen unter keinen Umständen betreten werden, so lange Spannung darin vorhanden ist. In den ganz großen Werken sind besondere Häuser für die gefährlichen Apparate aufgeführt, aber auch in den kleineren Zentralen sind sie durch starke, feuersichere Wände von den übrigen Räumen abgetrennt. Alle Regelungen erfolgen im Niederspannungskreis, die großen Schalter haben elektromagnetische Auslösungen, die von fernher mit niedrig gespannten Strömen betätigt werden können. Farbige Glühlampen an der Schalttafel zeigen dem Wärter den Stand jedes einzelnen Schalters an, zeigen, ob er geöffnet oder geschlossen ist. So kann das Reich der Hochspannung auch beim stärksten Arbeiten der Zentrale abgeschlossen bleiben.

Damit der Schalttafelwärter seine wichtige regelnde Tätigkeit in Ruhe und ungestört durch harte Geräusche verrichten kann, stellt man jetzt die Tafel nicht mehr im Maschinensaal, sondern in besonderen Räumen auf. Damit aber beim Beginn der Tätigkeit eines Maschinensatzes, bei dessen Stillegung oder im Fall einer auftretenden Störung eine rasche und sichere Verständigung zwischen dem Wärter und dem Maschinenführer stattfinden kann, sind auf besonderen Apparaten vor der Schalttafel elektrische Kommandoapparate angeordnet, mit deren Hilfe der Wärter, gerade wie der Kapitän eines Schiffs

Digitized by Google



Leitungsturm von 64 Metern Höhe für eine Flußkreuzung von 360 Metern Spannweite

auf der Brücke, Anordnungen zu den Maschinen gelangen lassen kann. Er ist also ein mit allen Wirkungsmöglichkeiten ausgestatteter Befehlshaber.

Von den durch die Schalttafel geregelten Hochspannungsapparaten aus fließt die Energie dann sofort in die Fernleitung hinein. Fast stets sind es drei Drähte, welche die Grundlinien des Netzes bilden. Es ist nämlich aus besonderen technischen Gründen am besten, wenn man für große Versorgungsgebiete einen dreigeteilten Wechselstrom,

Digitized by Google

Drehstrom genannt, verwendet. Jeder der Drähte führt eine der drei Stromphasen. Die Leitungen sind auf hohen, starken Masten an großen Isolatoren aus Porzellan aufgehängt. Alle Sicherheitsmaßregeln gegen ein Herabfallen stromführender Drähte sind getroffen. Kommt einmal ein Drahtbruch vor, was bei der besonderen Ausgestaltung der Aufhängungspunkte sehr selten ist, so wird in der Zentrale die Spannung selbsttätig ausgeschaltet, bevor der gerissene Draht den Boden erreicht hat. Beim Kreuzen von Eisenbahnen oder Wasserläufen sind die Überführungen wegen der oft sehr großen Spannweiten besonders imposant und kräftig ausgebildet. Die Masten wachsen hier zu sehr stattlichen eisernen Turmbauten heran.

Bevor die Energie den Verbrauchsstätten zugeführt wird, muß die Spannung wieder hinuntergesetzt werden. Denn so wenig wie in der Zentrale darf hier die Hochspannung in bewohnte Räume gelangen. Die Wandlung geschieht wiederum durch Transformatoren, die jetzt nur umgekehrt wie am Anfang des Netzes geschaltet sind.

Kraft, Licht, Wärme können nach Belieben aus den drei dünnen, unscheinbaren, unbeweglich über Felder, Berge und Täler ziehenden Drähten entnommen werden. Sie sind Energiespender für Tausende, lassen Gnade zuteil werden jedem, der sich ihrer bedienen will, gerade wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheint. Großartig sind Wirkungsbereich und Wirkungsmöglichkeiten eines elektrischen Riesenwerks. Weit mächtiger im Bereich der Elektrizität ist heute ein einfacher Schalttafelwärter, als es einst der berühmte Donnerer Zeus gewesen.

Aus unserer Studienmappe: Zeichnung von Josef Scheurenberg

Digitized by Google

Unsere Mutter

Die Geschichte einer Reue

Von Marie Diers

Nachfolgende Blätter gingen mir vor einiger Zeit zu, mit der Bitte, sie der Veröffentlichung zu übergeben. Das Schreiben war von einer Frauenhand und unterzeichnet: Antonie Schäfer, geborene Dörpfeldt. „Es ist," heißt es darin, „kein Wunsch zur eignen Entlastung, der mich diese Erinnerung niederschreiben ließ. Eine Entlastung könnte nur dann stattfinden, wenn es der noch nützen könnte, der diese Blätter gelten. Es war mir eine Notwendigkeit und die Sehnsucht, flehende Hände zu heben: Kommende Jugend, sei besser, sei klarer und treuer, halte deine Liebe wach, solange es noch Zeit ist. Du sicherst dir dadurch den Frieden deines Alters. Wenn dann auch nur in ein leichtsinnig unbedachtes Herz ein heißer Tropfen fällt, dann ist der schwere Gang, den ich hier antrete, nicht umsonst gewesen."

Wir waren fünf Geschwister. Vor mir kamen die zwei großen Brüder, nach mir Ulla und der kleine Kurt, den wir wegen seines unsagbar niedlichen und fidellustigen Wesens immer den Häwelmann nannten. Überhaupt liegt über meiner ersten Kindheit ein goldner Schein, von dem ich mir manchmal schon gesagt habe, daß er vielleicht nur in meiner Phantasie bestand. Doch wenn ich alles zusammenstelle, so ergibt sich immer wieder, daß trotz aller grämlichen Zweifel, mit denen ich an jenem süßen Paradiese mäkeln möchte, der goldne Schein recht behält. Wir hatten nicht nur die übliche sorglose Kinderzeit, wir hatten mehr. Es wob eine Art von stillem Zauber um unsere Tage, und heute weiß ich auch, daß dieser Zauber von dem sonnenhaften Eheglück ausging, in dem unsere Eltern miteinander lebten.

Vater war Arzt in einem der bevölkertesten Berliner Stadtviertel. Nach dem, was unsere Mutter uns später in ihrer wortkargen, im Schildern immer etwas unbeholfenen Art von ihm erzählt hat, was seine Silhouette und eine Zeichnung von Freundeshand — die einzigen Bildnisse, die wir von ihm besitzen — bestätigen, war er ein kühner, beinahe schrankenloser Geist. Seine Ideale waren indes keineswegs ausschweifend oder auch nur von der willkürlichen, formlosen Art, die den meisten Idealisten eignet, die stets bei der Berührung mit den Wirklichkeiten eine Verstimmung davontragen. Er hatte eher etwas Altpreußisches, Stählernes, schneidig Zupackendes. Er scheint den glücklichen Griff gehabt zu haben, den nur die Männer besitzen, die überall den richtigen Augenblick erkennen. Er hat stets mit allen Möglichkeiten gerechnet, nur mit der einen nicht: mitten aus seiner Arbeit, seiner Lebensfülle herausgeworfen zu werden. Er starb mit siebenunddreißig Jahren an einer Leichenvergiftung, gerade als sein Name schon einen Klang weithin über seine anfänglichen Bezirke hatte, als er mit seinen Schriften in die Reihe der Autoritäten trat und seinem Geiste, in dem schier unerschöpfliche Möglichkeiten lagen, sich eine unbehinderte Bahn erschloß.

Er hatte nichts gespart. Er hatte im Gegenteil seine Überschüsse, und was er wohl noch an einem kleinen Vermögen besaß, im Dienste der Wissenschaft geopfert, ohne Spur von Gewissensbedenken jedenfalls, da er allerdings annehmen konnte, daß dies alles reichlich wieder zurückfließen würde; überhaupt hatte er dem Geldpunkt kein ausschließliches, nur ein sehr bedingtes Interesse entgegengebracht.

Innerhalb von drei Tagen war unsere Mutter aus einer sorglosen, beglückten, behüteten Frau zu einer gänzlich mittellosen Witwe mit fünf Kindern geworden, von denen der Älteste zehn, die beiden Kleinsten, Ulla und der Häwelmann, erst drei und zwei Jahre alt waren.

Ich kann mich nicht entsinnen, obwohl ich damals schon fünf Jahre zählte und immerhin genügend Verstand dafür haben konnte, meine Mutter irgendwie in einem wilden und lauten Jammer gesehen zu haben. Dagegen hörte ich zwei Damen, die uns besucht hatten, vor der Tür mit-

Digitized by Google

einander flüstern, daß man Mutter gar nicht weinen sähe. Was sie für Folgerungen daran knüpften, ist mir natürlich nicht mehr erinnerlich, oder ich habe es überhaupt nicht verstanden. Sicherlich sind sie nicht sehr liebevoll gewesen, denn in meinem albernen, kindischen Gehirn blieb die Vorstellung zurück, daß Mutter unrecht täte, weil sie nicht mehr und nicht lauter weine, und ich weiß sogar, daß ich mit meinem zweiten Bruder Gottfried weisheitsvoll darüber gesprochen habe.

Unsere Mutter hatte etwas Herbes, ihre Zärtlichkeiten kamen selten, und dann, mochten sie aus dem tiefsten Herzen kommen, waren sie uns etwas Fremdes und beengten uns eher, als daß sie uns freuten. An einer Stelle ist Mutter allerdings ohne den eisernen Ring gewesen, der ihr zartes Wesen gegen alle andern umschloß. Unser Vater hat die ganze Fülle ihres reichen, schöpferisch reichen Herzens ungehindert trinken können, aber er hat es eben auch verstanden, den verschwiegenen Born aufzuschließen. Und — das ist vielleicht gar nicht einmal so schwer gewesen.

Wer hat denn im Grunde mehr verloren, wenn wir Abrechnung halten wollen — sie oder wir? Aber anderseits: wer war leidensfähiger?

Mutter hat uns auch in späteren Jahren niemals so recht davon erzählt, wie sie nach ihrer Vereinsamung die Dinge sich alle zurechtgestellt hatte. Sie liebte es nicht sehr, über diese schwerste Zeit ihres Lebens ausgefragt zu werden. Jetzt kann ich mir auch mit geringer Phantasie es ausmalen, wie sie durch eine Hölle von Tagen und Nächten ging, ehe sie das Schifflein, das uns alle tragen sollte, im richtigen Fahrwasser hatte.

Wir haben noch ein Bildchen von ihr aus damaliger Zeit. Es war in die Innenwand von Vaters Schreibsekretär eingelassen, und es muß sehr ähnlich gewesen sein, da er es in seinen stillen Arbeitsstunden so beständig vor Augen haben wollte. Den Sekretär haben wir noch, er ist in dem allgemeinen Zusammenbruch damals gerettet worden, hat uns durch alle Jahre begleitet und ist dann in den Besitz von Hans übergegangen. Das Bildchen ist immer noch darin, und da es meist im Verschluß gehalten wurde, auch die Farben an sich wohl sehr dauerhaft sind, sieht es uns noch mit der unverwelklichen Frische der längst vergangenen Jahre an. Jetzt sind die Kinder, die dieses Bild betrachten, bereits selber grau mit verwitterten Zügen, mit Runzeln und Falten, aber die zarten Wangen auf dem Bilde blühen weiter in ewiger Jugend.

Schön war unsere Mutter, so holdselig süß, wie nur das Glück ein Menschenantlitz leuchten läßt. Fast fremd für uns. Dies Leuchten konnte die harte Not abwischen, aber was blieb, was wir alle kannten, das war der stolze, kluge Blick dunkelblauer Augen unter hohen Brauen. Nie hat jemand uns gesagt, daß unsre Mutter schön war, und von mir z. B. und auch von Gottfried haben sie es immer gleich zu Dutzenden gesagt. Wir selber haben es auch nie, nie empfunden, weder dem Bildchen gegenüber, das uns die Gewohnheit zu einem unbedeutenden Nichts gemacht hatte, noch vor dem Original. Jetzt, da alles zu spät ist, da wir uns in ödester Gedankenlosigkeit um einen Herzens- und Geistesverkehr gebracht haben, um den uns alle Menschen hätten beneiden können, da das Licht verlosch und Schweigen uns umhüllt, da feiern wir altgewordene, töricht arme Kinder eine schwere Totenfeier vor dem seligen Bildchen.

⁂ ⁂ ⁂

Unsere Mutter ist dann, um es gleich so zu benennen, wie die Menschen es nannten: Kochfrau geworden. Sie hat sich in den Nächten, als sie unter den Trümmern ihres Lebens lag, das ausgesonnen und zurechtgestellt, was sie konnte und wodurch sie uns über Wasser halten und weiterbringen konnte. Wir wissen nichts darüber, aber es ist uns sicher, daß sie in dieser Zeit auch noch schwere Enttäuschungen an Menschen, an falschen Freunden und lieblosen Nächsten hat erdulden müssen, und daß ihr Stolz ihr den Weg wies, lieber ungestützt auf niedrem, als mit unzarter und für den Toten vielleicht beleidigender Beihilfe auf hohem Pfade zu gehen.

Die Möbel wurden verkauft. Ich weiß es noch, und die Brüder haben mit ihren Berichten die Erinnerung wach gehalten, wie jämmerlich wir in der winzigen Dachwohnung eingerichtet waren, in die wir nach Vaters Tode einzogen.

Um die Verhältnisse zu verstehen, muß

Digitized by Google

man an das Berlin denken, wie es vor nun fast fünfzig Jahren aussah. Viele unserer Bekannten wohnten in Häusern mit großen Gärten, die an Wiesen stießen. Wir waren gewöhnt, mit dicken Vergißmeinnichtsträußen nach Haus zu laufen, in alten Waschfässern auf dem Schafgraben oder den überschwemmten Wiesen Abenteuerfahrten zu unternehmen. Hinter dem Hallischen Tor war die Welt zu Ende. Berlin W. war eben erst im Entstehen, aber die Verkehrsmittel dorthin waren dürftig, und die Gegend galt als abgelegen. Dagegen siedelte sich ein Teil der höheren Welt, die auch auf feine Geselligkeit hielt, im südlichen Ende der Friedrichstraße an. Es war eine stille Gegend, mit leicht erreichbaren Spaziergängen ins Grüne, in weite Felder und zum Kreuzberg. Das feinere Bürgertum ließ sich hier nieder, und hier war es, wo wir unsere Wohnung aufschlugen und wo unsere Mutter ihren ersten, schweren Gang in die Selbständigkeit tat.

Sie legte ihren Titel Frau Doktor ab, mitsamt den schönen und feinen Kleidern, in denen unser Vater sie so gern gesehen hatte, und in denen sie mir jetzt im leisen Spiel der Erinnerungen wie eine zartsüße Holdgestalt zurückkehrt. Sie wand die Locken aus ihrem dunkelblonden Haar und legte es fest an den Kopf. Dann ging sie in grober, fester Kleidung, mit einem Empfehlungsschreiben, dem einzigen Liebesdienst wohl, den sie von früheren Freunden angenommen hat, auf die Suche nach Arbeit.

Ja, sie verstand zu kochen. Sie hatte die natürliche Gabe, den langweiligsten Sachen den Reiz des Besonderen zu geben. Die Festmähler bei uns hatten Ruf gehabt. Und sie verstand, „mit den Augen zu kochen". In einem seidenen Kleide in der Küche stehend, mit einem einzigen geschickten Dienstmädchen, ohne sich einen Finger naß zu machen, ohne Geräusch und ohne daß jemand überhaupt etwas davon merkte, entstanden Wunderdinge. Es war eine reizende Beigabe ihres Ehelebens gewesen, die viel Lachen und Scherz entfesselt hatte, jetzt war die Gabe der Anker für ihr ganzes kleines, steuerlos im Sturm treibendes Schiff.

Was ahnten wir dummen Kinder damals von dem, was unsere Mutter durchmachte. Wir Kleinen saßen in der Dachwohnung, und ich wüßte nicht, daß uns dieser Wechsel irgendwie gegrämt hätte. Im Gegenteil, wir fanden ihn höchst possierlich und kletterten auf Stühle, um durch das Mansardenfenster die Katzen über die Dächer laufen zu sehen. Einmal unternahm ich halsbrecherische Kletterkunststücke, zu dem heldenhaften Zweck, aus dem Fenster mit langgestreckter Hand den nächsten Schornstein zu berühren. Daß ich die Aufsicht über Ulla und den Häwelmann hatte, war mir und meiner Eitelkeit anfangs ein wahres Fest, bis ich das mir selbstverständliche Prügelrecht übertrieb und gegenseitiges Wutgeschrei unsere hauptsächlichste Unterhaltung bildete.

Was wußten wir dummen Kinder von dem harten Weg der Not und Demütigung, den unsere Mutter um unsertwegen ging. Das brauchten wir auch nicht zu wissen, und ihr war es leichter, wenn wir ahnungslos bleiben. Geteiltes Leid ist nie halbes, da lügen die Sprichwörter. Geteiltes, mit den liebsten Menschen geteiltes Leid, ist doppeltes, zehnfaches, denn man trägt ihr Leid noch mit auf der eignen Last.

Hans und Gottfried blieben auf dem Gymnasium, der zehnjährige Sextaner und der Vorschulklepper. Hier war es noch einmal die Frau Doktor Dörpfeldt, die in Wirkung trat. Bittgänge tun ist für eine zartgewöhnte Frau fast das ärgste, das es gibt, da tritt man mit jedem Schritt wie in Messer. Da ist der arme Stolz wie ein bloßgelegter Nerv ohne Haut, der bei jeder Berührung zuckt. Und welch Treppauf, Treppab! Welch Frühaufstehn, wenn nach durchquälter Nacht eben die Augen zufallen wollten. Welch schweres Hantieren in der Küche und der engen Stube, ein Scheuern und Waschen und Herrichten, und den Lärm wilder Kinder so schrill im wehen Kopf.

Wie ich aber Mutter jetzt kenne, wie ich sie kennen gelernt habe in allen diesen Wochen des unabläßigen Zurücklebens, des Einlebens in ihr Bild und Wesen, so war dies ihre schlimmste Zeit doch noch nicht. Die kam erst viel, viel später, als alle diese Nöte und Bitterkeiten zurücklagen wie eine ferne Insel, an der einstmals ihr Schiff vorüberfuhr.

Einmal hat sie uns so etwas gesagt. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber der Sinn steht mir so lebendig vor Augen. Sie

Digitized by Google

meinte damals, sie hätte ihren großen Schmerz vielleicht gerade in dieser harten Not am besten und am reinsten überwunden. Ohne die Not wäre sie langsam daran zerbrochen. Eine starke, nutzbringende Arbeit, und sei sie gespickt mit Stacheln, ist im tiefsten Innern doch immer ein Glück, und das ist sie für Mutter geworden.

Anfangs ging es langsam und sehr schwer. Wie viele Absagen, wie viele vergebliche Gänge stehen wohl in dem Buch dieser Tage verzeichnet! Dann fand sich ein vorübergehender Verdienst, eine kurze Hoffnung auf ein Mehr, die wieder verflog. Damals lebten wir von dem Erlös der Möbel und dem kleinen Restchen baren Geldes, das nach Erledigung aller Unkosten, des Umzugs und der neuen Mietzahlung übrig war.

Es sind denn auch gleich die schlimmen Erfahrungen an Menschen auf Mutter niedergefallen wie eiskalter Regen. In den Büchern des Vaters fand sie die Namen und Besuche der Patienten eingetragen und konnte sich mit einiger Mühe deren Verpflichtungen daraus zusammenstellen. Sie wartete erst, nachdem alle diese Menschen die Todesnachricht erhalten hatten, und glaubte fest, daß sie sich beeilen würden, der Witwe ihre fällige Schuld abzuzahlen. Einige Beträge liefen auch ein, zum Teil mit herzlichen Worten, viele, sehr viele aber blieben aus. Ehe die verlassene Frau sich entschloß, Mahnungen zu schicken, vergingen Wochen. Dann war sie schon auf das Bittere gefaßt, das kam: neben einigen Zahlungen, die etwa den zehnten Teil dessen ausmachten, was sie zu fordern hatte, erfolgten grobe Briefe, in denen die Schreiber sich zum Teil nicht scheuten, die ganze Forderung in Abrede zu stellen und die beleidigendsten Anklagen zu erheben, oder es erfolgte überhaupt ein völliges Schweigen.

Mutter hatte damals weder Zeit noch Geld, noch Erfahrung, noch einen tatkräftigen Beistand, der für sie nötig gewesen wäre, gegen diese Betrüger und Schurken Prozesse anzustrengen. Sie hat die ganze Sache mit einem Fußtritt von sich geschleudert und hat wohl am besten daran getan. Damals, als diese Dinge sich zutrugen, war sie auch schon über das Erste, Schwerste fort, hatte das ehemals zarte Herz an Bitternisse gewöhnt und sah leise, leise den Weg vor sich lichter werden.

Vor allem, und diese Methode fing sie bereits zwei, drei Tage nach Vaters Begräbnis an, gestattete sie sich kein Hingeben an den Kummer, kein Wühlen in bitteren Gedanken. „Nichts Nutzloses soll man sich um den Kopf wachsen lassen," sagte sie immer. „Man hat am Nötigen just genug." Schlaflosigkeit verbot sie sich ein für allemal, als sie erst anfing, im neuen Leben Fuß zu fassen. „Was da! Das wäre noch schöner, daliegen und Zeit vertun, die einem nachher fehlt." Liegt man im Bett, dann hat man zu schlafen und weiter nichts. Wenn der Häwelmann sich aufdeckt und knurrt, dann hebt man sich um ein paar Zoll, deckt ihn ein und sieht zu, so rasch wie möglich wieder in das tiefe, dunkle Loch hineinzukommen, wo alle Bilder des Tages schwinden, alle Stimmen schweigen und die Kraft zum neuen Werke wächst. Was da zu denken und zu überlegen ist, das empfiehlt man dem lieben Gott und dem neuen Tage. Ärmste Unweise, die ihre Sorgen- und Ratstunden in die Nacht verlegen!

Das hat die Mutter nur als Anfängerin auf harter Lebensstraße getan. Nachher, bis wir alle aus ihrer Kiepe herausgewachsen waren, nie mehr. Und vielleicht war das eines ihrer Geheimnisse, die ihr diese unvertilgbare Lebensfrische gaben.

⁂ ⁂ ⁂

Also: es ging vorwärts.

Mutter kochte hier und da, erst „versuchte" man es mit ihr bei kleinen Gelegenheiten, dann empfahl man sie weiter. Wenn sie fort war, bekam ich die Aufsicht über die Kleinen, und wenn Mutter heimkam und uns etwa verheult, verrissen, eingeschmutzt vorfand, umgeschmissene Stühle, auch Topfscherben und andere Erfreulichkeiten, nahm sie mich an der Hand, ging in die vollgestopfte, schmale, unheizbare Kammer, in der die großen Jungens schliefen, nahm die Rute und versohlte mich ganz ausgiebig. Ich schrie dann wie ein Schweinchen, maulte auch hinterher und kam mir sehr unglücklich und schlecht behandelt vor. Jetzt meine ich, daß unserer Mutter die Strafen für diese kindlichen Sünden, die im wohlhabenden Stande überhaupt keine Sünden gewesen wären, zu ihren größten Bitterkeiten gehörten. Indessen, daß sie hier nicht weich wurde, sondern bei der Stange blieb,

Digitized by Google

die sie nun einmal erfaßt hatte, war eine ihrer stillen Heldentaten, die ihr bei Lebzeiten nie gedankt worden sind, wenn man nicht die Erfolge selbst als besten Dank ansehen will.

Übrigens ließen die ersten Erfolge gar nicht so sehr auf sich warten. Ich lernte aus Angst vor den Prügeln bald mein neues Amt erfassen und wenigstens einigermaßen nach außenhin Ordnung halten. Die Kräfte wachsen ja immer mit den Anforderungen. ich wurde eine ganz leidliche Vizemutter, so klein und dumm ich noch war, und wie alles auf Erden relativ ist, so taten die kleinen Sonnenstrahlen, die aus diesem neuen Zustand hervorbrachen, dem Gemüt genau so wohl, wie die prangenden, kostbaren Vergnügungen, die man als reiches Kind genießt. Denn wenn ich jetzt alles recht brav und nett ablieferte, die Kleinen Mutter lustig entgegensprangen, oder wenn in später Nacht, sobald Mutter von einer abendlichen Herrichtung kam, wir alle fünf sauber in unsern Betten lagen, dann kamen am andern Morgen allerlei Herrlichkeiten zum Vorschein, die sie von dem Mahle, das sie bereitet hatte, oft in reichlicher Fülle erhielt.

Es ging mit uns voran, aber doch noch lange nicht so, daß wir von Mutters Verdienst schon leben konnten. Dazu war es zu ungleich und lückenhaft. Das mitgebrachte Geld ging auch zu Ende, und es war mitten im Winter. Da kam eines Abends, als wir unser Milchsüppchen und die Großen ihr Butterbrot aßen, die Mutter aus der Küche, hatte ihr Kochfrauenkleid an und einen eignen, stillen Ausdruck im Gesicht. Mit dem trat sie zwischen die beiden Jungen, legte jedem einen Arm um die Schulter und sagte mit heller, merkwürdig heiterer Stimme: sie habe jetzt ein Amt für sie, und sie müßten mithelfen, und das solle eine Ehre für sie sein. Sie habe schon mit einem Bäckermeister gesprochen, und von morgen früh ab sollten Hans und Götz vor der Schule Semmeln austragen. Dafür bekämen sie beide zusammen einen Taler im Monat und die Semmeln zum Frühstück mit. Und das sei ihr eine große Hilfe.

„Hui, ja!" schrie Gottfried, der immer gleich bei allem Neuen lichterloh zum Dach hinaus war. „Das machen wir. Da klabastern wir in alle Häuser, wenn die Leute noch schlafen, und bumsen an die Türen, daß sie man so aufjuchen." Aber Hans schob die Unterlippe vor und sagte, dafür müßten sie ja wohl schon um vier oder fünf aus dem Bett. Da sagte die Mutter, dann sollten sie um so früher schlafen gehen, und damit das möglich sei, wolle sie ihnen tüchtig bei den Schularbeiten helfen.

„Übrigens, Hans," setzte sie hinzu, „es hilft ja alles Reden dabei nichts. Denn es ist eben notwendig."

Dann strich sie den Jungen leicht über die Köpfe und ging schnell hinaus. Es war nicht ihre Art, lange über etwas, das getan werden mußte, zu reden. Aber vielleicht hat die kleine Küche es gesehen, wie schwer ihr die Last war, die sie ihren jungen Kindern auflegen mußte.

Es ist ja gewiß, daß ich alle Vorgänge nicht aus eigner klarer Erinnerung vorführen kann. Die Bilder, die ich hier gebe, sind mannigfach zusammengesetzt aus lückenhafter Anschauung, aus Berichten der Geschwister, aus Worten der Mutter und aus Arbeit einer Phantasie, die sich vollkommen der schlichten Wirklichkeit unterzuordnen bemüht. Ich weiß, daß das Bild treu ist, daß auch da, wo die Phantasie sprechen mußte, die lebensvolle Gestalt der einen dahintersteht, jeden Zug vertretend der einen, der diese Darstellungen ein spätes, ein zu spätes Denkmal setzen.

— — — — — — — — — — — —

Nein, nein, Mutter war nicht schwach und verzagt, nicht elend und verbittert jetzt. Vielleicht manchmal zum Umfallen müde, sie mußte ja eigentlich müde sein. In stockfinsterer Wintermorgenfrühe heraus, den Jungen Kaffee oder eine warme Suppe gekocht, in der Stube schon ein Feuer angemacht, daß es lustig bullerte, wenn sie ihr Frühstück einnahmen. Sie liegen lassen bis zur letzten Minute und dann noch ein Minutchen zugeben. Was die teure Frau in der Hinsicht durchgemacht hat, können nur erst Mütter ermessen, die vor den Bettlein ihrer Kinder stehen und sie so gern, so gern noch schlafen ließen. Dann mußten sie aber doch heraus, sie half ihnen, und da war es wunderlich, wie Gottfried, der erst so Begeisterte, jetzt der Mürrischeste war, zuletzt so ungebärdig, daß sie ihn mit dem Stöcklein regieren mußte. Hans war stummer, aber auch in ihm rumorte es. Sie sahen nicht Mutters Fürsorge, das bullernde Feuer,

Digitized by Google

den fertigen Trank. Sie waren Doktorsjungen, Pennäler, und das stak ihnen doch noch im Geblüt. „Was da," sagte die Mutter, „ihr seid Kinder der Kochfrau und weiter nichts. Merkt's euch."

Wenn die Jungen hinaus waren in Kälte und Finsternis, machte Mutter die Wohnung rein, wusch unser Zeug, nähte und flickte. Das letztere ist ihr immer besonders schwer geworden, sie hatte kein Talent dafür, hatte dadurch doppelte Arbeit und halbes Gelingen. Sie sagte, es wäre ihr manchmal der Schweiß ausgebrochen über einen einzusetzenden Hosenboden. Sie hatte sich aber so stramm in der Kandare, daß uns durch unsere ganze Schulzeit hindurch nie nachgesagt worden ist, daß wir etwa schlecht angezogen oder gar zerrissen gegangen wären.

Dann kamen wir Kleinen an die Reihe, später das Mittag und die Tagesarbeit der Mutter, von der sie, wenn es gut ging, mehrere Verpflichtungen an einem Tage hatte, so daß sie oft erst mitten in der Nacht heimkam. Sie hatte Grund genug, müde zu sein, aber sie sagte nie etwas davon. Einmal kam eine frühere Bekannte in unsere Dachwohnung und fragte, ob sie nicht überhaupt zusammenbräche vor Übermüdung. „Ich habe ja gar nicht soviel zu tun," sagte Mutter, „das scheint nur so. Und wenn ich viel zu tun habe, dann trägt mich die Freude, daß es eben soviel ist."

Wie sich Mutter in den fremden Küchen benahm, können wir uns nur nach eigenem Gutdünken ausmalen. Jedenfalls so zurückhaltend wie möglich. Es ahnte in den Häusern, in denen sie hier beschäftigt war, niemand, wer sie war. Es kam ihr zu Hilfe, daß es meist große Tage waren, voller Unruhe und Aufregung, an denen es der Hausherrin oder den Töchtern fern lag, sich eingehend mit der Person der Kochfrau zu beschäftigen. Die Mädchen waren ihr ohnehin untergeordnet, und zu Unterhaltungen irgendwelcher Art war keine Zeit.

Mutters Ruhm wuchs aber und vermehrte sich stetig. Sie wurde soviel beansprucht, daß sie, als die Gesellschaftszeit im Winter kam, oft jeden Tag fortging und wir mehr und feineres Essen hatten, als ihr lieb war. Sie würzte es uns dann aber kräftig mit der ausdrücklichen Mahnung, daß es eben nur darum so kostbar und erlesen sei, weil sie als Kochfrau in reichen Häusern diene, daß es nichts sei als Abfall von den Tischen der Großen, und daß sie es herbeisehne, uns an ganz einfachen, schlichten Gerichten, die sie von erspartem Gelde bereite, satt zu machen. Im Gegensatz dazu lobte sie aber die Semmeln, die die Brüder mitbrachten, als etwas ganz Hohes und Stolzes, weil sie mit Entsagung und in hartem Dienst selbst erworben seien.

Wir glaubten ihr das alles aber nur halb oder gar nicht. Sie war eigentlich eine schlechte Pädagogin, und das lag vielleicht daran, daß ihr das übliche Redetalent der Frauen versagt war. Ihre Worte kamen immer nur bruchstückhaft, sie erinnern mich heute an zarte, scheue Vögel, die auf einem Zweige wippen und eilig wieder davonflattern, wenn man nach ihnen hascht. Oder aber wir waren eine besonders hartnäckige Rasse, die sich ungern fügt und beugt und immer im Gegenschlag steht und bereit zum Widerspruch. Vater soll auch einen harten Kopf gehabt haben, und wenn von seinem mächtigen Geiste auf uns nicht viel mehr als Stückwerk überging, so haben wir doch samt und sonders die Dickköpfigkeit reichlich geerbt, mit Ausnahme vielleicht von dem Häwelmann, der dafür aber andere Unarten hervorbrachte.

Manchmal haben wir Mutter lesen sehen. Das war an Sonntagnachmittagen, wenn keine Arbeit war, oder an stillen Abenden. Und dann hatte sie sich umgezogen, und wenn sie auch keine Locken trug, so war doch das schöne braune Haar gefällig gebrdnet. Sie sah dann plötzlich wieder aus, wie das Bild aus alten Zeiten, das wir noch von ihr im Sinn trugen. Es war dann auch so etwas Weiches, Stilles an ihr, beinahe wie ein Bitten: Seid jetzt lieb und zart, stört mich mal ein Weilchen nicht. Nun, wir haben dies stille Bitten wohl kaum verstanden und sie immer recht wild und rauh aus ihrer kurzen Friedenswelt herausgeholt, aber dafür haben wir nie ein hartes Wort oder einen Puff bekommen, sodaß es sich uns schon wie ein Naturgesetz einprägte: ‚Mutter haut nur, wenn sie das Kochfrauenkleid anhat, dann aber auch so, daß es weh tut.' Und das wußte der Kleinste so gut wie der Größte. Ein Fackeln gab es da nicht. Aber das muß ich doch zu unserer Ehre sagen, daß wir die Straffrei-

Digitized by Google

heit, die wir bei der Mutter im Frau Doktorkleide hatten, niemals etwa wissentlich oder vorsätzlich ausgebeutet hätten. Unsere Ungezogenheiten wurden immer, wie bei allen gesunden Kindern, durch die Gelegenheit geboren.

⁂ ⁂ ⁂

Zu essen hatten wir demnach immer genug, denn zuweilen drängten sie Mutter so große Bratenstücke auf, daß wir eine halbe Woche und länger daran aßen. Den Wein, den sie oft bekam, verkaufte sie in einer kleinen Schankwirtschaft oder tauschte ihn gegen Brot und Käse ein. Für die Semmeln sorgten die Brüder, und das frühe Aufstehen und Treppauf-, Treppablaufen schadete ihrer Gesundheit, soviel ich weiß, nicht das geringste, obwohl sie nie aufhörten, darüber zu schimpfen. Wenn ich jetzt andere Kinder betrachte, so habe ich oft das Gefühl, daß wir Vorteile vor ihnen hatten, die sich gar nicht wieder ausgleichen lassen. Wir hatten neben der reinen, von selbstverständlicher Kultur erfüllten Luft, in der wir aufwuchsen, das ganze Stahlbad einer harten Jugend, in der alle Kräfte geweckt wurden. Tausend Unnützlichkeiten, die nur das Lebensschiff beschweren, blieben von uns ungenossen, blieben uns erspart. Der klaren, harten Wirklichkeit waren wir jeden Tag gegenübergestellt, seit wir selber lernten, Begriffe zu formen. Am schwersten hatte es der Älteste, am leichtesten der Jüngste. Die aber, die neben den eigenen die schwersten und die leichtesten Lasten mittrug auf feinen, unbeugsamen Schultern — sie und sie allein schuf uns eine Jugend, in der Hartes und Schönes so wunderbar, so unvergleichlich zusammenfloß, daß uns das aus der Menge heraushob und seltene, stolze Wege wandern ließ.

Wie wir uns zu den andern Kindern im Hause stellten, das ist ein Kapitel für sich. Mutter hat uns den Verkehr nie verboten, und ich erinnere mich noch an ein kleines, strohblondes Mädchen, das Lieschen hieß, das Kind eines Arbeiters, das viel bei uns in der Stube spielte und mir die Kleinen regieren half. Hans und Götz waren auch zu sehr richtig wilde Jungen, als daß sie ihren Gymnasiastenhochmut, sobald ihnen dieser lästig wurde, nicht in die Ecke werfen sollten. Es gab Freundschaften und Feindschaften, zerschmissene Fenster, keifende Weiber, großen und kleinen Ärger, Unkosten und blutige Beulen, wie ein Mietshaus voller Arbeiterkinder das unweigerlich mit sich bringt. Als es Sommer wurde, spielten wir allesamt im Hof, liefen auch miteinander ins Grüne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß unsere Mutter sich über irgend etwas in diesen Zuständen mehr, als der Augenblick erforderte und das Kinderherz erwartete, aufgeregt hätte. Es lag auch hierin wohl ein Stück ihrer Natur, die sich stets an das Gegebene hielt und dadurch das Geheimnis der Unbesiegbarkeit, den Nöten und Unschönheiten des Lebens gegenüber, für sich erfand und erfüllte.

— — — Gewiß: Mutter verabscheute das feine Essen, das wir so oft bekamen, aber es hat uns doch im ganzen recht gut getan. Ja, später ist behauptet worden, daß meine sogenannte Schönheit sich gar nicht so hätte entwickeln können, wenn ich bei durchweg grober und spärlicher Kost aufgewachsen wäre. Daran glaube ich nun freilich nicht, denn Mutters Zauberstab machte auch aus einem Kohlkopf eine erlesene Wunderbarkeit. Daß wir als Kinder nie das Essen stehen ließen oder uns mäklig zeigten, liegt vielleicht daran, daß wir immer gesund waren, vielleicht aber auch, daß alles so herrlich schmeckte, was aus den Händen unserer Mutter kam.

Der verflossene erste Winter hatte immerhin für unsere Kasse so vorgesorgt, daß wir den mageren, arbeitsarmen Sommer einigermaßen durchhielten. Es fanden im Mai einige Hochzeiten statt, und später leitete Mutter für mehrere Wochen die Küche einer erkrankten reichen Kaufmannsfrau, die zur Kur gereist war, sorgte für den Hausherrn und die Kinder. Als die Kaufmannsfrau zurückkam, bot sie aus Dankbarkeit Mutter die ausgewachsenen Kleider ihrer Gerda an, die mir paßten. Freilich lehnte Mutter die prunkvollen beharrlich ab, die einfachen aber nahm sie an, und so bin ich einen großen Teil meiner Schulzeit hindurch in den Kleidern eines Mädchens gelaufen, dessen Mutter sich früher geehrt gefühlt hätte, wenn sie bei uns hätte verkehren dürfen.

Die Dinge an sich sind nichts. Sie sind immer nur das, was man aus ihnen macht. Diese Weisheit, eine der tragfähigsten des Lebens, haben wir so ganz nebenbei mit-

Digitized by Google

bekommen, als wäre es selbstverständlich. Und sie ist für die große Masse doch so wenig selbstverständlich, daß die meisten zerbrochenen Existenzen und ermatteten Herzen daran scheitern, daß ihnen dieser Kompaß fehlte.

Wir haben lange Jahre in unserer Dachstube gewohnt. Länger vielleicht, als unbedingt nötig gewesen wäre. Ich war schon ein richtiger langbeiniger Schulschlacks, mit dicken Zöpfen, die über die Schulmappe herunterbaumelten, und sah oft ganz neidisch auf die Türschilder im ersten, zweiten und dritten Stock, während ich immer höher und höher klimmen mußte. Den Jungens war es auch abscheulich, schon ihrer Freunde wegen, und wir begriffen Mutter nicht, denn sie gab doch jetzt für andere Dinge Geld aus.

Ja, das tat sie! Leise und allmählich, für uns kaum merkbar, war ein Aufschwung gekommen. Als Ulla schulreif wurde, nahm sie uns beide eines Tages bei der Hand und brachte uns in eine mir unbekannte Schule, stellte uns einer grauhaarigen Dame vor, die viel freundlicher war als mein bisheriger Rektor. Damit war ich aus der Gemeindeschule heraus in eine höhere versetzt. Es wunderte mich sehr, wie gut wir dort behandelt wurden, und wie oft die junge Lehrerin gegen mich meine Mutter erwähnte. Wenn ich ungezogen war oder faul: „Wenn das deine Mutter hörte!" Wenn mir etwas geglückt war: „Nun, Toni, das wird ja deine Mutter freuen." Die andern Kinder sagten schon: „Deine Mutter muß ja ein Wundertier sein." Da hatte ich eine ganz dumme Scham, daß meine Mutter keine vornehme Dame war und im Salon saß und sich bedienen ließ, wie die anderen Mamas gewiß alle, daß sie Kochfrau war und wir in einer Dachwohnung hausten, und meine Brüder bis vor kurzem noch Semmeln ausgetragen hatten.

Ich habe nachher noch manchmal darüber nachgedacht, wie doch manches so grenzenlos schief ist im Leben. Ich habe unter dieser dummen und doch wieder verständlichen Scham regelrecht gelitten in meiner Kinderzeit, habe vieles verschwiegen und, solange wir unterm Dach wohnten, auch geflunkert, um meine Kameradinnen fernzuhalten, und ich bin überzeugt, daß die Jungens es ebenso machten. Hätte Mutter weniger gearbeitet, hätte sie sich nicht so unbeschreiblich stark und fest gehalten, hätte sie, als das Unglück hereinbrach, die Hände in den Schoß gelegt, gejammert, sich von der Wohltätigkeit tragen lassen, wären wir also viel tiefer gesunken, im Elend herumgekrochen, so wäre uns diese Not gar nicht bekannt geworden. Und nun, da wir hätten stolz sein sollen — nun schämten wir uns. Es kamen dann auch Dinge, die mich heute noch brennen. Von einigen will ich erzählen.

Einmal habe ich Mutter verleugnet. Und ich weiß noch heute nicht, ob sie es gemerkt hat. Ich fürchte — ja. Aber wir haben nie davon gesprochen, und an ihrem Wesen war es nicht zu spüren, aber das will nichts sagen. Ich bin ihr nämlich einmal, als ich mit einer Kameradin Arm in Arm durch die Straßen ging, begegnet. Sie war in ihrem Kochfrauenkleid ohne Hut, mit einem Tüchlein um das braune Haar, einen Korb am Arm. Sie ging nach Hause, müde und erhitzt und trug schwer an den Sachen, die man ihr mitgegeben hatte, und die für uns bestimmt waren. Meine Freundin hatte natürlich keine Ahnung, wer das war, und ich — fühlte in dem Augenblick nichts als eine entsetzlich feige Angst davor, daß Mutter mich ansprechen würde. Da drehte ich mich herum und sagte: „Sieh mal den niedlichen Hund," zog die Kameradin an die Bordschwelle und ließ Mutter hinter uns vorbei. — — — Es ist ja möglich, daß sie mich wirklich nicht gesehen hat, sie ging etwas gebückt, so schwer und müde. Ich habe mir diese Hoffnung tausendmal in allen Jahren vorgespiegelt, immer wieder mußte ich es tun, denn in meine schönsten Stunden ist es manchmal wie ein vergifteter Pfeil hereingeflogen. Dann mußte ich mich wenigstens an den dünnen Pfahl klammern, daß sie es nicht gemerkt habe, aber im Grunde habe ich an diese Hoffnung selber nie so recht geglaubt.

Wie ich damals nach Hause ging, wußte ich schon, daß ich etwas Furchtbares getan hatte, und ich dachte: ‚Wären wir nur erst vierzehn Tage weiter, da wäre es wohl verwischt.' — Jetzt sind mehr als dreimal vierzehn Jahre darüber hingegangen, aber verwischt ist es noch nicht und wird es nun auch nicht mehr.

Digitized by Google

Märchen

Gemälde von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

Digitized by Google

Manchmal denke ich: ‚Wenn ich mit Mutter darüber gesprochen hätte, wenigstens in späteren Jahren!‘ Aber das Sprechen hätte ja auch nichts daran geändert. Das nachträgliche Leidtun, was hilft das, wenn man im entscheidenden Augenblick eben nicht standhielt. Und zum Sprechen war's auch wohl zu bitter, das bespricht man nicht. Das liegt zu tief, da wohin keine Worte reichen.

Nun steht es hier, die Menschen sollen es wissen. Aber diese — Buße, oder wie man es nennen will, ist ja doch nur ein trüber Ersatz. Die ganze Welt voller Menschen wiegt in dieser Hinsicht nicht die eine auf, die uns in die Höhe trug — damit wir uns ihrer schämten.

Ich habe dann mit dem Mädchen, das doch meine beste Freundin war, nicht wieder gehen können. Ich tat auch allerhand Bußen, die an sich ganz respektabel waren, aber an der unerbittlichen Tatsächlichkeit des Geschehenen doch nichts mehr ändern konnten. Ich sagte zu den Mädchen, daß meine Mutter Kochfrau sei und biß die Zähne zusammen bei ihrem verlegenen Erstaunen. Ich brach die Gelegenheit vom Zaun, ihnen mitzuteilen, daß wir nur eine Dachstube, eine Kammer und eine Küche besäßen. Danach fand ich mich plötzlich vereinsamt, aber ich war wie in einem wilden Rausch. Die Sache mußte um sich gegriffen haben, denn eines Tages stand im Schulhof Ulla ebenso wie ich. Da ging ich zu ihr, faßte sie an der Hand und stand mit ihr am Bretterzaun, die flirrenden Augen ins Blaue gerichtet. Plötzlich stand die Vorsteherin bei uns, hatte rote Flecke auf den Wangen und Tränen in den Augen. Sie streichelte mich und fragte mit einer wunderlichen, weichen Stimme, wie es unserer Mutter gehe, ob sie sich auch nicht überanstrenge. Dann legte sie den Arm um meine Schulter, nahm Ulla an der Hand und ging so zwischen uns beiden im Schulhof auf und ab. Die Kinder aber standen alle verlegen beiseite.

Als ich danach in die Klasse kam, waren sie alle furchtbar freundlich zu mir, legten einen wahren Eifer an den Tag, mir zu dienen, als wollten sie mich entschädigen. Mit Ulla taten die Kleineren es ebenso. Unser altes Fräulein Waldmann muß eine Meisterin gewesen sein im Behandeln der Kinderseelen. Immer ist es uns nicht so leicht gemacht auf der Welt.

Andere Dinge waren harmloser, aber auch damit haben wir durch unsern Unverstand der Mutter ihre kleinen armen Freuden oft recht gründlich verbittert. Einmal hatte sie rote Backen und leuchtende Augen. Es war an einem schönen Oktobertage. Da sagte sie uns: „Kinder, heute tue ich mal ganz etwas Leichtsinniges. Ich gehe und kaufe mir eine große bauchige Kommode, die ich in einem Geschäft in der Krausenstraße schon seit Wochen sehe. Ich habe mir im Geist schon alle Fächer darin eingeteilt. Ach, Kinder, wird das schön! Dann haben wir doch wenigstens hier Ordnung zwischen unsern Sachen, und sie brauchen nicht alle übereinander in der Kiste zu liegen.“

Nun wohl, man kann ja anführen, daß Mutter uns in unserm Interesse für solche rein praktische Sache, wie eine große Kommode, vielleicht ungebührlich überschätzt habe. Wir Kinder hatten wirklich nicht viel von solchem nüchternen Möbel, dessen Zweck uns vollkommen gleichgültig war, aber es tut mir doch heute noch leid, wenn ich denke, wie wir unserer Mutter die Freude vergällt haben mit unserer Enttäuschung, unserem Brummen und dem ewigen: „Warum nichts anderes?“ Es ging auch keines mit, obwohl sie das so gern wollte, aber doch nicht befehlen mochte. Es war förmlich rührend, wie sie an uns Dickköpfen herumbettelte und ordentlich beredt wurde. „Denke doch mal, Hans, da kannst du deine Kragen oder Strümpfe immer gleich mit einem Griff finden, du sollst ein Fach für dich allein haben. Komm doch mit, du sollst es auch begutachten, solche große Anschaffung! Bist ja mein ältester Sohn.“ Nichts war zu machen. Hans murrte nur. Was das wohl solle, solch teueres Stück hier nach oben zu schleifen in die scheußliche Bude unterm Dach. Sie solle lieber für das Geld eine andere Wohnung mieten.

„Erst Anschaffungen, die uns bleiben,“ sagte die Mutter. Aber sie war traurig und still geworden, und die roten Wangen waren wieder weg. Sie ging dann allein. Am andern Tag kam die Kommode. Ich habe sie heute noch, und meine Enkel werden sie auch noch haben. Sie ist unser Stolz. Mutter freute sich auch wieder, als sie in

Digitized by Google

ihrer Stube stand, und konnte kaum erwarten, sie einzurichten. Aber das Beste hat ihr doch dabei gefehlt. Sie mag sich ja aber auch gesagt haben, daß man von Kindern noch nicht zuviel erwarten dürfe. Damals galt das noch.

Im Laufe des Winters kamen noch mehrere Stücke in die Wohnung, ein paar Stühle, ein Schrank, allerlei Kleingerät. Mutter war fast schüchtern dabei, als möge sie uns ihre Freude an diesem neuen allmählichen Aufbau unseres Lebens nicht mehr so deutlich zeigen, und wenn wirklich eines mal ein nettes Wort darüber sagte, war sie ganz dankbar. Wie schwer hat diese Frau sich ihr Stücklein Lebensfreude erkämpfen müssen! Einmal zu Ende des Winters sagte sie uns scherzend: „Nun werde mir aber keins noch krank! Auf alles ist vorgesehen, aber auf lange Doktorgeschichten nicht.“ Und gerade, als müßten und sollten wir ihr zum Tort leben, wurden erst Ulla, dann ich, dann der Häwelmann von Masern und schwerer Halsentzündung ergriffen.

Mutter hatte als Doktorfrau auch soviel Kenntnisse und Geschicklichkeiten, daß sie glaubte, uns ohne Hilfe durchbringen zu können. Sie stand nachts zwanzigmal auf und sagte auch ein paar Aufträge ab, um uns nicht verlassen zu müssen. Als indessen die Halsgeschichten anfingen, bedrohliche Formen zu zeigen, holte sie einen Arzt, der im Nebenhause wohnte, einen stocksteifen, dürren, langen Hagestolz in mittleren Jahren, der fabelhaft reich sein sollte und Doktor Jungbarthel hieß.

⁂ ⁂ ⁂

Eines Tages lag auch Hans auf der Nase, nur Götz blieb obenauf, zu seinem großen Ärger, denn er beneidete uns um unsere Faulenzerei, wie er es ansah, nicht wenig. Der Doktor Jungbarthel kam alle Tage, er brachte uns so zuckersüße Medizinen, wie ich sie in meinem ganzen langen Leben nicht wieder angetroffen habe, so daß ich ihn im Verdacht habe, aus seiner eigenen, wohlbesetzten Speisekammer Himbeer- oder Kirschsaft entwendet und in Medizinflaschen eingefüllt zu haben.

Einmal war ich von meinem Bett aus Zeuge, wie er Mutters Absicht, zur Arbeit zu gehen, mit allen möglichen Gegengründen durchkreuzte. „Ich muß verdienen,“ sagte sie bestimmt, und es tat mir leid, daß sie eine so strenge Miene gegen das freundliche Knochengestell aufsetzte. „Frauen wie Sie sollen nicht verdienen, sie sollen andere für sich arbeiten lassen,“ sagte der Doktor, und dann drehte er sich plötzlich ab, kam an mein Bett und bückte sich über mich, als müsse er etwas Besonderes an mir sehen. Da sah ich, daß ihm die Lippen bebten, und seine Hand, mit der er mir den Puls fühlte, zitterte auch.

Ein anderes Mal kam er, als Mutter trotz seines Abredens zur Arbeit gegangen war. Da setzte er sich an mein Bett und fragte allerlei, worüber ich mich wunderte, daß ihn das interessieren könne. Ich weiß das Einzelne jetzt nicht mehr, da es mir zu verworren vorkam, jedenfalls drehte sich aber alles um Mutter. Dann war er eine Weile still. Plötzlich jedoch fragte er, wie aus der Pistole geschossen, ob ich etwas dagegen habe, wenn wir einen neuen Papa bekämen.

Da war mir doch, als drehe man vor meinen Augen ein Unsinnspiel auf, daß alle Gegenstände durcheinander surrten und mit den Beinen in der Luft tanzten. Ich habe ihn wohl mit offenem Mund und runden Augen angegafft. Da stand plötzlich Hans im Hemde in der Kammertür, das Haar gesträubt und schrie den Doktor an: „Wollen Sie etwa Mutter heiraten?“

Und da dachte ich noch: ‚Ich träume jetzt bloß! Die sind ja alle verrückt geworden.‘

Der Doktor wurde rot wie eine Päonie und rief: „Junge, geh doch bloß zu Bett!“ und dann bat er uns himmelhoch, wir sollten Mutter nichts davon sagen, daß er mit uns davon gesprochen hätte. „So!“ sagte Hans. „Das müßten wir doch zuerst wissen.“ Und da er dabei im kurzen Hemdlein stand und so unsagbar würdevoll aussah, kam er mir so furchtbar komisch vor, daß ich in allem Wirrwarr laut auflachte.

Das muß nun wohl der arme Doktor auf sich bezogen haben, denn er sprang auf, riß seinen Hut vom Nagel und rannte hinaus wie besessen. Da verlor auch der Hans seine ganze Würde und brach in ein tolles Gelächter aus, daß er von einem Bein aufs andere hüpfte. „Den Hampelmann sollen wir Papa nennen?“ rief er.

Darauf aber kam er, maserngesprenkelt wie er war, zu mir ins Bett gekrochen, und

Digitized by Google

wir beide „Vernünftigsten" der Familie gingen ernstlich über den Fall zu Rate. Es kam uns zwar höchst unsinnig vor, daß jemand unsere Mutter heiraten wollte, unsere alte Mutter, daß überhaupt so ein Wort wie Heiraten zu ihr in Beziehung gebracht werden konnte. Mir tat etwas dabei weh, als müsse ich mich unter die Bettdecke verkriechen und dabei weinen. Aber Hans setzte den ganzen „Klamauk" auseinander, wie wir dann in die große Wohnung im Nebenhaus einziehen, mit Jungbarthels Kutsche zur Schule fahren und immer einen großen Tag leben würden. Die Kutsche tat es mir schließlich auch an, und wir redeten uns allmählich in die allerunmöglichsten Herrlichkeiten hinein, bis die Kleinen in ihren Betten aufwachten, und Mutter zurückkam und uns in dieser merkwürdigen Vereinigung und halb verdöst von unserm eigenen Schnickschnack fand.

„Was soll das?" fragte sie. „War der Doktor hier?"

Irgend etwas in unserer Antwort oder auch nur in der Art, wie wir sie anblickten, muß sie sofort auf die rechte Spur gesetzt haben, denn sie war seltsam hellsichtig in allem, was ihre Kinder betraf.

Einen kurzen Augenblick wurde sie blaß, aber gleich danach rot wie im Zorn. „Ach, Unsinn," sagte sie, als antworte sie auf eine lange Frage. „Und nun pack' dich in dein Bett, Hans, und jetzt hat die Doktorei hier ein Ende. Ihr seid schon halb gesund, das letzte krieg' ich auch noch allein fertig."

Sie nahm Hans am Arm, der jetzt auf der Diele stand mit seinen langen, nackten Beinen, und schob ihn der Kammertür zu. Aber es war mehr wie eine kleine, halbscheue Liebkosung, als wie ein Schieben oder Drängen. Dann kam sie zu mir, schüttelte die verwuschelten Decken und Kissen zurecht, und plötzlich bückte sie sich und küßte mich mitten auf den Mund.

„Alles bleibt so, wie es war," sagte sie, „und wir bleiben auch so."

Da drang es mir jählings siedeheiß zum Herzen, und jetzt kroch ich wirklich unters Deck und weinte, aber in einer fast herzbrechenden Freude, daß Mutter gesagt hatte, es bliebe alles so, wie es war.

Und das — das ist mir jetzt selbst ein kleines Labsal bei allen Torheiten und Schlechtigkeiten, die ich hier vor allen Menschen eingießen muß als mein selbsteigenes Gebräu, daß alles, alles, Kutscher und Pferde, und große Wohnung und Ruhm vor allen Mitschülerinnen, und Silber und Samt und Seide und herrlichstes Spielzeug allerart versank, versank in der ausbrechenden Freude, daß unsere Mutter ungeteilt bei uns blieb.

* * *

Etwa zehn Jahre oder noch später habe ich einmal unter alten Papieren eine quittierte Rechnung von Doktor Jungbarthel über den Betrag von zehn Talern gefunden. Mutter hat ihn also gezwungen, ihr eine Rechnung auszuschreiben, und ich mußte die Schriftzüge ansehen, die mir wie verblaßtes Herzblut erschienen, in dem der arme alte Junggeselle seine späte Liebe nutzlos verströmte.

* * *

Ob unsere Mutter noch mehr geliebt wurde in dieser Zeit?

Sie war nicht mehr jung, sie war um die Vierzig herum. Den traumhaften Schmelz des kleinen Pastellbildchens hatte die harte Not verwischt. Auf dem niederen Wege, den sie ging, traf sie schwerlich Männer, die eine Würdigung für sie besaßen, und sie wollte auch keine treffen. Sie war immer ein merkwürdig gesammelter Charakter. In dem Verhältnis zu unserm Vater hatte sich ihr Liebesbedürfnis vollkommen ausgelebt. Sie brauchte den Mann nicht mehr, ja: er war ihr nur im Wege. Und was in dieser Richtung noch irgendwie als Reiz für sie kommen konnte, war nur noch wie ein Gang durch ein Sommerfeld, auf dem man sich einmal von des Tages hartem Arbeitsschritt eine kurze Erholung holt, Feldduft in die Lungen, ein Wogen von Blau und Gold und Grün in die Augen, ein halbes Ausruhen im süßen Nichtstun — und doch dabei schon wieder halb die Seele und alle Sinne drüben bei den Kindern, der Arbeit, der fortschreitenden, gesegneten Arbeit.

Das war es auch wohl, was unsere Mutter so stark machte, so unabhängig, so fesselos frei allen diesen menschlichen Wünschen und Abhängigkeiten gegenüber: der sichtbare Aufschwung in unserem Leben, den ihre Arbeit, allein ihre Arbeit schuf. Und da hat mich oftmals der Gedanke beschäftigt, daß Mutter alles für uns tat,

Digitized by Google

was in ihren Kräften stand, nie an sich dachte und sich ruhig zu Tode gearbeitet hätte, wenn es nötig gewesen wäre. Daß ihr aber überhaupt der Gedanke nicht kam, den Doktor Jungbarthel zu heiraten, um uns in reiche Verhältnisse zu bringen. Daß ihr Opfermut eine Grenze hatte, und daß dies ihr stolzes Frauentum war. Daß sie also doch ihr innerstes, eigenstes Sein gleichsam auf eine Insel gerettet hatte, daß ihr letztes unabhängig war — auch von uns.

Ich weiß nicht, wieweit man hier mit Vermutungen und Behauptungen herangehen darf. Jeder kennt die rührende Geschichte von der Frau, die für ihr hungerndes Kind auf die Straße geht und sich der Schande in die Arme wirft. Jeder kennt auch die erkünstelte Geschichte von der Monna Vanna, die sich für ihre hungernde Vaterstadt dem feindlichen Belagerer preisgibt. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß unsere Mutter dies alles nicht getan hätte. Wäre der Hungertod zu uns gekommen, so hätte sie ihn uns nicht dadurch abgenommen, daß sie ihre und damit auch unsere Ehre zerbrach. Denn mit der Erhaltung des leiblichen Lebens hätte sie uns zwar etwas Großes gegeben, aber zugleich etwas Größeres und Unersetzliches genommen.

Sie hat dies alles wohl kaum durchdacht, es lag ihr einfach im Instinkt. Aber daß ihr Instinkt diese Kraft und Reinheit hatte, diese unbeirrbare Sicherheit, das erfüllt mich noch heute mit Stolz — und auch mit einer stillen, tröstlichen Beruhigung, die mir alle eigene Buße und Selbstentlastung nicht geben kann. Denn ich habe dadurch die Gewißheit, daß sie bei soviel innerem Kraftgefühl nie ganz unglücklich werden konnte.

Doktor Jungbarthel war verschwunden, sogar aus dem Nebenhause, in dem er über zwölf Jahre gewohnt hatte, und aus der Gegend. Er hatte also seine alte Praxis im Stiche gelassen, vielleicht sein ganzes Leben herumgeworfen. Unser dummes Gelächter hat mir noch oft in der Seele leid getan, aber das hat ihm wohl blitzwenig bedeutet gegen das, was Mutter ihm antat.

Dann kam noch eine seltsame Nebelgeschichte, und ich will ihr nicht willkürlich stärkere Farben geben, als sie damals für uns trug.

Es war ein sehr heißer Sommer, und in diesem Jahr, obwohl sonst der Sommer immer die schlechteste Zeit war, hatte Mutter sehr viel Verdienst. Sie war in drei Familien zu gleicher Zeit nicht etwa nur Kochfrau, sondern Vertreterin der Hausherrin, in der einen sogar selbständige Wirtschafterin bei einem verwitweten Professor, dessen einziger Sohn schlechte Streiche verübt hatte und durchgebrannt war. Wir Heutigen können es kaum mehr begreifen, was unsere Mutter damals alles zuwege brachte. Unsere kleine Wirtschaft hielt sie nach wie vor immer noch ohne fremde Hilfe in Ordnung. Nur mußten die Jungen ihr Wasser tragen und die Schuhe putzen, wir Mädchen allerlei Handreichungen für die Küche tun, auch unser Zeug selber flicken, was von unserer Seite viele Tränen, von ihrer namenlose Geduld erforderte. Auch unsere Wäsche wuschen wir uns natürlich selbst, und ich staune nur, was alles in den Tag hineinging. Denn daß wir weniger getollt und gespielt haben als andere Kinder, glaube ich nicht.

Ihre drei Herren hatte Mutter sich mit einiger Frauenlist so geschoben und gedreht, daß die Mittagszeiten und sonstigen Bedürfnisse sich ineinander fügten wie die Glieder einer gutgehenden Maschine. Am leichtesten machte es ihr der Professor Barth, der überhaupt nicht wußte, was es an der Tageszeit war und ebensogut abends um sieben wie mittags um zwölf sein Mittag verzehrte.

Mutter erzählte uns manchmal von ihm, halblachend und gerührt, von seinen Sonderbarkeiten und doch auch wieder Trostlosigkeiten, die sein leeres, verwahrlostes und von betrügerischen Dienstleuten verlottertes Hauswesen barg. Er war, als sein Sohn ihm den großen Kummer machte, menschen- und lebensscheu von der Universität abgegangen und arbeitete jetzt nur noch für wissenschaftliche Blätter, schrieb auch an einem kulturhistorischen Werk in seinem großen, in Unordnung und Schmutz schier verschütteten Studierzimmer.

Mutter war eine schlechte Erzählerin, hatte nicht die rasche, bunte Art zu schildern, die allein Kinder anregt und fesselt. Wir hörten daher immer nur halb zu, und ich habe jetzt, da ich die alten Bilder beleben will, den Schaden davon.

Ein unehrliches, schmutziges Dienstmädchen, das meine Mutter vorfand, jagte sie

Digitized by Google

fort und nahm eine Frau zu ihrer Hilfe, die aber auch nur mit ihr zusammen dort sein durfte. Für die Stunden, in denen der arme Professor allein war, erfand sie ein förmliches „Tischlein decke dich"-System zu seiner Erleichterung. Mit einer seltsamen Feinfühligkeit für andrer Bedürfnisse, die bis jetzt in fremden Haushaltungen wohl kaum aufgefallen war, erfaßte sie die unbeholfenen Wünsche und Gewohnheiten des einsamen Gelehrten und bereitete ihnen in einer Weise das Feld, daß er es kaum bemerkte, wenn er allein und verlassen in seiner Wohnung war.

Weil Professor Barth alles vergaß, vergaß er auch, unsere Mutter zu bezahlen. Erst legte sie ihm ein Zettelchen auf den Schreibtisch, am andern Morgen fand sie es mit ägyptischen oder altbabylonischen Notizen beschrieben, quer über ihre zarte Mahnung weg. Dann heftete sie ihm einen zweiten Zettel an den Lampenschirm. Da stak er und würde noch heute stecken, wenn sie ihn nicht mit ärgerlichem Lachen wieder abgenommen und sich dem Professor mit ihrer Forderung jetzt geradezu in den Weg gestellt und ihm die freie Bahn zu seinem Schreibtisch versperrt hätte.

„Na ja, na ja — was denn — das ist ja selbstverständlich —" stotterte der arme Professor, und Mutter bekam ihr Geld, d. h. sie mußte ihm sagen, wieviel, und mit dem Herausgeben verwirrte er sich auch, so daß sie ebensogut das Doppelte wie die Hälfte hätte bekommen können, je nach ihrem eigenen Eingreifen.

Sie hat sicherlich rasend viel zu tun gehabt, ehe sie den Haushalt des Professors wieder in leidlicher Ordnung brachte, und auch danach blieb er ihre stärkste Arbeitslast, ihr Sorgenkind, das ihr auch außerhalb ihrer Dienststunden im Sinn lag. Er aber hat es sicherlich nicht ein einziges Mal bemerkt, wie sie für ihn arbeitete, und wie sie ihre überlasteten Kräfte um seinetwillen noch mehr belud. Und gerade hier hätte sie sich die Arbeit ersparen und den Verdienst nach Herzenslust leicht machen können.

Mit der Zeit hörten die andern Sommerherren auf, ihrer Hilfe zu benötigen, die übrigen Verpflichtungen setzten mit dem kommenden Herbst wieder ein, aber den Professor Barth behielt sie. Freilich, er mußte sich die abenteuerlichsten Verdrehungen seiner Tageszeit gefallen lassen, und es kam vor, daß sie ihm um elf Uhr am Vormittag einredete, es sei höchste Zeit zum Essen. Da er oft die ganzen, oft die halben Nächte durcharbeitete, oft mitten am Tage zu Bett ging, bisweilen in seinem Lehnstuhl ein paar Stunden schlief, fiel ihm auch an ihren gewagtesten Behauptungen nie etwas auf. Sie aber quälte sich damit, daß sie ihren armen Professor zu solcher Unregelmäßigkeit veranlaßte, die ihm sicher nicht gut sein konnte.

Nach dem heißen Sommer kam einer der schönsten Septembermonate, die ich je gesehen habe. Infolge der großen Trockenheit war das Laub früh gefärbt, und in der großen Stille der Luft hielt es sich lange und leuchtete in königlicher Pracht unter dem blauen Himmelsgewölbe bis tief in den Oktober hinein. Wir waren Großstadtkinder und hatten unser vollgerütteltes Maß von Pflichten, und doch habe ich nicht das Empfinden, daß uns von diesem wunderbaren Herbst etwas verloren ging, wenn wir natürlich für seine Schönheiten auch nicht den richtigen Blick hatten. Von denen weiß ich nur aus Mutters leisen, fast scheuen, traumhaften Worten, mit denen sie noch lange, bis in die spätesten Jahre von diesem Herbste sprach.

Eines Tages in dieser Zeit klappte der Professor zusammen. Nicht, daß er eigentlich krank wurde, aber Mutter fand ihn verzweifelt mit wild um den Kopf stehendem Haar im Zimmer herumrennen. „Ich kann nicht mehr denken!" brüllte er Mutter an. „Was glotzen Sie mich an? Holen Sie mir eine Pistole, schießen Sie mich alten, unnützen Köter tot." Mutter ließ sich nicht bange machen. „Sie können noch denken," sagte sie. „Sie sind nur überarbeitet in der ewigen dumpfen Bücherstube. Sie müssen an die frische Luft." „Frische Luft! Was ist frische Luft?" schnob er sie an. „Ich kann ja nichts mehr sehen, alles verschwimmt vor den Augen. Wenn ich auf die Straße gehe, verirre ich mich, werde umgestoßen, übergefahren. Machen Sie nicht so dumme Vorschläge." „Ich gehe mit," sagte Mutter, „dann stößt Sie keiner um. Und nach Hause finden wir auch wieder."

Es hat aber noch unendliche Mühe gekostet, ehe man die Treppe hinunterkam.

Digitized by Google

Da war zuerst die Frage des Hutes; der Professor schrie, er setze keinen auf, er habe gerade genug Druck auf dem Schädel. Nun, da gab er sich dann. Aber an den Stiefeln scheiterte ihr Wille. An denen scheiterte beinah der ganze Plan überhaupt, so ließ sie davon ab, und er ging in Hausschuhen los. Auf der Treppe benahm er sich noch ungebärdig, faßte den Pfosten um und wollte nicht weiter. Aber als er auf die Straße kam, wurde er still, ließ sich plötzlich von ihr leiten, wie ein Blinder, wie ein hilfloses, vertrauendes Kind.

Und als sie draußen waren, und der Wiesenduft ihn umwehte, und die bunten Bäume leuchteten, sagte sie: „Hier setzen wir uns in den Graben, ins Gras, und Sie denken nichts, gar nichts, Sie atmen nur und lassen die Sonne auf sich scheinen wie der Brombeerstrauch hier." Und er sagte: „Ja, ja." Nach einem Weilchen stand sie auf und pflückte ihm Brombeeren, und als sie wiederkam, liefen ihm die Tränen in den dicken, wüsten Bart, und mit den Tränen zusammen schluckte er alle Brombeeren hinunter, die sie ihm gebracht hatte.

Damals hat sie wohl schon gefühlt, daß sie ihn sehr lieb hatte.

Wir wissen ja gar nichts darüber, wir können nur deuten. Es ist so ein zartes Geschichtlein, und das kleinste Wort zuviel könnte alles verzerren.

Diesen ganzen leuchtenden Herbst lang ist Mutter jeden Tag mit dem Professor in die Wiesen gegangen. Wie sie das mit allen ihren Arbeiten und Pflichten vereinte, ist ein großes Wunder. Sie hat viel nachts gearbeitet, aber es tat ihr nichts an. Wir haben sie bei unsern Spielen oftmals mit dem Professor gehen sehen und staunten erst sehr, aber wir gewöhnten uns daran.

Der Professor hatte nun auch immer Stiefel an, und sein Haar nebst dem Bart hatte Mutter ihm geschnitten, so gut sie konnte. Sie hat ihn dann wohl allmählich geradeso lieb gehabt, wie er war. Sie gingen jeden Tag weiter hinaus, und er schritt schon ganz fest und gerade, hatte aber immer noch die Hand in Mutters Arm gelegt, als ob sie ihn führen müsse. Ach, ich glaube, sie hat in ihres Herzens Unschuld und in einem tiefen, stillen, süßen Glück ein schweres Unrecht aufwachsen lassen. Denn er muß sie zuletzt über alles auf der Welt geliebt haben, mit seinem verdüsterten, eigenwilligen und leidenschaftlichen Herzen.

In dieser ganzen Zeit habe ich Mutter nicht einmal zornig oder hart gesehen. Wenn wir Kinder eine häusliche Arbeit zu machen vergessen hatten, so daß sie ihr nun zufiel, verlor sie nicht einmal ein Wort darüber. Es war, als sei alles Gute und Starke in ihr in diesen Wochen verdoppelt worden. Ich habe das Gefühl, sie hätte fliegen können, wenn es nötig gewesen wäre, so voller Spannkraft war ihr Wesen, als sei ihr nichts mehr unmöglich. Und es lag ein Glanz auf ihr, der ihr alles Herbe und Harte nahm, das der Lebenskampf ihr eingehämmert hatte, der ihr Wesen mit einer holden Zärtlichkeit umhüllte, auch wenn sie die alltäglichsten Dinge mit uns sprach.

Indessen wir Kinder waren schon wieder auf dem Punkt, auf dem die meisten Kinder zu Feinden der Mutter werden. Es ist wohl ein Naturgesetz und liegt im heiligen Weltenplan, daß einer Mutter neues Eigenglück fast immer nur hinter einem Trümmerfelde liegen kann. Denn eine Mutter soll nun wohl einmal mit bestimmten Dingen im Leben fertig sein, auch wenn das Herz noch so jung ist und ihr Wesen seine holdesten Blüten treibt.

Nun, es ist auch nichts aus dem Glücke geworden, als wenn in Mutters Leben nichts Unrechtes und Schiefes sein sollte, auf das sich unsere Schwachheit etwa berufen könne, sondern lauter Klarheit von Anfang bis zu Ende. Dabei waren wir die Handlanger von Gottes Willen, aber der Professor auch, und so arbeiteten wir in ehrlicher Feindschaft einander in die Hände.

⁂ ⁂ ⁂

Es war schon ziemlich weit im Oktober, die bunte Herrlichkeit draußen ging zu Ende, der Wind pfiff schärfer über die Ebene. Aber Mutter ging noch alle Tage, und wenn es ein kurzes Stündchen war, mit dem Professor hinaus. Wenn sie sich nachher auch noch so sehr eilen mußte und nie vor zwölf Uhr oder noch später ins Bett kam, so war es doch nicht ein Opfer, das sie brachte. Ich meine, es ist wohl ihr schönstes Stündlein vom Tag gewesen, von dem sie sich Kraft und Glück holte für alles übrige.

Uns gefiel aber schon diese Sache nicht mehr, die uns erst drollig, dann selbstverständlich gewesen war wie Mutters Arbeit

Digitized by Google

überhaupt. Die schon einmal gefühlte schmerzhafte Eifersucht loderte in mir auf und darunter brannte so ein rätselhaftes, jähes Verlassenheitsgefühl, und beinah glaube ich, daß es den Geschwistern, vornehmlich Hans, so lang und erwachsen er nun schon war, geradeso ging. Indessen redeten wir nicht darüber, wie wir es noch unverzagt bei Doktor Jungbarthel getan hatten, sondern jeder trug seine Gefühle für sich.

An einem grauen windigen Tage sah Mutter mich und den Häwelmann, wie wir gerade in seiner sogenannten „Kute", an der sie mit dem Professor dicht vorüber kam, fast bis über die Nasen steckten und da irgendeine Verschanzung oder sonst eine kindische Spielerei ausbauten. Nun hatte sie ja zwar uns schon oft in ihrer Nähe gesehen, uns auch zugenickt, aber uns nie herangerufen. Daß sie dies heute plötzlich tat, war wohl deswegen, weil ihre stille, zarte Beziehung zu dem einsamen Gelehrten auf einen Punkt gekommen war, der auch uns nahe genug anging.

„Kommt her!" rief sie, und es wunderte mich dunkel, daß es ihr gar nichts ausmachte, uns ausgerechnet in diesem schaurigen Zustande, in dem wir uns befanden — von Sand und Erde bedeckt, wirre Zöpfe auf meiner Seite, ein kleines Dreckgesicht auf Häwelmanns — dem vornehmen Herrn vorzustellen. Im Gegenteil. Sie streckte uns die freie Linke entgegen und es klang so stolz, wie ich nie geglaubt hatte, daß unsere Mutter auf uns sein könne: „Sehen Sie, Herr Professor, dies sind zwei von meinen Kindern!"

„Von Ihren — von Ihren —" stotterte der Professor. Er starrte uns aus buschigen Augenbrauen so entsetzt und unangenehm überrascht an, als seien wir, wie wir da vor ihm auftauchten, Wichtelleute, dem Innern der Erde entstiegen und für vernünftige Menschen ohne jede Daseinsberechtigung. Da Mutter uns ihm einfach zuschob, streckte er unsicher die Hand aus und tappte uns damit entgegen, berührte Häwelmanns struppigen Blondkopf und zog sie, als hätte er etwas Unheimliches berührt, schleunigst wieder zurück. „Na ja, na ja —" murmelte er. „Ist ja schon gut — was weiß ich denn — Ihre Kinder —" und er wandte sich herum, sah plötzlich wie mit aufgerissenen Augen die Mutter an und stieß hervor: „Aber das hat ja doch nichts weiter zu sagen — nicht wahr?"

In Mutters Gesicht war das Lächeln verschwunden. Sie hatte mich unwillkürlich, da der Professor mit seiner Stotterei anfing, an die Hand gefaßt, jetzt zog sie mich noch näher, als wolle sie mich schützen oder sich an mir festhalten. So standen wir, in merkwürdiger Verschlingung zu dritt, und vor uns der damals siebenjährige Häwelmann, der ein Gesicht machte, daß ich die entsetzlichste Angst ausstand, er werde dem Professor lang die Zunge herausstrecken.

„Dies sind nur erst zwei —" sagte Mutter mit einer sonderbaren Stimme. „Ich habe noch drei, und das wußten Sie. Morgen werde ich Ihnen alle fünf zeigen."

„Nein! — Na ja —" sagte der Professor. „Ich begreife nicht recht, das ist ja alles so — Sie wissen doch auch —"

„Ich weiß nicht, was ich wußte," sagte Mutter. Sie ließ mich plötzlich los, ihre Hand war kalt geworden. „Spielt weiter," sagte sie. „Spiel' nur in deiner Kute weiter, Häwelmann."

Dann gingen sie beide davon. Häwelmann stieß einen greulichen Mißton aus, halb Indianerpfiff, halb Gelächter, so recht von Herzen ungezogen. Ich wollte schadenfroh mitlachen, aber der Ton blieb mir im Halse stecken. Ich stand und sah den beiden nach, wie sie übers graue Feld miteinander dahingingen. Wolken hingen schwer, nasses Laub klebte am Feldweg. So dumm ich noch war, ich fühlte es doch, wie ich unsere Mutter gehen sah, mit leicht gebeugtem Nacken, so zart neben der ungefügen Mannesgestalt, daß etwas in ihr verwehte und zerfiel, matt wie das nasse Laub am Feldrain, etwas das schöner geleuchtet hatte als alle Herbstespracht.

Wir machten es ihr dann auch nicht leichter.

An demselben Abend sprach sie noch mit Hans und uns anderen, aber ohne das stille Strahlen im Blick, das wir in der letzten Zeit von ihr gewöhnt waren. Sie sagte uns, der Professor werde uns besuchen, und wir möchten uns alle recht brav verhalten, denn ihm seien Kinder fremd. Ihre Stimme war bang, und sie war sehr blaß. Aber obwohl wir uns nicht

Digitized by Google

verabredet hatten, brachen wir alle zu gleicher Zeit los. Was der hier wolle, und er brauche nicht zu kommen, und es sei ein greulicher Mensch. Und Hans sagte: „Was hast du dir da aufhalsen lassen, Mutter? Um keinen tust du soviel! Schaff' ihn dir fort."

„Mich hat er angetippt, als wenn ich eine Kröte wäre!" schrie Häwelmann.

„Wenn er kommt, pfeif' ich ihm die ganze Zeit ins Gesicht," sagte Götz.

Es war eine richtige Revolution. Aber Mutter rührte keine Hand, keine Miene. Sie stand noch eine halbe Minute zwischen uns, als wolle sie etwas sagen, dann wandte sie sich um und ging still in die Küche. Wir sahen uns doch etwas betreten an. Götz sagte: „Wir haben gesiegt. Paßt auf, der kommt nicht."

Er ist auch nicht gekommen. — Wir haben seitdem Mutter nie mehr mit ihm auf dem Felde gesehen. Ob sie noch öfter zu ihm gegangen ist, oder ob sie schon damals ihre Besuche für immer eingestellt hat, wissen wir nicht. Im November sagte sie uns, sie habe ein gutes Anerbieten erhalten. Der Besitzer eines der größten Gasthöfe hatte sie aufgefordert, bei ihm für ein festes Gehalt die Küche zu führen. Sie gab nun alle Privatanstellungen auf, mietete endlich eine bessere Wohnung und hielt eine Frau, die unsere Hausarbeiten besorgte.

Nein, wir wissen nichts davon, was Mutter in dieser Zeit mit sich selber ausmachte. Wir waren froh, daß die Sache erledigt war und Mutter uns weder ein zürnendes noch ein kummerbeladenes Gesicht zeigte. Götz meinte sogar mit seiner echtesten Pennäler-Überlegenheit, sie sei gewiß zufrieden, den lästigen alten Kerl los zu sein. Mädchen sind wohl immer ein bißchen feinfühliger: ich habe an ihre Zufriedenheit schon damals nicht recht geglaubt, und heute kann es mich überschauern, wenn ich denke, mit welcher unverzagten Sorglosigkeit wir da ihren Glücksweg durchkreuzt haben, als wenn wir in unserer Kute einen „Feindesbau" vernichteten.

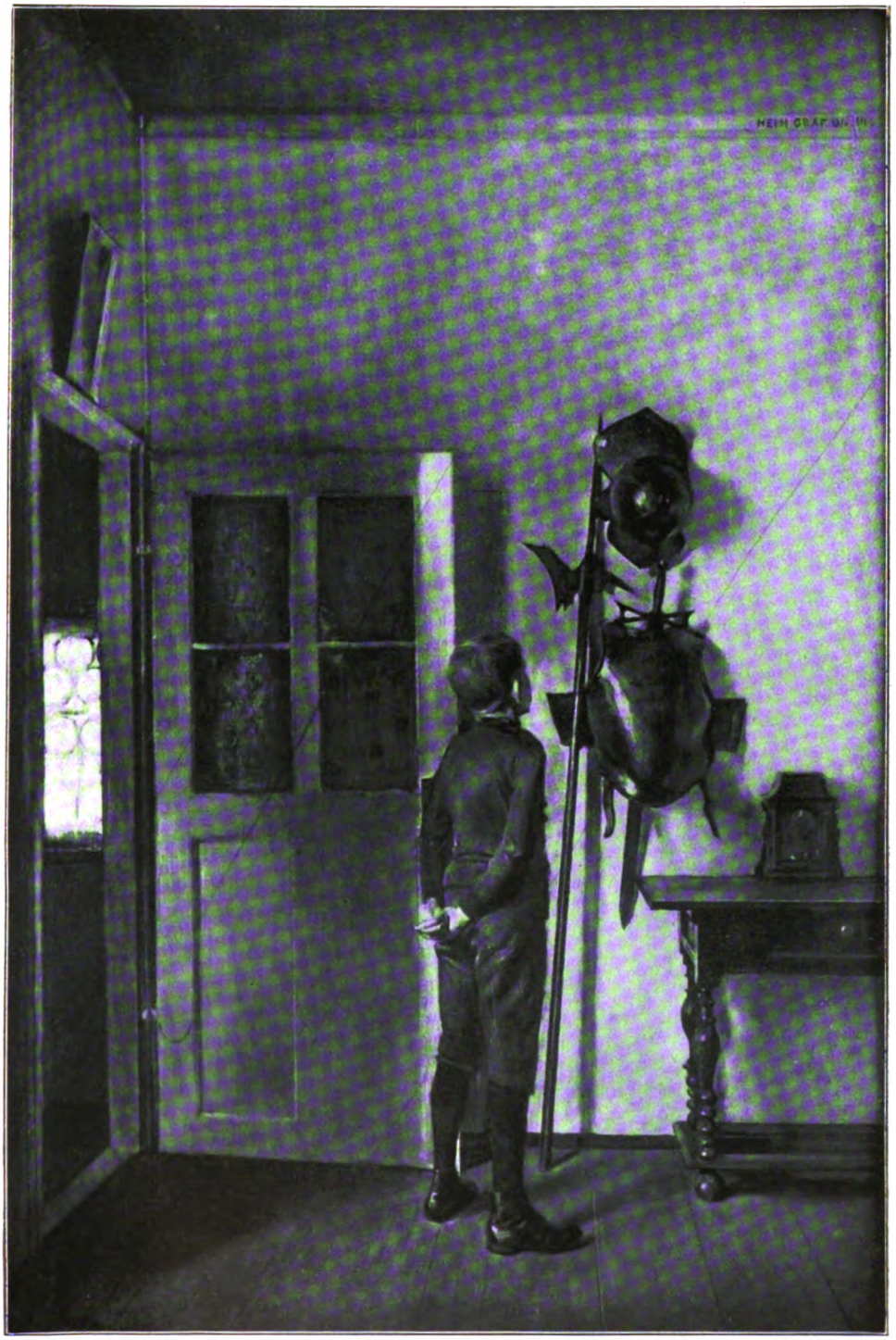
⁂ ⁂ ⁂

Äußerlich ging es jetzt immer besser. Mutter verdiente soviel, daß wir aus dem Armutskreise, der uns umsponnen hatte, mehr und mehr herauskamen. Unser Leben gewann einen anderen Anstrich. Von Schämen war nicht mehr die Rede, denn wenn auch die meisten unserer Schulgenossen noch viel prächtiger und großartiger lebten als wir, lernten wir jetzt doch auch schon Verhältnisse kennen, in denen hinter täuschendem Schein Sorge und Not saß, wir hörten von Schulden, die quälten, von allerlei Schande und Bitterkeit. Gegen dies alles waren wir gesichert durch unserer Mutter Arbeit, aber wir standen auch gegen die Reichen in einem Vorteil, den wir allerdings als Kinder noch nicht so zu übersehen vermochten: den unersetzlichen Vorteil, den uns die starke Gewöhnung einer harten Jugend gab. Mag uns an Fehlern angeheftet haben, was immer — ein kräftig Stücklein Lebenstüchtigkeit haben wir alle mitbekommen, energielos wurde keins von uns, und an der Fähigkeit, uns in der Welt durchzusetzen, daran hat es uns niemals gefehlt.

Es kommt mir jetzt häufig vor, daß ganz gut begabte Mädchen und auch Jünglinge die verzagte Frage stellen: „Was soll ich denn werden? Es ist ja alles so überfüllt!" Nun, ich muß sagen, diese Frage wäre uns fünf nicht in den Sinn gekommen, da hätte sein können, was wollte, und sie ist auch heutigen Tages meinen eigenen Töchtern nicht in den Sinn gekommen. Da wirkt auch noch die Großmutter nach! Die hätte ich sehen mögen, wenn man mit so etwas bei ihr vorgefahren wäre! „Überfüllt! Wovon denn überfüllt? Doch wohl von derselben Sorte, von der du bist. Wo die sitzen, kannst du auch noch sitzen. Oder willst du mir erzählen, daß sie alle früher aufgestanden sind als du?" Nein, „negativ" sind wir alle nicht geworden. Wir sind keine tugendhafte Rasse, und diese Blätter künden das auch. Aber auch unsere Fehler können wir wenigstens sehn und kräftig anfassen. Läppisch ist keins deiner Kinder geworden und keins von deinen Enkeln, Mutter.

Wir haben keine Erinnerung daran, daß Mutter dem verlorenen Traume nachhing, und ich glaube auch nicht, daß es nur eine eiserne Selbstbeherrschung war, die sie uns sobald wieder die unverwelkliche Frische zeigen ließ, mit der sie durch das Dick und Dünn ihres Lebens ging, den kleinen Karren nach sich ziehend, auf dem ihre lärmende, unruhige, anspruchsvolle Kinderschar verpackt war. Es war

Digitized by Google



Die alte Rüſtung. Gemälde von Hermann Graf

Digitized by Google

Digitized by Google

das Lebensgefühl selber, das nach bitterer Enttäuschung sich das Dasein neu wieder aufbaute.

In dieser Zeit wurde Hans mit dem Gymnasium fertig und ging zur Universität. Und von dem Zeitpunkt an bis zu dem, an dem unser Nestling, Häwelmann, die Schule hinter sich ließ, geht der letzte lebendige Zusammenhang von uns Kindern mit unserer Mutter. Da lebten wir noch ganz aus ihrer Hand, waren von ihrem Lob und Tadel abhängig, und jeder unserer Gedanken und Pläne mußte gleichsam erst an ihr vorbei-, durch sie hindurchgehen, um Wirklichkeit werden zu können.

Als Häwelmann von der Schule abging, verheiratete ich mich; Ulla arbeitete ihrem Doktorhut entgegen, Götz fuhrwerkte mit immer neuer Begeisterung in verschiedenen Berufen herum, und Hans war in der Klinik von Professor Pütz angestellt, hatte sich mit einem schönen, reichen Mädchen verlobt und hielt Umschau nach einem passenden Platz, auf dem er sich mit seiner jungen Praxis niederlassen könne. Wir waren alle etwas geworden, hatten unsere feste Bahn im Leben, Ziele, Freuden und Interessen vor uns und — wir brauchten unsere Mutter nicht mehr. Wir brauchten weder ihren Rat noch ihre Mahnung, es sei denn, daß man Götz und Häwelmann noch eine Art Abhängigkeit von ihr, aber auch nur im Geldpunkt, zusprechen mußte.

War es Mutters eigene Schuld, daß wir uns, kaum von ihrer Schürze los, ihr so schnell entfremdeten? Lag es daran, daß sie uns selber so sehr zur Selbständigkeit erzogen hatte? Ich glaube ja auch heute noch, daß wir Mutter keinen Gefallen damit getan hätten, wenn wir ihr am Rock kleben geblieben wären. Nichts haßte sie mehr als Unselbständigkeiten und Haltlosigkeiten. Aber zwischen der Abhängigkeit und diesem gleichgültigen Fremdwerden, da liegt doch noch viel — viel. — Oder war es das, daß unsere Rasse einen kühlen Tropfen im Blut hat? Aber kann man dann leiden, wie ich gelitten habe in ohnmächtiger Reue an Mutters Grab?

Ach nein, es war Gedankenlosigkeit, weiter nichts. Eine öde, nichtssagende Gedankenlosigkeit, die tausend Dinge sieht und erfaßt und über das stille, mächtige Bild, das hinter allen steht, aus Gewohnheit, aus Alltagsdusel hinwegblickt. Jene Art von Vergehen, das man nachträglich bereut, bis einen die Reue innerlich zerfressen hat, und deren ödes Nichts wie ein weißer Fleck über einer halben Lebenszeit liegt, verlöschend alles Heilige und Reiche, was an der Stelle hätte in Fülle blühen können.

Ich hatte gerade meine erste Backfischliebe und war für alles andere um mich her leidlich stumpfsinnig, als unser äußeres Leben durch einen Glücksfall, wie er nicht größer sein konnte, verändert wurde. Von einem auswärtigen, ich glaube einem württembergischen Gericht, kam die amtliche Benachrichtigung, daß ein Doktor Jungbarthel ohne Leibeserben verstorben sei und unsere Mutter zur Erbin seines Nachlasses an Vermögen, Mobiliar und sogar den ärztlichen Instrumenten einsetze.

Mutter war damals noch Leiterin der Hotelküche, ein anstrengender Posten, der ihr mit den Jahren immer schwerer, weil unbefriedigender geworden war. Mutter sprach sich ja über Dinge, die waren und sein mußten, nicht lange aus, es hängen mir aber doch noch in der Erinnerung abgerissene Fetzen von Stoßseufzern, die sie bisweilen nach ihrer früheren Tätigkeit in den verschiedenen Familien tat. Ich habe durch meine Fludrigkeit, die solche Äußerungen von einem Ohr zum anderen gehen ließ, wieder einmal viel verloren. Jetzt vermisse ich es bitter, daß ich die Fäden nicht mehr auffinden kann, die zwischen meiner Mutter und den Menschen und ihren Schicksalen liefen, mit denen sie damals in Berührung gekommen war. Sie sind ganz gewiß interessanter gewesen als meine kindischen Backfischbeziehungen, die schon damals anfingen, sich stark um meine Eitelkeit zu drehen, da mir die Leute frühe beibrachten, welch hübsches Mädchen ich sei.

Mutter war damals in der Mitte der Vierziger, wir hatten noch einmal die Wohnung gewechselt und wohnten jetzt selbst für unsere albernen Ansprüche ganz einwandfrei, wenn auch keineswegs irgendwie glänzend. War es nun, daß Mutter an Körper und Geist wirklich müde geworden war, was kein Wunder gewesen wäre, sie gab unseren Wünschen jetzt fast zuviel nach. Hans studierte damals noch, und er hatte sich anfangs als selbstverständ-

Digitized by Google

lich durch Stundengeben viel dazu verdient. Mit der Zeit war es, als sei es Mutter beschämend, das weiterhin von ihm anzunehmen oder auch sonst uns irgendeinen Wunsch abzuschlagen. Von mir besonders weiß ich, daß ich dadurch in ein anspruchsvolles Wesen hineingeriet, durchaus nicht mit billigen Kleidern und Hüten vorliebnehmen wollte, mich innerlich auf meine Schönheit stützte, in der Meinung, ein schönes Bild müsse einen kostbaren Rahmen haben, und, wenn ich mich doch einmal mit Geringerem bescheiden mußte, meiner Mutter ein recht unwirsches Betragen zeigte, das sie mit einer ihr früher unbekannten sanften Geduld ertrug.

Das Leben, das von ihr nur körperliche Arbeit verlangte, das die feinen Blüten ihres Geistes nutzlos verwelken ließ, hatte angefangen, sie zu zermürben, als der wunderbare Brief von dem Gericht einlief.

Der lag schon den ganzen Tag und wartete auf sie, bis zum Abend. Wir waren alle gespannt, was er bedeuten könne. Da sie heimkam, war sie müde, hatte schweres Kopfweh und setzte sich in einen Lehnstuhl am Fenster, wo sie mit geschlossenen Augen eine Weile verharrte.

Ich möchte jetzt weinen, wenn ich daran denke, wie wenig lieb und zärtlich wir sie umsorgt haben, wenn sie so müde und abgespannt nach Hause kam. Nicht eins von uns, das lief und es ihr ein bißchen weich und behaglich machte, ihr den brennenden Kopf kühlte, ihr beim Ausziehen half. Gewiß, sie hatte uns nicht daran gewöhnt, sie zu bedienen, sie als hilfsbedürftig anzusehen. Sie hätte unsere Dienstleistungen höchstwahrscheinlich abgewehrt, aber — ich glaube jetzt doch, daß es ihr weh war, wie wir uns so gar nicht um sie kümmerten.

Wir drängten sie, den Brief zu öffnen. Ich besonders war ungeduldig, und es ärgerte mich, daß sie so lässig dabei war. Ich wurde überhaupt schon dadurch gereizt, wie sie aussah: mager, schlecht frisiert, den Rock etwas schief angezogen, in ausgetretenen Schuhen. Ich hatte damals den Toiletten-Tick und mochte nur mit Frauen und Mädchen sprechen, die Wert auf ihr Äußeres legten. Nun erkannte ich zwar eine Ausnahme bei Mutter an, aber angenehm war es mir doch nicht.

Wir brachten sie also dazu, sich aufzuraffen und das Schreiben zu entfalten. Da sahen wir ein kurzes Rot über ihr Gesicht jagen, sie saß steil aufrecht, faßte sich an die Stirn, als brause ihr alles Blut dahinein, dann lächelte sie, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, das ist Unsinn. Das nehme ich nicht an."

„Was ist's denn, Mama?" drängte ich.

„Es ist nicht des Redens wert," sagte sie. „Er hätte auch etwas anderes machen können."

Unterdessen hatte Hans das Papier ergriffen, und nun kam, trotz Mutters Gegenwehr, mit viel Geschrei und Gezeter das Ganze an den Tag. Dann verstummten wir plötzlich alle wie mit einem Schlage. Die Summe war für unsere Begriffe so ungeheuer, daß wir sämtlich glaubten, in einem tollen Traum befangen zu sein.

Endlich seufzte Hans aus tiefer Brust herauf und sagte: „Mutter, weißt du, daß die Zinsen mehr betragen, als dein ganzes jährliches Einkommen —?"

Und danach ward es wieder für ein paar Sekunden atemlos still.

Mutter hatte mit beiden Händen die Lehnen erfaßt, sie war jetzt bläßer, als ich sie je gesehen habe. „Das hätte er nicht tun dürfen," murmelte sie, „ich konnte uns erhalten. Warum tut er mir das an? Wie kann ich von dem Manne etwas nehmen? Laßt mich, Kinder, vergeßt es wieder."

Ich glaube, wir haben, wie Mutter dies sagte, in diesem einen Augenblick sie alle verstanden. Das stolze Blut von ihr rollte doch auch in uns. Wir wußten, was Mutter dem Verstorbenen angetan hatte. Diese Tat von ihm war fast wie eine Rache.

Götz, der immer etwas Glühendes hatte, oft auch etwas Übertriebenes in seinen Ausdrucksformen, trat rasch zu ihr heran und nahm ihre Hand. Er hat sie wohl küssen wollen, aber das war bei uns etwas so Ungewohntes, und ihre Hand war auch so verarbeitet und rauh — er unterließ es. Aber man fühlte doch die jähe Begeisterung, die ihn durchbrauste.

„Ja, ja, das ist ja alles ganz gut —" sagte Hans.

Mit diesem nüchternen Einwurf brach er den Bann, der auf uns lag. Es ging erst an ein bescheidenes, beinah zaghaftes Drehen und Deuteln, dann ward es immer lauter und dringlicher. Was gesagt werden

Digitized by Google

konnte zu dieser Frage, ward gesagt. Wir überschrien uns schließlich gegenseitig. Das war doch eine zu gewaltige Sache, um sie abzutun wie einen falschen Sechser. Wem nützte man denn mit der Ablehnung, wem wollte Mutter damit Eindruck machen? Der Doktor hatte keinen Menschen auf der Welt, den er gern hatte, nur sie, da war es sein gutes Recht, ihr alles zu vermachen. Und was man so weiter vorbringt, an allen möglichen Plattheiten. Selbst Götz war vollkommen umgeschlagen und stand gegen sie. Ja, von ihm ging dann noch der Anruf aus, der ihren letzten Widerstand zermahlte: „Du mußt doch auch an uns denken, Mama!"

„Wäre es nur nicht gerade heute gekommen," seufzte Mutter. „Der Kopf ist mir so wüst. Ich werde es mir morgen überlegen." Aber wir ließen sie nicht. Die Sache war uns zu bedenklich. In der Stille der Nacht konnte sie sich Ruhe und Stärkung holen, unsern Gründen zu widerstehen, und vor der Härte ihres Willens hatten wir noch von früher her Respekt.

„Du mußt doch an uns denken!" wiederholten wir jetzt immer, unwillkürlich an das anpochend, was die stärkste und was die schwächste Seite ihres Wesens war.

Also gut: sie nahm es an, aber nicht so, wie wir wünschten und wollten.

Sie konnte jetzt die Arbeit hinlegen, zu Hause bleiben und Dame sein. So wäre es uns, vornehmlich mir, recht gewesen. Dann, nahm ich mir vor, wollte ich sie auch nach meinem Sinn für das, was schön und vornehm war, herrichten. Darunter lebte immerhin auch ein Wohlgefühl, sie stets jetzt in Ruhe zu Hause haben zu können, nicht sie nur abends, Alltag wie Sonntag, erschöpft und ermattet im Lehnstuhl zu sehen.

Aber diese Zukunftspläne zerstörte sie uns gründlich. Es war wohl einesteils, daß sie das auf so merkwürdige Weise empfangene Geld nicht in einfachem Wohlleben verzehren, sondern in etwas Größeres umsetzen wollte, das ihren verletzten Stolz einigermaßen betäubte. Dann aber war es für sie nun wohl zu spät, in das Leben einer „Dame" zurückzukehren. Sie war an Arbeit, an fruchtbringende, lebenerhaltende, vorwärtsdrängende Arbeit bis in den letzten Blutstropfen hinein gewöhnt. Der Stolz der Arbeit hatte sie ergriffen. Dasitzen und von fremdem Gelde leben, das eine sonderbare Laune ihr hinwarf, wäre ihr unerträglich gewesen. Ich glaube, sie wäre trotz des Geldes zu ihrem Kochfrauendasein zurückgekehrt, lieber, als daß sie mit ihren sechsundvierzig Jahren gefeiert hätte. Doch es fiel ihr etwas anderes ein.

Sie suchte einige ihrer alten Arbeitgeber wieder auf, die in öffentlichen Berufen standen und ihr Rat geben konnten. Wir hätten wahrscheinlich nichts erfahren, ehe alles abgeschlossen war, wenn wir sie nicht beständig mit Fragen und Mahnungen belästigt hätten. Besonders Hans und ich, trotz meiner ersten Liebelei, waren dabei vornean. Wir waren zu sehr von der Angst geplagt, Mutter könne zu unserm höchsteigenen Schaden irgend etwas Törichtes oder Sonderlinghaftes ins Werk setzen. Als wenn nicht Mutters ganzes Tun und Treiben von Anbeginn gewesen wäre, uns vor Schaden zu schützen und uns ein leichtes Leben zu erarbeiten.

Was sie tat, hatte allerdings unsern Beifall nicht so recht. Sie gründete eine Anstalt, in der sie junge Mädchen jeglichen Standes im Bereiten feiner und einfacher Gerichte unterwies, sie für den eigenen Haushalt, den Dienst und die Leitung größerer Betriebe anleitete.

Dies Unternehmen war seinerzeit fast das einzige seiner Art. Es hatte bald nach seinem Entstehen einen derartigen Zulauf, daß Mutter Hilfskräfte einstellen mußte. Erst nach ihrem Tode ist es in fremde Hände übergegangen und mit einer anderen Anstalt verschmolzen worden.

Dadurch, daß dies Geld in solcher Weise festgelegt wurde, war der tolle Glücks- und Goldtraum, in dem wir geschwelgt hatten, natürlich wesenlos geworden. Wir „hatten" nicht viel davon, daß wir reich geworden waren. Daß wir ohne Sorgen lebten, für alle unsere Bedürfnisse und für manche unnützliche Laune Geld da war, das achteten wir nicht, wie alle Sorglosen.

Manchmal frage ich mich jetzt, ob an diesem Entschluß von Mutter, in einen neuen Beruf zu gehen, der alle ihre Kräfte brauchte, nicht etwa außer den angeführten Gründen auch eine Enttäuschung an uns, ihren Kindern, mitsprach. Eine Enttäuschung an dem, was wir wurden. Äußerlich alle tüchtig

Digitized by Google

und flott, hübsch und lebenssicher, geliebt und verzogen von den Menschen, jedes, außer dem reizvollsten von uns allen, Götz, mit einem festen Ziel vor Augen, das jedes erreichte: Hans eine glänzende Lebensstellung, ich eine gute frohe Heirat, Ulla einen Namen in der jungen Frauenbewegung, Häwelmann einen Freipaß für alle seine liebenswürdigen Tollheiten im Halbkünstlertum, — aber innerlich waren wir alle so dürftig, so flüchtig. Gegen Mutter so obenhin, so ohne Eingehen und ernste Herzlichkeit. Wenn wir Geld brauchten, waren wir da, wenn wir uns krank fühlten, sollte sie helfen. Aber im Glück, in der Lust und Tätigkeit des Tages vergaßen wir sie — ganz und gar.

Sie trägt auch ihre Schuld daran, gewiß. Ihre Schuld war, daß sie sich nicht mehr in Wichtigkeit setzte bei uns. Sie hat uns mit manchem harten Puff in unserer Kindheit dem Leben und den Menschen gegenüber in die richtige Form gebracht. Nur ihr gegenüber hat sie das nie getan, nie daran gedacht, ja, uns womöglich noch die ersten Versuche durchkreuzt, uns die Sorge und Sorgsamkeit für sich abgewöhnt.

Man kann nicht selten beobachten, wie gänzlich wertlose, selbstsüchtige, kleinliche alte Frauen von ihren Kindern auf Händen getragen werden, wie ihnen sogar lebenzerstörende Opfer gebracht werden mit völliger Selbstverständlichkeit auf beiden Seiten. Da haben eben diese Mütter, die schon in ihrer Jugend ihr eigenes Selbst stets an erste Stelle rückten, ihren Kindern von Anfang an diesen Gesichtspunkt ebenfalls beigebracht. Es tritt dann also der anscheinende Widersinn ein, daß unwertes Verhalten belohnt und edles, stolzes bestraft wird. Wer will diese Fäden auseinanderwirren?

Mutter wäre, das fühlte sie wohl, bei Aufgabe jeglicher äußerer Tätigkeit ganz von uns abhängig geworden, und davor mußte sie nach dem, was sie täglich von uns erfuhr, sich fürchten. Sie hätte die kleinen Dinge des Haushalts getan, für uns gekocht und dann — auf uns gewartet. Immer, alle Tage. Abends vielleicht am meisten. Sie hätte aufgehorcht, wenn Schritte sich der Tür näherten, sie hätte vielleicht das Fenster geöffnet und immer straßauf, straßab gesehen. Dann hätte sie sich bei unserm Anblick heftig gefreut und wäre doch von unserer Gegenwart wieder gedämpft worden bis tief in schwere Niedergeschlagenheit hinein.

Sie hätte sich dann vielleicht zu geistiger Tätigkeit gezwungen, gelesen, sich in Kunstwerke, Abhandlungen, wissenschaftliche Berichte vertieft, aber die Jahrzehnte geistiger Enthaltung hätten sich doch gerächt. Wenn die grauen Haare kommen, sattelt es sich nicht mehr so leicht um. Es wäre ein armer Behelf geworden.

Ob Mutter, wenn ihre eigene Art gewandter, beweglicher gewesen wäre, uns jetzt noch hätte ändern können, ist sehr zweifelhaft. Wir waren alle aus den Kinderschuhen heraus, innerlich fertig und mit uns zufrieden. Wäre jetzt die übersehene Gestalt der Mutter vor uns aufgetaucht und hätte eine besondere Beachtung geheischt, so hätten wir das als ungerechtfertigte Belästigung abzuschieben verstanden.

Ich habe nicht Lust, hier von dem Quick und Quack meines jungen Lebens zu erzählen. Einzelheiten, und noch dazu ernst genommene, würden sich sonderbar, man möchte beinah in der Sprache unserer großstädtischen Literaturtees sagen: „stillos" ausnehmen, auf der heiligen, stillen Leidensstraße, durch die hier meine Gedanken wandern. Es war Schönes dabei, sicher! Aber auch viel Minderes, das groß und bedeutend genommen wurde und von dem nichts geblieben ist, als ein Häuflein Staub, wenn nichts Schlimmeres Über das alles aber schwang meine vielgehätschelte Eitelkeit ihre bunten Flatterfahnen.

Im November des Jahres, in dem ich neunzehn alt geworden war, verlobte ich mich mit dem Sohn eines rheinischen Kohlengrubenbesitzers, der Heino Schäfer hieß, und augenblicklich als Volontär in einem hiesigen Bankhause arbeitete.

Ich wußte ganz genau, was für eine glänzende Zukunft mir bevorstand, und ich hatte, kaum dreiviertel Jahre zuvor, mit einem kurzen Traum, der mir nicht dasselbe verhieß, rasch und stark aufgeräumt. Das Herz zuckte davon noch bis in den Sommer hinein, aber nun war ich frei und empfand eine wachsende Verliebtheit für Heino, eine Verliebtheit, die ich erst etwas künstlich nähren mußte, die sich aber bald in meinem Herzen verankerte. Wir sind dann bis ans Ende einander brave, zuverlässige Eheleute

Digitized by Google

geblieben, keiner hat den andern enttäuscht oder sich von ihm an Herzlichkeit und Offenheit der Gesinnung übertrumpfen lassen.

Was Mutter zu meiner Verlobung sagte, ist mir kaum mehr erinnerlich. Ich kann mir die näheren Umstände durchaus nicht mehr vorstellen. Jedenfalls geht daraus hervor, wie gleichgültig, wie erschreckend gleichgültig mir das beste, tiefste und nächste Urteil war, das ich mir in dieser großen Lebenssache hätte holen können.

Das ist es jetzt ja überhaupt, was mir nun erst beim Sammeln der Erinnerungen klar wird, daß von der Zeit an, als ich erwachsen war, der große weiße Fleck beginnt, von dem ich vorhin sprach, und daß ich nichts von Mutters Leben, äußerlich und innerlich, zu sagen weiß.

Ich verheiratete mich mit einundzwanzig Jahren und zog ins Rheinland. Kleine Gefühlchen wie Wehmut, Trennungsschmerz, Sehnsucht nach Mutter und den Geschwistern will ich nicht erst wichtigtuerisch ausmalen. Sie gehören in das Kapitel der Selbstverständlichkeiten. Ich wurde eine sehr glückliche Frau und Mutter.

Wir sind allesamt glücklich gewesen, wir Dörpfeldts. Es liegt in der Rasse. Vater war es und Mutter, trotz allem, was in diesen Blättern steht, war es im tiefsten Grunde ja doch auch. Die unglücklichen Menschen sind meist die Schwachen, vor allem die Abhängigen, und wir sind alle unabhängig gewesen. Es hat uns Kindern nur etwas gefehlt, das sah so klein aus und rächte sich jetzt so namenlos bitter. Es war ja nicht einmal die Liebe, die uns fehlte, sondern eher eine Eigenschaft der Liebe, ich möchte es das Wachsein der Liebe nennen. Unsere Liebe hat allzuviel geschlafen.

Eine Weile, nachdem ich geheiratet hatte, ging auch Ulla fort, um in der Schweiz zu studieren, denn damals war es in Deutschland noch nicht erlaubt. Sie war ein keckes, schneidiges Geschöpf, noch ein bißchen forscher als ich, denn zum Studieren hätte es bei mir doch nicht gelangt. Sie hat mit mir, ehe sie ihren Wunsch bei Mutter „durchsetzte", oft darüber gesprochen, wie sie es anfangen solle, deren Zustimmung und die nötigen Gelder „herauszupressen". Mutter hatte ganz andere Gedanken mit ihr. Sie sah, daß sie lerneifrig war, einen eisernen Willen hatte, sich nicht mit Liebesgeschichten abgab wie ich. Mutter hegte daher den stillen Plan, sie als wissenschaftliche Lehrerin in ihre Anstalt aufzunehmen. Sie hatte es schon ein paarmal angedeutet, Ulla tat aber, als wenn sie nichts ahne, um ihre Sache nicht in kleinen Vorplänkeleien zu verzetteln. Unter der Hand machte sie sich schon mit allen Bedingungen bekannt, bahnte sich selber den Weg. Ich half ihr dabei, so gut ich konnte, auch Hans war mit im Bunde, und wir hatten einmütig die Absicht, mit einem fertigen Plan müsse Mutters Widerstand gleich im ersten Anlauf gebrochen werden. Wie grausam dieses kluge Beginnen war, hat sich ja keins von uns klargemacht. Daß Ulla nichts merke, konnte Mutter nie geglaubt haben, sie hatte sich schon tief in ihre eigenen, ihr so lieben Gedanken eingelebt.

Ich war zugegen, als Ulla den Sturmangriff unternahm, ich sollte gleichsam als Hilfstruppe in der Reserve stehen. Aber ich brauchte gar nicht einzugreifen. Mutter machte es uns so merkwürdig leicht.

Ja, ja — so merkwürdig leicht.

Ulla hatte allerdings ihren Angriffsplan auch wunderbar vorbereitet. Man hörte schon die künftige Dozentin. Sie legte alles geordnet vor Mutter hin, daß kaum eine Frage mehr übrigblieb zu stellen.

Als wir allein waren, rieb Ulla sich vergnügt die Hände. „Du, das ging besser, als gedacht. Unsere alte Dame ist doch recht verständig." —

Jetzt waren nun drei von uns aus dem Hause. Nur Gottfried und Häwelmann wohnten noch bei Mutter. Was aus Gottfried werden sollte, war immer noch nicht recht klar, er hatte so kunterbunte Pläne, daß mein Mann schon sagte, er müsse sich jetzt aber beeilen, wenn er nicht unter die Verbummelten geraten wollte. Er war damals vierundzwanzig Jahre, hatte zwar sein Abiturium bestanden, aber dann auf der Universität nutzlos herumgeleckt an allen möglichen Fächern. Danach kam plötzlich ein ganz begeisterter Brief an mich, er werde die Offizierslaufbahn einschlagen. Sicherlich werde er eine Karriere machen.

Kurz darauf, an einem Winterabend, da ich ein paar Damen bei mir zum Tee hatte und wir plaudernd sitzen, wurde mir mein Bruder gemeldet. Ich hatte gleich eine schlimme Vorahnung, ließ ihn gar nicht

Digitized by Google

hereinkommen, sondern ging zu ihm hinaus. Er war bleich und ganz außer sich. Man hatte ihn abgewiesen, und unter der Hand erfuhr er, daß es geschah, weil seine Mutter Kochfrau gewesen sei.

Ich fühlte, daß auch ich erblaßte. So sicher und ruhig waren wir jetzt seit langen Jahren durchs Leben gegangen, nun plötzlich war es, als zöge man uns den Boden unter den Füßen fort.

„Das hätte Mutter uns auch nicht anzutun brauchen!" stieß Götz hervor. „Es gibt doch soviel andere Berufe!"

Ich starrte ihn entsetzt an. „Mutter hat doch unser Bestes gewollt!" sagte ich. Ach, ich schäme mich heute jammervoll. War das meine ganze Verteidigung? Ich fragte noch: „Hast du es Mutter mitgeteilt?"

„Ja, gewiß," sagte er finster.

„Was sagte sie?" fragte ich atemlos.

„Sie? Ich weiß nicht. Nichts. Was sollte sie dazu sagen? Es ist ja doch nicht mehr zu ändern."

„Hast du ihr Vorwürfe gemacht?"

„Nun ja, einige schon. Ich habe ihr auch gesagt, was ich dir sagte. Sie hätte sich auch wirklich etwas anderes aussuchen können, als gerade das. Wie stehen wir nun da? Blamiert bis auf die Knochen."

Mein Gatte hat anders über diese Sache gedacht, als wir, die eigenen Kinder dieser Frau. Viel größer, viel stolzer. Er hat unsere Mutter unbegrenzt verehrt, freilich hat sie nie etwas davon gewußt. Ihm lag es nicht, das unmittelbar deutlich zu machen, und ich habe nicht daran gedacht, es ihr mitzuteilen. Da er jetzt diese Sache hörte, war er schwer ärgerlich über Götz. „Erstens," sagte er zu ihm, „weiß man solche Sachen voraus, wenn man über den dummen Jungen hinaus ist, und zweitens macht man keinen Lärm, wenn's einen trifft, vor allem nicht vor der Mutter, die sich ihrer Zeit in schwerer Zwangslage befunden hat, und der ihr alles verdankt, was ihr seid. Ich werde dich jetzt in meinem Kontor ausbilden, denn nach dem, wie du mit deiner Mutter gesprochen hast, darfst du ihr nicht mehr auf der Tasche liegen."

Ich wäre damals zu Mutter gefahren, denn es quälte mich doch sehr, wie sie zu dieser Sache stand, und ich wollte ihr darüber forthelfen. Aber ich stand kurz vor der Geburt meines ersten Kindes und konnte solche lange Reise nicht mehr wagen. Im Schreiben sind wir Dörpfeldts aber immer unbeholfen und schwerfällig gewesen.

⁂ ⁂ ⁂

Ich habe noch einen Brief von Mutter aus der Zeit, da sie in der Mitte der Fünfziger war. Dieser Brief hat mich oft bei Tag und bei Nacht mit Flammenaugen angesehen. Ich habe von ihm geträumt, wie ich ihn beantworteten sollte, was alles ich unternehmen müsse um seinetwillen, die tollsten, spukhaftesten Traumtaten, von denen selbst die abenteuerlichste noch immer besser war, als die Wirklichkeit gewesen ist.

„Liebe Toni! Kennst Du vielleicht in Deinem großen Bekanntenkreise eine Dame, die geeignet wäre, mich auf vier Wochen zu vertreten? Ich glaube, ich muß mal eine Weile ausspannen und möchte hier irgendwo in die Umgegend gehen. Mein Kopf, meine Augen sehnen sich nach kühlem Grün, nach Stille und frischem Wind. Ich habe hin und wieder einen leichten Schwindel gehabt, der nichts bedeutet, nur ist das Ruhebedürfnis jetzt groß. Wenn Du jemand fändest, liebes Kind, der mich verträte, so wäre ich Dir dankbar. Aber es wird wohl nicht leicht sein, und falls Du niemanden weißt, mache dir weiter keine Sorgen darüber."

Der Brief geht noch weiter, es steht noch von meinen Kindern darin, einige Ratschläge und Fragen. Dann kamen Berichte. Häwelmann trage sich mit Heiratsgedanken, der kleine Allerweltskerl. Ihr sage das Mädchen nicht sonderlich zu, aber es sei nichts dagegen zu machen. Da sein schriftstellerischer Verdienst ungleich sei, solle er in ihrer Wohnung bleiben mit seiner künftigen Frau, sie selbst brauche ja eigentlich nur ihr Schlafzimmer, da sie doch meistens in der Anstalt sei. Sie wolle, wenn die andern Geschwister einverstanden seien, ihm auch ihre sämtlichen Möbel überlassen. Nur solle jedes sich erst ein Stück davon aussuchen, damit es doch wenigstens ein Andenken an die Kinderzeit habe.

Der Brief war lang und vielseitig. Das mag die Erklärung dafür sein, daß ich einen Teil davon über dem andern vergaß.

Mich beschäftigte des zweiundzwanzigjährigen Häwelmanns Heiratsplan über alle Maßen. Ich stürzte zu meinem Mann und Götz ins Kontor, ich schrieb an Hans

Digitized by Google

und Ulla darüber. Sicher war es ein großer Unsinn, den Häwelmann sich da leistete. Was die Möbel betraf, so galt es, sich das auch zu überlegen. Ich wünschte mir die Kommode, für die mir der Sinn jetzt schon gewachsen war.

Es kam dann noch hinzu, daß mein Mann eine Auslandsreise vorhatte und mich mitnehmen wollte. Das nahm auch noch mannigfach die Gedanken in Anspruch. Ich hatte den Brief unter den Marmor gelegt, der alle unbeantworteten Briefe deckte, glaubte, ihn genügend gelesen zu haben, da die Aufregung wegen Häwelmann über alles hinrauschte, und verlor den ersten Teil völlig, aber auch völlig, aus den Gedanken.

Im Ausland, als wir mit der Bahn einen mächtigen Wald durchrasten, fiel es mir wieder, mit einem jähen Schrecken ein. Mein Ausdruck hat dies auch so widergespiegelt, daß Heino mich beunruhigt fragte, was mir wäre, ob ich krank sei.

An uns vorbei sausten stille Wiesen, klare Bäche, weite Waldungen. Mein Auge tauchte in unendliches Grün. Und meine Mutter in der heißen, steinernen Stadt hatte ich vergessen können. —

Als ich nach Wochen zurückkehrte, lag der Brief noch unter dem Beschwerer, wo ihn übrigens jeder Dienstbote lesen konnte. Ich nahm ihn hervor. O, wünsche keiner, jemals das zu fühlen, was ich elende Kreatur fühlte, da ich wieder jene ersten Zeilen las. „Liebe Toni! Kennst Du vielleicht in Deinem großen Bekanntenkreise eine Dame, die geeignet wäre, mich auf vier Wochen zu vertreten? — — Mein Kopf, meine Augen sehnen sich nach kühlem Grün, nach Stille und frischem Wind. Ich habe hin und wieder einen leichten Schwindel gehabt, der nichts bedeutet — —"

In einem unserer großen hinteren Zimmer stand schon seit einiger Zeit die alte, schöne, bauchige Kommode. Über die hatte ich schreiben können: Mutters Bitte hatte ich nicht erwähnt. — —

In diesem Sommer hatte sie wirklich nicht fortgekonnt. Als ich sie einmal mündlich darüber sprach und eine reuige Erklärung stotterte, sagte sie einfach: „Ich habe mir gedacht, daß du niemanden kennen würdest, der dafür paßte. Da war ja dann kein Schreiben mehr nötig."

Ob ihr Herz so still war wie ihre Stimme?

⁂ ⁂ ⁂

Eine Liebe, die nicht wachbleiben kann. Noch heute vermag ich die Geschichte von den schlafenden Jüngern in Gethsemane nicht ohne Herzbeben zu lesen: ‚Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?'

Auf meinen späteren Besuchen in Berlin mußte ich sehen, mußte es! daß Mutter es im jungen Haushalt nicht sehr gut hatte. Häwelmanns Frau hatte sicher ihre Reize, aber sie waren mehr fürs Draußen, als fürs Drinnen. Sie war gänzlich unerzogen, aus zerfahrenen Familienverhältnissen, ihr Bildungsstand war notdürftig. Sie saß mit einer eingebildeten Dummheit in Mutters Möbeln, hatte keine Achtung vor ihr und hat ganz gewiß die Kochfrau gegen sie ausgespielt. Im übrigen brauchte sie die überreichliche Pension dringend, die Mutter zahlte, und vielleicht ist dies doch auch mit ein Grund, daß Mutter diesen unseligen Haushalt nicht verlassen wollte.

Häwelmann kümmerte sich nicht um die häuslichen Zustände und saß mehr in den Kaffeestuben, in denen er auch seine Novellchen und Kritiken schrieb, als daß er zu Hause war. Wie seine Frau und seine Mutter miteinander fertig wurden, beschäftigte ihn nicht sehr.

Was tadle ich ihn? Es hat uns alle nicht sehr beschäftigt.

Ja — Mutter ist auch hier schuld. Sie hat uns nie etwas gesagt. Im Gegenteil, wenn ich einmal auf ihrer Schwiegertochter mangelnde Tugenden hinwies, wehrte sie immer nur ab. „Ach laß, Kind, das geht ja alles ganz gut." Sie hat mir nicht die Wahrheit gesagt. Warum?

Erst nach ihrem Tode habe ich es von einer älteren Frau, die in der Anstalt ihre erste Hilfskraft war, gehört, wie sehr sie sich fürchtete, krank zu werden und der Schwiegertochter zur Last zu fallen. Die Frau solle dafür sorgen, daß sie ins Krankenhaus käme.

Fremde Menschen haben uns erzählen müssen, wie heimatlos, wie unendlich einsam unsere Mutter in ihren letzten Lebensjahren war.

Sie hatte alles weggeschenkt, was sie sich mit dem Blutschweiß ihrer Arbeit erworben hatte, saß jetzt wie eine arme Auszugs-

Digitized by Google

frau auf den Resten ihrer Sachen, die wir ihr gelassen hatten. Ich habe ihr manchmal gesagt: „Komm doch zu uns.“ Sie schüttelte dann nur den Kopf. „Ach, Kind, wo denkst du hin! Mir ist hier ja ganz wohl.“ — Wäre sie gekommen, wenn sie in meiner Bitte ein sehnsüchtiges, liebendes Kinderherz hätte klopfen hören?

Liebe, die nicht wachbleiben kann — —

Ich bin dann jedesmal beunruhigt abgereist, habe mit meinem Mann verhandelt. Er wollte es gern, daß Mutter zu uns kam. Aber man konnte nicht von ihm verlangen, daß er dringender war als ich selbst. Und bei mir rauschten immer gleich wieder, kaum daß ich zu Hause war, die Wellen meines eigenen Lebens über mich dahin. Wir hatten ein gar so lebhaftes Haus.

Mutter ist selber schuld. Sie hätte nur ein einziges Wort zu sagen brauchen. Warum — warum — warum hat sie das nicht getan?

Und dieses Warum steht — nicht mehr mit einem Fragezeichen — steht dräuend als feurige Schrift über meinen eigenen, anbrechenden Alterstagen.

* * *

An einem regnerischen Septembertage lag ich krank im Bett, als mir unter den Postsachen ein Brief meiner Schwägerin, Häwelmanns Frau, gebracht wurde. Ich kannte die Handschrift so wenig, daß ich erst beim Öffnen wußte, wer mir da schrieb, und auch dann erst an ein Ehezerwürfnis dachte. Es war aber die Nachricht, daß Mutter seit ein paar Tagen krank liege und „naturgemäß“ Arbeit verursache. Häwelmann weigere sich durchaus, sie nach ihrem eigenen Wunsch ins Krankenhaus zu bringen, und da wende sie, die Schwägerin, sich ohne sein Wissen an mich, ob ich nicht kommen und ihr wenigstens die Pflege abnehmen wolle.

Ich weiß nicht, warum mich gerade das Wort „naturgemäß“ in so jähe Wut brachte. Jedenfalls war das mein erstes Empfinden, ehe die wirkliche Angst kam. Ich sprang auf, die Krankheit fühlte ich nicht mehr. Es hat mir ja sehr oft im Leben der gute Geist der Stunde gefehlt, aber bis an meinen Tod will ich Gott danken, daß er ihn mir in diesem Augenblick sandte. Nicht auszudenken ist es von menschlicher Kraft, daß ich auch dieses Mal, von der Wichtigkeit meines Krankseins erfüllt, die Stunde wieder verpaßt hätte.

Nein — dies grausige Letzte blieb mir und damit auch den Geschwistern erspart. Ich reiste so Hals über Kopf davon, da gerade ein Zug abging, daß ich meinem Mann nur einen flüchtigen Zettel hinterlassen konnte. Ich fuhr eine ganze Nacht, — und in dieser Nacht habe ich beten gelernt.

Als ich in die Wohnung kam, war Häwelmann seines Berufes wegen nicht zu Hause, die Frau auf Einkäufe aus. Eine Nachbarin öffnete.

Mutter lag in ihrem Bett in der fast kahlen Hinterstube. Ihr Haar war schneeweiß geworden, ich sah es wohl jetzt zum erstenmal mit Bewußtsein. Um sie her auf einem wackligen alten Tisch standen alle unsere Kinderbilder.

Bei meinem Eintritt hob sie den Kopf ein klein wenig und da — o, dies Bild verläßt mich in aller Not nie mehr wieder — da lächelte sie mir entgegen, so dankbar, so glücklich, als wäre ihr die letzte, heiße Sehnsucht gestillt. Da riß ich Hut und Mantel von mir und kniete nieder und habe nur immerfort und immerfort schluchzend den süßen Muttersnamen gestammelt.

Sie hob die Hand und strich über mein Haar. Das Sprechen wurde ihr schon schwer, sie sagte nur leise und mühsam: „Grämt euch nicht, es ist ja alles gut.“

Ich saß bei ihr die nächsten Stunden und ließ keinen herein. Das Reden war nicht mehr möglich, sie versank oft in Bewußtlosigkeit. Aber sie hielt immer meine Hand fest. So sah ich das teure Bild uns entgleiten in den großen, dunklen Strom.

Als Häwelmann am Mittag kam, kannte sie ihn nicht mehr. Der leichtherzige Junge war namenlos erschüttert. Nach Ausspruch des Arztes hielt er das Ende noch nicht für so nahe. Die anderen Geschwister trafen nicht mehr rechtzeitig ein.

Mutters Hand, die die meine solange gehalten hatte, löste sich dann leise. Ein paar lächelnde, unverstandene Worte kamen von ihren Lippen. Ihr Geist, der hienieden so schwere Bande hatte tragen müssen, breitete seine Schwingen aus.

Um sie her standen noch immer die Kinderbilder von uns fünf.

Digitized by Google

Prinz Friedrich Franz von Mecklenburg mit seinem Erzieher von Usedom
Gemälde von Georg David Matthieu a. d. J. 1767
(Im Besitz des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin)

Digitized by Google

Digitized by Google

200 Jahre Kleiderkunst. 1700—1900

Von Max von Boehn in Berlin

Selten ist von der Mode soviel die Rede gewesen wie in den letzten beiden Jahren. Alle Zeitungen bringen Artikel, die sich mit ihr beschäftigen, Reden und Vorträge werden gehalten, alle großen und beinahe alle Mittelstädte Deutschlands haben Ausstellungen von Modeartikeln veranstaltet. Die Mode ist wirklich Mode geworden. Das muß im ersten Augenblick überraschen. In einer Zeit, die die schrecklichsten Opfer an Gut und Blut fordert, die die wertvollsten Menschen zu Hunderttausenden hinmordet, erscheint die Beschäftigung mit der Mode geradezu unverständlich. Die meisten verbinden ja mit dem Wort ‚Mode' den Begriff von etwas Überflüssigem, von etwas, das man nicht nur entbehren könnte, sondern auf das man verzichten müßte. In diesem Sinne sind denn auch Stimmen genug laut geworden, die gegen die Mode und mit ihr gegen jede andere Äußerung der Lebensfreude, sagen wir der Lebensbejahung geeifert haben. Manche Behörden haben diesen Eiferern denn auch den Gefallen getan, Mahnungen, ja Verwarnungen gegen jede Äußerung von Stimmungen zu erlassen, die zum Ernst der Stunde nicht zu passen scheinen. Soviel man hört und sieht, hat es nichts genützt: über all das Schreckliche und Traurige hinweg verlangen Leben und Jugend ihr Recht. Ich freilich halte die Mode für etwas Erfreuliches, also höchst Wünschenswertes, ja ich bin mit vielen anderen der Meinung, man müßte sie erfinden, wäre sie nicht schon vorhanden. Da aber der Widerspruch zwischen all dem Furchtbaren der Zeit und der Beschäftigung gerade mit der Mode ohne Zweifel als sehr stark empfunden wird, so wollen wir untersuchen, nicht ob diese Tätigkeit einer Entschuldigung bedarf, sondern wie sie sich erklärt.

Die Philosophen, genauer gesagt die Psychologen sagen, daß der Krieg, der die Männer männlicher, heldischer macht, die Frauen selbstverständlich weiblicher, hingebender machen müsse. Sie würden suchen, sich dem stärkeren Geschlecht weit mehr noch als in lauer Friedenszeit anzupassen, sich notwendig zu machen. Die, bei denen das mütterliche Gefühl das stärkere ist, werden Pflegerinnen und sichern sich auf diese Weise den seelischen Zusammenhang mit dem Helden, dem sie es in ihrer Art an Opfermut und Hingabe gleichtun. Die anderen aber, in denen das Gefallsüchtige überwiegt, werden trachten, die Aufmerksamkeit des Mannes, dem das Heldische einen höheren Wert verleiht, auf ihre Person zu lenken. Da die Persönlichkeit des Weibes deutlich in ihrer äußeren Erscheinung gekennzeichnet wird, so muß gerade in Zeiten, in denen ihre Stellung zum Manne hin sich stärker ausspricht als sonst, auch ihr Bedürfnis nach Putz und Lust und Schmuck stärker zur Geltung kommen. Dieser Faktor hat seinen Antrieb auch früher schon geltend gemacht, seinetwegen allein brauchen Sittenrichter unsere Zeit wahrlich nicht zu verurteilen. Graf Lehndorff, der als Kammerherr der Königin von Preußen mit dem Hofe von Berlin nach Magdeburg geflüchtet war, schreibt im Jahre 1760, einem der übelsten des Siebenjährigen Krieges, in sein Tagebuch: „In den glänzenden Gesellschaften, die fortwährend stattfinden, ist nichts vom Elend des Krieges zu sehen", und fügt hin-

Der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth
Kupferstich von Vogel 1736

Digitized by Google

zu, daß auf dem Jahrmarkt sämtliche Buden mit Damenputz in zwei Tagen ausverkauft waren, trotzdem eigentlich niemand Geld habe. Acht Wochen nach der Schlacht bei Jena, an deren furchtbare Folgen für Preußen und alle seine Bewohner man nicht zu erinnern braucht, schreibt Scharnhorst im Dezember 1806 aus Königsberg von Bällen, die er besucht, und berichtet, daß die Töchter von Superintendenten und Offizieren auf diesen Festen glänzen. Graf Rudolf Apponyi, Attachee der österreichischen Botschaft in Paris, bemerkt 1839 in seinem Journal, der Botschaftsball sei überfüllt gewesen trotz der Straßenkämpfe, die an diesem Abend stattfanden, und man muß wissen, daß diese Kämpfe sehr blutig waren und manchmal die Opfer auf beiden Seiten nach Hunderten zählten.

Der Minister von Arnim
Gemalt von Antoine Pesne 1742. Kupferstich von Schmidt

Ein weiterer Umstand, der zur Beschäftigung mit der Mode gerade in dieser Zeit führen mußte, empfängt seinen Antrieb vom Patriotismus. Die Gesetze der Mode, vorab der Damenmode, um die es sich ja in der Hauptsache handelt, werden von Paris diktiert. Im Kleide einer Nation liegt ihr Wesen. Es ist also nur natürlich, daß die gemeinsame Erhebung gegen den Feind, der uns so schmählich überfiel, plötzlich die Empörung darüber auslöste, daß die deutschen Frauen fortfahren sollten, französische Moden zu tragen. Genau wie im August des Jahres 1914, hatten sich unsere Väter im Jahre 1870, unsere Urgroßväter im Jahre 1813 über den Gedanken erzürnt, daß der verhaßte Franzmann durch seine Moden einen so weitgehenden Einfluß auf das deutsche Leben ausüben dürfe. Die Freiheitskriege hatten im Verfolg dieser Erwägungen, die von Ernst Moritz Arndt, Rudolf Zacharias Becker und anderen Volksmännern mit tiefem Ernst und auch einleuchtenden Gründen vertreten wurden, dazu geführt, die Einführung einer ‚teutschen' Volkstracht, wie man damals sagte, als Notwendigkeit zu erkennen. An anderem Orte haben wir das Wachsen und Erstarken dieser Idee und dann ihr allmähliches Abflauen eingehend geschildert. Hier mag es genügen, festzustellen, daß der Versuch, eine Volkstracht zu schaffen, mißlang, ja mißlingen mußte.

Ebenso ging es 1840 und 1870. Wir tragen eben nicht mehr, wie Jakob von Falke ebenso hübsch wie richtig sagt, das Kleid einer Nation, sondern das der Zivilisation. Ob der Krieg, den England mit seinen schwarzen, weißen und farbigen Vasallen gegen die Zivilisation führt, darin vielleicht eine Änderung herbeiführen wird, stehe dahin, wie unwahrscheinlich es auch immer ist. Jedenfalls mußte der Ruf nach dem Abtun der welschen Mode doch wieder mit Notwendigkeit zur Beschäftigung mit der Mode überhaupt führen. Wenn unsere Frauen aufhören sollten, französischen Gesetzen zu gehorchen,

Digitized by Google

Junger Mann. Zeichnung von Joh. G. Glume (Etwa 1740)

aufhören sollten, nach Paris auf die Orakel der Modegewaltigen zu lauschen, mußte ihnen doch ein Gegengewicht geboten werden. Seit Jahrhunderten hat Paris die Mode bestimmt, das sei bedauerlich oder nicht, die Tatsache steht fest. Wer sollte denn nun an den Platz treten, der gelecrt werden sollte, leer war oder mindestens leer schien? Aus dieser Frage heraus entstand ein dritter Umstand mit einem weiteren Antrieb zur Beschäftigung mit der Mode und den Fragen, die im Zusammenhang mit ihr stehen. Wir selbst wollen die Mode machen, hieß es, und als man sich recht umsah, bemerkte man mit Erstaunen, daß wir ja schon immer einen viel größeren Anteil an der Mode gehabt hatten, als es die Allgemeinheit wenigstens ahnte. Die Pariser Mode wäre in ihrer Erfindung ohne die Mittel, die ihr die deutsche Industrie in Stoffen, Bändern, Besätzen, Spitzen usw. zur Verfügung stellte, sehr beschränkt gewesen. Sie hätte ohne die Anregung, die sie dauernd durch sie empfing, überhaupt nichts schaffen können. Das, was der deutsche Fachmann nun in Paris erhielt, sei es die Richtung der Ideen, die große Linie oder was immer, hat er in eigener selbständiger Arbeit weiter entwickelt und ausgestaltet. So zwar, daß der größte Teil Frankreichs Kleider trug, die aus deutschen, vorzugsweise Berliner Konfektionshäusern stammten. Zahlen werden das verdeutlichen. Im Jahre 1913 haben wir für 4 Millionen Mark aus Frankreich, für 9 Millionen Mark aus dem sonstigen Ausland an Gegenständen der Bekleidungsindustrie eingeführt. Ausgeführt aber im gleichen Jahre für 90 Millionen. Der Gesamtumschlag der Sammet- und Seidenindustrie Krefelds belief sich 1913 auf 96½ Millionen. An Rohseide verarbeitete Deutschland in demselben Zeitraum für 250 Millionen Mark. Diejenigen, die immer von den Millionenverlusten fabeln, die durch die Befolgung der Pariser Mode Deutschland auferlegt würden, sind also ganz im Unrecht und hörten wohl läuten, wie man sagt, aber nicht zusammenschlagen. Wenn diese Tatsache nicht früher zur Geltung kam, so bleibe dahingestellt, ob Käufer oder Verkäufer größere Schuld daran haben. Solange das gleiche Modell als „Pariser" die Käuferin besticht, als „Berliner" sie kalt läßt, wer würde da — (‚leider'! Die Schriftleitung) — dem Händler verargen, wenn er seiner guten deutschen Ware das fremde Etikett anheftet. „Ich verkaufe auch den billigsten Stoff als englisch," sagte uns einmal ein Verkäufer. „Wenn die Leute so dumm sind, es zu glauben, was kann ich dafür." Auch das ist überall so. Schreiber dieses kaufte vor vielen Jahren in Pau in Südfrankreich leinene Wäsche. Als er zauderte, den hohen Preis zu zahlen, den der Kaufmann forderte, rief

Der mecklenburgische Hofmarschall Baron Rohrscheidt Stich nach dem Gemälde von Joh. E. Wilck

Digitized by Google

dieser ganz empört: „Aber, mein Herr, das ist die beste schlesische Leinewand."

Indem man sich anschickte, unseren deutschen Modegeschäften zu der Anerkennung zu verhelfen, die ihr gebührt, ging man mit echt deutscher Gründlichkeit zu Werke. Unsere im Kriege so oft und mit Recht gerühmte Organisationsgabe machte sich auch hier geltend. Ganz regelrecht sind Vereine und Genossenschaften an die Erörterung der vorliegenden Fragen gegangen, wobei sich denn als dringendste Forderung die herausstellte, die handwerkstechnische Vorbildung der Jugend, die sich dem Schneiderberufe widmet, auf eine breitere Grundlage zu stellen. Professor Bosselt in Magdeburg verlangte vor allem höhere Fachschulen für Frauenkleidung. Wie notwendig das ist, weiß jede Dame, die nicht in der Lage ist, eine erste Schneiderin zur Verfügung zu haben. Wie viele der landauf, landab tätigen Feen können z. B. richtig Maß nehmen? Wie viele sind imstande, diese Maße dann auf einen bestimmten Schnitt richtig zu übertragen? Die meisten verlangen, daß die Dame sich ihrem Schnitte anbequemt, weil sie nicht gelernt haben, jene Berechnungen anzustellen. Überall in Deutschland regt es sich in der Bekleidungsindustrie, und es ist sehr wohl möglich, wie Peter Jessen ausgeführt hat, daß wir, die wir es in zwanzig Jahren zu einem eigenen Kunstgewerbestil gebracht haben, auch durch gemeinsame Arbeit und gemeinsamen, auf ein Ziel gerichteten Willen zu einer deutschen Mode (nicht Tracht) gelangen. Als Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen soll in der Reichshauptstadt ein Modemuseum errichtet werden, das als eine Bildungs- und Arbeitsstätte für alle Zweige und Fragen der Bekleidungsindustrie gedacht ist. An die Spitze des Vereins, der sich zu diesem Zwecke gebildet hat, ist Peter Jessen getreten, dessen Name allein schon die Bürgschaft für den Erfolg in sich zu tragen scheint. Wenn unser Kunstgewerbe seit einem Menschenalter einen Aufschwung genommen hat, mit dem es das in der Überlieferung versumpfte Frankreich überflügelte, so verdankt es das zum guten und großen Teil der Förderung und Anregung, die es dauernd von diesem unermüdlichen Manne empfing. Das Modemuseum plant auch eine Sammlung alter Kostüme, die ja noch reichlich allerorten vorhanden sind. Könnte man z. B. alles an einem Orte vereinen, was die Museen in München, Nürnberg, Dresden, Braunschweig, Lübeck, Hannover, die fürstlichen Familiensammlungen in Herrenhausen, Monbijou und anderswo besitzen, wir hätten eine Sammlung, die in der Welt ihresgleichen nicht fände. Das wird wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Die Ausstellung, die der Verein in diesem Winter im Ermeler-Haus veranstaltet, wird indessen schon einen Begriff davon geben, wie wünschenswert und förderlich eine solche Sammlung sein würde. Neben dem reichen Besitz an Modekupfern, wie ihn die Lipperheide-Sammlung aufweist, wird man als Gegenstück zu dem Schneiderideal der Vergangenheit die Wirklichkeit der ausgeführten Stücke zum Vergleich haben und außer einer Fülle von Anregungen allerart, die sich von selbst darbieten werden, Handwerk und Technik der alten Zeit gründlich kennen lernen.

Französisches Spottbild auf die hohen Frisuren. Paris 1772

Betrachtet man die beiden Jahrhunderte, die die Ausstellung in ihren Rahmen gezogen hat, so wird vor allem das achtzehnte Jahrhundert durch den Hochstand von Kunst und Geschmack fesseln, den es in der Bekleidungskunst zur Geltung gebracht hat.

Digitized by Google

König Anton von Sachsen mit seiner ersten Gemahlin Charlotte. Pastellgemälde von Joh. Heinr. Schmidt
(Im Besitz des Königlichen Hauses)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Anzug beider Geschlechter erreichte in der Zusammensetzung und Verwendung der Stoffe, der Wahl der Farben, eine Vollendung, wie sie in ähnlicher Verfeinerung nur noch das Kunstgewerbe der gleichen Zeit aufzuweisen hat. Wie hier wird auch dort das köstlichste Material in der reizvollsten Form verarbeitet. Noch wetteifern Herr und Dame in der Pracht ihrer Ausstattung. Der männliche Anzug, der schon unter Ludwig XIV. sehr reich gewesen war, wird noch verschwenderischer. Der geschlossene Rock öffnet sich nun über der Weste, das Beinkleid schließt unmittelbar unter dem Knie. Dieser Anzug, wie ihn in einem reichen Typus das Bild des Grafen Arnim (S. 538) zeigt, war außerordentlich farbig. In der Garderobe des preußischen Ministers Freiherrn von Bülow befanden sich 1734 außer anderem ein Purpurkleid mit Silber bestickt und taffetene Weste dazu; ein kaffeebraunes Kleid mit goldenen Troddeln; ein olivefarbenes Kleid ganz mit Silber bestickt. Für die Bestickung eines seiner Kleider mit Silber (man nannte damals auch den Herrenanzug „Kleid") hatte Herr von Bülow 180 Taler gegeben, für eine einzelne Prachtweste 70 Taler, und das war verhältnismäßig billig. In einer Rechnung, die der Schneider Langner 1740 Friedrich dem Großen überreichte, erscheint der Macherlohn eines Rockes mit 10 Talern, der Stoff mit 20 Talern, der Besatz mit silbernen Marlytressen dagegen mit 85 Talern. Der Silbersticker Jean Pally berechnete dem König für die in Silber ausgeführte Stickerei eines blauen Rockes und ebensolcher Weste 1000 Taler, wo man, um zum heutigen Geldwert dieser Summe zu gelangen, mit fünf multiplizieren muß. Friedrich II., der als junger Mann auf einen prächtigen Anzug Wert legte und in der Farbe desselben blau und silber anscheinend ebenso bevorzugte, wie bei dem Bezug seines Mobiliars, ließ, um immer schöne Stickereien zu erhalten, Künstler von weither kommen. So finden wir in seinen Diensten einen böhmischen Sticker, Heynitschek, und später Joseph Genelli aus Kopenhagen, den Großvater des berühmten Bonaventura Genelli. Freilich hat der Monarch auf diesen Luxus für seine Person bald verzichtet, und als er starb, fanden sich in seinem Nachlaß nur fünf Uniformen, acht Westen, vier Hosen und sechzehn geflickte schlechte Hemden.

Die Verschwendung in Farbe und Stickereien nahm noch zu, so daß Melchior Grimm im April 1760 aus Paris schreibt: „Die Pracht der Anzüge bei der Hochzeit des Herzogs von Chartres war bis zum Exzeß übertrieben. Wohin soll dieser Überschwang des Luxus noch führen? Vor fünfzehn Jahren erfand man für den Männeranzug Stoffe von drei Farben und glaubte, eine so frivole Mode könne nicht von Dauer sein. Seitdem aber hat man das Geheimnis ergründet, für eine ganze Palette von Farben aller möglichen Schattierungen auf dem Rücken eines Mannes Platz zu finden. Heute ist man schon soweit, die Gold- und Silberstickereien ebenso abzutönen und mit Pailletten zu vermischen. Wäre ich König von Frankreich, so würde ich für meine Person diese gotischen Moden ablegen, die aus einem bekleideten Franzosen das unwürdigste, unbedeutendste und lächerlichste Geschöpf machen, das jemals auf zwei Beinen ging." Soviel Einsicht von einem Ludwig XV. erwarten, hieß wahrlich Trauben vom Dornenstrauch ernten wollen. Ein anderer König hatte schon längst darin ein gutes Beispiel von Sparsamkeit und Einfachheit gegeben. Friedrich Wilhelm I., der selbst stets Uniform trug, machte sich das Vergnügen, die verachteten Prosossen seiner Garde nach der neuesten Pariser Mode in grüne Röcke und gelbe Westen mit Tressen zu stecken, um diesen Anzug der Lächerlichkeit preiszugeben. Der König bevorzugte die Uniform nicht nur an sich selbst, sondern auch an seiner Umgebung. Am Orte, der den feinen Ton angab, in Versailles, fand er freilich keine Nachahmung. Der Herzog von Luynes bemerkt, der König habe 1752 den Marquis de Rochefort in seinen

Rechnungsrat Schadow
Gezeichnet von seinem Bruder Gottfried Schadow

Digitized by Google

Wagen einsteigen lassen, trotzdem derselbe in Uniform gewesen sei, das sei unerhört. „Im Jahre 1764," erzählt Graf Valentin Esterhazy in seinen Erinnerungen, „erschien der Dauphin zum größten Erstaunen des ganzen Hofes in der Uniform seines Regimentes und trat dadurch dem Gebrauch der Prinzen, nie Uniform anzulegen, entgegen. Seit der Zeit hat man es aber manchmal gesehen." Später folgte Kaiser Joseph II. dem Beispiel der preußischen Könige.

Indessen wurde die größere Einfachheit auch für die oberen Klassen zu gebieterischer Notwendigkeit. Die Männerwelt hätte sich einfach ihren Kleidern zuliebe zugrunde gerichtet. Der Geheimrat von Bose in Dresden ließ sich 1699 in Leipzig „ein hübsch modestes" Kleid machen und erhielt, nachdem der Schneider „sich auf die Modestie beflissen", eine Rechnung über einen Tuchanzug, die sich auf 328 Taler 14 Groschen 6 Pfennig belief. Davon entfielen 120 Taler auf die Silberstickerei und 117 Taler auf neun Ellen silbermit goldbroschiertem besonders reichen Brokat. Wenn ein Anzug, der heute etwa 5000 Mark kosten würde, für bescheiden galt, so mußte die Grenze, über die es nicht hinaus ging, nahe sein. Der Umschwung kam aus England, und insofern hatte die damalige Anglomanie bei Franzosen und Deutschen ihr Gutes. Das einfache Kleid des englischen Landbesitzers wird Mode und auf dem Festland mit Vergnügen angenommen. Als der preußische Gesandte von Cocceji 1760 aus England zurückkam, da kaufte ihm die Prinzessin von Preußen den schwarzen Tuchrock

Junger Mann im Überrock 1781

Französischer Herzog im Hofkleid 1781

ab, den er sich hatte in London machen lassen, und spielte ihn in einer Lotterie unter den Herren des Hofes aus. Graf Lehndorff bedauert sehr, ihn nicht gewonnen zu haben. Der englische Anzug war im Stoff und Schnitt einfach, verzichtete auf Stickerei und Besatz, er war bequem, wetterfest und billig. In Deutschland ist er durch Goethe verewigt worden, so war ja Werther gekleidet. „Es hat schwer gehalten," läßt Goethe seinen Helden schreiben, „bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotte zum erstenmal tanzte, abzulegen. Auch habe ich mir einen machen lassen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleid dazu." Wenn er dann in seinem Abschiedsbriefe sagt: „In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein," so war das für das empfindsame Geschlecht von damals Grund genug, um ebenso gekleidet sein zu wollen. Lange Zeit geht gleichlaufend mit diesem Anzug, den die Jugend bevorzugte, noch der reichere nach französischem Muster, den das ältere Geschlecht für allein schicklich hielt. Eine Seltsamkeit, daß das Alter farbig und geputzt, die Jugend einfach und schlicht gehen wollte. Auch die französische Mode war aber in dieser Zeit anspruchsloser geworden. Aus dem weiten Schoßrock war der enge Frack, aus der ebenso weiten und langen Weste das kurze Gilet geworden. Die Stoffe blieben Sammet und Seide, die Stickereien wurden schmäler und beschränkten sich oft nur auf die Weste. So sieht der Hofmarschall Baron Rohrscheidt (Abb. a. S. 539) aus.

Digitized by Google

Das ganze Jahrhundert hindurch haben die Moden der beiden Geschlechter außerordentlich viele Berührungspunkte. Der Schoßrock der Herren stand von den Hüften so weit ab wie der Reifrock der Damen, so daß die Kleidung zum Verkleiden förmlich herausforderte. An allen Höfen ist dies Gesellschaftsspiel im Schwange. Kaiserin Elisabeth von Rußland, eitel auf ihre wohlgeformten Beine, liebte sich als Mann anzuziehen und veranstaltete, wie Katharina II. in ihren Memoiren erzählt, häufig Bälle, zu denen die Damen als Herren, die Herren als Damen gekleidet erscheinen mußten. Ganz dasselbe berichtet Graf Lehndorff aus Berliner Hofkreisen. Die Ähnlichkeit erstreckte sich auch auf die Frisur. Als die Damen die hohen Lockengebäude der Fontange trugen, krönte die gewaltige Allongenperücke das Haupt der Herren. Sie war schwer, heiß und außerordentlich kostspielig. Bergholz erzählt in seinen Erinnerungen von dem russischen Großkanzler Golowkine, der 1721 den Herzog von Holstein in einem Zimmer empfing, daß dessen Hauptschmuck eine riesige blonde Perücke war. Der Kanzler war zu geizig, dieses kostbare Stück zu tragen. Als die Frisur der Damen niedriger wurde, folgten auch die Herren; um ihre Locken wieder ansteigen zu lassen, als die Damen damit vorangingen. 1764 beschrieb die Encyclopédie perruquière schon 115 verschiedene Sorten von Perücken. Die Karikatur bemächtigte sich natürlich eines Gegenstandes, der so dazu herausforderte. Das Blatt, welches wir (a. S. 540) abbilden, stammt aus dem Jahre 1772. Grimm berichtet aus Paris, daß ein Kaffeehausbesitzer in diesem Jahre sein Orchester täglich nach dem Muster solcher Spottbilder frisieren ließ. Die englischen Perückenmacher richteten 1762 eine Eingabe an den König, er möge befehlen, daß alle Männer Perücken tragen sollten, sonst könnte ihr Gewerbe nicht bestehen. Sie hatten wohl den Umschwung gewittert, der mehr und mehr dazu führte, eigenes Haar zu tragen, statt der Perücke, und dieses Haar kurz zu schneiden, statt es zu frisieren und zu pudern. Hatte das Beispiel König Friedrich Wilhelms I. nicht vermocht, die Uniform weiteren Kreisen annehmbar zu machen, so war er auf einem anderen Gebiet der Mode glücklicher. Er hat den Zopf volkstümlich gemacht. Mag dieser auch wahrscheinlich aus der Vorliebe der Rokokozeit für China stammen, so ging er doch, man möchte fast sagen in Fleisch und Blut der Gesellschaft erst über, als das Militär erwies, wie bequem er war. Er hat denn auch das ganze Jahrhundert beherrscht und einem langen Abschnitt desselben seinen Namen gegeben. Die männliche Jugend, die im letzten Viertel des Jahrhunderts sich den Zopf abschnitt, hatte, wie Jean Paul, heftige Kämpfe deswegen mit ihrer Umgebung zu führen. In Österreich galten die jungen Männer mit Schwedenköpfen, wie Karoline Pichler sie nennt, für Jakobiner. In Neapel ließ der König nach Stendhals Bericht einmal das Theater umstellen und steckte die jungen Herren, die eigenes Haar ohne Zopf und Puder trugen, zwangsweise unter die Soldaten. In Rußland wagten sie unter Paul I. die Knute oder Sibirien.

An Pracht und Ausschreitung blieben die Damen nicht hinter den Herren zurück. Das kleine Modebild von Picart aus dem Jahre 1706 zeigt schon den beginnenden Reifrock, der fast das ganze Jahrhundert hindurch den Umriß der weiblichen Gestalt bestimmt hat. Er wuchs bald zu gewaltigem

Vornehme Dame 1706. Stich von Picart

Umfang an, der sich aber nicht in die Runde erstreckte, sondern, vorn und hinten flach, die Trägerin zu beiden Seiten weit überragte. Durch diese Ausbreitung bot er Gelegenheit zur Schaustellung schöner Stoffe, die wirkungsvoll zur Geltung kamen und, unterstützt durch Stickereien und Besatz, eine große Robe zu einem sehr kostspieligen Gegenstand machten. Das Schleppkleid aus Taffet mit eingewebten Jonquillen, das Frau von Bülow, geb. von Arnim, 1734 40 Reichstaler kostete, war, trotzdem es heute den Preis von 600 Mark übersteigen würde, sicher eines der einfachsten in seiner Art. Der venezianische Gesandte berichtete über eine Hochzeit am französischen Hofe an die Signorie: die einfachsten Kleider würden auf 12000, die reich-

Digitized by Google

sten auf 30000 und mehr Francs geschätzt (für heutigen Geldwert etwa mit fünf zu multiplizieren). Gräfin Stroganow wurde 1763 in Berlin der Königin vorgestellt in einem Kleide von Goldbrokat, besetzt mit Silberspitzen und garniert mit Juwelen, für 200000 Rubel, „wie eine Sonnengöttin", setzt Graf Lehndorff bewundernd hinzu. Die Garderobe der Frau von Bühren, der Gattin des Günstlings der Kaiserin Anna, wurde auf 500000 Rubel geschätzt. Die letzte Romanow, die auf dem russischen Throne saß, Kaiserin Elisabeth, trieb einen wahnwitzigen Luxus in ihrer Kleidung. Nach ihrer Thronbesteigung legte sie niemals zweimal das gleiche Kleid an, trotzdem sie dieselben auf Bällen oft dreimal in einer Nacht wechselte. Als sie starb, fanden sich in ihrem Nachlaß 15000 Kleider und für 100 noch nicht zugeschnittene die Stoffe. Sie zog helle Farben mit Silber- oder Goldblumen damasziert allen anderen vor. Die andere der Gegnerinnen Friedrichs des Großen, Maria Theresia, liebte als schöne und stattliche Frau die Reize einer geschmackvollen Toilette zwar auch sehr, aber sie hielt die Auslagen für dieselben innerhalb verständiger Grenzen. Fürst Joseph Khevenhüller hat in sein Tagebuch vermerkt, daß er die hohe Frau am schönsten in einer Robe von Silberbrokat fand, dazu ein Leibchen von blauer Seide, alles wie übergossen mit Diamanten.

Von dem weiten Reifrock setzte der Oberkörper mit einer Wespentaille ab. Das Korsett mit Eisenstäben muß in jener Zeit ein Marterinstrument gewesen sein. Man ließ die kleinen Mädchen oft schon darin schlafen, wie Prinzessin Wilhelmine von Preußen, die spätere Erbstatthalterin von Holland, von sich selbst erzählt. Eitele Damen, berichtet Gräfin Elise Bernstorff, begannen sich morgens zu schnüren und fuhren damit von Viertelstunde zu Viertelstunde fort. Dann war es eben möglich, eine Taille zu erzielen, wie Gräfin Franziska Krasinska voll Stolz von der ihren feststellt, eine solche, die den Umfang einer halben Elle (30 cm!?) nicht überschritt. Der breite Reifrock führte große Unbequemlichkeiten mit sich. Die Damen konnten nur seitwärts durch die Türen. Wenn die Herzogin Anna Amalia in Weimar spazieren fuhr, erinnerte sich Freiherr von Lyncker noch lange nachher, ragte ihr Reifrock zu beiden Seiten weit aus den Fenstern ihres Wagens heraus. Nun legte man ihn zwar nicht ab (wann hätten Unbequemlichkeit oder Lächerlichkeit jemals eine Mode umgebracht?), aber man gab ihm eine andere, mehr runde und kleinere Form, in Wien, nach Karoline Pichlers Zeugnis, „Hanserl" genannt. Diese beiden Hauptformen bestanden nebeneinander fort. Die eine zum großen Putz, die andere zum bequemen Anzug. Auf den reizenden Wiener Ansichten von Janscha und Schütz erkennt man in der Staffage, die diese Blätter so wundernett macht, wie der große breite und der kleine runde Reifrock gleicherweise beim Spaziergang getragen wurden. Der eine mit langer Robe und kleiner, zum Anknöpfen eingerichteter Schleppe, der andere mit einem völlig fußfreiem Kleid.

Kaiserin Maria Theresia. Gemälde von Martin van Meytens

Digitized by Google

Bildnis aus der Zeit Ludwigs XV. Gemälde von François Boucher

Digitized by Google

Digitized by Google

Ballkleid. 1780

Englischer Hut. 1779

Hofrobe für den Aufenthalt in Fontainebleau. 1783

Promenadenkleid. 1788

Digitized by Google

Neben der großen steifen Robe hatte man das ganze Jahrhundert durch ein Kleid getragen, bei dem Taille und Rock aus einem Stück geschnitten war. In diesem leichten, sogenannten Négligé, hat Watteau mit Vorliebe seine Damen dargestellt. Liselotte, die brave Pfälzerin am französischen Hof, fand, es ließe „kammermägdisch" und sei einer vornehmen Dame nicht würdig. Dieses Kleid, Adrienne, Kontusche, Sack genannt, das immer wieder in der Mode auftaucht — unsere Mütter nannten es in ihren Tagen Prinzeßkleid — kam kurz vor der Revolution sehr in

Dresdnerin 1806. Zeichnung von S. Gränicher

Aufnahme als „Lévite". Es galt für etwas Nachlässiges, und es erregte großen Anstoß, daß Marie Antoinette sich en lévite von der Vigée Le Brun malen und dies Bild im Salon von 1783 hatte ausstellen lassen. Das Publikum gab so starke Zeichen des Mißfallens, daß man das Gemälde entfernte und dafür ein anderes Bildnis der Königin ausstellte, auf dem sie in Hoftracht dargestellt war, „der Würde des Thrones angemessen", wie Grimm urteilt. Hatten die Frisuren der Damen zu Beginn des Jahrhunderts eine Höhe erreicht, die Montesquieu schon damals zu dem Ausspruch veranlaßte, das Gesicht einer Dame läge in der Mitte ihrer Figur, so hätte man diese Übertreibung mit weit mehr Recht auf die Frisuren anwenden dürfen, die in den 70er und 80er Jahren Mode wurden. Sie waren jahrzehntelang ganz niedrig gewesen, begannen aber in den 60er Jahren zu steigen, und bildeten dann viele Jahre den wesentlichsten Teil der Toilette. Die Mode hat sich damals in der Erfindung von Koiffüren, die in das Haar gearbeitet wurden, dann in der von Hüten geradezu erschöpft. Sie gaben dem Kopf der Damen eine Höhe und einen Umfang, die heute unglaublich scheint. Man muß die Frau bewundern, die auch aus ihnen einen Vorteil für ihre Erscheinung zu ziehen wußte. Als die Baronin Oberkirch, geb. Gräfin Waldner, 1782 in Versailles zu Hofe geht, wird eine Flasche Wasser in ihr Haar friesiert, um die Blumen, die sie darin trägt, frisch zu halten. Die Großfürstin Paul von Rußland, eine württembergische Prinzeß, trug bei derselben Gelegenheit Rosen im Haar, über denen ein Vogel von Edelsteinen schwebt, der bei jeder Bewegung mit den Flügeln schlug.

In diesem Anzug, dem Reifrock mit der Lévite und hohen Frisur, traf die Revolution die Frau an. Sie nahm ihr von diesen Reifrock und Frisur und ließ ihr das aus einem Stück geschnittene Kleid, das aus der Lévite zur Chemise wurde. Ohne Reifrock, am liebsten ohne Unterkleider überhaupt getragen, zeichnete es die Formen, die bisher ganz verhüllt gewesen waren, und förderte die Enthüllung noch durch den tiefen Ausschnitt. Man glaubte in diesem Anzug antik klassisch zu sein. „Die Mode war die sogenannte griechische Kleidung," schreibt Fr. A. L. von der Marwitz in seinen Denkwürdigkeiten, „die Frauenzimmer hatten nur ein Hemd und möglichst dünnes Kleid an, in welchem alle ihre Formen sichtbar waren." Daß es dabei nicht ohne Übertreibungen abging, versteht sich von selbst. Man wird aber durchaus nicht glauben dürfen, daß die Damen etwa so herumgegangen wären, wie das Bild Tischbeins die anmutige Gräfin Therese Fries, eine geborene Prinzessin Hohenlohe, zeigt. Da begegnet sich vielmehr die Phantasie des Künstlers mit dem Ideal des Schneiders und läßt uns ahnen, wie man wohl gern ausgesehen hätte. Die Bilder aber, die, wie Gränichers schöne Dresdnerin, zeigen, was man wirklich trug, beweisen, daß man diese Mode auch in durchaus dezenter Weise handhaben konnte. Wenn Gräfin Lulu Thürheim von der Prinzessin Katharina Bagration nur als dem „schönen nackten Engel" spricht, oder die Baronin Dumontet der Lady Castlereagh nachsagt, „sie dekolletierte sich bis zum Magen", so wird man zur Steuer der Wahrheit wohl beträchtliche Abzüge machen dürfen, um so mehr, wenn man weiß, daß diese älteren Zeitgenossen schon bloße Arme als den Gipfel der Schamlosigkeit betrachteten. Sicher war die Mode der

Digitized by Google

Alte und neue Mode. Zeichnung von Friedr. Bolt 1814. Original in der Nationalgalerie zu Berlin

älteren Generation höchst anstößig, und es ist nur natürlich, daß die Damen, die sich in hoher Stellung befanden und dieser Mode folgten, wie die Königin Luise von Preußen, mitunter hart beurteilt wurden. „Sie liebte den Putz mehr als nötig war, sie konnte dem König nie modisch und elegant genug gekleidet sein", bemerkt von der Marwitz, und Gräfin Tina Brühl schreibt an den Grafen Moritz unter dem 10. März 1799: „Ich begreife nicht, daß dieser liebe König seiner koketten Frau erlauben kann, sich so anzuziehen wie sie es tut. Das ist nicht mehr der elegante Anzug eines vornehmen Hofes, sondern der einer sehr hübschen Schauspielerin, nach Möglichkeit ausgeschnitten und koiffiert, wie es nur einer so reizenden Person stehen kann, wie es die Königin ist." Das will doch recht hart erscheinen gegenüber einer jungen schönen Frau, deren Mann den Putz liebt. Vielleicht rührt dieses strenge Urteil daher, daß sich damals die alte und die junge Generation nicht nur mit geringem Verständnis gegenüberstanden, was sie schließlich immer tun, sondern daß sie sich auch ganz anders zu kleiden pflegten. Das Alter nach einer längst vergangenen, die Jugend nach der gegenwärtigen Mode. Das amüsante Bildchen von Friedrich Bolt ist durchaus nicht nur als Spott aufzufassen, Kontraste, wie sie hier dargestellt sind, begegneten sich damals alle Tage. Aus Paris hört man 1806,

Wiener Mode. Zeichnung von Fr. Stöber 1838

Digitized by Google

daß man die Moden der letzten fünfzig Jahre durcheinander tragen sehe. Kaiserin Maria Luise, die mit ihrem Gatten 1812 ihre Eltern in Prag besuchte, schrieb an Frau von Luçay: Die Toiletten der deutschen Damen seien zu lächerlich. Von ihr selbst aber sagt Baronin Dumontet, eine in Wien erzogene und lange dort verheiratete Dame, die Kaiserin habe ausgesehen wie eine Theaterprinzessin auf Reisen. Graf Clary-Aldringen urteilte bei seinem Aufenthalte in Paris 1810, die Damen seien schlecht angezogen und sähen aus, wie Nürnberger Puppen, sogar die gefeierte Schönheit von Pauline Borghese fand nur wenig Gnade vor seinen Augen. Sie sei so arg klein und zu verdreht kostümiert. Graf Wilhelm Schwerin schreibt aus London 1814 an seine Frau, bei dem Besuche Friedrich Wilhelms III. bei der alten Königin sei der ganze Hof in höchster Gala erschienen, der Anblick aber sei geradezu zum Lachen gewesen, „da man den Schnitt der Roben in England beibehalten hat wie er in frühesten Zeiten war." Als die Herzogin von Angoulême, Ludwigs XVI. unglückliche Tochter, nach langen Jahren des Exils 1814 in Frankreich landete, entsetzten sich, wie Gräfin Boigne erzählt, die Damen, die ihr bis Compiègne entgegengereist waren, vor ihrer abenteuerlichen Kleidung. Die Französinnen waren noch entsetzter, als sie hörten, die Herzogin beabsichtige, den alten Reifrock wieder bei Hofe einzuführen. Nur mit großer Mühe gelang es, die Fürstin von diesem Gedanken wieder abzubringen und sie zu bewegen, sich nach Pariser, nicht nach Londoner Mode zu kleiden. Die Engländerinnen, die nach dem Sturze Napoleons das Festland überschwemmten, müssen einen überaus fremdartigen Eindruck hervorgebracht haben. „Die englischen Damen zeichnen sich hier durch ihre lächerlichen Toiletten aus," schreibt Baronin Dumontet aus Wien 1814—15, und dasselbe berichtet Gräfin Wrbna aus Rom 1818. „Sie war in der komischen Art der Engländerinnen angezogen," schreibt Graf Rudolf Apponyi von Miß Canning, der er 1826 in Paris begegnete. Auch die Männerwelt folgte der neuen Mode nicht so rasch. Graf Clary schreibt seiner Mutter am 11. Mai 1810 aus Paris: er habe sich nun doch nach langem Kampf entschlossen, sich nach der Mode zu kleiden, und sie könne ihn nun alle Tage in einem Frack in der Farbe zwischen grün und gelb, Beinkleidern bis zur Wade und

Maskenkostüm
Modebild von Paul Gavarni. 1834

Modebild von Paul Gavarni. 1834

Digitized by Google

Bildnis der Gräfin Therese Fries. Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein

Digitized by Google

Digitized by Google

hohen Stiefeln sehen. Stägemann zählte auf einem Diner, das Fürst Hardenberg während des Wiener Kongresses gab, noch neun gepuderte Köpfe, zu denen er selbst, dann Metternich, Talleyrand, Humboldt und andere gehörten, und vier ungepuderte. Bettina, Wilhelm von Kügelgen und andere berichten uns, wie weit in das letzte Jahrhundert hinein einzelne alte Leute noch an Puder und Zopf festhielten.

In Deutschland und zumal in dem von den Franzosen gründlichst ausgesaugten und auch verwüsteten Preußen, waren die Zeiten nicht dazu angetan, um einer großen Toilettenverschwendung zu frönen. Als Gräfin Elise Bernstorff noch als Komtesse Dernath ihre erste Reise nach Dresden macht, um in die große Welt eingeführt zu werden, fertigt ihr die Erzieherin aus einer Fenstergardine von Musselin ein Gesellschaftskleid, das sie über einem Rock von rosa Kattun trägt. Die Königin der Niederlande, eine preußische Prinzessin besaß nur zwei weiße Morgenkleider, von denen eines immer in der Wäsche war. Hedwig von Bismarck erinnerte sich noch in hohem Alter an das Staatskleid ihrer Mutter. Es war von rotem Kattun mit gelbseidener Litze besetzt. Frau von Rochow erzählt in ihren Erinnerungen, daß auch Prinzessinnen und Hofdamen Sommer und Winter nichts anderes trugen als Kleider von Perkal. Besaßen sie aber noch ein seidenes, so wurde es für besondere Gelegenheit aufgespart. Größerer Luxus in der Toilette entfaltete sich in Berlin erst, seit Friedrich Wilhelm III. die Gräfin Auguste Harrach geheiratet und zur Fürstin Liegnitz erhoben hatte. Er liebte an ihr wie an seiner ersten Frau Putz und Eleganz und ließ ihr, wie Karoline Bauer wissen will, durch Vermittelung der Tänzerin Lemière Toiletten und Hüte aus Paris kommen.

Sommerkleid 1859. Zeichnung von Compte Calix

Einen Putzartikel hinterließ das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten, der sich noch Jahrzehnte hindurch behauptete, den Kaschmir-Schal. Die Engländer hatten ihn aus Indien gebracht, und dieses herrliche Erzeugnis der Tibetziege war während der „nackten Mode" rasch zu größter Beliebtheit gelangt. Es wurden unglaubliche Preise für schöne Stücke bezahlt, zumal in den Jahren der Kontinentalsperre, und Napoléon konnte seiner jungen österreichischen Gattin nichts schenken, das kostbarer gewesen wäre, als die Zimmereinrichtung ihres Boudoirs in Compiègne, das ganz mit echten Schals geschmückt war. Königin Luise von Preußen hatte vor dem Karneval von 1804 geäußert, sie werde mit ihrer neuen kostbaren Robe alle anderen Damen in den Schatten stellen. Da ließ Gräfin Golowkine sich ein Kleid aus dem köstlichsten Kaschmir-Schal machen, den sie bekommen konnte und überstrahlte damit die Königin, die ihr diese Taktlosigkeit nicht verzieh. Einen echten Schal zu besitzen, war viele, viele Jahre hindurch der Ehrgeiz jeder

Digitized by Google

Dame. Kostete doch schon ein unechter ganz bedeutende Summen. Viktor Hugo wollte 1821 für sein erstes Honorar seiner Adele einen Schal kaufen, aber da er nur über 700 Francs verfügte, bekam er bloß einen aus der Fabrik von Ternaux. In der Mitte des Jahrhunderts veranschlagte man bei der Berechnung der Ausstattung einer jungen Französin des Mittelstandes den unentbehrlichen Cachemire auf 875 Taler. Solche von 1500 Taler und mehr fegten, wie Rebekka Dirichlet ihrer Schwester Fanny Hensel aus Franzensbad schreibt, schon bei der Morgenpromenade den Kies. Adele Schopenhauer hatte in Fulda nichts bemerkenswert gefunden als den Umstand, daß man dort keinen echten Schal zu sehen bekäme.

Im allgemeinen hat die Mode im neunzehnten Jahrhundert eine andere Richtung eingeschlagen als die war, die sie im achtzehnten verfolgte. Damals legte sie Wert auf Pracht, jetzt auf ‚Schick'. Das zeigt sich am auffallendsten an der Herrenmode. Schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts ist der Mann mit dem langen Pantalon, dem kurzen Gilet und dem Rock ausgestattet, wie er sie im großen Ganzen nach hundert Jahren auch noch trägt.

Alle Versuche, dem männlichen Anzug etwas von der früheren Farbenpracht und der Koketterie des Schnittes zu erhalten, scheiterten. Als Napoleon von Elba zurückkehrte und die berühmte Versammlung auf dem Maifelde in Paris abhielt, waren alle Mitglieder der an der Feierlichkeit beteiligten Höfe und Behörden in ein Festkostüm gesteckt worden. „Es sollte an die Zeiten Karls des Großen erinnern," schreibt Chateaubriand, „und man dachte doch nur an Boildieus Oper ‚Johann von Paris'." Der gleiche Mißerfolg war den Bourbons beschieden, die ihre Pairs dadurch auszuzeichnen gedachten, daß sie ihnen ein prachtvolles Kostüm von Sammet und Seide in Blau, Weiß und Silber gaben. „Es gibt nichts, was lächerlicher wäre," bemerkt der Herzog von Broglie 1819, „wie diese ganz neuen und doch so altmodischen Kleider. Sie wirken wie die Ruinen eines englischen Gartens." Allen diesen Bemühungen zum Trotz blieb die Herrenmode ihrer einfachen Richtung treu. Sie unterlag darin dem englischen Einfluß, der in dieser Zeit in Europa allmächtig wurde. Georg IV., einer der übelsten Charaktere, die je einen Thron verunzierten, ein Mann, den die Engländer voll Stolz den „ersten Gentleman Europas" nannten, bestimmte als Regent den Ton der englischen Gesellschaft, und neben ihm, oder sagen wir besser über ihm, war George Bryan Brummel der anerkannte leader of fashion. Da wurden die Schnitte immer schlichter, die Farben immer neutraler, es kam nicht mehr darauf an, durch die Kostbarkeit seines Anzuges aufzufallen, als vielmehr sich durch den

Kleid für den Landaufenthalt. 1873

Digitized by Google

Schick des Tragens auszuzeichnen. Schwarz herrschte tyrannisch. „Der schwarze Anzug, den die Herren unserer Zeit tragen," schreibt Alfred de Musset, „ist ein schreckliches Symbol. Um dahin zu gelangen, war es nötig, daß die Rüstung Stück für Stück, die Stickereien Blume für Blume fielen. Die menschliche Vernunft hat alle Illusionen zerstört, aber nun trägt sie auch Trauer, weil sie getröstet zu werden wünscht."

Diese Kleidungsstücke haben im Schnitt ein klein wenig gewechselt, aber sie haben für immer der Farben- und Stoffpracht früherer Zeit entsagt. Nur die Weste darf dann und wann noch aus Seide oder Sammet sein, der übrige Anzug gehört der Wolle oder Baumwolle und verfällt mehr und mehr unbestimmten Farbennuancen zwischen grau, braun und schwarz. Überblickt man die letzten fünfzig Jahre, so kann man fast meinen, die Herrenmode habe aufgehört, so geringfügig sind die Unterschiede zwischen damals und heut. Der Mann der Gegenwart trägt eine ‚Tracht', die seinem von Arbeit ausgefüllten Leben entspricht: Unauffällig, preiswert und praktisch.

Auch bei der Frau verzichtet die Mode im neunzehnten Jahrhundert auf die Pracht, die sie einstmals forderte, aber sie huldigt bei ihr noch dem Wechsel, der aus dem männlichen Anzug verbannt scheint, und erlaubt der eleganten Dame, in der Mannigfaltigkeit ihrer Toiletten einen größeren Luxus zu entfalten als manche frühere Zeit. Die schöne Herzogin von Talleyrand, die bald darauf den Titel Herzogin von Sagan führte, nahm zu einer Reise nach Baden-Baden 1839 achtzig Roben und dreißig Hüte mit, Kaiserin Eugénie zu ihrer berühmten Reise nach dem Suezkanal zweihundertfünfzig Kleider, jede ihrer Hofdamen mindestens fünfzig Toiletten.

In der Umrißlinie, die sie der Frau gibt, hat die Mode genau die Silhouette des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt. Schlank zu Anfang und Ende, pyramidenförmig in der Mitte. Die Krinoline, die soviel verspottete, taucht schon in den dreißiger Jahren auf, also lange vor der Thronbesteigung der Kaiserin Eugénie, und hält sich etwa dreißig Jahre — 1840 sah Baronin Dumontet in Ems die Braut des Großfürsten Alexander, eine hessische Prinzessin, schon in einer „Krinoline von wunderbarer Weite und Steifigkeit"; ihren größten Umfang erreicht diese aber erst etwa 1860, das den Höhepunkt ihrer Herrschaft bezeichnet.

Wenn die Mode sich auch sonst in manchmal sklavisch zu nennender Wiederholung an ältere Vorbilder gehalten hat — so hätte die Dame des Picartschen Modebildes von 1706 ganz ruhig etwa 1883

Kleid für das Rennen. 1875

Digitized by Google

ausgehen können ohne aufzufallen — so hat sie doch im Lauf des Jahrhunderts ihre Richtlinien auch noch nach anderen Gesichtspunkten gezogen. Man trug z. B. früher Seide bei allen Gelegenheiten, Bismarck sprach sich zu Busch voll Spott über die Damen aus, die in Frankfurt Seide und Spitzen durch Regen und Schmutz schleiften. Marschall Castellane wird 1857 von der Kaiserin Witwe von Rußland, einer alten, schwer kranken Frau, morgens um 11 Uhr in einem Kleide von weißem Moirée antique empfangen.

Diesen Anspruch hat die Mode fallen lassen, sie bemüht sich vielmehr, die Frau passend für den Zweck anzuziehen.

Sie unterscheidet strenger zwischen Straßen- und Gesellschaftskleid, sie kennt Sportkostüme und ist in der Wahl des Materials für jedes derselben gewissenhafter geworden. Heute wird kaum eine Dame noch achtzig seidene Kleider zur Ausstattung erhalten, wie 1839 die Prinzessin Helene von Mecklenburg, die den Herzog von Orléans heiratete, oder gar hundert, wie die Kaiserin Eugénie 1853. Sie würde jetzt wahrscheinlich kaum wissen, wann sie anziehen. Dagegen wird die Ausstattung einer vornehmen Braut heute an den verschiedensten Typen von Kleidern reicher sein als dazumal. Dieses Element in der Mode ist neu. Man weiß nicht, wohin es noch führen mag. Vielleicht wird die immer weitergehende Differenzierung eine Zwecktracht auch für die Frau hervorbringen? Schon deuten Bluse und Rock von der ‚Mode' weg auf die ‚Tracht' hin.

Drei Grazien „nach dem Leben". 1805
Karikatur von James Gillray

Neu patentiertes Schnürgerüst. Aus den Münchner Fliegenden Blättern. 1857

Digitized by Google

Der „Matin“ und seinesgleichen

Von W. Fred

Unter alten Papieren habe ich letzthin eine Besuchskarte, an sie geheftet, ein Bündel höflicher, ja sogar zeremonieller Briefe und einige Zeitungsausschnitte gefunden, die heute, mehr als ein Jahrzehnt, nachdem sie druckfeucht waren, ein besonderes Interesse gewinnen. Auf der Visitenkarte stand: Le Directeur de l'Haute École des Études Sociales, Paris, Sorbonne und der Name eines jener damals noch nicht gar so seltenen intellektuellen Franzosen, Professors und Kosmopoliten, der in der deutschen Bildung ein auch für Frankreichs geistige Entwicklung fruchtbares Element sah, und darum jeder Bestrebung, die beiden Länder einander näherzubringen, seine Kraft lieh, und sich im besonderen auch für die Franzosen von einem besseren Wissen um Deutschland viel versprach. Die Ehre seines Besuches hatte mir ein Wunsch der Hochschule und ihres Leiters eingetragen, den man heute kaum begreiflich finden möchte, ja, der heute selbst für die damaligen Zeitläufte verwunderlich erscheint, denn wir schrieben gerade das Jahr 1904. Es war also die Zeit der Marokko-Algeciraskrise, und die deutschen und österreichischen Journalisten und Publizisten in Paris mußten auch damals schon gelegentlich daran denken, ihre Koffer zu packen. Indessen, die Stimmung war bei weitem nicht jener zu vergleichen, die 1914 beim Kriegsausbruch herrschte. Das zeigt eben die Tatsache, von der ich sprechen will.

In der Freien Hochschule für soziale Wissenschaften, einer ungemein schätzenswerten Einrichtung mit stattlichem Hörerkreis von guter Bildung, hatte man einen Kursus von Vorträgen über die Presse der Kulturwelt eingerichtet, und nachdem ein englischer „Confrère“ — und wir waren damals alle „Confrères“ ... „chers confrères“, und noch nicht sales boches — über die Zeitungen seines Heimatlandes gesprochen hatte, sollte über die deutschen einiges gesagt werden, dann über die der anderen Länder; die Unterscheidung: feindliche, neutrale, verbündete — die gab's ja damals noch nicht! Ich gestehe, daß es mich, wie wohl jeden unserer Zunft, ungemein reizte, den Hörern der Haute École des Études Sociales über unser deutsches Zeitungswesen zu sprechen. Besonders, da mir keinerlei Bindungen auferlegt wurden, ich offen Vergleiche anstellen, sogar das politisch-ethische Gebiet betreten durfte, und weil die Verschiedenheiten zwischen der französischen und der deutschen Zeitung so groß sind, daß man statt einer oder zwei Stunden ruhig ein zweisemestriges Kolleg hätte ‚lesen‘ können. Ich werde auch in der Tat den Nachmittag nicht vergessen; ich gestehe, ich habe diesen Nachmittag sogar in der besten Erinnerung behalten, an dem ich vor etwa zweihundert Franzosen und Französinnen in der Sorbonne aussprechen durfte, daß es Aufgabe der Presse sei, eine ehrliche und wohlwollende Mittlerin zwischen den beiden Völkern zu sein, und wie das nach den besonderen Mitteln und Anlagen der Zeitungen des einen und des anderen Landes auch geschehen könnte, wenn nicht ... Denn diesen Ausführungen, ihrer Absicht, nicht etwa der Person des Sprechenden, wurde starker und aufrichtiger Beifall gezollt.

Dabei mußte ich allerdings trotz aller der Gastfreundschaft geschuldeten Höflichkeit den Franzosen sagen, daß wir Deutschen von mancher Erscheinung des französischen, also des Pariser Zeitungswesens nicht gerade die erfreulichsten Eindrücke hätten. Schon damals war ja klar, daß die Bemühungen, dauernd friedliche Beziehungen zwischen den Ländern zu erhalten, den gefährlichsten und hemmungslosesten Gegner im Geiste einer gewissen Pariser Presse hatten.

Als ich später, von einem freundlichen Zuhörerkreis aufgefordert, ein wenig ins einzelne gehend, die Spielarten unserer Zeitungen zu kennzeichnen suchte, um die Gegensätzlichkeiten der verbreiteten französischen Blätter, zu zeigen, konnte ich selbst diesem vorgebildeten Publikum das helle Erstaunen an den Gesichtern ablesen. Eine Presse, bei der die „publicité“ — auf gut deutsch gesagt, die Bestechungen! — nicht die größte Rolle, sozusagen den Hauptpunkt der Bilanz bildet, Zeitungen, die den Versuch machen, ihre Meinung oder die Meinung einer Partei, für die sie sprechen, dem Publikum eindringlich zu verkünden, statt den Leuten zu sagen, was sie am liebsten hören wollen; Journalisten, die es als einen schmachvollen Anwurf betrachten, Geld von einem Verleger dessen Buch sie loben, oder von einem Unternehmen, das sie fördern, anzunehmen — ja solche Dinge gab es zwar in Frankreich auch, die volle Unabhängigkeit in jeder Hinsicht aber als unumstößliche Regel aufzustellen, wie wir es ja doch für alle Blätter, die ernst genommen sein wollen, und alle Zeitungsleute, die ernst genommen sein wollen, tun, das war verwunderlich, war idealistische Utopie! Dabei schmeichelten sich die Franzosen, die Pariser, gerade in den letzten Jahren einen Aufschwung der Presse miterlebt zu haben, waren stolz auf die großen Auflageziffern des „Petit Journal,“ des „Journal“, des „Matin“. Diese Neugründungen, die an die Seite der alten, vornehmen, exklusiven, aber eine weit geringere Resonanz besitzen-

Digitized by Google

den Blätter wie „Figaro“, „Journal des Débots“, „Temps“ usw. getreten waren. Und gerade der „Matin“ erschien den meisten als ein Musterbeispiel der neuen, der neuzeitlichen Zukunftspresse, im Gegensatz zur alten, ja altmodischen. Früher hatten die Franzosen Blätter, die geschrieben wurden. Die Depeschen — das Telephon spielte damals in Paris überhaupt noch eine sehr geringe Rolle — waren bei weitem nicht die Hauptsache. Nachrichten waren nur wichtig, soweit sie Paris selbst betrafen. Nur bei ganz großen Anlässen schickte man einen Sonderberichterstatter mit dem Auftrage, den Telegraphendraht zu benutzen, in die Welt, und dessen Bestimmung war es auch dann, Impressionen zu schreiben, Stimmung, ein menschlich interessantes „Dokument“ zu geben, amüsante, pointierte, sensationelle Artikel zu verfassen und sie im äußersten Falle statt brieflich mit teuren Telegraphenspesen nach Paris zu befördern. Der Stil, die Technik blieben die gleiche, ob geschrieben oder depeschiert. Unser System des engmaschigen Telegraphennetzes, das vor allem der Berichterstattung, der sachlichen Mitteilung dient, war in Frankreich noch kaum in seinen ersten Anfängen bekannt. Die Hauptsache geschah in den Pariser Blättern in der Redaktion, natürlich in der Pariser Redaktion. Die in der „Küche“, wie man es dort nennt, saßen, waren die Maßgebenden. Dort wurde die Meinung gemacht, meist ohne Rücksicht auf die einlaufenden Telegramme. Die enge Beziehung zu den ministeriellen Kreisen, zum Palais Bourbon — der Kammer — und zur Börse entschied über die bessere oder schlechtere Informiertheit eines Blattes, wie über seine Stellungnahme. Das Amt des Korrespondenten war, wenn überhaupt, nur in ganz vereinzelten Fällen dauernd besetzt. Die Bedeutung des „Figaro“, des „Temps,“ des „Journal des Débats“, des „Gaulois“ und „Gil Blas“, also der angesehensten „großen“ Blättes, wurde entschieden durch ihre literarischen Mitarbeiter oder den Rang der Politiker, die dem Blatt nahestanden, d. h. es gebrauchten. Der Schriftsteller, der am Montag in einer gut geschliffenen, anmutig gewendeten „causerie“ die theatralischen oder literarischen Eindrücke der letzten Woche der guten Gesellschaft so mitteilte, daß die Damen und Herren beim nächsten Frühstück und beim übernächsten Diner noch einen guten Gesprächsstoff hatten, der Chroniqueur, der das Tagesereignis mit manchmal billiger, manchmal auch wirklich feiner Psychologie darstellte, die Novellen und Romane des wirklichen Lebens schrieb, Männer wie Francisque Sarcey und seine Nachfolger, die mit der Technik des „guten Menschenverstandes“ die Alltagsdinge so behandelten, daß der Leser vergnügt mit dem Kopf nicken konnte, weil er seine eigene Meinung bestätigt fand — das waren die Herren des Pariser großen Journalismus, die Männer, die zumeist aus der École normale stammten und in der Akademie der Unsterblichen zum guten Ende ihren Platz bekamen. Und wenn sie als Dichter, die zugleich auch Theaterstücke schrieben oder Romanschriftsteller, deren gelbe Bände 50 oder 100 Auflagen erreichten, auch die Vorteile der Zeitung, ihrer Resonanz, jeder für sich recht gut zu schätzen wußten, im Tiefsten fühlten sie sich nicht als die Diener am Werke der Presse in unserem Sinne; sie liehen ihr zwar ihre Talente, bezogen von ihr ein oft fürstliches Einkommen, fühlten sich aber im wesentlichen gewiß nicht als Journalisten. Sie schrieben in Zeitungen, um ihre anderen Lebensabsichten zu fördern, und dann gab es neben ihnen ein paar Redakteure, Sekretäre gewissermaßen, die ihre Aufsätze und die immer in Paris hochgeschätzten Interviews der „großer Reporter“ fast nach Beamtenart zusammenstellten. Und das alles geschah im Dienste und zum Nutzen reicher Geschäftsleute, die nicht selten auch ehrgeizige Politiker waren. Der Typus des politisierenden Finanzmannes oder des über große Mittel verfügenden Politikers als Zeitungsgründer und Zeitungsherr ist ja in Frankreich fast unverändert seit Balzacs Tagen geblieben; sonst aber hatte sich gerade in den Jahren um die Jahrhundertwende herum an den hier geschilderten früheren Verhältnissen manches geändert.

Die Einführung des Rotationsdruckes brachte zunächst einmal Blätter mit großen Auflagen; außerdem aber kam fast zur gleichen Zeit wie in England die billige Zeitung zu Macht und Ansehen, wenn auch nicht immer zu Ehren. Das Zeitungsblatt, das 15 oder 20 Centimes kostete, mit seinen festen Abonnenten— das beste Beispiel ist da immer der „Figaro“, der wenigstens äußerlich auf eine gute gesellschaftliche Form sieht, und in dem man neben manchem anderen auch lesen kann, ob der Abonnent Monsieur de X und die Abonnentin Marquise Z in den Pyrenäen oder in ihrem Schlosse an der Loire zu vorübergehendem Aufenthalt eingetroffen sind — konnte naturgemäß nur einen verhältnismäßig geringen Absatz haben. Die gesellschaftlichen Nachrichten, mochten sie auch noch so aufregend für den kleinen Kreis sein, den sie angingen, die „mondanités“, gingen jedoch vier Fünftel der Großstadtbevölkerung gar nichts an, wenn auch der Snob aller Stände gerne von Bällen, Diners und Hochzeiten liest, zu denen er keine Einladung erhält, wie gewisse Leute die üppigen Speisefolgen mit Genuß — lesen! Die Macht dieser Zeitungen ist also auch heute nicht an ihrer Auflageziffer zu messen. Mit der Vervollkommnung der Technik aber entstanden Blätter, für zwei oder für einen „sou“, und das Fünfcentimesblatt ist dann nach einigen Jahren zur richtigen Beherrscherin der französischen Bevölkerung geworden. Nur soll gleich von vornherein gesagt sein, daß alle diese billigen Blätter, die Boulevardsblätter mit den Riesenauflagen, zwar imstande sind, starke Stimmungen zu erregen, Aufregungs-

Digitized by Google

wellen durch das Land und über die Grenzen des Landes hinaus gehen zu lassen, und daß es deshalb sicherlich nicht unwichtig ist, wenn man jetzt bei uns dem Treiben des „Matin“, als dem wichtigsten dieser Blätter, Aufmerksamkeit zuwendet, — daß man aber nicht vergessen darf wie die intensivere Beeinflussung der Politik und der Börse immer noch durch die anderen, die teureren, weniger verbreiteten, aber seriöseren und auch ernster genommenen Zeitungen geschieht, zumal durch den „Temps“. Man darf sich auch durch die Form nicht irremachen lassen. Die brutalere Hetzerei des „Journal“ oder des „Matin“ hat letzten Endes auf jene Kreise, von denen die Entschlüsse ausgehen, weit weniger gewirkt, als die geschicktere, gebildete und nicht weniger perfide Arbeit des „Temps“, dessen politische Redakteure mit den Ministern und Staatssekretären in engster Fühlung stehen, besser unterrichtet sind, weit umsichtiger arbeiten und auch größere, und das will oft sagen: verruchtere Ziele haben als die Boulevardsblätter, denen es zunächst einmal auf die Sensation ankommt, auf den Tageserfolg, den Verdienst.

Der „Matin“, der nun schon einige Male als ein Musterbeispiel der neuen Gattung erwähnt worden ist, hat für den Bessersehenden durchaus nicht das Gesicht eines richtigen Pariser Blattes. Vielleicht ist das mit ein Grund seines Erfolges gewesen, der übrigens nicht auf den ersten Hieb kam. Im Jahre 1882, um genau zu sein, am 17. Juni, erschienen die ersten Nummern einer so benannten Tageszeitung, die als ihr Ziel „republikanisch-unabhängig“ zu sein bekannte. Dieses Blatt aber lebte nur wenige Monate. Im Februar 1884 wurde es dann wieder aufgenommen, ohne Betonung einer besonderen politischen Gesinnung oder Parteirichtung. Als Chefredakteur, oder, wie man in Paris sagt, als Directeur, zeichnete Herr Poidatz; weiß Gott kein französischer Name! Das Blatt machte jedoch, wie jeder in Paris wußte, ein Herr Edwards, der zwar schon eine lange und erfolgreiche Arbeitszeit bei einer Pariser Abendzeitung hinter sich hatte, in seinem Wesen und seiner Technik aber die englische Schule nicht verleugnen konnte, wohl auch nicht wollte. Der Clou des „Matin“ war, um es im Stile des Blattes selber zu sagen, die „information rapide“. Unter dem Titel stand auf dem Kopf des Blattes: „Letzte Telegramme der Nacht“, und in einer fettgerahmten Zeile über dem Text kann man seit damals lesen: „Einziges französisches Blatt, das durch eigene Telegraphendrähte die letzten Nachrichten der ganzen Welt erhält.“ Das war das Programm des „Matin“! Ob einer für die Orleans oder für die Bonapartes war, für die Republikaner oder für die Radikalen, die Sozialisten oder die Bürgerlichen, das war — zuerst wenigstens — bei der Auswahl der Mitarbeiter ganz gleichgültig. Der „Matin“ rühmte sich, jeder Meinung eine Tribüne schaffen zu helfen und womöglich am gleichen Tage die verschiedensten politischen und sozialen Ansichten nebeneinander zu drucken.

Ein französischer Kritiker des Blattes sagt nicht mit Unrecht, daß dieser Charakter der Charakterlosigkeit dem Matin einen guten Teil des Erfolges gesichert habe. Das Blatt habe dadurch nämlich die Indifferenten, also den größten Teil des Pariser Publikums, gewinnen können. Dazu kam nun der „eigene Draht!“ Von dem wurde nicht nur in den Affichen, nicht nur auf dem Kopf des Blattes, sondern auch im Text immer wieder gesprochen, und wo es eine Sensation gab, wurde er weidlich ausgenutzt, trotzdem, vielleicht auch weil die Behauptung, daß der Matin das einzige französische Blatt sei, das auf eigenen Drähten Nachrichten aus der ganzen Welt empfange, nur in sehr beschränktem Maße Wahrheit in sich barg. Nicht, daß die anderen Blätter einen besseren Korrespondenten- oder Depeschendienst gehabt hätten, wenn auch natürlich bald das Beispiel des „Matin“ von der Konkurrenz nachgeahmt wurde. Im Gegenteil, es wurde ja schon früher darauf hingewiesen, daß die angesehenen Zeitungen des früheren Stils nicht in der telegraphischen Berichterstattung aus dem Ausland ihren Schwerpunkt suchten. Aber auch der „Matin“ hatte durchaus nicht in der ganzen Welt Korrespondenten oder gar eigene Telegraphendrähte nach der ganzen Welt hin. Lange Jahre hindurch war es eigentlich nur die Verbindung mit der „Times“, die dem „Matin“ den Vorsprung in der Berichterstattung sicherte. Nur zwischen Paris und London gab es den berühmten „fil spécial“. Der „Matin“ hatte für eine gewisse Zeit des Tages, manchmal auch für ganze Tage, eine „Kabelleitung“ gepachtet und bekam aus dem reichen Material des Londoner Blattes, mit dem er wohl auch in wirtschaftlicher Hinsicht in gewissen Zeiten eng verbunden war, alle jene Nachrichten, die in Paris interessieren konnten oder dort wirken sollten. Erst in weit späteren Zeiten gab es den "Matin"-Korrespondenten in Berlin, zum Unglück des deutschen und wohl auch des französischen Volkes, gab es dann auch die Sonderberichterstatter, die bald am Balkan, bald im Orient ihr Metier ausübten, wenn es eben irgendwo brandelte. Das in Paris entdeckte und zu respektabler Höhe entwickelte System der „großen Reportage“ wurde hier mit den Mitteln einer neueren Technik ausgeübt. Der Berichterstatter ging nicht mehr über den Boulevard, er reiste im Orientexpreß oder mit dem Auto und schickte seine „copie“, das Manuskript, über den Kabel, statt es selbst in die Redaktion zu bringen. Das hinderte aber nicht, daß man auch telegraphisch Interviews „gab“, die man gar nicht gehabt hatte, oder Nachrichten, die man selbst erfand ... Eine tiefere und schärfere Art der Berichterstattung, wie sie deutsche ernsthafte Zeitungen von ihren Auslandskorrespondenten verlan,

Digitized by Google

gen, war damit noch nicht gegeben. Denn selbst der glänzendste Journalist, der am Montag aus Paris in einem fremden Land eintrifft, dessen Sprache er zumeist überdies gar nicht beherrscht, ist nicht imstande, über die Wesensäußerungen der fremden Bevölkerung, über die Bedeutung der Ereignisse, die er sich vollziehen sieht, über die wirklichen Maße einer Erregung nach der Heimat richtig Bescheid zu geben. Er kann einen Sensationsartikel machen, er kann auch — und das haben die meisten Korrespondenten wahrlich nicht versäumt — in die Dinge, wie er sie sieht, die vorgefaßte Meinung, die man zu Hause hören will oder soll, hineinlegen, Wünsche Väter der Gedanken und deren Ereignisse sein lassen. Aber die teuersten Depeschenspesen verhelfen nicht zu richtiger Einsicht, die auf Grund langer eigener Erfahrungen erworben sein will. Tiefer angesehen: noch immer wird, wie es schon Th. Fontane meinte, der Kenner eines Landes, fern von den Ereignissen, auf Grund kurzer und sachlicher Berichte Wesentlicheres daheim sagen können, als der eben angekommene Fremde drahtet, der zwar mit den eigenen Augen sieht, was sich begibt, es aber weder an der Vergangenheit noch an dem Charakter des Volkes messen kann. Das alles aber sind Sorgen, die weder Herr Edwards noch seine Leser je hatten. Sie prunkten mit ihren Telegrammen und erreichten, daß das Blatt, das im Jahre 1882 nach kurzem Leben verschieden war, um das Jahr 1904 schon das weitverbreitetste französische Nachrichtenblatt im Umfange von sechs großen Seiten war — sechs Seiten sind nämlich für französische Blätter sehr viel —, und daß neben den Leuten, die Telegramme aus der ganzen Welt sandten, eine Reihe der bekanntesten großen Journalisten, wie Jules Simon, Aurelien Scholl, Des Houx zu den ständigen Mitarbeitern gehörte. Allein die Mitarbeiter mit den großen Namen, ob sie nun Politik oder Volkswirtschaft machten, kleine lüsterne Geschichten schrieben oder irgendeine pathetische Kampagne führten, haben beim „Matin" nie den Charakter des Blattes bestimmt. Sie wechselten, Tagesberühmtheiten lösten einander ab, das Blatt blieb, unabhängig von diesen Zieraten, vor allem Werkzeug und Ausdruck seiner Besitzer.

Man muß zugeben, daß vom Standpunkt der Zeitungstechnik aus gesehen, der Matin eine ganze Reihe von Dingen brachte, die zumindest für Paris ganz neu waren. Er brachte außer den gelegentlichen Chroniken über die Geschehnisse des Tages, wie sie auch alle anderen Pariser Journale veröffentlichen, Le premier Paris, eine regelmäßige Rubrik, in der das Ereignis der Stunde von zumeist sehr geschickten Männern besprochen wurde; und außerdem wurde eine Neuerung geschaffen, die besonders in Frankreich, wo man bisher eher mit der Miene der lässigen Gleichgültigkeit über Meinungen der anderen hinweg gegangen war, die besonderes Aufsehen erregen mußte: der Matin veröffentlichte jeden Morgen, also gleichzeitig mit dem Erscheinen der übrigen Blätter, und zwar auch der Provinzblätter, Auszüge der interessantesten Artikel und Nachrichten, ohne Rücksicht auf Partei oder Gegensätzlichkeit der Richtung, so daß seine Leser, wenn auch in engem Raume, eine Übersicht über die gesamte Publizistik, den Kampf der Meinungen bekamen. Der Erfolg solcher Einführungen zeigte sich bald genug, nicht nur an dem Wachsen der Auflageziffer, sondern auch an dem Anschwellen der kleinen Anzeigen, die nach dem Muster des Konkurrenzblattes, des „Journal", zweimal wöchentlich erschienen und auf dem kargsten Raum, in Abkürzungen, die man fast Chiffern nennen konnte, alles Erdenkliche anboten und suchten: Geld und Liebesabenteuer, Kammerdiener, deutsche Erzieherinnen, Ammen und Agenten, Millionen, Perlenschnüre und historische Schlösser, die private Korrespondenz der Leser nicht zu vergessen. Aber neben diesen offenen Inseraten gab es eine andere Reklame, die weitaus einträglicher war. Mit großer Geschicklichkeit erklärt allerdings der „Matin" seit Jahren immer wieder, das einzige Blatt zu sein, das sich seinen redaktionellen Text nicht für Geld abkaufen lasse. Weder auf der ersten noch auf der dritten Seite — das sind die wichtigen Spalten! — in keiner Rubrik außer unter den klein gedruckten Geschäftsanzeigen, die deutlich als „bezahlt" gekennzeichnet seien, könne man in den Matin für mehr oder weniger Geld eine Meinung einschmuggeln! Das versicherten der Direktor und die Schriftleitung bei jedem Anlaß. Und mit dem wachsenden Erfolg, besser gesagt, infolge der skrupellosen Wirksamkeit des „Matin", der keine Mühe scheute, Gegner aufzuspüren, um Skandal zu machen, ergaben sich solche Anlässe, Preßfehden, Prozesse in Hülle und Fülle. Unsereiner schüttelt solcher pathetischen Versicherung gegenüber den Kopf, denkt in gut französischem Stil an das Wort: ‚Wer sich entschuldigt, klagt sich an,' aber in Frankreich lagen und liegen diese Dinge nun einmal ganz anders!

Es verlohnt sich, von der besonderen Art der Korruption des „Matin" zu sprechen, weil sich zeigen wird, daß die von uns verachtete Art anderer Pariser Blätter, für eine größere oder kleinere Summe einen ganzen Artikel oder einige Zeilen in einem sonst sachlichen Aufsatz zu verkaufen, weniger unheilvoll war und ist, als die Technik des „Matin", die geschickter und deshalb kaum greifbar ist.

Eine kleine, in Pariser Schriftstellerkreisen als zuverlässig bekannte Anekdote mag aufzeigen, wie selbst die idealistisch anmutendsten Aufsätze der angesehenen, großen Zeitungen nichts anderes sind, als auf Heller und Pfennig bezahlte Inserate. Maurice Maeterlinck, der belgische Dichter, hat seinen Ruhm einer Lobhymne des „Figaro" zu verdanken, die erschien, noch lange bevor deutsche Eklektiker und später auch große deutsche Publikumstheater die Märchenstücke Maeterlincks be-

Digitized by Google

kannt machten. Es war aber nicht nur ein einfacher lobender Aufsatz des „Figaro“, wie man ihn ja schließlich in Paris alle paar Tage mal lesen kann. Die schönen Adjektive sind dort wohlfeil, in der Theater- und Literaturkritik herrscht überhaupt das System des Hinauflobens, recht im Gegensatz zur deutschen Art des Krittelns und der Unerbittlichkeit. Wenn also dort selbst ein Stück bei der Generalprobe, die unserer Uraufführung entspricht, einen recht mäßigen Erfolg gehabt hat, so kann man doch am nächsten Tag in den meisten Zeitungen viel Schönes über die Absichten und das Talent des Verfassers lesen, besonders, wenn er zu dem Kreise der Vertrauten gehört, die in einer Art Freimaurerei das Reich zwischen Presse und Bühne untereinander aufteilen. Der Leser, wenigstens der, den's einigermaßen angeht, vermag trotzdem nach einiger Zeit zu unterscheiden, was Höflichkeit und was Feststellung eines wirklichen Talents oder doch Erfolges sind. So ist diese ganze gegenseitige Lobsingerei nicht viel mehr als eine Chiffernsprache. Bei Maeterlinck war das aber anders. Der Aufsatz, der ihn wirklich von einem Tage zum andern zum großen Dichter machte, erschien an erster Stelle des Blattes, wo sonst Minister oder große Politiker schreiben, oder doch Damen der hohen Aristokratie, und hatte außerdem zum Verfasser Octave Mirbeau, den Romanschriftsteller, dessen grelle, aber ungemein packende Bücher auch in Deutschland bekannt sind, und der in Paris damals einer der Ersten war. Mirbeau aber schrieb nicht etwa im üblichen Tone des wohlwollenden Kritikers, sondern mit einer Ergriffenheit, die echt schien, weil sie echt war, und die ihre Wirkung auf die Leser auch deshalb nicht verfehlte. Nur wenige Tage nach dem Erscheinen des Aufsatzes trifft Maeterlinck seinen Kritiker im Café Napolitain. Maeterlinck ist freundlich, aber er hat weder die Geste noch die Worte eines zu höchster Dankbarkeit Verpflichteten. Octave Mirbeau ist mehr als erstaunt, denn seine Begeisterung war wirklich echt gewesen, Maeterlincks Dichtungen hatten ihn entzückt, und er hatte mit jener Stärke, die der Schriftsteller nur aus einem großen Erlebnis schöpfen kann, den Lesern seinen Dichter vorgestellt und wußte, was das in Paris bedeutet. Ein Wort, nicht des Dankes, aber doch der Kenntnisnahme, wäre ihm also nicht zu viel erschienen. Darum fragte er auch kurzerhand seinen Dichter, ob er ihm denn gar nichts zu sagen habe? Maeterlinck zuckte die Achseln, liebenswürdig, etwas verlegen, mit dem Gefühl des Mannes, der niemandem etwas schuldig ist. Und es stellte sich heraus, daß absonderlicherweise Mirbeau wahrhaftig unbestochen und unbestechlich, unbeeinflußt gewesen war, als er seinen Artikel schrieb, daß er ihn mit dem reinsten Gewissen dem „Figaro“, zu dessen ständigen Mitarbeitern er gehörte, übergeben hatte, daß die Direktion des Blattes aber, die Geschäfte der Redaktion und der Administration auf die typische Pariser Presseart verbindend, dem Verleger Maeterlincks die Korrektur geschickt und dazu geschrieben hatte: Dieser sehr schöne Aufsatz unseres sehr geschätzten Mitarbeiters soll und wird erscheinen, aber wenn auch der Dichter Anspruch auf das Lob des Kritikers hat, der Verleger, der durch dieses Lob Geld verdienen wird, muß dem Zeitungsbesitzer vorher tüchtig Tribut zahlen! Und Maeterlincks Verleger hatte gezahlt und hatte seinem Dichter, als der dann entzückt von dem Lob des ersten Kritikers sich in die Brust warf, eine kalte Dusche verabreicht, was der Belgier Maeterlick nicht vergaß. In Paris wunderte man sich nur einen Augenblick darüber, daß solche Geschäfte auch mit den Artikeln von Leuten wie Mirbeau gemacht werden; denn sonst — — —!

Um es kurz und bündig zu sagen: abgesehen von ein paar ganz kurzen sachlichen Zeilen nach einer Ausstellungseröffnung ersten Ranges, ist alles, was über Malerei geschrieben wird, ebenso wie alles, was über Bücher geschrieben wird, im „Figaro“ so gut wie im „Journal“, im „Gil-Blas“ wie in einem anderen Boulevardblatt nach der Zeile bezahlt. Das weiß man, das weiß sogar ein großer Teil des Publikums. Aber wie in unseren Theatern zum Teil die Claque noch notwendig ist, so ist für das Pariser Zeitungspublikum die bezahlte Kritik, wenn man diese beiden Worte aneinanderkoppeln darf, eben auch noch nötig. Der Chroniqueur, der erzählt, wer gestern bei einem sehr eleganten Frühstück anwesend war, die „Dame aus der Gesellschaft“, die den Nachmittag im Bois war und die schönen Kleider und Hüte beschreibt, die dort spazieren gefährt wurden, ebenso wie der Arzt oder Naturwissenschaftler oder Mann der Technik, der eine neue Entdeckung populär darstellt, sie alle machen die Geschäfte des — Hauses. Sie sind zu einem größeren oder kleineren Teil bei dem Verdienst dabei, den die Zeitungen aus einer eingefügten Reklame oder einem Nebensatz gewinnen, in dem ein neues kosmetisches Mittel oder auch ein Arzt, der in die Höhe kommen will, „genannt“ wird.

Das ist die Atmosphäre der Pariser Zeitungen, diesen Rahmen muß man anerkennen, wenn man überhaupt von korrupt oder unbestechlich bei französischen Zeitungen und ihren Artikeln sprechen will. Die Gerechtigkeit verlangt es, daß man Ausnahmen zugibt. Wie selten sie sind und wie oft der Mann mit den reinsten Händen trotz allem, ohne es zu wissen, an solchem schmutzigen Treiben beteiligt ist, das beweist eben die Anekdote, die hier von Mirbeau und Maeterlinck erzählt worden ist. Der „Matin“ nun hat immer erklärt, in seinem Text gäbe es derlei nicht! In der Tat ist es bisher noch nicht gelungen, eine von diesen verhältnismäßig kleinen und, man möchte sagen, unschuldigen Bestechungen dem Blatt nach-

Digitized by Google

zuweisen, das im Tiefsten sicher das korrupteste und verdorbenste der Pariser Boulevardblätter ist. Denn der „Matin" geht nur aufs Ganze! Vor allem beschäftigt sich der „Matin" recht wenig mit wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen. Das ist erst später, als das Blatt schon sehr groß war, eine Abteilung neben den anderen geworden; in der Hauptsache ist es die innere und mehr noch die äußere Politik, besonders in ihren Ausstrahlungen auf das finanzielle Leben Frankreichs, die im „Matin" gepflegt wird und die ihren Besitzern Millionen abwirft. Wer die zahlt? Regierungen, Bankgruppen, die Renten auf den Markt bringen, und zwar meist in Formen, die mit der Buchhaltung und Bilanz der Zeitung gar nicht in Zusammenhang zu bringen sind. Herr Edwards, der Gründer des Blattes, wenigstens in seiner heutigen Gestalt, hatte gut erkannt, daß die Zeit vorbei ist, wo man ein großes Blatt nur für den verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung, die zwischen der Madeleinekirche und dem Faubourg Montmartre sich vergnügt, zwischen dem Parc Monceau und dem Faubourg Saint-Germain wohnt, machen kann. Natürlich ist auch im „Matin" alles gesehen für die Augen des Parisers oder jenes provinzialen Franzosen, der mit dem Herzen stets in Paris ist. Aber es sind nicht nur die Lebeleute, nicht nur die gute und die schlechte Gesellschaft, die ganze und die halbe Welt, die die Leser des „Matin" bilden. Die neuen Stände sind kaufkräftig und, was mehr bedeutet, einflußreich geworden, und das hat Herr Edwards und sein späterer Kompagnon und Nachfolger, Herr Bunau-Varilla, gut begriffen und danach sein Blatt aufgebaut. Übrigens Herr Bunau-Varilla! Auch dieser Name klingt nicht sehr gallisch! Der Mann kommt aus Südamerika und hat wohl deutsches Blut in den Adern. Wir brauchen nicht sehr stolz darauf zu sein, daß neben dem Besitzer der einflußreichsten englischen Hetzpresse auch der Eigentümer des chauvinistischsten Pariser Blattes deutschen Ursprungs ist. Außerdem war der Mann gar nicht vom Fache, sondern Grundstücksspekulant, als er sich des „Matins" bemächtigte, dessen Macht er noch steigerte.

Also Herr Bunau-Varilla wollte keine Geschäfte damit machen, sich ein paar Zeilen in einer Kritik oder einer Chronik abkaufen zu lassen. Dafür aber stand der „Matin", wie alle anderen Blätter Frankreichs, — darin wollte er nicht zurückstehen — auf der berühmten Panamaliste, und wenn es auch nie mit Urkunden in einem offenen Gerichtssaal nachgewiesen worden ist, so besteht doch kein Zweifel, daß bis in die allerletzten Jahre die Finanzpolitik des „Matin" wirtschaftlichen Rücksichten des Besitzers und jener Länder und Finanzgruppen, die ihn zu kaufen vermochten, diente. Mit Kleinigkeiten gab man sich dort im Hause nicht ab. Den Vorwurf der Bestechlichkeit konnte darum auch in solchen Fällen die Redaktion mit schöner Entrüstung zurückweisen. Die großen Kampagnen des „Matin" aber auf ihre wirklichen Beweggründe zu untersuchen, das wäre eine schwere Aufgabe gewesen in einem Lande, in dem die Journalisten mit den Deputierten, die früheren Minister mit den jetzigen Mitarbeitern, die Börsenleute mit den Diplomaten, die Finanzagenten mit den höchsten Würdenträgern der Republik nicht allein intim, sondern oft genug — identisch sind. Die sozialistische Presse hat dem „Matin" sein Treiben oft vorgeworfen. Die Redaktion, in der immer eine Reihe von ehrenwerten Männern saßen, hat es nie zu einem Prozeß kommen lassen können. Die Besitzer des Blattes hielten das wohl für unpatriotisch! Nur als ein deutsches Blatt, die „Münchener Neuesten Nachrichten", vor einigen Jahren den in Paris oft erhobenen Vorwurf wiederholten, strengte der „Matin" in München eine Beleidigungsklage an, allerdings mit wenig Erfolg. Der Münchener Richter entschied nach Vorlage vieler Angriffe, die der „Matin" in seiner Heimat ruhig ertragen hatte, daß er sich zuerst in seinem eigenen Lande gegen derlei Anklagen verteidigen müsse, bevor er seinen tadellosen Ruf von einem deutschen Gericht bestätigt haben wolle. Die Gesinnung der leitenden Männer des „Matin" gegen Deutschland, die nie gut gewesen war, ist durch diese Entscheidung sicherlich nicht besser geworden. Schon die Drahtverbindung mit England, auf die das Blatt von jeher so stolz war, ergab eine Art von Interessengemeinschaft mit dem britischen Journalismus, und auf diesem Wege mit den in England herrschenden Gewalten, und kurz nach der Faschoda-Krise begann der „Matin" die Alliance, die Entente vorzubereiten, für sie Stimmung zu machen. Das Blatt, das in den untersten Kreisen eben mehr gelesen und weniger gekannt wird, als in den eingeweihten und höheren, hat darum sicherlich am meisten dazu beigetragen, die ursprünglich vorhandene Mißstimmung gegen den Engländer beim Pariser auszumerzen, ja, sie in Freundschaft zu verwandeln. In Paris wird behauptet, daß der „Matin" auch bares Geld für seine Wahrnehmung englischer Interessen bekommen hat. Das ist wahrscheinlich, aber es muß nicht so sein, denn schließlich hat er, auch ohne einen Sack Pfunde zu bekommen, auf diese Art reichlich verdient. Jahre hindurch war der „Matin" wirklich auf seine Art das bestinformierte Blatt, was jene englischen Angelegenheiten betrifft, die Frankreich angingen, und als sich dann noch Rußland zu den beiden Freunden gesellte, konnte man immer wieder feststellen, daß der Sonderberichterstatter des „Matin" in Petersburg wie in London, in Kronstadt wie in Algeciras auf seine Art ein mächtiger Mann war. Und die Besitzer in Paris hatten keinen Schaden davon! Der „Matin" als Werkzeug Englands und Frankreichs konnte deshalb auch nichts anderes sein, als ein chauvinistisches Blatt,

Digitized by Google

das den Deutschenhaß durch die Redaktion zu Hause, wie durch die Korrespondenten draußen betreiben ließ. Die Auflage stieg von Jahr zu Jahr. Die Telegramme wurden länger. Zu den Mitarbeitern von der Zunft gesellten sich Exminister und Exdiplomaten, und wenn es eine Zeitlang keine Hetze gab, in der Politik Windstille eintrat, dann wußten die erfindungsreichen Leiter des Blattes meist mit einem nach amerikanischem Muster geformten, für die in gewisser Hinsicht aber altmodischen Pariser aufrüttelnd neuen Trick, die Gemüter zu erregen und die Auflageziffer weiter in die Höhe zu treiben. Der „Matin“ gehörte zu den ersten Zeitungsunternehmungen, die den Kinematographen in ihren Dienst stellten. Der „Matin“ war das erste sozusagen politische Blatt, das dem Sport, besonders der Aviatik einen Platz einräumte, wie ihn sonst nur die Fachzeitungen zur Verfügung hatten. Die Herren begnügten sich aber nicht damit, über sportliche Ereignisse zu schreiben. In seiner Entwicklung zeigt sich immer das gleiche Bestreben, den Rahmen des Journalismus, der Presse überhaupt, zu sprengen und selbsttätig einzugreifen. Der „Matin“ veranstaltete Wettmärsche und Wettfahrten, internationale Konkurrenzen, und fast wäre es kurz vor dem Kriege noch zu einer internationalen Fliegerkonkurrenz gekommen, wenn nicht der „Matin“ eingegriffen und den sportlichen Frieden schon damals gebrochen hätte.

Vor dem Hause des „Matin“ auf dem Boulevard konnte man noch vor einem Jahrzehnt Franzosen voller Bewunderung stehen sehen. Die ausgehängten Depeschen, die Lichttransparente, die Maschinen, die man durch die großen Scheiben gehen sah, der ganze große Mechanismus einer Tageszeitung war dem Publikum möglichst augenfällig gemacht, und die Franzosen rissen die Augen auf. Wir Deutschen machen uns keiner nationalistischen Überhebung schuldig, wenn wir sagen, daß die ganze Technik des „Matin“, wie sie da vor Augen trat, bei uns längst in die Wirklichkeit umgesetzt worden war, ja weit vielfältiger und genauer arbeitete, ohne daß wir je soviel Aufhebens davon gemacht hatten. Für Paris aber war das alles etwas Neues und Großartiges. Der „Matin“ war in seiner Art ein Zwillingsbruder des Louvre oder Bon Marché, ein Warenhaus, nicht ohne den Einschlag, den man in jener Branche „ramschen“ nennt. Nichts unversucht lassen, was Erfolg bringen kann, das ist die Devise des „Matin“ gewesen, das bleibt sie. Gewissensskrupel haben seine Leiter nie geplagt, und auch die Frage, ob sich irgendein Unternehmen mit dem Standesbewußtsein des Journalisten verträgt, ist dort selten laut geworden. Der „Matin“ hat die aufregendsten Detektiv- und Kolportageromane gebracht und ihren Reiz noch erhöht durch Ausschreibung von Preisen für Schätze, die irgendwo in Paris vergraben waren und die ein Leser mit Sherlock Holmes-Talent entdecken konnte. Die Leiter des „Matin“ und ihresgleichen haben es über sich gebracht, aus dem Louvre oder aus einer anderen staatlichen Sammlung Museumsstücke zu stehlen, um eine große Affäre für das Blatt zu bekommen, natürlich unter dem ethischen Deckmantel, auf diese Weise einen Mangel der staatlichen Organisation oder der Verwaltung aufzudecken. Und ähnliche Stückchen hat der „Matin“ noch manche gemacht!

Überlegt man, was in den zwei Jahrzehnten des Bestehens alles vom „Matin“ unternommen worden ist, so ist die technische Leistung ohne Zweifel großartig, die Wirkung aber schmählich. Man kann nicht eine große Idee entdecken, der der „Matin“ zum Siege verholfen hätte, kaum einen dem Volke dienlichen Plan, den er in sachlichem Ernst durchgeführt hätte. Aber an allen Ecken und Enden, wie gesagt, weit über die Grenzen des Zeitungswesens hinaus, haben die Leute des „Matin“ das Leben gepackt, nicht nur um es zu schildern, sondern um ihre Hände bei allem Wichtigen und Gewinn Versprechenden am „rechten“ Ort zu haben.

Was der „Matin“ getan, oder sagen wir, verbrochen hat, seit dieser unselige Krieg seinen Anfang nahm, davon möchte ich schweigen. Schließlich und endlich: seine Leiter haben nur die Linie fortgesetzt, die schon gezogen war. Als der Plan, an dem sie mitgearbeitet hatten, glückte, brauchten sie sich gewiß nicht auf eine neue Art zu sehen oder zu handeln einzustellen. Hatte man früher gegen Deutschland gehetzt, so berichtete man nun Greuel; hatte früher ein in Berlin ansässiger Korrespondent Lügen über Deutschland nach Paris telegraphiert, so konnte er es jetzt einfacher haben: er log zu Hause. Die Saat wird aufgehen, nein, sie ist schon aufgegangen; aber wenn nicht alles täuscht, wird der „Matin“ mit jener Unbedenklichkeit, die er in allen den Jahren bewiesen hat, nach dem Kriege die gleiche Macht auf seine armen Leser ausüben, die er ins Unglück gehetzt hat, wie in den letzten Jahren. Sie hören ja nur die Stimme des Tages, seine gewiß nicht leise Stimme, und wenn der Sündenbock, den man braucht, in Frankreich gesucht und gefunden wird, der „Matin“ wird wohl nicht auf seiner Seite sein. Das darf man von der Geschicklichkeit und der Charakterfestigkeit, die in diesem Blatte herrscht, erwarten.

Digitized by Google

Goethe und Christiane

Von Dr. Franz Servaes

Als Goethe am 18. Juni 1788 nach fast zweijähriger Abwesenheit aus Italien nach Weimar zurückkehrte, war er — fast mehr, als er es wußte — ein anderer Mensch geworden. Die Freunde brachten ihn zur Verzweiflung. Was ihn entzückte und was ihn verdroß, glitt an ihnen ab. „Niemand verstand meine Sprache." Das nordische Klima der Landschaft und der Seelen dünkte den von südlicher Wärme und Sinnenfreude Durchdrungenen frostig und schwer erträglich. Nichts glaubte er so wiederzufinden, wie er es verlassen hatte. Das Schmerzlichste aber war, daß die intimste Freundin seiner Seele, die Frau, vor der er liebend und verehrend zehn Jahre lang gekniet hatte, ihn fast wie einen Fremden empfing. Frau Charlotte von Stein glaubte sich vernachlässigt fühlen zu dürfen. Schon die auch ihr gegenüber verheimlichte Abreise nach Italien hatte sie verdrossen, in dem Grade, daß sie bereits mit dem Abbruch aller Beziehungen gedroht hatte. Durch Goethes später eintreffende Briefe und zahlreiche Tagebuchblätter war der Bruch zwar vermieden worden, aber eine gewisse, unbestimmte Verstimmung und leise Entfremdung war in beider Herzen zurückgeblieben. So glaubte Goethe, er könne den Faden jetzt wieder anspinnen. Aber sein „zerstreutes" und „zerrissenes" Wesen, kaum minder wie Frau von Steins abwartende und fast ablehnende Zurückhaltung, wollten einen wahren inneren Kontakt nicht wieder aufkommen lassen. „Es wurde nichts als Langeweile zwischen uns ausgewechselt," hat Frau von Stein sich später scharf genug geäußert. Noch wollte man sich nicht deutlich eingestehen, wie es stand. Aber im Innersten wußte jedes von den beiden, daß hier etwas gestorben war, das nicht wieder würde aufleben können.

Christiane Vulpius in ihrem 36. Lebensjahre
Gemälde von Friedrich Bury im Goethe-Schiller-Museum zu Weimar

Dies war der psychologische Moment, in dem Christiane in Goethes Leben trat. Sie konnte einen günstigeren nicht finden.

* * *

„Demoiselle" Vulpius, Tochter des vor zwei Jahren verstorbenen Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius, zählte damals gerade dreiundzwanzig Jahre. Sie war blühend und hübsch,

„ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr, dunkel und reich, über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar kreuzte vom Scheitel sich auf."

So stand sie vor Goethen, als dieser im Hofpark seinen gewohnten Spaziergang machte, in den Händen eine Bittrolle, die sie ihm errötend und knickfend überreichte. Der Dichter und Minister nahm die Bittschrift entgegen, die die Wiederanstellung von Christianens Bruder Christian August bezweckte und zeigte sich betroffen und liebenswürdig. Das anmutige und unverzierlichte Geschöpf, mit dem er sich in ein Gespräch einließ, kam ihm nicht wieder aus dem Sinn. Er

Digitized by Google

vermochte sich ihr gefällig zu erweisen, und da er, wenn auch um sechzehn Jahre älter, rein als Mensch den gewinnendsten Gegeneindruck machte, so fand eine innigere Annäherung sehr bald statt. Schon der 12. Juli 1788 wurde der Tag, dessen alljährliche Wiederkehr die beiden Liebenden als Erinnerungsfest ihrer in Freiheit und gegenseitiger Anhänglichkeit vollzogenen Vermählung feierten. Christiane löste ihre Beziehungen zur Bertuchschen Blumenfabrik, für die sie, um Lebensunterhalt zu gewinnen, Arbeit leistete und zog zu Goethe ins Haus, als Freundin und Genossin, Wirtschafterin und Vertraute. Ihre jüngere Schwester Erneſtine und ihre Tante Juliane durften ihr folgen. Auch diese wies Goethe nicht zurück. Sie sollten Christianen Gesellschaft leisten und in den Hausgeschäften tunlichst entlasten. Schuf er doch auch sich selber dadurch nach innen und außen hin um so ausgiebigere Freiheit.

So wenig Goethe die so eingegangenen Beziehungen an die große Glocke hing, so wenig konnten sie auf die Dauer in dem kleinen Weimar verborgen bleiben. Das Klatschneſt bekam gehörig zu tun, und der Brenn- und Mittelpunkt des üblen Geredes wurde — das läßt sich nicht leugnen — das Haus und der Freundeskreis der Frau Hofstallmeisterin Charlotte von Stein. Man kann sich zur Not in die Gemütslage der hiermit entthronten Geliebten versetzen und wird dennoch ihr Verhalten wenig herzvoll und edelmütig finden. Goethe habe „die junge Vulpius zu seinem Klärchen gemacht", lautete die boshafte Formulierung, die des Vorbildes einer Iphigenie nicht eben sehr würdig erscheint und kaum die Berechtigung offen ließ zu der Erklärung, daß Goethe selber, mit seinen vierzig Jahren, „sich zu den anderen herabgewürdigt habe". Vom Alter jedenfalls hätte Charlotte lieber nicht sprechen sollen. Denn was sie auch an Goethes „Verhältnis" zu dem „Dirnchen" gewurmt haben mag, doch jedenfalls nichts in dem Grade als dieses eine: daß Christiane mehr als zweiundzwanzig Jahre jünger war als sie. Und so grausam diese schlichte Zahl auch ist, sie erklärt zweifellos sehr vieles — nicht bloß bei Frau von Stein, auch bei Goethe.

Jedenfalls aber blieb für Christiane die Feindschaft der Frau von Stein verhängnisvoll. Sie vornehmlich hat es verschuldet, wenn die offizielle Nachrede, die Christiane noch bis vor ganz kurzem erfuhr, nicht bloß eine spießbürgerlich enge, sondern geradheraus ungerechte, ja offenkundig verleumderische blieb. Frau von Stein traf ja freilich mit sicherstem Instinkt die verwundbarste Stelle in Goethes neuestem Liebeserlebnis, traf sie mit der Divinationsgabe des durch Eifersucht und gekränkten Weibesstolz angefachten Hasses. Die Unregelmäßigkeit des Verhältnisses, die gesellschaftlich und bildungsmäßig niedrigere Stellung Christianens, ihr vielleicht etwas derbes, volksmäßiges und ungeniertes Wesen boten der Stichelei sowohl der Hochgeborenen als der Bildungssnobs ein dankbares Feld. Der Abstand gegen den Dichter, der „auf der Menschheit Höhen" wandelte, schien gar zu groß, und selbst Freund Schiller, der freilich durch seine mit der Stein eng befreundete Gemahlin nicht unbeeinflußt blieb, hat dazu beigetragen, Christianens Bild in unfreundlichem Lichte erscheinen zu lassen. Er findet kaum je ein herzliches Wort, sogar nur selten einen Gruß für des Freundes Lebensgefährtin und führt gelegentlich offene Klage über Goethes „elende häusliche Verhältnisse". Wieviel dann der Klatsch von Christianens „Tanzwut" und „Trunksucht" gefaselt hat, wie er selbst ihre Liebestreue mit dunklen Andeutungen zu verdächtigen sich vermaß, zum mindesten aber an ihrer vollblütigen und runden, in späteren Jahren beleibt-untersetzten Erscheinung gefliſſentlich Anstoß nahm, bis Bettinas vorlauter Witz das schnöde Wort von der „Blutwurst" erfand — alles dieses zusammenzuzählen ist eine recht unlustige Aufgabe; es erklärt aber in seiner Totalität Christianens unfreundlichen literarischen Leumund, der ihr mehr als ein Jahrhunderte lang treugeblieben ist.

Nachdem aber nunmehr, seit dem 6. Juni dieses Jahres 1916, sogar schon ein Jahrhundert seit Christianens Todestage dahingegangen ist, ist die Zeit reif und überreif geworden, das bisherige Schmähurteil (man kann es anders nicht bezeichnen) beiseitezusetzen, es vorurteilsfrei und an der Hand urkundlichen Stoffes nachzuprüfen. Schon begann ja hie und da die Erkenntnis allmählich zu dämmern, und Eduard Engel hat in seiner 1910 erschienenen, durch freimütige Nüchternheit oft herzerfrischenden Goethebiographie für Christianen ritterlich eine Lanze eingelegt. Doch war eine Generalabrechnung vonnöten. Und diese ist jetzt in doppelter Weise erfolgt. Vor allem durch die in zwei Bänden veranstaltete, nach Möglichkeit vollständige Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Christiane, besorgt von einem der hervorragendsten Goetheforscher, Professor Hans Gerhard Gräf in Weimar (im Verlage von Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Dann aber auch durch eine eindringliche, von wahrer Schwesternliebe eingegebene Biographie Christianens, geschrieben von einer jungen Wienerin, Etta Federn, auf Grund eingehender Untersuchungen (Delphin-Verlag, München). Bei Gräf spricht, abgesehen von der lichtvollen Einführung und den sehr gelehrten, aber unaufdringlich zurückgeschobenen Erläuterungen, nur das handschriftliche Material. Pedanten werden es vielleicht tadeln, daß es nicht in heraldischer Treue auftritt und daß die ununterbrochen fortlaufenden Rechtschreibungsfehler und Wortverschlampungen der sorglosen und eilfertigen Briefschreiberin uns in der Druckwiedergabe erspart bleiben. Doch der Heraus-

Digitized by Google

geber hat hierin völlig recht getan. Gedruckt sieht so etwas doch ganz anders, viel störender und — unfeiner aus als geschrieben, und es hätte durch Dauerlektüre geradezu zum Ärgernis werden müssen. Es genügt, wenn einige Proben uns von Christianens Schreibgewohnheiten eine Vorstellung geben; wir können dann auf weitere Intimitäten verzichten. Die Darstellung von Etta Federn bringt naturgemäß nicht solche Fülle der Einzelheiten wie die Veröffentlichung von Professor Gräf. Dafür greift sie weiter aus und läßt auch andere Quellenwerke mitreden. Im allgemeinen ist Fräulein Federn in gutem Eifer geneigt, Christianens Bedeutung für Goethes Gesamtdasein zu überschätzen. Für sein häusliches Dasein freilich, für sein rein menschliches Behagen und hiermit für die ihm so wichtige Ökonomie in der Verteilung seiner Kräfte kann Christiane überhaupt nicht überschätzt werden. Sie hielt den Ärger des Alltags von Goethe fern, ließ reine Luft und friedlichen Sonnenschein in sein Haus, nährte, kleidete und bettete ihn zur Zufriedenheit und schuf so die wichtigste Unterlage aller Schaffensbedingungen. Goethe vergalt es ihr mit Dank und unerschütterlich gleichbleibender Liebe. Achtundzwanzig Jahre lang. Die simple Zahl, auch hier spricht sie wieder das letzte unwiderleglichste Wort.

⁂ ⁂ ⁂

„Hier sind wir in dem Lande der Bergnymphen," schrieb Goethe am 10. August 1789 aus Ilmenau an Herder, „und doch kann ich Dir versichern, daß ich mich herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wiederzufinden, dessen Existenz die Frau Dir wohl vertraut haben wird." „Ein gewisses kleines Erotikon" — diese absichtlich kühl und leicht gewählten Worte lassen kaum durchschimmern, was Christiane wohl auch damals schon für Goethe bedeutete. Aber sie zeigen deutlich den Ursprung der ganzen Beziehungen: die sinnliche Anziehungskraft des liebegewährenden Mädchens. Wozu das verschleiern oder herabmindern? Für Goethe bedeutete es sehr viel. Der Dichter jubelte in ihm auf und ergoß in sich bald zierlich belebten und heiter tändelnd, bald auch glühend sehnsüchtigen, leidenschaftlich parteinehmenden Versen.

„Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du so schnell dich ergeben,
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir"

— diese Anrede der bekanntlich in Weimar nach der Heimkehr gedichteten „Römischen Elegien" zeigt den zart und gütig besorgten Liebhaber, der das Schätzchen über den Ernst seiner Empfindungen zu beruhigen versucht. Wie ein reizendes kleines Abenteuerchen hatte es begonnen, und Christiane mag sich wohl zuweilen Gedanken gemacht haben, ob sie nicht zu rasch sich habe gewinnen lassen. Doch in diesem unwiderstehlichen Zueinanderkommen lag soviel Poesie! Und nicht bloß das liebende Mädchen, auch der schon reife Liebhaber war voll raschen jugendlichen Feuers. Wenn er die Liebste „beschlich" (er gesteht es unumwunden), welch reizende Situationen ergaben sich dann manchmal! So etwa, wenn er sie auf dem Sofa eingeschlafen fand und dann nicht zu wecken sich getraute: was er mit dem Wort des Dichters und dem Stift des Zeichners doppelt festhielt. Gerade die wiederholten Zeichnungen aus jener Zeit sind besonders beredt. Sie sind wie in stiller Verschämtheit gemacht — man sieht förmlich das Auge des Dichters, wie es in die geliebten und weichen, lockenumflossenen Züge, in die anmutig hingegossene zierliche Gestalt beglückt sich vertiefte. „Ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe." Auch diese Worte schrieb Goethe an Herder, ein Jahr später als die erstgenannten, und man spürt aus dem Ton, daß er es nun nicht mehr für nötig hielt, seine Gefühle zu verheimlichen.

Immer näher war Christiane ihm gekommen — um so mehr als er sie selbst und sein Anrecht auf sie von Anfang an hatte verteidigen müssen. „Welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?" So geradeheraus schrieb Goethe an niemand anderen als an Frau von Stein. Und: „Hilf mir selbst," glaubt er sie bitten zu sollen, „daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht" (Juni 1789). Wenn hier Goethe zuzugeben scheint, daß seine Liebesbeziehungen zu Christianen gewisse Gefahren in sich bergen, so spricht er schwerlich frei aus seinem Herzen heraus, sondern stellt sich, als Seelenkenner, auf den Standpunkt der Briefempfängerin. In Wahrheit hatte bereits Unwiderrufliches sich angesponnen. Ein halbes Jahr später, am 29. Dezember 1789, gebar Christiane Goethen einen Sohn, den nach dem herzoglichen Freunde benannten August — das einzige Kind von fünfen (bis 1802 geborenen), das am Leben blieb. Gewiß wird man anzunehmen haben, daß zumindest von diesem Ereignis ab die Bande, die Goethen mit Christianen vereinten, von ihm als unlöslich betrachtet wurden, wenn er sie auch fürs erste noch nicht förmlich sanktionierte. Aber nicht bloß Goethes oft bekräftigte und ungemein hohe Auffassung von der Heiligkeit und Einmaligkeit der Ehe legen diese Deutung nahe, auch der besondere Umstand, daß Goethe im Jahre 1813, fünfundzwanzig Jahre nach dem Einanderfinden mit Christianen, das Fest seiner Silbernen Hochzeit beging, wenn auch mit einigen Wochen Verspätung. Am Datums-Tage selbst in Teplitz zurückgehalten, schreibt er nach Hause: „Den 12. Juli habe ich bei einem großen Gastmahl im stillen gefeiert." Also vergessen hatte er ihn nicht, auch fern von der Gattin. Und welche Bedeutung

Digitized by Google

diese Erinnerung für ihn besaß, bekundete er über alle Zeiten hinaus durch das jedermann bekannte innige Gedicht: „Ich ging im Walde so für mich hin" — mit der besonderen Betonung, daß er das Blümchen, das sich ihm dargeboten, nicht gebrochen, sondern mit allen Wurzeln ausgehoben und in seinen eigenen Garten verpflanzt habe.

Jedenfalls wer einmal in das behagliche Heim, in dem Christianens Hand und Geist fürsorglich walteten, hätte hineinblicken können, würde nichts anderes erschaut haben als ein ungestörtes, auf Liebe und Achtung gegründetes, echt deutsches Familienleben. Goethe, der Lebenskünstler, wußte sehr genau, weshalb er gerade hierauf so großen Wert legte. Wollte er sich in voller Sorgenlosigkeit und mit uneingeschränkten Kräften seinen hohen Aufgaben widmen, so mußte die Maschinerie um ihn, die ihm das Wohlsein des Alltages gewährleistete, mit geräuschloser Regelmäßigkeit vor sich gehen und überflüssige Hemmungen, sowie unerwünschten Nervenverbrauch von ihm abwehren. Daß Christiane gerade diese Seite ihrer Aufgabe begriff und wohl bis zur Vollkommenheit löste, dürfen wir allein schon aus der Abwesenheit aller Klagen schließen, die der keineswegs anspruchslose, in mancher Hinsicht sehr verwöhnte Herr Geheimrat sonst nicht ermangelt haben würde anzubringen. Aber im Gegenteil, kaum ein Brief ging aus seiner Hand an die Geliebte, ohne daß er ein Wort des Lobes und des Dankes, neben mancher frei geäußerten Bitte und häufiger Beteuerung der Zärtlichkeit, in sein Heim gelangen ließ. Und so handeln denn die Briefe, die er an Christianen richtete, und nicht minder diejenigen, die sie ihm zurückschrieb, ganz überwiegend von den kleinen Dingen des Tages: vom Essen und Trinken; vom guten Wohnen und Schlafen; von Verrechnungen und Geschäften; von Dienstboten und vom Kinde; von Gartenarbeiten, von Blumen und Früchten; vom Sichkleiden und von der Gesundheit; vom Fortbleiben und Wiederkommen; und was dergleichen mehr. Wer sich hierüber erhaben dünkt, mag die Nase rümpfen. Sollte er ohne diese äußeren Anzeichen der Zivilisiertheit auszukommen wissen, so mag er sich, vor wem immer dessen rühmen. Nur vor Goethe hätte er es nicht tun dürfen, er hätte damit bei ihm kein Glück gehabt.

Und so ist es denn eine eigenartige Ergänzung zu Goethes bekanntem Persönlichkeitsbilde, wenn er uns in seinem Briefwechsel mit Christiane als biederer und besorgter deutscher Hausvater, gleichsam in Schlafrock und Pantoffeln, entgegenkommt. Ist es denn notwendig, ihn immer als Olympier zu sehen? Konnte er immer Olympier sein? Er kehrte diese Seite ja gern ein wenig hervor, in der Öffentlichkeit und bei offiziellen Empfängen. Da wußte er den Abstand sehr zu schätzen und zu betonen. Doch für uns Nachgeborene, die wir im Geiste den ganzen Menschen in vollster Rundheit zu ermessen bestrebt sein dürfen, ist ein vertraulicheres Nahetreten wohltuend und erlaubt. Wir werden unseren Respekt vor dem Gewaltigen keineswegs herabmindern, wenn wir ihn, auch außerhalb seiner Unsterblichkeitshaltung, als schlichten Alltagsmenschen belauschen dürfen. Nur tiefer werden wir ihn und wärmer dadurch verstehen. Wurzelt doch gerade bei Goethe im Menschen recht eigentlich der Dichter — im Menschen, der ohne Verkünstelungen und Zurechtschraubungen an allen irdischen Strebungen und Begehrungen leidenschaftlich teilnahm, der allem Natürlichen jederzeit offen stand, unmittelbar, lebhaft, auch dem Kleinsten und Alltäglichsten. Das Menschliche ist bei ihm gleichsam die Keimzelle des Poetischen, von wo aus es sich bis ins Kosmische hinaus erweiterte. Darum durfte ein Goethe von seinem den höchsten Dingen zugekehrten Geist wohl auch einmal sich abkehren und scheulos ausruhen, selbst im Allzumenschlichen.

Vielleicht bietet eine gewisse Portion Trivialität und Materialismus den großen Dichtern mitunter ein sehr gesundes inneres Gegengewicht. Und wenn sie einmal „Schwächen" dieser Art haben, so ist es immerhin verzeihlich. Sind doch alle Künstler zugleich auch Sinnenmenschen und selbst den niederen Genüssen dieses Erdendaseins, in Gestalt guter Braten oder Weine, keineswegs abhold. Es ist lustig zu lesen, wenn Christiane einmal (Sommer 1803) ein Gasthaus in Lauchstädt besonders herausstreicht, weil es da recht gut zu essen gebe, und naiv hinzufügt: „Das wär' so was vor Dich und Schiller." Also für den anderen Dioskuren auch! Welch eine Entgötterung! Aber vielleicht hat hier Christiane die Hochwandelnden auf ihr eigenes niedriges Niveau herabgezogen? Es scheint — muß ich „leider" sagen? — doch nicht so. Goethe spricht vom Essen gern und viel; und ebenso auch vom Trinken. Beides war ihm keine gleichgültige Sache. War es einmal nicht nach Wunsch, so konnte er selbst donnernde Register ziehen. So meldet er etwa, April 1810, aus Jena, daß das Essen ihn „beinahe zur Verzweiflung" bringt. „Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Zervelatwurst, Brot und rotem Wein gelebt. Auch sehe ich unter den hiesigen Umständen gar keine Rettung ... Ich bitte Dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Botentage etwas Gutes, Gebratenes, einen Schöpsenbraten, Kapaun, ja einen Truthahn zu schicken, es mag kosten, was es will (unterstrichen!), damit wir nur ... irgend etwas haben, was sich nicht von Schwein herschreibt. Ich mag Dir nicht sagen, wie verdrießlich und ärgerlich ich die Zeit her gewesen bin, wenn ich mit einem übertriebenen, und ganz unschicklichen Aufwand entweder hungern oder etwas genießen mußte, was mir offenbar schädlich war." Die homerischen Götter

Digitized by Google

und Helden konnten kaum tiefer grollen, wenn ihnen zukommende Lendenstücke ihnen vorenthalten blieben. Goethe aber liebte die „Schlampamps-Stündchen"; und Christiane desgleichen, teils um dieser selbst willen, teils weil sie den Freund dann besonders aufgeknöpft, zugänglich und gebefroh wußte. Und so hielt denn Goethe sehr auf einen guten Weinkeller und ließ nicht leicht eine „schickliche" Gelegenheit vorübergehen, ohne ihr durch eine Flasche Besseren eine besondere Weihe zu geben. Daß hierbei Christiane wacker mittat, hat sie ihm sicherlich nicht unsympathischer gemacht. Er hat es jedenfalls mit aller Nachsicht zu würdigen gewußt, wenn sie von ihrem ersten Besuch in Frankfurt bei der Mutter (August 1797) etwa schrieb: „Auf Deinen Geburtstag da müssen etliche Bouteillen aufgehen, denn da werden meine Freunde, jung und alt, eingeladen. Wenn ich nur ein paar Fläschchen Malaga hätte! Was recht übel war, daß mir (so schreibt sie für „wir") in Frankfurt keine Flasche Champagner getrunken haben. Das betrübt mich ordentlich."

Die beiden Liebesleute wußten einander also ehrlich Bescheid zu tun. Und daß sich der Klatsch daran hing, ist nicht weiter verwunderlich. Doch wenn Christiane gewiß auch keine Kostverächterin war (so wenig wie Goethe), bis zu dem, was böse Zungen aus ihr zu machen beliebten, war dennoch ein weiter Weg. Und es muß entschieden in Abrede gestellt werden, daß sie ihn zurücklegte. Gewiß, sie genoß gerne etwas Gutes — in ihren Erholungsstunden! So wie sie sich auch gern gut kleidete! Aber sonst war sie eine tüchtige und höchst gewissenhafte Arbeiterin, die sich niemals scheute, sich gehörig abzurackern. „Die Wäsche wartet" oder „ich muß zum Wäscheschrank" findet sich dutzendmal in ihren Briefen, indem sie zugleich eilfertig abbricht. Und nichts bringt sie in größere Erregung, als wenn sie sich einmal glaubt denken zu müssen, daß es ihrem Geheimrat an irgend etwas mangeln oder gesundheitlich übel ergehen könne. Dann ist ihr kein Wort der Entschuldigung zu viel, nicht etwa, weil sie sich vor Schelte fürchtete (die bekam sie kaum je aus Goethes Munde zu hören), sondern weil es ihrem Hausfrauen-Herzen wehtut, wenn dem geliebten Manne etwas abgeht. Seine Zufriedenheit ist ihr Höchstes; man möchte fast sagen ihr einziger Ehrgeiz. Er soll es gut bei ihr haben — besser, als bei irgendeiner anderen! Sie wird schon gewußt haben, weshalb — gewußt, daß sie den für Frauenreize stets Empfänglichen gerade hierdurch in besonderem Maße an sich kettete.

⁂ ⁂ ⁂

Und es ist rührend zu sehen, wie Goethe an ihr hing. An ihr und dem Kinde. Wie er von jedem Ausflug und erst recht von jeder größeren Reise sich freundlich und liebevoll nach beider Befinden erkundigt und auch niemals etwas mitzubringen oder von weither einzuschicken vergißt. Das erregt jedesmal großen Jubel und weckt überströmende Dankesbezeugungen. „Das war heute morgen eine Freude," heißt es etwa (Juni 1798), „als die Botenfrau kam. Das Mütterchen und Bübchen schrien alle beide zusammen: Was das für ein guter Vater ist! Wie der immer vor uns sorgt!" Um welch kleine Dinge es sich hierbei handelt, zeigt der beiliegende Brief des kleinen August, in dem dieser für „die vielen und schönen Kirschen" und „das süße Zuckerbrot" dankt. „Als die schönen Sachen ankamen, lag ich noch im Bette und konnte meine Augen nicht aufbringen; welches aber sogleich geschahe, sobald ich die Schachtel erblickte." Doch es gab natürlich auch größere und wertvollere Gaben, besonders für die Mutter. So ist einmal viel von einem in Wien bestellten Schal die Rede, der auf der Post lange unterwegs bleibt. Als er endlich ankommt, ist Christiane ganz entzückt; sie beteuert und läßt andere mitbeteuern, daß sie nie ein so schönes Stück gehabt habe. Wie sorgfältig und liebevoll Goethe derlei Geschenke aussuchte, wie kennerhaft er sie zu beurteilen wußte, beweist folgende Stelle (vom August 1808): „Auch ein hübsches Seidenkleid habe ich Dir angeschafft, ein Zeug, den sie Levantine nennen, königsblau, eine Farbe, die jetzt viel getragen wird. Es werden Kleider draus gemacht, ohne Schleppe, wie eine Art Pekesche, womit man aber überall hingeht, wenn man sich nicht ausdrücklich putzen will."

Zu vielen Dutzenden gibt's solche Stellen, die alle beweisen, in welch herzlicher Intimität die beiden Liebesleute miteinander hausten. Sie hatten sogar ihre drollige gemeinsame Geheimsprache, die sich auf die allerintimsten Dinge bezog: wenn etwa von „Krabskrälligkeit" und „Pfuiteufelchen" oder von „Häsigkeit" und vom Besuch des „Meerweibchens" die Rede ist — mythologische Wendungen, die hier nicht gedeutet werden können. Für Einkäufe von allerhand Kleinzeug gab es den Ausdruck „Judenkrämchen" und für Kokettieren und Flirten „Augelchen machen". Von „Augelchen" (oder „Auglichen") ist, zumal in den früheren Zeiten, ganz regelmäßig die Rede. Es ist die Art, wie die leichtbeweglichen Liebesleute einander gegenseitig launig vermahnen, oder wie sie neckische kleine Beichten oder auch Treuebeteuerungen austauschen. Und stets folgt dahinter ein: „Lebwohl und behalt mich lieb" oder ausholender und inniger: „Ich muß Dich einmal wieder an mein Herz drücken und Dir sagen, daß ich Dich recht lieb habe." Gegenseitige Nachsicht, da es sich um Harmlosigkeiten handelte — bei Goethe freilich nicht immer! — verstand sich von selbst; wird aber mitunter auch ausdrücklich bezeugt. So wenn der Gatte aus Karlsbad schreibt: „Daß ich hier in Gesellschaft der alten Augelchen ein stilles Leben führe, dagegen hast Du wohl nichts einzu-

Digitized by Google

wenden; auf alle Fälle wirst Du Dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte." Und Christiane nahm keinerlei Anstand, derlei Nachrichten offenherzig zu geben. Zumal ihre Briefe aus Lauchstädt vom Juni und Juli 1803 (sie zählte damals 38 Jahre) wimmeln von kleinen munteren Zügen dieser Art, bei denen ein minder Freidenkender als Goethe wohl manchmal den Kopf geschüttelt hätte. Aber der Dichter hatte Freude daran, wenn sein Lieb, das ja ein „kleines Naturwesen" war und in dieser ihrer Eigenart nicht behindert werden sollte, vor Lebenslust sprühte, nächtlich die Schuhe durchtanzte und mit aller Welt lachte und scharmutzierte. Er schickte ihr nach Lauchstädt sogar zu ihrem Privatbedarf Wagen und Pferde mit Kutscher und Diener: sie sollte auftreten und Ausflüge machen und, obwohl damals noch Demoiselle Vulpius, ihren hochstehenden Freund, zumal als Theaterdirektor, angemessen repräsentieren.

Mit dem Theater stand Christiane überhaupt auf sehr nahem Fuße. Sie besuchte es regelmäßig und erwarb sich allmählich ein ganz gutes künstlerisches Urteil über die Leistungen. Goethe begünstigte dies sehr. Er betont einmal, gerade im Hinblick auf Christiane, welchen Bildungswert das Theater, „wenn man so zehn Jahre lang es alle Abende besucht", habe; und er ist sich dessen bewußt, daß gerade auf diesem Wege seine Lebensgefährtin, abgesehen von seiner eigenen täglichen Gesellschaft, „eine Art von Kultur" erlangt habe. Nebenbei aber bediente Goethe sich Christianens sehr geschickt als einer Vermittelungsperson zwischen seiner unnahbaren Hoheit und dem Theaterpersonal, vor allem dem Schauspielervölkchen. Christiane besaß durch ihre lebensunmittelbare Frische und geradherzige Ausdrucksweise (durch die sie mitunter an Goethes Mutter, die herrliche Frau Rat, erinnert) eine schätzenswerte Fähigkeit, das Vertrauen der Menschen zu erwerben und sie zu freimütiger Aussprache zu veranlassen. Dabei war sie ihrem Geheimrat so unbedingt ergeben, daß sie sich niemals etwas vergab, vor allem keine Versprechungen leistete, noch Hoffnungen erweckte, die diesem später hätten lästig fallen können. So eignete sie sich vortrefflich dazu, öfters als eine Art von Referentin in Personal- und Kassenangelegenheiten fürs Theater aufzutreten und hatte nicht selten bei geschäftlichen Dingen die Hand irgendwie im Spiel. Oder sie durfte gelegentlich auch die menschliche Seite gewisser Vorkommnisse oder Streitfälle herausuchen und betonen und so unter der Hand Gutes wirken. Jedenfalls genoß sie hier Goethes volles Vertrauen. Und auch auf ihr Urteil, zumal über schauspielerische Darbietungen, scheint er etwas gegeben zu haben. Er fordert es öfters ein, und sie gibt es gern und redselig zum Besten.

So ist auch die höhere seelische Beziehung zwischen den an Bildungsgrad so sehr verschiedenen, mehr durch ihr Gefühlsleben verbundenen zwei Menschen im Laufe der Jahre ein immer engerer geworden. Die Briefe legen davon Zeugnis ab. Der stoffliche Umkreis erweitert sich mehr und mehr. Immer mehr nimmt Goethe die Gewohnheit an, von allem, was er draußen sieht und durch Betrachtung sich aneignet, in tagebuchartigen Berichten an Christianen Meldung zu erstatten. Vielleicht, weil ihm das zum Bedürfnis geworden war; aber sicher auch in erzieherischer Absicht. So wird z. B. auch die Begegnung mit Beethoven erwähnt, und es fällt dabei das prachtvoll kennzeichnende Wort: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen." Weit mehr freilich ist gleichzeitig von Begegnungen mit der Kaiserin aus Wien die Rede. Goethe ist von dieser Dame seltsam hingerissen. Er wird nicht müde, sie anzudichten, und ist von der gnädigen Aufnahme seiner Huldigungen entzückt. Und ebenso meldet Christiane zurück, daß die Gedichte auch in Weimar besprochen wurden und hohe Befriedigung erweckten. Leider muß gesagt werden, daß nur durch dieses Mittelglied einer hochstehenden Persönlichkeit bei Christianen ein irgendwie nennenswertes Teilnehmen an Goethes dichterischer Tätigkeit bezeugt wird. Goethe hat ihr zwar die eine und andere Dichtung nach ihrer Vollendung, z. B. „Hermann und Dorothea", vor allem aber (schon um des persönlichen Interesses willen) viele Kapitel aus seiner Lebensgeschichte vorgelesen. Jedoch finden sich in den Briefen keinerlei Bekenntnisse aus seiner dichterischen Werkstatt, noch gar Aufschlüsse über sein tieferes Innenleben. Wohl berichtet er ziemlich regelmäßig über den Fortgang seiner Arbeiten, doch fast ausschließlich im Hinblick darauf, wie weit diese seine Kräfte in Anspruch nehmen und wie lange sie ihn wohl von Hause fernhalten werden. (Denn Christiane zählt die Tage bis zu seiner Wiederkehr.) Von inneren und künstlerischen Fragen wird nichts mitgeteilt, und man muß dessen gedenken, daß Goethe sich mit Bezug auf Christianen einmal ganz unumwunden dahin ausgesprochen hat, daß „das Reich des Geistes kein Dasein für sie habe". Das ist ein Königswort, an dem man nicht drehen noch deuteln soll. Für reingeistige Dinge hat daher Goethe bei seiner Gattin niemals Verständnis und Interesse zu werben getrachtet. Er war ein zu guter Kenner der Herzen und Naturen, um in der Hinsicht Vergebliches auch nur zu versuchen. Um so sicherer darf man überzeugt sein, daß da, wo er spricht, er auch ein Entgegenkommen voraussetzen konnte. Und darum will es nicht wenig bedeuten, daß er über künstlerische Eindrücke, z. B. vom Naumburger Dom, vor allem aber von seinem Besuche der Gemäldesammlung altdeutscher Meister bei den Brüdern Boisserée in Heidelberg (September 1814) in voller Ausführlichkeit

Digitized by Google

tagelang berichtet. Bis hierhin, wußte er, reichten Christianens geistige Fähigkeiten und Interessen. Die Kunst war das Tor, durch das er sie zu Höherem führen konnte. Half ihm doch hier die mehr und mehr geweckte gesunde Kraft ursprünglicher und unverbildeter Instinkte.

So wertvoll und, wenn man will, tröstlich es sein mag, daß Goethe auf diesem Wege die engstverbündete Gefährtin seines Lebens auf eine höhere Warte zu geleiten wußte, so muß man sich dennoch darüber klar bleiben, daß hier der eigentliche Wert dieser Beziehungen nicht liegt. Goethe wollte bei Christianen ausruhen, und das konnte er. Sie hat ihm, wie er dankbar berichtet, nie einen bösen Tag gebracht. Sie lenkte Gleichmaß, Ruhe, Heiterkeit in sein Leben. Sie gab ihm im besten Sinne Stetigkeit.

Und das ist viel. Zumal sie, alles in allem, recht anspruchslos ihm gegenüber blieb. Selbst auch was das Liebesleben und die Liebesempfindungen angeht. Denn trotz ihrer kleinen Eifersüchteleien wegen der „Augelchen" war sie für Goethe doch kein Hindernis, daß sein Herz gegenüber einer Minna Herzlieb, einer Bettina und vor allem einer Marianne von Willemer in lodernde Flammen aufschlagen konnte. Ein Weib, das ihn in dieser Hinsicht beschränkt oder kleinlich kontrolliert hätte, hätte Goethe, dieser souveränste aller Künstlerheroen, nicht brauchen können. Nahm er Christianen, wie sie war, so wollte er auch von ihr ebenso genommen sein. Und weil er sie in der Hinsicht als goldecht erprobt hatte, weil er wußte, daß er an sie (laut dem Gedichte „Das Tagebuch") durch keine erzwungene „Pflicht", sondern nur durch freigeschenkte „Liebe" gebunden war, deshalb brauchte er kein Bedenken zu tragen, das Verhältnis, das er achtzehn Jahre lang als ein völlig fesselloses geführt hatte, schließlich auch nach außen hin durch das Band der Ehe zu heiligen (19. Oktober 1806). Für Goethe hatte dies wohl keine höhere Bedeutung als die einer Form. Er war jetzt ebensowenig *mehr* gebunden, als er es früher *weniger* gewesen war. Lediglich der Gesellschaft, insbesondere dem sachsen-weimarischen Hofe gegenüber, bedeutete die kirchliche Vermählung eine Veränderung. Christiane war jetzt Frau Geheimrat und Exzellenz und hatte Anspruch darauf, daß man ihr dementsprechend begegnete. Sie hat dies keineswegs unterschätzt, unterzeichnete ihre Briefe von jetzt ab „Ch. von Goethe" und weiß oft genug von höfischen Empfängen und Konversationen mit Prinzen und Prinzessinnen zu berichten. Sie fühlte sich durchaus comme il faut und war sicherlich von Goethe völlig dahin erzogen, sich entsprechend zu betragen.

Uns aber braucht diese Standeserhöhung in keiner Weise zu imponieren. Das Beste war und blieb doch die alte Christiane — sie, die einst in freier Liebeswahl des Egmontdichters Klärchen wurde. (In einem anderen Sinne, als sie vermeinte, hatte hier Frau von Stein das Richtige getroffen.) Und konnte es, im Sinne Goethes selbst, wohl eine vollgültigere Sanktionierung geben, als indem er die Geliebte als Tochter seiner hochverehrten Frau Mutter zuführte? Schon 1792, als er zur Kampagne nach Frankreich reiste, weihte er in Frankfurt die Mutter in alles ein und erzählte ihr abermals davon im folgenden Jahre, während der Belagerung von Mainz. Und die Frau Rat fand es daraufhin selbstverständlich, Christianen einige Aufmerksamkeiten zu übersenden und ihr einen herzvollen Brief zu schreiben, in dem sie sich als ihre „Freundin Goethe" bezeichnete. Im Jahre 1797 reiste dann Christiane mit August zu ihr auf Besuch und wiederholte dies noch einmal 1807. Frau Rat aber schrieb an ihren Sohn: „Du kannst Gott danken! So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt (da ich sie genau kenne) über *alles*, was Dich angeht. Und was mir unaussprechlich wohltat, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten ... Alle vereinigten sich mit mir, Dich glücklich zu preisen." So schrieb eine Mutter, und welche Mutter! Jedes ihrer Worte wiegt. Es gibt für Christianen kein höheres Lob als dieses. Nur eines noch: Goethes unerschütterliche Liebe bis zum Ende und über das Ende hinaus. Denn als sie, von der bis dahin die Ärzte allenfalls zugegeben hatten, daß sie „vor lauter Gesundheit krank" sein möge, am 6. Juni 1816 ziemlich jäh vom Tode hingerafft wurde, da brach auch in Goethe manches entzwei. Am Todestage schrieb er in sein Tagebuch: „Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir."

Achtundzwanzig Jahre lang war sein Dasein ausgefüllt und mit Lebensfreude begnadet gewesen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Alfred Huggenberger, Die Geschichte des Heinrich Lentz (Leipzig, L. Staackmann) — Franz Karl Ginzkey, Der Gaukler von Bologna (Ebenda) — Anna Schuller-Schullerus, Heimweh (Leipzig, C. F. Amelang) — Gorch Fock, Nordsee (Hamburg, M. Glogau jr.) — Kurt Faber, Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen (Stuttgart, Rob. Lutz) — Lene Haase, Meine schwarzen Brüder (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse (München, J. F. Lehmann) — Winkelglück. Ein fröhliches Buch aus ernster Zeit (Leipzig, Quelle & Meyer)

Eigentlich sollte heut wohl ein Tannenzapfen, bebändert und mit Schaumgold verziert, vor mir hängen. Denn was ich diesmal schreibe, wird unter Menschen kommen, die schon an Weihnachten denken, und der Tannenzapfen würde mich mahnen, darauf Rücksicht zu nehmen und die Worte festlich abzustimmen. Es würde auch gar keine Schwierigkeiten machen: in einem der Bücher, die heute zu nennen sind, steht der Christbaum über ein Kindheitsparadies, und ich brauchte ihn nur säuberlich aus dem Buch herauszuheben und ihn hier an den Anfang zu stellen. Aber ich habe nicht den ungetrübten Mut dazu; Weihnachten ist schon so lange nicht Weihnachten mehr. So wollen wir es lassen. Es ist zu „dicke Luft", sagen sie an der Front.

Von Friede und Freude wollen wir uns ja trotzdem gern erzählen lassen. Es bekommt etwas Märchenhaftes ... so als wäre es gar nicht mehr wahr, daß wir einst singend durch die schöne Gotteswelt gewandert sind und immer ein helles, fröhliches Lachen bereit hatten. Wir haben seitdem zu viel Schweres und Schreckliches gesehen; das Lachen sitzt keinem mehr so lose. Aber verlernt haben wir es deshalb noch lange nicht. Das rechte tapfere Menschenherz ist wirklich gar nicht umzubringen. Auch das schwermütigste und verlassenste heilt sich, wie Conrad Ferdinand singt, „mit ein bißchen Freude". Und weil der schwermütigen und verlassenen Herzen in aller Welt heute mehr als je sind, haben wir die freudigen Dichter auch noch nie so nötig gehabt. Wer jetzt ein wenig Fröhlichkeit zu vergeben hat, der soll sie nicht einbalsamieren und wegstellen, sondern soll sie herauslassen. Heißt das: jene Fröhlichkeit, die aus einem starken Herzen quillt, die sich mit dem Schmerz nicht nur verträgt, sondern oft wohl erst aus verwitterten Schmerzen aufblüht; eine Fröhlichkeit also, die auch dem Wunden noch wohltut.

Alfred Huggenberger, der Schweizer, hat uns oft diese gute Fröhlichkeit gezeigt. Er hat uns Mut gemacht, wenn wir einmal müde waren. Er hat uns den stärkenden Hauch seiner Felder in unsere Städte getragen. Er brachte die reine Luft seiner Heimat, die Stille seines Dorfes, die Freude an tüchtiger Arbeit, die Liebe zu Sonne und Erde mit. Ein Volksdichter besten Schlages, in einen kleinen Kreis gebannt, aber gesund, aufrecht, schelmisch, besinnlich und wurzelecht. Männer dieser Art können wir immer brauchen.

„Die Geschichte des Heinrich Lentz", die er uns diesmal erzählt (Leipzig, L. Staackmann), beginnt wieder mit herzstärkender Schelmerei. Man hat sofort ein Lächeln in den Augen, wenn einem der alte „Wegknecht Martin Lentz" vorgeführt wird, der „keiner von den Großen in Lentzenholz" ist. Zeitlebens ist er auf sein Dorf stolz gewesen und hat für den Nachbarort, für „die da hinten" eine gelassene Verachtung gehabt. „Man bekommt ganz andere Gedanken," meint er, „wenn man die Sonne sozusagen aus der ersten Hand hat." Auch seinem Sohne bringt er den „Ortligeist" bei; er will ihn zu einem „Karakter" erziehen. Er selber aber verfällt auf seine alten Tage einem tragischen Schicksal. Ob er will oder nicht: er muß bei denen da hinten, bei den feindlichen Nachbarn, Arbeit nehmen, und das drückt ihm schier das Herz ab. Ja, es beschleunigt geradezu seinen Tod. Die große Niederlage seines Lebens kann er nicht verwinden. Wie er zu seinem Sohn darüber redet, wie er zum letztenmal seine Herzensfreude, den weißblühenden Kirschbaum ansieht, das ist so schön und schlicht gegeben, wie es wenige können. Mit Leib und Seele ist man bei dem alten Kerl. Und heimlich habe ich mich auf dem Gedanken ertappt, daß ich nicht viel dagegen hätte, wenn mit seinem Leben und Tod überhaupt alles zu Ende wäre. Schöner wird das, was folgt, doch nicht.

Was folgt, ist eben die Geschichte des Sohnes, des dritten Heinrichs. Ein Stück Erziehungsroman, ins Kleinbäurische übersetzt. Eine dörfliche Liebeshäkelei zwischen dem störrigen Hans und der trutzenden Grete. Wahrscheinlich hat sich unser Erzähler gesagt: ich will meinen Helden erst tüchtig anlaufen lassen, er soll sich erst Beulen an seinen Dickkopf schlagen, er soll drauf und dran sein zu versumpfen, ehe ich ihm die rettende Hand hinstrecke. Das ist gewiß ein

Digitized by Google

annehmbarer Vorsatz. Und wenn der Dickkopf mir gefällt, will ich gern mit ihm gegen die stärksten Scheunentore rennen. Aber auch das Törichte, was er anstellt, muß Hand und Fuß haben. Es muß sich lohnen, Seite an Seite mit dem Helden zu bleiben.

Ob das hier zutrifft, ist die Frage. Der Heinrich Lentz mit seinem „Karakter" erweckt zunächst zwar die besten Erwartungen. Doch mit einem Male ist der Punkt da, wo unsere Teilnahme zerflattert. Die Heldentaten, die er im Nachbardorf mit Eifer verübt, sind nicht sehr geistreich, und wenn ich nachdenke, was der junge Mann sonst noch an Ergebnissen zu buchen hat, so fällt mir nur ein, daß er sich das geliebte Mädel ein paarmal vor der Nase wegschnappen, daß er sich von den verschiedensten Leuten über den Löffel barbieren läßt, daß ihm sein Häuschen überm Kopf versteigert werden soll und daß er sich auf den Wirtshauslumpen vorbereitet. Das ist nicht sehr verheißungsvoll. Ein Menschenleben, hat Gustav Frenssen einmal gepredigt, ist lang genug, um etwas Ordentliches daraus zu machen. Wenn der Heinrich Lentz das nicht fertig bekommt, so liegt die Schuld an ihm. Und es ist nicht durchaus sein Verdienst, daß zuletzt die noch immer Geliebte auftaucht, seine Gläubiger befriedigt, ihm eine kleine Stellung verschafft und ihn heiratet.

Wie gesagt, da stimmt etwas nicht. Huggenberger mag das selber gefühlt haben. Er ist nicht ganz mit dem Herzen dabei. Er kann das Beste, was er hat, nicht voll entfalten. Und sofort gewinnt seine Kleinwelt etwas Bedrückendes und Ergebnisloses. Man kann geistige Horizonte entbehren, wenn innige Gemütskraft dafür entschädigt. Aber wenn sie nicht stark genug ist, uns ganz an den Lentzenheinrich zu binden — was hat uns dann dieses Menschenkind noch zu sagen? Wir wollen hoffen, daß er ein vortrefflicher Chaussee-Aufseher wird, doch um zu diesem Ziele zu gelangen, dünken mich die Umwege zu weit.

Nein — ich flüchte von dem Jungen zu dem Alten, ich flüchte noch einmal von dem Sohne zum Vater, um ganz froh zu werden und den Huggenberger, den wir lieb haben, zu finden. Es ist wirklich schade, daß er die kleine Geschichte von Martin Lentz beiseite geschoben hat, um die große von Heinrich Lentz zu schreiben. Die kleine wäre ein Meisterstück geworden mit einem echten, ganz originellen Konflikt; die große ist das nicht. Man hat den Volksdichter Huggenberger hin und wieder neben den Volksdichter Rosegger gestellt. Rosegger ist breiter und tiefer in seinen besten Werken, aber der Schweizer ist künstlerisch vielleicht geschlossener und noch anmutiger. Für den Roman sind sie beide nicht geboren; in kleinen Geschichten bewährt sich ihr Können viel reiner. Und wenn sie dem Herben, Wuchtigen, Tragischen aus dem Wege gehen, so erfreuen sie uns besonders. Sie wohnen Sonnenseite und müssen mit einem verhaltenen Lächeln um die Lippen auf ihre Gestalten blicken dürfen.

Zu den Dichtern, die Mut und Freude bringen wollen, gehört auch Franz Karl Ginzkey. Er hat sein Ziel bisher allerdings nur in schönen Gedichten erreicht; seine Romane blieben ein bißchen dünn und zerbrechlich. Aber da er nun in den Jahren steht, wo man das Reelle schätzt, darf man hoffen, daß er auch als Erzähler mehr Fülle und Fett ansetzt und daß der gute Humor, der durch viele seine Verse blitzt, das Zepter immer sicherer ergreift. Sein neues Buch: „Der Gaukler von Bologna" — es vermeidet vorsichtig jede Gattungs-bezeichnung — unterstützt allenfalls diese Hoffnung.

Zuerst weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll und wo Ginzkey hinauswill. Er erzählt eine etwas bunt herausgeputzte Geschichte aus dem mittelalterlichen Bologna, dem „gelehrten und wohlgenährten". Von vornherein nimmt er den Ton leicht, und nach den ersten Kapiteln schätzt man, daß er zur Erholung auf den Pfaden des leichten Kostümlustspiels wandeln will. Es ist alles vorhanden, was den Bühnenerfolg solcher Dinger ausmacht, vor allem die Hosenrolle, ohne die es nicht geht. Ein lerneifriges Professorentöchterchen wirft sich in Scholarentracht, um die Vorlesungen besuchen zu können. Auch Volksfeste, Studentenstreiche, feierliche Professorendispute, die in einem „göttlichen Gelächter" enden, stehen zur Verfügung — für Ausstattung wäre also gesorgt. Immerhin bleibt das Vergnügen am Anfang recht mager, und die gute Laune ist mehr auf seiten des Erzählers, als des Lesers. Ein dozierender Professor, der plötzlich einen Luftsprung macht, weil ihm ein flüchtender Köter zwischen die Beine gerät; ein anderer Hochgelahrter, dem ein Vogel vom Aste eine kritische Randglosse gerade ins Buch fallen läßt — das sind so Beispiele der harmlosen Heiterkeit, die hier lacht. Man würde mehr Spaß daran haben, wenn diese Scherze saftiger erzählt wären. Da bewerfen sich zwei Parteien z. B. mit Eiern, bis sie dotterübergossen, mit verklebten Augen dastehen. Oder eine von Studentenrache verfolgte Schöne landet auf einem Esel, der mit ihr davongaloppiert. Man stelle sich vor, wie das im spanischen Schelmenroman oder im Don Quixote herausgekommen wäre. Grob Holz muß auch grob geschlagen werden, und Ginzkey bleibt zu manierlich, zu sehr im Maskenscherz.

Nötigt uns das „gelehrte" Bologna mit seinen Professorenperücken und seiner Scholastik nur ein flüchtiges Lächeln ab, so erweckt das „wohlgenährte" Bologna gerade heut „Wonne der Wehmut". Dem seligen Clauren hat Wilhelm Hauff einst nachgesagt, daß alle armen Schlucker seine Novellen mit besonderer Andacht läsen, weil er ihnen darin die köstlichsten Phantasie-Mahlzeiten auftische. So läuft uns kriegskosternährten Mitteleuropäern wahrhaftig das Wasser im

Digitized by Google

Der letzte Tropfen

Gemälde von Prof. Otto Seitz

Digitized by Google

Digitized by Google

Munde zusammen, wenn wir die Schlemmereien im akademischen Bologna sehen! Daß man sich zum Vergnügen mit Eiern bombardiert, daß ganze Körbe voll unter ungeheuerem Hallo zerschlagen werden, wird unseren heutigen Hausfrauen unfaßbar erscheinen, und das Übermaß sonstiger Herrlichkeiten und Leckerbissen führe ich nicht erst an, um die Herzen nicht schwach zu machen. Von alters her regieren in allen humoristischen Werken die großen Fresser, und Ginzkey bleibt der Tradition getreu. Wir erleben die Erfindung der Mortadella; als Wiener Ideale schweben Beinfleisch und Kaiserschmarren heran, und wer begriffe heute nicht, daß eine Wurst in einem Ritornell gefeiert wird? Zugegeben, daß die Wurst als lyrischer Stoff bis vor kurzem unmöglich war. Seit sie jedoch verschwunden, seit sie nur noch eine schöne Erinnerung ist, kann sie einen Lyriker gewißlich begeistern. Ich schlage eine Ode vor mit dem Titel „an die Entfernte".

Die Hauptperson Ginzkeys habe ich noch gar nicht genannt, eben den „Gaukler von Bologna", den Magister Boncompagno, der als florentinischer Hecht in den akademischen Karpfenteich gelangt. Er ist der Träger eines neuen Geistes, er rüttelt und schüttelt die vermotteten Perücken des Klassizismus weidlich, aber er ist auch ein Galgenvogel und muß zuletzt Fersengeld geben. Es scheint, als hätte Ginzkey allerlei Tiefsinniges mit dieser Gestalt beabsichtigt; als lägen in ihr Beziehungen zu unserer Gegenwart. Man würde sie aber schwerlich herausfinden, wenn das Bild keine Unterschrift hätte. Boncompagno, heißt es am Ende, gehörte zu jenen gar nicht seltenen Menschen, „denen vor lauter Gescheitheit das Herz zu Kopf gestiegen und dort zu Geist verdunstet ist". Da versteht man, daß der Wiener Dichter mit den „Intellektuellen" ein Hühnchen zu rupfen hatte, und nachträglich rückt dann manches in ein neues Licht. Doch wie gesagt: ohne die Nachhilfe der direkten Erklärung würde man nicht darauf verfallen. Die Gestalt ist also wohl nicht fertig geworden, aber man muß in dieser schweren Zeit zufrieden sein und nicht mehr verlangen, als ein Talent hergibt.

Bleiben wir noch einen Augenblick in der Doppelmonarchie, bevor wir das Steuer nach Norden drehen. Es ist da mit einem Geleitwort von Adam Müller Guttenbrunn ein kleines Büchlein erschienen: Heimweh. Erzählungen aus Siebenbürgen von Anna Schuller-Schullerus (Leipzig, C. F. Amelang). Ein Büchlein zum Einstecken und Mitnehmen. Ein Büchlein im Sommer zu lesen, wenn Gottes Brot wächst, oder an einsamen Wintertagen, wenn im Ofen das Feuer prasselt. Ein Büchlein für Sonntagsstunden der Seele. Die Pfarrerfrau, die es geschrieben hat, gilt als die beste Dichterin der Siebenbürger Sachsen; aus der Mundart dieses versprengten deutschen Stamms sind die lieben, zarten Skizzen übertragen. Von ihrem Inhalt, ihrem Körper ist gar nicht zu reden. Kindheitserinnerungen ... der alte Pfarrgarten ... drüben die blauen Karpathen ... ein Gang durch die Kornfelder, ein Dorfsonntag, ein Weihnachtsfest mit dem Lichterbaum, Kätzchentaufe und Fastnachtsfreuden, Besuchsfahrten und ähnliche Kleinigkeiten. Alles auf den Ton gestimmt: Wie liegt so weit, was mein einst war! Alles mehr lyrisch denn erzählerisch empfunden, reine Stimmung, die kein lauterer Ton zerreißt. Solche Heimwehträume dürfen nur ein kurzes Atemholen sein. Auch das hat die Siebenbürger Dichterin verstanden und sich klug beschränkt.

Im Norden geht die Luft etwas herber. Es ist mir recht so. Lange halte ich es in lauter Blumenduft nicht aus. Und man folgt gern, wenn man aus dem sonnigen Pfarrgarten auf die stürmische Nordsee geführt wird. Einer, der sie geliebt, einer, den sie begraben hat, erzählt uns von ihr: Gorch Fock, der in der Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916 mit der „Wiesbaden" unterging. Sein Name begann gerade bekannt zu werden, als der Krieg ausbrach. Ein paar Bücher hatten Freunde gefunden. Hier und da hörte man, daß in dem jungen Hamburger Handlungsgehilfen ein Dichter stecke. Und man nahm sich vor, bei Gelegenheit einmal in seine Werke hineinzugucken. Aber nun, wo es geschieht, hat dem jungen Gorch Fock die Nordsee schon das kühle Grab seiner Väter bereitet. Der Name dieser „Nordsee" und Mordsee steht über dem Auswahlbande, der des Dichters Gedächtnis lebendig erhalten soll (Hamburg, M. Glogau jr.).

Mit besonderer Ergriffenheit liest man darin die Auszüge aus den Kriegsbriefen. „Ich will nicht nur ein tüchtiger, sondern auch ein fröhlicher Soldat werden," schreibt er einmal, „einer, der seine Nachbarschaft mit seinem Lachen ansteckt." Und es ist kein Zweifel, daß er das schöne Wort wahr gemacht hat. Helläugig, ein echter Sohn der Küste, ist er nach Rußland hineinmarschiert, glücklich über das große Erleben, „voll Lebenslust und Lebenskraft". Nie, sagt er fast jubelnd, war mein Leben klarer. Nie hat er sich Gott näher gefühlt. Für ihn war der Krieg „ein Segen", weil er darin Zeit fand für das Ewige, für Gott, in dessen Hände er sein Geschick gelegt hatte. Er selber nennt seine Nerven „stahlhart"; er freut sich seiner Kraft und Gesundheit, er will mit noch helleren Augen zurückkehren, als er gegangen ist. Besonders seit er „Mariner" geworden war, fühlte er sich in seinem Element. „Seefahrt ist not, auch meine Seefahrt! Ich weiß, daß mir jeder Tag an Bord zum lebendigsten Ereignis wird, daß ich lebe und webe, daß meine Dichtung hier ihre höchste Kraft sammeln wird." Hundert Pläne hat er im Kopf. Er empfindet stark, daß „noch viele Stufen vor mir liegen, daß ich meines Wachstums

Digitized by Google

Gipfel noch nicht erreicht habe und daß Gott jeden Menschen vollendet, so weit er ihn vollenden kann".

Es war anders über ihn beschlossen. Er hat die Möglichkeiten, die in ihm lagen, nicht erfüllen dürfen. Man blättert zurück und sieht sich sein Bild an: dieses gute, offene, energische Gesicht mit den scharfen, klaren und hellen Augen. Ob er ein Dichter war, kann man danach nicht wissen, aber man legt getrost die Hand dafür ins Feuer, daß er ein aufrechter, tüchtiger Mensch war. Ja, es ist ein Jammer; es ist am besten, man denkt nicht erst darüber nach.

Die ausgewählten Geschichten handeln fast alle von Fahrensleuten, und durch alle rauscht die See. Die meisten sind plattdeutsch erzählt, und die Mundart gibt ihnen von vornherein Charakter, sie begünstigt einen gesunden Realismus, sie wehrt sich gegen Empfindsamkeit, sie trägt einen jungen Dichter viel sicherer als das abgeschliffene Hochdeutsch. Gewiß ist nur ein kleiner Ausschnitt der Welt für sie erreichbar. Gorch Fock notiert einmal mit Vergnügen die Bemerkung eines Professors: wie Wolfram von Eschenbach die ganze Welt verrittert habe, so habe er sie verfinkenwärdert. Wir wollen uns auch hüten, die kleinen Erzählungen nun nachträglich aufzubauschen. Sie sind echt und gut, aber sie sind eben nur ein Auftakt, ein Versprechen. Niemand kann sagen, ob es eingelöst worden wäre; es gibt in jedem Jahre unendlich mehr Kirschblüten als Kirschen. Doch nach Menschenermessen wäre unserer Dichtung in Gorch Fock eine tüchtige, gesunde Kraft zugewachsen, wie wir sie als Gegengewicht gegen Literatenkünste so nötig haben.

Von der Nordsee zum Eismeer! Ein junger Deutscher namens Kurt Faber erzählt, was er „Unter Eskimos und Walfischfängern" erlebte (Stuttgart, Robert Lutz). Als verlorener Sohn war er wie üblich nach Amerika abgeschoben worden, und in einer durch Whisky gesteigerten „Komme was will"-Stimmung läßt er sich 1903 in einer Hafenkneipe von San Franzisko für den Dienst auf einem Walfischfänger anwerben. Bei Hartbrot und Salzfleisch fährt der junge Abenteurer, der ein besonders berüchtigtes Schiff erwischt hat, der „dicken, dunstigen, stahlgrauen Atmosphäre" des Eismeeres entgegen, ahnungslos, daß Jahre vergehen sollen, ehe er wieder unter zivilisierte Menschen kommt. Die schwimmende Hölle des Fahrzeugs, das ihn trägt, gelangt immer weiter nach Norden, Eisschollen sperren den Weg, unheimlich klingt das klägliche Kinderweinen der Seehunde herüber, die ersten Eskimos kommen von der Lorenzinsel an Bord, bald wird der erste Walfisch gemeldet, und eine abenteuerliche, wilde, gefährliche Jagd beginnt, bis der Riese die „rote Flagge" zeigt, d. h. bis statt des Wasserdampfes dem Spantloch blutiger Schaum entströmt. Abenteuerliche Fluchtpläne bringen unsern Helden bald darauf in eine fürchterliche Lage; wohl oder übel muß er ausharren. Er spricht von der Plage der Mitternachtsonne und der funkelnden Polarnacht, von dem Weihnachtsfest, das er im Eise feiert, und von Temperaturen, bei denen man die Gänsehaut spürt, von dem Eismeerkoller, der sie alle erfaßt, und von der Begegnung mit Kapitän Amundsen. Im dritten Jahr, im „Hungerjahr", faßt er den Entschluß, mit einem Eskimohäuptling die 4000 Kilometer-Wanderung durch das Nordwestterritorium zu unternehmen, und führt das Wagnis auch durch. Er entschuldigt sich während dieser Reiseschilderung, daß er fortwährend von Essen und Trinken sprechen muß, „aber Nahrungssorgen überwuchern alle andern. Sie sind es, die den Menschen von morgens bis abends beschäftigen, die tagaus, tagein sein ganzes Denken in Anspruch nehmen". Nun, wir entschuldigen gern; wir begreifen es und drücken Kurt Faber verständnisinnig die Hand. Man versteht auch seine Freude, als er nach dreieinhalb Jahren die ersten Bäume am südlichen Horizont auftauchen sieht. Und endlich kommen die Blockhütten von Fort Mac Pherson in Sicht, und die Zivilisation begrüßt den Wanderer durch Sturm und Eis in Gestalt eines Phonographen, made in Germany, mit der Lustigen Witwe und den erschütternden Klängen von „Trinken wir noch 'n Tröppchen".

Kurt Faber erzählt nicht schlecht, aber er nennt seine Feder einmal „geschwätzig" und wirkt in der Tat etwas weitschweifig. Das hängt — so sonderbar es klingen mag — mit seiner „Sachlichkeit" zusammen. Er schaltet nämlich nach Möglichkeit alles Persönliche aus; er behelligt uns mit seinen privaten Dingen am liebsten gar nicht; das Schiff, das Eis, der Walfisch, das Riesenland da oben, sie allein sollen wirken. Doch in erster Linie wird uns immer nur der Mensch reizen. Erst durch ihn wird uns das Beringsmeer und alles andere interessant. Und dieses Buch der Abenteuer würde noch stärker fesseln, wenn sein Verfasser nicht etwas physiognomielos wäre oder sich mindestens so gäbe.

Es kommt nun ein jäher Klimawechsel, der hoffentlich empfindliche Naturen nicht krank macht. Aus dem kalten Alaska geht es ins heiße Kamerun; von Eskimos zu Niggern; aus Eiswüsten in den afrikanischen Busch. Ein Potsdamer Kind, Lene Haase, übernimmt diesmal die Führung. Mit ihrem Gatten, einem deutschen Regierungsarzt, ist sie kreuz und quer durch Kamerun gezogen, wie früher durch Südwest, und von ihren Fahrten hat sie Geschichten mit heimgebracht, Geschichten aus dem Urwald, eine gute Mandel, die sie uns unter dem Titel „Meine schwarzen Brüder" nun erzählt (Berlin, E. Fleischel & Co.).

Sie erzählt springlebendig, mit einer unbekümmerten Forschheit, weder vom Damen- noch vom Dichterhochmut eingeengt. Sie

Digitized by Google

zieht lachend an der Strippe, und ihre wollköpfigen Freunde, die Hosen- und die Buschnigger, fangen zu tanzen an. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und reißt durch ihr Temperament, ihren Sturmschritt, ihr festes, frisches Zugreifen auch den Zögernden mit. Man merkt wohl hin und wieder, daß sie etwas unterstreicht und daß sie nicht umsonst in dem „Bluffland" gewesen ist, in dem ein früherer Roman von ihr spielt. Sie beginnt eine Skizze „Njajang der Urmensch" mit dem Satze: „Er stand vor mir, anzuschauen wie eine antike Statue des Mars aus tiefdunkler Bronze und bohrte sich verlegen in der Nase." Mit anderen Worten: sie weicht der überraschenden Wirkung nicht aus, sondern sucht sie eher. Aber sie hält diese Neigung, die vielleicht einst gefährlich werden könnte, noch in Schranken, so daß man sich ihrer Laune, ihrer Natürlichkeit, ihrer Handfestigkeit ohne Argwohn freuen kann. Wenn sie ihre Perle vor uns hinstellt, den pomadisierten Max Sauerkohl, der mehr Sinn für Repräsentation hat, als seine Herrin, wenn sie von der Syndikatsehe ihrer naivgerissenen Boys erzählt oder von den weitherzigen Treuebegriffen der schönen Djala, wenn sie die Heuchlermaske der kulturbeleckten Hosennigger lüftet oder den lanolinfressenden Urmenschen in allen Prächten zeigt, so wird sich selbst der ärgste Griesgram das Lachen nicht verbeißen können. Nur darf man danach nicht glauben, daß Lene Haase ihre „schwarzen Brüder" etwa nur vom Standpunkt überlegener Heiterkeit betrachtet. Man lese den „seltsamen Tod des Soldaten Essomwondo", man lese den „Man-Tiger", man sehe sich den alten Feldwebel Ngomo im Buschkrieg an, und man wird auch vor allem Rührenden oder Rätselhaften der Niggerseele stehen. Man ist danach ohne weiteres überzeugt, daß alle diese Schwarzen „garantiert echt" sind, und daß Lene Haase nicht nur ein außerordentlich unterhaltendes, sondern auch ein kluges Buch geschrieben hat.

An einen kleineren Kreis wendet sich „Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse", den Erich Petzet trotz der grundsätzlichen Abneigung Burckhardts gegen solche Veröffentlichungen herausgegeben hat (München, J. F. Lehmann). Im Hause Franz Kuglers hatten sich der junge Gelehrte und der werdende Dichter einst kennen gelernt: Heyse, der „gänzlich wohlerzogene Göttersohn", dessen äußere und innere Anmut aller Herzen gewann; Burckhardt, der zwölf Jahr ältere, der sein warmes Gefühl ironisch zu verkleiden liebte und deshalb von den jungen Mädchen im Kuglerschen Hause „Die reene Bosheit" genannt wurde. Beide fanden sich in den gleichen ästhetischen Anschauungen, in der Vorliebe für das „Fresken- und Kastanienland Italien", in menschlicher Sympathie, und so entstand eine Freundschaft, der wir die vorliegenden, ein ganzes Leben überspannenden Briefe verdanken. Auch in ihnen zeichnen sich die verschiedenen Charaktere deutlich ab: Burckhardt wirkt fester, männlicher, herber; er schämt sich des vollen Empfindungslautes und gießt immer eine ironische Tunke darüber; Heyse ist offener, herzlicher, anschmiegsamer — ein Briefschreibe- und Freundschaftstalent, das keinen losläßt und das sich ausplaudern muß. Wer die Zeit, ihre Götter und Götzen genauer kennt, der wird in diesen Briefen manchen Blick hinter die Kulissen tun. Des weiteren nimmt man eine Reihe gescheiter ästhetischer Bemerkungen mit und stellt von neuem mit Freuden fest, wie tapfer und uneigennützig Paul Heyse schon in allerfrühester Zeit für Mörike, Böcklin u. a. eintrat.

In das letzte Eckchen, das heute noch übrigbleibt, will ich ein Werkchen quetschen, das nach seinem Titel schon in solch Eckchen gehört. Es heißt „Winkelglück", ein fröhliches Buch aus ernster Zeit (Leipzig, Quelle & Meyer). Ich kann es aus mancherlei Gründen nicht besprechen, aber ich darf sagen, daß es sich vorgenommen hat, den lieben Deutschen dieser schweren Tage ein Lächeln auf die Lippen zu legen. Seht zu, ob ihm das gelingt, ob ihr euch in der kalten Winternacht und bösen Kriegszeit die Hände und Herzen daran wärmen könnt! Wärme und Freude sind uns jetzt so arg nötig, und wenn ich den Lesern auf den Weihnachtspfefferkuchen einen Wunsch schreiben sollte, so würde ich den alten schönen Bergmannspruch aus dem Harz wählen, der auch vor dem „Winkelglück" steht:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Abschied im Winter

Ich steh' und schau' in die graue Nacht —
„Der Abend hat uns viel Schnee gebracht."
Über die Straße unten im Tal
Wandert ein später Laternenstrahl
Und sucht ...
Wie meine Hoffnung.
So müde.

Gerhard Kirchwehm

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. November 1916

Die beiden Hauptkriegsschauplätze lagen in diesem Monat an der Somme und in Rumänien. Während an der Somme der Angriff der Engländer und Franzosen in der bekannten Linie weiterging und unseren Truppen dort nur die Aufgabe zufiel, nach äußerster Möglichkeit ihre Positionen zu halten, ist unsere Gegenoffensive in Rumänien glücklich und erfolgreich weiter gegangen. Erst wurde Siebenbürgen befreit und wurden die Grenzpässe erobert, die die Möglichkeit zum Niederstieg in die Täler der anderen Seite und in die Ebene der Walachei erst gewähren. Darüber haben wir das letztemal berichtet. Danach wurde der Angriff im Westen auf Orsova eingeleitet, in dem von Norden her der Feind bedrängt wird; zum Teil wird dort auch schon auf rumänischem Boden gekämpft. Am 23. Oktober wurde südlich von Kronstadt Predeal von der Armee Falkenhayn erobert und seitdem wird längs des Südabhanges an allen Übergangsstellen erbittert gekämpft, wobei vor allem im Raume von Campolung Fortschritte gemacht werden. Die Jahreszeit ist inzwischen so weit vorgeschritten, daß naturgemäß diese Kämpfe nur unter größten natürlichen Schwierigkeiten vor sich gehen können. Das erklärt ihren langsamen Gang, sowie, daß es dem Gegner doch immer noch möglich ist, bei gelegentlichen Gegenangriffen schon verlorene Stellungen zurückzugewinnen. Die Karte lehrt, daß die Täler am Südabhang der transsylvanischen Alpen sehr lang und schmal sind, so daß der Übergang über den Paß zunächst nur der Anfang ist. Aber auch auf der anderen Seite kommen auf diesen Höhen die Gegner nicht voran. Namentlich ist nach wie vor das Bestreben der Russen und Rumänen, von der Moldau-Bukowinafront aus gemeinsam nach Ungarn herein zu operieren, auf dem Papier stehen geblieben. Schwere Kämpfe spielen sich da ab, die in vielem an die Schlachten in den Karpathen im Winter 1914/15 erinnern.

Dafür ist die Offensive im Süden ein entscheidendes Stück weiter vorwärts gedrungen. Die Schlacht in der Dobrudscha vom 19. bis 21. Oktober wurde vollständig zu unseren Gunsten entschieden. Der Erfolg wurde am augenfälligsten mit der Einnahme von Konstanza am 22. und von Cernavoda am 24. Oktober. Die Russen und Rumänen sind danach hinter die Eisenbahnlinie Cernavoda—Konstanza zurückgetrieben worden und die deutsch-bulgarischen Truppen haben bereits eine Gegend erreicht, die 40 Kilometer nördlich dieser Eisenbahnlinie liegt.

Mit Konstanza wurde Rumänien schon das Rückgrat gebrochen. Ist es doch durch die Eisenbahnlinie nach Cernavoda, die dort in einer riesigen und großartigen Eisenbahnbrücke die Donau überschreitet, gewissermaßen eine künstliche Donaumündung für Rumänien, die ihm wertvoller ist, als die eigentliche Donaumündung, weil Konstanza südlicher liegt und ein ausgezeichneter Hafen ist. Militärisch ist die Lage jetzt so, daß die gesamte neue Dobrudscha Rumänien wieder entrissen ist, und daß die verbündeten Truppen alle auf Bukarest gehenden Eisenbahnlinien wenigstens in ihren Anfangspunkten besetzt haben. Wir wissen, daß dieser Feldzug nicht so rasch zu Ende gehen kann, wie man sich das daheim in einer übereilten Überschätzung immer vorstellt. Der zweite Teil des Feldzuges nach Rumänien hinein bedarf sehr der Sicherungsmaßnahmen und der Organisation der Etappen und Nachschubwege im Rücken. Aber das sind Schwierigkeiten, deren Überwindung zwar Zeit kostet, die aber von den hochbewährten Fähigkeiten unseres Generalstabes spielend überwunden werden. Der Feldzug dürfte für Rumänien heute schon hoffnungslos sein. Es zeigt sich nicht nur, daß Rumänien übereilt in ihn hereingezogen worden ist, sondern auch seine Führung hat sich als unfähig erwiesen. Sie hatte den Vorteil der sog. inneren Linie, für deren Ausnutzung ein immerhin brauchbares und zweckmäßig angelegtes Eisenbahnnetz zur Verfügung stand. Mit Recht hebt die Militärkritik hervor, daß trotzdem der rumänische Generalstab seine Kräfte stets am verkehrten Orte angesetzt hat, während unsere Heeresleitung die viel schwierigere äußere Linie sowohl in Siebenbürgen wie in der Dobrudscha glänzend ausnutzte. Nunmehr ist die Führung der rumänischen Armee durch russische Generale und französische Generalstabsoffiziere ersetzt. Aber auch diese werden unsere Heeresleitung nicht hindern, das Ziel zu erreichen, das sie sich gegen Rumänien gesteckt hat.

Kein Wunder, daß bei diesen Erfahrungen die Stimmung in Rumänien schwül geworden ist. Die Träume einer Eroberung Siebenbürgens sind in Fetzen verflogen, die Verluste sind groß, die Niederlagen folgen einander. Und die Verbündeten? Rumänien sieht hilfeflehend nach allen Seiten aus. Aber die Westmächte können ihm praktisch nicht helfen, weil dazwischen die eherne Mauer der bulgarischen und türkischen Armee und

Digitized by Google

die ebenso feste Sperre der Dardanellen steht. Der einzige Verbündete, der mit Truppen und Kriegsmaterial helfen kann, ist nach Lage der Dinge Rußland. Daher ist auch der fortwährende Kehrreim in den Blättern der Entente, Rußland müßte 3—400000 Mann Rumänien zu Hilfe schicken, um dort den Feldzug zu entscheiden. Denn daß diesem Ringen in Rumänien eine entscheidende Bedeutung zukommt, wird in allen Betrachtungen der feindlichen Presse offen anerkannt. Wir sind ebenso sicher, daß die Gegner ihre Entscheidung in ihrem Sinne nicht erringen werden. Denn der militärische Gedanke, mit Rumänien zusammen zu arbeiten durch einen Riesenangriff von Süden aus, scheitert ja unausgesetzt in elender Weise. Der General Sarrail mag 350000 Mann zur Verfügung haben und kämpft auf einer Linie, die dafür viel zu lang ist. Er stützt sich auf einen einzigen Hafen, zu dem die Zufahrt fortwährend von den deutschen und österreichisch-ungarischen U-Booten im Mittelmeer bedroht wird. Das Gelände nach vorn ist höchst ungünstig, die Witterungsperiode gerade jetzt, da die Regenzeit begonnen hat, unvorteilhaft. So bedeutet es gar nichts, daß er auf dem rechten Flügel etwas über die Struma gekommen ist. Er steht dort nach wie vor vor der Linie Seres-Demirhissar. Auf dem linken Flügel läßt er die Serben kämpfen, die noch längst nicht 100000 Mann stark sind. Das sind die Gefechte im Bogen der Cerna, von denen die Heeresberichte immer melden, die sich kaum von der Stelle bewegen und jedenfalls noch sehr davon entfernt sind, das Kampfziel der Gegner an dieser Stelle, Monastir, zu erreichen. Im ganzen wird die gewaltige Linie vom Prespa-See bis nach Demirhissar und Seres von den Bulgaren und Deutschen, die dort kämpfen, so fest gehalten, daß an eine Entlastung Rumäniens durch die Operationen der Armee Sarrails schlechterdings nicht zu denken ist.

⁂ ⁂ ⁂

Im Osten hat der vergangene Monat eine Reihe wütender Angriffe der Russen gebracht. So am 14. und 16. Oktober bei Luck, am 30. und 31. Oktober an der Narajowka. Am 9. November sind sie einmal durch einen glänzenden Gegenstoß in der Gegend von Skrobowa erfolgreich erwidert worden. Aber so blutig diese Kämpfe bei Luck, am Stochod usw. sind, sie sind rein lokaler Natur; eine große Gesamtoffensive der Russen spielt sich dort nicht ab. Das ist nun immer noch der Fall im Westen, an der Somme, wo Engländer und Franzosen an ihrer Idee eines Durchbruches nach wie vor festhalten. Am 18. und 23. Oktober und am 5. November verkündeten unsere Heeresberichte in dieser Dauerschlacht besondere Großkampftage. Was in diesen auf unserer Seite verloren geht, lohnt kaum näherer Mitteilung; so geringfügig ist es. Und im ganzen darf wohl schon gesagt werden, daß die Angriffsbewegung an der Somme ihren Höhepunkt überschritten hat. Engländer und Franzosen müssen sich allmählich davon überzeugen, daß diese Schlacht, wie der Kunstausdruck lautet, jetzt steht. Und die Erfahrungen des Krieges haben gezeigt, daß sich damit der Vorteil von Tag zu Tag mehr auf die Seite des Verteidigers neigt.

Das hat freilich die Franzosen nicht abgehalten, an einer anderen Stelle, bei Verdun, eine überraschende Offensive, die sich noch dazu des Schutzes des Nebels erfreuen konnte, zu beginnen. Am 24. Oktober setzten sie aus der Front: westlich Bras — vorwärts Thiaumont — Tavanne zum Offensivstoß an, der für den langhingezogenen Kampf um Verdun mit dem Charakter des Überfalls eine neue Phase einleitete. Der Überfall gelang insofern, als die Franzosen in einem einzigen Anlaufe fast das ganze Gebiet gewannen, um das wir seit Ende Februar mit ihnen monatelang gerungen haben. In diesen Kämpfen gingen Douaumont und Vaux wieder verloren, wobei letzteres plan- und befehlsgemäß geräumt wurde (1. auf 2. November). Wir wollen den Erfolg der Franzosen nicht herabsetzen, der zeigt, daß sie noch starke Angriffskräfte haben, indem sie gleichzeitig an der Somme und vor Verdun offensiv vorzugehen in der Lage waren. Moralische Bedeutung hat dieser Erfolg für sie, weil er das Vertrauen des französischen Heeres und Volkes hebt.

⁂ ⁂ ⁂

Auch im Süden, in den Kämpfen zwischen Österreichern und Italienern, ist ein neuer Akt eingeleitet worden. Am 1. November wurde im Görzischen eine neue Offensive durch die zweite und dritte italienische Armee begonnen, die mehrere Tage fortdauerte. Aber auch in dieser neuen Isonzoschlacht vermochten die Italiener keinen Erfolg davonzutragen.

⁂ ⁂ ⁂

Sehr lebhaft war die Tätigkeit unserer Flotte. In der Nacht vom 26. auf 27. Oktober stießen Teile unserer Torpedobootskräfte in den englischen Kanal vor und erreichten die Linie Folkestone—Boulogne. Zum Teil unmittelbar vor den feindlichen Häfen wurde eine Reihe englischer Kriegsschiffe versenkt oder beschädigt. Das war ein ausgezeichneter Erfolg, weil er zeigte, daß selbst die raffiniertesten Sicherheitsmaßregeln, mit denen die Engländer den Kanal sperren, vor der Kühnheit und Umsicht der deutschen Kriegsmarine nichts bedeuten.

Gleichzeitig waren die U-Boote überall sehr tätig und nahmen zu ihrem bisherigen Kampfgebiet ein neues hinzu. Der Schiffahrtsweg zwischen Rußland und England um das Nordkap herum und längs der Murmanküste ist für Rußland besonders bedeutungsvoll geworden, weil es auf diesem Wege Zufuhren von Kriegsmaterial erhält, die nach Archangelsk gehen, solange dieser Hafen noch nicht zugefroren war, jetzt aber nach der das ganze Jahr

Digitized by Google

hindurch schiffbaren Murmanküste (an der Halbinsel Kola), wo im Hafen von Alexandrowsk die während des Krieges gebaute oder beinahe fertig gebaute Murmanbahn den weiteren Transport nach Petersburg übernimmt. Diese Verbindung stören die deutschen U-Boote im Eismeer auf das empfindlichste. Fortwährend lasen wir von versenkten Schiffen in diesen unwirtlichen Gegenden, und wir bewunderten die Kühnheit und Zähigkeit unserer U-Bootsbesatzungen abermals, die selbst dort glänzende Erfolge erzielten. Da aber auf dieser Straße ganz besonders der norwegische Handel- und Schiffahrtsverkehr geht, so traf der Vorstoß unserer U-Boote die für Norwegen so vorteilhafte Verbindung mit der Entente, und das führte zu einer Spannung zwischen Deutschland und Norwegen, die auch jetzt noch nicht gelöst ist.

⁂ ⁂ ⁂

Bekanntlich hat die Entente, d. h. England, an die neutralen Staaten die Aufforderung gerichtet, ihre Häfen und Gewässer den deutschen U-Booten ganz zu sperren. England bestreitet einfach der Waffe des U-Bootes, sobald sie Deutschland verwendet, jegliches eigene Recht und will es völkerrechtlich vogelfrei machen. Dieses Ansinnen haben die Vereinigten Staaten sehr bestimmt abgelehnt; sie haben auch in ihrem Verhalten gegen unsere Handels-U-Boote, sowie gegen U-53, das es fertig gebracht hatte, unbemerkt von der englischen Flotte quer über den Ozean hin und her zu fahren, diesen Standpunkt eingehalten. Dagegen hat Norwegen in seiner Verordnung vom 13. Oktober dies Geheiß der Entente erfüllt. Seitdem sind Häfen und Gewässer Norwegens den U-Booten kriegführender Mächte verschlossen. Schweden hatte schon vor längerer Zeit dasselbe getan, aber gleichmäßig gegen alle Kriegführenden, weil die Verletzung des Völkerrechts durch russische und englische U-Boote in seinen Gewässern zu arg wurde. Dagegen war nichts zu sagen, das war eine Maßnahme, die alle kriegführenden Mächte gleichmäßig traf und von ihnen allen und auch von uns hingenommen werden konnte und mußte. Dagegen ist der Schritt Norwegens das, was man in der Diplomatensprache einen unfreundlichen Akt nennt. Die Maßnahme trifft lediglich uns. Militärisch schadet sie nichts, weil unsere U-Boote, wie sie mit ihrer Fahrt über den Ozean in 17 Tagen gezeigt haben, zu einer Tätigkeit in europäischen Gewässern der Stützpunkte in neutralen Häfen nicht bedürfen. Ihr Aktionsradius reicht eben über den Atlantischen Ozean hin. Aber Deutschland kann sich nicht gefallen lassen, daß ein neutraler Staat so offen auf die Seite unserer Gegner tritt, der vor allem wegen seiner geographischen Lage und seiner Handelsschiffahrt für England so wertvoll ist. Schon heute steht ein großer Teil der norwegischen Handelsflotte direkt im Dienste Englands und Norwegen selbst kann fast wie eine englische Kolonie betrachtet werden. Um so selbstverständlicher ist es, daß Deutschland sein Recht gegen Norwegen entschieden wahrt: es richtet seinen U-Bootskrieg unter Einhaltung der völkerrechtlichen Bestimmungen natürlich gegen alle norwegischen Schiffe, die mit Bannware beladen sind, und es hat sich sehr entschieden gegen diese einseitige Stellungnahme verwahrt, die Norwegen in seiner U-Bootsverordnung vollzog. Der Notenwechsel, der sich daran angeschlossen hat, ist noch nicht beendet; weder die deutsche noch die norwegische Antwort sind veröffentlicht, so daß über den Ausgang dieses Konfliktes noch nichts zu sagen ist. Immerhin stehen wir vor der Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Norwegen, in dem das Recht vollkommen auf unserer Seite ist.

⁂ ⁂ ⁂

Merkwürdig still ist es in Griechenland geworden. Es ist Venizelos nicht gelungen, das ganze Land gegen König Konstantin zu rebellieren. Altgriechenland ist samt dem größten Teil des Heeres und Offizierkorps dem König treugeblieben. So hat sich das sonderbare Staatsgebilde der Revolution auf Mazedonien und die Inseln beschränkt. Da hat Venizelos versucht Steuern auszuschreiben und Soldaten auszuheben, es ist auch bereits zu kleineren Zusammenstößen zwischen der königlichen und seiner Armee gekommen. Aber die Entente hat nicht getan, was er bestimmt erwartet hatte. Sie hat nicht den König Konstantin einfach fallen lassen und statt dessen Venizelos proklamiert, sondern sie unterhält Beziehungen mit beiden, was für Venizelos bedeutet, daß er als rechtmäßiger Herrscher Griechenlands von der Entente nicht anerkannt ist.

Die Schwierigkeiten, die sich in der griechischen Frage selbst dieser rücksichtslosen Ententepolitik entgegenstellten, sind auf ihrer großen Konferenz in Boulogne Anfang November eingehend erörtert worden, an der übrigens weder Russen noch Italiener teilgenommen haben. Diese Konferenz hat sogar beschlossen, überhaupt eine andere Balkanpolitik einzuschlagen, und das ist eine große Niederlage für Frankreich, vor allem für Briand. Letzterer hatte sich ja ganz besonders für das Salonikiunternehmen eingesetzt, weshalb auch ein französischer Oberbefehl für diese Armee durchgesetzt worden ist. Deren geringe Erfolge sowie die Schwierigkeiten politischer Art innerhalb der Entente gegenüber Griechenland haben nunmehr eine Wendung herbeigeführt, insofern als Frankreich das ihm von der Entente übertragene Mandat für Griechenland und Mazedonien genommen worden ist. Man will eine ganz andere Balkanpolitik als bisher einschlagen und als sie Briand vertrat. Welcher Art diese sein wird, wissen wir noch nicht. Die Angriffe der englischen Presse auf ihre Regierung, daß der Verband Venizelos verraten habe, täuschen uns indes nicht darüber, daß es von der englischen

Digitized by Google

Seite aus sehr klug war, zur rechten Zeit diese Wendung gegenüber dem König von Griechenland vorzunehmen. Was man militärisch von Griechenland braucht, hat man; darüber hinaus zu gehen, widerrieten die Beziehungen zu Italien und Rußland. Jedenfalls hat sich Frankreich in dieser Angelegenheit eine böse Niederlage zugezogen, die auf die Stellung des Ministerpräsidenten wohl zurückwirken wird. Das französische Volk wirft ihm vor, daß er einen großen Teil der Armee für eine Unternehmung festgelegt habe, die weder militärisch noch politisch durchzuführen war und Frankreich keine Lorbeeren gebracht hat. So bleibt die diplomatische Situation auf der Balkanhalbinsel in der Schwebe, bis sie die militärischen Ereignisse in Rumänien entscheidend weiterführen.

Am 7. November hat in Amerika die Präsidentenwahl stattgefunden, aus der nach längerer Unsicherheit doch Wilson als Sieger hervorging. Dafür haben die Kongreßwahlen, die am gleichen Termin für das Abgeordnetenhaus stattfanden, die bisherige demokratische Mehrheit im Unterhause des Kongresses beseitigt, so daß Wilson, der in den beiden früheren Kongressen durch die demokratische Mehrheit schließlich immer siegen konnte, nunmehr einer großen republikanischen Partei gegenübersteht, die ihm erhebliche Schwierigkeiten machen kann. Der Ausgang der Präsidentenwahl hat vielleicht in Europa überrascht, obwohl in den letzten Wochen ersichtlich die Chancen für Wilson immer mehr stiegen. Das Programm, mit dem seine Anhänger für ihn in das Feld zogen, hat offenbar die große Opposition gebrochen, die sich allmählich gegen Wilson angesammelt hatte. Man vermochte ihr entgegenzuhalten, daß Wilsons Politik das Land doch vor dem Kriege bewahrt habe, und so sammelte das Banner „Frieden und Reichtum" (nämlich durch die Kriegslieferungen) besonders im mittleren und fernen Westen genügend Anhänger, um Wilsons Wiederwahl durchzusetzen. Es ist anzunehmen, daß auch die Frauen, von denen diesmal vier Millionen mehr als 1912 mit stimmen durften, für Wilson gestimmt haben werden. Die öffentliche Meinung Amerikas ist sich ja trotz aller sonstigen Gegensätze darin einig, daß sie keinen Krieg wünscht. Und Wilson erscheint ihr darum sicherer, als sein Gegenkandidat, der mit der Betonung einer entschiedeneren Politik nach außen die Gefährdung des Friedens für die Vereinigten Staaten als möglich erscheinen ließ. Die Wahlbewegung hat in den letzten Monaten die Politik der Vereinigten Staaten stark zurückgehalten. Ob und in welcher Weise sich diese nunmehr, da Wilsons Stellung erneut gewonnen ist, lebhafter betätigen wird, warten wir in aller Ruhe ab.

Am 5. November haben Deutschland und Österreich-Ungarn von sich aus die polnische Frage gelöst, indem sie Polen als ein selbständiges Königreich mit einer Verfassung und einer erblichen Monarchie proklamierten. Der Aufruf zum freiwilligen Eintritt in eine zu bildende polnische Armee und die Begründung eines polnischen Reichstages waren die beiden nächsten Schritte, die die Zentralmächte taten, um schon im Kriege Polen eine eigene selbständige Existenz zu sichern. Es war ein Schritt von größter Tragweite, der als solcher auch in Deutschland überall empfunden wurde. Für Österreich hatte er noch die besondere Folge, daß am gleichen Tage mit dem Manifest ein kaiserliches Handschreiben für Galizien eine Erweiterung seiner Rechte und Freiheiten in Aussicht stellte. Es wäre verfehlt, zu verschweigen, daß weite Kreise in Deutschland mit Bedenken namentlich für unseren preußisch-deutschen Osten diesem kühnen und vielleicht in vielen Beziehungen entscheidenden Schritt zusahen. Das feindliche Ausland wirft uns vor, daß der Schritt nur getan worden sei, um mit den polnischen Rekruten unsere Heere aufzufüllen. Aber wir brauchen uns um das, was das Ausland sagt, nicht zu kümmern, das für die Polen zwar immer schöne Worte übriggehabt hat, während des Krieges aber nichts getan hat, um diesen Worten die Tat folgen zu lassen. Jedenfalls eröffnet das Manifest vom 5. November den Polen eine große Aussicht. Fünfviertel Jahrhunderte haben sie ohne einen Staat gelebt, der von 1772 an ruhm- und machtlos unter dem Drucke der drei großen Ostreiche Preußen, Rußland und Österreich-Ungarn zusammenbrach. Nach manchen Aufstandsversuchen hatten sie seit 1863 in der Hauptsache resigniert, weil sie resignieren mußten. Solange der Bund der drei Ostmächte bestand, war für sie nicht die leiseste Möglichkeit zum Wiederaufbau ihres Staates. Aber als Nation sind sie damit nicht untergegangen. Im Gegenteil hatten sie unter dem Drucke des fremden Staates in Preußen wie in Rußland eine Entwicklung genommen, die noch mehr in Erstaunen setzen würde, wenn man sie bei uns besser kennte. Ihr Bauerntum hat sich in diesen beiden „Anteilen", wie man bisher sagte, gesund und selbständig entwickelt. Dazu ist, wovon das selbständige Polen nie etwas hatte, ein Mittelstand, ein polnisches Bürgertum entstanden, das besonders in Weichselpolen durch die Großindustrie und den Absatz nach Rußland hinein geradezu reich wurde. Dies wird natürlich fragen, was aus dieser Industrie und diesem Handel, was aus Warschau und besonders aus Lodz wird, wenn durch die neue Ordnung der Dinge der große Absatzmarkt des russischen Weltreichs verloren geht. Auch die Grenzen konnten natürlich jetzt von den Zentralmächten noch gar nicht bestimmt werden. Um so ungehinderter flattern die Träume vom selbständigen Polen, und der Pole, der die Herrlichkeit des Jagiellonenreichs schon wieder erneuert sieht, denkt daran, daß dessen Grenzen bis an die

Digitized by Google

Weichsel und Oder und bis an die Düna und den Dnjepr reichten. Viel Arbeit der Staatsschöpfung steht so den Staatsmännern der Zentralmächte noch bevor. Aber wir wissen, daß die uns nötigen militärischen Bürgschaften und Sicherheiten von unserer Heeresleitung bestimmt gefunden werden. Und wie die Neugestaltung auch gehe, an unseren preußisch-deutschen Osten wird und darf sie niemals rühren.

* * *

Je mehr der Winter voranschreitet, um so mehr schränken sich die militärischen Operationen ein. Dafür treten die anderen Kriegsfragen in den Vordergrund. Zunächst die Versorgungsfrage. Sie ist im Reichstage ausführlich behandelt worden, aber wichtiger war, daß sie durch eine Umgestaltung der militärischen Stellen einen erneuten Stoß vorwärts erhielt. Wir können sicher sein, daß die Generale von Stein, Groener und Schöler, die in diesen Posten tätig zu sein haben, das ganze schwere Problem mit größter Tatkraft und Geschicklichkeit anfassen. Es kommt nicht nur darauf an, die Versorgung der heimischen Bevölkerung im allgemeinen sicherzustellen, sondern besonders des Bevölkerungsteils, der für die Kriegsmaterial- und Munitionsarbeit auf das angespannteste tätig sein muß. Um alle diese Fragen systematisch regeln zu können, ist neben das Kriegsministerium, aber in enger Verbindung mit ihm, ein Kriegsernährungsamt geschaffen worden, von dem wir das Beste hoffen. Von hier ist wohl auch der Gedanke ausgegangen, der darüber hinaus die ganze Heimatbevölkerung für die Zwecke des Krieges in Dienst nehmen will. Er erinnert in seiner schlichten Großartigkeit an die Pflichtgedanken Friedrich Wilhelms I. und Kants, mit dem einfachen Hinweis, daß in diesem Existenzkampf Feldheer und Bevölkerung daheim eine Einheit sein müssen, die alle Kräfte in sich auf das Zweckmäßigste verteilt. Die Einzelheiten sind bisher noch nicht bekannt. Über die Notwendigkeit des Schrittes ist sich in Deutschland ebensowenig jemand im Zweifel, wie in dem Vertrauen, daß er von der Heeresleitung mit aller Schonung der notwendigen Interessen durchgeführt werden wird.

So können wir zuversichtlich hoffen, da von den verantwortlichen militärischen Stellen alles so klug vordenkend und vorbereitend geschieht, daß wir auch diesen dritten Kriegswinter überwinden werden. Der Feind sieht aus alledem, wie Deutschland bis zum äußersten entschlossen ist, und das wird schließlich seinen Eindruck auf ihn nicht verfehlen.

Mit den Schwierigkeiten der Versorgung kämpfen unsere beiden stärksten Gegner auch, England wie Rußland. In England macht die ungeheure Preissteigerung und Teuerung der wesentlichsten Lebensmittel den Ministern Kopfzerbrechen. Man will aber das System Deutschlands mit seinen Karten und seiner Verteilung nicht einführen und sucht deshalb die Rettung darin, daß man immer mehr Handelsschiffe neutraler Staaten in seinen Dienst stellt. In Rußland herrscht ein vollständiges Tohawabohu, vor allem im Eisenbahnwesen. Das Land ist ja noch zu drei Viertel agrarisch, und die Bauernbevölkerung lebt jetzt im Kriege vielleicht sogar günstiger als im Frieden, weil der Steuerdruck, der Zwang zu verkaufen nicht so wirksam ist. Aber die Städte leiden unter dem viel zu weitmaschigen Eisenbahnsystem und vor allem unter der Unordnung, die in diesem unüberwindbar herrscht. Am 14. November ist die Duma wieder zusammengetreten; sie will sich vor allem mit dieser Versorgungsfrage beschäftigen, die allmählich zu einer kritischen Frage ersten Ranges für Rußland geworden ist.

* * *

Reden der Staatsmänner sind im letzten Monat ganz besonders beachtet worden, eine Rede Greys und die Antwort des Reichskanzlers (am 9. November) vor allem, dazu die übliche Guildhallrede des Ministerpräsidenten Asquith auch am 9. November. Zwischen Grey und Herrn von Bethmann spielte zunächst wieder die Frage nach der Schuld am Kriege, und der deutsche Staatsmann fertigte den englischen Minister ganz besonders schlagend ab. Wir wissen ja, daß wir im Rechte sind, daß nicht Deutschland den Kriegsausbruch herbeigeführt hat. Aber es ist notwendig, daß auf gegenteilige Behauptungen der Feinde stets geantwortet wird. Sonst gehen diese mit Hilfe des bekannten mächtigen Nachrichtenapparats der englischen Presse unwidersprochen über den Erdball, und überall heißt es, die Deutschen wüßten nichts auf solche Vorwürfe zu antworten.

Aber noch wichtiger war ein Klang in diesen Reden, aus denen die Friedenssehnsucht der Welt das Friedensglöcklein ganz von ferne läuten hören wollte. Man sprach vom Weltfriedensbund und internationalem Schiedsgericht, und hüben und drüben erklärte man die Bereitwilligkeit, an solchen Gedanken des Pazifismus mitzuarbeiten. Aber — erst nach dem Kriege! Darum hatte diese ganze Auseinandersetzung keinen rechten Zweck, ja sie war für uns nicht ungefährlich. Wenn Grey und Wilson von diesem internationalen Gedanken reden, so steht für sie im Hintergrunde, daß sie — England und Nordamerika im Bunde — schon während des Krieges damit Deutschland eine internationale Verständigung, natürlich zu dessen Ungunsten, aufzwingen möchten. Daran kann uns natürlich nichts gelegen sein. Jetzt handelt es sich für uns zunächst allein um den Sieg, von dem die für uns notwendige Neuordnung der Welt abhängt. Solche pazifistischen Pläne mögen später ihr Recht haben und alle Mitarbeit Deutschlands verdienen. Jetzt erweckt eine solche Auseinandersetzung, die ein bestimmtes Ziel nicht haben kann, allzuleicht unklare Friedenshoffnungen. Klarheit aber und damit Anspannung aller Kräfte auf das eine Ziel, das ist es, was wir zuerst jetzt nötig haben!

Digitized by Google

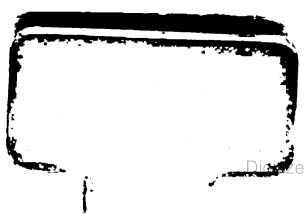
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 26450



Digitized by Google